

*image
not
available*



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

86808

AP30
v. 5
v. 3

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

ur

Dritter Band.

October 1857 — März 1858.

VT1283V1K

VGA
Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1858.

6

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
KORBARTBEFÜRGE
3. Band.



BRUNNEN
George Westermann

Wesermann's
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Nro. 13. October 1857.



Erste Abtheilung.

Epigramme von Friedrich Hebbel.

Napoleon und Stays.

Wie vor Varus, den Römer, so trat im geknechteten Deutschland
Vor Napoleon auch mahnend die Remesis hin.
Hätt' er den Jüngling verstanden, der, ohne zu zittern, das Leben
Vor die Füße ihm warf, als er's ihm wieder geschenkt:
Nimmer hätt' es der Völker bedurft, ihm die Lehre zu geben,
Daf der germanische Geist immer den sittlichen rächt.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Mensch, wenn das, warum Du am Morgen
Kämpfst auf Leben und Tod, Dich nicht am Abend erdrückt.

Der Kreis der Kunst.

Himmel und Erde gehn dem Dichter zwar nicht in den Rahmen,
Aber wohl das Gesetz, das sie beherrscht und bewegt.

Das Haar in der Suppe.

Mancher findet nur darum ein Haar in jeglicher Suppe,
Weil er das eigene Haupt schüttelt, so lange er ist.

Du bist allein.

Ohne Gefolge betriffst Du die Welt und ohne Geleite
 Gehst Du wieder hinaus: sei denn getröstet, o Mensch,
 Wenn Dich im Herbst die Freunde verlassen, wie Spagen und Schwalben,
 Denn in der bittersten Noth war noch ein Jeder allein.

Ideal und Leben.

Ist der göttliche Lenz mit seinen Farben und Düften
 Nicht ein Gut an sich selbst? Wird er es nur durch den Herbst?

An die Feinde des Neuen.

Hielt die Schwere nicht längst schon Himmel und Erde zusammen,
 Ehe, vom Apfel belehrt, Newton sie endlich entdeckt?
 Und Ihr wollt ein Gesetz bloß darum leugnen und schmähen,
 Weil es nicht Moses schon gab, als er auf Sinai stand?

Die Grenze des Vergebens.

Allen soll ich vergeben? Mit Freuden, wenn ich mich selber
 Bloß bedenke, und nicht auch die beleidigte Welt.
 Aber diese verbeut's, denn wenn ich dem Sünder die Buße
 Schenke, so raube ich ihr seiner Veredlung Gewähr
 Und ersticke in ihm den Trieb, sich über sich selber
 Zu erheben: so bleibt Strenge denn heilige Pflicht.

Ph. teut:

Wundert's Dich, daß er noch immer so faßelt? Ich kann es begreifen:
 Wenn er sich selbst nicht versteht, glaubt er, ein Genies spricht.

Das Sterben.

Ist der Tod nur ein Schlaf, wie kann Dich das Sterben erschrecken?
 Hast Du es je noch gespürt, wenn Du des Abends entschliefst?

Doppelte Eifersucht.

Edelherzige Frauen und eigennützig-gemeine
 Quälen mit Eifersucht auch den vortrefflichsten Mann:
 Aber die Einen mit der, die ihnen im eigenen Busen
 .Lodert, die Andern mit der, die sie entzündet in ihm.

Christus und seine Apostel.

Zwölf Apostel und doch nur ein einziger Judas darunter?
 Würde der Göttliche heut, zählte er mindestens elf!

Signa, die Seterin.

Von
Theodor Mügge.

I.



ine Anzahl Jahre sind jetzt vorübergegangen, als an einem sehr warmen Augusttage ein kleines Boot, das von zwei Ruderern gerudert wurde, den Eysterjord an Norwegens Westküste hinauffuhr, der einer der Nebearme des großen Sognefjords ist. In dem Hintertheile des Bootes saß oder lag vielmehr ein junger Mann auf einem Haufen duftiger, grüner Birkenreiser ausgestreckt, denn aus solchen macht man Sitze oder Lager für die Reisenden, welche auf den norwegischen Fjorden fahren. Es war dies aber ohne Zweifel ein Postboot, denn am Eysterjord gibt es keine Fahrstraße. Wilde, meist nackte und jäh aufstrebende Felswände erheben sich dreihis viertausend Fuß hoch zu beiden Seiten des Wasserspalts, der sich zwischen ihnen eingewühlt hat, und nur an wenigen Stellen öffnen sich kleine Thäler, deren liebliches Grün und malerische Umbüschung sehnfüchtige Wünsche erregen konnten. Solche Wünsche empfand sicher auch der junge Reisende, welcher keineswegs mit seiner Lage zufrieden schien. Die Sonne brannte glühend nieder und der dunkelnde Meeresarm lag völlig unbeweglich in seinem Felsenbecken. Die weißlich grauen Steinmassen und gezackten Felsenklippen sahen aus, als seien es verdürstete Riesen; so viel war gewiß, daß nirgend aus ihren Eingeweiden ein kübler Wassertrahl ins Meer stürzte. An anderen Orten findet man dies sehr häufig. Wasserfälle kommen von den meisten Fjeldern herunter, oder man sieht ihre schäumenden Wasserläden wie silberne Blise an den steilen Wänden niebergleiten; vergebens aber suchte der Reisende nach einem solchen erwünschten Zeichen. Auf dem lauen Salzmoos des Fjords tauchte da und dort ein Seehund auf, Schwärme von Seeschwalben vor sich herjagend, welche kreischend in die Luft flatterten, um von den bissigen Hunden nicht gepackt zu

werden, die ihre Jagd häufig erfolgreich genug anstellen; ihrerseits aber folgten die Vögel dann einem grünlichen Schein im Wasser noch und stürzten mit scharfem Geschrei darauf nieder.

Was haben sie dort? fragte der Reisende den einen seiner Ruderer.

Heringe, Herr, antwortete der Mann. Wo es einen grünen Streif im Wasser gibt, steht der Hering. Das wissen die Roven und Allen eben so gut, als die Fischer.

Der Reisende beobachtete, wie die Vögel ihre Beute aus dem Wasser zogen, und einige Augenblicke schien er mit der Lust zu kämpfen, den unglücklichen Heringen beizuspringen und das Amt der Remschis zu verwolten. Er griff nach einem Futteral, das neben ihm im Boote lag, in welchem ein Gewehr stecken mußte, allein noch ehe er die Schnalle daran geöffnet hatte, legte er es wieder fort und rief lächelnd und ärgerlich den räuberischen Vögeln nach: Wie zum Henker! mögen sie doch bei dieser Hitze Salzmoos trinken und Heringe dazu essen.

Die Norweger sind die größten Heringseßer in der ganzen Welt. Sild d. h. Hering ist ihre Lieblingspeiße zu jeder Jahreszeit. Die Roven, meinte der Ruderer dabei, seine Lippend lebend, sind die allerküßligsten Thiere in der Welt, denn sie ziehen die Heringe allen andern Fischen vor.

Ich gönne ihnen von Herzen, erwiderte der junge Mann, aber da ich nicht selbst eine Röve bin, so sagt mir doch, wie weit wir noch nach dem Hof von Eide haben?

Der Mann blidte bedächtig umher und antwortete dann: Gute zwei Meilen werden es noch sein, Herr.

Und ist bis dahin nirgend ein Trunk zu bekommen?

Wir müßten hinüber nach Solvoorn fahren, da hält der Schäßflasser ein artiges Wirthshaus, und es wird Bier dort gebraut.

Ich wäre mit Wasser zufrieden, sagte der Reisende.

Wenn's das thut, rief der Bootsmann, so können wir es näher haben. Vor uns liegt die Kirche von Urenäs, Tu wirst sie sehen, sobald wir um die Spitze dort biegen. Ein paar Hütten stehen neben dem Gotteshaus. Milch wirst Tu dort nicht finden, denn die Thiere sind jetzt alle noch auf den hohen Weiden, aber ein Bach kommt von dem Fjeld herunter, aus ihm kannst Tu trinken so viel Tu magst.

Mit dieser tröstlichen Aussicht mußte der Reisende sich begnügen. Es war ihm schon recht, daß die Ruderer ihre Schultern kräftiger anzogen. Er legte sich in die Birkenzweige zurück, bedeckte den leichten Fjshut über sein Gesicht, um sich vor der Sonne zu schützen, und hob den Kopf erst wieder auf, als die

Männer ihm zuschrien, die Kirche von Urenäs läge vor ihm.

So war es denn auch. Eine grüne kleine Pucht leuchtete hinter den Felsen hervor, ein paar roth angestrichene Hütten standen am Ufer und nicht weit davon an erhöhter Stelle erblickte er ein Bauwerk, nicht viel größer als jene, aber mit einem Vorbau oder Wetterdach. Das war die Kirche.

Nach einigen Minuten feuerte das Boot über ein paar große Steine fort und stieß an eine vorspringende Felsenplatte. Bei den Hütten ließ sich Niemand sehen, und in Norwegen werden Reisende sehr selten von einem Hunde empfangen. Hunde sind unnütze Protzesser, was soll man mit ihnen? Meist hat man nicht nöthig, sie zu Wächtern gegen Diebe zu machen, und in diesen wilden Gebirgen am wenigsten. Um so mehr war es zu verwundern, daß plötzlich ein graugelber, zottiger Hund zum Vorschein kam, der ein wüthendes Gebell erhob, bis er von einem gellenden Pfiff zurückgerufen wurde. Damit zugleich trat aus der Thür der größten Hütte ein Mann, der nach dem Besuch umschaute, der seinem Hunde solch Aergerniß bereitet, und als er den Reisenden erblickte, stehen blieb und diesen aufmerksam betrachtete.

Es war ein Mann von echt nordischer Race, in diesem verborgenen Fels- und Meerewirth sich oft noch mit aller Schärfe ausprägt. Von mittelhoher, knodiger Gestalt, schlant an Leib und breit an Brust und Schultern, sah auf diesen ein Kopf voll dichter dunkler Haare, mit mächtiger Stirn und großen, ernstblickenden Augen. Das Gesicht war nicht un schön und noch jugendlich frisch, denn der Mann mochte kaum dreißig Jahre zählen, aber er war so fest und kräftig gebaut, daß er älter scheinen konnte.

Er erwiderte den Gruß des Reisenden nicht eben unfreundlich, doch mit einem kalten Dank, der ganz seiner Haltung und den prüfenden Mienen entsprach, mit welchen er den Ankömmling musterte. Dieser merkte wohl, daß der Mann aus der Hütte kein Bauer sei, denn er trug einen kurzen Rod und Stiefeln an den Beinen, statt der Zaden und Nägelschuhe, die der Landmann nicht von sich trennt, auch bemerkte der Reisende, daß neben der Hütte angebunden eines der kleinen gelblichen Gebirgsperde gesäumt und gestallt stand, und er vermuthete, daß dies der Eigenthümer des Thieres und ein Fremder so gut sei wie er selbst.

Es ist gewaltig heiß heut, sagte er, sich die Stirn wischend.

Kommen Sie von Lärdsälören? fragte der Andere.

Von Lärdsälören, ja.

Um die alte Kirche hier zu sehen?

Zunächst um einmal zu trinken.

Der Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Es gibt schwerlich etwas andres in Thortel Halsson's Haus als Wasser und das ist schlecht, oder Korbranntwein, doch der ist noch schlechter. Warten Sie einige Minuten, Thortel macht eben Kaffee, der freilich auch nicht besonders ausfallen dürfte, aber er wirds thun, so gut er kann; damit müssen Sie süßlich nehmern.

Herzlich gern, antwortete der junge Mann erfreut, und da der Fremde sich auf eine Holzbank niederließ, welche an der Thür stand, setzte er sich zu ihm und wies nach dem alten Bauwerk hinüber.

Das ist also die Kirche von Urenäs, begann er. Ich habe sie in Dahl's norwegischen Alterthümern abgebildet gesehen, wo sie freilich stattlicher ausseh.

Aus der Ferne betrachtet, sieht Manches anders aus, als in der Nähe, erwiderte der Fremde, und Norwegen hat keine andern merkwürdigen Alterthümer, als seine ewigen Dome und Schlösser dort oben.

Er streckte seinen Arm aus und deutete über den Fjord fort, wo jenseit eine mächtige Felsengasse zum Himmel aufstieg, an deren höchsten Ranten eine weiße glänzende Wolke hing, aus welcher phantastische Hörner und Zaden wie mächtige Burgen und Schlösser aufstiegen.

Was ist das für eine seltsame Wolke? fragte der junge Reisende.

Das sind die Jötunnfellen, antwortete sein Nachbar, und was sie auf deren Scheiteln sehen, ist keine Wolke, sondern Jutebalds Eisbären sind es, die größten Eletschermassen, die es in Europa gibt.

Ja, das ist schön! rief der Reisende verwundert. Die Kunst hat Nichts für Norwegen gethan, die Natur Alles.

Achten Sie diese alte Capelle doch nicht allzu gering, sagte der Fremde, überhaupt muß man an unsre Alterthümer einen besonderen Maßstab anlegen. Brachtbauten von Stein haben wir nicht, auch unsre Könige wohnten in Holzhäusern. Aber sehen Sie einmal diese alten Vallen an, welche nun wohl ein Jahrtausend allen Stürmen und allen Wettern getroht haben. Sie sind wie Eisen schwarz und fest geworden, kein Messer kann hineinschneiden, keine Art kann sie spalten. Hart wie Granit überdauerten sie diesen. Nichts ist zermürbt, nichts bröckelt ab! Was haben unsere Vorväter damit gethan? Welche Kunst haben sie verstanden, um dies Eisenholz hervorzubringen? Womit sind diese Blöcke bestrichen worden? Es wäre eine schöne Sache, wenn man das Mittel wieder entdecken könnte.

Sie waren Beide zu dem alten Bauwerk gegangen, und unser Reisender fand, daß es

wirklich wie vom härtesten Stein gemacht sei. Wenn es ein Mittel dafür gegeben hat, sagte er, und nicht etwa örtliche und besondere Umstände diese Umwandlung bewirkt haben, so würde die Wiederentdeckung weniger erfreulich für die Kunst, als vortheilhaft für kluge Holzhändler sein.

Der Fremde lachte auf. Meiner Treu, Sie haben Recht, erwiderte er, Sie geben mir da eine gute Lehre, obwohl Sie wahrscheinlich nicht wissen, daß ich ein Holzhändler bin. Ich wohne dort unten am Fjord, fuhr er fort, auf einer Landstelle, die Stalden heißt, und vielleicht hat einer meiner Urväter diese Kirche bauen helfen und das Recept zu dem Verkeinerungsmittel selbst bejessen.

So sprechend lehrten Beide zurück, und eben sprang ein junger Bauer aus der Hütte und rief dem Herrn entgegen, daß der Kaffee fertig sei. Als sie hineintraten, dampfte die Kanne schon auf dem Tische, daneben standen bunte Japenecassens und eine Schale mit kleinen Zuderstückchen gefüllt, sammt einem Teller voll dünner, harter Brotkrumen, Flod-brot genannt. Auch ein großes Stück Butter war da, und ein mächtiger, mondförmiger, röthlicher Käse, Milch aber schien gänzlich zu fehlen.

Wir müssen genügsam sein, sagte der Herr, Thorkel Halsson gibt uns, was er besüßt, Milch jedoch findet man um diese Zeit kaum bei den wohlhabenden Leuten. Indeß, fuhr er einladend fort, können Sie wenigstens Alles was da ist, ohne Scheu genießen, denn es geht hier sauber her, was bei manchen unsrer Bauern nicht eben der Fall ist.

Er warf seine Blicke über die Stube und schien zufrieden damit zu sein.

In der That glänzte der Raum so wohlthunlich und reinlich, wie man es selten findet. Die Dielen waren mit frischen Birkenblättern bestreut, die Holzwände mit bläulicher Farbe bestrichen. An den Seiten liefen Bänke umher, darüber in der Nähe der niederen Decke bildeten Bretter offene Schränke, auf denen allerlei Wirthschaftsgeräth und Geschirr in guter Ordnung seine Stelle fand. Ueber dem Herde in der Ecke standen mehre schöne Haus- und Bidelsprüche geschrieben, und auf dem hellen Feuer dort brodelte das Wasser im blanken Kessel, in welchem Thorkel Halsson jetzt Kaffee für sich und für die Bootsleute kochte, welche draußen auf den Steinen saßen.

Der Reisende betrachtete mit Wohlgefallen den jungen Bauer. Seine rothe Mäpe saß fest auf dem blonden Haar, und sein frisches Gesicht mit blauen Augen, die so licht waren wie seine Haut, der selbst diese brennende Sonne nicht viel anhaben konnte, sah überaus freundlich und lebendig aus.

Der fremde Herr schien zu merken, was

sein Gast dachte. Sie machen Vergleiche zwischen Thorkel und mir? fragte er. Ist es nicht so?

Das thue ich, Herr Stalden, erwiderte der Andere, indem er nach norwegischer Sitte den Fremden nach dem Namen seines Hofes nannte, den er von ihm gehört, und die meisten haben auch keinen andern Familiennamen als den ihres Gutes. Man sollte nicht meinen, fügte er hinzu, daß Sie und er aus einer Weltgegend stammen.

Herr Stalden fuhr mit der Hand durch seine dunkeln Locken und sagte darauf: Dennoch sind wir auf einem Hofe geboren worden. Halssons Vater war meines Vaters Dienstmann, und wenn wir Geschlechtsregister und Stammbäume führten, würden wir wahrscheinlich beweisen können, daß seit Jahrhunderten unsre Voreltern derartig beisammen lebten. Uebrigens wissen Sie doch, fuhr er fort, daß in unserm Gebirgen noch immer die Spuren der zwei verschiedenen Stammrassen Norwegens gut unterschieden werden können. Es gibt Menschen hier mit schwarzen Haaren und Augen, zu denen ich gehöre, und man sagt ihnen nach, daß sie von den uralten Herren des Landes, den Aßen, abstammen; die blonden und blauäugigen dagegen sind die Nachkommen der Gothen, welche sich des Landes bemächtigten. Am Sognefjord finden Sie noch manche Bausteine, die von den Kämpfen beider Völker Kunde geben, auch außer dem berühmten, auf welchem geschrieben steht, daß König Ror hier die gesammten Könige von Sogne und ihr Volk besiegte und unterwarf.

Aber die gothischen Sieger sind nicht immer Herren im Lande geblieben, meinte der Reisende. Ihre Nachkommen sind, wie ich sehe, auch wiederum Diener der Aßenkinder geworden.

Das ist der Welt Lauf, lachte Herr Stalden. Der Herr wird Knecht, wenn er es nicht versteht, Herr zu bleiben, dagegen wird der kluge Knecht zum Herrn. Möglich, daß Thorkel Halssons einstige Vorfahren einmal in Stalden geboren und meine Vorfahren ihnen gehorchten. Mir einerlei, die Sache hat sich geändert und ziemlich lange ist es jedensfalls her. Mein Großvater trieb schon Holzhandel hier, mein Vater kaufte den Wald im Fortunthal, dazu die Weiden und Seterien, und Halssons Vater war sein Aufseher. Ich selbst mache es eben so. Ich habe hier umher Holzläger, laufe und verkaufe, und Thorkel Halsson ist mein Verwalter, dem es gut geht und mit dem ich zufrieden bin.

Ist er verheirathet? fragte der Reisende. Nein. Er lebt mit seiner Schwester, die jetzt oben in den Bergen ist.

Der Reisende hatte sein Skizzenbuch inzwischen herausgezogen und zeichnete nicht

ohne Gesicht die Gestalt des jungen Bauers in seiner Beschäftigung am Herde.

Nachdem der Holzhändler einige Zeit schweigend zugehört, fragte er: Sind Sie ein Maler?

Ich möchte wenigstens Einer sein, erwiderte der junge Mann freundlich.

Von kommen Sie her?

Von Christiania.

Wo alle seinen Leute zu Haus sind, lachte Stalben, indem er seine Augen auf ihn ruhen ließ.

Der Blick war so höhrend wie der Ton, in welchem er sprach, aber der Reisende wußte, daß viele Norweger aus Christiania nicht gut zu sprechen sind, daß, wie sie sagen, der Väter Sitte verlassen hat, um dem Fremden nachzuäffen.

Ich liebe Christiania auch nicht allzu sehr, sagte er daher lächelnd, obwohl ich dort geboren wurde.

Sie sind also doch ein Normann?

Das will ich meinen. Mein Vater war allerdings von deutscher Abkunft, aber meine Mutter stammt aus einer alten Landbesitzerfamilie. Wie heißen Sie?

Mein Name ist Eduard Fallland.

Dann stammt Ihre Mutter aus der Familie Mare.

Ja wohl, sagte Eduard Fallland erfreut. Sie kennen vielleicht meine Mutter?

Nein, aber ich kenne den Capitän Halbart Mare in Eide.

Das ist ein Vetter meiner Mutter.

Und ich weiß, daß man in Eide einen jungen Herrn aus Christiania erwartet.

Meine Mutter hat mich vor einiger Zeit dem Vetter in Eide angekündigt, und meine Ruhme Emma hat darauf geantwortet, daß ich willkommen sein würde.

Keinen Zweifel, Herr Fallland, Sie werden willkommen sein, sagte Stalben mit einem harten Lachen. Ein Mann wie Sie ist dort an seinem Plage.

Wie meinen Sie das, Herr Stalben?

Ich meine, ein junger Herr, der allerlei Künste versteht, wird seine Zeit dort gut anwenden können. Es gibt im Sogne mancherlei zu sehen und zu malen. Vielleicht verstehen Sie auch das Clavier zu spielen?

Das kann wohl sein.

Pravo! und dazu auch zu singen. Sie müssen eine gute Stimme haben, man hört's am Ton. — Aber ich will Sie nicht länger aufhalten; Emma Mare darf nicht ungeduldig werden, und meine eigene Zeit ist um.

Damit warf er das Messer fort, trank seine Tasse aus und stand auf.

Sie kommen, wie ich denke, häufig nach Eide? fragte Eduard.

Gewiß nicht selten, war die Antwort.

So werde ich Sie wiedersehen.

Darauf verlassen Sie sich.

Das soll mich freuen, Herr Stalben.

Ich will's immerdar wünschen. — Bring' mein Pferd, Halßon; Glück auf Ihren Weg, Herr Fallland. In's Boot, Ihr Leute, haulenst nicht länger. Was haben Sie denn da für einen Kasten?

Es ist mein Malkasten.

Und was haben Sie in dem Ueberzug dort? Mein Gewehr.

Also Maler und Jäger zugleich. Auf dem Rücken die Büchel und auf der Schulter die Büchse. In welcher Kunst haben Sie es denn am weitesten gebracht?

Ich denke, daß ich vielleicht Gelegenheit finde, Ihnen zu beweisen, daß ich in beiden etwas leiste.

Ich zweifle nicht daran. Ein Troubadour muß Alles verstehen, und am Sognefjord läßt sich Alles gebrauchen. Dort gibt es zuweilen auch größeres Wild als Estern und Gesehwalben. Farewell! Herr Fallland, auf Wiedersehen!

II.

Das Boot verließ die kleine Bucht. Eduard Fallland sah nur noch wie sein neuer Besamter sich auf das kleine Bergpferd schwang, das mit dem Feuer und der Schnelligkeit dieser kräftigen Thiere ihn durch das grüne, schmale Thal trug, zwischen hohen Felswänden und Klippen fort, hinter denen er schnell verschwand. Er fühlte sich unmutig gestimmt gegen diesen hochfahrenden Mann, der offenbar ihn verspottete, und doch fühlte er sich angezogen durch die Kühnheit und Freimüthigkeit seines Wesens, und durch die stolze, entschiedene Haltung, welche sich seinen Worten wie seinen Handlungen ausdrückte. Es lag darin eine tropige Ueberlegenheit, welche bei dem jungen, lebhaften Fallland den Wunsch hervorrief, ihn näher kennen zu lernen, um ihn zu beweisen, daß er es mit keinem Schwächling zu thun habe, der sich weder vor ihm noch vor Anstrengungen und Gefahren fürchte.

So beschäftigte er sich längere Zeit in seinen Gedanken mit ihm und wandte sich dabei auch der Familie zu, deren Wohnsitz er sich näherte. Je mehr dies geschah, um so reger wurden seine Erinnerungen. Seinen Vetter Halbart Mare hatte er nie gesehen, wohl aber dessen Tochter Emma, welche mehre Jahre lang zu ihrer Erziehung in Christiania gelebt hatte. Damals war sie im sechzehnten Jahre, und er selbst sechs Jahre älter, als er nach Deutschland geschickt wurde, von wo er vor einigen Monaten zurückkehrte. Seit jener Zeit waren drei Sommer vergangen; Emma mußte nun neunzehn sein. Sie war

ein Jahr, nachdem er fortgegangen, von ihrem Vater zurückgeholt worden in sein Haus am Lyfterjord, denn ihre Mutter war gestorben und sie hatte ihm kein anderes Kind als dies eine zurückgelassen. Halbart Mare war einst Officier gewesen, als das Land noch zu Dänemark gehörte. Im Jahre 1814 kämpfte er als eifriger Patriot gegen die Schweden, als aber die Freiheit Norwegens gesichert war, wurde er ein Landmann auf dem väterlichen Erbe, ein sogenannter Proprietär, das heißt ein höherer Bauer, auf einem der größeren Höfe in diesem Lande, wo es keine großen Güter gibt, die das Valsrecht niemals aufkommen ließ. Seinen alten Familienadel hatte er niedergelegt, als der Adel in Norwegen aufgehoben wurde, und wie Eduard Falkland sich erinnerte, war ihm sein Verwandter öfter als ein Mann der Volks- oder Bauernpartei geschildert worden, der als solcher auch gleich anfangs in den Storting gewählt wurde. Das war so ziemlich Alles, was er von ihm wußte, und er setzte sich daraus ein Bild zusammen, das ihm im Ganzen recht gut gefiel. Das Beste that freilich seine Erinnerung an Emma, und während er durch die Felsen-gasse des Fjords fuhr, der sich, je näher seinem Ende, um so mehr zusammenzog, suchte er in der Ferne nach ihr umher, wenn er auf dem hohen Uferande ein Haus liegen sah. Emma war damals zwar noch halb ein Kind gewesen, doch ihr offenes, volles Gesicht mit den stark ausgeprägten, nordisch festen Zügen, dem braunen Haar und den klaren Augen hatte er nicht vergessen. Einige Male war es ihm, als sähe er sie auf den Steinen stehen und ihn erwarten, aber er täuschte sich. Das Boot fuhr weiter, die Gestalt verwandelte sich und verschwand, und immer höher und unwirthlicher stiegen die Felsmassen auf und schienen sich zu einem Halbkreis von ungeheuren senkrechten Wänden zu verfluten, in denen alles Menschenleben aufhörte.

Indem er endlich seine Ungebuld äußern wollte, öffnete sich zur Seite eines jener versteckten kleinen Thäler, an welchen diese Fjorde so reich sind. Er erblickte eine saftig grüne Tüfte, zu welcher das Gebirge sich welliger niederzog, und auf einem der nächsten Vorsprünge lag ein Hof, bei dessen Anblick eine Stimme in ihm sagte: hier muß Emma wohnen, dies ist ihr Haus, dies sind die großen, prächtigen Bäume, von denen sie mir oft erzählt hat.

Das Haus lag in einem Gartengehege, das den ganzen Bergabhang einnahm und sich in Terrassen nach dem Thalgrunde hinabjente. Es hatte einen Vorbau, der auf Holzsäulen ruhte und wie ein Altan aussah. Aus einer Thür des oberen Geschosses, die auf den Vor-

bau hinausführte, trat soeben eine Frau im hellen Kleide, und er stand mit solcher Heftigkeit auf, daß der Kahn in's Schwanken gerieth und er beinahe in's Wasser gestürzt wäre. Als er wieder aufsprang, war der Altan leer, aber er zweifelte nicht daran, daß er jetzt wirklich Emma gesehen hatte.

Eilt! eilt! rief er den Bootleuten zu, die gemächlich sich einer Aufsahrt näherten, wo mehrere Kähne lagen.

O, Du kommst zeitig genug, antwortete ihm der Eine, der nach dem Ufer sah. Wir werden eher dort sein als Halbart Mare, mit dessen Füssen es langsam geht.

Eduard bemerkte in dem Gange, der vom Garten aus an dem Fjord hinabließ, einen Mann, welcher die Stufen langsam hinunterstieg und sich auf einen Begleiter stützte. Dieser Begleiter war das Mädchen im hellen Kleide, Emma. Er rief ihren Namen lebhaft und laut, als er mit einem Sprünge das Ufer erreichte und seinen Verwandten entgegen lief.

In einer Minute stand er vor ihnen und plötzlich gerieth er in Verwirrung. Er hatte von Emma einst Abschied genommen, indem er ihre Lippen geküßt und ihr allerlei süße Wünsche und Schmeichelnamen zugestüstert. Mit derselben Vertraulichkeit hatte er gemeint, jetzt das Wiedersehen feiern zu können, aber damit war es nichts. Das war die Emma nicht mehr, mit der er getändelt und gespielt, das war ein kopfhoch größeres Mädchen, das nicht wie sonst ihre Arme nach ihm ausstreckte, und ihm muthwillig zulachte. Freundlich zwar schaute sie ihn an und ihre braunen Augen füllten sich mit Glanz, aber ihre Freude war in Grenzen gebannt und diese Grenzen wurden sogleich von ihm empfunden. Er waudte seine Hände von ihr ab auf ihren Vater und zog seine Hände zurück, indem er seinen Hut abnahm. Halbart Mare, der Capitän, wie er von seinen Nachbarn genannt wurde, stützte sich auf seinen großen Dorstod und musterte ihn mit den scharfen Blicken und der Beobachtungsgabe eines echten Sognemanns. Er war von hoher Gestalt, magerm scharfen Gesicht und scharf hervortretender Nase. Ein gelblicher mit grau gemischter Wadenbart lief ihm bis an die Mundwinkel, seine Stirn war hoch und faltig — das gelbgraue Haar fiel darauf nieder, und das leberharte, furtwuchige Gesicht von verschiedenen Furchen wie von Rinnen durchzogen.

Das ist er also. Eduard Falkland — ist es nicht so? rief der Capitän ihm zu.

Eduard Falkland, Better, der Ihnen die Grüße seiner Mutter bringt, antwortete der junge Reisende, in die Hand einjählend, welche Halbart Mare ihm entgegenstreckte.

Bist willkommen, Eduard, bist Deiner Mutter Sohn! sprach dieser dabei. Hast ihr Gesicht

und ihre klaren Augen. Bist willkommen in Eile, Eduard Jalland, wiederholte er freundlich. Da ist Deine Ruhme Emma. Ihr seid alte Bekannte, Ihr Beide; reich ihm Hand und Mund, Mädchen, und dann — Ihr da, bringt, was im Boote ist, herauf in's Haus, da wollen wir hören, was Du Neues mitbringst, Vetter. Emma that nach ihres Vaters Willen. Sie reichte Eduard ihre Lippen zum Kuss und sagte freundlich: Wir haben Sie schon seit einigen Tagen erwartet, Vetter Eduard; nun sind Sie endlich hier, und Glück mit Ihnen! Ich hoffe, Sie haben eine gute Reise gehabt, und Alles, was Sie uns erzählen können, ist gut.

Eduard hatte Zeit gehabt, seine Gedanken zu ordnen und was ihn überraschte, zu bewältigen. In Christiania hatte die kleine Emma ihn Du genannt und er niemals anders als so vertraut zu ihr geredet. Jetzt kam ihm die höfliche, entfremdende Form eben so unerwartet, wie das fremdere Benehmen der erwachsenen Freundin. Er hatte es sich ganz anders gedacht, das brach nun plötzlich zusammen. Er fühlte sich verletzt davon und doch war er versündigt genug, sich zu sagen, daß es eigentlich nicht anders sein könne; denn Emma war eine Jungfrau geworden und er selbst während der Zeit der Trennung zum Manne gereift. Sie gingen langsam den Abhang hinauf. Der Capitän hatte mancherlei zu fragen, auch Emma hatte zu fragen, er mußte Antwort über Vieles geben. Als sie oben standen, lag das Haus hinter einem grünen Vorplatz, der mit Blumenstauden durchzogen und wohlgepflegt war. Es wandte sich südlich dem Fjord zu und blickte dabei in das liebliche Thal hinab. Schönere ließ sich kaum etwas denken, als diese prächtige Lage und Aussicht auf den blaufluthenden Meeresarm, auf die hohen Fäunfjellen, auf Oetfchermassen und auf die hohe waldbumückte Bergwand, welche den Hintergrund füllte. Mit frohen Blicken betrachtete Eduard dies Rundgemälde und als er darüber seine Freude bezeugte, lachte Halbart Mare wohlgefällig. Er strich beide Hände auf die Kräfte seines Eisenstods und sprach mit Selbstbewußtsein: Ihr glatten Leute in Christiania meint zuweilen, es gäbe nichts Besseres in dem alten Norwegen, als was Ihr habt, und die weisen hochgelahrten Väter des Vaterlandes sehen auf uns wie auf Barbaren. Es ist aber nichts damit, Vetter Eduard. Unsere Fjorde und Berge hier im Westen das ist und bleibt der Aern und unsre Wildnisse sollen Dir, wie ich hoffe, besser gefallen, als was Du dort gesehen hast.

Sie gefallen mir schon jetzt so gut, erwiederte der junge Mann, daß ich entzückt davon bin.

Alles Neue gefällt und entzückt, sagte Emma.

Bis es alt und alltäglich wird, fiel ihr Vater ein. Eine andre Sache ist es, sein Leben hier zuzubringen.

In solchem stattlichen Hause, umringt von Wald und Gärten! meinte Eduard, läßt sich's wohl aushalten. Das sind ja, wie ich sehe, lauter Frucht bäume.

Daran fehlt es uns nicht, sprach der Capitän. Emma soll Dir Kirjsden pflanzen, wie sie nicht in Christiania wachsen und unsre Birnen und Aepfel werden in Bergen gut bezahlt. Bei alledem ist es solchem jungen Springinsfeld doch nicht zu rathen, den Versuch zu machen, hier sein Leben einzurichten.

Warum nicht, Vetter, erwiederte Eduard lebhaft. Wer die Natur liebt, kann auch mit uns in ihr leben, wo es sein mag.

Wenn sie immer so grün und heiter aussähe, o ja! lachte der Gaardherr, aber bleib drei Monate bei uns, dann will ich Dich wieder fragen. Wenn die Stürme über Fjortunjseld rasen, die Schneewirbel von den Fjortunjerne herunterkommen und aus den Nebeln heroor die Wellen des Fjord ihre eisigen Kämme zeigen, wirst Du anders sprechen. Das ist nichts, Vetter Eduard, nichts für Dich; ist es nicht so? Du bist ja wohl ein Künstler? Eh! Deine Rutter schrieb davon, ein Maler? Was?

Ich habe wenigstens eine deutsche Maler-academie besucht, Vetter.

Und willst hier Naturstudien machen? Findest reichen Stoff dazu überall. Glück in Deine Hand, mein Sohn. Male drauß los und fülle Deine Kasten da, bis Du es satt hast im Halbart Mare's altem Haus und am Sogne. Jetzt aber komm und ruhe aus. Emma wird uns aufsuchen was uns gut thut. Du mußt das Willkommen im Hause mit uns trinken, wie es Sitte am Sogne ist.

Damit geleitete er den Gast in ein Zimmer unter den Säulenban, auf welchem der Altan lag und nöthigte ihn, es sich so bequem als möglich zu machen. Es war ein großer stattlicher Raum, zwar mit einfachen Mobilien versehen, unter denen man aber doch Einiges vielleicht nicht hier vermuthete. Vor allen stand dort an der Wand ein großes schönes Clavier und zwischen den Fenstern hing ein Spiegel, der bis an die Decke reichte. An der andern Wandseite stand ein weich gepolstertes Sopha und am Tische ein mächtiger Lehnstuhl mit braunem Leder überzogen und sehr bequem zum Ausstrecken des Körpers eingerichtet. Das Zimmer war mit einer französischen Tapete tapezirt, die Decke mit einem Deckenstück. Obwohl das ganze Gebäude von Holz war, wie alle Häuser im Lande, merkte man doch nichts davon, die drei Fenster waren hoch und hell, mit Vorhängen von blumigem Mouffelin behängt.

Der Hausherr bemerkte wohl, daß seinem jungen Verwandten diese Einrichtung sehr wohl gefiel und daß er mit Vergnügen sich in den weichen Stuhl setzte. Oho, sagte er lächelnd, die Bären laufen nicht am Sogne umher und speisen mit uns von einem Teller, wie man bei Euch zuweilen unser Land abmalt, aber was Du hier siehst, Vetter Eduard, hat seinen guten Grund. Wo ein Mädchen im Hause ist, gibt es auch allerlei Puz und Verweichlichung. Im Eidehof gab es sonst nichts als hölzerne Stühle vom besten Birkenholz und Lische von demselben Stoff, als Emma aber aus Christiania zurückkam, brachte sie modische Augenwohnheiten mit und Weibern muß man den Willen thun, wenn sie nicht sterben sollen. Das ist ein gutes altes Sprichwort. Ich habe daher ihr zu Gefallen aus Bergen allerlei feine Sachen kommen lassen, die man dorthin von Deutschland herüber bringt, und einer unsrer Freunde, der oft dahin reist, schleppt immer mehr umhüben Land in mein Haus.

Ich sehe nicht ein, antwortete Eduard, daß ein Mann dadurch schlechter wird, wenn er lieber auf einem weichen Polster sitzt, denn auf hartem Holz oder Nohr.

Oho! lachte Halbart Mare, mit seinem Stod aufstoßend. Du gehörst zu denen, die den saftigen Braten lieber essen, als das Wild jagen.

Jedes zu seiner Zeit, scherzte der junge Vetter, inzwischen denke ich, daß, wer das Wild jagt, auch den Braten nicht verschmäht, oder wer arbeitet, überhaupt auch genießen soll, was ihm schmeckt.

Das denkt Ihr junges Volk, antwortete der Capitän, indem er eine lange Pfeife ergriff und Feuer schlug, um sie in Brand zu setzen, aber zu Eurer Väter Zeit war es anders. Da herrschten einfache Sitten, so nach oben wie nach unten, und die ältesten, edelsten Familien im Lande lebten kaum besser als die Bauern.

Das waren rohe Zeiten, sagte Eduard, jetzt will Jeder genießen, was er bezahlen kann.

Halbart Mare zog die dicken rothen Augenbrauen zusammen: Bessere Zeiten als es jetzt sind, antwortete er, wo jeder Hans Rarr sich breit macht und die Nase so hoch in die Lust hält, daß er über jeden Stein stolpert.

Eduard schwieg, er sah wohl, daß seine Antwort den Gaardherrn noch mehr reizen würde, aber dieser fuhr in derselben Weise fort: Ich habe niemals viel von der neumodischen Weisheit gehalten, habe mich davor bewahrt und nach dem Eidehof am Lyfterfjord gesucht, wo man nichts von gelben Handschuhen und latirten Stiefeln weiß, habe hier nun länger als zwanzig Jahre gesehen und was Du umher siehst, ist mein Wert; der Hof lag wüst auf einem wüsten Hügel, ein Duzend schlechte Aepfelbäume war Alles, was ich fand.

Alle diese Terrassen, alle diese Gärten habe ich geschaffen, Korn und Kartoffeln auf Stellen angebaut, wo sonst nur Halbedelstein wucherten, und so den Hof heraus gebracht, daß er jetzt sechs mal mehr trägt als damals. Nur, fuhr er ruhiger fort, Reichthum ist dabei nicht zu schaffen, denn solche Verbesserungen machen auch große Kosten, aber auf meinem freien Erbe bin ich ein freier Mann, nichts weiter; will auch nichts weiter sein.

In unsrer Zeit, sagte Eduard, muß, wer viel Geld erwerben will, Handel treiben.

Handel, bah! verjagte Halbart Mare rauh und eine gewaltige Wolke Tabaksdampf vor sich her blasend. Bei ihren Heringen betommen die Krämer Heringseelen. Es gibt genug davon in dem alten Norwegen, die nichts weiter im Leibe haben — und sich dabei die Ersten im Lande dünken.

Ackerbau und Handel sind doch immer die ersten und vornehmsten Beschäftigungen der Menschen gewesen, erwieberte der junge Mann, und werden es auch alle Zeit bleiben. Alle menschliche Bildung beruht darauf und alle Staaten haben sich auf dieser Grundlage aufgerichtet. Im Grunde, fuhr er lächelnd fort, ist jeder Mensch ein Handelsmann, der irgend eine Waare auf den Markt bringt und andere dafür eintauscht.

Am Sogne gibt es nicht viel auf den Markt zu bringen, fiel der Capitän ein.

Ei, sagte Eduard, geben Ackerbau und Viehzucht nicht viel, so wächst doch Holz hier in Menge und die Holzhändler machen sicherlich gute Geschäfte.

Er dachte dabei an den Holzhändler, den er kennen gelernt, und hatte eine Frage nach ihm auf der Zunge, aber er schwieg, als sein Verwandter nachdrücklich antwortete: Gute Geschäfte machen sie, doch unsre Wälder gehen dabei zu Grunde. Die Bauern verkaufen ihr Holz, dem die blanken Speciesthaler werden immer mehr bekannt, und die Händler fragen nichts nach der Waldverwüstung, die immer weiter um sich greift. Ich sage nichts gegen den Handel, zumal mit Holz, verkaufe es auch, wenn ich es habe und sind manche Leute dabei theilhaftig, die aus guten alten Familien stammen. Mag jeder seinen Neigungen folgen, doch mein Wald soll nicht niedergeschlagen werden, denke, es soll nimmer geschehen.

Hat der Hof von Eide viel Wald? fragte Eduard.

Der Capitän zeigte gegen die Bergwand hin und sagte: das ist Alles mein und manche hohe Gebote sind mir schon dafür gemacht worden, aber ich will nichts davon hören. Der Gaard bleibt wie er ist, was zum Leben gehört, habe ich und komme gut aus in meiner Hütte bei meinen einfachen Gerichten. Du mußt nicht denken, Vetter Jalland, lachte er

auf, daß wir Dich hier köstlich bewirtheten werden. Ein Fisch aus dem Fjord, ein Stück Hammel: oder Ziegenfleisch, eine Milch: oder Melksuppe, saures Brod und ein Gericht Bohnen oder Erbsen, das ist Alles, was Du aus Emma's Küche zu erwarten hast. Da kommt sie schon und wird Dir beweisen, was Wahrheit ist.

Emma kam mit einer alten Magd, welche Tischgeräth trug und bald war unter dem Vorbau des Hauses im Freien die gastliche Tafel bereit, zu welcher er eingeladen wurde; allein er fand diese so übel nicht, wie sein Vetter sie geschildert hatte.

Ein Seehisch aus dem Fjord schmeckte vortreflich, ein gewaltiges saftiges Fleischstück dampfte in seiner Bräse und von frischen Eiern hatte Emma's kunstfertige Hand einen Auslauf fertig, ganz so, wie ihn seine Mutter zu machen verstand und wie er ihn ganz besonders liebte. Das war somit ein succulentes Mahl, wie er es lange nicht gehabt, denn die Wirthshäuser auf seiner langen Reise waren, wie überhaupt meist in Norwegen, derartig, daß man sich selbst mit einigen eßbaren Dingen versehen haben muß, wenn man mehr verlangt, als die größten und gewöhnlichsten Nahrungsmittel. Der Capitän erhöhte jedoch die Reize dieses Empfanges, indem er seinen rothen Wein nicht schonkte, den er aus Bergen erhielt, wo die Kaufleute alle ihre fernern und nahen Kunden in den Fjorden mit europäischen Luxusartikeln aller Art versorgen. Mit Kleidern und mit Geräthen, mit französischen Weinen und Seidenrothen, englischen Stoffen und deutschen Möbeln, und wenn etwas fehlt, sind die Landkrämer da, welche tausendertei verschiedene Dinge in ihren Kramläden aufgestapelt haben. Der Capitän aber nahm sein Glas in die Hand und sprach zu seinem Gaste: Sei also willkommen im Eidegaard, Vetter Falkland, und möge es Dir so gut bei uns gefallen, wie mir Dich gern an diesem Tische sehen.

Und mögen Sie darüber eine Zeit lang vergessen können, Vetter Eduard, setzte Emma hinzu, indem sie von ihrem Glase nippte, daß der Lysterfjord eine arme wilde Einsamkeit ist, die von der großen Welt, zu der Sie gehören, weit abliegt.

Eduard Falkland dankte mit freundlichen und betheuernden Worten und bis spät die Nacht kam, sah er mit Vater und Tochter auf der Veranda in mancherlei lebhaften Gesprächen. Als es aber kühl zu werden begonnen und die Röhre auf den hohen Giebsternen der Jötunfjellen erblasste, trank Halbart Mare mit ihm ein letztes Glas als Schlastrunk, und dann erschien die alte Magd und geleitete ihn in ein Nebenhäuschen, wie solche häufig

auf den Höfen der größeren Gaardherren zum Aufenthalt ihrer Gäste bestimmt sind.

Es war artig ausgestattet und er fand ein weiches Bett; allein noch lange Zeit konnte er nicht einschlafen. Es mochte der Wein sein, den er reichlich getrunken und welcher nun sein Blut erhitzte. Er stützte den Arm auf die Kissen und dachte über das Erlebte nach, während in der Finsterniß die Gestalten seiner Verwandten ihn anschauten. Sie machten ihm beide zu schaffen, denn er konnte nicht mit ihnen fertig werden, obwohl er sich bemühte, zur Verständigung zu gelangen. Der alte Mare war ohne Zweifel ein vielerfahrener Mann, streng und hartnäckig in seinen Meinungen, von mancherlei Vorurtheilen besungen, wie sie Leuten eigen sind, die sich klug dünken und denen so leicht Niemand widerspricht. Eduard hatte schon bemerkt können, daß der Capitän am Lysterfjord in hohem Ansehen stand und daß er sich darauf viel zu Gute that. Seine rauhe Offenheit und die Einfachheit, welche er so oft im Munde führte, schien nicht ganz wahr zu sein, es lag sicherlich eine gute Portion Hochmuth darin versteckt. Er nannte sich zwar selbst einen Bauer, und hatte am Abendtisch erklärt, daß er mit Freuden seinen Adel abgethan habe, allein er vergaß dabei nicht zu bemerken, daß er von den alten Jarlen und Grafen von Mare abstamme; überhaupt aber, obgleich seinen Neben nach ein gewaltiger Demokrat im freien Norwegen, sprach er doch sehr gern von den alten Landesfamilien und ärgerte sich darüber, daß diese durch das neumodische Wesen, durch Beamtenregiment und reichgewordne Krämer von ihrem Ansehen eingebüßt hätten.

So viel war gewiß, daß Halbart Mare hier auf seinem Hofe am Lysterfjord selbst ein kleiner Regent war und zwar keiner von den mildregierenden. Was er anordnete, lautete kurz und bestimmt, und daß seine Leute an pünktlichen Gehorsam gewöhnt waren, zeigte die Art, wie sie sich bewilten. Einem Verwalter oder Grofsknecht, der am Abend sich einfand, Bericht erstattete und Befehle in Empfang nahm, gab er diese in oberherrlicher Art. Der Mann hörte ehrfurchtig zu und ließ sich geduldig schelten. Eduard hatte so Vieles von den patriarchalischen Sitten im Innern des Bauerlandes und von dem stolzen Gleichheitsgefühl dieser armen Hirten und Fischer gehört, was er hier durchaus nicht erkennen konnte; aber sein demokratischer Vetter schien ihm auch nicht dazu geeignet, mit seinen Anechten und Rägden aus einer Schüssel zu essen und aus einem Krüge zu trinken.

Was Emma anbelangte, so verwirrten sich seine Gedanken noch mehr über sie. War der Empfang schon nicht so gewesen, wie er es wünschte, so war ihr Benehmen während dieses ersten

Abends nicht viel verfühnllicher. Sie lieb es zwar nicht an Aufmerksamkeit für ihn fehlen, zeigte sich freundlich und theilnehmend und sprach gern mit ihm von der Vergangenheit, wie von ihm selbst und was ihn anziehen konnte, aber er vermischte etwas daran, was er gewiß erwartet hatte. Er vermischte alle und jede Herzlichkeit und bemerkte dagegen sorgfältig jenen Grenzstrich der Annäherung, den Emma Rare sich gezogen hatte. Ueberhaupt war sie nicht mehr, die sie gewesen. Sonst ein fröhliches, übermüthiges Kind, jetzt eine Jungfrau mit dem Anstrich besonderer Verständigkeit, einer Nüchternheit des Denkens und Empfindens, bei dem die poetische Empfänglichkeit des jungen Künstlers fröstelte. Er fühlte diesen Frost noch in seinem Bette mit der Gluth in seinen Adern kämpfen, und einmal, als er die Augen zugemacht hatte, kam es ihm vor, als hörte er Estadens Hohnlachen und dessen raube Stimme: Sie werden Ihre Zeit bei Emma Rare gut anwenden. Sie sind der Mann dazu! Er machte seine Augen auf, aber er sah nichts, fiel in die Kissen zurück und schlief ein.

III.

Am andern Tage besah er den Gaard des Capitäns, so weit das Out in der Nähe sich ausdehnte. Sein Verwandter war heute besser auf den Füßen und führte ihn durch seine Gärten, Anlagen und Feldstücke umher, was nicht ohne einige Beschwerden möglich war. Denn hier dehnte sich keine Ebene mit reichem Ackerland aus, sondern dies lag auf verschiedenen Bergabhängen auf den kleinen Plateaus, die sich da und dort bildeten, oder in einigen kleinen thalartigen Senkungen an der Seite der Bergwand, welche sich gleichsam dazu öffnete. Sorgfältig war hier das lose Gestein fortgeschafft und, wie der Capitän versicherte, viele fruchtbare Erde auf Pferden und Menschenrücken in Säden hinausgeschafft worden, um diese kleinen Feldstücken bilden zu können, aus deren Mitte zuweilen ungeheure Plöde aufstiegen. Aber die Arbeit hatte in diesem rauhen Lande dennoch gelohnt; bei der südlichen Lage wirkte die Sonne hier fruchtbringender, als man meinte, und mehrere hundert Fuß aufwärts gab es noch manche hübsche Ackerstücken, wo Roggen und Gerste in schönen Aehren stand und die Kartoffeln blühten. Hier sah der Gast auch erst, daß Erde ein großes Out war, denn weit lief sein Waldgebiet am Fjord und nach Kortunenthal hinab, dabei erzählte Halbart Rare von seinen Alpenweiden und seinen Sennhütten oder Seterien, wo jetzt seine Heerde sammt dem größten Theil seines Hausgesindes sich befand, um

Butter und Käse zu bereiten. Schmale, steile Plöde führten von Abfah zu Abfah durch Gebüsch und Waldbäume zu den Feldstücken hinaus und da und dort standen hoch oben die kleinen Hütten der zum Gaard gehörenden Dienstleute, welche hier mit Weib und Kind wohnten. Mit Theilnahme hörte Eduard die Schilderungen seines Verwandten von dem einsamen, wilden Leben dieser Familien, welche zur Winterzeit oft viele Wochen lang tief verschneit und abgeschnitten von aller menschlichen Gemeinschaft blieben, zehrend von ihren Borräthen und darob mit ihrem Vieh, bis der Frühling Alle wieder zum neuen Leben aufweckte. Aber diese Dienstleute, so sagte auch der Capitän wie Herr Estaden, gehören oft seit unerinnerlichen Zeiten zu diesen Hütten. Sie erben von Geschlecht zu Geschlecht und obwohl Hürigkeit niemals die Norweger an die Scholle fesselte, wechselten doch diese Arbeiterfamilien sehr selten den Platz und ihre Herren.

Eduard zählte wohl ein Duzend solcher Gaardhäuser und der Capitän sprach sehr stolz von den Rechten dieser freien Leute, von denen die meisten in behaglichen Zuständen sein sollten. Sie schaffen für mich, sagte er, und ich gebe ihnen Haus und Ackerstück, Futter für ihre Kühe, Holz für ihren Herd, dazu gewissen Lohn für ihre Arbeit. Im Uebrigen sind sie so unabhängig wie ich es bin, selbständige Männer, die in ihren Jaden und Rüden den Kopf hoch halten und nicht wie bei Euch in den Städten sich vor dem reichen Krämer in Stod und Hut bücken müssen. Das ist der Unterschied, Vetter Falkland. Hier im Westen sind wir alle Bauern, alle freie Männer, die ihr Recht kennen. Hier gibt es auch keine verschiedene Benennung der Person, Jeder rebet den Andern mit Du an, mag er sein, wer er will. Und wenn des Königs Statthalter läme oder der König selbst, er würde nicht anders behandelt werden.

Daraus bewies sich nicht viel, meinte Eduard. In Rußland sagt der Bauer auch zu seinem gnädigen Herrn und zum großen Czaren selbst Du und nennt ihn Väterchen, aber Prügel und Fußtritte bekommt er doch und mit der Gleichberechtigung sieht's übel aus.

Der Capitän blieb auf dem abschüssigen Plöde stehen und sah sich grämlich um, ehe er aber antworten konnte, klangen raube Schritte über ihnen auf dem harten Fels und gleich darauf kam zwischen den Büschen ein Mädchen zum Vorschein. Es war eine junge Bäuerin, die einen Korb auf dem Kopfe trug, der ziemlich schwer sein mußte, trotz dessen war ihr Gang elastisch und die große schlante Dirne ein Bild von Kraft und Gesundheit. Zwei breite goldscheinige Zöpfe hingen ihr tief auf den Rücken nieder und in

ihrer erhitzen Gesicht funkelte ein glänzend Augenpaar.

Glück in Dein Haus, Capitän, sagte sie. Mach' ein wenig Platz, daß ich vorüber kann. Wo kommst Du her, Signa? fragte halb-laut Mare.

Von Fortun's Seterie, war ihre Antwort. Bring' dem Herrn Grimmur frische Butter und will nach meinem Bruder sehen.

Nach keinem Andern, Du rasche Dirne?

Habe meine Augen für mich, erwiederte sie, indem sie schelmisch und fragend den Fremden ansah. Hast Du Besuch bekommen, Capitän?

Es ist mein Vetter. Gefällt er Dir?

Ein schmuder Bursch, sagte sie. Ob er mir gefällt, ist einerlei, doch was sagt Jung-frau Emma zu ihm?

Darüber kommst Du sie selbst fragen.

Das will ich thun, Capitän. Aber weißt Du, was ich denke?

Was denkst Du denn?

Daß wir bald Hochzeitstuchen essen werden im Gaard von Eide! lachte sie an ihm vorbeilaufend. Farewell, Capitän!

Denk Du an Deine eigene Hochzeit, Du Affe! rief Halbart Mare hinter ihr her.

Ja, Herr! schrie sie zurück, Tag und Nacht denk ich daran, und werd's Dir bald beweisen.

Es war ersichtlich, daß der Capitän sich über das naseweise Mädchen ärgerte, obwohl sie eigentlich, wie Eduard meinte, nach seinen Grundsätzen freier Gleichberechtigung verfuhr. Aber er wagte nicht, ihm dies zu sagen und sein Verwandter schien keine Lust zu haben, über die Dirne Worte zu verlieren. Nachdem seine bösen Faltten und Blicke verschwanden, begann er lieber von seines Veters Vorhaben zu sprechen, Bilder zu machen oder doch die Studien dazu und verhielt ihm die reichsten Erfolge. Wir wohnen hier so recht an der besten Stelle, sagte er, wo es das Schönste und Erhabenste zu sehen gibt. Dort drüben auf dem Jötunsfeld könntest Du den ganzen Sommer umher wandern und über uns auf den Fortunjellen sieht es wohl noch romantischer aus, wie Ihr es nennt. Da liegen die höchsten Bergflöde in ganz Norwegen, die Horungerne mit ihren Eiskeldern und schwarzen Felsenthälern. Hundert Meilen weit geht's dort durch ungemessene Wästen, die den wilden Rennthierherden allein gehören. Alle Maler der Welt könnten da malen ihr Leben lang, würden nimmer fertig werden.

Wahrscheinlich kommen selten genug Maler hierher, fragte Eduard.

Selten ein Fremder überhaupt, antwortete der Capitän, wenn es nicht etwa dann und wann ein Engländer ist, der, mit seinem

Reisebuch unter dem Arm, sich den großen Wasserfall Feigumvoss ansehen will und dann über die Fortunjellen fort an den Ottevand hinunter nach Gudbrandsdalen zieht, um auf die große Straße nach Trondhjem zu gelangen.

Es geht also doch ein Weg über die Gebirge?

Ein Weg, lachte Halbart Mare. Nu, mußt ihn ansehen, mußt hinaufsteigen, ist der Mühe werth. Ihr Leute aus dem Süden seid gewöhnt auf bequemen Straßen im Carriol zu fahren und meint daher, es müßte überall so in Norwegen geschehen.

Ich bin darauf vorbereitet etwas zu wagen, erwiederte Eduard, und eine Rennthierjagd wäre meine Lust.

Schade, daß Du nicht ein Mandel Jahre früher gekommen bist, sagte der Capitän, so hätt' ich Dir zeigen wollen, was Steigen und Jagen in den Thälen an Lyfter heißt. Aber ich weiß Einen, fuhr er fort, der wird's für mich thun. Bei ihm kommst Du an den rechten Mann und Gott's Tod! da steht er vor uns. Sieh dort, mein Junge, der da geht mit Emma und wie ein Fischbröden nach den Kirchen springt, das ist der beste Jäger weit und breit am Lyfter, und schwertlich Einer im Lande, der die hohen Wästen so gut kennt, wie er.

Der Hof von Eide lag hundert Fuß unter ihnen, und Eduard sah, wie im Garten an der Reihe der schönen Kirchsäume, Emma mit einem Herrn umher spazierte, der ihr wahrscheinlich Hülfe leistete, um ein Körbchen mit den süßen Früchten zu füllen, wobei es lustig hergehen mochte. Er dachte gleich, daß dies Herr Stalden sei, und seine scharfen Augen überzeugten ihn bald, daß er sich nicht täufchte. Den Herrn tenne ich schon, sagte er, und während er mit dem Capitän weiter ging, erzählte er ihm, was sich gestern ereignet hatte.

Hast an Grimmur Stalden eine gute Bekanntschaft gemacht, erwiederte Mare; es hat sich wohl gefügt und wird Dir von Nutzen sein. Es ist Einer von den Besten am Lyfter, fuhr er fort, kein herausgekommenes Krämer oder eines Sorenstrivers Sohn, der das Volk ausplünderte, sondern stammt aus guter alter Familie, und hat seinen richtigen Sogneverstand. Den Leuten von Sogne hat man von alten Zeiten her nachgelobt, lachte er, daß sie ein Loth mehr Gehirn im Kopfe haben, als alle übrigen Norweger; das heißt, betragen wird sie so leicht Keiner. Grimmur Stalden aber hat noch ein Quentchen mehr davon bekommen als alle Andern. War sein Vater schon klug, ist er noch klüger. Ein reichlich Vermögen hat er geerbt vor-lekten Jahrs als der Alte heimging, und er weiß es zu mehren. Siehst da einen echten

Sognemann, ist eine Freude ihn anzuschauen.

Ein unverkennbar lebhaftes Wohlwollen malte sich in dem harten Gesicht des Capitäns und er strengte sich an, um schneller zu gehen. Schon von Weitem rief er dann einen weit schallenden Gruß hinab und Stalben blickte hinaus, ließ Emma's Hand los und kam ihm entgegen.

Willkommen Grimmur, sagte der Capitän, wir haben Dich seit drei Tagen nicht gesehen.

Viele Geschäfte, erwiderte jener. Ich bin bis nach Bag hinuntergewesen, Capitän, und gestern Abend erst zurückgekehrt. Während dessen ist ein Gast in Dein Haus gekommen.

Mein Vetter Falland, der Deine Bekanntschaft schon gemacht hat.

Mit freundlichen Mienen reichte Stalben Eduard seine Hand und schüttelte diese herzlich. Sagte ich Ihnen nicht, wir würden uns bald wiedersehen, sprach er dabei. Dies ist eine Stelle, an der ich so leicht nicht vorübergehe, wenn ich ihr nahe bin.

Das sollst Du niemals thun, fiel Halbart Mare ein, und heut sollst Du bei uns bleiben.

So lange ich bleiben kann, erwiderte Stalben. Jomfru Emma hat mich an Deinen Tisch geladen, das darf ich nicht ablehnen, dann aber muß ich fort.

Nu, sagte der Hausherr, Du weißt, wir sehen Dich gern, wenn es aber Emma nicht gelungen ist, Dich festzuhalten, dann will ich meine Beredsamkeit iproben.

Ich glaube nicht, daß große Beredsamkeit nöthig ist, mich hier zu fesseln, wenn es irgend angeht, lachte Stalben, und indem er seine feurigen, dunkeln Augen auf Emma besehte, welche eben hereintam, setzte er hinzu: Aber ich hoffe, daß Zeiten kommen, wo ich lange und oft bei Dir sein kann; für jetzt beneide ich diesen glücklichen Vetter, der Deines Hauses Freuden mit Dir theilt. Grimmur Stalben nahm dabei dem Fräulein das Körbchen mit den Kirschen ab und bot ihr seinen Arm, der Capitän folgte mit seinem Verwandten, und nach einiger Zeit hielten sie ihr gemeinschaftliches Mahl, bei dem es fröhlich herging. Emma sah zwischen den beiden jungen Männern, welche ihr in verschiedener Weise huldigten. Stalben richtete viele scherzende Fragen an sie, über ihre Kochkunst, ihre wirtschaftliche Erfahrungheit, über vergangenes Leben in der Hauptstadt und wie sie noch jetzt daran heimlich hänge, was sich beweisen lasse durch ihre Neigung Bücher zu lesen und auf dem Clavier zu spielen. Ihr Vater stimmte ein und erzählte, wie Emma im ersten Jahre, wo sie wieder in Lysterfjord gelebt, ganz schwermüthig oft gewesen sei und Tage lang

in sich gekehrt geseßen habe. Das gab zu neuen Scherzen Veranlassung, gegen welche das Fräulein sich in ruhiger Weise zu vertheidigen suchte; und sie that dies, indem sie ihren Vetter in das Gespräch zog, der schweigsam und beobachtend zuhörte.

Aber wie ist es nun? fragte Grimmur. Regt der Herr Vetter aus Christiania nicht alle alten Erinnerungen auf und möchten Sie nicht, daß das lustige Stadtleben wieder begönne?

Mein Vetter regt nichts auf, was ich nicht haben möchte, erwiderte sie. Stalben lachte. Gut, ich will's glauben, fuhr er fort, aber ich sagte es ihm schon, er sei hier an seinem Plage. Ihr könnt zusammen Musik machen. Das wollen wir auch, antwortete sie.

Und wir beide, Capitän, können dazu tanzen.

Na, sagte Halbart Mare in seiner trockenen Weise, es kommt darauf an, Grimmur, wie uns die Melodie gefällt.

Sonst machen wir uns unfre eigene dazu, rief Stalben übermüthig und seine dunkeln Augen betrachteten Falland. Aber Fräulein Emma hat ja auch wohl einmal gezeichnet? Ja habe Zeichenbücher hier gesehen.

Na! rief ihr Vater, die Mädchen lernen in der Stadt viel Zeug, das zu nichts nützt, und zu Haus in den Winkel geschmissen wird, um nicht wieder hervorgeholt zu werden.

Ich erinnere mich, liebe Emma, daß Sie recht artig zeichneten, begann Eduard, haben Sie es niemals wieder versucht?

Hier gibt es Anderes zu thun, versetzte an ihrer Stelle Grimmur. Eine Hausfrau am Sogne hat keine Zeit, mit der Zeichenmappe durch die Berge zu wandern, wie die zarten Fräulein von Christiansfjord.

Wir müssen es aber doch versuchen, fuhr Eduard fort. Man braucht kein zartes Fräulein zu sein, Herr Stalben, man braucht nur einigen Sinn für andere Freuden zu haben als die gewöhnlichen häuslichen, einige Lust, sich auch mit andern Dingen zu beschäftigen, als mit sogenannten nützlichen, und einigen Geschmac, der über den der Zungennerven hinausgeht, so spottet man über solche Zeitanwendung nicht.

Sehr richtig, Herr Falland, spottete Grimmur. Man muß kein roher Wider sein, der für nichts Sinn hat als für das Materielle, wie man es nennt. Bildung fehlt uns noch am Lysterfjord, ist es nicht so? Wenn wir in den Fortunjellen erst alle Musik machen, statt des Sturmes, der es jetzt allein thut, wird's ein wahres Arabien werden. Sie sehen, Herr Falland, ich habe auch meine Studien gemacht. Mein Vater hat mich nicht umsonst auf die gelehrte Schule nach Bergen geschickt, aber ich gestehe Ihnen, ich

bin mit einem harten Kopfe zurückgekommen. Der Hentler hole alle Zeichenmappen! Doch, bei Gott! verkenne Sie mich nicht, weil ich so sündlich ruche. Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Falkland, und daß Ihnen Alles gerathen möge, was Sie beginnen. Wenn Fräulein Emma Lust hat, romantisch zu sein, so lassen Sie sich helfen und wenn Sie meines Beistandes bedürfen, so stehe ich gern zu Diensten. Ich weiß bei aller meiner Unwissenheit doch manche schöne Stelle, wo ich zuweilen selbst schon gedacht habe: Schade, daß du kein Maler bist! Und solcher gibt es selbst schon in der Nähe. Nach dem Optunbach müssen Sie den romantischen Vetter zunächst führen, Fräulein Emma. Er kann dort ein Stückchen rohe Natur von Lysterfjord kennen lernen.

Eduard ließ sich erzählen, daß es in der Nähe ein kleines Felsenthal gäbe, wo ein schöner Wasserfall von hoher Wand niederstürze und war sehr zufrieden mit dem Vorschlag des Capitäns, am Nachmittag dorthin zu wandeln. Das Gespräch wurde dadurch auf andere Dinge gebracht, aber im Stillen ärgerte sich Falkland über manche Aeußerungen, die er von Grimmur Stalden gehört hatte. Er mußte nicht wie es kam, doch er konnte nicht lange mit diesem Manne sprechen, ohne in einen Zustand der Gereiztheit zu gerathen. Er fühlte sich bespöttelt und es kam ihm vor, als ob es absichtlich geschehe. Bisher hatte er nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben, aber ein geheimes Feuer brannte in ihm, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dann aber war Grimmur auch wieder wie umgewandelt und er hörte ihm mit Vergnügen zu; nichts Feindliches und Falsches ließ sich an ihm entdecken. Er erzählte von seinen Jagdzügen, von Abenteueru, die er bei wochenlangen Streifereien durch die unwirthlichsten Wüsten des Gebirgs erlebt, das er bis zu den Harbangerfjellen durchstrichen hatte und Halbart Mare vervollständigte die anziehenden Schilderungen, denn auch der tapfere Capitän war ein rüstiger Kenntner- und Wärenjäger gewesen, so lange seine Beine ihm dies erlaubten. Eduard Falkland hörte so Vieles von den Gefahren und Wundern dieser Felsenwüsten, daß er ein brennendes Verlangen empfand, bald einmal die seltsamen Gipsel und Thäler der Fortunfjellen kennen zu lernen, und forderte Stalden lebhaft auf, sein Führer und Begleiter dabei zu sein.

Ich will's thun, sobald es sich scheidt, antwortete Grimmur, allein, fügte er mit einem spottenden Blick hinzu, es ist die Frage, ob es Ihnen gut bekommt.

Wenn Sie meinen, daß die Beschwerten mir zu groß sein könnten, erwiderte Eduard,

so beruhigen Sie sich darüber. Ich habe, als ich in Deutschland war, die Schweiz und Tyrol besucht und manchen höheren Gebirgsstock erstiegen, als diese Fortunfjellen sind.

Wirklich, lachte Stalden, nun dann werden wir ja sehen, was Sie leisten können. Aber ich will Ihnen Eines sagen, Herr Falkland. Hier gibt es nicht, wie in der Schweiz, gute Wirthshäuser, wo man des Abends einkehrt, um sich an eine wohlbestellte Tafel zu setzen und in weichen Betten auszuschlafen. Hier gibt es nichts für den Jäger, als was er in seinen Jagdsack steckt. Der nackte Fels liefert ihm ein rauhes Lager, vielleicht während mehr als einer langen Regennacht, oder in Schneewirbeln und dichten Nebeln. Wenn Sie davor den Muth nicht verlieren, so wollen wir nächstens einmal den Fortunfsteeg zusammen hinaufsteigen; bei den Seterhütten will ich dann wieder anfragen, ob wir weiter gehen wollen.

Eduard versicherte, er würde nicht nein antworten, aber der Capitän sprach bedenklid: Gib Dein Wort nicht darauf, mein Junge. Du hast das Land da oben noch nicht gesehen, es möchte Dir ein Grausen antommen. Nimm's also an, was Grimmur Stalden bietet. Steig mit ihm hinaus zu den Seterien, da werden die Setermädchen für Dich weiter sorgen. Hör an, Grimmur! rief er sich unterbrechend, es war vorher eine hier, die von Deinen Weiden herunterkam. Hast sie gesehen? Hat sie im Guard angeprochen?

Wer war es?

Deine erste Magd, das Erbstd in Deinem Hause, Signa, mit einem großen Korbe.

Die weiß ihren Weg zu finden, sagte Grimmur.

Ist ein schmudes Mädchen geworden, doch von tropigem Sinn und schlechter Zucht.

Grimmur schien etwas darauf antworten zu wollen, was er unterdrückte und lachend sein Glas leerte. Es ist ein wilder Sproßling, sagte er dann, aber das Haueregiment versteht sie aus dem Grunde und ist edt Sognisch Weiberblut in ihren Adern, das sich nirgend wohler fühlt als auf den Bergen in den Seterien. Das müssen Sie sehen, Herr Falkland. Es ist ein sonderlich Sommerleben auf den Weiden, aber wie in Nordland und den Finnmarken kein Fischer sich verdingt, als unter der Zusicherung, auf den Fischfang nach den Lofoden mitzugehen, so gibt es hier kein Mädchen, das nicht ihre Sommerlust auf den Hochweiden haben möchte.

Er gab eine humoristische Beschreibung von den Herrlichkeiten dieses Lebens, von welchem freilich, näher betrachtet, nicht viel andres übrig blieb, als angestrenzte Hirtenarbeit in Wartung des Viehes, beim Melken und bei der Butter- und Käsebereitung, wie auch beim

Heusammeln, dazu ein Aufenthalt in schmußigen, elenden Hütten, dem aber doch auch ein poetisches Element beizuwohnen, wenn man dies hervorhob. Denn die Mägde waren da oben allein die ganze Woche über, am Sonnabend aber gab es wenige, die nicht Besuch erhielten. Denn die jungen Burjche, ihre Anbeter, laufen oder reiten aus den Thälern Sonnabends alle hinauf und feiern den Sonntag mit ihren Schächern, während die Pfarrer leere Kirch^{en} haben.

Grimmur Skalden's Andeutungen waren bezeichnend genug, und in guter Gesellschaft hätte man lieber ganz davon geschwiegen. Aber hier war ein Mann, der wenig nach keuschen Ohren fragte und vieles ganz natürlich und antastlos fand, was verfeinerte Sitten unanständig nennen.

Eduard blickte nach Emma hin, die vollkommen unempfindlich ernsthaft ausah, während ihr Vater durch mancherlei Zusätze das Gelächter vermehrte, endlich aber doch meinte, es sei eine böse Sache mit den Sonntagsbesuchen in den Seterien, gute Sitten würden damit nicht unter dem Volk befördert.

Es ist aber so gewesen seit uralten Zeiten, lachte Skalden, und Mancher, der es nicht gedacht, hat sich sein Weib von den Weibern herunter geholt. Denn Sie müssen wissen, Herr Jallland, darauf hält man in allen Kirchspielen, daß kein Kind ohne seinen Vater bleibt. Geheirathet muß ohne Gnade werden, das wissen die Setermädchen alle gut genug.

Hsch! sagte Halbakt Mare, bring' uns nicht in Berruf, Grimmur. Was bei Anecht' und Mägden vorkommt, geschieht nicht in guten Familien. Ein Mann, der weiß, wozu er gehört, wird nichts mit solchem Volke gemein haben.

Und damit ist's genug! erwiderte Grimmur aufstehend, denn ich muß fort und möchte gern noch ein Stück an den Optunbach mitgehen, ehe ich meinen eignen Weg wandle.

Nach einer halben Stunde waren Emma und ihr Vetter bereit, der Capitän aber blieb zu Haus, weil es zu langsam mit ihm vorwärts wollte. Er steckte seine lange Pfeife an, setzte sich in den bequemen Lederstuhl, schlürfte seinen Caffee behaglich ein und sah den drei jungen Leuten nach, die an der seltsamen Wand aufstiegen, wo er durch das Gebüsch noch lange Emma's helles Kleid und die rothen Bänder an ihrem Strohhut erkennen, auch Grimmur's langhallenden Hirtenruf hören konnte, der verschiedene Echo's aufweckte.

Er versenkte sich in Betrachtungen und diese waren sicher vergnüglicher Art, denn die Falten und Zurchen in seinem Gesicht verzogen sich zu einem angenehmen Grinsen und seine Pfeife stieß ungeheure blaue Nebelwolken aus,

während er dazu auf dem Tischchen einen alten Regimentsmarsch trommelte. Endlich sagte er so laut, als wollte er es ausschreien: Der Grasaffe hat Recht. Hochzeit wird sein im Eidehof, denn lange kann es nicht mehr dauern, so wird Grimmur sein Wort anbringen. Ich bin's zufrieden, doch Emma soll's auch sein und ich denke, es geht Alles seinen richtigen Weg und ist Nichts, was als Stein darin läge, der erst fortgeschickt werden müßte.

Die Wanderer verschwanden inzwischen, denn sie bogen um einen vorspringenden Grat, als sie eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht hatten und vor ihnen öffnete sich nun ein breiter Gebirgsabhang, welchen senkrecht fallende Klippen in einem ziemlich großen Halbkreis umlagerten, bis sie weit zurückweichend, zuletzt einen Spalt oder eine Schlucht bildeten, aus der ein dumpfes Brausen hervordrang.

Der schmale Pfad lief jäh hinab auf den Bergabhang, welcher die Ebene bildete und Grimmur, welcher bisher allerlei lustiges Gespräch geführt und seine Redereien mit Jallland getrieben hatte, drehte sich jetzt um, damit er Emma seinen Beistand anbieten könnte, allein sie schlug diesen aus.

Wie? lachte er, Sie verschmähen meine Hand?

Ich glaube sie nicht nöthig zu haben, um auf meinen Füßen festzustehen, war ihre Antwort. O, wir wollen sehen, ob Sie nicht in's Straucheln kommen und endlich doch in meine Arme fallen, fuhr er fort.

Mit meinem Willen nicht, versetzte sie.

Also gegen Ihren Willen, wenn's nicht anders sein kann.

Im Augenblick strauchelte sie wirklich, doch ehe Grimmur sie greifen und halten konnte, hatte dies Eduard Jallland gethan, der dicht an ihrer Seite war.

Dank Ihnen, Vetter Eduard, sagte Emma mit einem freundlichen Lächeln. Ihre Hilfe kam zur rechten Zeit.

Ich sagte es ja, lachte Grimmur, Sie sind an Ihrem Plage hier, Herr Jallland. Nun aber sind wir außer Gefahr und dies ist eine der lieblichsten Stellen, so recht dazu gemacht, um idyllischen Träumen nachzuhängen. Ist es nicht so?

Der Grund war allerdings von großer Lieblichkeit und eigenthümlichem Reiz. Mit einem dichten Grassteppich bedeckt und mit zahlreichen Blumen durchstübt, rauschte ein klarer Bach darin, der sich unter Weiden und Erlenbüschen verstedte. Er kam aus einem kleinen See in der Mitte des Grundes und sprang am Rande der Ebene in zahllosen kleineren und größeren Sprüngen von Felsstufe zu Felsstufe durch moosiges Wald Dunkel, bis er den Lytterfjord erreichte. Der kleine See mit seinen Blumen-uffern war von wunderbarer Bläue, das reinste

Stetschwaßer, und von solcher Klarheit, daß jeder Stein und jede Muschel auf seinem Grunde sich erkennen ließen. Oberhalb des See's aber kam der Bach aus der Schlucht herunter und dort sprühte weißer Schaum umher. Das Wasser rollte zwischen schwarzen Felsen und düstern Tannen wie ein Strom von Silber in einen tiefen brausenden Kessel, aus dem es lodend und zerpeitscht wieder emporsprang und wie von Angst getrieben in das sonnige Thal eilte.

Dort blieben die Wanderer stehen und betrachteten den Fall. Das ist prachtvoll! rief Eduard. Ich muß ein Bild davon haben.

Es sieht artig genug aus, erwiederte Grimmur, das Ganze jedoch macht nur den Eindruck, wie ein geschneigelter Burck, der nach neuester Mode ausgeputzt aus der Hauptstadt kommt und in jeder Miene steht ihm geschrieben: Seht mich doch an, was für ein prächtiger, auserlesener Kerl ich bin! Seine dunkeln Augen streiften dabei höhnvoll über Eduard's Fallland hin, während sein Gesicht unbefangen lachte. Wenn wir zusammen hinaufsteigen, Herr Fallland, in die Horungerne Hörner, so will ich Ihnen zeigen, was ein Wasserfall ist. Es fragt sich aber, ob Sie ihn nach Ihrem Geschmack finden.

Unser Geschmack scheint allerdings etwas verschieden zu sein, Herr Stalden.

Ich glaub's nicht, lachte er, doch um so besser für uns beide. Meinetswegen folgen Sie Ihrem Geschmack, ich will behalten, was mein ist. Glück mit Ihnen, Fräulein Emma, bis wir uns wiedersehen, was nicht lange währen soll.

Nach einigen andern scherzenden Abschiedsworten entfernte er sich, indem er quer über den Grund schritt, wo ein Hirtenpfad weiter und an den Fjord hinabführen sollte. — Ich bin in der That froh, daß er uns verläßt, sagte Eduard halb für sich, denn seine Freimüthigkeit ist mir unbehaglich.

Emma antwortete nicht darauf. Wenn Sie den Fall zeichnen wollen, sagte sie, so wird es gut sein, wenn wir näher an den Eingang der Schlucht gehen. Dort ist eine Steinbank, auf welche wir uns setzen können und den ganzen Anblick vor uns haben.

Wo ist die Bank? fragte er.

Sie deutete auf ein dichtes Gebüsch, das zur Seite lag und beide gingen darauf zu; plötzlich aber blieb Emma stehen und als er fragen wollte, was sie erschreckte, erkannte er die Ursache schon. Auf einigen großen zu einer Bank zusammengelegten Stämmen saß dasselbe Setermädchen, das er heute schon gesehen, Signa, Grimmur's Magd, und mehre Minuten vergingen, ehe sie aus der nachdenkenden Haltung, in welcher sie sich befand, gleichsam zu erwachen schienen und sich umblickte.

Der Korb, welcher jetzt leer war, stand neben ihr, und ihre Hände in den Schooß gelegt und gefaltet, blickte sie in die niedergleitenden Bogen des Wasserfalls. Eduard konnte sie ungestört betrachten und fand ihr Gesicht von so seltener Frische und schöner Färbung, dabei das leicht ringelnde Haar von so goldigem Glanze, daß er an ein Modell für eine Madonna dachte, zugleich aber erinnerte er sich des prächtigen goldblodigen Burckchen an der Urenäskirche und er zweifelte nicht, daß dies die Schwester sei, von welcher Stalden gesprochen hatte. Ihre Gedanken mußten nicht froher Art sein, denn ihre Miene waren trübe und in ihrer Unbeweglichkeit schien es, als wenn ein Gegenstand ihren ganzen Kopf füllte. Nach einigen Augenblicken aber machte sie eine Bewegung und gewahrte, daß sie nicht allein sei. Sogleich stand sie auf und der Ernst wich aus ihren Zügen. Grüß Dich, Jungfrau Emma, sagte sie; ist ein schöner Tag heut, um den Optunfluß zu sehen. Bist gesund, wie ich denke.

Dank! Dir, liebe Signa, auch Dir geht es wohl? fragte Emma.

Ich darf nicht krank werden, erwiederte die Bäuerin, dazu habe ich nimmer Zeit. Das ist Dein Better aus Christiania?

Ja, Signa.

Ich habe von meinem Bruder von ihm gehört. Du wirst Dich freuen, daß er bei Dir ist. Ist es nicht so?

Gewiß, Signa.

Und hast ihn lange nicht gesehen?

Es sind drei Jahre.

Dann mußt Du dafür sorgen, daß er immer bei Dir bleibt, wenn Du ihn lieb hast, lachte die Seterin.

Eine hellere Röthe trat in Emma's Gesicht. Wir können nicht immer, was wir möchten, erwiederte sie, so unbefangen als möglich lachend. Aber wohin willst Du?

Signa nickte ihr zu. Dein Better paßt zu Dir besser als jeder Andere, den ich kenne. Was sagt Grimmur Stalden, hast Du ihn gesehen?

Warum fragst Du danach?

Sage es Dir selbst, Jungfrau Emma. Möchtest Du, daß Grimmur hier auf der Bank säße und Dich erwartete? Nein, das möchtest Du nicht, fuhr sie lachend fort, ohne eine Antwort abzuwarten, und Du thust Recht daran. Grimmur Stalden ist ein stolzer Mann, manche Hand streckt sich nach ihm aus, aber Deine Hand ist zu weich für ihn, Jungfrau Emma. Lebt wohl, Ihr Beide. Das ist ein wader Blüthen für zwei, die am liebsten allein sind. Ich muß dort in die Schlucht hinauf und lasse Euch hier.

Ihren Korb aufnehmend entfernte sie sich, und eine Zeit lang sahen die Zurückbleibenden

ihr nach, wie sie über schlüpfriges Gestein dicht an der Felswand hin unter dem Sprühregen des Wasserfalles immer höher stieg und zuletzt verschwand. Emma Mare hatte sich auf die Bank gesetzt, sie war verlegen und verwirrt; Eduard nahm an ihrer Seite Platz. Er fing an zu zeichnen und sah einige Minuten über nicht von seiner Arbeit auf, als er aber einen Blick auf Emma wagte, glaubte er zu bemerken, daß sie bleich und niedergeschlagen aussah.

Er ließ den Stift fallen und sagte leise: Sie haben Kummer, liebe Emma. Darf ich darnach fragen?

Sie schüttelte den Kopf.

Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Sonst war es anders.

O, sonst! stürzte sie.

Mit welchen frohen Erinnerungen bin ich zu Ihnen gekommen, fuhr er fort; aber ach! was ich glaubte, hat sich nicht erfüllt. Es war Thorheit! Ich konnte meine liebe Freundin nicht so wiederfinden, wie ich sie verlassen; aber wenn mein Aufenthalt bei Ihnen vielleicht Ursache zu Ihrem Mißfallen wird, dann, liebe Emma —

Sie dürfen uns nicht verlassen! fiel sie erschredend ein.

Gewiß nicht, wenn Sie es nicht wollen; aber soll ich denn nicht auch der alte vertraute Freund sein, der ich früher war? Wissen Sie, Emma, was meine Mutter mir sagte und auftrug, als ich sie verließ? Ich hoffe, sagte sie, ihr werdet Beide am Lysterfjord das alte Leben wieder anfangen und wenn es möglich ist, Eduard, so bringe Emma mit dir zurück, in meine Arme. Sage ihr, wie lieb ich sie habe, wie mütterlich ich sie aufnehmen würde. Sage ihr Alles, was dein Herz dir eingibt, und bringe ihr meine Küsse, meinen Segen.

Während er dies mit innigem Ausdruck sprach, hatte er seinen Arm um sie gelegt und ihre Hand, welche in der seinen ruhte, mehr als einmal an seine Lippen gepreßt. Den Kopf niedergesenkt, widerstrebte Emma ihm nicht und folgte dem Drucke, als er sie dichter an sich zog. Mit solchen Wünschen und Hoffnungen bin ich gekommen, fuhr er leise fort, aber Du hast mich fremd empfangen. Was ich auch ahnen mag, Emma, was selbst dies Hirtenmädchen andeutete, nichts soll mich abhalten, nach solchem Preis zu ringen. Denn sieh, theure Emma, ich habe Dich niemals vergessen. Dein Angedenken hat mich in die Fremde begleitet und als ich zurückkehrte, dachte ich an Nichts mit solcher Sehnsucht, als daran, Dich wiederzusehen.

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und was er in ihren Augen entdeckte, war so bewältigend, daß er sie küßte und wieder küßte und so bald nicht aufgehört hätte, wäre Emma

Mare nicht plötzlich mit Heftigkeit aufgesprungen, indem sie ihn zurückstieß und sich frei machte. Ihre Wangen glühten jetzt und ihre Blicke suchten umher, als glaubte sie sich überrascht.

Der Wasserfall tobte in der Ferne, doch Nichts war zu sehen, auch hatte Eduard Nichts gehört. Wir sind ganz allein, liebe Emma, betheuerte er.

Wir müssen nach Haus, fort nach Haus, erwiderte sie bestig athmend und noch immer scheu umherblickend.

Was gab es denn? Was erschreckte Dich so? fragte er.

Eine Stimme, sagte sie. Ein Gelächter.

Wessen Stimme? Grimmur Skalden?

Schweigen Sie, Better Eduard, o! Schweigen Sie über Alles, fiel sie ängstlich bittend ein. Es darf nicht geschehen, ich darf Sie nicht hören: besser wäre es sonst, wir trennten uns für immer. Versprechen Sie mir, dies Gespräch nicht wieder zu erneuern, um meiner Ruhe, um Ihres Friedens Willen! So lange ich lebe, werde ich Ihre treue Freundin sein, mehr ist mir nicht vergönnt, mehr kann ich Ihnen nicht gewähren.

Wollen Sie alle meine Hoffnungen zerstören, Emma? fragte Falkland erkant und betrübt.

Alle, alle, wenn sie mich betreffen! rief sie mit Heftigkeit, sich abwendend. Sie werden meine Bitte erfüllen.

Ich kann Alles thun, was Sie wünschen, sein Sie dessen sicher, sagte er im stolzen Tone.

Sie gab ihm keine Antwort darauf. Rasch vor ihm hergehend stand sie erst in der Nähe des Gaards still und mit verfühlichem, traurigem Lächeln sagte sie leise: Zürnen müssen Sie mir nicht, Better Eduard; ich habe Noth genug zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlorene Posten.

I.

Das protestantische Dorf in der Einsamkeit.

Nicht allein die größere oder kleinere Rolle, welche Nationalitäten oder Religionsgesellschaften spielen oder zu spielen bestimmt sind, macht sie uns interessant; oft ist es die Geschichte, die sie durchgemacht oder eine eigenthümliche Stellung, oder besondere Eigenschaften, welche unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nehmen. Und das Interesse wird größer, je kleiner das Bruchstück einer Nationalität oder einer Religionsgesellschaft ist, die als ein verllorener Posten in irgend einem

Winkel der Erde, umgeben von Gefahren und feindlichen und absorbirenden Elementen, muthig und ausdauernd stehen geblieben. Der Schreiber dieser Zeilen ist durch die Verhältnisse seines Vaterlandes, Böhmens, früh dahin gekommen, sich für solche Uebertreter zu interessieren, und wenn zu Anfang auch nicht mit dem Gefühle des Historikers oder Archäologen, der aus Fragmenten ganze Gebäude der Vergangenheit aufzuführen versteht, so doch mit der vielleicht noch tieferen und tieferen Wurzel schlagenden Sympathie des Kindes, das sich vom Fremdartigen so mächtig angezogen fühlt, als wäre es das verwirklichte Märchen, das gestern Abend von der Nachbarin am warmen Ofen erzählt worden.

Im südlichen Theile Böhmens, rechts und links von der nach Budweis führenden großen Straße, gibt es eine waldige, etwas düstere, von der Natur nur spärlich mit Schönheit oder Reichthum gesegnete Gegend, die mit zu den religiösesten Theilen des frommen, katholischen Landes gehört. Ueberall erheben sich versteckte oder von Bergen weit ausblickende Klöster, die zum Theile noch heute von Kapuzinern und Franziskanern bewohnt sind, theilweise bis zur Aufhebung des Ordens den Jesuiten gehört haben. Ueber der Thür manchen Pfarrhauses prangt im Relief das achteckige Kreuz, das darauf hindeutet, daß ehemals diese Pfarrei sowohl wie das ganze Dorf ein Eigenthum des Kreuzherrn von Prag gewesen. Auf bedeutender Höhe in der Nähe der Stadt Práibram erhebt sich, das Land weithin überblickend, der berühmteste Wallfahrtsort des „Heiligen Berges“, die Swata Hora, mit ihren acht byzantinisch-slavischen Kuppeln, deren eine ehemals vergoldet gewesen. Die schwarze Jungfrau vom Heiligen Berge, die schon viele Wunder gethan, versammelt daselbst alljährlich viele Tausende von Pilgern. Der in dieser Gegend Geborene kann nicht glauben, daß es in der Welt eine andere Religion gibt, als diese katholische, die er überall, von den Höhen und aus den Tiefen, im Walde wie auf der freien Lichtung, auf Kreuzwegen und auf Brücken herrschen, ihre Burgen bauen, ihre Fahnen aufstrecken sieht.

Es war mir darum wie ein Märchen, da ich als Kind einmal durch diese Gegend, in der Nähe von Heiligenfeld dahinfuhr und mein alter Vetter, nach einem Dorfe deutend, sagte: „Siehst Du, dort wohnen Andersgläubiger?“

„Andersgläubiger?“ fragte ich erstaunt, „was für Leute sind das?“

„Sonderbare Leute,“ sagte mein Vetter, „der Himmel weiß, wie sie in diese Gegend gekommen sind. Man nennt sie auch Helviten, oder Helvetier; studirte Männer nennen sie Augsburger, die Pfarret heißen sie Keger

und schlechte Menschen, und das Volk gibt ihnen den Schimpfnamen „Berany“ (d. i. Schöpse).“

„Und was glauben die Andersgläubiger?“

„Das weiß Gott! Wahrscheinlich gar nichts, denn es gibt auch solche Menschen. Sie nehmen die Nähe nicht ab vor den Heiligenbildern und gehen nicht in die Messe. Auf der Landstraße sprechen sie mit den Fuhrleuten oft über Religionsfachen und ärgern alle Welt, weil sie Dinge sagen, auf die man Nichts antworten kann, und weil sie Alles was sie sagen aus der Bibel beweisen, die sie auswendig wissen.“

„Und wie heißt das merkwürdige Dorf?“

„Rybnik! Das ist so viel, wie Fischteich.“

Einige Jahre später wußte ich über die Sache mehr als mein Vetter. Ich wußte, warum studirte Männer die Einwohner von Rybnik Augsburger, und warum man sie auch Helviten nannte. Sie gehören nämlich zur Augsburgerischen Confession und hatten noch vor einigen Jahren einige Calvinistische oder Helvetische Familien in ihrer Mitte, die sich aber heute ganz und gar mit der Augsburgerischen Majorität vermischt haben. Das Volk nennt sie Berany nach altem Brauche, denn Beran oder Schöps war im früheren Jahrhundert die Bezeichnung für einen Keger. Das geheimnißvolle Dorf der Keger hatte eine große Anziehungskraft für mich, und an einem schönen Tage der Ferienwochen trat ich den Weg dahin an, als ein aller Furcht und allen Vorurtheilen entwachsener und aufgeklärter Gymnasiast.

An den Thüren, die dem Dorfe den Namen geben, vorbeiwandernd, trat ich endlich in den kleinen Kreis von etwas mehr als dreißig Häusern oder Hütten. Das Dorf und die Einwohner, die mir aus der Ferne so merkwürdig erschienen waren, hatten, in der Nähe betrachtet, gar nichts Absonderliches, und ich war etwas unangenehm enttäuscht. Doch bemerkte ich bald, daß hier im Hause wie in Garten und Feld mehr Reinlichkeit und Ordnungsliebe herrschte als in den Dörfern der Umgegend. In den sehr schlicht eingerichteten Stuben sah es sehr kahl aus, da die Heiligenbilder fehlten, die man sonst in böhmischen Bauernhäusern in so großer Anzahl findet, meist umstedt von dürren Osterpalmen und trockenen Pfingstblumen. Dafür fand ich in vielen Wohnungen die böhmische Bibel, die entweder auf dem Tische lag oder auf einem eigens zu diesen Zwecken bestimmten Wandbrettchen aufrecht stand. Oern hätte ich ein wenig disputirt, aber die Weiber schienen dazu nicht aufgelegt und die Männer waren meist abwesend, theils im Walde als Kohlenbrenner, theils in den Eisenhämmern als Hüttenarbeiter, theils auf

dem Felde, denn Kohlenbrennerei, Hüttenarbeit und kleiner Ackerbau bilden die Nahrungszweige dieser protestantischen Gemeinde. Der Hausiererjude, der im Dorfe unter einem Baume saß, konnte objectiver über die Einwohner sprechen, als sie selber, und er klagte über die Armuth des Dorfes. Doch meinte er, daß diese Protestanten ganz eigenthümliche Leute seien, und daß sie trotz ihrer Armuth niemals mehr brauchen als sie haben.

Zur Zeit meines Besuchs hatte das Dorf Rybník, trotz einer Einwohnerzahl von ungefähr 250 Seelen, weder Kirche noch Pfarre. Die Gläubigen versammelten sich an den Sonntagen in irgend einer Privatstube, und man sang einige Lieder und las ein Kapitel aus der Bibel. Das bestärkte die Nachbarn noch mehr in dem Glauben, daß die Rybniker keine Christen seien. Erst seit dem Jahre 1835 besitzt Rybník eine kleine Kirche und einen Pastor, und das Volk der Umgegend ist höchst erstaunt darüber, und betrachtet es als eine Usurpation, daß die Kirche auf ihrem Dache ein Kreuz trage. Uebrigens hat es sich, seit Rybník einen Pastor und eine Kirche besitzt, gezeigt, daß noch hier und da in der Gegend, besonders der Moldau zu, in versteckten Dörfern und in den Wäldern an den Kohlenmeilern einzelne protestantische Familien leben, deren Existenz bisher fast ein Geheimniß war. — Diese Protestanten sind ein Rest jener Protestanten, die nach der Schlacht am Weißen Berge ausgerottet, oder mit Hundsn in die Wüste getrieben worden — ein Rest, der so glücklich war, in seinem versteckten Winkel vergessen zu werden. Eigenthümlich klingt, was man mir von gewisser Seite her versichert, daß sie noch im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten des benachbarten Klosters zu Dobruška beschützt worden, und zwar mit besonderer Vorliebe.

II.

Ein deutsches Dorf auf slavischem Boden.

Das katholische Land, das wir oben beschrieben, ist zugleich das Czechische. Es gehört zu dem sogenannten eigentlichen Stodböhmern. Nur die kaiserlichen Beamten, die wenigen, sehr wenigen Gebildeten und die Bergknappen, die aus dem immer mehr verfallenden Bergwerke der deutschen Stadt Joachimsthal nach den immer mehr ausblühenden Silbergruben der czechischen Stadt Příbram überfiedeln, sprechen in dieser Gegend ein mehr oder weniger erträgliches Deutsch. Die czechischen Nationaltrachten haben sich zwar nicht so stätig erhalten wie in

dem benachbarten Bilsener Kreise, dafür ist der slavische Geist im Herzen des Volkes um so lebendiger geblieben. Es wird hier nicht nur gesprochen, es wird hier auch gesungen wie in alten Zeiten. In keiner Gegend Böhmens entstehen noch so viele Volkslieder wie in dieser; die Namen vieler Städtchen und Dörfer sind durch die Volkspoesie im ganzen Lande bekannt und berühmt geworden. Ja manche auffallende That, die den Volksfänger begeistert, wird, obwohl in anderen Gegenden geschehen, in diesen von Wäldern bedeckten und durch die Volkspoesie schon eingeweihten Winkel als auf den würdigen und der That entsprechenden Schauplay verlegt.

Ritten in diesem slavischen Lande, ungefähr zwei Stunden südwestlich von der Silberbergstadt Příbram, abseits vom Wege, der den silberhaltigen Birtenberg mit den Eisenhämmeru Rozmítal oder Rosenthal verbindet, liegt wie ein verlornener Vösten ein kleines Dorf, in welchem nur deutsch gesprochen wird, und das man auch nicht anders nennt als das „Deutsche Dorf.“ Es liegt still und bescheiden am Abhange eines lahlen Hügel, der, versehen von Gessen, vereinsamt wie ein Fremdling, der bei sinkender Sonne am Rande eines Acker, der nicht ihm gehört, müde niedersißt und nicht weiß, an welche Thür zu pochen, wohin seine Schritte zu wenden.

Die Bewohner dieses Dorfes stammen aus dem deutschen Fichtelgebirge. Ihre Väter wurden in der deutschen Heimath zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von grausamen Elementarverüstungen heimgeführt. Die Einen sagen, ihr Stammhü sei von Feuer verzehrt worden, die Anderen sprechen von Ueberschwemmungen, die Dritten von einem Bergsturz. Ein barmherziger Erzbischof, ihr Lehnherr, nahm sich ihrer an und verpflanzte sie hierher auf die erzbischöfliche Herrschaft Rozmítal. Aber sie kamen nach der Theilung der Erde. Der Erzbischof konnte ihnen nur einen lahlen, unfruchtbaren Abhang zur Anlegung einer neuen Heimath und Holz zur Erbauung der Hütten anweisen. Das Land gehörte schon Andern, und nur mit Mühe konnten die Colonisten dem ihnen angewiesenen kleinen Flecken hier und da ein ärmlich fruchtbares Feld abgewinnen. Sie machten den nahen Wald zu ihrem Erntefeld, und aus dem Holze, das er ihnen liefert, verfertigen sie bis auf den heutigen Tag Schindeln, Schachteln und Siebe. So wiederholt sich hier im Kleinen dasselbe Phänomen, dem man in allen slavischen Ländern und Städten begegnen kann, der Deutsche ist der Industrielle geworden. Das will so viel sagen, als: Auf demselben Boden, unter denselben Verhältnissen, unter denen der Slave ein jämmer-

liches Dasein hingeschleppt haben oder verhungert sein würde, da er es nur versteht, sich allein mit den Früchten zu nähren, die ihm die Natur direct in die Hand liefert, unter denselben Verhältnissen hat sich der Deutsche eine Arbeit geschaffen, die Geist und Körper zugleich beschäftigt und ernährt, eine Arbeit, die ihn nicht als Sklaven an die Scholle bindet, die ihn zwingt, sich in der Welt umzuthun und ihn auf Wege sendet, von denen er nicht nur Brot, sondern auch Gedanken heimbringt.

Der Winter ist vorzugsweise die Zeit der Arbeit im deutschen Dorfe. Da gleicht es einem Ameisenhaufen im Herbst. Während des Sommers vertheilt sich der größte Theil der Bevölkerung über's Land, um die vollendete Arbeit zu verkaufen. Ein Nebengeschäft des Siebmachers ist die Scheerenschleiferei. Die Erscheinung eines Scheerenschleifers aus dem deutschen Dorfe ist in jedem geistlichen Dorfe ein Ereigniß. Sobald er mit seinem Schleifrade in der Mitte des Dorfes unter dem großen Kastanienbaum Posto faßt, versammelt sich die ganze Bevölkerung, um Neugierigen aus der fernern Fremde zu erschauen, denn der Scheerenschleifer weiß Alles und erfreut sich außerdem eines großen Rufes als Erzähler und Wiplopi, trotz seiner Unbeholfenheit in der geistlichen Sprache.

Das deutsche Dorf unterscheidet sich in seinem Aeußern und Innern von den umliegenden slavischen durch Reinlichkeit und offenkundige Ordnungsliebe, die Einwohner durch ihre Tracht, die beinahe städtisch ist. Sie kommen nur sehr selten mit ihren slavischen Nachbarn in Berührung und heirathen beinahe nur unter einander, so daß das ganze Dorf so zu sagen eine große Familie bildet. Trotz der Armuth an Grundbesitz hat es vor den Dörfern der Umgegend doch den Anschein größerer Wohlhabenheit. Sie leben so still unter einander und so friedlich mit ihren Nachbarn, daß es kaum etwas von ihnen zu sprechen gibt, und daß die Christen dieser fremden Colonie so zu sagen ein Geheimniß ist.

Das deutsche Dorf scheint auch seine Poeten zu besitzen, denn die Scheerenschleifer wissen viele Lieder zu singen. Doch mögen diese zum Theil noch aus der alten Heimath stammen, zum Theil von den herumziehenden Scheerenschleifern aus den deutschen Grenzgebenden Böhmens hergebracht werden. Ein Lied aus dem deutschen Dorfe, das ich in sehr früher Jugend gehört habe, will ich zum Schluß hierhersetzen:

Nächt ganz gerne eini gußen
In die großen dunklen Gruben,
Wo das Silber ist und Gold.
Einen Schatz möcht' ich hol'n.

Liebet Schöpel, laßst mich geen han,
Liebet Schöpel, kriegt 'n braven Mann,
Hab' kein haus nit und kein Geld nit,
Doch das Geld liegt auf der Welt nit.

Und das Vöglein trinkt vom Brunne
Und das Blümlein lebt von Sonne,
Wer nit schwer ist, lauft geschwind,
Wer kein Brod hat, lebt von Wind.

Komm Du nur immer 'an,
Kriegt doch en braven Mann,
„Voll von-Lieb“ heißt mich die Welt,
„Seegenles“ hab' ich mich selbst genannt.

III.

Das Catalanische Dorf in Marseille.

Machen wir einen großen Sprung aus slavischem Lande heraus in griechisches, wenn auch nicht direct nach Griechenland. Marseille oder Massalia, selber dereinst wie ein verkorrerter Posten fern vom Mutterlande auf barbarischer Küste vom theuren Hellas, dem Lande der Schönheit träumend, schliefte heute, da es ganz französisch geworden, in seinem Schooße wieder eine kleine Colonie ein, die von fremder Küste stammt: ich meine das Dorf der Catalanen.

Einer der interessantesten Theile der alten Stadt ist das Viertel St. Victor, östlich vom alten Hafen. Durch viele Jahrhunderte war es durch Mauern und durch eigene Geseze, die in der Abtei St. Victor, der üppigen, gegeben worden, von der Republik Marseille getrennt. Erst nach der definitiven Bereinigung Marseilles mit dem Königreich fielen die Mauern und die Geseze von St. Victor und von diesem Zeitpunkt angefangen, gingen mit dem ganzen theokratischen Viertel große Veränderungen vor. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wohnten in dem an den Hafen grenzenden Theil in einzelnen Hütten, von Ketten belastet, die Galeerensclaven, eine traurige aber höchst bunte Bevölkerung; denn hier trafen gefangene Araber und Türken aus den Barbareisen mit gebildeten Staatsverbrechern und mit ausdauernden Protestanten Frankreichs zusammen. Der Parlamentspräsident de Brosse erzählt in seiner italienischen Reise, wie er in einer der Hütten der Galeerensclaven einen Greis gesehen, der eben Cartesius studirte. Aber nicht von dieser Colonie wollten wir sprechen, sondern von der andern, die sich östlich von St. Victor, zwischen diesem Viertel, dem Berg von Notre Dame de la garde und einer kleinen Meerbucht angehebelt hat, und wir beilen uns, ihre Christen zu bezeugen, da sie demnachst vom Erdboden verschwinden soll. In Folge der häufigern Berührung mit dem Orient und des Aufblühens der afrikanischen Erober-

rungen ist der Handel Marzeilles in den letzten Jahren so sehr angewachsen, daß schon heute der eben vollendete neue Hafen neben dem alten nicht genügt und Stadt und Regierung haben sich entschlossen, mit großen Kosten einen dritten Hafen zu graben. Jene Bucht, an welcher die catalanische Colonie zwischen den Forts Notre Dame de la garde und St. Jean so sehr geschützt liegt, ist bestimmt, sich zu einem geräumigen Port auszudehnen, und da wird dann das Erdreich verschwinden, auf welchem die kleinen Häuser der catalanischen Ausgewanderten so lange und so friedlich gestanden haben.

— Ohne von dem Dasein dieser Colonie etwas zu wissen, lam ich einst auf meinen Kreuz- und Quertügen durch die alte Vholäerstadt in diese Gegend. Ihr Charakter fiel mir als eigenthümlich auf und als in seinem ganzen Aussehen von der Umgebung abweichend. Er war nicht Stadt, nicht Dorf, nicht Vorstadt. Kleine reinliche Häuschen stehen regelmäßig in einem großen Viereck zusammen; hübsche Gärten vor oder hinter den Häusern. Vor den Thüren hängen überall Fischernetze; die Aussicht öffnet sich auf die kleine Bucht und darüber hinaus auf das blaue, unendliche Meer. Frauen und Mädchen sitzen vor den Thüren oder gehen zwischen den Häusern auf und ab, Netze ausbessernd oder neue strickend. Andere kommen mit leeren Fischkörben aus der Stadt zurück. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von der Tracht der Frauen aus dem Volle von Marseille; nur der Kopfschmuck ist ein anderer. Das dicke schwarze Haar ist am Hinterkopf in einen großen Knoten zusammengeballt und über den ganzen Kopf ist ein kleines, etwas feineres Fischernetz geworfen, das über den Nacken, oft über den ganzen Rücken hinabfällt. Man sieht es auf den ersten Blick, daß man sich unter einer Bevölkerung von Fischern befindet. — Die Tracht der Männer ist ganz die der Marzeillänen aus dem Volle; eine lange, bis auf die Schulter herabfallende Sackmütze, eine dunkle Sammtjacke, ein buntes Hemd, eine rothe Wollschärpe. Aber es ist zu bemerken, daß die Marzeillänen die Tracht von den Catalanen angenommen haben und nicht diese von jenen. Ihre Seefahrten aber machen die Catalanen auf Rähnen, die sich sehr auffallend von denen der eigentlichen Marzeillänen unterscheiden. Sie sind größer und malerischer. Vom Vordertheile schwingt sich ein ungeheurer Schnabel trumm und gewunden in die Luft und endet in einer herausfordernden, ledern Spitze; eben so hoch erhebt sich das Hintertheil, an welches ein breites Steueruder befestigt ist und das über das ganze Schiff erhoben den Steuermann trägt. In der Mitte erscheint es auf diese Weise

unverhältnißmäßig tief ausgeschweift und den überschlagenden Wogen zugänglich. Das ganze Schiff ist bunt bemalt, mit Streifen oder Arabesken. So gefaltet haben die Fahrzeuge die frappanteste Aehnlichkeit mit den Fahrzeugen, die man überall an der östlichen Küste Spaniens, in Malta und an den Ufern von Algier, Tunis und Tripolis, mit größter Furchtheit dem Sturme und dem hohen Meere trocken sieht. Mein Zweifel, daß diese Fahrzeuge von den Arabern stammen und daß sie diese Marzeiller Fischer aus ihrer ursprünglichen Heimath Catalonien mit herübergebracht haben; denn nirgends sonst an französischen Küsten ist die Form zu finden.

Dies von den Aeußerlichkeiten der Catalanischen Colonie und von ihrem Gewerbe, das in den Zeiten der Privilegien ein ausschließliches gewesen und das es heute, in der Zeit der Gewerbefreiheit, kraft der Tradition noch immer ist. Was ihre Sitten betrifft, so sind sie, obwohl die Catalanen, wie die Gallonen in Halle, nur unter einander heirathen, doch ganz die des Marzeiller Volkes. Ich habe nichts über besondere Gebräuche, Ceremonien, Sagen oder Volkslieder erfahren können. Auch ihre Sprache ist beinahe ganz dieselbe wie das Marzeiller Patois, was bei der beständigen Verührung mit der Stadt, welche von leidenschaftlichen Wirthinophagen bewohnt ist und die sie allein mit Fischern versorgen, nicht zu verwundern ist. Auch darf man nicht vergessen, daß sich all diese Mundarten, die den Golf von Lyon, vom Ebro bis beinahe an den Po umgeben, sehr nahe stehen und daß der Uebergang von der einen in die andere sehr leicht bewerkstelligt ist. Julio von Marzeille, Sorbello von Mantua und die königlichen Sängern von Arragonien gehören einer und derselben Troubadourliteratur an. Nur das Eine ist bemerkenswerth, daß die wenigsten Wörter griechischer Wurzel, welche das Marzeiller Patois als einen Rest des Griechenthums von den andern Mundarten des Südens unterscheidet, nicht in die Sprache der Marzeiller Catalanen übergegangen sind und daß sie in diesen Fällen die lateinischen Ausdrücke beibehalten haben.

Aber wer sind diese Catalanen? Wann und wie und unter welchen Umständen und Bedingungen sind sie aus Catalonien herübergekommen? — Dies ist eine schwer zu beantwortende Frage. Kein Marzeilläer, so viele ich auch fragte, wußte mir genügende Auskunft zu geben und Manche ärgerte sich, daß ich seine Hypothesen nicht als ausgemachte Wahrheiten annehmen wollte und daß ich lachte, wenn man mir z. B. sagte, daß die Catalanen schon unter Carl Martell hierhergekommen, um sich der Herrschaft der ungläubigen Araber zu entziehen. Ich befragte

manderlei Bücher und wunderte mich nicht über ihr Schweigen, da selbst die beste und ausführlichste Geschichte der Stadt Marseille, das sehr verdienstvolle Buch Augustin Jabre's, nichts, kein Wort über diesen Gegenstand zu sagen wußt. Nach mancherlei Forchten und Vergleichen kam ich selbst zu dem Resultate, daß die Uebersiedlung der Catalanen in die Zeit Ludwig's XIV. oder vielmehr Mazarin's falle. In dem Kriege, welchen die Franzosen in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts mit Spanien führten und in dem sich der große Condé nicht übermäßig auszeichnete, nahm ein großer Theil der Catalanier, in deren Provinz der Krieg besonders ausgefochten wurde, für Frankreich Partei. Aber Frankreich wurde mehrmals geschlagen, mußte mehre Städte, die es mit Hülf der Einwohner eingenommen, wie z. B. Barcelona, Lerida u. a. zu wiederholten Malen räumen und sich auf seine Flotte zurückziehen. Die compromittirten Catalanen stützeten sich mit den Franzosen auf die Flotte und diese lehrte während des Krieges mehrere Male nach Marseille zurück. So mag sich damals eine große Anzahl catalanischer Flüchtlinge in dieser Stadt gesammelt haben. Die Reichen und Adligen zerstreuten sich über Frankreich, gingen an den Hof, für den sie sich erlirt hatten, oder fanden Mittel und Wege, ohne Gefahr in ihr Vaterland zurückzukehren, und dies um so leichter, als der spanische König seinem in Catalonien commandirenden Feldherrn Syloa die größte Milde empfahlen. Anders war es mit den Armen, die ohne Protection waren und ohne Mittel, die Reise anzutreten. Es ist wahrscheinlich, daß ihnen damals Mazarin das kahle Stück Landes an der Bucht angewiesen, um sich daselbst anzusiedeln und sich so gut als möglich durchzuschlagen. Mit dieser Annahme stimmt eine der Sagen überein, welche man erzählt, daß die Anlegung des catalanischen Dorfes aus der Zeit Ludwig's XIV. datire und daß ihnen dieser König das ausschließliche Privilegium auf den Fischfang gegeben. Warum hätte der König seine eignen Unterthanen dieses Erwerbzweiges beraubt, wenn er sich nicht für den Schuldner der Fremdlinge gehalten hätte? Dazu kommt noch, daß, meines Wissens, der Catalanen von Marseille vor Mazarin nirgends Erwähnung geschieht, daß aber hier und da in der Stadtgeschichte seit jener Zeit auf sie angepielt, oder daß ein einzelner „Catalane“ genannt wird.

Nun aber werden sie, die Vernachlässigten, bald ganz verschwinden und vergessen werden, der Boden, auf dem ihre Sütten stehen, wird abgegraben; sie werden sich über die Stadt zerstreuen; ihre Enkel werden sich, wie die stolzen Abstömmlinge der Phokien Demosthenes, Ari-

stides, Limon nennen und in einigen Jahren wird man nicht wissen, daß es in Marseille eine catalanische Colonie gegeben und eine ganz interessante Eigenthümlichkeit der reizenden Stadt wird weggewischt sein.

Augidro.

Eine alte Geschichte.

VON

Joseph Victor Schefel.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung seine Stromwanderung gen Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumthürmte Heimath gemahnen. Doch schied ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als dienstthuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfangt und ihm einen Gruß mittheilt an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umflutet.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinstuth abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgehobener Posten jener großen Heerschaar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmuthige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Aeußern halber mit nicht schmeichelhafter Benennung der „Kloß von Rhein“ geheißen. Wächst übrigens heut zu Tag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unfres Herrn Erscheinen vierhundert und fünfzig Jahr, war's ein spärlich bewohnter wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer sich hinzog. Trüben am städtereicheren linken Ufer galt römisch Recht und römisch Wesen, dießseits aber saßen und schweiften die Alamannen, ein rauh, streitbar, bärbeißig, dreinschlagend Volk — und war somit am steineren Kloß das alte Sprichwort „auf einen groben Kloß ein grober Keil“ bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerstreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fischfang in Bach und Strom, verschließen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken manch liebe lange Nacht beim Biertrug, und harreten, bis das Deerhorn blies und sie zu ledern, wildwüthigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinübertrieß.

Zu selber Zeit kam einstmals ein Mann den Rhein entlang geschritten, der sah trüb und krautig drein, war auch eine hoch aufgeschossene blondblodige, rothwangige Gestalt, aber kein Landbürtiger, trug ein saltig Ge-

wand, wie Einer, der bei den Römern drüben gehaut, und schien einen schweren Kummer als Reisegerät mit sich zu führen, denn er schaute oftmals in des Rheines grünfluthende Bogen, als zög' es ihn zu ihnen hinunter, und möcht' er am liebsten auf kühlem Stromgrund sein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einsamer Wanderung jene Kalkwand erschaute, und über Stein und Fels pfadlos bergan schritt, gefiel ihm der

daß Kestler bauen könne, wer da Gelüst trage und des Bauerns kundig sei.

Da hub der Fremde an sich einzubauen in die Höhlung des Felsens; er schien den Römern ein Stück ihres Architekturwesens abgeben zu haben: in kurzer Frist stand ein steinern Geläß fest und wohlgekirmt in schier unnahbarer Abgeschlossenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italischen und gallischen Berg manches



Alte Klausel am Rhein.

Platz, denn in der Bergwand war ein schattiger Höhlenraum, wo sich ungestört in den Rhein hinunter und zum Vogesenwald hinüberschauen ließ; kein Menschenlärm umtönte sein Ohr und friedlich und groß trug der Strom seine rauschende Kluth vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und sprach: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen wie eine Mauerfchwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!“

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfischer, der hieß Nebi und gab ihm Bescheid, daß Niemand einen Zwang und Bann über den Klop von Istein übe, und

eingeliebt stand, denn ein anständiger Mensch hatte in selbiger Zeit eber Drang und Grund, die Welt zu fliehen als sie zu suchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wieder kam, trug er einen Korb mit Nisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweisse Marmorbüste auf dem Haupt, und trug Geräte und Marmor den Berg hinan in seine Klausel.

Die Büste aber war das Abbild einer jugendlichen Römerin, einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausende später den Altmeister Wolfgang von Frankfurt anmuthete wie ein Gesang des Homerus: —

das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein güldener Keil um die Stirn.

Jenseits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorsprung Raum gibt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Nische in die Wand und stellte das fremde Frauenbildniß darein, als sollt' es der schirmende Geist des Ortes sein und Aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß sich jener Stelle nahe, steilte er die Felswand senkrecht ab und baute aus Tannenstämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klausel Rückfenster hinüber wandeln mochte. Was er sonst trieb, ward nicht viel ruckbar im Land; Schiffer und Fischer, die in leichtem Kahn rheinabfuhren, sahen ihn oftmals bei sinkender Sonne drobenstehen und hinaus-schauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß Einer sich viel drum kümmerte, was der Andere that, und noch viel weniger, daß von Obrigkeitwegen einem Jeden der Dedel von seinen Töpseln gelupst ward — so liebten sie ihn gewähren.

Der Rhein aber schuf dem Klausenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält besondere Ordnung in Betreff der Todten, die seine Wellen forttragen sollen. Wer fern im Bodensee oder an helvetischem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelassen weiter durch rauschenden Fall und Strudel und Höllhaden hindurch, bis er den westwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden und in des Rheingau fröhlich Rebengefilde nimmt er die Leichen des obem Landes nicht mit und in der stillen Bucht am Klog von Istein spült er sie sorgsam an's Ufer.

Da kam oftmals Rebi, der Salmensfischer, zum Klausner gestiegen und rief ihn herab, den stillen unbekanntem Gästen die letzte Ehre zu erweisen, und sie schaufelten Manchem ein Grab, den bei Schaffhausen oder im tosenden Strudel von Lausenburg die Wellen verschlungen, und Manchem, den an der Aar oder Reus der Fischfang in's Verderben geführt; — kam auch Mancher geschwommen, dessen Schädel von alamannischem Schwertthieb klappte oder dessen Brust noch eine abgetrochene Speerspitze trug. . . Alte und Junge, Mäde und Beldede, wie Solche, die nur noch einen Bundschuh am rechten Fuß oder ein zerrissnen Ledersamms am Leibe trugen, Alle wurden sie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhundert ein und sunstzigsten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen und hatten nicht viele Leute Ruhe, dem Sprossen der Schlüsselblumen und Sang der Nachtigallen zu lauschen. Vielmehr war ein Drang

in Alle diesseits des Rheins gefahren, als mühten sie selber Zugdögel werden und gen Süden und Westen auschwärmen, nicht Singens halber, sondern bewehrt und beschildet auf Beute, Raub und Völlerjacht.

Und wieder kam Rebi, der Salmensfischer, herauf und sprach: „hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüstet Euch zur Heerfahrt: Schon steht der König Egel mit seinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms und sein heller Haufen wird über den Rhein schwimmen, daß denen drüben Hören und Sehen vergeht. 'S ist noch manch Stück Beute zu holen und manch römisch Mutterjöhnlein todt zu schlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenschweif: Alles muß ruiniert sein! sagt Herzog Krolus' selige Großmutter.“

Aber der Klausner schüttelte sein Haupt und sprach: „Rein!“ Da sagte Rebi: „So besorgt statt meiner den Salmensgast.“

Müßig ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beschloßen auf ihren Markstätten, sich den Hunnen zuzugesellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug in's Herz von Gallien zu thun; im Schwarzwald klang die Art und viel Flüße kamen rheinab geschwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beschaffen; wer ein rostig Schwert hatte, schlich es blank, wer eine Keige Weins im Keller barg, trank sie aus — die mongolische Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germanische Eisen an.

Einstmals kam ein Schwarm des jungen reißig streitbaren Volkes zu Hugideo's Klausel, ihn zwangsweise mitzunehmen zur Heerfahrt, und sie sprachen: „Heraus, Du Höhlenfischer, Bergspaltmeister, Zeitverträumer! heraus und mit uns! der Egel soll leben, der große Held! kannst drüben im Gallietland auch Lobte begraben, dafür soll Dir geforgt werden.“ Er aber sprach wieder: „Rein!“ und wie sie einen Grund wissen wollten, sprach er: „Ich bin ein freier Juthung und Eurer Cent am Rhein nicht pflichtig und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich Niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben!“

Da schalten sie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einst Scerapion der Alamann, von fremder Priester Wis be-thört, Vaterland, Heerplicht und den eigenen Namen vergessen.

Hugideo aber fuhr unter sie, wie ein Bär unter die Rüden und schreuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klausel hinaus; und wie sie in ganzer Schaar anstürmten, trat er an das Klausenfenster, schwang sich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenstämmen an sich und stand

nun jenseits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten sie ihn zwei Tage, er aber vertheidigte sich kühnlich und manah ein Felsstück slog wohl geschleudert von seiner Hand in den tobenden Schwarm, so daß sie leßlich sprachen: „Das ist ein sonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die sonst kaum ihrer Drei erschwingen möchten, statt mit Gründen um sich — lassen wir ihn auf seinem Klop!“

Bald schallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegergesang von Herzog Atolus; sie zogen auf die Heerfahrt, die Einen zu Klop, die Andern auf wohlgeschirrten Ochsenwagen, wieder Andere in schmalen Rachen, ein wenig belledeter, aber mit Schwert, Art und Schild gewaffneter wilder Kriegergeschwärm — Alle landab zum großen hunnischen Rheinübergang.

Jetzt war's lange stiller und einsamer um den Klop von Istein, als je, und Hugideo sah wieder wie sonst auf seinem Felsenvorsprung.

Die Welt war ein klirrendes, schwirrendes Kriegslager geworden, dessen Lärm den Kaisern zu Ravenna und Byzanz manch schlaflose Nacht bereite, — die Wogen der großen Völkersündfluth schlugen über dem armen Gallien zusammen — er hörte Nichts davon.

An einem nebligen Herbstabend stand sein Freund, der Salmenfischer, wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger als da er ausgezogen und sonst noch etliche namhafte Spuren von Zerhadung und Zerfählung, aber einen Gürtel um den Leib, schwer von römischen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

„Bei der Seele meiner Mutter! das war das Aergste, seit die Welt steht und bis sie wieder untergeht!“ sprach er... und erzählte ihm die Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, wo die Alamannen auf Attila's rechtem Flügel mit Franten und Gepiden wider des Aëtius Legionen gefochten. „Waffen und Weh!“ fuhr er fort, „Waffen und Weh! König Egel's Kapp ist zerschnitten, sein Mantel abgejagt, unsre Besten sind todt, was übrig blieb, hat Keht gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergesolg heim... es steht unterwegs noch Etlliches zu verwüsten, sonst wärcn sie schon da, wie ich.“

Hugideo aber ging wieder hinüber auf seine Felsplatte, und wie er jetzt nach seinem theuern Steinbild schaute, war der Marmorrostfleckig und eisensartig überlaufen von dem aus den Steinröhren träufelnden Kaltgewässer. Darum nahm er's heraus und stellte es auf die Mauer der Felsenterrasse und reinigte es sorgsam — und wie er davor stand und seinen Blick darauf haften ließ, als wolle er sich ganz versenken in die Pracht der Füge,

da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll stiller Majestät auch zu ihm herüberblide mit beselten Augen, ein seliger Schauer zog durch des einsamen Mannes Herz, und er drückte einen Kuß auf die steinerne Stirn. Da wich die Büste von dem Mauerrand und stürzte hinab, schlug an die Felskanten auf, ohne zu zerfellen, zischte in die Rheinfluth und versank...

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die lezten Wasserringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor sich hin, ging in seine Klausel hinüber, griff Schaufel und Haden und grub ein Grab am Abhang seines Berges — seitwärts von der Rheingesträndeten gemeinsamen Ruhestatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klausel heimgekehrt war, kam plötzlich ein Gedanken über ihn, als habe er Etwas zu thun vergessen — „noch Etwas,“ sprach er, „noch Etwas!... Wie steht geschrieben in dem Lieberbuch, dessen Sprache sie mich einst gelehrt?

Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens, deficiente manu...“

Und er stieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erste. Und seine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und spät seinen Berg hinaufstieg, stand ein greller Feuerchein am südlichen Himmel und die Röhre nahm nicht ab, die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber schritt unruhig auf seinem Fels auf und nieder, als scheuchten ihn alte Erinnerungen, er spähte und spähte durch den Schimmer der Nacht, und sprach hastige, abgerissene Worte vor sich hin, und sein Herz klopfte beim fernem Feuergefund.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römer-Colonie, die Munatius Plancus einst als Vormauer gegen die Alamannen unweit Basel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Wasserleitungen und Theatern, aber dem brutehungrigen Grenznachbar wie ein lodendes Schaugericht vor Augen gestellt und jezo dem Untergang verfallen.

Der hochausschlagende Feuerchein zeigte, daß die von den catalaunischen Feldern heimkehrenden Alamannenschaaren ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fischer. „Habt Ihr gesehen?“ sprach er. „Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augst, was taugt?...“ er blies über die hohle Hand weg... „Waffen und Weh! Waffen und Weh! Nehmt Cure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!“

In der Bucht des Rheines auf dem weißen schimmernden Uferlande lag angeländert einer

Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunica wasserfchwer um die schlanken Glieder geschniegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klappte ein leiser Riß im Gewand, wie vom Stich einer schneidigen Waffe.

„Merkwürdig,“ sprach Nebi, der Fischer, „wie die blasse Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt.“

„Ja wohl... merkwürdig!“ sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche...:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.“

... Er hob sie empor und trug sie mit starkem Arm den Berg hinauf.

„Was habt Ihr gesagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo?“ rief Nebi, der Fischer, und ließ erschauert seine Schaufel fallen. „Die Gräber stehen ja dort zur Rechten.“

„Begrabe sie heut Nacht!“ sprach Hugideo.

Und er trug sie hinaus in seine Klausel und setzte sie sorgsam auf die steingehauene Bank der Zelle und setzte sich ihr gegenüber und hielt schweigend Todtenwache, und flocht vom Esphen, das den Fels umrannte, zwei Kränze, und schmückte das Haupt der Leiche und sein eigenes damit, und füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er sie hinab, wo die zwei Gräber, von seiner Hand ausgeworfen, zum Empfang gerüstet stonden, und senkte sie ein und warf drei Schollen alamannischer Erde als letzten Gruß auf die todte Römerin, und begrub sie in einsamer Stille der Mordnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fischers Hütte und rief hinein: „Es ist besorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr ist für mich, mek' Dir's!“

Des folgenden Tages trug der Rhein Menschen an's Ufer, an dessen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Nordbrand von Augusta Rauracorum mit blutigen Zügen geschrieben stand.

„Auch Du, Junius Messianus, alter Baumeister, Freund und Lehrer!“ sprach Hugideo, da sie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluthen zogen.

Aber bei einem Anblick schütterte er zusammen: ein tropig fedes, arthieburchurchtes Männerhaupt tauchte auf, ungerührt zog Nebi, der Fischer, mit langem Schiffshaken den Todten an's Land, Rüstung und Schwund zeigten die Leiche eines Centurio der zwanzigjährigen Legion, der primigenia pia fidelis, noch hing im Gürtel sein zweischneidiger Dolch.

Da slog ein höhnisch Lächeln über Hugideo's Antlitz, er löste die reichgeschmückte Waffe vom Gürtel des Todten und beschaute sie lange — ein großer Dorn prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus“ stand um das feingeschnittene Bildwerk geschrieben.

Hugideo steckte den Dolch zu sich und sprach grimmig zum Fischer: „Alle hier!... nur Diesen nicht!“

Und sie schleiften den Erschlagenen an seinem dunkeln, stellenweise brandverfengten Lodenhaar in den Nacken, verbedeten ihn mit übergeworfenen Rehen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reisenden Thalweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluthen, auf daß er landabschwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

„Es ist gut!“ sprach Hugideo. Dann fuhren sie heim. „Schau morgen früh ein wenig bei mir nach,“ rief er zum Abschied dem Fischer zu.

Wie Nebi, der Salmensfischer, des nächsten Morgens zu Hugideo's Klausel kam, sah der aufrecht auf der Steinbank und hatte sich den Dolch des Centurio durch's Herz gerannt, daß er bis zum Griff im Körper haftete; ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da begrub ihn der Fischer an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Todte hieß Benigna Serena und war die Tochter des Afnius Abundantius, eines reichen, vornehmen Mannes und kaiserlichen Steuerannahmers zu Augusta Rauracorum. Sie hatte den priesterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnißvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erst seit Frist eines Jahres. Früher war sie ein heiter Weltkind, die schönste im Reigen der Jungfrauen, von Vielen umschwärmt, von den geistreichen Pfalterrettern der Provinzialstadt als „Perle des Rheines“ besungen.

Hugideo, der Juthung, war vormal's auch in Augst gewesen bei den Römern...

Heutigen Tages ist unweit jener Strandgrabstätte ein Tunnel in den Berg gebrochen und die Locomotive fau't quer durch den Jsteiner Klop. Von Augusta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backsteinmauern aus dem Wiesengrunde, darüber statt römischer Imperatoren jetzt die weisen Väter des Canton Basellandschaft herrschen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen goldenen Ring oder eine gewundene Armspanne oder einen ehernen Hausgösten aus den Furchen heraus und ein spätgeborener alamannischer Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Oeffnen alter Hallen den Menschen wie den Völkern die Gesichten der Kindheit lebhafter in's Gedächtniß als sonst, wo noch Thaten der Männer zu thun sind.



Zweite Abtheilung.

Die neuen

Mineralquellen- und Bäder-Unternehmungen am Rhein.

Die altberühmten Thermal-Schwefelquellen und Bäder zu Aachen und Burtscheid, nahe der westlichen Grenze der preussischen Rheinprovinz, entspringen aus ältern sedimentären Gebirgs-Formationen, nämlich der devonischen Bildung, umweit des aufgelagerten Steinkohlengebirges, und es läßt sich wenigstens kein Zusammenhang dieser Thermen mit den rheinischen Vulkanen an der Oberfläche nachweisen, da diese von jenen noch sehr weit entfernt abliegen. Man könnte aber wohl die Frage aufwerfen, wie es komme, daß in den rheinischen vulcanischen Gebieten keine sehr hervorragenden Mineral-Bäder und Brunnen belannt sind, welche sich doch sonst so gern den vulcanischen Gebirgsgruppen und Zügen anschließen. Es befinden sich in der preussischen Rheinprovinz die ausgedehnten altvulcanischen Bergreihen, welche in weitem Umfange den Saader See umgeben, und die vielen vollkommen erhaltenen und grotesken Krater der hohen Eifel mit ihren ebenfalls noch frisch aussehenden Lavalströmen, und gibt sich auch hier überall der letzte Nachhall der vormaligen Vulcanität in recht zahlreichen hervorprudelnden Sauerquellen und Gas-Exhalationen zu erkennen, so ist doch nur eine einzige Thermalquelle in diesen Gebieten als eigentlicher Badeort von meist nur localem Aulse benutzt, nämlich das Bad Bertrich in der Gegend der Mosel; und kaum eine größere Reputation genießen einige kalte Mineralquellen, deren Wasser einen meist nicht sehr belangvollen Gegenstand der Verjendung abgeben; auch nur eine dieser

Quellen ist in den letzten Jahren zu einer kleinen Bade-Anlage benutzt worden. Es ist diejenige zu Singig bei Remagen am Rhein, ein vollkommen eisenfreies muriatisches Natronwasser, mit einem geringen Gehalte an diesen Salzen, in welchem Kohlensäure in freiem und halbgebundenen Zustande vorhanden sind. Hierauf ist kürzlich ein kleiner Ort mit Mineral-, Nichtenadel- und Gasbädern, verbunden mit der Vollen- und Trauben-Cur, gegründet, welcher ganz gut prosperirt und über den der dortige Padearzt, Dr. Friedr. Straßl, neuerlich eine kleine Schrift herausgegeben hat.

Vergleicht man aber in dieser Hinsicht mit der preussischen Rheinprovinz andere ebenfalls altvulcanische Gegenden, z. B. einen Theil des benachbarten Herzogthums Nassau, Wöhmen, die Auvergne u. s. w., so sind diese Gebiete dagegen sehr hervorragend in ihren Bädern und Mineralbrunnen, und ihre Wasser und so Vieles, was sich daran anschließt, bilden selbst bedeutende Erwerbszweige. Hat denn die Natur solche sehr werthvollen Wasserschätze dem vulcanischen Theile der Rheinprovinz versagt, ihm nur Untergeordnetes dieser Art zugewiesen? Gewiß nicht, der Grund dieses scheinbaren Mangels liegt nur allein darin, daß die Industrie, in anderer Richtung gerade in diesem Lande so sehr thätig, sich zufällig nicht früher auf die zweckmäßige Benützung der Wasser geworfen hatte. Auf einmal breitet sich aber nun auch hierauf die Speculation am Rhein aus. Zwei Unternehmungen solcher Art, deren sie sich ganz

neuerlich bemächtigt hat, sind von recht vielseitigem Interesse, und dürften es in vollem Maße werth sein, nachstehend einige nähere Kunde darüber mitzutheilen.

Die erste dieser Unternehmungen ist diejenige des Actien-Vereins zur Benutzung rheinpreussischer Heilquellen. Derselbe hat jüngst seinen Prospectus mit Notizen über seine Absichten, die Rentabilität des Unternehmens und die demselben zu Grunde liegenden Statuten in die Welt ergehen lassen. An die Spitze der Angelegenheit haben sich Männer gestellt, welche Sachkenntnisse und Vertrauen in einem hohen Maße in sich vereinigen. Es sind der Regierungs-Präsident von Möller in Köln, der Berghauptmann von Dechen, der Geheimen Regierungsrath und Dombaumeister Zwirner, mehrere Chefs der ersten Bankhäuser und der industriellen Etablissements in Köln, und einige namhafte Aerzte. Der Actien-Verein bezweckt die Benutzung von Mineralquellen und die Einrichtung von Curorten in der Rheinprovinz, und zwar zunächst die Errichtung eines Curortes am Heilbronn im Prohlthale.

Die königliche Regierung hatte im Auftrage Sr. Majestät des Königs eine genaue Untersuchung dieser Quellen angeordnet, und die oberste medicinische Autorität des Landes, die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen in Berlin, gab auf Grund der vorgenommenen Prüfung ihr Urtheil dahin ab: „daß der Heilbronn bei Prohl einer Karlsbader Quelle und dem Marienbader Kreuzbrunnen in seiner Wirkung sehr ähnlich, die Lage eine vortheilhafte, die verschiedenen Zusammensetzungen mehrerer Nachbarquellen für einen Curort von größter Wichtigkeit, und die klimatischen Verhältnisse sehr günstig seien, und daß demnach der Heilbronn und die demselben zunächst liegenden Mineralquellen eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen.“ Bei der erwähnten Gründung eines Curortes handelt es sich nicht allein von der Benutzung des den berühmten böhmischen glaubersalzhaltigen Natronquellen ähnlichen Heilbronn, sondern auch von den unter sich sehr verschiedenartigen Quellen der unmittelbaren Nachbarschaft. Es befindet sich namentlich darunter eine, Ober Salzbrunn und Bildungen frappant ähnliche, ja reichhaltigere Natronquelle, welche auch Ems an Natrongehalt übertrifft, und in dieser Beziehung, nächst Zachingen und dem Heilbronn, unmittelbar hinter Bichy (in der Auvergne) und Bilin (in Böhmen) rangirt; ferner schließen sich, als dritte Quellengattung, unter sich verschiedene Stahlquellen in allen Ruancirungen von Salzbestandtheilen und Eisen an, welche ihre Analogien in den renomir-

testen Stahlquellen Europas finden. Es ist in dieser Hinsicht z. B. die mit Driburg und Pyrmont nahe verwandte Quelle von Lonnstein und der mit Spaa mindestens gleichstehende Schloßbrunnen zu erwähnen. Einzelne dieser Quellen überrreffen sogar, nach G. Bischof's Analysen, die bisher berühmtesten Stahlquellen von Schwalbach an quantitativem Eisengehalte um das anderthalb, zwei- bis drei-, ja vierfache, und lassen dabei an Ergiebigkeit, Kohlenäurereichthum und Leichtverdaulichkeit (da sie keinen Gyps enthalten) nichts zu wünschen übrig.

Curhaus und Badeeinrichtungen sollen an den geeignetsten Stellen aufgeführt, und die zu Parolanlagen wie geschaffene Umgebung durch die Kunst möglichst erhöht werden, wodurch in einer der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands, etwa eine Meile vom Laacher See entfernt, der reizendste Aufenthalt zu erschaffen ist, welcher wegen der vorbeifahrenden Rhein- und Schienenstraße auf das Leichteste erreicht werden kann. Die Nachbarschaft von Rheineck und Argenscheld, die Nähe vom Arthale, dem Siebengebirge und von Bonn rheinabwärts, die geringe Entfernung von Andernach, Neuwied und Coblenz rheinwärts und die herrlichen Thalparthien und Höhenpunkte der nächsten Umgebung Tonnstein, Burgbrohl, Abtei Laach, Niedermendig u. s. w. werden den Unterhaltung und Zerstreuung suchenden Gästen, der Mehrzahl des Bade-Publicums, eine ganz ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Excursionen bieten, und die Spielbahn reichlich ersetzen.

Zur Erreichung des Zweckes hat die königliche Staatsregierung die Bildung eines Actien-Vereins für besonders geeignet erachtet, und aus den Fonds der Seehandlung vorläufig eine Beteiligung mit 10,000 Thalern bewilligt. Das zur Gründung des besagten Actien-Vereins zusammengetretene Comité beabsichtigt nun die Beschaffung eines Capitals von 100,000 Thalern, in Actien zu 100 Thaler, womit ein Curort im Prohlthale nach vorliegenden Anschlägen nutzbar gemacht werden kann. Im Statutententwurf ist zugleich eine weitere Fortentwicklung des Unternehmens, welchem seiner Zeit die Benutzung noch anderer rheinpreussischer Heilquellen anschließen kann, in Aussicht genommen.

Die vorliegenden Druckschriften, Prospekte und Statuten über das Unternehmen haben vorzugsweise das Material zu diesen Mittheilungen geliefert, welche in eigener Anschauung ihre volle Bestätigung finden. Wer aber noch Weiteres, Geschäftliches, Chemisches und Medicinisches über den Gegenstand zu wissen wünscht, dem können wir noch die gehaltvolle Schrift: „Der Heilbrunn; eine alte Quelle in neuer Fassung. Von Dr. Jul.

Wegeler, Königl. preuß. Medicinalrath u. Zweite Auflage. Coblenz, 1857* recht angelegentlich empfehlen. Auch G. Bischof hatte schon früher in seinem vortrefflichen Buche: „Die vulcanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs. Bonn 1826“ diese Mineralquellen nach ihrem vollen Werthe gewürdigt.

Handelt es sich bei der geschilderten Unternehmung von schon lange bekannt und nur wenig beachtet gewesenen, sehr werthvollen Mineralquellen, so sind dagegen bei der zweiten Unternehmung neue, erst ganz kürzlich erbohrte Thermalquellen der Gegenstand der Speculation. Die Commandite-Gesellschaft für die Gründung und Errichtung des Bades Neuenahr im Ahrthale ist nämlich mit der Ankündigung, dem Prospecte und den Statuten für ihre Zwecke gleichfalls in's Publicum getreten. In dem schönen Ahrthale, welches bei Einzig in den Rhein mündet, kannte man von Alters her Erhalationen von Kohlenäuregas, welche mit erhöhter Temperatur am Fuße des bedeutenden Basaltberges Neuenahr in dem Orte Beul dem Boden massenhaft entströmen. Sie gaben den Fingerzeig zu der Erbohrung von warmen Mineralquellen, welche von Georg Kreuzberg in Ahrweiler und Geheimen Bevrath Prof. Dr. G. Bischof vereint mit großem Erfolge ausgeführt worden sind. Dr. Karl Bischof leitete vorzüglich diese Arbeiten, durch welche so reichlich sprudelnde Kohlenäure und Mineralsalze enthaltende Quellen entdeckt wurden, daß ihr Zutagetreten an Intensität dem Sprudel zu Karlsbad wenig nachsteht. Es sind Quellen von 30 bis 32° R. Temperatur, also mit einer Wärme, welche zum Badegebrauch keiner künstlichen Erhöhung bedarf. Die vier vorhandenen Bohrlöcher liefern, nach den auf Verjuche gegründeten Ermittlungen des Wasserreichthums, nach dem Gutachten des Berghauptmanns von Detschen, im Mittel bei einer Druckhöhe von 12 Zoll in 24 Stunden die Wasser für 920 Bäder zu 28 Cubifuß, im Maximum aber bei 26 Zoll Druckhöhe die Wasser für 1594 Bäder von demselben Inhalt. Aus drei Bohrlöchern entwidelt sich in 24 Stunden bei einem Drucke von 26 Zoll 3292 Pfund frei ausströmende Kohlenäure, so daß die Quellen von Neuenahr, in Beziehung auf die Menge der in ihnen enthaltenen freien Kohlenäure und des aus ihnen ausströmenden Kohlenäuregases, alle andern in Deutschland und zwar die meisten in einem ganz bedeutenden Verhältnisse übertreffen.

Nach den vorliegenden Analysen der Wasser der verschiedenen Quellen von G. Bischof, R. Bischof und Dr. Mohr sind in den Wassern in 10,000 Gewichtstheilen 32,29

bis 32,29 theile Bestandtheile und freie Kohlenäure enthalten, unter welchen das doppelt kohlensäure Natron, die doppelt kohlensäure Bittererde und Kalkerde, und die Kohlenäure vorwalten; dagegen treten Kochsalz und Glaubersalz auffallend zurück. Die ganze Zusammensetzung entspricht sehr derjenigen des besuchtesten Bades von Frankreich, den Quellen von Vichy in der Auvergne, und ausgezeichnete Aerzte, unter diesen Geh. Rath Prof. Kilian, Geh. Rath Prof. Wupper, Prof. Raumann u. s. w. haben sich über die Wirkung der Neuenahrer Badewasser auf das allergünstigste motivirt ausgesprochen; bei Rheumatismus, Hämorrhoiden, Podagra, Gicht, Gries- und Steinbildung ist seine Anwendung vorzüglich indicirt. Auch müssen die Wirkungen, bei der Ähnlichkeit der Wasser mit denjenigen von Ems, bei chronischen Brustleiden und bei Anlagen zu tuberculöser Schwindsucht ganz ausgezeichnet sein.

In Bezug auf die Lage der Quellen genügt es zu sagen, daß sie sich im Ahrthale befinden, jenem anmuthigsten der Rebenthaler des Rheins, welches als niederrheinische Schweiz das Ziel Tausender von Reisenden ist. Die früheste rothe Traube des Ahrthales bietet Gelegenheit, die Traubencur einen Monat früher als in andern Gegenden beginnen zu können.

Die vortreffliche Rentabilität der Gründung und Errichtung des Bades Neuenahr kann keinem Zweifel unterworfen sein. Wir unterlassen es, die sehr wahrcheinlichen günstigen Berechnungen, welche der Prospectus in dieser Hinsicht mittheilt, hier zu wiederholen. Ausgezeichnete Männer der Provinz, welche volles Vertrauen in jeder Beziehung verdienen, stehen an der Spitze der Unternehmung. Das Grundcapital der Gesellschaft soll in 400,000 Thalern in Actien, jede zu 100 Thalern, bestehen; jedoch soll auch nach dem Beschlusse der General-Versammlung das Grundcapital in entsprechender Weise vermehrt werden können.

Die Bethheiligung für beide besprochenen Unternehmungen, welche wir hier nur nach einigen unrichtigen Zügen geschildert haben, wird gewiß rasch erfolgen; die Objecte sind hervorragend und anziehend, und die Association für solche Zwecke gestaltet sich in der preussischen Rheinprovinz leicht bei der dafür allgemein herrschenden Neigung, zumal wenn es sich darum handelt, Etablissements zu gründen, welche neben sicherer Aussicht auf Gewinnst zugleich die heimischen Gegenden heben und werthvoller gestalten. So wird es nicht fehlen, daß die preussische Rheinprovinz in ihren schönsten Theilen, ganz nahe dem Rheine, in den nächsten Jahren berühmte Curorte besipen wird, welche sie bisher entbehrete.

Eine Küstenfahrt in Japan.

Reise des Langbootes der Vereinigten Staaten Corvette Vincennes,
von Simoda nach Hakodade.

Original-Bericht von John Mercer Brooke, Flotten-Lieutenant, und
Ernst Anorr,

Secretär und Kartograph der Vereinigten Staaten-Expedition zur Durchforschung des nördlichen stillen Meeres.



Simoda

Der freundliche Leser wird sich erinnern, daß die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1853 eine Expedition, bestehend aus fünf Kriegsfahrzeugen unter Commodore Ringgold entsendete, um das nördliche stille Meer geographisch zu durchforschen und durch die Behrings-Strasse so weit in das Eismeer vorzudringen, als das Interesse des in den Vereinigten Staaten sehr stark vertretenen Walfischfanges wünschenswert machte. Nachdem nun diese Expedition ihre speciellen Aufgaben so weit als möglich gelöst hatte, und überdies, von vorn herein das Interesse der Handelschiffahrt in's Auge fassend, die verschiedenen Seewege von den großen Häfen des atlantischen Meeres nach Australien, Ostindien und China und insbesondere die so sehr gefährlichen Straßen aus den indischen Gewässern in das chinesisches Meer zu exploriren bemüht gewesen war, nachdem sie die Erde von West nach Ost umfegelt, und dabei auf der asiatischen Seite des Eismeres höher gen Norden vorgebrungen,

als irgend ein Vorgänger, nachdem sie endlich in ihrem gefahrvollen Verufe eines ihrer Schiffe mit siebzig braven Männern spurlos verloren, während drei der übrigen so secundärtig geworden, daß sie in China und Californien gelassen werden mußten, bat Commodore John Rodgers, auf den der Oberbefehl schon im August 1854 übergegangen war,*) die Vincennes Mitte Juli 1856 nach New York zurückgebracht und ist eben jetzt beschäftigt, die Resultate in Karten niederzulegen und in Gemeinschaft mit den wissenschaftlichen Mitgliedern der Expedition ein Reisewerk für den Staat und für das Publicum überhaupt zu verfassen.

Nachstehendes Bruchstück dürfte durch den so viel befehlten Schauplag und durch die Kühnheit des Unternehmens, welches es bespricht, Interesse genug gewinnen, um eine Voranschickung, zu der Referent ermächtigt worden ist, zu rechtfertigen.

Im Mai 1855, ein Jahr nachdem Commer-

*) Commodore Ringgold war den Anstrengungen seiner verantwortlichen Stellung erlegen, und hatte von China aus krank nach Hause gehen müssen.

dore Perry mit seinem Geschwader Japan besucht und den Vertrag von Kanagawa zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten und des japanesischen Kaiserreichs abgeschlossen hatte, lief die Vincennes in Simoda, einem der beiden Häfen, ein, welche amerikanischen Schiffen durch den oben erwähnten Vertrag geöffnet worden sind.

Es lag in der Aufgabe des Commodore Rodgers, die japanesische Inselkette geographisch zu recognosciren, und er hatte dies bereits mit Loos Choo (oder Lieu-Kieu), der südlichsten der japanesischen Dependencien, begonnen und die Simoda durchgezführt. Solche fliegende hydrographische Arbeiten machen wenigstens hin und wieder Landungen nothwendig, über deren Zulässigkeit man sich aber im Vertrage von Kanagawa nicht klar ausgesprochen hatte. Derselbe setzt nämlich fest, daß amerikanischen Schiffen zu Zwecken des Handels und der Peruvianartirung nur die Häfen von Simoda auf Kijihon und von Hakodate auf Jesso offen sein sollen, und daß nur dort amerikanische Bürger landen und zeitweise, nicht bleibend, verweilen dürfen, daß indes Schiffe in Roth in jeden Hafen des japanesischen Reiches einzulauen berechtigt seien. Um nun diesen wichtigen Theil des Vertrages nicht bloß eine leere Phrase sein zu lassen, muß es den Seefahrern auch möglich gemacht werden, nach den Häfen überhaupt zu gelangen, und dazu brauchen sie vor allen Dingen richtige Küstenkarten. Solche haben die Japanesen nicht, können sie auch mit ihrer Intelligenz nicht herstellen; der andere contrairende Theil muß sie daher sich selbst verschaffen, und ihm dürfen folgerecht die Mittel dazu nicht verweigert werden. Das unerläßlichste derselben aber ist, daß der Kartograph die nur unsichern Arbeiten, die er von Schiffen aus machen kann, von Zeit zu Zeit durch sorgfältige Länge- und Breite-Beobachtungen auf festem Lande berichtigt. Daran mögen die Japanesen beim Abschlusse des Vertrags freilich nicht gedacht haben.

Um sie nicht zu überraschen und um die lästigen und schleppenden Verhandlungen mit Localbehörden abzuschneiden, war Commodore Rodgers während seines Kreuzens im Winter 18^{54/55} in die Bay von Kago-Sima auf der Südspitze von Kiu-Siu, der südlichsten Insel des eigentlichen japanesischen Reiches eingelaufen und hatte von dort aus nach Jeddo, der Residenz des weltlichen Oberhauptes, berichtet, daß im nächsten Frühjahr mehr Schiffe bewußt Fertigung der Karten, welche durch den Vertrag von Kanagawa nöthig geworden seien, an den japanesischen Küsten zu erscheinen den Befehl hätten und daß er hoffe, diesen würden von den Ortsbehörden, wie von dem Volke überhaupt nicht Schwierigkeiten bereitet werden. Er schlug, um jeden Verdacht der bekanntlich

sehr argwöhnischen Regierung zu entfernen, vor, daß japanesische Beamte oder Dolmetscher die Schiffe begleiten möchten, um die Arbeiten zu überwachen oder selbst Theil daran zu nehmen und versprach, Copien von den Karten zu liefern.

Der Commodore hatte gebeten, ihn in Simoda, welches nur eine Tagereise von Jeddo entfernt ist, Bescheid vorfinden zu lassen, allein Ungewißheit und Verschleppung ist japanesische Politik und die Depeche war noch unbeantwortet, als er im Mai 1855 dort einlief, und blieb es, wengleich er drei Wochen darauf wartete und bei dem Statthalter des Districtes, dem Prinzen von Iju, bringende Mahnungen einander folgen ließ. Er beschloß nun, jedenfalls im Sinne seiner Interpretation des Vertrages zu handeln, ja selbst etwas zu wagen, was unter andern Umständen nicht ganz zu rechtfertigen gewesen sein möchte.

Die Küste von Japan ist fast ganz unbekannt, vielleicht, weil fast fortwährend rauhes Wetter dort vorherrscht. Solche Küsten muß der Hydrograph vorzüglich in's Auge fassen, obwohl deren Aufnahme selbstredend mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist. Nur kleinere Fahrzeuge, welche wenig Fahrwasser erfordern, können mit Nutzen dazu verwendet werden. Die Vincennes ging jedenfalls zu tief, als daß sie sich dem Lande nur mit einiger Sicherheit hinreichend hätte nähern dürfen, die übrigen Schiffe aber waren nicht disponibel. (Die Porpoise war bereits verloren gegangen,*)

*) Theils durch die Krankheit des Commodore Kinggold, theils weil das regelmäßige östliche Geschwader in Japan nöthig war, um den Unterhandlungen des Commodore Perry Gewicht zu geben, war die Expedition während des ganzen Sommers 1854 vor Canton, welches grade damals von den Rebellen schwer bedroht wurde, zurückgehalten worden, und hatte seine legitimen Aufgaben vernachlässigen müssen. Commodore Rodgers sah sich darauf veranlaßt, den Winter 18^{54/55} zu benutzen, und hatte den Theil des stillen Meeres zwischen den Bonin-Inseln und Kiuju zum Arbeitssfeld für die Vincennes und Porpoise gewählt, da dieser Winterstürmen am wenigsten ausgesetzt ist. Allein gleich nachdem die Schiffe Hong Kong verlassen hatten, fiel böses Wetter ein, das bald zu einem gewaltigen Sturme heranzuwuchs. Drei Wochen lang wurde die Vincennes in dem engen Bette des gelben Meeres umhergeworfen, obgleich sie fast alle Ausgänge in den großen Ocean zu forciren versuchte. Der Porpoise, von Lieutenant Wm. King Britze befehligt, war aufgegeben worden, ihr in allen Bewegungen zu folgen, aber schon in der ersten Woche verlor diese sich in einem Nebel, und nie ist wieder von ihr gehört worden. Nachdem die Vincennes in Port Cloud auf den Bonin und in Kapa Kiang auf Loos Choo, den für Trennungsgefälle selbtschlechten Nembovus, Wochen lang auf sie gewartet hatten, wurden überall Nachforschungen angestellt, an denen sich englische und französische Kriegsschiffe eifrig beteiligten, doch ohne irgend welchen Erfolg. Vielleicht ist das Schiff schon im

der Dampfer Hancock und der Schooner Genimore Cooper waren mit Ausnahme der Westküste des Reiches, welche durch viele isolirte Riffe noch gefährlicher ist, beschäftigt. Wollte der Commodore nun auch die Ostküste genauer untersuchen, so blieb ihm nichts übrig, als ein Boot dazu zu verwenden, und da ein solches gezwungen war, häufig in geschützte Buchten einzulaufen, und stets Roth vorgeben konnte, also selbst dem todten Buchsten des Vertrages nach im Rechte blieb, entschloß er sich bereitwillig dazu, als Lieutenant John Mercer Brooke, der Astronom der Expedition, ein eben so erfahrener und kaltblütiger Seemann als tüchtiger Hydrograph, sich freiwillig erbot, die Führung zu übernehmen. Das Boot sollte von Simoda nach Hakobabe, sechshundert Meilen weit der Küste entlang segeln, freilich ein Kühnes Unternehmen an einer Küste, an der sich die gewaltige Kraft des Weltmeeres bricht und die bekanntlich der Eiß fast ununterbrochener Stürme ist.

Die nöthigen Vorsehrungen wurden unverzüglich getroffen. Ein geschützter Platz wurde gesucht, wo das Boot so lange festgelegt werden konnte, bis die Zimmerleute es hergerichtet hatten. Solcher fand sich an der Westküste der Bai, wo eine kleine Felsen-Insel sich gegen hundert Fuß hoch erhebt, gegen deren steile Front die See bricht, während ihre innere mit Bäumen und Gras bewachsene Seite sich zu einer kleinen, gegen Wind und Wellen vollkommen geschützten Bucht sanft herabsenkt. Der Eingang zu dieser ist von der Bai aus; der kleine Canal, welcher die Felsen von Lande trennt, ist nicht mehr als drei bis vier Fuß tief, wenig weiter und windet sich schlangenförmig durch das Geröll, das sein Bett einengt.

Diese kleine Bucht ist gewissermaßen die Schiffswerfte von Simoda, und stets liegen hier einige der stumpfen und flachen, den Kleneffischen Junken sehr ähnlichen Segelboote, die alle aus einer Hand hervorgegangen zu sein scheinen, weil das Ge-se-h ihre Bauart bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten vorschreibt und bei schweren Strafen davon nicht abgewichen werden darf.

Unter den Bäumen der Insel stellten die Zimmerleute der Vincennes ihre Arbeitsbänke auf; wenige Schritte davon war eine Werkstätt

gelben Meeres gesunken, wahrscheinlicher ist indess, daß es ein Opfer des schrecklichen Typhons geworden, welchen die Vincennes erfuhr, als sie in Port Lloyd war, und während dessen es ihr kaum gelang, sich an ihren Anker zu erhalten. Es ist ein trauriges Zusammentreffen, daß an demselben Tage, an welchem Commodore Rodgers die Porpoise aus den Augen verlor, auch sein Bruder, Lieutenant Rodgers, mit hundertunfünfzig Gefährten in der Corvette Albany an der australischen Küste den Tod des Seemannes fand.

japanesischer Schiffsbauer, die eben ein Fahrzeug von vielleicht hundert Tonnen vollendeten. Der Contrast in dem homogenen Arbeitsproducte beider Rassen gewährte ein eigenthümliches und höchst interessantes Bild. Dort das stark gebaute, aber ungelente Schiff der Japanesen, das durch seine Construction die Gefahren der See hervorzurufen scheint, während auf dieselgen Breite, welche zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe berechnet sind, offenbar aller Scharf sinn des Meisters ausgeboten ist; — hier die Miniatur-Corvette, ausgerüstet mit Allem, was die Erfahrung der Welt als zweckmäßig erwiesen und dennoch wie ein Vogel auf den Wellen tanzend und in ihren Bewegungen dem sanften Drucke des Fingers gehorchend. Wenn sich hier klar darlegte, wie die Civilisation es verstand, mit den geringsten Mitteln das möglichste Beste zu erzeugen, war es dort offenbar, daß die sorgsamste und mühseligste Arbeit durch schlechte Verwendung nur sehr Mittelmäßiges hervorzubringen im Stande gewesen war.

Die Japanesen beobachteten mit ängstlicher Neugierde die Arbeiten der Amerikaner, die besonders darauf gerichtet waren, mehr Sicherheit und Bequemlichkeit in dem kleinen Fahrzeug herzustellen. Im Vorder- und Hintertheile wurden je sechs Fuß überdeckt, damit die Schläfer wenigstens vor Regen und Nachthau in etwas geschützt wären, und eine Anzahl eiserner Stäbe von achtzehn Zoll Höhe wurde ringsum in die Bootsseiten getrieben, um daran in bösem Wetter geschnitztes Segeltuch befestigen zu können, welches ohne Gewichtvermehrung zu dem Dackborde einen und einen halben Fuß hinzusetzte; es war dieses dringend nöthig, da letzterer nach voller Ausrüstung und Bemannung des Bootes sonst nur vierzehn Zoll über dem Wasserpiegel war, mithin nicht hinreichenden Schutz gegen den Wellenschlag gewähren konnte. Die Takelage war ganz die einer Schute (sloop) und es konnten dreihundertundsechzig Quadrat- Ellen Segel gespannt werden, sicher genug für ein Boot von nur achtundzwanzig Fuß Länge und sieben und einem halben Fuß Breite.

Die Bemannung bestand aus zwölf ausgesuchten Freiwilligen, unter denen sich ein Zimmermann, ein Segelmacher, ein Schmied und ein Fassbinder befanden, jeder mit den notwendigen Werkzeugen seines Handwerks ausgerüstet. Außer diesen war dem Lieutenant Brooke noch Herr Kern, der Artill., und Herr Berry, der Segelmacher *) der Expedition, zur Hülfleistung beigegeben; das Boot hatte also

*) Die Segelmacher in der Flotte der Vereinigten Staaten sind, wie der Schiffszimmermann, der Hochbootmann und der Feuerwerker, sogenannte Forward-Officiere, etwa den Feldwebel-Lieutenants in deutschen

fünfzehn Personen zu tragen, eine große Zahl im Verhältnisse zum Raume desselben, es mußte indes erwogen werden, daß man einmal das Verhalten der Küstenbewohner nicht voraussehen, und dann auch, daß es vielleicht nöthig werden konnte, das Fahrzeug auf den Strand zu treiben, für welchen Fall größere Kräfte erforderlich wären. Diese Mannschaft wurde mit Waffen aller Art versehen: mit Enter-Piken, Säbeln, Pistolen, Carabinern, Büchsen und Revolvern, und auf dem Vordertheile des Bootes wurde eine zwölfpfündige Haubiße montirt, für welche achtzig Schrapnel'sche Granatenladungen vorhanden waren. So ausgerüstet, konnte die kleine Expedition, wenn sie auch zu schwach war, um anzugreifen, doch jeden Angriff mit Nachdruck zurückweisen.

Natürlich wurde sie auch mit allen nöthigen astronomischen und nautischen Instrumenten versorgt, namentlich hatte sie zwei gute Chronometer und einen vorzüglichen Nymuthal-Compaß in einem festen Nachthäuschen. Proviand führte sie nur für vierzehn Tage mit sich, da angenommen wurde, daß sie bei ihren häufigen Landungen sich leicht mit allen nöthigen Lebensmitteln versorgen konnte.

Am Morgen des 28. Mai trat das mutige Häuflein, dem die Kameraden ein herzliches Bivak nachriefen, den gefährlichen Kreuzzug an. Der gütige Kefer wollte dem Referenten erlauben, Lieutenant Brooke und seine Gefährten, deren Berichten und Mittheilungen die nachstehenden Zeilen getreu nachzählt sind, den nun an selbst reden zu lassen.

Die Vincennes war uns vorangegangen und steuerte unter Topsegeln seewärts. Die See war rauh und unregelmäßig, denn die dort vorherrschenden bedeutenden Strömungen werden von Inseln zurückgedrängt und von vorstehenden Punkten des Festlandes aus ihrer Richtung gelenkt, wodurch demirkt wird, daß die Wellen häufig selbst an tiefen Stellen brechen, was der Seemann Fluthrisse (tide-rips) nennt. Wir umsegelten daher nur das Cap Diamond, und steuerten dann die Küste entlang einem Hafen zu, der von den unmittelbar hinter Simoba emporsteigenden Bergen gesehen worden war. Als wir uns näherten, sahen wir die Japanesen sich eilig am Strande versammeln. Wir sandten den Hafen, um welchen sich nur wenige Häuser gruppirten, die indes einen gewissen Wohlstand verriethen, nur für Fischerboote zugänglich; solchen aber gewährte er vollkommenen Schutz, da ein Felsenriff sich im Halbzirkel davor ausdehnt und an diesem die See bricht. Wir liefen ein und

ankerten in zwölf Fuß Wasser. Um näher zum Ufer zu gelangen, warfen wir einen Drachenanker zwischen das vorschlingende Eisengerröste, und zogen das Boot an dem daran befestigten Tauen nach. Dies amüßte die Dörfler, die den Zweck nicht begriffen, und rief unmaßig Gelächter hervor. Wir forberten sie durch Zeichen aus, in einem ihrer kleinen Boote zu uns zu kommen, aber sie antworteten nicht, bis endlich Einer von ihnen vortrat, und uns deutete, den Hafen wieder zu verlassen. Dies wollten wir nicht verstehen, vielmehr sprangen vier unsrer Leute an's Ufer, nahmen einen kleinen Kahn und brachten ihn zu uns; mit demselben wurden noch einige Andere gelandet, welche ein Feuer anzündeten, und von Rudern und Segeltuch eine Nachthütte aufbauten. Da wir noch in der Nähe von Simoba waren und deshalb diesen Leuten nicht ganz unbekannt sein konnten, machten wir einen Spaziergang durch das Dörfchen, und besuchten einige kleine Bauernhäuser in der Nachbarschaft. Diese waren bequem, sehr reinlich und, wie fast alle japanesischen Häuser, ganz von Holz; an jedes war ein Vorrathshäuschen angebaut, dessen Boden durch Pfähle mehre Fuß über den Grund erhöht war. Das Volk schien sehr fleißig, die Frauen namentlich waren meist mit Spinnen beschäftigt. Man trocknete Bohnen, Seemose und Korn an der Sonne, und überall lagen Schellfische und Kollusen, welche bei allen Japanesen ein sehr beliebtes Nahrungsmittel sind, in Haufen oder zerstreut umher. Nur wenige Männer fanden wir in den Häusern. Wir begegneten einem, welcher ein Buch voll von colorirten Zeichnungen von Nationalflaggen mit sich herumtrug; dieser kannte die Namen fast aller seefahrenden Nationen, und hat Herrn Kern, dieselben in englischen Schriftzeichen unter die verschiedenen Flaggen zu sehen, was Letzterer denn auch zur großen Befriedigung des Eigenthümers gern that. Die Frauen äußerten nur diejenige Zurückhaltung, welche den Augenblicken und Bescheidenen ihres Geschlechtes in der Berührung mit Fremden eben geziemt.

Wir zeigten einer Gruppe von Japanesinnen ein Daguerreotyp-Bild einer unsrer lieben Landsmänninnen, und überall das man augenblicklich in einschmeichelndster Zeichensprache, es weiter sehen zu lassen; auch die Neugierde des Flaggen-Eigenthümers wurde erregt, und als wir neckend zauderten, ihm das Bild zu zeigen, wurde er ungehalten und gab uns mit autoritativem Miensspiel zu verstehen, daß wir uns fortzuverfügen hätten. Da wir ihn nur auslachten, lachte er auch endlich mit, konnte aber seinen Ärger um so weniger verhehlen, als augenscheinlich auch die jungen Mädchen seiner spotteten.

Ein kleiner Bach mit vorzüglichem Wasser läuft durch das Dorf und wir sahen über

Geeten zu vergleichen. Sie haben darüber zu wachen, daß die Arbeiten in ihren verschiedenen Dienstzweigen von den ihnen zugetheilten Leuten wohl aufgeführt werden, und sind für dieselben verantwörtlich.

demselben eine rohe Stampfmaschine, welche von der Strömung in Bewegung gesetzt werden konnte.

Nach vor Sonnenuntergang kehrten wir auf unser Boot zurück; ein Theil der Mannschaft dagegen hat um Erlaubnis, am Lande schlafen zu dürfen, was gern gewährt wurde, da das Wetter sehr schön und den Leuten einige Bequemlichkeit, wenn sich solche darbot, gern zu gönnen war. Gegen Mitternacht wurden wir indeß durch einen dieser Matrosen geweckt, welcher sich in einem kleinen Boote zu uns gerudert hatte, um anzuzeigen, daß er mit seinen Kameraden von Beamten besätigt würde, die darauf beständen, sie sollten sich insgesammt an Bord verfügen. Derartige Störungen mochten wir uns nicht gefallen lassen, und da der Mann meinte, er werde allen Constablern zum Troste wohl schlafen können, beschieden wir ihn, zurückzukehren und den Störern, so lange sie nicht Gewalt drohten, kein Ohr zu leihen. Dies führte die Vorkahn am Lande buchstäblich aus. Der Seemann, der schlafen will, kann es, auch wenn der wüthendste Sturm heult, wenn ihn nur keine Hand berührt. Solche Nonbalance erzürnte, wie wir hernach erfuhren, den Führer der Vosse so, daß er förmlich tragisch wurde, mit den heftigsten Gesten declamirte und endlich auf dem Gipfel seines Zornes mit einem Faustschlage seine Papierlaterne zertrümmerte und sich mit seinem Gefolge davon machte.

Früh am Morgen des nächsten Tages kam ein höherer Beamter, von dem uns bereits bekannte Dollmetscher *) Tatsa-notste begleitet, an Bord; beide waren eben von Simoba angekommen und sorgfältig mit allen amtlichen Insignien versehen. Lieutenant Brooke war am Lande mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt, Herr Perry empfing sie daher und beantwortete ihre Frage, ob wir zur Vincennes gehörten, und ob wir gekommen seien, um Karten zu machen, bejahend, ebenso erklärte er, als sie weiter fragten, ob wir etwa Lebensmittel bedürften, daß solche gern angenommen werden würden. Sie entfernten sich darauf,

*) Den kaiserlichen Bevollmächtigten in den den Fremden offenen Häfen Nangasacki, Simoda und Hakodade sind Dolmetscher aus der Rangliste der Gesandten, der zweiten Adelsklasse, beigegeben. Von europäischen Sprachen war bis ganz vor Kurzem nur die holländische zu vermitteln gewesen, da bekanntlich bisher nur die Holländer unter grade nicht sehr ehrenreichen Verhältnissen die Erlaubniß hatten, auf einer kleinen Insel bei Nangasacki Handel zu treiben. Der Besuch des Commodore Perry hat indeß auch schon der englischen Sprache Eingang verschafft, wenigstens verstand Tatsa-notste etwas davon. Wo seine Kenntnisse nicht ausreichten, trug auf der Vincennes der Schreiber dieser Zeilen mit Hilfe der deutschen Sprache und eines holländischen Wörterbuchs zur Verständigung bei.

kamen aber bald in zwei Booten mit einigen Lebensmitteln wieder. Inzwischen war auch Lieutenant Brooke zurückgekehrt. Tatsa-notste eröffnete nun die Unterhaltung durch die Frage, weshalb wir hier geankert hätten. Ihm wurde erklärt, daß wir in Folge schlechten Wetters hätten einlaufen müssen, daß uns aufgetragen sei, die Gefahren, denen Schiffe an dieser Küste ausgelegt seien, zu erforschen und Häfen zu finden, in welchen sie in Nothfällen Schutz suchen könnten, daß die Vincennes bereits auf dem Wege nach Hakodade sei, und daß dieses Boot ebenfalls dorthin die Küste entlang segeln werde. „Dies steht nicht im Vertrage,“ meinte er, von dem Beamten dazu beauftragt. Wir erwiderten, daß wir nach dem Vertrage von Simoba nach Hakodade segeln könnten, und daß wir das Recht hätten, wenn in Noth, in irgend einen Hafen einzulassen und Lebensmittel zu kaufen. Dies gab er zu, sagte indeß, der Gouverneur von Simoba sei nicht der Meinung, daß unsre Absicht durch den Vertrag von Kanagawa gerechtfertigt sei, daß er sonst keinen Anstand genommen haben würde, die Ortsbehörden ausdrücklich anzuweisen, uns mit Lebensmitteln zu versorgen und uns freundlich aufzunehmen; er fürchte, wir möchten bösegeinnte Leute treffen, die uns vielleicht feindlich behandeln würden. Wir antworteten, Commodore Rodgers befürchte dieses auch und habe den Gouverneur von Simoba von seiner Absicht, ein Boot die Küste entlang zu senden, unterrichtet, um ihn in den Stand zu setzen, möglichen Collisionen vorzubeugen; weil ihm keine Antwort geworden, habe er es für nöthig gehalten, die Expedition mit schwerem Geschütz und andern Waffen wohl zu versehen, wie die Herren sich leicht überzeugen konnten. Als Tatsa-notste nun die Verlegenheiten bedauerte, die er vorausfähe, versicherten wir ihn, daß seine Sorge nicht gerechtfertigt werden würde; wir wären wohl im Stande, uns zu schützen und böswillige Japanesen zu unsrer und seiner Vermeidung zu bestrafen; wir hätten Befehl, nach Hakodade zu gehen und müßten gehorchen.

Er bemerkte nun, daß unser Boot zu klein sei und daß wir sicher verloren gehen würden, worauf wir ihm erzählten, daß ein Boot, welches viel kleiner sei als die japanesischen Junken in Simoba, die Vincennes von Amerika aus bis hierher begleitet habe und daß es hoffe, die Welt zu umsegeln; *) wir fürchteten

*) Der Schooner Annmore Cooper von nur neunzig Tonnen ist wohl das kleinste Fahrzeug, welches bis jetzt den atlantischen, ostindischen und westpazifischen Ocean durchsegelt hat. Nachdem sie aufgegebenen Dienste, namentlich in der alcutischen Inselkette, geleistet hatte und nach San Francisco gekommen war, hat die Regierung sie dort zurückbehalten, um nicht großes Menschenleben in einer Umschiffung von Cap Horn zu wagen.

um so weniger, als wir stets in Häfen einlaufen konnten. Die Idee, daß wir selbst genöthigt sein würden, häufig zu landen, schien den Herren neu zu sein und sie in größere Verlegenheit zu setzen; sie wußten offenbar nicht, wie zu handeln; endlich schlugen sie vor, wir möchten warten, bis sie den Gouverneur gesehen und ihn um ein schriftliches Empfehlungsschreiben an die Localbehörden gebeten hätten. Sicher war es nur ihre Absicht, uns hinzuhalten; wir erklärten daher, wir könnten ihnen nur zwei Stunden Zeit geben. Dann bat er, nur so lange zu weilen, bis er den Capitän des „Hancock“ gesehen, der noch in Simoda sei, allein in selbem Augenblicke sahen wir diesen den Hafen verlassen, und seinem Arbeitsfelde zuzueuern; den Herren ließ daher nichts übrig, als sich zu fügen. Sie verabschiedeten sich mit den besten Wünschen für unsre Wohlfahrt. Wir begleiteten sie an die Küste, und unterhielten eine freundliche Conversation. Als wir sagten, wir seien überrascht gewesen, in diesem Dörfchen größere und bequemere Häuser zu finden, als in Simoda, erzählte Tassa-notte feufend von dem schrecklichen Erdbeben, welches die Stadt wenige Monate vor unsrer Ankunft halb in Trümmer gelegt hatte und wovon wir noch in allen Straßen die Spuren gesehen. Er sprach dann von Seereisen und wir theilten ihm von den Fortschritten mit, welche neue Erfindungen darin herbeigeführt hätten, wie Dampfer von ungeheurer Größe und Schnelligkeit es bald möglich machen würden, daß man von Japan aus in achtzig Tagen den Erdball umschiffen könne. Wir fragten, weshalb nicht der Kaiser Leute nach Amerika oder Europa sende, um deren Cultur kennen zu lernen und was sie nützlich fänden, in ihr Vaterland zu verpflanzen. — worauf er erwiderte, daß daran wohl gedacht würde. Inzwischen waren wir zu den Sästen der Herren gekommen, boten ihnen Lebenswohl, verfügten uns in's Boot, lichteten die Anker und machten wieder in See. Es war des Morgens um acht Uhr, ein sanfter Wind wehte von Ost-Nord-Ost, die Wolken waren leicht und federförmig, die See spiegelglatt und das schönste Wetter für unsre Arbeiten.

Die Scenerie von Japan ist höchst malerisch, und die von Sino-hama — so heißt das Dörfchen, welches wir so eben verlassen, von dem weißen Sande, der seine Ufer bildet, — macht keine Ausnahme. Ein jäher Felsenabhang, von einer grotesken Gruppe eichenähnlicher, knorriger Bäume gekrönt und weit von dem gekrümmten Ufer vorspringend, überragt ein zerrissenes Felsentiff und bildet die nördliche Barriere des Hafens; Steingerölle, auf dem die See hoch aufbrandet, die südliche. Man sieht Häuser an den Hügelseiten, von

Bäumen halbversteckt, und enge Pfade, von hohen Jäunen bezeichnet, an denen Schlingpflanzen emporranken, winden sich nach allen Richtungen hin.

Wir steuerten dem vulcanischen Oho-Sima*) zu, der größten Insel der Gruppe vor dem Eingange zur Bai von Heddo, und hatten bald eine hinreichende Zahl der von Simoda aus geographisch bestimmten Bergspitzen und sonstigen Landmarken in Sicht, um im Stande zu sein, neue Punkte, die gegen Norden nun vor uns lagen, mit ihnen zu verbinden. In solcher Weise begannen wir jetzt eine Triangulation, welche wir bis Hakobade fortzuführen hofften. Es ist hier nicht der Ort, die Details derselben näher anzugeben; erwähnt sei nur, daß der eigenthümliche Charakter des Landes natürliche Hülfsmittel in Fülle bietet. Sehr häufig werden dem Auge hohe, sonderbar geformte Berge vorgeführt, die selbst in bedeutender Entfernung nicht verkannt oder verwechselt werden können. Diese machen es möglich, sehr weit von einander liegende Punkte zu Dreiecken zu verbinden, und dienen neben astronomischen Beobachtungen für Länge und Breite zu einer sicheren Kontrolle der Vermessungs-Arbeiten.

Schon gestern, nachdem wir das Cap Diamond doublirt, hatten wir gewaltige Rauchsäulen von Oho-Sima aufsteigen sehen; jetzt konnten wir auf dem höchsten Punkte der Insel zwei Krater unterscheiden, den einen von bedeutendem Umfange in der Form eines abgestumpften Kegels, der den anderen, ebenfalls kegelförmigen, so umschloß, daß nur die äußerste Spitze desselben über seinen Rand eben hervorragte. Von diesen Feueressen aus senkt sich die Insel nur sehr wenig gegen Südost, wo sie eine senkrechte Mauer von einigen hundert Fuß Höhe bildet, während sie nach Westen zu allmählig in das Meer hinabsteigt, bis sie in mehreren grauen Klüften endet, vor denen sich Lava schichtenweise gelagert hat. Dieser Abhang schien auf das Sorgfältigste cultivirt zu sein.

Bald entdeckten wir siebenundzwanzig große japanesische Junken, welche die Küste entlang in der Richtung der Bai von Heddo zuseuerten, doch gegen Mittag fiel der Wind leicht und in kurzem war er gänzlich still. Nicht ein Wölkchen ließ sich am Horizonte sehen, die Sonne leuchtete im hellsten Glanze und die See war von jenem tiefen durchsichtigen Blau, welches mit dem Ausr des Himmels an Klarheit weitehert; Wasser und Land waren durch die schärfsten Linien getrennt.

Eine mächtige Strömung trieb uns nordwärts und die Landmarken änderten ihre gegenseitige Lage so schnell, als wären wir unter

*) Das oft vorkommende Wörtchen Sima bezeichnet Insel, Sali Vorgebirge.

dem Einflusse eines guten Windes. Nach einer Stunde erhob sich dieser auch wieder in ziemlicher Stärke, indes jetzt von Süden her, und bald steuerten wir unter vollen Segeln unmitttelbar zur Bai von Jeddo.

Die guten Eigenschaften unsers Bootes und unser Cours brachten uns schnell in die Nähe der langen Linie von Junten, die nun auf dreißig angewachsen waren, und es war amüsant, die allmähigen Cours-Veränderungen der nächsten zu beobachten, die geneigt schienen,

außerordentlich zierlichen Conturen, und weiter hinauf eine Reihenfolge von Landspitzen, die allmähig zurückwichen und in der Ferne verschwanden.

Zu unsrer Linken erhob sich der mächtige Fudze-Jama, der unwillkürlich zur Bewunderung hinreißt. Isolirt dastehend, steigt er allmähig empor, bis seine Seiten in mehr als neuntausend Fuß Höhe zu einer Kegelspitze zusammenlaufen. Den Japanesen ist er heilig; sie wallfahren zu seinen Tempeln; seine Form



Fudze - Jama.

sich fern von uns zu halten und lieber die Kameraden Preis zu geben; allerdings mußten sie aber auch eine so unerhörte Urscheinung in diesen Gewässern, ein Boot, gedrängt voll von härtigen, fremdartigen Gestalten, deren Waffen in der Sonne glitzerten, sehr verdächtig finden. Wir waren nun ganz nahe; offendar waren die Leute über alle Maßen erschauert, richteten aber keine Fragen an uns; so kamen wir, gemächlich vordriselnd, endlich in das Kielwasser des vordersten und schnellsten der Fahrzeuge, dem wir folgten, da es alle seine Segel gefesht hatte, und wir es daher nicht überholen konnten. Die Haufen der japanesischen Köpfe, welche über das hohe Taffel hin neugierig hervorstukten, gab ein Bild, ähnlich den Verzierungcn, die in maurischen Ländern oft das Hauptportal von Castellen schmücken. Ein gelblicher Reibschleier hatte sich indessen vor die Landschaft gelegt, der an den Nachmittags-himmel der Küsten des mittelländischen Meeres erinnerte; durch ihn sahen wir endlich die Umrisse des Landes, welches die äußere Bai von Jeddo bildet: zu unsrer Rechten eine Zunge, von Wald gekrönt, in ihrer Nähe eine zweite, dann einen Berg mit doppeltem Gipfel und

ist ihr Uebild von Zierlichkeit und Schönheit; Ansichten von ihm bilden den Hauptschmuck ihrer demalten Gefäße und ihrer biblischen Darstellungen überhaupt; auf Holzschnipereien legen sie ihn in Gold aus und bezeichnen seinen Schnee durch Silber. Er ist bei ihnen der Sitz der vulcanischen Mächte und die Bolten sammeln sich um seinen Gipfel, um von dort in unwiderstehliche Typhone loszubrechen und Zerstörung durch alle Welt zu tragen. Der hundert Meilen ferne Seemann richtet bang seine Augen auf ihn, wenn die Morgenröthe hinter ihm herodrückt, und wieder, wenn sie vor ihm sich in das tiefe Meer hinabdeugt. Kein Berg der Erde vielleicht verbindet so glücklich wie er das Massenbaste, Grandiose, mit dem Zierlichen und Gefälligen. Das Auge verweilt gern bei seinen kühnen Linien, die sich tief in die Erinnerung eingraben.“)

*) Japan ist besonders reich an großartigen und zugleich sehr gefälligen Gebirgsformationen. Unter den landschaftlichen Scenerien, die sich dem Auge des Erzählers auf seiner Weltfahrt dargeboten haben, muß er in dieser Beziehung den japanischen vor allen den Vorzug geben; namentlich hat eine, der

Nachdem wir nun der von Siebold als so großartig geschilderten Hauptstadt des Reiches so nahe gekommen waren, regte sich natürlich auch in uns der Wunsch, sie mit eigenen Augen zu sehen, allein der Vertrag schloß die Pforte zu positiv und wir mußten deshalb unsern Cours ändern. Da die Nacht angebrochen war, wandten wir uns zur östlichen Küste der Bai, wo wir einen Ankerplatz zu finden hofften. Der Vollmond verflüchtete die Wogen, das Boot schoß lustig über dieselben, aber der Wind

Uingang zur Bai von Ago-Sima im Süden von Kjusiu, einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Von Südwesten her hatte das Schiff durch die Inselgruppe der „Sieben Schweltern,“ einer Kette von meist angebrannten Vulkanen, seinen Weg gefunden, den wunderbar symmetrischen Berg, welchen Kusenstern, der russische Weltumsegler, nach seinem Astronomen, unserm deutschen Landmannne Horner, genannt hat, als Wegemarke benutzend. Vor ihm lag nun die mächtige Bai, die sich bei sechs bis acht Meilen Breite über zwanzig Meilen in das Land hinein erstreckt, bis der dreitausend Fuß hohe fortschreitend flammenden spitzen Ritzake ihre eine Grenze legt. Derselbe ist zwar auf der Insel Solowja gelegen, aber dem Festlande so nahe, daß die größten Berggruppen zu beiden Seiten der Bai unmittelbar von ihm abzulaufen scheinen. Bis zu ihren höchsten Gipfeln waren diese, obwohl der Januar eben eadte, mit dem frischesten Grün bekleidet und ihrer Abhänge überall in Terrassen gelegt, auf denen der kräftige Landmann den besten Reis der Welt gewinnt. So weit das Auge reicht, sah es Dörfer und zerstreute Häuser unter Bäumen, deren schlanker, stütziger Wuchs die Nähe der Tropen bezeugt. Nahe aber, dem bewundernden Beschauer ansehend ganz nahe, lag der Horner, ohne alle Verbindung mit dem übrigen Hochlande, weit in das Meer hineingekobert, gleichsam ein Vorposten, ein Fort des Reiches, das hier erst eigentlich seinen Anfang nimmt. Direct aus dem Flutheben, die seine elliptische Basis auf drei Seiten umspülen, steigt er in mathematisch genauer Kegelform 2980 Fuß hoch zu einer scharfen Spitze an, um auf der Landseite in ganz derselben Gestalt sich in eine fruchtbare Ebene hinabzusetzen. Diese wiederum wird von einer Felsmasse begrenzt, über welcher ein wunderliches Gebilde hervortragt, das wie nicht richtiger als Haijahn (Shark-tooth) nennen konnten, während auf der Meerseite des Horner ein anderer merkwürdiger Felsen die Aufmerksamkeit dadurch auf sich lenkt, daß man, sobald das Schiff in die Bai tritt, eine Höhlung in ihm sieht, durch welche wir beim Anker in einem Boote durchfahren, ohne daß lange Ruder weder die Seiten, noch die Decke berühren konnten. Ein ganz gleich gebalteter Felsenbogen (arch-rook) ist der Schlüsselstein des Gebirgsboemes, welcher das gegenüberliegende südöstliche Vorgebirge, das Cap Satano-misaki, bildet. Dies ist das Bild, das sich vor dem Beschauer gegen Nothen entwickelt. Wendet er sich nach Süden, so sieht er die „Sieben Schweltern“ in lange Linie vor sich, unter ihnen das doppelteggelförmige, Kreis in Kreis gebaute Iwoga-Sima und das 2100 Fuß hohe Kuro-Sima (Santa Clara des Franzosen Damolin); in zweiter Linie aber zieht sich links ein langer Streifen tief am Horizonte hin, der das nie-

drehte sich und trieb uns tiefer in die Bai. Bald sahen wir eine schwarze, senkrechte Wand vor uns, wir hörten, wie die Flutheben über das Gerölle wirbelten, welches zu ihren Füßen lag, und glaubten zwischenburch menschliche Stimmen zu vernehmen; ein Blick durch das Nachiglas zeigte uns eine Flottille von mehr als hundert Booten, die unter dem Schatten jener Wand hielten. Daß diese dort aufgestellt wären, um uns aufzuhalten, und vielleicht unsre Arbeiten zu unterbrechen, mußten wir um so eher vermuthen, als wir wußten, daß die Regierung eine unendliche Zahl solcher Boote zur Küstenbewachung unterhält. Das Boot wurde daher gewendet, alles Geräusch vermieden, und wir kamen augenscheinlich unbemerkt davon. Als wir uns wieder dem Lande zuwendeten, sondirten wir, fanden indeß erst einen Ankerplatz, nachdem wir der Küste bis auf hundert Klaftern nahe gekommen waren. Hier warfen wir unsern Anker, banden aber die Segel nur ganz einfach, um sie im Augenblicke wieder sehen zu können, brachten die Kanone, die wir sonst des Gleichgewichtes wegen auf dem Boden des Bootes liegen hatten, auf ihre Kaffette, und bereiteten überhaupt Alles vor, um etwaige Angriffe zurückweisen zu können; dann bereiteten wir unsre Theertücher aus, bestimmten die Wachen und legten uns nieder, um zu schlafen, oder in der Rebelllust von allerlei phantastischen Gebilden zu träumen, von Vulkanen, blutigen Sonnen und Silbermonden, von den mächtigen Kaisern des Orients und ihren Leibschaaren, die aber alle bald verschwecht wurden von den trauten Gesichtern der Lieben in der fernern, theuern Heimath. —

Bei Tagesanbruch hatte der Wind nach Osten umgesezt, war also günstig. Zahllose Fischerboote umringten uns, die Flotte von gestern war jedoch nicht zu sehen; wahrscheinlich hatte auch sie nur aus Fischerbooten bestanden, die Jeddo mit dem Ertrage ihrer Rege versorgen. Die Leute schienen nicht geneigt, uns nahe zu kommen; als wir ihnen indeß

dringt, fruchtbar und waldreiche Tanega-Sima bezeichnet, und als Gegenfuß zu demselben, nur durch eine schmale Straße davon getrennt, erblickt man die witzige Masse der bis hunderttausend Fuß aufragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, und denen das umfangreiche, aber culturarme Iafuno-Sima befestigt. Wahrlich, die gültige Ratze scheint Landessimee und Markteine in Fülle gesetzt zu haben, um den Schiffer die sichere und reiche Bai von Ago-Sima nicht verfehlen zu lassen.

Sollte dieser schätzbare Versuch des Erzählers, das, was er gesehen, für ein größeres Publicum einfach und tren zu schildern, gültige Nachsicht finden, so wird er auf diesen so interessanten Theil von Japan noch einmal zurückkommen, und dann auch seinen Mittheilungen durch bildliche Illustrationen nachhelfen.

unsre Fischleinen wiesen und ihnen zu verstehen gaben, daß wir Lockspeise zu haben wünschten, näherten sich einige hinlänglich, um uns in ihren langhändlichen Schöpfnetzen einige Köderfische reichen zu können. Wir dankten und warfen in ihre Boote einige säpferne Angelhaken, die sie sehr schätzen, da ihre eigenen nur von Bronze oder Kupfer sind. Dieses machte sie zutraulicher, ihren Köderfischen fügten sie Matfeln und Barsche hinzu, und als wir die Anker gelichtet und die Segel gespannt hatten, folgten einige und warfen uns Fische, so weit sie reichen konnten, in das Boot nach.

Der Wind nahm zu und wehte die Bai hinaus; wir bedauerten nun fast, uns während der Nacht nicht weiter hin gegen Jeddo gestohlen zu haben; mit dem frischen und günstigen Winde hätten wir uns bis vor die Thore wagen und bei Tagesanbruch wie ein neidender Geist wieder verschwinden können. Doch dieses möchte sicher wenigstens sehr gewagt gewesen sein und könnte ernstliche Verwickelungen zur Folge gehabt haben.

Wir steuerten zur Mitte der Bai und hatten bald alle Data zu einem Umriffe des Landes gewonnen, dessen prominente Punkte durch unsre früheren Arbeiten mit Simoda bereits verknüpft waren.

Uns nun gegen Sufate, das östliche Vorgebirge der Bai wendend, fanden wir dort einen umfangreichen Hafen, der zugleich sich leicht zugänglich erwies, und tiefes Fahrwasser und vorzüglichen Ankergrund von blauem Schluff hat. Der Eingang zu demselben ist von Westen her, und die hohen Berge der gegenüberliegenden Küsten schützen ihn vor Winden, die eine rollende See hineintreiben könnten. Ein Dörfchen liegt am äußersten Ende der Bucht und mehre große Junken hatten dort geankert. Da wir den Wind in der ringsum geschützten Bucht verlor, wendeten wir und steuerten in die offene See, das Vorgebirge in einer Entfernung von einer Viertelmeile passierend; auf demselben sahen wir eine gut geschützte Batterie von fünf Schießarten, die ein nach Jeddo segelndes Schiff wohl belästigen könnte, wenn sie mit Kanonen von großem Kaliber besetzt würde. Sufate muß in einem Kriege mit Japan eine wichtige Rolle spielen. Sein Hafen kann eine große Flotte in sich aufnehmen, und die Natur hat Werke genug aufgeworfen, die ihn von der Landseite gegen Angriffe schützen. Heftige Flutbrisse beunruhigten bei dem Vorgebirge unser kleines Boot ungemain; die Wellen rollten wild über einander, doch gutes Glück ließ uns trocken davon kommen. Von solchen Flutherschwinungen hatten wir mehr zu fürchten, als von anderen Gefahren, denn kleine Fahrzeuge sind in ihnen schwer zu regieren; die See hebt sich wie kochendes Wasser und die Wogen wälzen sich so wirt

durch einander, daß das beste Boot ihnen oft zum Opfer wird. Das Tosen der zusammenschlagenden Gewässer kann man oft meilenweit hören; es warnt den Seemann vor der Gefahr, die er bei frischem Winde leicht vermeiden kann; leichte Winde und Windstößen machen sie um so gefährlicher, da dann die Strömung das Fahrzeug ihnen zutreibt.

Unser Course führte uns ostwärts, den District von Awa entlang, und wir hielten uns eine halbe Meile von der Küste entfernt, doch der Wind, der bisher günstig gewesen war, blieb uns bald entgegen, die See wurde rauh und unregelmäßig, eine starke Strömung war gegen uns und wir fanden es nach mehrstündiger Anstrengung unmöglich, das Vorgebirge zu doubliren, welches Krusenstern, der Pionier der Explorationen in jenen Gewässern, Cap King nennt. Wir suchten und fanden Schutz in einem kleinen Boot-Hafen, den Natur und Kunst offenbar zu gleichen Theilen geschaffen hatten. In die Seiten einer felsigen Höhlung waren vierlich kleine Bassins gehauen, von denen jedes zwei bis drei Boote in sich fassen konnte. Nachdem wir den Anker hatten fallen lassen, zogen wir unser kleines Fahrzeug mit dem Hinterbette voran, in eines dieser Bassins und besetzten es mit Tauen gegen den kleinen Damm, der zum Schutze vorgebaut ist. Auf diesen Nothhafen, der gegen West-Süd-West sich öffnet, waren wir durch die Massen einiger Junken aufmerksam gemacht worden, welche in einer etwas größeren Bucht, die mit ihrer Öffnung gegen Süden durch ein vor ihr gelagertes Riff gebildet wird, ankeren. Eine Felsenzunge trennt beide Buchten, und wo diese von dem Festlande heraustritt, erhebt sich ein runder, grüner Hügel, auf dem von Bäumen verdeckt, ein Tempel steht. Ueber den Pfad, der zu diesem führt, wölbt sich ein hölzerner Bogen und neben demselben wehte von einem Pfosten eine blaue Flagge mit einer Inschrift in japanesischen Charakteren. In einer niedrigen Ebene, deren Saum von den erwähnten Buchten bespült wird, liegt ein Flecken, Sira-kama genannt; die kegelförmigen Hügel im Hintergrunde sind in Terrassen gelegt, sorgfältig cultivirt und mit dem üppigsten Grün bekleidet. Die Fischer, die vor dem Hafen ihre Rege warfen, hatten uns zugewinkt, sobald sie unser ansichtig geworden waren, und wir zweifelten nicht, daß wir freundlich aufgenommen werden würden. Die Einwohner kamen in Schaaren zu uns herab, bis das flache Felsenufer mit Männern, Weibern und Kindern vollständig bedeckt war. Wohl tausend freundliche Gesichter schauten neugierig auf uns und zeigten unverkennbar ihr Gesallen an dem unerwarteten Besuche. So groß war das Gedränge, daß wir kaum Raum finden konnten, den Fuß an's Land zu setzen. Doch die

Vordersten drängten sich bereitwillig zurück, um unsern Leuten zu gestatten, am Fuße eines Felsens ein Feuer anzumachen. Auf diesen schwangen sich schnell so viele der Neugierigen, als er nur fassen konnte und weder der Rauch, der ihnen grade entgegentrieb, noch das lustige Gelächter der Menge und die Witzworte, womit diese die hübschen und sich selbst peinigenden Opfer der Neugierde offenbar verspottete, vermochten sie davon zu vertreiben. Die Menschenmasse nahm fortwährend zu, die Neu-

Niemand folgte uns; das Boot und die größere Zahl der Zurückgebliebenen nahmen die Neugierde zu sehr in Anspruch.

Die Häuser waren gleich denen von Sino-hama von Holz und die Fußdielen durch einen Pfahlrost drei Fuß über den Grund erhöht; in den Fenstern vertret Papier die Stelle des Glases; große Schiebethüren standen überall weit offen, um der Luft den freien Durchzug zu gestatten und weit vorspringende Dächer gaben Schatten und schützten den in Bündeln



Sira - Jama.

kommenden drängten den Knäuel enger zusammen, der Stärkere begann sein Recht geltend zu machen und der Lärm wurde betäubend. Dies veranlaßte uns, das Boot vom Ufer etwas zu entfernen und Herrn Perry, der mit der Hälfte der Mannschaft darin zurückgeblieben war, anzuempfehlen, es von Niemand betreten zu lassen. Erfahrung hat gelehrt, daß ähnliche Scenen durch etwas Oeringfügiges zu ernstern Austritten ausarten können und es ist rätlich, unter solchen Umgebungen stets darauf vorbereitet zu sein. So lange die Feuerwaffen vom Boote aus frei gehandhabt werden konnten, war weder für dieses, noch für die am Lande Zurückgebliebenen etwas zu fürchten. Uebrigens schien das um uns versammelte Völkchen, wenn es auch unter sich selbst haderte, gegen uns sehr freundlich gesinnt zu sein, vielleicht mehr so, weil kein Beamter nahe sein mochte. Man war offenbar fern, irgend etwas von uns zu beforgen; Mütter mit Kindern auf den Armen drängten sich ohne Scheu zu uns, um diese die Fremden genauer sehen zu lassen; von allen Seiten winkte man uns grüßend zu.

Unter solchen Umständen mochten wir es uns nicht versagen, den nahen Fleden zu besuchen.

darunter ausgespeicherten, eben geernteten Weizen vor Regen. Enge Pfade mit hohen Erdwällen durchschnitten unregelmäßig den Fleden, welcher größer war, als wir ihn geschätzt hatten, da kleine Hügel und Baumgruppen den größeren Theil vom Ufer aus verdeckten. — In einem Gärtchen am äußersten Ende des Dorfes, wohin der Lärm, den unsere Ankunft hervorgerufen, noch nicht gedrungen sein mochte, sahen wir einen silberhaarigen Greis mit Wirthschaftsarbeiten beschäftigt; wir öffneten leise das Pförtchen, während er uns den Rücken zulehrte und traten unbemerkt ein, um sein Staunen zu beobachten, wenn er uns plötzlich sehen würde. Ein leises Geräusch machte ihn aufmerksam; er wendete sich, sah uns, seine Augen wurden starr, sein Kinn fiel auf die Brust und seine Stellung gab ein Bild des blödsinnigsten Entsetzens; plötzlich raffte er sich auf und schwankte in das Haus. Ein jüngerer Mann jedoch, der nun vortrat und den wir freundlich grüßten, schien wenig überrascht; er dankte höflich und ließ uns, als wir ihm verständlich machten, daß wir dursteten, ein Gefäß reichen, um aus dem nahen Brunnen Wasser zu schöpfen.

Wir besuchten darauf einen Krämerladen, in dem die verschiedenartigsten Artikel sell waren: Lebensmittel aller Art, Kleiderstoffe, Eisenwaaren, landwirthschaftliche Geräthe, Sandalen, kurz Alles, was der Bewohner eines Landstädtchens bedarf. Der Eigenthümer, ein alter Mann, eilte freundlich lächelnd hinter seinen Tisch, um uns zu bedienen; wir konnten indeß nichts kaufen, da wir weder landesübliche Münzen, noch Tauschartikel hatten; wir besahen, was zur Schau umherlag, dankten dem alten Herrn und gingen weiter. Die Straßen waren ganz verlassen, einige Kinder nur spielten umher und blickten auf uns mit nicht gar großem Vertrauen. Hunde waren die einzigen lebenden Wesen, welche uns unsern Spaziergang zu verwehren suchten. Außer ihnen sahen wir eine große Zahl wohlgenährter Katzen, die bei den älteren Japanesinnen die Schooßhündchen unserer Damen vertreten. Die ländlichen Arbeiten scheinen meist von Frauen und alten Männern verrichtet zu werden, wenigstens sahen wir nur solche und besonders jene beschäftigt, Weizen zu dreschen. Die jungen Männer betreiben, wie wir hernach erfahren, in günstiger Jahreszeit ausschließlich den Fischfang.

Bei unsrer Rückkehr zum Boote fanden wir, daß die Wassen am Ufer noch immer an geschwollen; doch hatte noch kein Beamter seine Anwesenheit irgend wie bemerkt gemacht. Wir wünschten den Zweck unsers Besuchs bekannt werden zu lassen und luden daher eine Gruppe von Männern, die durch würdevolleres Benehmen und die beiden Schwerter an der rechten Hüfte *) verriethen, daß sie den höheren Classen angehörten, ein, uns auf dem Boote zu besuchen. Sie folgten offenbar sehr gern und wir bewirteten sie so gut, als unsre bescheidenen Mittel es erlaubten. Nachdem wir ihnen Zeit gegeben hatten, die vielen Dinge, die ihnen neu waren, genau zu betrachten und ihnen die Eigenschaften und den Nutzen derselben nach Kräften verdeutlicht, legten wir ihnen ein in japanesischer Sprache geschriebenes Memorial vor, in welchem der Zweck unsrer Reise auseinandergesetzt war und zugleich versucht wurde, die Leute zu überzeugen, daß unsre Arbeiten ihren Beifall und ihre Unterstützung wohl verdienen. Natürlich hatte dasselbe der eigenthümlichen Anschauungsweise des Volkes, mit

*) Der Adel und die Literaten tragen zwei Schwerter, ein größeres und ein kleineres, von vorzüglichem Stahl, haarhart geschliffen, in kunstvoll electrisirten kupfernen Scheiden an der rechten Hüfte. Mit der Scheide des größeren ist erst auch noch durch Ringe eine kleinere Scheide für ein dolchähnliches Messer verbunden. Die Soldaten tragen nur ein Schwert. Die Priester, Künstler, Kaufleute, Handwerker und Feldbauer dürfen, wie das übrige außerhalb der Classeneinteilung stehende Volk, Waffen nicht tragen.

dem wir zu thun hatten, angepaßt werden müssen. Es konnte angenommen werden, daß auch hier das allgemeine Verlangen, Kenntnisse zu gewinnen und zu erweitern, vorhanden sei und daß es Interesse erregen und einen günstigen Eindruck nicht verfehlen würde, wenn dem Volke kurz und einfach die vorzüglichsten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen der civilisirten Welt vorgeführt würden. In dem großen Reiche gibt es sicherlich Leute, die gemeinnützige Bestrebungen zu würdigen wissen und dem Fortschritte aufrichtig hold sind; jedenfalls aber präntirt eine große und wohlangeordnete Kaste, die sogenannten Literaten, das Wissen zu pflegen. Wir bauten gleichviel auf das Motiv der Ueberzeugung, als auf geschmeichelte Eitelkeit, wenn wir die Sympathien Aller dadurch zu gewinnen hofften, daß wir ihnen zeigten, in wie hohem Ansehn die Träger der Wissenschaft bei uns stehen. Vielleicht wird es den Leser interessieren, die Ansprache wörtlich zu kennen. Sie lautete:

„Die Regierung des großen und mächtigen Volkes, zu dem ich gehöre, hat mir befohlen, mich nur mit Beamten von hohem Range in Verhandlungen über meine Sendung einzulassen. Falls solche anwesend sind, will ich denselben klar machen, was ich darüber zu sagen habe.

Wir sind Freunde der Japanesen, wie wir überhaupt mit allen großen Nationen der Erde friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten und bestreben.

Perry ist unser Landemann; er hat, wie Ihr wißt, mit der Regierung Eures Landes einen Vertrag abgeschlossen, der dahin führen soll, daß in allen Berührungen zwischen den Nationen Mißtrauen verschwinde; es ist daher unser inniger Wunsch, mit Euch zu verkehren, wie mit Gliedern unsrer eigenen Familien.

Ich habe hier gelandet, um astronomische Beobachtungen zu machen. Solche Arbeiten müssen nothwendig auf festem Grunde gethan werden. Selbst leichtes Gehen von Leuten in der Nähe meines Instrumentes machen sie unmöglich.

Es wird unsre Freundschaft fördern, wenn Euch klar wird, was wir hier beabsichtigen und ausführen werden.

Gelehrte Männer unsrer Volkes erforschen die Gesetze der Natur. Viele studiren die Eigenschaften der Pflanzen, die Gewohnheiten der lebendigen Geschöpfe und die Bestandtheile und den Nutzen der Mineralien. Diese sind mit ihren Forschungen tief in den Erdball gedrungen und haben dem Verstande klar gemacht, was dem Auge verschlossen ist. Es gibt kaum in tieferer See eine Muschel oder irgend ein Erzeugniß des festen Landes, was sie nicht geprüft, benannt und beschrieben haben. Wir können Euch ihre Bücher zeigen.

Andere haben wieder Alles, was den großen Ocean angeht, durchforscht, und keine seiner Bewegungen ist ihnen unbekannt geblieben. Sie haben Instrumente erfunden, welche Stürme im Voraus anzeigen, ja sie haben uns gelehrt, Typhone vor der Entwicklung zu erkennen und ihnen aus dem Wege zu gehen.

Wieder Andere haben Sterne, die Ihr mit dem bloßen Auge nicht sehen könnt, benannt und ihre Bewegungen am Himmel Jahre lang voraus berechnet. Mit ihrer Hülfe können wir jeden Augenblick wissen, auf welcher Stelle des Meeres wir uns grade befinden und wie wir steuern müssen, um unsern Bestimmungsort in kürzester Zeit zu erreichen.

Sie Alle aber haben sich so ernst und mühseligen Forschungen nur in der edlen Absicht unterzogen, der gesammten Menschheit, also auch Euch zu dienen. Sie streben danach, die Quellen des Glückes zu entdecken und bekannt zu machen.

Solche Männer sind auch unter uns.

Wir machen Karten von unbekanntem Küsten und gefährlichen Stellen des großen Meeres nicht allein für uns, sondern für alle Seefahrer. Oeren werden wir Euch Copien davon mittheilen.

Alle Nationen haben solche Beschäftigungen als die edelsten anerkannt und daher würden wir, selbst wenn unser Volk im Kriege begriffen wäre, die Kriegsstotte des Feindes undeläufigt passieren können.

Kaßt Euren Verstand diese großen Wahrheiten erwägen. Mögen die Japanesen dadurch, daß sie uns freundlich aufnehmen, so preiswerthes Thun fördern. Ich werde Euch danken, wenn Ihr in japanesischen Schriftzügen niederschreibt, was nach Eurer Meinung zu den Kenntnissen unsrer Gelehrten beitragen würde. Diese werden mit Vergnügen Eure Kundenandereferenzen lesen.

Die Mannschaft der Schiffe, zu denen wir gehören, ist von unsrer Regierung für diesen Zweck ausdieselsten worden. Sie verbindet mit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunst."

Dieses Schriftstück wurde einem der Gäste vorgelegt, der in seinen Gesichtszügen viel Intelligenz verricht und sich überhaup als wohlgezogener Mann vorzuführen wußte. Er nahm es in sichtlich Erregung, überreichte es indeß gleich, nachdem er den Eingang gelesen hatte, einem andern, viel älteren Manne, welcher vielleicht ein Amt bekleidete. Derselbe las laut; bei jeder Stelle, die ihm wichtig scheinen mochte, hielt er inne, um sie mit seinen offenbar sehr lebhaft interessirten Kameraden zu besprechen und verneigte sich dann stets gegen uns, als ob er uns seinen Beifall zu erkennen geben wollte. Der Inhalt der Ansprache schien vollkommen zu befriedigen; man schien uns durchaus kein

Hinderniß in den Weg legen zu wollen, im Gegentheil, als sich die Herren verabschiedeten, gaben sie uns zu verstehen, daß sie uns gern am Lande empfangen würden. Es schien sie besonders zu beruhigen, daß wir keine Lebensmittel forderten, vielmehr hinreichend damit versehen waren; wenigstens deuteten sie an, wenn wir sie nicht mißverstanden, daß solche hier sehr karg wären und daß sie uns keine würden liefern können. Dennoch wurden während der Nacht süße Kartoffeln, Jams und namentlich Kuchen von Reismehl in Massen in unser Boot geworfen, offenbar heimlich hinter dem Rücken der Autoritäten. Der letzt erwähnte Kuchen schien eigens für Seereisen zubereitet zu sein und hatte viel Aehnlichkeit mit unserm Schiffszwieback; er war schwer, sehr hart, quod aber und bröckelte leicht, wenn angefeuchtet, erwies sich auch als sehr schmackhaft.

Inzwischen war es stets lebendiger um uns geworden und wir hatten Mühe, die Massen in Wüthe fern von uns zu halten. Eine große Zahl von Fischerbooten lief ein, reich mit Matrelen beladen, die um Cap Ring besonders zahlreich sind; andre liefen aus, — es schien eine regelmäßige Ablösung stattzufinden. Diese Boote sind wohl vierzig Fuß lang und etwa zwölf Fuß breit und haben flache Böden, vieredrige Hintertheile und scharfe Schnäbel. Sie sind überdeckt und enthalten Abtheilungen, die dem Wasser den Zutritt gestatten, um darin Fische lebend zu erhalten. Gewöhnlich sind sie von dreizehn Personen bemannt, von denen einer durch monotonen Gesang die Bewegung der übrigen leitet, die mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die sechs sehr langen und schweren Ruder zu handhaben wissen; letztere sind aus zwei Stücken zusammengesetzt und drehen sich auf einem Zapfen, der auf einem Blocke ruht, welcher etwa achtzehn Zoll über die Seite des Bootes hinausragt. Es sind mächtige Hebel und übertreffen unsre Ruder jedenfalls in hochgehender See. Die Ruderer, athletische und wohlgeformte junge Leute, weiseln mit einander in Grazie und Kraft ihrer Bewegungen. Einen Fuß auf den Dablbord setzend und mit dem andern sich gegen das Ded stemmend, stoßen sie die Ruder mit beiden Händen so mächtig von sich, daß es scheint, als müßten sie von denselben nachgerissen und über Bord gestürzt werden, bis sie plötzlich sich zurückschnellen und fast Statuen gleich fest dastehen; jede Muskel wird dabei in Thätigkeit gebracht, jeder Theil des Körpers, selbst das Auge arbeitet mit; dabei sind sie bis auf einen schmalen Streifen Zeugens um die Lenden und die Oberschenkel fast durchweg nackt. Ein Wettrennen dieser Naturmenschen, welches stets stattfindet, sobald nur zwei Boote einander nahe kommen, bietet eine Scene, die an Feuer und Kraftaufbietung wohl nur selten übertroffen wird.

Gegen Abend gingen wir an das Ufer. Augenblicklich sammelten sich die Leute um uns, welche wir aus dem Boote bewirthelet hatten und forderten uns auf, unsre Schrift auch der Menge vorlesen zu lassen. Gern willfährten wir und übergaben es dem alten Literaten, der es bereits gelesen. Die Leute hörten demselben aufmerksam zu und unterbrachen ihn nur durch stürmische Beifallsbezeugungen. Nach dem Schlusse trat ein Greis an uns heran, schlug uns freundlich auf die Schultern, zeigte mit dem Finger auf seine Stirn, kurz bemühte sich, zu erkennen zu geben, daß er unser Unternehmen für ein verständiges und nützliches erachte. Dieser Mann nahm uns in seine besondere Obhut, ließ uns Konstituren reichen und suchte es uns auf jede Weise bequem zu machen; dabei mußte er Leichtigkeit und Zuverlässigkeit im Benehmen mit Würde und ernster Rücksichtlichkeit so glücklich zu vereinen, daß er selbst unsern Salons zur Herde gereicht haben würde.

Unsre Leute hatten inzwischen durch kleine Geschenke und gutmüthige Scherze ein sehr freundliches Verhältniß mit den belagernden Dörflern hergestellt, namentlich hatten sie die zahlreichen Kinder ganz für sich gewonnen, die sich nun auch an die Officiere drängten, und unsre Kleider neugierig untersuchten. Bald thoten dieses auch die Aelteren. Sie besüßten unsre Haare, unsre Haut und den Puls, verglichen dessen Schlägen mit dem ihren; dabei aber vermieden sie auf das Kenglichste Alles, was uns Anstoß hätte geben können und wir gestatteten ihnen daher gern, ihre Wissbegierde zu befriedigen.

Als es dämmerte, zündeten sie ein Feuer an, breiteten auf Stößen, die frei vom Rauche waren, Matten für uns aus und reichten uns Pfeifen und Thee. Ein lebhafter Austausch von Pantomimen erfolgte und schnell gelang es uns, sie zu verstehen und ihnen verständlich zu antworten. Es ist merkwürdig, wie leicht uncultivirte Völker sich auf solche Weise verständlich machen können und wie allgemein gewisse Pantomimen sind. Schlaf drücken die Japansen dadurch aus, daß sie die Augen schließen und das Haupt auf die Fläche der Hand legen; den Tod bezeichnen sie, wenn sie die Augen nur halb schließen, das untere Kinn fallen lassen, den Kopf zurückwerfen und die Arme, mit der offenen Fläche der Hand nach oben, weit von sich strecken. Ganz genau so drücken dies die Tschuktischen aus, eine Mischrace von Esquimos, amerikanischen Indianern und Tartoren an der Behringstraße, die wir später besuchten.

Nach einigen angenehmen verbrachten Stunden kehrten wir zu dem Boote zurück und legten uns nieder; doch der Lärm der noch immer neugierigen Masse auf dem nahen Felsen ließ uns lange nicht schlafen. Fortwährend zogen

sie an dem Sterntaue, um bei dem Mondlichte unter unsrer Theertücher lugen zu können, bis wir endlich ein Pistol über ihre Häupter hinweg abfeuerten, woran sie schnell erkannten, daß wir sie ferner nicht mehr wünschten. Doch schon bei dem Dämmern des Tages waren sie wieder auf den Felsen versammelt und Scenen von gestern wiederholten sich.

Gegen fünf Uhr des Morgens boten wir unsern Freunden Lebenswohl und hoben die Anker, obwohl der Wind noch immer ungünstig war. Nachdem wir etwa zwei Meilen gefegelt, sahen wir einen andern kleinen Hafen, in welchem mehrere Fahrzeuge vor Anker lagen. Wir begnügten uns, ihn einzuschneiden und sehten nächste Fahrt fort, indem wir uns auf etwa zwei Meilen Entfernung von der Küste in mehr als fünfzig Faden Wasser hielten. Das Entblei, welches eine Vorrichtung botte, um Boden herauszubringen, zeigte erst Fragmente von Muscheln, dann feinen schwarzen Sand und in letzterem brachten wir aus sechzig Faden (dreihundert Fuß) Tiefe einen kleinen lebenden Krebs.

Glücklich wetteten wir diesmal Cap King und kamen in eine geräumige Bucht, an deren Saum von Siebold mehrere Flecken und Ankerplätze locirt. Der Boden, der bis zu acht Faden herausgestiegen war, bestand aus Lehmkümpchen, die sich zwischen den Fingern zerreiben ließen und enthielt eine Anzahl sehr kleiner, meist mikroskopischer, vollkommen rufscheln, in welchen wir theils die Eigenthümer dieser kleinen Häuser, theils aber auch Thierchen, die offenbar sogenannte Piraten sein mußten, vorfanden.

Nachdem wir Jiro Taki, einen Flecken von wohl tausend Häusern nahe bei Cap King, vorbeisegelt, trafen wir einige der Fischer, welche am Abend vorher Sino-Hama verlassen hatten. Diese warfen, augenscheinlich sehr erfreut und wiederzusehen, uns Massen von Matreien in's Boot und einige Angelhasen, die wir ihnen dafür gaben, erhöhten ihre gute Laune und sie besielten sich, uns ihre Ruderkünste zu zeigen, die, wie sie wußten, uns gestern ergötzt hatten.

Der Krümmung des Ufers folgend, näherten wir uns gegen Abend einem Flecken, vor welchem wir Ankergrund vermutheten; wir sahen uns indeß getäuscht, da die wenigen Felsen, welche sich hier einige hundert Fuß in das Meer hinein erstrecken, die Gewalt der Wellen grade nur soviel brechen, als eben erforderlich ist, um die kleinen und flachen Fahrzeuge der Fischer auf den Strand zu treiben, wo sie denn gleich aus dem Bereiche der Wellen höher hinaufgeschleift werden. — Wohl sahen wir, wie die Bewohner an der Küste von einer Landspitze zur andern eilten und uns durch Zeichen einluden, näher zu kommen, allein die See brach mit solcher Kraft, daß wir es thatsam fanden, zu laviren und uns vom Lande zu entfernen.

Gefüllte Strohfäde, wie sie die Japanesen zum Transport von Korn und Salz gebrauchen, lagen die Küste entlang; ebenso sahen wir überall bedeckte hohe Häuser für irgend einen Ausfuhrartikel, vielleicht Holzstohlen oder Salz. Diese wie die zahllosen Fahrzeuge in der Bucht zeugten von der Ergiebigkeit und dem blühenden Handel dieses Küstenstriches. Außer Utsura sahen wir hier drei bedeutende Ortschaften.

Da der Abend herannahte und der Wind nur noch mehr abnahm, griffen wir zu den Rudern und gelangten kurz vor Sonnenuntergang in die Nähe der dritten Stadt, wo die vielfach durchbrochene Formation der Küstenhügel, wenn auch nicht einen guten Hafen, so doch mindestens das Vorhandensein kleiner Baien andeutete, und wirklich sahen wir bald eine solche, aber der enge Canal, der hineinführte, war so voll von nur eben bedeckten Felsblöcken, auf denen die Dreining brach, daß selbst die zurückkehrenden Fischer in ihren hier bedeutend kleineren Flachbooten günstige Augenblicke sorgfältig abwarteten und dann in scharfen und schnellen Wendungen Gefahren vermieden, welche das Wasser dem Auge verbarg. — Viele dieser Fischer hielten in unsrer Nähe, um die ihnen neue Erscheinung anzustaunen; wir machten diesen verständlich, daß wir wünschten, einer von ihnen möchte an Bord kommen, um uns in den Hafen zu führen, doch konnten wir Niemand überreden; sie schienen willig zu sein, in ihren eignen Booten uns voranzugehen, doch Niemand wollte sich in das unste wagen. Selbst Fischhaken und andre Kleinigkeiten, die wir ihnen boten, wollten hier nicht wirken.

Das Wetter, welches bisher schön gewesen war, begann nun auch zu wechseln. Dunkle Wolken zogen von Südwesten herauf und der Barometer sank so tief, daß wir Sturm von dorthier befürchten mußten. Schnell entschieden wir uns daher. Mit wenigen Winkeln verbanden wir die verschiedenen Landspitzen mit den eingeschnittenen Bergkuppen, stützten den Lauf der Küste, warfen noch einen Scheideblick auf den Ort, den unsre Ruderer mit so großen Anstrengungen als ersehnten Nachthafen zu erreichen gesucht hatten und steuerten ostwärts, um für böses Wetter den nöthigen Seeraum zu gewinnen.

Noch immer wehte es leicht von Westen her, wir machten gute Fortschritte und beglückwünschten uns eben, so bald eine günstige Position erreicht zu haben, als plötzlich ein dumpfer Ton alle Augen auf den Wetterbug lenkte, wo eine gewaltige, wohl eine halbe Meile lange Welle herantollte und unmittelbar vor demselben in weißem, hochaufliehendem Schäume brach. Schnell war das Steuerruder hart nieder und das Boot lavirte, doch fürchteten wir von einer zweiten Welle erreicht zu werden, allein diese brach nicht wieder. Wahrscheinlich war hier

zwar eine Untiefe, doch mehr als vier Faden Wasser und die erste Welle hatte sich nur gebrochen, weil sie größer als gewöhnlich herangewachsen war. Das Senfblei zu gebrauchen, hatten wir nicht Zeit gehabt; als wir es in etwa fünfzig Ellen Entfernung von dem Punkte, wo wir gewendet, warfen, zeigte es bereits wieder fünfzig Faden. — So nahe und so unerwartet war diese Gefahr gewesen, daß fast die gesammte Mannschaft gleichzeitig einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen hatte. Würde die Brandung unste Breitseite getroffen haben, so hätte sie sicher das Boot gefüllt und versenkt; wie es war, kamen wir mit einem kleinen Schrecken und einem Schauerbade davon. Uebrigens ist diese Untiefe nur dreiviertel Meilen von der Küste entfernt und kein Schiff, das hier entlang seinen Weg nach den größeren Häfen sucht, würde sich so nahe wagen. Doch mahnen solche Vorkommnisse den Seefahrer zur äußersten Vorsicht.

Nach acht Uhr fiel heftiger Regen, indeß nur kurze Zeit. Schwere Windstöße folgten und da wir in der Finsterniß nicht unterscheiden konnten, wann und von wo diese kamen, zogen wir alle Segel ein und trieben ruhig vor dem Winde, bis es wieder etwas leichter wurde. Dann reisten wir und legten für die Nacht, den Bug zur See gewendet, bei.

Bei Anbruch des Tages setzten wir wieder Segel und standen gegen das Land hin. Kaum mochten wir eine Meile zurückgelegt haben, als wir Boote entdeckten, die grade auf uns zu steuerten und bald hörten wir diese Leute in einer Weise lärmern, daß wir uns unter nordamerikanische Wilde auf dem Kriegspfade versetzt glaubten. Dabei wuchs die Zahl der Boote; bald zählten wir nicht weniger als achtzig und in jedem moß bis fünfzehn Mann, die ihre Ruder unter Geheul und Gejäch auf das Eifrigste handhabten. Der Wind hatte nachgelassen, es war fast eine Stille; wir bereiteten uns daher für den Fall vor, daß der Besuch, dem wir nun nicht mehr entgehen konnten, ein feindlicher sein möchte und erwarteten ruhig seine Ankunft. Bis zu etwa hundert Ellen nahe gekommen, hielten die Leute an und musterten uns mit gespanntester Neugierde. Bald drängte die Ankunft neuer Boote den Circle, den die ersten um uns geschlossen, enger zusammen, und, da jedes sich bemühte, in die vorderste Reihe zu dringen, entstand bald eine Verwirrung und Aufregung, wie wir sie selten gesehen. Unser Verdacht war indeß schnell hinweggeräumt, denn das eifrigste Bemühen der Leute bestand bald darin, uns nahe genug zu kommen, um uns Fische, Korn, Brot, Tabak, Kadieschen und Feuerholz reichen zu können. Eine Zeit lang versuchten wir es, unsern Course zu halten, doch bald war es unmöglich. Das Gedränge wurde so groß, daß wir fort-

während die leichtern Theile der Boote brechen hörten, obwohl diese mit großer Geschwindigkeit gehandhabt wurden. Wir bemerkten, daß jedes Boot vor dem Dahlbord einige Bündel dünner Rohrstöcke vorgebunden hatte, wahrscheinlich um die sehr scharfen Buge von den verletzlichen Theilen abzuwehren.

Ein Boot getieft in der Verwirrung quer vor unsern Bug und verwickelte sich in dem Klüverbaum, so daß dieser zu brechen drohte. Unser Kommandant, der grade an demselben arbeitete, nahm erzürnt einen Bootshafen, um damit auf den japanischen Steuermann loszuschlagen, doch zeitig genug konnte sich der Führer des Bootes dazwischenwerfen und einer That vorbeugen, die großes Unglück zur Folge hätte haben können, wie es die Erfahrung wiederholt gelehrt hat. Wie überlegen wir auch in unsrer Ausrüstung gewesen sein mochten, die große Zahl hätte uns sicher erdrücken müssen. — Wir waren nun vollkommen eingewängt und überdies wurden die Leute auch zudringlicher; wir griffen daher zu den Rudern und drängten die vordersten zurück, und als auch dieses Nichts fruchtete, zeigten wir ihnen einen Revolver und feuerten ihn lächelnd, als ob zum Scherz, über den Bug des vordersten Bootes. Die unerwartete Explosion hatte den gewünschten Erfolg und lehrte uns zugleich, wie sehr diese Leute Feuerwaffen fürchten. Die vordersten warfen sich nieder, die hinteren sprangen eiligst zurück, so weit sie konnten, dann aber, als hätten sie uns wohlverstanden, machten sie unter fröhlichem Gelächter rückgängige Bewegungen und riefen den Booten

vor uns zu, dasselbe zu thun. Wir schätzten uns sehr glücklich, auf so freundschaftliche Weise und der natürlichen Zudringlichkeit dieser gutmüthigen Menschen erwehrt zu haben und bedauerten nur, ihnen nicht mehr kleine Geschenke machen zu können. Wir hatten uns mit gar keinem Vorrathe für diesen Zweck versorgt, da wir in Simoda gesehen hatten, wie schwer es hielt, das Volk zu bewegen, etwas anzunehmen. Nun erkannten wir wohl, wie nur die Strenge, mit welcher die Verbote, mit Fremden zu verkehren, gehandhabt werden, und die Menge der Beamten, die diese dort überwachen, der Grund dazu gewesen, denn die Leute hier nahmen ebenso gern, als sie gaben. Merkwürdig genug schienen sie zu glauben, daß wir in einem so kleinen Boote nothwendig dem Hunger preisgegeben sein müßten, da sie überall offen und heimlich uns Lebensmittel zuackten. Die Fische, die sie uns gaben, waren meist Makrelen und Sardinen, doch waren auch Heringe darunter und Zoll lange Stümpfen. — Ihr Verus lenkte ihre Aufmerksamkeit natürlich vorzugsweise auf die Construction unsers Bootes und sie konnten das Ruder und die Segel, die das Laviren so schnell geschahen ließen, nicht genug bewundern. So oft das Gaff- oder ein andres leichtes Segel gefest wurde, brachen sie in Ausrufe freudigen Staunens aus. Ihre eignen Boote haben nur einen Mast und ein Segel, aber kein Steueruder.

Inzwischen näherten wir uns mit einer leichten Brise von Südosten her langsam dem Vorgebirge Kaminoto, wo wir bald drei großer Junten



Hafen von Utsura.

an einer Stadt ankernd erblühten, in der wir Utsura vermuteten und wir lenkten unsern Cours direct gegen dieselbe.

Die einzige Landmarke, die diesen Hafen dem Seefahrer erkennbar machen könnte, ist ein sattelartiger, etwa zweihundert Fuß hoher Hügel im Hintergrunde desselben, von welchem linksab sich ein scharf felsig in das Meer hinein erstreckt, während rechts ein ausgehöhltes Riff von einem hohen, fast senkrechten Sandsteinufer ausläuft. Die Ebbe legt dieses Riff großen Theils bloß, was eben der Fall war, und wir sahen Hunderte von Japanesen beiderlei Geschlechts die Seemoose sammeln, die bei Hohen und Niederen ein so beliebtes Nahrungsmittel sind. — Wir liefen zwischen dem scharf markirten Riff und dem Felsen ein und fanden den Kanal frei von aller Gefahr, doch ist der Hafen für größere Fahrzeuge zu klein.

Wie überall, sammelte sich auch hier bei unsrer Ankunft das Volk sehr schnell und als wir den Ankerplatz in der Nähe der Junken erreicht hatten, waren viele Hunderte am Ufer. Da sich vor demselben eine Reihe scharfer Felsen hinstrukt, anferten wir in einiger Entfernung davon. Hier zeigten sich die Behörden nicht säumig, denn schon nach wenigen Augenblicken legte sich eins der Flachboote an unsre Seite, auf welchem, wie die Standarten anbeuteten, Personen von antlicher Autorität waren. Zwei Männer von mittlerem Alter in reicher Seidenkleidung, in deren Röcken das kaiserliche Wappen eingewebt war, jeder mit zwei Schwertern, saßen auf Matten auf dem Boden des Bootes. Wir forderten sie auf, in unser Boot zu kommen, doch lehnten sie dieses ab. Ueberhaupt schienen diese Herren uns nicht recht zu trauen und der eine, offenbar der Vornehmste, zitterte heftig; doch unsre Freundlichkeit und ein wenig Rombrandwein, der ihnen sehr zu munden schien, ermunterte sie bald. Sie verstanden ebenso wenig Holländisch als Englisch, wir konnten uns daher wieder nur durch Zeichen, durch unsre Briefe und durch einige kurze Sentenzen, die wir gleichfalls in japanischer Sprache und Schrift hatten aufsetzen lassen, erklären. Wie die höheren Beamten überall, schienen auch diese uns weniger freundlich gesinnt zu sein, als die Gesehtenclasse und das Volk, doch nahmen sie mit Begierde kleine Geschenke an, namentlich schien ihnen ein Trinkglas von böhmischem Glase, welches Herr Kern ihnen gab, viel Freude zu machen. Ein Schreiber nahm von dem mehrerwähnten offenen Briefe eine sorgfältige Abschrift und da dieses sehr langsam von Matten ging, drückten wir den Wunsch aus, an das Land zu gehen. Der ältere Beamte gab zu verstehen, daß er Nichts dagegen habe, deutete dabei aber auf unsre Säbel, vielleicht, weil er wünschte, daß wir sie zurücklassen möchten. In der Meinung, daß er die Klinge sehen wollte,

zog Lieutenant Brooke die seine, die sehr scharf und blank war, und erschreckte dadurch den armen Mann so, daß er an allen Gliedern bebend zurückfiel und fast niedergestürzt wäre. Wir hatten noch keinen Japanesen gefunden, der den Feigling so offen zur Schau trug, wie dieser. Unsre Leute konnten sich lauten Lachens und muthwilliger Scherze nicht enthalten und auch sein Befolge war offenbar darüber verdrossen; Zeichen der Verachtung waren so lesbar in ihren Mienen, daß sie selbst ihrem Herrn nicht entgingen, der dann, ein Prototyp tyrantischer Volkstronerie, sobald er sich erholt hatte, seinen Uebermuth und seine Anmaßung, namentlich gegen seine Untergebenen, verdoppelte. Augenscheinlich gehörte er der höchsten Classe an, denn gleich den Prinzen von Geblüt, mit denen der Commadore in Simoda verhandelt hatte, ließ er sich Alles, was wir ihm mittheilten und er sicher sehr wohl verstanden hatte, erst durch einen seiner Leute noch einmal vortragen und antwortete durch dasselbe Medium.

Ein kleines Boot, das sie mitgebracht hatten, setzte uns auf eine Junke, wo wir einige leere Fässer in Empfang nahmen, um unsern Wasservorrath zu ergänzen. Wir lenkten unsre Schritte zunächst zu einer bewaldeten Felsenpartie, an deren dem Ufer zugekehrten Seite unsern von einem Tempel eine Quelle entsprang, die mehrere Male einige Fuß herabsallend, in schattigem Steinbette dahinprubelte, bis sie ihr kühles, klares, sehr schön schmeckendes Wasser in ein in Stein gebauenes vierkantiges Becken ergoß. So erfrischend, als die Quelle, fanden wir auch die Luft unter dem dichten Eichenlaube, das in üppiger Masse der Sonne den Zutritt verschloß. Während die Japanesen unsere Fässer füllten, strolchen wir die Uferklippen entlang gegen das Riff, woher Leute große Massen von Seetang heranschiepften und bald waren wir eifrig beschäftigt, für unsre Naturalisten von den unzähligen Conchilien zu sammeln, welche die ebende See auf den Felsblöcken zurückgelassen hatte; doch nach kurzer Zeit trieb uns die zurückkehrende Fluth von dort zurück und wir wendeten uns der Stadt zu, als Herr Berry uns vom Boote aus rief, daß die Beamten, welche noch immer mit ihren Abschriften beschäftigt waren, abgeneigt wären, uns weiter zur Stadt hin gehen zu lassen und daß sie überhaupt unsre Rückkehr wünschten. Zu gleicher Zeit trat uns ein Mann von ehrfurchtgebietendem Keußern in den Weg, ohne Zweifel ein Beamter, denn er trug ähnlich denen, die uns besucht hatten, über ein gelbliches Kleid einen Ueberwurf von grüner Seide, und eine purpurfarbige seidene Schärpe um den Hals; sein schneeweißes tief herabwallendes Barthaar und sein kahler Schädel deuteten auf hohes Alter und nur dieses hielt uns ab, ihn ohne weitere Umstände auf die Seite zu schieben, auch



Japanische Frauen sammeln Seesalz.

hofften wir, auf die große Menge durch Nachgiebigkeit einen günstigeren Eindruck zu machen, als wenn wir Gewalt gebraucht hätten. Wir kehrten daher zur Quelle zurück. Unse Käffer waren gefüllt und die damit beschäftigt gewesenen Männer rollten sie eben gegen das Boot zu. Am Dassin waren jetzt fast nur Frauen, welche Wasser für den Hausgebrauch schöpfen und Kinder, darunter ein Mädchen von etwa elf Jahren von außergewöhnlicher Schönheit und mit einer Sorgfalt gekleidet und geschmückt,

das in ihm den Liebling der Mutter erkennen ließ. Unwillkürlich lenkte sich unsre ganze Aufmerksamkeit auf dieses eben zur Jungfrau sich entfaltende Kind. Rabenschwarze, glänzende Haare hoben den feinen Teint eines sehr edel, fast griechisch geschnittenen Gesichtes, in dem lange dunkle Wimpern den schelmischen Ausdruck des schwarzen, glänzenden Auges nicht verdecken konnten, welcher verrieth, daß von ihr das kindlich fröhliche Gelächter ausgegangen war, das wir schon von fern gehört hatten. Wie



Zurückweisung der Seesoldaten.

es bei Kindern und meist auch bei Frauen Sitte ist, waren die Füße bis zu den Knien bloß, während ein loses togaähnliches Kleidchen den ziemlich stoffarmen Oberkörper umflatterte. Niedliche Strohhäutchen waren durch ein zwischen die Zehen gebendes Band befestigt und schützten die Füße vor den scharfen Steinen. Eben schöpfe sie Wasser in einem vafensförmigen Vorgelege und die liebliche Erscheinung inmitten dieser Scenerie erinnerte lebhaft an das bekannte Bild der Rebecca. Wir redeten sie an und baten sie, uns ihr Gefäß zum Trinken zu leihen, doch eingeschüchtert von so fremden Gestalten sprang sie eifertig gegen das Gefäß zurück und würde davon geflohen sein, wenn nicht ein paar ältere Leute ihr Muth zugesprochen und ihr erklärt hätten, was wir wünschten. Sie wendete sich zurück und als sie, noch immer schüchtern, ihre Vase gegen den Busen gedrückt, über die Felsen trippelte, strauchelte ihr Fuß; sie fiel und blieb regungslos liegen. Bestürzt eilten wir näher, doch schon hatte sich ein dichter Kreis um sie geschlossen, in welchem man unter Ausrufungen, die bezeugten, daß sie ein Liebling Aller war, sich bemühte, sie wieder zu sich zu bringen. Blutstropfen drangen unter den Haaren aus einer Verletzung am Kopfe hervor, doch erwies sich diese als unbedeutend und nur Schrecken hatte sie so betäubt. Ihre Klagen, nachdem sie sich erholt hatte, galten nicht ihren Schmerzen, sondern nur der gebrochenen schönen Vase. Leider hatten wir nichts bei uns, wodurch wir sie für ihren Verlust hätten entschädigen können, doch wollten wir wenigstens unsere guten Willen zeigen und schnitten ein paar Knöpfe von unsern Uniformen. Sie nahm sie begierig und augenblicklich waren ihre Thränen getrocknet. Wir hatten schon früher die Erfahrung gemacht, daß blanke Knöpfe und hunte Röcke auch bei den Schönen dieser Himmelsstriche den magischen Eindruck nicht verfehlen, den sie auf unsre Salon-Damen im Allgemeinen zu machen pflegen. *)

*) Welchen mächtigen Einfluß die äußere Erscheinung, der Hof, auf die Japanesen überhaupt ausübt, zeigte sich namentlich, als Commodore Rodgers in Simoda seine Verhandlungen begann. Bekanntlich werden in der Flotte der Vereinigten Staaten nur Capitäne, Commandeure und Lieutenant-Commissarien, insgesamt 491, die bis zu der vor ganz Kurzem erfolgten Reorganisation der Flotte nur nach der Anciennität avancierten und, wenn alt und dienstunfähig, nicht pensionirt, sondern nur beurlaubt wurden, ohne daß ihre Stellen besetzt werden konnten. Dies ist der Grund, daß oft nur Lieutenanten, von denen die Älteren oft auch schon Greise waren, Dienste auszuführen hatten, die in andern Flotten nur Officieren von hohem Range anvertraut werden. Die Bezeichnung Commodore ist nur ein Titel, der dem ältesten und daher commandirenden Officier einer Escadre gegeben wird, sei dieser auch nur Lieutenant. Commodore Rodgers, als die Führung auf ihn devolvirte, war

auch nur Lieutenant und obwohl er die breite Flagge führte, trug er doch nur die Uniform seines Ranges. Commodore Perry, der kurz vorher in Japan gewesen war, hatte die reichere Uniform eines Capitäns getragen. Das Benehmen der Japanesen bei seiner Ankunft in Simoda war auffallend weniger höflich, als es nach den Nachrichten von der andern Escadre gegen Commodore Perry gewesen war. Es wurde dies der imposanteren Kriegsmacht des letzteren beigelegt, die endlich Neußerungen des Dolmetschers über Uniformen den wahren Grund andeuteten. Ein paar Götzen Treffen, die der Commodore sich alsdann auf den Rod setzen ließ, um seine Gade zu fördern, thaten Wunder; vielleicht hatte er nun mehr Hülfe, als sein Vorgänger, denn die Verehrung, die ihm Groß und Klein zollte, übertraf noch das, was wir vom ersten Besuche gehört hatten.



Japanische Begrüßungsform.

(Fortsetzung folgt.)

Von Mazatlan nach Durango.

Von
G. v. L.

Sehr gegen meinen Willen hatte sich mein Aufenthalt in Californien zu unerwarteter Länge ausgedehnt, so daß der Tag der Abfahrt mir wie ein Festtag erschien, den ich mit wahrhaft unverhohlener Freude feierte, als das neue Babylon mit allen seinen wahnsinnigen Anbetern des Mammons hinter mir in nebliger Ferne verschwand.

Mit günstigem Winde theilten wir dem

Ausgange des Hafens, dem „goldenen Thor,“ dessen verhängnißvolle Schwelle, jetzt unpassirbar, zwischen Tausenden von Unglücklichen und ihrer Heimath lag; arme Teufel, die in kalter kalifornischer Erde ihren Fiebertausch von goldenen Hoffnungen ausschließen.

Dr. S., mein Reisegefährte, schien wie ich die frische Seelust und reine Atmosphäre mit stillem Wohlbehagen einzuathmen. Es war uns zu Ruthe, als eilten wir nach nächstlichem Gelage und lärmender Gesellschaft am Morgen zur Einsamkeit, um die brennende Stirne in kühler Morgenluft zu baden.

Unsre Sehnsucht, Californien zu verlassen, hatte uns etwas gleichgültig gegen die besondern Eigenschaften des zu wählenden Fahrzeuges gemacht, besonders da wir wußten, daß die Reise nach Mazatlan stets in kurzer Zeit gemacht wird, wenn Wind und Strömung günstig sind. Trotz alledem konnten wir unsre Bewunderung kaum mäßigen, als wir nach einigen Tagen mit dem Zustand unsers Schiffes bekannt wurden. Ein Bramsegel, das bei mäßigen Winde in die See geblasen wurde, leitete unsre Aufmerksamkeit auf die andern Segel. Hier zeigte sich, was Oekonomie thun, und wie man menschlichen Fleiß selbst im Fliden von Segeln bewundern kann, denn das vorherbemerkte Unglück war durchaus nicht der Nachlässigkeit im Ausbessern zuzuschreiben, da man kaum einzelne durchsichtige Streifen des Urstoffes in ihnen entdecken konnte. Das Latelwerk hing in malerischer Verschlingung, deren Geheimniß die unglücklichen Matrosen vergeblich zu entwirren suchten. Zum Glück hatten wir aber vier Capitäne, Franzosen, deren vereinte Erfahrung uns jedenfalls Zutrauen einflößen mußte. Der erste derselben, ausgezeichnet durch Gestalt, Stärke der Stimme und Röthe des Gesichts, war der wirkliche Capitän und Eigenthümer der Brigg; der zweite diente als Steuermann, und war als Schrecken aller Versicherungsanstalten schon lange berühmt. Der dritte war ein Capitän in traurigen Umständen, der für seine Passage arbeitete; und der vierte endlich hatte seine Passage bezahlt, und glaubte sich durch diese Großmuth berechtigt, mit Rath und That in Alles einzugreifen. Wie weit durch diese verbundenen Talente Ordnung und Schnelligkeit der Manöver des Schiffes befördert wurden, läßt sich wohl schwer bestimmen, besonders, da alle vier nur einer Warte des Französischen und Spanischen mächtig, einer Mannschaft zu commandiren hatten, die aus zwei Engländern, einem Fänkie (Yankee), einem Spanier, einem Süddeinulaner (Canaceo), einem Italiener, einem Portugiesen und einem Malagen bestand. Dies waren die Mittel, die uns zum Ziele einer Reise bringen sollten,

deren Zufällen sich außer uns eine ansehnliche Zahl von Passagieren mit wahrhaft türkischem Fanatismus unterworfen hatte. — Mit Ausnahme eines englischen Advocaten, waren Alle Mexikaner beiderlei Geschlechts, die, aus Californien zurückkehrend, ihrem Vaterlande zueilten. In der Cajüte befanden sich fünf Spieler von Profession, die mit einer eleganten Mexikanerin an der Spitze die höheren Classen repräsentirten. Im Zwischendeck wimmelte das Volk, das neidischer Weise zuweilen eigenthümliche Erzählungen von den kalifornischen Thaten der Cajütenpassagiere laut werden ließ. Besonders schien die Dame das Ziel aller giftigen Zungen zu sein. Man sprach allgemein von ihrer grenzenlosen Armuth bei ihrer Ankunft in Californien und von der gänzlichen Veränderung ihrer Verhältnisse. — Sie war jedenfalls ein seltenes Beispiel ihrer Art, nicht weil sie dem Goldregen ihren Schooß geöffnet, sondern weil das, was sie so leicht gewonnen hatte, nicht auch schon verronnen war. — Die weibliche Bevölkerung des Zwischendecks gehörte sämmtlich zu denjenigen, auf welche dies letzte Sprichwort in ganzer Kraft Anwendung fand. Die meisten dieser Unglücklichen lehrten zurück, um mit ihrem zertrümmerten Lebensglück ihre Verwandten zu belasten, oder wenigstens in heimathliche Erde das Brad des Körpers zu legen. — Selbst dieser Trost ward Einer unter ihnen versagt. Ich sah ihre letzten Augenblicke, als im Schiffsraum ihr brechendes Auge mit Angst erfüllt auf ein buntes Heiligenbildchen stierte, das ein ehemaliger Häuber knieend vor ihr Antlitz hielt, während ein zweiter von derselben Profession sie in seinen Armen aufrecht hielt und Sterbegebete murmelte, in die ein paar mildebrige Frauen einfielen. In den erschütternden Ton dieses Requiem's mischten sich Gelächter und Flüche, das Klappern von Würfeln und Gläsern, Ristöne, die aus einem andern Winkel des halbdunkeln Zwischendecks kamen, wo das übermüthige Leben dem Tode höhnisch in's Antlitz lachte. — Wenige Tage darauf wurde die Luke in der Passagierstie wieder durch einen jungen Weltbürger ausgefüllt, der das Tageslicht im Weissen der ganzen Flotte des Zwischendecks erblickte, die ihn mit lauten Hurrah's und schallendem Gelächter begrüßte. Solcher Art waren unsre Reisegefährten auf diesem merkwürdigen Schiffe; merkwürdiger als Alles dieses war jedoch der Umstand, daß wir ohne Unfall nach einer zwanzigtägigen Reise in Mazatlan ankamen. —

Mazatlan, im 22½ Grade nördlicher Breite gelegen, ist wie Guaimas, San Blas, Rayzanillo und Acapulco ein Ausfahrhafen für die westlichen Provinzen Mexico's. Califor-

niens Goldfieber hatte im Jahre 1849, 50 und 51 bedeutende Vortheile für den Handel dieses Plazes hervorgerufen. Ein fortwährender Durchgang von Passagieren, die entweder aus dem Innern Mexico's oder den westlichen Staaten Nord-Amerika's sich hier zur Einschiffung versammelten, übte mit einem lebhaften Handel von Lebensmitteln nach San Francisco eine sehr vortheilhafte Veränderung auf das sonst sehr todtte Städtchen aus. Im Jahre 1853 war diese Lebhaftigkeit schon

der Mitte befindet sich ein großer Hof mit steinernem Wasserbassin oder Springbrunnen, um den sich ein Corridor zieht, in welchen alle Thüren der Zimmer münden. Jeder Inhaber eines Zimmers benützt seinen Theil des Corridors als Vorssaal, in dem er seine Hängematte und Sattelzeug aufhängt. Bei zahlreicher Ankunft von Gästen bietet dieser Corridor, eben so wie der Hof, einen interessanten Anblick dar. Silbergezierter Sattelzeug und Waffen, bunte Decken



Ausbruch bewaffneter Reisender durch das Indianer-Gebiet nach Durango.

sehr verringert, und man konnte nur noch an der Anzahl neuer freundlicher Häuser die Wirkung jener Glückperiode erkennen.

Der Anblick des Hafens ist gefällig. Einzelne felsige Inseln, die sich dicht an ein steil aufgethürmtes Vorgebirge schließen, aus dessen Schatten die weißen Häuser der Stadt hervorleuchten, bilden mit dem dunkeln Wasser einen kräftigen Vordergrund, zu dem der blaue Himmel und die fernern Berge des Hintergrundes vortrefflich stimmen.

Wir hatten unser Hauptquartier im geräumigsten Gasthause aufgeschlagen, dessen Name, wie immer in Mexico, der seines Schutzheligen war, also Meson (Gasthaus) de San Francisco, San Augustin oder San Pablo u. s. w. — Alle diese Mesons sind mehr oder weniger einander ähnlich. Das Haupt- und alle Nebengebäude, sowie die Ställe sind einstöckig und im Quadrat gebaut. In

Mantel drapiren alsdann die Balustraden zwischen den Pfeilern des Corridors, an welchen sich Pferde und Maultiere der Ankommenden und Abreisenden angebunden in verwirren Gruppen drängen. Die klugreiche spanische Sprache belebt das Ganze, gewöhnlich auf Kosten des unglücklichen Hausknechts, den man vergeblich zu vervielfältigen bemüht ist.

Dies ist das sonnige Aeußere; jezt zum Innern oder der Schattenseite. Obgleich der Raum jedes Zimmers auf mehrere Einwohner berechnet zu sein scheint, so ist bei der Neublicung doch nur an eine Person gedacht worden, und auch dies nur soweit, als die Befriedigung des Schlafes auf einem vierbeinigen Gerüste von Holz möglich ist. An irgend eine Bequemlichkeit für den wachenden Zustand scheint man auch für diesen Glücklichen nicht gerechnet zu haben, wenn er nicht aus seinem Bette, das eine starke Aehnlichkeit

mit einer Todtenbahre hat, Of- und Schreibtisch, Sofa und Waschtisch machen will. Was Licht und Lust anbetrifft, so kann man mit Hilfe einer Feuerleiter den interessanten Kampf gewahr werden, den diese beiden Kräfte mit einer vergitterten Schiebscharte halten, die ihnen den Eingang streitig zu machen sucht. Den Folgen dieses ungewissen Kampfes entzieht man sich gewöhnlich dadurch, daß man bei offenen Thüren lebt, was freilich manchmal unangenehmen Einfluß auf Kleinigkeiten, wie Taschenuesser, loses Geld, Cigarren und andere tragbare Artikel ausübt. Die Eigenthümlichkeit dieser Zimmer geht soweit, daß die nackten Wände, die doch überall als Gegenstand sinnloser Betrachtung angefaßt werden, hier Quellen vielfältigen Interesses darbieten. Einheimische und fremde Künstler haben, al Fresco, diese Wände mit Denkmälern menschlicher Phantasie geziert. Vom grimmen Soldaten und der großmächtigen Donna bis zum blutenden und brennenden Degen, haben Kohle und Bienenstein, Meißel und Messer alle Geburten malerischen Talentes darzustellen versucht; Frömmigkeit hat ihre Kreuze hinterlassen, und die Poesie diese Tafeln des Ruhmes nicht unwürdig besunden, unauslöschliche Worte hineinzutragen. Hier heißt man von einer treulosen Juana, dort von einer losen Mercedes, hier lobt man entzündende Reize, dort spottet man der sauren Trauben. Neben einem wehlagenden Ausbruch unerträglicher Trennung findet sich eine schamliche Verläumdung der Speisekarte des Nelsons, genua, der Stoff für Betrachtung ist uner schöplich. — Für den praktischen Leser will ich übrigens bemerken, daß diese Zimmer durch die Hitze ihrer Wände eine angenehme Kühle haben, was nach einem langen Sitze in glühender Sommerhitze im höchsten Grade willkommen ist und mit dem unverwiltlichen Schmutz einigermaßen ausloht. Die Nachforschungen über Mittel und Wege unsrer Weiterreise haben uns nach einigen Tagen folgende Resultate: Erstens, daß alle disponiblen Pferde schlecht und sehr theuer seien; zweitens, daß die Regenzeit im Anzug und drittens, daß der Weg jetzt im höchsten Grade unsicher sei, da feindliche Indianer, die schon seit einiger Zeit ihre Streifzüge im Staate von Chihuahua und Durango gemacht hatten, jetzt auch diese Umgegend sehr stark heimsuchten. Die Raub- und Mordthaten dieser Wilden bildeten den Gegenstand langer Erzählungen, die mit mehr oder weniger Uebertreibung in Mazatlan circulirten. Waarenzüge wurden gewöhnlich von Truppen an den schlimmsten Stellen begleitet, und Reisende schlossen sich meistens an solche Züge an oder bildeten unter sich Partien von zwanzig, dreißig bis zu hundert, um auf ihre

eigne Hand ihr Glück zu versuchen. — Derjenige Theil des Weges, auf dem die meiste Gefahr von Indianern vorhanden war, war das Ende des Weges, das Durango am nächsten liegt, und beim Dorfe Chavarras, 60 Leguas von Mazatlan, anfangend. Von da sind noch etwa 56 Leguas bis nach Durango. Man benachrichtigte uns von einer Partie von dreißig Personen, die im Begriff waren, sich auf den Weg nach Durango zu machen, und deren Anführer, ein Licenciado (Advocat), zu uns kam und uns ihre Gesellschaft anbot. — Wäre ich ganz unbekannt mit mericanischen Verhältnissen gewesen, so würde ich in dieser Anerbietung nur etwas sehr Zuverlässiges und Annehmliches gesehen haben. Ich war aber schon im Jahre 1849 in Mexico gewesen, und hatte während sechsmonatlichem Aufenthalt und durch meine früheren Reisen eine Einsicht in den allgemeinen Charakter der Leute bekommen. — Ich beantwortete daher diese höfliche Form der Anerbietung mit eben so höflich gefasster Anerkennung der uns zugebachten Ehre, und zum Erlaunen meines Freundes, des Doctors, verschob ich unsre Entscheidung unter allerlei Vorwänden. Als wir allein waren, erklärte ich ihm meine Gründe. Die Klugheit, die jenen Leuten unsre wohlbewaffnete Gesellschaft wünschenswerth machte, gebot uns, diesen Schritt wenigstens erst reiflich zu erwägen. Alle Mexicaner haben mehr oder weniger eine hohe Meinung von dem Muth jedes Europäers oder der Weisen im Allgemeinen. Sie hüten sich aber wohl, ein solches Gefühl gewahr werden zu lassen, und leiden demgemäß die selbstsüchtigsten Motive in die Form der Zuverlässigkeit und Ungelegenlichkeit. Was die schließliche Annahme des Anerbietens betraf, so schlug ich vor, dieselbe aus folgenden Gründen zu umgehen. Das Wahrscheinlichste war unter den bestehenden Umständen auf dem Wege, daß eine so große Karawane von den Indianern gesehen und angegriffen werden mußte. Wer in letzterem Falle der Sieger sein würde, war zweifelhaft, auf jeden Fall aber würden die Indianer, ihrer bekannten Taktik gemäß, sich für eine kurze Zeit nach der Niederlage oder dem Siege vom Wege zurückgezogen haben, und so für die ein paar Tage nach uns kommenden Reisenden den Weg rein gelassen haben. Eine kleine Truppe, die schnell reist, hat jedenfalls mehr Hoffnung, ungeschen zu passiren, und wenn es bei ihr zum Verzeiweltsten kommt, hat der Entschlossene bei kleiner Zahl in der Sicherheit des überlegenen Feindes einen Vortheil, den er verliert, wenn eine große Anzahl den Feind vorsichtig macht. Am nächsten Tage ließ man uns wissen, daß Alles zur Abreise bereit sei; unsre Antwort

war, unsre Vorbereitungen seien noch nicht beendet und man solle nicht auf uns warten.

Wir beobachteten die Abreise der Mexicaner, die sich ganz imposant machte. Der Zug bestand aus dreißig Mann, gut beritten, auf Pferden, die in ihrem Bau Ausdauer und Gewandtheit zeigten. Jeder Mann hatte Karabiner, Säbel und Pistolen nebst zwanzig Patronen im ledernen Gürtel. Ein Drittheil hatte außerdem Lanzen, eine Waffe, die der Mexicaner, wie jede blanke Waffe, sehr gut handhabt. Die mexicanische Tracht ist besonders zu Pferde sehr kleidsam, die gefächtesten Beinkleider und kurzen Jaden, beides mit Silber verziert, die vielartigen Serapen*) entweder über die Schultern geworfen oder um den Sattel wehend, geben dem Reiter einen unternehmenden Anstrich, der mit einem ausgezeichneten Sitz auf dem Pferde, die braunen Gesichter ganz interessant macht. — Als der Zug mit bäumenden Pferden und dem Klirren der Waffen und des Reitzeugs vorbeisprengte, bemerkte ich, daß mein Freund es beinahe bereute, das Anerbieten nicht angenommen zu haben. Ich sagte nichts, aber ich dachte an den Unterschied des Aussehens von Reisenden am Tage der Abreise und an dem der Ankunft! — Am nächsten Tage schifften wir uns auf der Lagune nach Urias ein, da wir Schindmähren nicht kaufen wollten und gute Pferde weder zur Miete noch zum Kaufen finden konnten. Von Urias, das etwa 6 Leguas von Mazatlan auf dem Wege nach Durango liegt, nahmen wir einen Criero (Maulthiertreiber), der uns mit unsern Sachen über Alt Mazatlan bis nach San Sebastian brachte, ungefähr 18 Leguas vom Hafen. Alt Mazatlan zeigt in einigen Ruinen von bedeutenden Privat- und öffentlichen Gebäuden, daß es einst bessere Zeiten gekannt hat. Einiger Ackerbau und Branntweindestillation (Mescal) erhält jetzt allein den Handel dort im Gange.

San Sebastian ist reizend gelegen. Die Gegend wird hier schon mehr bergig, und man sieht das Städtchen in einem tiefen Thale liegen, aus dessen Schoße sich ein steiler Hügel, von einem Fluß umspült und mit den weißen Häusern der Stadt gekrönt, erhebt. Ein hoher Kirchturm, aus den guten Zeiten herkommend, redt noch stolz sein alterndes Haupt über den Troß der Häuser, die hier und da von dem üppigen Gebüsch schon überragt und verdeckt sind. Ringsum ist Alles blühend und grün, und die Umrisse der Berge sind noch sanft und gerundet, weiter

im Osten sieht man jedoch ferne neblige Berggestalten, deren trogige, raube Formen am Horizont gelagert, uns mühsame Wege ahnen ließen.

Hier hatten wir uns vorgenommen Pferde zu kaufen, fanden aber dieselben Schwierigkeiten wie in Mazatlan, und mieteten daher ein Haus, um Kriegsraath zu halten. Die Regenzeit hatte schon unverkennbare Zeichen von ihrer Ankunft gegeben und man versicherte uns, daß dann der Weg sehr schlecht würde. — Inzwischen schlenderten wir in den einsamen Straßen herum, in denen unsre Schritte wiederhallten, wie bei Nacht in europäischen Städten. Ueberall sahen wir Werke der Vergangenheit in traurigem Verfall, und in ihrem Schatten die gegenwärtige Generation in fauler Sorglosigkeit gelagert und theilnahmslos die sinkenden Dächer betrachtend. Am Marktplatz befanden sich noch einzelne wohlerhaltene Häuser von schöner Bauart; aber ihre Säulengänge waren leer, hinter ihren Fenstergittern glänzten keine dunklen Augen, und an ihren matten Fontänen in halbverwilderten Gärten rauschten keine weißen Gewänder mehr. Zeigten sich ja Spuren des Lebens, so schienen sie mehr Geister des Verfalls, als menschliche Wesen zu sein. Ein paar Familien von lastilichem Blute bezigten uns große Zuorkommenheit, aber selbst diese waren vom Hauche der Verwüstung angestecht. Bald wurde es uns zu eng in dieser Atmosphäre und wir entschlossen uns, trotz aller Hindernisse zu Fuß unsre Reise fortzusetzen. Die Verwunderung unsrer spanischen Freunde war grenzenlos, als wir ihnen unsern Entschluß mittheilten. Die Damen befreuzigten sich und riefen die Mutter Gottes zum Zeugen an, daß wir verrückt wären. — Man muß sich nur erinnern, daß Mexicaner und alle Abstammlinge der Spanier nie zu Fuß reisen, und daß nur die allerärmsten Classen sich ihren eignen Peinen anvertrauen. Bei der Beurtheilung eines Mannes in Mexico sieht man zuerst auf sein Pferd und Sattelzeug und dann auf ihn selbst.

Am 12. August vor Tagesanbruch verließen wir San Sebastian. Unser Gepäd übergaben wir unserm Wirthe zur Beförderung bis nach Santa Lucia, 26 Leguas entfernt, wo wir Rafttag zu halten gedachten. Ein Serape, Büchse, Revolver und Messer war Alles, was Jeder von uns trug, so daß wir leichten Fußes und mit jauchendem Herzen in der frischen Morgenluft vorwärts schritten. Lange Aufreisen und jede Art von Erfahrung in Strapazen in Californien und andern Ländern hatten uns Beide diesem Unternehmen vollkommen gewachsen gemacht, so daß wir die angenehme Seite solcher Reiseart doppelt genießen konnten. Berg auf, Berg ab, durch

*) Serapen sind Decken aus Wolle gewebt in bunten Mustern. Sie haben in der Mitte ein Loch, durch das der Kopf gesteckt wird, wodurch sie als Mäntel dienen.

schattige Schluchten und über sonnige Gipfel zogen wir mit elastischem Schritte, und schauten mit verklärtem Auge auf die herrliche Natur, deren Reize uns die Brust mit stiller Wonne füllten. Wer kann das Entzückende der Gebirgslandschaften besser empfinden, als der Zufreisende, wenn, nach schwerem Kampfe mit steilen Felspfaden, von schwindelnder Höhe sein Blick über das starre Meer der Bergtäler und Abgründe dahinschweift!? Die angenehme Aufregung des Blutes von der anstrengenden Bewegung, das Bewußtsein, einen Sieg über Schwierigkeiten errungen zu haben, Alles macht das Herz empfänglicher für die Größe der Natur. Hierzu kommt der Genuß jedes Augenblicks der Ruhe, der erquickende Trunk an der Quelle, wo unter schattigen Zweigen gelagert ein einfaches Mahl von Entbehrung gewürzt wird.

Dies waren unsre Betrachtungen, als wir nach dem Mittagsmahl am Rande eines Flüsschens, in welchem wir vorher gebadet hatten, unsern Marsch von Neuem fortsetzten. Einige Wollen am Himmel deuteten auf Regen, aber was ist Regen, wenn das Herz lacht und das Marschiren erwärmt? Wir sicherten unsre Waffen gegen die Rässe und schritten getrost vorwärts. Es dauerte nicht lange, so kam der Regen über die Gebüsche dahergerauscht und plätscherte uns mit der ernsthaften Ausdauer und Energie, womit es eben in den Tropen regnet, um die Ohren. Unser Weg führte ein Thal entlang, durch das sich ein ziemlich breiter und reißender Fluß schlängelte, den wir das Vergnügen hatten, ungefähr fünfzigmal durchwaten zu müssen, wobei uns das Wasser zuweilen bis unter die Arme ging. Mein Freund hatte die Unvorsichtigkeit begangen, im Anfang seine Stiefel auszuziehen, als er sie dann, nachdem die Steine des Flusses seine Füße verwundet hatten und diese angeschwollen waren, wieder anziehen wollte, fand er sie so eng, daß seine Bemühungen gänzlich fruchtlos blieben. Da saß nun der Arme auf einem großen Steine in der Mitte der Strömung, den einen Stiefel halb am Fuße, den andern entmuthigt an seiner Seite haltend, im Gesichte den Ausdruck des Jammers und wehmüthig auf die halbharrigen Schäfte seiner Stiefel blickend. Ich eilte ihm zur Hülfe und nach convulsivischen Anstrengungen, Seuzern und einigen Taucherkünsten im Fluß gelang es uns, die Stiefel zur Aufnahme der leidenden Füße zu zwingen. Der Fluß fing an zu wachen, der Regen fuhr fort und es wurde Nacht. Eben fing die Sache an langweilig zu werden, als uns ein Feuerleuchten im Gebüsche des entgegengekehrten Ufers die Nähe des Nachquartiers verkündete. Chupaderos war der Name dieses von einem Paar armen Häusern gebildeten Dorfes. Die Ein-

wohner leben von Viehzucht und einer Art Gastfreundschaft, die sie gegen Bezahlung ausüben, da der Zustand ihres Vermögens ihnen bei der häufigen Durchreise von Fremden dies gebietet. Nur da, wo Durchreisende nicht zu häufig sind, oder wo die Einwohner sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, findet man noch heutzutage die edle Tugend der Gastfreundschaft in ihrer ganzen Keinheit. — Ein reichliches Abendbrot von gebratenen Frijoles (Bohnen), Eiern und Tortillas *) verschwand mit möglicher Schnelle vor der Schärfe unsers Appetits. Was war der matte Kiesel epicuräischer Gaumen im Vergleich zu unserm Genuß. Nur der, der entbehren kann, lernt die wahre Höhe des Genusses kennen. Im Corridor vor dem Hause rollten wir uns in unsre ziemlich feuchten Serapen, setzten die gemüthliche Gargarre in Brand und schauten durch ihre bläulichen Rauch zum lieben Himmel, der sich eben vom Mond erleuchtet aufklärte. Nach einem unentschiedenen Kampfe mit judringlichen Säuen und Zerkeln sanken wir in den sanftesten Schlummer des Müdens, den vor allem Andern die Nacht mit ihrer geheimnißvollsten Seligkeit für die Mühen des Tages belohnt.

Bei Tagesanbruch sprangen wir auf, schüttelten unsre Serapen, rollten sie und marschirten, Büchse geschultert, drauf los. — Die Berge wurden höher, die Abgründe tiefer und die Natur erdichtete mit jeder Wendung des Weges großartigere. Es war ein ziemlich mühsamer Marsch, wie gewöhnlich der folgende Tag nach ungewohnter Anstrengung mühsam ist, aber schon nach 8 Leguas erreichten wir unsre Station für den Tag. In einem ganz engen, schroffen Thale sieht man von den Gipfeln herunter auf die rothen Dächer Vanuco's, die sich in steilen Terrassen an eine weiße Felswand zu lehnen scheinen. In dieser Felswand sieht man den dunklen Eingang zu einer Silbermine, die das Städtchen in's Leben gerufen hat. — Es war Sonnabend und die engen Gassen wimmelten von den Arbeitern der Mine, die ihren wöchentlichen Lohn eben erhalten hatten, oder im Begriffe waren, ihn zu empfangen. Buden mit allerlei Waaren und Erfrischungen bis zu Spieltischen und Schnapsläden waren bereit, den hartgewonnenen Lohn der Minenarbeiter in unmittelbarem Empfang zu nehmen. Rufst forderte den natürlichen Leichtsinne auf, die Zukunft im kurzen Raufch des Vergnügens zu vergessen. Alle diese Anstalten waren vom Eigenthümer der Mine gemacht worden, um womöglich noch vor Sonntag das ausgezahlte Geld wieder in Cassé zu haben. — Dieser niedrige Mißbrauch des Capitals ist etwas sehr Allgemeines in Mexico. Die Minenarbeiter sind durch den-

*) Dünne Reisfladen, die statt Brot dienen.

sahen bereits soweit verdorben, daß selbst wohlmeinende Eigenthümer wenig daran ändern können. Ein Irländer, der Administrator der Mine, kam zu uns, als er von unsrer Ankunft hörte, und bot uns sehr zuvorkommend ein Zimmer in seinem Hause an. Wir nahmen dies Anerbieten gern an, da der Aufenthalt in dem unsrigen durch den Lärm auf dem nahen Marktplatze sehr unangenehm war. Wer ein Wenig in der Fremde gewesen, lernt solche Aufmerksamkeit schätzen, und wir fühlten uns unbeschreiblich wohl in der Gesellschaft eines Mannes, dessen Herzengüte uns Fremden so offen entgegen kam. In der Unterhaltung des Abends gab er uns weitere Proben seines Wohlwollens und vor dem Zubettgehen stieg unsre Bewunderung zum Erstaunen, als er nach vielem Häusern und verlegenen Worten mit dem seltenen Anerbieten herausrückte, daß er uns gerne, wenn wir Geld von Röhren hätten, nach seinen Kräften solches zukommen lassen würde. — Man muß sich nur erinnern, daß bei dem Zustand unsrer Garrobe, die vom zweitägigen Marsch sehr an Glanz verloren hatte, eine solche Beurtheilung unsrer pecuniären Verhältnisse nicht ganz ungegründet erscheinen mußte, besonders da, wie schon früher bemerkt, Niemand aus der anständigen Classe in Mexico zu Fuß reist. — Als wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, sagten wir ihm unsern herzlichsten Dank, lehnten aber sein Anerbieten ab. Wir sagten ihm darauf gute Nacht und schiefen mit dem angenehmen Gefühl ein, wieder einmal einen wohlgesinnten Menschen gefunden zu haben, was nach einem längern Aufenthalt in Californien und überhaupt in der ganzen westlichen Hemisphäre eben nichts Alltägliches ist. — Wir erfuhren später, daß dieser Herr durchaus nicht vom Ueberflusse belastet sei, was aufs Neue die eigenthümliche Wahrheit constatirt, daß der Bedürftige weit eher als der Stüdlische dem Nothleidenden zu helfen bereit ist; eine Erfahrung, die wir unsern schlechten Köden zu danken hatten.

Santa Lucia, 6 Leguas entfernt, war das Ziel der Reise am folgenden Tage. Dort gedachten wir unsre Sachen zu erwarten. Alle Spuren tropischer Vegetation verloren sich nach und nach auf dem Bergrücken, den wir jetzt himankletterten. Nichten, Eichen und langhalbiges Gras bedekten spärlich den Boden; die Luft war neblig und kühl, und ihr Hauch führte die Erinnerung an manchen frischen Herbstmorgen des lieben Vaterlandes lebhaft vor unsre Seele.

Gegen elf Uhr Vormittags entdeckten wir tief unten im Thale die ersten Giebelspitzen Santa Lucia's. In einem ausgebreiteten Thale, das von einem Labyrinth von Schluchten gebildet wird, durch die sich massenhafte Nebel-

wollen gleich Lawinen rollten, zeigten sich hier und da die zerstreuten Häuser des Dorfes. Zwischen schwattigen Fruchtbaumem, an eine steile Felswand gelehnt, von deren jädiger Krone Guirlanden von blühenden Winden schwebten, erschien es von der großen Höhe gesehen, wie ein kleines Paradies. Das wechselnde Licht der Sonne, durch die wandernden Nebelmassen brechend, vermischte in sanften Uebergängen das helle Grün der Lichtseiten mit dem Violett der Schattenseiten, das in der Tiefe der Schluchten in dunklem Indigo verlort. Wir stiegen wieder zur tropischen Vegetation herab, zwischen blumentreichen Gebüsch und Pflanzen, unter denen sich besonders eine Unzahl Balsaminen auszeichneten. Im Hause des Alcalde *) bereitete uns ein Empfehlungsbrief des Irländers Aufnahme, bei welcher unsre wenigen Bedürfnisse vollkommen Befriedigung fanden. In Panuco hatte man uns benachrichtigt, daß ein Landsmann, ein Dr. K...l aus Berlin, hier seinen Wohnsitz seit einiger Zeit aufgeschlagen habe, und wir beilieten uns, demselben, nachdem der Körper erquidat war, unsern Besuch zu machen. — Dr. K., der schon seit einer Reihe von Jahren in der Republik von Mexico lebte, war von Vera Cruz nach der Hauptstadt und von da nach Durango übergezogen, woselbst er lange Zeit eine ausgezeichnete Praxis hatte, bis ihn der Zustand seiner Gesundheit zu einem Klimawechsel zwang. Eine unheilbare Auszehrung fand in dem milden und suchtwarmen Klima des Thals von Santa Lucia große Linderung. Seine brave Frau, die vor einigen Jahren von Deutschland gekommen, machte ihm diese Abgeschiedenheit erträglich, und er suchte die geistige Leere durch die Erziehung seiner Kinder, Botanikern und Ackerbau einigermassen auszufüllen. Er empfing uns mit Freundlichkeit, und wir brachten die wenigen Tage unsers Aufenthalts in angenehmer Weise mit ihm zu, so daß wir mit aufrichtigem Bedauern der Kürze unsrer beiderseitigen Bekanntschaft schieden. Santa Lucia war früher, ehe noch Indianer das Gebiet des Staates von Durango betraten, ein Zuflucht- und Ausrüstungspunkt aller Räuber der Provinz gewesen. Die Concurrenz der Indianer, sowie die Ankunft des Doctors mit Autorität von der Regierung machten diesem Wesen bald ein Ende. Alle Gutgesinnten der Umgegend unterstützten nach allen Kräften den Geist der Ordnung, der sich seit der Ankunft unsers Landmannes mehr und mehr verbreitete. Zuweilen freilich ging man auf eigenthümliche Weise zu Werke, z. B. hatte man kurz vor unsrer Ankunft einige Räuber ausgespürt, die

*) Alcalde ist der Bürgermeister oder Schulze eines Ortes.

man beim Viehstehlen übertrafste. Man gab Feuer auf sie und nahm die Ueberlebenden gefangen. Der Doctor schickte sie unter einer starken Escorte nach Durango. Unterwegs jedoch wurde es den Leuten langweilig, so weit mit ihren Gefangenen zu gehen, um daher schneller zum selben Ziele zu kommen, hingen sie dieselben an den Bäumen am Wege auf und kehrten mit dem Rapport zurück, daß die Häuber revoltirt hätten und man deshalb nöthigt gewesen wäre, sie zu tödten.

Sobald unsre Bagage angekommen war, mieteten wir einen Arriero, der unsre Sachen bis nach Coyote in fünf Tagereisen zu bringen versprach, und der uns zugleich als Führer dienen sollte. — In allen diesen Sachen war unser Landsmann uns im höchsten Grade behülflich. Als er sah, daß er uns nicht von unserm Unternehmen abstrafen konnte, gab er uns seine besten Wünsche für den Erfolg auf den Weg. Ich hatte so oft im Leben traurige Wesen unter unsern Landsleuten im Auslande gefunden, daß ich mich dieser Ausnahme stets mit Vergnügen erinnere.

Am Morgen des 21. Augusts kam unser Arriero und wir packten auf. Er frag uns, ob wir geneigt wären, einen armen Teufel, der auch nach Durango ging, um dort Arbeit als Schneider zu suchen, in unsrer Gesellschaft reisen zu lassen. Zu gleicher Zeit erwiderte der Gegenstand dieser Unterhaltung. Niemals vorher oder später habe ich ein so vollkommenes Ideal eines Schneiders gesehen. Unwillkürlich fiel mir das alte Röhrchen ein, wo der Geselle auf die Wanderschaft ging, aber der Wind bei einem Schritt vorwärts ihn zwei zurückblies. Jetzt stand er vor mir, ebenso lustig gebaut und noch lustiger gekleidet, ebenso fröhlich, unbesorgt und unbefangen in seiner Armuth, nur daß er eben ein Wenig brauner, häßlicher und schmutziger war. Mit der gewöhnlichsten Höflichkeit wünschte er uns einen guten Morgen und brachte sein Anliegen vor. Ich fragte ihn, ob er nicht zu viel zu tragen hätte, um schnell marschiren zu können; er lädelte und streckte einen erschrecklich langen Finger nach einem Schnupstuch aus, in dem einige Tortillas eingebunden waren und neben dem eine Art von wollenem Netz lag, das er seinen Serape nannte. Dies wäre Alles, versicherte er, was er auf Erden sein nenne, einige Papiereigarrn, die er in Ermangelung eines Stuis hinter seine Ohren und in's Haar gesteckt hatte, nicht zu vergessen. Mit dieser Ausrüstung erklärte er sich entschlossen, Durango zu erreichen, wenn wir ihn nur gegen die Indianer vertheidigen wollten, aus Häubern machte er sich Nichts. Wir gaben ihm unsre Erlaubniß mitzureisen, und als die Maulesel sich in Bewegung setzten, schloß er sich unserm Zuge an. Wir kletterten aus dem Thale

Santa Lucia's wieder auf die Höhen, deren lehmige Abhänge jetzt sehr schlüpfrig durch Regen geworden waren. Hier hatten wir Gelegenheit, die Güte unsrer Maulthiere zu bewundern, die ohne Fehltritt die schwierigsten Punkte passirten; leider nicht so unser Schneider. Ein tüchtiger Kobold wählte den Augenblick, wo er, in seinen Serape gewickelt, die Arme nicht frei hatte, und stellte ihm ein Bein. Er fiel, wie man Schachfiguren umfallen sieht, und rollte bergab, bis ihn ein mitleidiges Lehmsloch aufnahm. Als er wieder auftauchte, war seine Erscheinung so jämmerlich und der Contrast des freundlich grinsenden Gesichts so kostbar, daß er uns lachen machte, bis wir weinten. Ein paar Cigarrn von uns trösteten ihn über den Farbenwechsel seiner Equipirung. Der Mangel an Wasser auf der Höhe versagte ihm eine augenblickliche Regeneration, und so versuchte er denn mit einem Hölzchen seine Gesichtszüge in eine menschliche Form zu schaben.

Unsre Station war zehn Leguas entfernt, die wir am Ende des Nachmittags zurücklegten, woraus wir in's Nachtquartier rüdten. Cocote war der Name dieses Ortes, der wie Chupadero nur aus einem Paar Häuser bestand, deren Einwohner sich mit Viehzucht beschäftigten. Wir genossen einen erquickenden Schlaf und brachen am andern Morgen wieder auf.

An einem dunklen Abgrunde führte während des ganzen Vormittags unser Weg entlang. Vollkommene Nacht herrschte im Schoße dieser Schlucht, die beinahe bodenlos zu sein schien. Die gegenüberliegende Wand ward von phantastischen Felsen gebildet, die kleinere Schluchten von einander trennten, bis sie alle in der Tiefe des Abgrundes sich verloren. Am Nachmittag wartete unser ein eigenthümlicher Anblick. Wir umschritten eine schroffe Felsenecke, und siehe da, ungefähr eine halbe Meile von uns, zeigten sich die gigantischen Ruinen eines Bergschlosses, das die ganze Länge der Schlucht zu beherrschen schien. Ein noch unversehrter Thurm ragte von der Westseite hoch in die Lüfte. Kleinere Thürme sahen wir bei größerer Annäherung die Mauern flankiren, von deren dunklen Schießscharten sich blühende Winden in der bewegten Luft schaukelten. Tiefe Gräben, halb mit Vegetation verdeckt, umringten den Fuß des Ganzen. Lange weideten sich unsre Augen an der Majestät dieses Anblicks, lange hielt der Zauber dieses ersten Eindrucks unsre Ueberlebung in schmeichlerischen Banden, deren sie sich nur mit demselben Widerwillen entledigte, welchen man empfindet, wenn ein angenehmer Traum dem schwelgenden Gemüthe entflohen ist. Wir sahen zuletzt wohl, daß es nur Felsen waren, deren wir eben genug gesehen

hatten, aber selbst dann konnten wir unsre Augen kaum von diesem Naturpiel wenden, das im Abendglanz noch sichtbar war, als wir in's Nachtquartier rüdten. La Ramada war der Name der Station, die auf der andern Seite des vorher beschriebenen Abgrundes lag. Einige Hütten lieferten uns die zum Nachtmahl nöthigen Bohnen, Eier und Tortillas, welche mit unwandelter Anhänglichkeit dem Reisenden durch Mexico folgen. Früh am Morgen ging es weiter, ein neidischer Nebel lag auf der Landschaft und raubte uns den belohnenden Genuß, als wir mit lobenswerthem Eifer uns die Abhänge heraufarbeiteten. Die Aufgabe unsers Vormittags war, die Wasserscheide der Sierra Madre zu erklimmen, die mit einem breiten Plateau auf dem Gipfel von Südosten nach Nordwesten läuft. Wir erstiegen eine Terrasse nach der andern, jetzt mußten wir den Gipfel erreicht haben, aber eine neue Wendung des Weges deutete auf „noch einen Stod höher!“ und von Neuem erhoben wir die lahmen Beine und stiegen die Treppen hinauf, deren Ende kaum zu erreichen schien. Nachdem wir mehrere Male das Wort: „Endlich!“ gemißbraucht hatten, erreichten wir den Gipfel, auf dem wir ausruhten. Als wir uns nach unsrer ge-
hofften Aussicht umsahen, empfanden wir eine starke Neigung, dem Nebel für alle kommenden Zeiten zu suchen, aber ein lählendes Lüftchen, vielleicht sein Abgesandter, erinnerte uns, daß grade der Nebel, wenn er uns auch den Lohn des Steigens entzogen, doch auch die Mühen desselben durch seine Kühle bedeutend erleichtert hatte. Die Hochebene, auf der wir jetzt weiter marschirten, war abwechselnd mit Tannenwäldern und offenen Grasplätzen bedeckt, deren grüner Teppich mit Blumen aller Art, die an manchen Stellen ganze Felder ausmachten, durchwoben war. Eine violette Art von Georginen auf hohen wehenden Stengeln war besonders häufig. Als mein Auge über diese glänzenden Schönheiten zum geheimnißvollen Schatten der Tannen wanderte, tauchten aus ihrem Dunkel Bilder der Jugend im Vaterlande auf, in dessen Tannenwäldern ich so oft das fröhliche Spiel Räuber und Soldat mit den lustigen Kameraden gespielt hatte. Wo sind diese Freunde der Jugend jetzt und jene Zeiten? Auch hier finden sich Spuren dieses Spieles; aber ernstere Art. Halbverfallene und neuere Kreuze, deren wir alle Augenblicke im Dickicht ansichtig wurden, erzählten von blutigen Thaten mit jener stummen Beredsamkeit, die allmächtig in der Einsamkeit zum Herzen spricht, während der Blick umsonst die einzigen Zeugen, die trauernden Tannen, um weitere Auskunft befragt. — So erst dieses Alles uns stimmte, konnten wir doch nicht umhin, über das Be-

tragen unsers Schneiders beim Passiren dieser Kreuze zu lachen. Gewöhnlich sah er ein solches „momento mori“ nur, wenn er dicht daran war, und dann schaute er und setzte drei oder vier Schritt vorwärts und warf wenigstens während einer halben Stunde nachher noch scheue Blicke hinter sich und nach allen Seiten umher, wobei er versthohlene Kreuze schlug. Je weiter wir von Waldwiese zu Waldwiese in labyrinthischer Folge schritten, je interessanter wurde die Gegend. Haufen von gigantischen Steinen, Felseninseln gleich, schienen aus dem Schoße dieser Wiesen gewachsen zu sein. Bald waren sie wie Burgen, bald wie Hünengräber über einander gethürmt. Einzelne isolirte Blöcke enthielten Höhlen, die zuweilen geräumig genug waren, zwei oder drei Personen gegen Regen zu schützen. Der Platz, wo diese Steine sich zeigen, ist prosaischer Weise „Piloncillos“ *) genannt worden, wahrscheinlich von einem Reisenden, der am Morgen seinen Kaffee ohne Zucker getrunken. — Kaum hatte ich diese wichtige Reflexion gemacht, als ein lautes Klappern ungefähr zwanzig Schritt vor uns mich von Gefahr benachrichtigte. Ich hatte grade Zeit eine Klapperschlange, hinter einem Stein hervor, auf uns loszuschleichen zu sehen, als des Doctors Schrotlauf ihrem Laufe ein Ende machte. Ein gewichtiges Steinchen besiegelte das angefangene Werk der Hinrichtung, und wir fanden jetzt Zeit, unsern Feind zu bewundern, der 5 Fuß lang, armsüßig, mit großen Fangzähnen versehen, durchaus kein verächtlicher Gegner war. Seine Farbe war hoch königsgelb auf dem Rücken und weißlich gelb am Bauch. Die Haut der Schlange war so zähe, daß wir Mühe hatten sie zu durchschneiden, als wir uns die Klappern des Schwanzes zuigneten. Am selben Tage tödteten wir noch zwei Klapperschlangen kleinerer Art, die kaum zwei Fuß lang, schwarz auf dem Rücken und weißlich am Bauche waren. Von allen Klapperschlangen, die ich in America, und besonders in Californien, gesehen, ist die gelbe, von der ich eden gesprochen, die einzige, die ich ungeritzter Weise angreifen sah. Alle andern schienen mir nur in der Bestheidigung gefährlich. — In einer der vorhergenannten Höhlen, wo wir eine kleine schwarze Klapperschlange getödtet, hielten wir Mittag. Wir brachen zeitig wieder auf, um noch vor Nacht das Dörfchen von Chavarias zu erreichen. Ein dröhnendes Gewitter ercrite uns um drei Uhr, und selten, selbst nicht unter dem Aequator, habe ich solche Schläge gehört. Die Blitze waren blutroth, und das Krachen des Donners schien die alten Felsen in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wir hatten die

*) Piloncillos, eine Art kleiner Zuckerrübe.

größte Mühe, unsre Maulelef und unsern Schneider aus dem Wege zu erhalten, die bei jedem Schläge Reißhau nehmen wollten. Einzelne wohlangebrachte Büsse und gellende Hurrah's hoben diese gefährlichen Einflüsse der Electricität auf und wir erreichten glücklich, wenn auch eingeweicht, das Dorf von Chavarías. Dieses Dörfchen enthielt ungefähr dreißig Häuser, die auf einer breiten, grünen Ebene gebaut waren. Gegen Osten und Westen schlossen walbige Anhöhen die Ebene ein, die sich nach Süden, wo ein breiter Wasserpiegel den Abendhimmel reflectirte, am Meisten ausdehnte. Im Norden schlossen neblige Berge eine ferne Perspective. Die Hauptsubstanz des Vermögens der Einwohner schien eine bedeutende Anzahl Vieh zu sein, das auf der Wiese in Gruppen zerstreut, nicht nur sehr malerisch auf die Landschaft, sondern auch vortheilhaft auf unsre Speisekarte, durch die ungewohnten Zusätze von frischer Milch und getrocknetem Fleische wirkte. Nach gesegneter Mahlzeit und wohlthätiger Cigarette warfen wir uns dem Schlafe in die Arme, in dem uns vergeblich Legionen von hüpfenden, schwarzen Kobolden zu stören versuchten.

Der Charakter der Gegend um unsern Weg am folgenden Tage war derselbe wie am vorhergegangenen. Die ersten Spuren von Indianerbesuchen sinnen jetzt an sichtbar zu werden. Verfallene Balken, halb eingestürzte, geschwärzte Giebel, hier und da eine aufrechte Mauer mit ruhigen Thür- und Fensteröffnungen, erzählten von der Wuth des rothen Mannes. Hier und da hatte die Vegetation schon angefangen, ihre alten Rechte über den Boden wieder geltend zu machen, den ihr für eine kurze Zeit die Civilisation entrißen hatte, den aber jetzt ihr Liebling, der Wilde, ihr wieder zurückerstattet hatte. An andern Stellen schien die Kohle kaum erkalte, und die Fußstapfen der Indianer*) noch sichtbar. Auch erkannten wir die Spuren der Einwohner, besonders da, wo der ausgewählte Boden mit großen dunklen Flecken aus das letzte Ringen schliefen ließ. „Wo sind die Rächer?“ schienen alle diese Reugen zu fragen, „wir waren es, die den lezten Angstschrei hörten, dem nur das Echo des Waldes antwortete. Dort unter jenem Kreuze ruhen ungerächt die Gemordeten!“ —

Als wir auf das mit blutigen Lappen zusammengewundene Kreuzchen blickten, fasten die Hände unwillkürlich die Büsche fester, das Auge glühte und blickte trotzig in die Schatten des Waldes, wo die rothen Fußstapfen der Mörder verschwunden waren.

*) Fußstapfen der Indianer gehen stets einwärts und zeigen die Spuren von nackten Füßen. Mexicaner tragen stets eine Art Sandalen (Caytes).

Es hatte am Morgen zu regnen angefangen und fuhr so den ganzen Tag unverdrossen fort. Es regnete mit jener stillen Ausdauer, bei der man das Gefühl hat, als ob nach und nach die Kasse die Haut durchdränge und das Mark der Knochen erkälte. Die Wiesen standen unter Wasser, und wie gesagt, Friednip würde entzündet gewesen sein, hätte er sehen können, wie unter unsern Füßen Wassermassen spritzten, und Bäche sich von unsern Häuptern ergoffen. Wir machten die beste Rieme zu diesem bösen Spiel und plätscherten geduldig vorwärts. Diese Art des Marschirens wird zuletzt äußerst ermüdend, und wir waren sehr froh, als unser Atrio uns die Nähe des schon oft vergeblich erspähten Nachtquartiers ankündigte. Auf einer weiten Wiese von einem Flüschen durchschlängelt, standen die schwarzen Ruinen dreier, von rohen Steinen erbauten Häuser, eine niedrige Mauer umzäunte die nächste Umgebung; das waren die Reste des einst blühenden Gutes „El Salto.“ Wir fanden in einem der Häuser das Dach noch unverfehrt und genossen so einen willkommenen Schutz gegen den noch anhaltenden Regen. Nachdem wir Gras für unsre Maulthiere in einem entlegenen Theil der Wiese geschnitten und die Thiere unter einer halbverfallenen Ruine verfedert und verbarricadirt hatten, verwißchten wir so viel wie möglich die Spuren unsrer Ankunft und zogen uns nach einem kalten Abendbrot in unsre Citadelle zurück.

Hier fanden wir einen Boden unter dem Dache, zu dem eine Leiter führte. Dieser Platz schien uns der sicherste gegen einen plötzlichen Ueberfall, und nachdem wir alle Habseligkeiten heraufgeschafft, zogen wir die Leiter auf, sahen nach unsern Waffen und streckten die müden Glieder zur Ruhe. Vor dem Einschlafen regalirte uns unser Atrio mit der umständlichen Beschreibung des Ueberfalles dieses Punktes, wie eine skalpirte alte Frau, die am Leben geblieben, es erzählt hatte. Der Proceß war kurz gewesen: Nachdem die Häuser in Brand gesteckt waren, hatte man die Männer langirt und skalpirt, und die jungen Weiber fortgeführt. — Trotz des eigenthümlichen Tones dieses Schlummerliedchens schloß die Müdigkeit doch bald unsre Augen, und wir schliefen, wie man eben nach langen Tagemärschen schläft. —

„Doch horch! Ich höre ein Geräusch. — Ich lausche, und der Schlummer entweicht, das Herz fängt an zu pochen, und indem ich den Athem anhalte, spanne ich geräuschlos meinen Revolver. — Ein halberstüctes Stöhnen und Rascheln wie von Armen und Beinen in der entferntesten Ecke des Bodens lenkt meine Augen dahin, doch vergeblich versuchen sie das schwarze Dunkel zu durchdringen.

Ich ziehe mein Messer aus der Scheide, nehme es zwischen die Zähne und kriech mit angehaltenem Athem dem Geräuſche näher. Ich halte noch einmal und laufe von Neuem. Ein stöhnendes „Santa Maria!“ läßt mich die Stimme des armen Schneiders erkennen, und der Gedanke kommt mir wie der Blitz: „Er hat vielleicht Alprüden!“ Raum hatte ich dies gedacht, als meine Aufregung verschwand und ich über mich selbst und den dummen Schneider ängstlich wurde. Meine Augen hatten sich jetzt an das Dunkel gewöhnt, und bei einem matten Schimmer, der aus dem Loch für die Leiter kam, konnte ich sehen, daß er allein da lag und mit Händen und Füßen zappelte. Ein derber Fußtritt von mir, der den knochenlosesten Theil seines Körpers erschütterte, brachte ihn in's Land der Wirklichkeit zurück. Aber kaum sah er meine dunkle Gestalt über sich gebeugt, als er ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß, das uns die Ohren beinahe sprengte. Unser Ariero, der schon längst im Stillen dieser Scene zugesehen, sprang jetzt auf, und wüthend über das scheußliche Geheul, das ich vergeblich zu stillen suchte, schlägt er auf ihn los, wie auf kalt Eisen. Die Masse spanischer Schimpfsworte, von der die Maulschellen begleitet wurden, überzeugten endlich das unglückliche Opfer, daß er in landsmännischen und nicht indianischen Händen sich befände. Dieser Trost, so wie das einbrechende Tageslicht, machte der Angst des Schneiders und der Wuth des Arieros ein Ende. Unter endlosem Gelächter, in das zuletzt auch das Opfer einstimmt, wurde aufgepackt und wir verließen schnellen Schrittes den Ort unsers komischen Abenteuers.

Der einzige bewohnte Ort zwischen Chavarías und Durango, welche ungefähr 47 Leguas von einander entfernt sind, ist Coyote, ein Gut mit bedeutender Viehzucht. Hier endete unser Contract mit unserm Ariero. Nichts konnte ihn bewegen weiter zu gehen, da der Weg von Coyote nach Durango durch das Hauptquartier der Indianer geht, und so zu sagen ihr unbefristetes Territorium ist.

Coyote liegt auf einer Anhöhe am Rande einer großen Prairie, auf der das Vieh weidet. Das Hauptgebäude des Gutes ist im Wiered mit Schießscharten und flantirenden Thürmen gebaut und enthält gewöhnlich eine Garnison von 100 Mann Infanterie. Diese wechseln mit Truppen von Durango, Baarenzüge der Regierung, oder auch die von Privatleuten gegen Bezahlung zu escortiren. Das Aussehen dieser Krieger war bedauerndwerth; nicht daß ich sie mit dem vernöthigten Auge europäischer Ansprache betrachtete, diesen Maßstab hatte ich schon längst zur tiefsten Nummer für Amerika geschraubt, nein, hier fehlte es am Nothigsten, um nicht Soldaten,

sondern nur vertheidigungsfähige Menschen zu machen. Ich habe vorher und später bessere mexicanische Soldaten getroffen, hier lag es hauptsächlich an localen Verhältnissen, die ihre Erscheinung so unaussprechlich jämmerlich machten. Der Eigenthümer des Gutes, statt den Soldaten ihren Aufenthalt angenehm zu machen, verkaufte den Unglücklichen ihre Lebensmittel zu den höchsten Preisen, so daß der larme Lohn kaum hinreichte, ihren Hunger zu befriedigen. Ihr Officier wurde gepflegt, damit er das Uebel seiner Untergebenen mit größerer Gemüthsruhe ertragen konnte. Wer hat im Vaterlande einen Begriff, wie der Name des Militärs in America geschändet wird. Ich habe Soldaten im Hemde mit ihren Kindern auf dem Arme zum Appell antreten sehen, und so schlimm auch solcher Mangel an Disciplin schon wirkt, so ist die gänzlich Immoralität unter den Gemeinen und Officieren, in denen mit wenigen Ausnahmen kein Funke von Ehrgefühl zu finden ist, der Ruin des ganzen Standes dort. — Wie können solche Menschen, wenn sie noch dazu ausgehungert werden, gegen kriegsgeborne Indianer stehen. —

Unser Ariero verließ am selben Abend Coyote und mit vieler Mühe und großen Geldopfern fanden wir endlich zwei ausgediente Soldaten, mit denen wir überein kamen, uns nach Durango zu führen. Sie lebten hier von einem kleinen Handel mit militärischen Delicatesseu, und dachten mit dem gewonnenen Lohn von uns, ein neues Assortiment zurückzubringen. Lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, und unsre Führer ermahnten uns, so schnell wie möglich zu marschiren, da durch jede Verzögerung die Gefahr sich vermehre. Sie selbst gaben uns sodann das Beispiel und trieben die Maulthiere zur größtmöglichen Schnelle an. Es ging vorwärts in einem unverkennbaren Hundetrapp, der mich an unsre jugendlichen Dauerläufe erinnerte, eine Übung, die jetzt zeigte, daß sie sehr gute Früchte getragen hatte. Die Sonne bliete über den Horizont der Waldhöhen vor uns und warf lange Lichtstreifen über die Prairie, es war ein herrlicher Morgen! — Wäre unsre Partie zwanzig Mann stark, gut beritten, und von Verlaß gewesen, so hätte ich nichts lieber gewünscht, als den Vordergrund unsrer Landschaft durch herangaloppirende Indianer belebt zu sehen. So aber war es nichts Wünschenswerthes, und das Reglement der Schleidpatrouille mußte unser Maßstab sein. So ging es ohne aufzuhalten vorwärts bis gegen Mittag. Ein wenig kalte Küche, ein Augenblick der Ruhe und weiter ging es wieder, um die Verdauung zu befördern. Es war ziemlich warme Arbeit. Unser Schneider hatte

am Vormittag seinen Platz dicht vor uns und hinter den Führern behauptet, gegen Nachmittag jedoch wurde der Schneider der Letzte. — Das war für ihn eine unangenehme Reihenfolge, besonders da wir, um ihn zu ängstigen, schneller als je trabten. Keuchend und im Angstschweiß gebadet, versuchte er vor die Führer zu gelangen, aber auch diese strengten sich an, ihm sein sicheres Plätzchen vorzuenthalten, so daß der Arme uns zuletzt bei allen Heiligen beschwor, ihn doch ja nicht zurückzulassen und ein wenig langsamer zu geben. Wir hatten den Spah weit genug getrieben und mäsigten nun unfre Schnelligkeit.

Die Sonne sank schon im Westen und noch war unser Haltpunkt nicht erreicht. — Es wurde dunkel, doch wir schleppten uns ohne aufzuhalten weiter. Endlich ging der Mond auf und leuchtete durch die Tannen auf unsern Weg. Wir gingen jetzt langsamer, theils weil der Weg rauher und unebener wurde und theils weil wir beinahe ganz ermattet waren. Alles dieses half nichts, wollten wir am andern Tage Durango bei Zeiten erreichen, so mußten wir noch bei Nacht eine gute Tisanz zurücklegen. Zuweilen da, wo die dichten Zweige der Bäume nur matte Strahlen des Mondes passieren ließen, war der Weg so dunkel, daß man nur mit Vorsicht über das Geröll schreiten konnte. — An solcher Stelle wurden wir plötzlich eines dunkeln Gegenstandes, am Boden gekauert, etwa zwanzig Schritt vor uns in der Mitte des Weges gewahr. — Knack, gingen die Hähne unfre Revolver, und wir machten unsern Befehl ein Zeichen zu halten. Wir schlichen darauf an der Seite des Weges, im Gebüsch entlang, und kamen bis auf drei Schritt heran. Wir horchten, alles war still wie der Tod, kein Lüftchen bewegte sich und eben so leblos erschien der Gegenstand unfre Nachforschung. Wir konnten aber jetzt deutlich die menschliche Form erkennen, und sahen, daß die Gestalt wie die der Indianer nackt war. Wir warteten jetzt nur auf eine Bewegung des Körpers oder eines Geräusches im nahen Gebüsch, um Feuer zu geben. Endlich dauerte es uns zu lange, und ich entschloß mich, statt der lauten Büchse dem stillen Messer mich anzuvertrauen. Leise wandte ich mich aus dem Gebüsch, und mit einem Satz hatte ich die Kehle des Mannes fest in der Faust und holte zum Stoße aus! Wie groß war mein Entsetzen, als ich unter meinen Fingern, an der Kehle die Kälte des Todes fühlte, dessen Hand der meinigen zuworgetommen schien. Ich sprang vom Boden und schleppte den Leichnam zu einem Platze, der vom Monde hell erleuchtet war; der Doctor kam herbei und wir be-

trachteten mit Grauen das blutige Haupt, das der Kopfhaut beraubt, noch in den erstarrten Gesichtszügen und stieren Augen die Verzerrung der Todesqualen bewahrte. Es war der Körper eines Mexicaners, von dem mehrere Glieder scheußlich verstümmelt, und die Brust mit Lanzenspitzen durchbohrt war. Unfre Führer kamen jetzt herbei und erkannten in dem Leichnam den Gefährten jener Partie von dreißig Mexicanern, die vor zwei Tagen Coyote passirt. Wenige Schritte davon fanden wir noch einen, dann noch einen, bis wir an einen ganzen Haufen von Leichen kamen. Hier erkannte ich die Gesichtszüge des Licenciados, der uns mit seiner Partie seinen Schutz in Mazatlan angeboten. — Wir zählten auf dem Wege und im Dickicht ungefähr zwanzig Leichen, und nur Wenige schienen entkommen zu sein. Nach mehreren geladenen Karabinern und Pistolen zu schließen, die wir bei den Todten fanden, schien ihr Widerstand nicht sehr lebhaft gewesen zu sein und sie waren wahrscheinlich, vom Schrecken ergriffen, wie die Schafe hingeschlachtet worden.

Wir eilten, aus einer Atmosphäre zu kommen, in welcher Mord- und Mordlust um den Vortrang zu streiten schienen. Nach dem Marsch von einer Stunde, der durch den eben gemessenen Anblick in ziemlich lebhaftem Tempo gemacht wurde, gelangten wir an unsern Platz. Es war eine Schlucht mit fließendem Wasser, man nennt den Punkt: „Los Mimbres.“ Beim ersten Tagesdämmer waren wir auf den Beinen und setzten die steifen Glieder in Bewegung. Nicht ohne Vorsicht passirten wir Dickichte oder andre für Hinterhalte geeignete Punkte und überließen uns erst dem Gefühl einer größeren Sicherheit, als unfre Führer, an einem Gute für Viehzucht, „El Pino“ genannt, angelangt, uns benachrichtigten, daß hier die größte Gefahr ende. Wir hatten schon längst das Waldland verlassen, hatten eine steinige Ebene mit Kaktus und Steckpalmen passirt, und waren durch ein schroffes Flußthal des Rio Chico wieder auf eine weite Hochebene gelangt. Auf dieser öden Fläche kamen wir am Corral *) des „Pino“ vorbei und erreichten ihr Ende, wo ein felsiger Abhang einen schroffen Weg bergabführte. Tief unten schlängelte sich ein Flüsschen, und als die Führer an den Rand des Abhanges kamen, leuchtete ihr Gesicht vor Freude. „Sehet,“ riefen sie, „dort ist die Kathedrale von Durango.“ Mit klopfendem Herzen folgte unser Auge der angezeigten Richtung, und endlich wurden wir am Horizonte der gegenüberliegenden Anhöhen zweier

*) Corral, eine starke Umzäunung von Holz oder Steinen, in die das Vieh zum Einfangen und Milchen getrieben wird.

schlanke Thurmspitzen gewahr. Wir dankten im Herzen unserm Schöpfer für seinen Schutz und schritten wie neubelebt unsern nahen Ziele zu. Nach einem dreistündigen Marsch, an vielen verlassenem Häusern vorbei, gelangten wir endlich an die Thore Durango's. Mit unerschütterlicher Geduld unterwarfen wir uns den Nachforschungen der Steuerbeamten, die gnädiger Weise uns bald gehen ließen, und so erreichten wir endlich das nächste Meson de San Agustin. Hier nahm denn auch unser armer Sündenbock einen wehmüthigen Abschied von uns, nach welchem wir nie wieder von ihm gehört.

Von dem
Einflusse des Lichtes und der Luft
auf den
Lebensproceß der Fische.

Von Professor Dr. August Vogel.

Wenn der Einfluß des Lichtes und der Luft im unorganischen Reiche schon so energische Veränderungen hervorzurufen im Stande ist, daß durch ihre fortwährende Störung im chemischen Gleichgewichte der Verwandtschaftskräfte auch die scheinbar todtte Materie zum Leben erregt wird, so bezeugen wir im Reiche der belebten Natur noch weit kräftigern Wirkungen dieser beiden Motoren alles organischen Seins. Nur einige ihrer Beziehungen zum animalischen Lebensproceß in den allgemeinsten Umrißen zu verfolgen, soll hier in kurzen Andeutungen zunächst versucht werden, — Andeutungen, wie sie sich im Verlaufe einer größern Versuchsreihe ergeben haben.

Daß alles Lebendige des Lichtes bedarf, erkennen wir schon aus dem charakteristisch bunten Farbenspiele der organischen Natur. Sind ja doch alle Farben Kinder des Lichtes, in ihren verschiedensten Abstufungen abhängig von der den Gebilden zukommenden Lichtmenge. Je lichtreicher ein Himmelsstrich ist, je mehr also die Organismen des Lichtes genießen, um so auffallender, bunter und mannigfaltiger erscheint ihre Färbung. Nur in den heißen Zonen, den lichtreichen, ist der buntgefleckte Tiger heimisch, der weiße Bär im düstern Norden. Affen mit blauen, gelben, rothen Gesichtern trifft man bekanntlich nur unter dem Aequator. Mehr als andere Thierclassen vom Lichte bestrahlt zeigen die Vögel, die luftigen Bewohner des lichtreichsten Mediums, auch durchgängig im Allgemeinen

schon die intensivste, mannigfaltigste Färbung. In seiner nordischen Heimath vermag der bleiche Schwam sich nicht mit dem metallglänzenden Gefieder zu schmücken, welches die besügelten Bewohner südlicher Zonen vor andern auszeichnet. So erlernen wir in dem Vergleiche der einzelnen Thierclassen unter den verschiedenen Himmelsstrichen die Einwirkung des Lichtes auf ihre Farbe als ein Naturgesetz.

Dieses Naturgesetz gewinnt noch eine weitere Ausdehnung, wenn man berücksichtigt, daß an einem organischen Individuum diejenigen Stellen, welche der normalen Lage nach am meisten dem Lichte ausgefetzt sind, auch intensiver und mannigfaltiger gefärbt erscheinen. Wie unter allen Theilen der Pflanze die dem Lichte zugewendete Blumentrone am auffallendsten gefärbt ist, so finden wir auch im Thierreiche, natürlich mit Ausnahmen, die Rückenfläche gewöhnlich lebhafter gefärbt, als die dem Boden zugekehrte Bauchfläche, welche auch bei gefleckten Thieren meistens gleichmäßig weiß oder schwarz ist. Noch auffallender erweist sich dieses Verhältniß bei den Vögeln, deren dem Lichte besonders ausgefetzte Stellen, an Brust und Rücken, das bunteste Farbenpiel zeigen, welches in der Regel den vom Lichte abgewandten Flächen fehlt. Ob die gefärbten Flecken der Hautoberfläche auf die inneren Theile, über welche sie gezogen sind, eine bestimmte Beziehung haben, ist allerdings behauptet, aber nicht entschieden worden, doch sollte man es beinahe glauben, denn es gibt nichts Willkürliches in der Natur; einer sorgfältigen, consequent durchgeführten Untersuchung ist vielleicht auch hier die Erkennung eines tiefen Gesetzes vorbehalten.

Es gibt Muscheln, — die zwischen den Wendekreisen leben, — deren zwei Schalen in der Färbung verschieden sind; die dem Lichte zugekehrte ist braun, die untere dagegen weiß. Wenn nun schon bei so niedrigen Organismen eine färbende Wirkung des Lichtes nicht zu verkennen ist, so darf auch wohl den Fischen eine Beziehung zum Lichte zuerkannt werden. Allerdings sind sie, da ihnen nur durch das Wasser als Medium indirect Licht zukommt, im Allgemeinen auch weniger gefärbt, als andere Thierclassen. Mit dem Lichte hängt es offenbar zusammen, daß die meisten Fische an der Bauchfläche weiß, an der Rückenseite aber gefärbte Flecken zeigen oder doch wenigstens dunkler gefärbt erscheinen; ja was noch mehr ist, man weiß, daß die Schollen (Pleuronectes), welche seitlich schwimmen, an der einen dem Lichte zugekehrten Seitenfläche allein gefärbt sind, während sie an der entgegengesetzten Fläche weiß bleiben. Hier ist also die Färbung unabhängig von

dem Gegensatz zwischen Bauch- und Rücken-
seite nur durch die Bestrahlung bedingt.

Man kann sich sogar durch den directen
Versuch von dem Zusammenhange der Farbe
der Fische mit der ihnen zukommenden Licht-
menge überzeugen. Wenn man zwei Fische
von derselben Species und von gleicher Färbung,
den einen in einem geräumigen Glasgefäße
am Tageslichte, den andern unter übrigen
ganz gleicher Behandlung im Dunkeln mehrere
Wochen erhält, so bemerkt man, daß die
Farbe des im Dunkeln lebenden Individuums
nach dieser Zeit bedeutend heller geworden
und sich von der Färbung des vom Lichte
bestrahlten wesentlich unterscheidet.

Ein Unterschied in der Färbung ist schon
bemerkbar, wenn man zum Vergleiche Fische
in einem Behälter von weißem Glase und
daneben Fische in einem Behälter von grünem
Glase beobachtet. Die Färbung der im
grünen Behälter lebenden Fische, welche also
weniger Licht erhalten als die im weißen
Glase, erscheint nach einiger Zeit offenbar
vermindert. Diese Versuche gelangen namentlich
gut, wenn man junge, noch nicht ausge-
wachsene Thiere dazu gewählt hat. Es ist
eine tägliche Erfahrung, daß Fische durch längeres
Aufbewahren im Dunkeln an Farbe
bemerkbar verlieren. Die Säugethiere und
Vögel zeigen sich, wie schon oben bemerkt, in
lichtreichen Zonen vorzugsweise mit glänzen-
dem Farbenspiel; Ähnliches findet auch bei
den Fischen statt, das chinesische Goldfischchen
(*Cyprinus auratus*) ist mit seinem strah-
lenden Gewande nur ein Bewohner sonniger
Gegenden. So begegnen wir denn auch in
den niedern Gebilden des animalischen Le-
bens Thaten des Lichts.

Da die Fische keine Lunge haben, so kön-
nen sie auch eigentlich keine Luft einathmen
in dem Sinne wenigstens, welchen man ge-
wöhnlich mit dem Ausdrucke „athmen“ ver-
bindet. Doch bringen sie vermittelst der
Kiemen wirklich Sauerstoff in Berührung mit
ihrem Blute und verwandeln dieses Gas in
Kohlensäure, ganz wie die Lungenthiere. Bei
einigen Gattungen scheint indeß doch ein
etwas verschiedener Respirationproceß statt-
zufinden, indem die an der Oberfläche des
Wassers eingesogene und verschluckte Luft,
nachdem sie die Eingeweide durchdrungen und
einen Theil ihres Sauerstoffes verloren, durch
den Mastdarm wieder ausgestoßen wird. An-
dere, namentlich die Schleien, ziehen nicht
bloß mit den Kiemen, sondern mit ihrer
ganzen Hautoberfläche Sauerstoff ein und
erzeugen Kohlensäure.

Bekanntlich sterben die in der Gefangen-
schaft gehaltenen Fische, wenn nicht häufig
das Wasser in dem Behälter erneuert wird,
sehr bald. Daß dies mit dem Mangel an

Luft im Wasser zusammenhänge, geht schon
daraus hervor, daß Fische, welche einige Zeit
sich in einem geräumigen Glase ohne Wechsel
des Wassers befinden, an die Oberfläche des
Wassers kommen, um direct die über dem
Wasser stehende atmosphärische Luft einzu-
athmen. Dieses Schnappen nach Luft an
der Oberfläche des Wassers ist übrigens nur
ein Act der Verzweiflung, denn durch die
directe Einathmung der Atmosphäre kann
das Leben der Fische nicht erhalten werden,
ohne Zweifel weil hier die Luft in einem für
die Kiemenrespiration viel zu concentrirten
Zustande geboten wird. Wir wissen ja auch,
daß das Athmen durch die Lungen in reinem
Sauerstoffgase nicht dauernd geschehen kann
und daß man, um die Luft für Lungen-
kranke respirabel zu machen, sie durch Bei-
mischung von anderen Gasarten, wie z. B.
Schwefelwasserstoffgas, verdünnt.

Eine gleiche Anzahl kleiner Fische er-
hielt sich in einem größeren Behälter viel länger,
als in einem kleineren. Wartet man den
Zeitpunkt ab, bis der Sauerstoffgehalt der
Luft im Wasser so weit verzehrt ist, daß die
Luft irrespirabel geworden, so kommen die
Thiere mit dem Bauche nach oben zu schwim-
men. Wurde nun der Behälter schnell mit
frischem Wasser gefüllt, so dauerte es nicht
lange, bis die Fische versuchten, wieder auf-
recht zu schwimmen, was ihnen bald gelang
und sie alsdann wieder auf den Boden des
Gefäßes zurückkehrten.

In einem weiteren Versuche wurden die
Fische nur so lange in einem Gefäße mit
Wasser gelassen, bis sie an die Oberfläche
kamen, um nach Luft zu schnappen und auch
beim gewaltsamen Niedertreten nicht länger in
der Tiefe zu weilen vermochten. Sie wurden
hieraus mit dem oberen Theile des Wassers
abgegoßen und dann der Rest des Wassers
stark geschüttelt; wurden nun die Fische in
dasselbe Wasser, welches also nicht durch neues
erjezt worden, hineingebracht, so stiegen sie
sogar nieder und schwammen rubig unten am
Grunde, grade so als wenn sie in frisches
Wasser gesetzt worden wären. Hierin liegt
somit der directe Beweis, daß es nur der
Mangel an Luft ist, welcher das Absterben
bedingt und daß das Wiederaufleben in frischem
Wasser nur von dessen Luftgehalt herrührt,
welcher ebenso gut durch Schütteln demselben
wieder ertheilt werden kann.

Es gelang, Fische längere Zeit in demselben
Wasser zu erhalten, wenn es täglich einmal
stark mit Luft geschüttelt wurde. Auffallend
war es hierbei, daß die Thiere in dem ge-
schüttelten Wasser viel länger auf dem Grunde
blieben, ohne an der Oberfläche nach Luft zu
schnappen, als in dem frischen Wasser. Die
Erklärung liegt offenbar darin, daß das Wasser

durch Schüttein eine größere Menge Luft aufnimmt, als es im gewöhnlichen Zustande enthält.

Die mit größeren Fischen wiederholten Versuche ergaben ganz dasselbe Resultat. Einer derselben war über Nacht in einem Behälter mit Wasser abgestorben, ein frischer in dieses gestandene Wasser eingesehter Fisch hielt sich von vornherein an der Oberfläche des Wassers und schwamm schon nach einigen Minuten auf dem Rücken, erholte sich aber vollkommen wieder, nachdem das Wasser geschüttelt worden.

Das irrespizable Wasser, worin kein Fisch mehr leben kann, zeigte nur einen unbedeutenden Kohlensäuregehalt, welcher auf die Respiration des Fisches keinen nachtheiligen Einfluß ausüben kann.

Der Luftmangel in diesem irrespizablem Wasser konnte sehr deutlich nachgewiesen werden durch eine Lösung von reducirtem Indigo, welche mittelst einer Pipette vorsichtig hineingebracht wurde. Die farblose Lösung, die bekanntlich durch Verührung mit Sauerstoffgas sogleich blau wird, sank in dem Wasser zu Boden, ohne sich blau zu färben, ein Beweis, daß durch die Respiration des Fisches der Sauerstoff vollkommen verzehrt war.

Die Luft wird vom Wasser nicht in der Zusammensetzung, welche sie in der Atmosphäre hat, aufgenommen. Der Sauerstoffgehalt von 100 im Wasser enthaltenen Volumtheilen Luft beträgt nämlich 32, während in der Luft der Atmosphäre nur 20 Volumtheile Sauerstoffgas enthalten sind. Dieses Plus von 12% Sauerstoff kommt den im Wasser lebenden Thieren natürlich sehr zu gut, ja ohne diese vorzügliche Einrichtung der Natur wäre wohl ihre Existenz vielleicht gar nicht möglich.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die einzelnen Species der Fische sich in ihren Respirationsbedürfnissen sehr verschieden verhalten; während einige Gattungen, z. B. die in Sümpfen und Mooren sich aufhaltenden, längere Zeit in ein und demselben Wasser leben können, vertragen andre den Mangel an frischem Wasser durchaus nicht. Die Menge der Luft, welche sich im Wasser befindet, beträgt durchschnittlich $\frac{1}{50}$ des Wasservolumens, d. h. 36 Maßtheile Wasser enthalten einen Theil Luft. In den Gewässern auf Höhen von 6000 bis 8000 Fuß ist aber wegen verminderten Luftdruckes nur $\frac{1}{3}$ des gewöhnlichen Luftvolumens enthalten; hieraus erklärt es sich, warum im Wasser auf den erwähnten Höhen kein Fisch existiren kann.

Gasarten, welche für Lungenthiere irrespizable sind, sind es auch für die Fische. In wässriger Kohlensäure und Chlorgas, wenn beide auch mit vieler Luft gemengt sind, sterben sie in wenigen Minuten, während sie in Stickgas und Wasserstoffgas länger fortleben.

Endlich will ich noch der Wirkung des Luftgases auf die Fische erwähnen. Dieses Gas, welches wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften schon oft die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, enthält bekanntlich Sauerstoffgas und Stickgas in ähnlichen Verhältnissen, wie die Atmosphäre. Die beiden Gasarten, in der atmosphärischen Luft nur ein mechanisches Gemenge bildend, sind im Luftgase zu einer chemischen Verbindung vereinigt, welche athembar ist. Der große Chemiker H. Davy beschreibt die Wirkung des eingeathmeten Luftgases auf den Menschen als ein angenehmes Gefühl von Wohlbehagen, namentlich als eine nicht unangenehme Sensation von Wärme in der Brust; wegen der wohlthuenden Empfindung, die das Gas verursacht, wird die Respiration tiefer, der Puls voller und schneller. Wird das Gas jedoch etwas länger eingeathmet, so hört der Einfluß des Willens auf die Bewegungen auf; es entstehen leichte Zuckungen der Glieder oder ein unwiderstehlicher Trieb zu herabsetzenden Bewegungen; es tritt mit einem Worte ein rauschähnlicher Zustand ein, welcher sich durch jauchendes Lachen, Stampfen und Umherstanzten zu äußern pflegt; endlich Sinnesstörungen, momentaner Verlust der Sinnesperception, Steigerung der Ideenassociation.

Mein zunächst in wissenschaftlichem Interesse mit den Fischen gepflogener Umgang ist leider noch nicht intim genug und noch zu neu, als daß es mir möglich gewesen wäre, ihre Empfindungen und Sinnesaffectionen aus ihrer durch Einathmen des Luftgases allerdings erhöhten Lebhaftigkeit gehörig deuten zu können. So viel ist indes gewiß, daß Fische, welche aus Luftmangel dem Erstickungstode nahe gebracht sind, wieder belebt werden, wenn man das Wasser, statt mit Luft, mit Luftgas schüttelt. Uebrigens scheint, wie bei den warmblütigen Thieren, das Athmen der Fische im Luftgase eine gewisse Grenze zu haben, indem es länger eingeathmet auch bei ihnen tödlich wirkt.

Ob die im Wasser enthaltene Luft, der Atmosphäre gleich, ebenfalls Trägerin „jener unbekanntten Schaar“ von Contagien und Miasmen sein könne, — wer mag es wissen? Auffallend bleibt es immer, daß bisweilen plötzlich in Seen ohne nachweisbaren Grund ein Sterben unter den Fischen einreißt. Nach den mitgetheilten Beobachtungen sind ihre Respirationswerkzeuge vielleicht besonders empfindlich für eine reine, ihrer Natur angemessene Luft und es ist wirklich zu bedauern, daß diese armen Thiere die gütigen Bestrebungen unsrer Techniker, welche in neuerer Zeit so eifrig bemüht sind, die Luft allenthalben durch Ventilation zu verbessern, nicht wohl benützen können.



Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

I.

Von jeher das Ziel aller für die Kunst begeisterten Wallfahrer sind die Schätze der königlichen Gemälde-Galerie in Dresden, doch erst jetzt in ihrer neuen Aufstellung in neuen, eigens für sie geschaffenen Räumen in ihr volles Recht eingetreten.

Das Gebäude selbst mag in Anlage und Styl manches zu wünschen übrig lassen; dennoch bietet es unverkennbar ungemein günstige Gelegenheit zu einer in ausgedehnter Weise befriedigenden Anordnung der vorhandenen Werke der Malerei, so daß man sie jetzt nicht nur um Vieles besser und leichter betrachten und studiren, sondern unter ihnen sich auch viel sicherer orientiren kann, als früher.

Mit Recht ist auf die Ausschmückung der Räume durch Nebendinge nur das Nothigste verwandt und nirgend ziehen neue Malereien, Sculpturen oder sonstige Verzierungen das Auge von den Gemälden ab, so daß diese nicht nur etwa der Haupt-, sondern unbedeutend der einzige Gegenstand der Betrachtung bleiben. Dazu ist auf das Humanste für die Bequemlichkeit gesorgt durch Sophas und bewegliche Stühle (sechseckdraubte sind ganz zweckwidrig und eine Satire auf den Namen Möbel oder Mobilien!) — und dem eifrigen Beschauer wird nicht zugemuthet, sich im Kunstgenuss todtmüde zu sehen, wie dies leider in so vielen andern Galerien der Fall ist.

Ich räume ferner, daß an den Bildern die Namen ihrer Urheber, sogar mit Angabe ihrer

Lebenszeit stehen, so daß selbst der Unbemittelte nicht ganz ununterrichtet durch die Sammlung zu gehen hat, und der Ankauf des Katalogs nicht so zu sagen zur Bedingung des Eintritts gemacht ist. Dabei aber freue ich mich des von Professor Julius Hübner angefertigten Katalogs als einer sehr verdienstlichen Arbeit gedenken zu können, indem er außer der klaren und bündigen Angabe der Bilder und ihrer Meister verschiedene sehr schätzbare Notizen über Herkunft, frühere Benennung, Ankaufspreise u. dergleichen enthält, sodann auch in einer Einleitung eine vollständige Geschichte der Galerie von ihrem Entstehen bis zu ihrer Uebersiedelung an ihren gegenwärtigen Ort zum Besten gibt. Es wird sich wohl im Laufe dieser Mittheilungen Gelegenheit finden, auf die Verdienste dieses Buchs noch öfters im Einzelnen hinzuweisen; deshalb begnüge ich mich hier mit dem Gesagten.

Indem wir nun in die Galerie eintreten, wird sich uns ein Umstand bemerklich machen, den ich nie anders denn als Uebelstand habe empfinden können, wenn auch der Katalog sich die Mühe gibt, uns von Vortheilen zu überzeugen, die damit erlangt sein sollen; ich meine die Scheidung der beiden Hälften des Gebäudes durch eine erhöhte Tribüne, die sich wie ein Berg zwischen die Reihenfolge der Säle schiebt und diese damit gänzlich unterbricht. In der Glyptothek zu München haben wir etwas Aehnliches, nur daß da die Folge der Säle durch eine Vertiefung statt der Erhöhung unterbrochen wird. Offenbar wird damit der Blick im Weitergehen nicht gehemmt, sondern erweitert, zumal da der Saal, in welchen man hinabsieht und hinabsteigt, dreimal so groß als die andern Säle ist, und als darin nicht Gemälde, sondern

Sculpturen aufgestellt sind, bei denen ein veränderter Standpunkt eine veränderte, eine neue Ansicht zur Folge hat. Dazu kommt, daß dieser erhöhte Raum des Dresdner Museums durch und durch zwecklos, im Aeusern mit seiner flachen Kuppel das Gebäude verunstaltend, im Innern nicht nur den Gesamteindruck schwächt, sondern auch den passendsten Ort für einen würdigen Eintrittsaal wegnimmt. Freilich hat sich der Architekt von dem — zum Glück durch die Aufstellungs-Commission nicht in Ausführung gebrachten — Gedanken leiten lassen, die vorzüglichsten Schätze der Galerie in dieser Tribüne zu vereinigen und sie gewissermaßen auch äußerlich architektonisch als den Höhepunkt der Sammlung zu bezeichnen. Ein Gedanke moderner, herzloser Centralisation, der die übrigen Säle zu Land- und Provinzstädten machen wollte, die Tribüne aber in einen von den Stafefeilen der Copisten und den Feinschneidern der Kunst überfüllten Raum verwandelt, die Wirkung der Gemälde selbst durch Zusammenhäufung des Verschiedenartigen aber auch das möglichst niedrige Maß abgeschwächt haben würde. Es ist darum meiner Ansicht nach der Commission besonders zu danken, daß sie durch das Aufgeben dieses früheren Planes die Anordnung des Architekten soviel als in ihren Kräften stand unschädlich gemacht hat.

Nach an einer andern Stelle beim Eintritt sehe ich mich gegenüber anderweitigen, gegen-theiligen Bemertungen mit der Commission in Uebereinstimmung, und auch darüber dürfte ein Wort am Platze sein. Dem Beispiele andrer Galerien zufolge hat man eine streng historische Anordnung auch bei der Dresdner gewünscht, so daß man also von den Anfängen der Kunst zu den Gipfelpunkten ihrer Entwicklung fortzugehen hätte. Bietet eine Sammlung für eine derartige Anordnung ausreichendes Material, wie z. B. die Berliner oder zum Theil die Münchner, so ist diese gewiß die richtigste. Bei einer Galerie aber, wie die Dresdner, die aus den Frühzeiten der Kunst nur wenige und wenig ausgezeichnete Werke enthält, deren charakteristisches Merkmal vielmehr der Reichthum an Denkmälern der entwickelten und vollendeten Malerei und der Nachblüthe derselben ist, erscheint es vollkommen gerechtfertigt, ja durchaus richtig, daß wir dieses Vorgesuges sogleich beim Eintritt uns bewusst werden, daß wir schon im ersten Saale vor Bildern stehen, in welchen die Malerei die höchste Freiheit der Darstellung, eine überraschende Tiefe und Pracht der Farbe und eine größtmögliche Kraft der Modellirung, kurz sich selbst im Vollbesitz der am meisten augenfälligen Kräfte zeigt, vor den Bildern der spanischen Meister.

Unwillkürlich zieht es uns zu dem Ersten

der Schule hin, zu Murillo, der hier in zwei Gemälden von sehr verschiedenem Gepräge vertreten ist. Das Ideal der Madonna hat in der christlichen Kunst alle Gestalten annehmen müssen, von der existenzlosen Form eines Gottheit-Typus bis zur leidhaften Wirklichkeit, von der Königin des Himmels bis zur Bettlerin, von der vollendetsten Schönheit bis zur gänzlichen Keihslosigkeit. Die Madonnen Murillo's gehören großentheils in die Classe der armen, sehr armen Frauen und sind je nach dem Moment (oder nach der Stimmung des Künstlers) ausdrucksvoller oder ausdrucksloser, immer aber von einer vorherrschenden, an Sentimentalität streifenden Weichheit des Charakters. Die hiesige Madonna (607) ist eine arme Frau, die ihre sehr gedrückte Gemüthsstimmung durch einen trüben Blick gen Himmel kund gibt, während ihr Kind mit nichtsagender Miene sich nach uns umsieht. Keine der Formen von Mutter und Kind macht den Anspruch auf Schönheit, kein Zug deutet auf besondere geistige Eigenschaften, die Zeichnung ist ohne Strenge und ohne auffallende Kraft der Modellirung; und doch übt das Bild eine große Anziehungskraft aus und hält uns selbst wider Willen fest; und zwar nicht nur durch die Schönheit der Farbe und Trefflichkeit der Malweise, durch Haltung und Harmonie, sondern vor Allem durch die rührende Schlichtheit der Darstellung, durch die einfache Naturwahrheit ohne alle poetische Steigerung, durch die Ansprache an unsern Glauben, die um so sicherer von Erfolg ist, als sie nichts Wunderbares, ja nicht einmal etwas Ungewöhnliches, sondern eine durchaus zweifellose Wirklichkeit anbietet. (Das Bild hat dessenungeachtet Ungewöhnliches zu erzählen, denn es ist in den Maitagen von 1849 im Sturme des Aufruhrs durch eine Kugel, wenn auch nicht lebensgefährlich, verwundet worden.)

Einen durchaus andern Eindruck macht das zweite Gemälde desselben Meisters, der heilige Rodriguez, der, zum Tod verwundet, die Märtyrerkrone von Rosen empfängt (606). Auch hier freilich ist Alles, bis auf das priesterliche Gewand, strenge Wirklichkeit und die Darstellung frommer Ergebung von einfachster Ausdrucksweise; aber die Stimmung darin ist so feierlich ernst und erhaben, daß wir die Grenzen des Gewöhnlichen weit unter uns lassen. Alle Formen sind stark ausgeprägt, alle Umrisse scharf gezogen; keine süßlichen Zwischentöne spielen in der einfachen, gesunden, frischen Färbung, nur in dem Engel und seinen rosigen Fleischböden und weichen Gliedmaßen werden wir an die Weise des vorgenannten Madonnenbildes erinnert.

Es ist nicht unnütz, einen Blick auf das nebenstehende Bild des heiligen Dominicaners

Vasco von Portugal von Juan de Baldes Leal (609) zu werfen, wenn er auch nicht grade durch eine Kunstfreude belohnt wird. Aber wir sehen hier, wie nöthig der naturalistischen Darstellung jene Einfachheit und Schlichtheit ist, die Murillo's Werke auszeichnet, da eine affectvolle Steigerung der Bewegung den Heiligen zum Komödianten und seine Entzückung zur Grimasse macht, während die idealen Formen einige Uebertreibung leichter und ohne erheblichen Nachtheil aushalten.

Haltung, wodurch dies Gemälde auf uns wirkt, sondern auch die Wahrheit des Ausdrucks, die den nicht sonderlich schönen, an Spagnoletto erinnernden Formen wirklichen Reiz verleiht.

Dagegen ist die Kreuztragung von Jacinto Geronimo de Espinosa (603) mehr im Charakter von Murillo, vornämlich in Betreff der Farbe, wenn auch der Künstler dabei den Versuch gemacht, sich in eine etwas höhere Sphäre der Anschauung zu erheben, namentlich bei Christus, dessen Gestalt, Bewegung und



Murillo.

Von außerordentlicher Farbenwirkung und Kraft in der Weise des van Dyl ist die Klage um den todten Christus (610), ein Bild, das nach v. Cuandt dem Juan Escalante von Sevilla zugeschrieben wird. Der nackte Leichnam liegt auf einem Leintuch und dem Stein in der Grabhöhle; klagend stehen zu Häupten Maria und Magdalena; Joseph von Arimathia und Nicodemus, der den linken Arm hält, legen ihn sanft an den Boden. Es ist aber nicht allein die Energie der Farbe und die große Harmonie und ruhige

Antlitz besonders ausdrucksvoll und schön sind.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der spanischen Malerschule, daß sie großentheils unter dem doppelten Einfluß der italienischen und der niederländischen steht, so daß im Ganzen nur wenige ganz selbständige Meister von durchaus spanischer Vollständigkeit übrig bleiben. Da ist ein heiliger Paulus von Alonso Cano (604), in der Farbe wie Vagnacavallo, in Beschmad aber und Behandlung wie Rubens; Pedro Orrente ist ein offener Nachahmer des Bassano, nur

daß ihm auch noch bei dem Bilde von Jacob und Rabel (578), das durch Kraft der Farbe sich ebenso auszeichnet als durch Ungeschicklichkeit der Composition (Jacob wälzt z. B. den Stein vom Brunnen auf sich selber!), ein ähnliches Gemälde des Giorgione vorgekämmt haben mag; die Himmelfahrt der Maria von Juan des las Roelas, genannt el Licenciado (579), ist in der That in Bewegungen und in der Carnation ein schwacher Aufguß von Guido und Saffo-

isches Gepräge liegt, wie das des Vincenzio Carducho (581), auf welchem ein heiliger Dominicaner nebst zwei heiligen Franziscanern abgebildet sind, denen von musizirenden Engeln umgeben das Christuskind erscheint, um eine geistliche Stiftung entgegenzunehmen, mahnen wenigstens in Nebenfiguren, wie hier in den himmlischen, an die italienische Abkunft. Es ist aber in den Heiligen ungeachtet ihrer deutlich hervorgehobenen Körperhaftigkeit, die sich sogar auf ihre Gewänder und deren härenen



Annibal Carracci.

ferrato, während ein Bildniß (580), das man auch ihm zuschreibt, feurig und blickend in der Farbe wie von Rubens ist; ja selbst die alte spanische Schule, davon die Galerie nur Ein Beispiel hat, erscheint hier in derselben Abhängigkeit, indem Pedro Ruiz mit seinem Petrus vor dem an die Marterssäule gebundenen Heiland (574) wie ein Schüler des Remling oder Roger sich ausnimmt, dem nur der Süden eine etwas wärmere Farbe in den Pinsel gelegt.

Selbst Gemälde, auf denen ein echt spani-

Allederstoff erstreckt, die Entzückung in voller Wirklichkeit ausgesprochen, ein Zug, der vor allen die spanische Schule kennzeichnet. Denn wenn hier auch die Idealgestalten von einer bildnißgleichen Individualität sind und jeder Zug und jedes Glied dem wirklichen Leben entnommen ist, so ist doch damit eine poetische Extase verbunden, die nicht der Maler hinzugefügt oder hineingelegt hat, sondern die, dem spanischen Volksscharakter eigenthümlich, ursprünglich in den gewählten Vorbildern aus der Wirklichkeit liegt.

Es gilt dies auch von dem Gemälde von Franc. Zurbaran, dem heiligen Franz im Gebet (600), wie ihm die Papstkrone angeboten worden, die er auf Eingebung eines Engels ausschlägt; obson hier der Nachdruck mehr noch auf der vollendeten Ausführung, namentlich der Gewandung, als in der Auffassung und dem Ausdruck des entzückenden Heiligen liegt und der Engeljüngling sogar, der halbentblößt in Wolken steht, völlig nüchtern ist. Fast noch auffallender ist von demselben Meister eine reuige Magdalena in der Wüste (601); sie ruht aus vom Beten und Büßen, und indem sie ihr linkes Knie mit beiden Händen umfaßt und erschöpft den Kopf zurückwirft, entlößt sie unwillkürlich die Brust, und wir sehen eine ziemlich verlebte, braune, schmutzige weibliche Gestalt eines der Heiligsteit nicht sehr nahestehenden Ordens vor uns, der es übrigens mit dem, was sie eben denkt und thut, bitterer Ernst ist.

Einer der größten spanischen Meister ist Velasquez, groß vornehmlich im Bildniß. Die Sammlung besitzt drei derselben, die seinen Namen tragen, von denen inzwischen nur das eine (597), eines Mannes in schwarzer Tracht, demselben wirklich entspricht. Es ist ein bejahrter spanischer Edelmann, von blasser Gesichtsfarbe und mürrischem Ausdruck. Die vielen Formen, die das durchgearbeitete Gesicht als Denkmale eines vielbewegten Lebens zeigt, sind unbeschadet der individuellsten Darstellung auf wunderbare Weise zur Einheit verbunden und ohne irgendwie auffällige Gegensätze von Licht und Schatten vollkommen abgerundet, so daß die Gestalt mit der Gewalt der Wirklichkeit uns anspricht.

Von allen spanischen Meistern wüßte ich keinen zu nennen, für den ich so wenig mich interessire, als Spagnoletto (Giuseppe Ribera); und doch besitzt die Galerie unter einer Menge Bilder von ihm eins, das einen unwiderstehlichen Zauber auf mich ausübt, das ist die heilige Maria von Egypten, wie sie vor ihrem Grabe betend kniet und ein Engel ihr das Leichentuch umthut (586). Obson die Darstellung ganz unklar, so daß der Engel das Leintuch ebenso gut wegziehen, als umthun könnte, die Carnation, vornämlich an den Beinen, abscheulich schmutzig, die Anordnung sehr ungeachtet und raumverschwendend, die Zeichnung sehr roh und un schön ist, so übersieht man doch Alles um der Anschuld willen, mit welcher die junge, nur von ihrem wallenden Haar bedeckte Heilige betend vor ihrem offenen Grabe kniet und mit ihren großen kindlichen Augen und dem lieblichen Mädchenantlitz gen Himmel blickt. Hier ist wirklich Seele, Empfindung und inneres Leben, während sonst Spagnoletto seinen Bildern durch gemachte Gegensätze der Bewegung,

sowie von grellem Licht und dunklem Schatten eine Auszeichnung zu verschaffen gesucht hat.

Wir können den Saal nicht verlassen, ohne die Werke eines Meisters wenigstens zu bemerken, der freilich an dieser Stelle nur ein Gast, ein Fremdling ist, Luca Giordano, der Neapolitaner. Ich erlaube mir vorher aber eine Bemerkung andrer Art, und zwar über den Katalog. Ich finde es vollkommen zweckmäßig, daß er nach den Meistern und nicht nach den Zimmern geordnet ist, um den Directorium stets freie Hand zu lassen in Betreff etwaiger Abänderungen in der Aufstellung, ohne damit zu neuen Nummern und einem neuen Kataloge gezwungen zu sein, welcher eine formwährende Besteuerung des Publicums ist. Allein wünschenswerth bleibt es doch, aus dem Kataloge zu erfahren, wo man ein Werk oder einen Meister aufzufuchen hat, was leicht erreicht werden kann, wenn die Uebersichtstafel der Eintheilung und Aufstellung, die derselbe gibt, einigermaßen ausführlicher behandelt und bei etwaigen Veränderungen und Nachträgen gesondert abgegeben würde.

Den Luca Giordano wird man, wenn man ihn überhaupt sucht, nicht bei den Spaniern fuchen, und dennoch ist er eben da. Wenn es uns gegenwärtig ziemlich unbegreiflich vorkommt, wie ein Künstler seiner Art mit diesem Mangel an Charakteristif, Geschmack und Formenkenntniß, mit dieser Vernachlässigung und Verunstaltung der Wahrheit jemals die Bewunderung der Kunstfreunde sich hat erwerben, ja der Lieblich seines Zeitalters hat werden können, so erscheint es noch wunderbarer, daß eben derselbe, durch und durch manierirte Künstler einmal eine in Linien und Formen wirklich schöne, in allen Theilen wahre und ausdrucksvolle Darstellung zu Stande gebracht hat, wie sein „Tarquinius und Lucretia“ (543) wirklich ist. Der ungestüme nächtliche Ueberfall mit deutlicher Rundgebung der schlimmen Absicht, das Entsetzen der Lucretia und die Kraft ihres Widerstandes sind mit so großer Wahrheit und so seinem Schönheitsgefühl dargestellt, daß man ebenso leicht oder vielmehr leichter an Guido Reni dabei denken könnte, als an ihn. Namentlich ist es die Lage und Bewegung des weiblichen, vom Rücken gesehenen Körpers in Verbindung mit den Armen, deren linker als Stütze, deren rechter zur Abwehr dient, und mit den höchst natürlich untergeschlagenen Beinen, wodurch eine große Harmonie der Linien und der Eindruck einer durchaus edlen Persönlichkeit hervorgebracht wird.

Zum Weitergehen thun sich uns zwei Wege auf, entweder nach Osten zu den Niederländern und Deutschen, oder nach Westen, über den Berg — gleichsam über die Alpen — zu den Italiencrn. Die Frage nimmt sich fast aus

wie die andere, ob es in der Kunst besser sei, von der Natur auszugehen und sich zum Ideal zu erheben, oder vor allem das Ideal zu suchen und zu schaffen, und dann es mit der Wirklichkeit zu versöhnen und zu verbinden? Prometheus freilich mußte erst den Menschen formen, bevor Athene ihn befehlen konnte; aber es war auch nur ein Mensch, den er geschaffen; die Göttin selbst war befehle und gerührt aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen. Und ist sie das Sinnbild des Idealen in der Kunst, so ist es wohl natürlich, daß wir uns zuerst dorthin, als in ihr Hochland, gezogen fühlen, und erst nach und nach in die Niederungen des wirklichen, behaglichen und gewöhnlichen Lebens herabsteigen. Wenn ich mich in der Notonde nicht cushalte, bei den gewirkten Teppichen nach rafaclischen und atniederländischen Zeichnungen, so geschieht es nicht aus Mangel an Interesse für diese sehr beachtenswerthen Denkmale eines früheren Kunsthandwerks, sondern weil sie mir durch die leicht erklärliche Unvollkommenheit der Zeichnung, Modellirung und Farbenwirkung, durch das sichtbare Ueberwiegen einer Herstellung auf mechanischem Wege, den frei und selbständig aus der Hand des Künstlers hervorgegangenen Schöpfungen, die den Inhalt der Sammlung bilden, zu fern stehen, um gleichzeitig die Aufmerksamkeit erregen, die Gedanken und Empfindungen in Bewegung setzen zu können.

Der Gesamteindruck, den der erste Saal, in welchen wir aus der Notonde hinabstiegen, macht, ist überraschend, fast bleibend. Denn die Werke der Bolognesen und Genuesen, die den Hauptinhalt dieses Saales bilden, zeichnen sich durch effectvolle Modellirung und Haltung, und großentheils durch eine ganz ungewöhnliche Kraft und Harmonie der Farbe aus. Im Einzelnen freilich trifft man auf die herkömmlichen Mängel des Virtuositenthumes, auf Dürftigkeit der Phantasie und geringe Befähigung zur Composition.

Die Kunstleistungen der Coracci wurden ebendem als das Höchsterreichbare in der Malerei erachtet, namentlich in Dresden, so daß einem Professor der Akademie bei seinem Tode Schuld gegeben wurde, er habe beim Eintritt in den Himmel, als ihm zufällig Rafaael begegnet, für diesen kein anderes Wort und keine andere Frage gehabt, als: „Ah, Herr Rafaael, können Sie mir nicht sagen, wo treff ich Annibal Carracci?“ Diese Zeit ist vorüber, und wir müssen uns eher hüten, das Gute zu übersehen, was sie wirklich geleistet, und was auch uns zu fördern vermag. Denn wer, wie die Carracci gethan, den Werth und die Aufgabe der Kunst darin sucht, die Vorzüge der größten Künstler sich anzueignen und die Zeichnung Rafaael's mit dem Colorit

Lizian's und dem Halbdunkel Correggio's zu vereinigen, der hat allerdings wohl nur die Theile, ohne das geistige Band, in seiner Hand; aber er war doch genöthigt, dem Studium großer Meister sich hinzugeben; und daraus kann auch einmal das Rechte kommen, wie eine falsche Anwendung unerfreuliche Ergebnisse geliefert hat. Ohne schöpferische Phantasie, ohne Wärme der Empfindung und ohne eignen Formensinn und Geschmac wird uns ein Künstler, und besäße er die technischen Mittel in höchster Vollkommenheit, und handhabte er die Ausdrucksweise der größten Genien ohne Fehl, allezeit kalt lassen. Oder ist dies nicht der Fall bei dem großen Gemälde des Annibale Caracci (425), auf welchem die Heiligen vor dem Throne der Jungfrau stehen, und mit den Engellnaben zu ihren Füßen, wohl an Rafaael und Correggio, aber nicht an sich selbst erinnern; oder gar bei jenem, wo unter Anwendung nichtsagender, nach allgemeinen Schönheitsprincipien gewählter Stellungen und Bewegungen eine Almosenvertheilung des jungen St. Kosmus gegeben ist (426)? Selbst der Genius des Ruhmes (424) wird uns in seinen wohl überlegten, regelrecht abgemessenen Zug nicht mit sich fortziehen, wie er es noch am Anfang des Jahrhunderts bei so vielen Künstlern und Freunden der Kunst gethan.

Schwerlich wird es uns besser ergehen mit dem Werke eines anderen hochberühmten Meisters, das erst seit 1845 der Sammlung beigelegt worden, um den Schmerz zu stillen, daß darin der Name des Dominichino fehlte. Es stellt eine Caritas vor (457), und ist ein am Boden liegendes Weib im grauen Kleide mit drei Kindern, davon das eine an der Brust trinkt, das andere schlafend quer über ihr liegt, das dritte herbeiläuft und nach einem dargereichten Apfel langt. Zerstreut in der Composition, so daß keine Figur mit der andern sich gruppiert, keine Linie in der andern einen Fortgang hat, ausdruckslos in den Formen und von sehr trockner Färbung, kann es sich nur durch die sehr wirkungsvolle Modellirung, vornämlich der beiden wachen Kinderköpfe und der Brust der Mutter, besonders auszeichnen.

Ein wärmeres Gefühl bezieht die Gemälde Guido Reni's, deren die Galerie eine verhältnißmäßig große Anzahl enthält, nämlich zehn. Am meisten bewundert sind drei Christusköpfe von ihm, mit der Dornenkrone (447, 449, 453), die inzwischen in einem Cabinette an der Nordseite hängen. Es ist mir sehr auffallend gewesen, daß ich feingebildete Frauen davor gesehen, davon die Einen durch den Anblick eines solchen Ecce homo! zu Thränen gerührt waren, während Andre nur

fühle Malerexercitien darin erblickten, bei denen der Ausdruck allein in der Lage des Kopfes, in der Verschiebung der Linien zu suchen ist, und mithin ein ganz äußerlicher, seelenloser sei. Und in der That, denkt man an den Christuskopf im Spasimo von Rafael, oder an Gekreuzigte des Tizote u. A. m., so muß man nothwendig einen Unterschied

sieht, wie gering auf diesem Wege das Charakteristische in den Gestalten, Klarheit und Wahrheit in der Darstellung angeschlagen werden. Hier sehen wir eine Fürstin neben einem Fürsten sitzen; sie ist im Begriff, eine Krone (die sie möglicher Weise von seinem Kopf genommen) auf ihr bereits mit einem Diadem geschmücktes Haupt zu setzen; die



Guido Reni.

wahrnehmen, wie zwischen einem wirklichen Schmerz und einem nur dargestellten.

Unter den andern Bildern Guido's zieht besonders das „Rinus und Semiramis“ benannte (451) durch die Käthselhaftigkeit der Darstellung an. Es ist als „Salomo und die Königin von Saba“ im Jahre 1752 aus Privatbesitz in Italien gekauft und mit einer Summe von dreitausend Ducaten bezahlt worden. Es ist doch seltsam, daß man Kunstwerke erwirbt, und Geld, sehr viel Geld dafür gibt, und sich so wenig um ihren Inhalt, ihre Bedeutung bekümmert, daß es vollkommen gleichgültig ist, ob man einen König Rinus oder Salomo erhandelt hat. Man

Rechte streckt sie, und zwar mit gespreizten Fingern, so nach ihm aus, daß der Rücken der Hand nach uns gekehrt ist; er berührt mit der seinigten die innere Fläche der ihrigen, ohne damit anzudeuten, ob er sie freundlich ergreift oder abwehrt. In ihrem Gesicht steht eine unbestimmte Frage, in seinem ein müßiges Erstaunen. Wem wäre aus der Geschichte Salomo's, oder auch der Semiramis ein Moment bekannt, aus welchem dieses Bild seine Erklärung schöpfen könnte? So völlig unzureichend in der Darstellung, wird das Bild auch nicht etwa durch die Zeichnung besonders gehoben, die im hohen Grade markgelbhaft ist, nicht durch den Geschmack in der

Anordnung, dem, wie in der vom Gürtel zum Knie der Königin geführten graden Linie, wie bei dem unter gebrochenen, hängenden Falten vorgestreckten Unterbein aller Schönheits- und Formenfuss abgeht. Es bleibt also nur ein etwas süßliches Colorit, eine geschickte Technik und — der Name des Künstlers übrig, um die dreitausend Ducaten

nur Zugabe ist. Vellagenswerther jedenfalls ist die todte Farbe des rothen Vorhangs hinter der Venus, die gradezu auf die ohnehin nicht lebhafteste Carnation wie eine schwere Last drückt.

Von einem andern Meister der Bolognesischen Schule, Guercino da Cento, zählt die Sammlung dreizehn bis vierzehn



Guercino da Cento.

aufzuwiegen.

Freuen wir uns, daß dieser Name in der Galerie noch durch ein anderes Gemälde auf das Genügendste vertreten ist, durch seine Venus (450), eine unbelleidete weibliche Gestalt, die, wenn auch nicht in der Farbe, doch in der Anmuth der Lage, dem Reiz der Bewegung, dem sanften Fluß aller Linien die meisten derartigen Bilder übertrifft, ohne die Grenzen des Edlen und Reinen zu verlassen. Wenn dabei der Liebesgott, nach dessen Pfeilen sie langt, eine Tänzerstellung annimmt, so darf man das nicht zu schwer nehmen, da Guido selten zur Charakteristik irgend eines Gegenstandes gelangt, Amor hier aber offenbar

Bilder. Guercino ist in der Regel etwas matt in der Farbe, wie er weichlich in der Zeichnung und wenig bedeutend in Composition und Darstellung ist. Um so mehr überrascht ein Bild von ihm, das wenigstens in der Farbe und Modellirung an Energie nicht leicht übertroffen werden kann. Das ist auch eine Semiramis (492), welcher ein Bote den Ausbruch eines Volksaufstandes in Babylon meldet. Gut freilich, daß der Katalog so freundlich ist, uns zu belehren, denn das Bild würde uns weder den Aufruhr, noch den Namen der Königin verrathen. Sie ist im Begriff, Toilette zu machen, und hat sich eben von einer Dienerin das Haar

fammen lassen, als der Bote mit der genannten Nachricht in's Zimmer tritt. Man begriff auf den ersten Blick, daß es bei all diesen Gemälden auf die Darstellung selbst, auf Charakter und Ausdruck gar nicht ankommt, und daß der Künstler es allein auf eine materielle Wirkung abgesehen hat. Es ist nicht überflüssig, daran zu denken und solche Bilder darauf anzusehen; zumal da in unsern Tagen einzelne Maler und ganze Schulen wieder diesen Weg eingeschlagen haben, in der Hoffnung, so möglichst rasch auf den Höhen der Kunst anzulangen, und Neues, Niedergelegenes zu leisten. Die Armen! Nicht mit der größten Anstrengung bringen sie etwas hervor, was an Farbeneffect und Haltung diesem sehr unbedeutenden Werke des Guercino nahe käme, während durch Conception, Anordnung, Darstellung, Charakterisierung, selbst im Geschmack ganz Neues geschaffen, und durch Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks das innerste Gemüth bewegt werden kann. Immer inzwischen wird der Künstler hier noch mehr lernen, als bei den sehr matten Bildern Guercino's, Lot mit seinen Töchtern (190), Venus und Adonis (483), Cephalus und Procris (484), Dorinda in den Armen des Lino, welche dem vor ihr knieenden Silvio ihre Wunde (am Unterleib) zeigt (489). Wie das letztere ebenso abgeschmackte als geschmacklose Bild beim Anlauf für ein Werk des Correggio hat gelten können, das gehört zu den Räthseln der Kunstliebe, und steht dicht neben der Thatfache, daß es eine Zeit gegeben, in welcher das Bild vom saubern Lot mit 14,000 Livres bezahlt werden konnte.

In ähnlicher Weise wenig ausdrucksvoll, charakteristisch und schön, gleichgültig gegen die Composition, dagegen von überaus kräftiger Wirkung der Farbe und Meisterhaftigkeit des Vortrags, ist Vern. Strozzi, der sogenannte Prete Genovese, welchem vier große Bilder der Sammlung das Zeugniß der Virtuosität geben, ohne damit eine Wirkung auf's Gemüth zu machen, oder der Erinnerung etwas anderes zurückzulassen, als den Eindruck prächtiger Farben.

Weiter geht in derselben Richtung ein anderer Genuese, Gio. Batt. Langetti, in seinem „Apollo und Marsyas“; nur daß es ihm neben seiner bis zur Täuschung gesteigerten Modellirung und der leuchtenden Kraft der Farbe, um eine so wahre und sprechende, ja schreiende Wahrheit der Darstellung zu thun ist, daß Einem die Haut schaudert, wenn sie uns auch nicht wie dem armen Walbgott vom Leibe gezogen wird. Der Gott der goldnen Veier, welcher Bildung und Humanität zu den Erbgebornen gebracht, nimmt sich schon dem Marsyas gegenüber

in der Noth nicht gut aus; wenn ihn aber die Kunst als einen aus den Rothhäuten darstellt, der seinen Gegner mit wahrer Lust skalpirt, so hat sie offenbar die ihr gegebenen oder wohlstandigen Grenzen überschritten. Immer aber sehen wir (und wie das eben genannte Beispiel zeigt, nicht nur in unsern Tagen) die Kunst, die nur in Außerlichkeiten einen Werth setzt, und vorzugsweise nach Virtuosität trachtet, gefühllos; sie empfindet bei dem Gleichgültigen keinen Mangel, und vor dem Schrecklichen keinen Abscheu. Abgesehen von dieser Verirrung des Geschmacks, muß das Verdienstliche in Langetti's Werk anerkannt werden, diese meisterhafte Zeichnung des Körpers von Marsyas, die Charakterisirung seines Schmerzes in allen Muskeln und Nerven und im ganz verzerrten Gesicht, woneben allerdings das Idealisiren dem Künstler schlecht gelingt, wie er an den leeren, weichlich-unbestimmten Formen des Gottes gezeigt hat.

Die naturalistische Auffassungsweise in der Kunst führt nothwendig zur Genremalerei, wie die Geschichte der niederländischen Malerei am deutlichsten darthut. Nur wo der Idealismus so ursprünglich und so energisch herrscht, wie in der italienischen Malerei, kann die Unterordnung unter die Wirklichkeit nicht bis zur Darstellung ihrer alltäglichen Erscheinungen führen. Dennoch ist auch Italien nicht ganz ohne diese Kunstgattung geblieben, nur daß sie sich von den allgemeinen Gesetzen der Historie in Anordnung, Zeichnung, Styl, und namentlich in dem Größenverhältnis der Figuren nicht entfernt hat. Als Hauptvertreter dieser Gattung bei den Italienern gilt Michel Angelo Amerighi da Caravaggio. Die Galerie besitz sechs Bilder von ihm, von denen vier dem Genre angehören. Unter diesen sind es vornämlich die beiden Darstellungen lartenspielerder Soldaten, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, schwerlich aber lange fesseln. Denn wir werden bald inne, daß so bedeutungslose Gegenstände nur durch irgend ein künstliches Mittel, durch Virtuosität des Vortrags, Fleiß der Ausführung, Eigentümlichkeit der Trachten u. s. w. interessant gemacht werden können, daß aber diese Mittel schon bei der ersten Wiederholung sich abnutzen. Die Spieler des Caravaggio (158, 160) machen einen so geringen Eindruck, daß man — so viele er gemalt hat — immer dasselbe Bild zu sehen glaubt.

Noch weniger übrigens — das muß man dem Naturalismus zugestehen, der doch immer die Mannigfaltigkeit des Lebens zur Grundlage hat — gelingt es dem Idealismus uns zu fesseln, wenn ihm seine Seele die Idee, wenn ihm geistiger Gehalt, schöpferischer Sinn abgeht. Es gibt kaum langweiligere Bilder, als die des Francesco

Albano mit ihren Engeln und Liebesgöttern, christlichen und heidnischen Gottheiten, die sich in ein so kleines Repertoire von eingelernten, überdies ausnehmend jertlichen Attitüden getheilt, daß man immer nur dasselbe Stück vor sich aufgespielt zu sehen glaubt. Doch gehörten diese Bilder einst zu den Lieblings der Kunstfreunde und die Dresdner Sammlung ist so glücklich, deren zehn zu besitzen.

Lassen wir diese wenig ergiebigen und wenig erbaulichen Steppen der Kunst hinter uns und treten wir ein in ihren blühenden Garten, zu den Venetianern! Der Eindruck des dritten Saales ist überwältigend. Schon dem ersten Bild begegnet eine Reihe von Gemälden, die durch die aus ihnen leuchtende Wahrheit, und durch die in ihnen waltende Schönheit einen unvergleichlichen Zauber ausüben. Es gehört mit zu den glücklichsten Griffen, die man bei der neuen Anordnung der Gemälde gethan, diese vorzüglichen Werke der großen Venetianer hier zu vereinigen und damit eines durch das andere zu erklären und zu heben. Vor Allen ist es Paolo Veronese, der uns entgegentritt; er ist der Lonangeber dieses Saales. Es gibt wenige Stellen überhaupt (außer Venedig und Paris), wo man das bedeutende Talent dieses großen Künstlers richtig würdigen lernen kann, da er durch die Leichtigkeit, mit welcher er producirt, allerdings oft zur Oberflächlichkeit verleitet worden; keine Sammlung aber enthält so viele Werke von ihm, als die Dresdner, aus denen sein ihm ganz eigentümlicher, poetisch-künstlerischer Sinn so klar zu erkennen wäre. Immer preist man die Bracht seiner Anordnung, den leuchtenden Glanz seiner Farben, den herrschenden Silberton, der ihnen so viel Reize verleiht; aber man hat nur selten Gelegenheit, aufzusteigen zu dem Quell, aus dem alle diese Vorzüge fließen; nur selten tritt der Grundzug seines künstlerischen Charakters so entschieden und so oft uns entgegen, als hier.

Es ist das Vorrecht des Humors, die Unterschiede zwischen hoch und niedrig, zwischen klein und groß aufzuheben, indem es das Kleine bedeutend, das Große aber nicht ungewöhnlich, nicht übernatürlich erscheinen läßt. Es ist die Arbeit, welche das Leben selbst täglich ausführt, und die uns nur eine poetische Berklärung desselben verdeckt. Man umgibt biblische Gestalten und Geschichten mit einem Heiligenschein, um ihnen eine über dem Leben stehende Wichtigkeit zu geben, um ihnen damit einen größern Einfluß zu sichern. Den größten aber hat immer die Wahrheit, und wer uns jene Begebenheiten im Gewande der Wahrheit zeigt, wird uns leichter für sich gewinnen, als wer sie im Gegensatz mit der

Natur und deren Gesetzen hinstellt. Wenn uns nun aber Nichts so wahr erscheint, als was wir selbst erlebt haben und erleben, so müssen Darstellungen aus der Vergangenheit in demselben Maße an überzeugender Kraft gewinnen, als sie sich mit den Erlebnissen der Gegenwart in Uebereinstimmung zeigen, als die handelnden Gestalten in ihrer ganzen Erscheinung von den uns umgebenden, wirklichen, in Nichts sich unterscheiden. Diese Anschauungsweise, die der van Eyckschen Schule in Flandern ihre Richtung gegeben, die wir auch bei den gleichzeitigen Florentinern wiederfinden, bildet den Grundzug in den Darstellungen Paul Veronese's. Wenn aber die Florentiner die wirklichen Menschen nur gewissermaßen als Zuschauer theilnehmen lassen an den erzählten Begebenheiten; wenn die Niederländer auch ihre wirklichen Menschen die heilige Handlung vorstellen lassen, die Handlung selbst aber in einer höheren, feierlichen Region halten, so daß das Leben doch nur seine äußeren Merkmale dazu geliebt, selbst aber für sich seine eignen Wege geht: so hebt Paolo Veronese auch diese Scheidewand auf; nicht nur äußerlich, nein auch innerlich unterscheiden sich die heiligen, oder die vergangenen Geschichten nicht von den gegenwärtigen; Menschen und Ereignisse bleiben sich immer gleich; der Unterschied liegt nur in einer höheren Stimmung, in einer Steigerung der Empfindung, die aber nie die Grenzen der Wirklichkeit zu verlassen braucht, um zu wirken; ja sie erscheint erst in voller Kraft der Wahrheit, wenn sie ihr Gegenheil in sich hat, wie das Leben, das unbelümmert um einzelne Ereignisse, seine Wellen treibt und wo Ernst und Scherz, tiefes Leid und gleichgültiges Spiel dicht neben einander wohnen und durch ein weiterreichendes Band als Theile eines größern Ganzen in harmonischer Verbindung gehalten werden. Es ist leicht einzusehen, daß in diesen Richtungen Ausschweifungen unvermeidlich sind, wenn die Hand des Künstlers nicht von Geschmad und von edlem Formensinn geleitet wird, Bedingungen, welche von Paolo Veronese meines Erinnerns nie verletzt worden sind. Bierzehn Bilder der Sammlung tragen seinen Namen. Treten wir nun vor seine Hochzeit zu Cana! (277). Lassen wir einstweilen Farbenpracht, venetianische Costüme und Architektur und was sonst das Bild an malerischen Reizen besitzt, und gehen wir auf den eigentlichen Inhalt ein! Es geschieht das bekannte Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein. Es ist keine Spur von Symbolik in der Darstellung; es ist ein Factum; der Wunderthäter ist auch kein Gott, sondern ein Gast wie andre, und was er gethan, unterliegt der Prüfung. Ja er selbst sieht — obchon sichern und selten

Blides, doch — mit Spannung nach dem Becher, der so eben einer Probe unterworfen wird. „Der Wein hat eine schöne Farbe!“ scheint der Präses zu sagen; „wollen sehen, ob er auch den Geschmack hat.“ Andere, die den Wein bereits kosten, bewegen sich in demselben Kreise der Anschauung; man sieht nach und erkennt mit Genugthuung, daß das Experiment gelungen. Außer Fassung kommt Niemand dabei; ja wenn auch die Hochzeitmutter sich fragend umsieht, so hat sie mehr den Ausdruck der besorgten Wirthin, als den der Exaltation. Die Braut bleibt ungestört im vertraulichen Gespräch mit ihrem Bräutigam; die Diener bringen, unbekümmert um den Vorgang, neue Speisen; man ißt und trinkt wie gewöhnlich; ein kleines, neugieriges Mädchen läßt sich heimlich einschleichen, und ein anderes sitzt unter dem Sessel eines Gastes und spielt mit seinem Käpchen. So hat der Künstler das Ereigniß, indem er es mit allen Merkmalen der Wirklichkeit umgab und jede Uebernatürlichkeit, sowohl bei der That als bei ihrer Auffassung fern hielt, vollkommen glaubwürdig gemacht; in der That wie in der Bibel selbst, die auch in der anspruchslosesten Weise Wunder erzählt und erleben läßt wie tagtägliche Begebenheiten.

Was nun diesem geistreichen Bilde einen besondern Werth verleiht, ist die Vollenbung, mit der es durchgeführt ist. Nicht allein, daß die vorgestellten Personen wirkliches Leben haben, sich leicht und natürlich bewegen und eine große Mannigfaltigkeit der Charaktere zeigen, sondern sie sind auch von dem sprechendsten Ausdruck in Mienen, Stellung und allen Motiven, so daß man bei keiner im Zweifel darüber bleibt; die Zeichnung ist sehr bestimmt und die Farbe von leuchtender Frische und Klarheit.

Der sogenannte Prachtstyl, den man dem Paolo zuschreibt, tritt viel mehr in dem zweiten großen Bilde dieses Saales, der Anbetung der Könige (276), hervor. Hier liegt der Nachdruck offenbar im Prunk der Trachten und Waffen, in der glänzend ausgefüllten Räumlichkeit und äußeren Contrasten; dafür fehlt Bestimmtheit und Schönheit der Charaktere und des Ausdrucks, so daß eigentlich kaum ein Kopf wirklich interessiert, zumal da die Behandlung und Ausführung im Ganzen sehr flüchtig ist. Nur schlen auch hier die humoristischen Züge nicht und das Christkindchen ist sehr verwundert darüber, daß der alte Mann ihm seine Füße küßt. Auffallend bleibt nebenbei der Werthunterschied der rechten und der linken Seite, indem die erstere offenbar, selbst in der Farbzusammenstellung (z. B. in der Gewandung des Mohren), bevorzugt ist.

Von ungleich größerem Werthe und tiefer-

greifender Wirkung ist die Kreuztragung (279). Hier zeigt der Künstler uns die Freiheit und Selbständigkeit seiner Auffassung unter dem Einfluß eines warmen Mitgeföhls. Je leichter er das Wunder bei der Hochzeit genommen, um so ernster nimmt er den Ernst des Ganges nach Golgatha, ja hier benützt er sogar ein Legendewunder, das Außerordentliche des Ereignisses in's vollste Licht zu setzen. Unbeschreiblich rührend und ergreifend ist der Anblick des unter der Last des Kreuzes erliegenden Erlösers, und doch sind die Schergen und Kriegsknechte unberührt von Mitleid. Nur ihr Führer, der Hauptmann (der auch später am Fuße des Kreuzes vom Tode Christi bewegt wird), wendet sich erstaut und von Mitgeföhls auf's Stärkste erregt nach ihm; denn er hat das eben auf dem Schweituch Veronica's zurückgebliebene Abbild des Antlitzes gesehen und blickt ahnungsvoll und mit der Frage: „Was muß das für ein Mensch sein, dem solches begegnet?“ zu dem zusammengefunkenen Kreuzträger nieder. Er wehrt die Umstehenden, auch Veronica ab, nicht um sie von Christus fern zu halten, sondern um für sich den Blick frei zu haben. Mit großer Sparsamkeit sind hier Nebenfiguren angewendet (z. B. ein in's Horn blasender Junge), selbst die Gruppe mit der Mutter so weit rechts gestellt, daß die Hauptwirkung auf die Mitte concentrirt bleibt und mit ebensoviel Feingeföhls ist die Farbestimmung des ganzen Bildes so ernst, daß man schon von Weitem auf seinen tragischen Inhalt aufmerksam gemacht wird; doch ist auch hier eine Seite (und zwar die linke) viel vorzüglicher als die andere.

Das vierte Bild dieses Saales ist ein Botigemälde (278), angeblich die Familie Concina vor dem Throne der Madonna. Wie viel in der Malerei schon auf die bloße Anordnung ankomme, sehen wir aus der Abweichung, welche die spätere Kunst in dieser Beziehung vom Herkommen gemacht. Sieht die Madonna in der Mitte auf einem Thron oder gar auf Wolken und nahen sich ihr von beiden Seiten die Bittenden oder Betenden, so wird es der Kunst sehr schwer, eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Theilen herzustellen, während die Stellung der Mutter mit dem Kind und den Heiligen an einer Seite und das Herantreten der Stifter von der andern, eine natürliche Beziehung beider auf einander wesentlich zu erleichtern scheint. Jedensfalls ist es den spätern Venetianern weniger anspruchsvoll und mit ihrer natürlichen Darstellweise mehr übereinstimmend vorgekommen, als die symmetrische, architektonische Aufstellung der alten Schule. Das hier bezeichnete Gemälde gehört zu den vorzüglichsten des Meisters. Mit größter Klarheit sind die göttlichen und die mensch-

lichen Personen einander gleichgestellt und mit herzlichster Freude verlangt das Christkind nach ihnen. Die Andacht der Eltern, die fromme Scheu eines ihrer Auserwählten wird bedeutend gehoben und wahrer dadurch, daß die Kinder, welche der Stufe ihrer Entwicklung gemäß sie doch nur äußerlich und nach Vorschrift, aber freilich nicht unterschieden von der ertlichen zeigen könnten, sich entweder gar nicht um die Heiligen kümmern oder mit scheuer Neugierde nach ihnen hinsehen. Dabei ist der Gedanke, daß Glaube, Liebe und Hoffnung die Familie zum Altar geleiten, mit Zartheit und Geschmack vermittelst — sonst in solchen Fällen sehr bedenklicher — allegorischer Frauengestalten ausgedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Beranger.

Von

Moriz Hartmann.

Ma muse c'est le peuple . . .
Mes chansons c'est moi . . .
Beranger.

In einem schönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Benedey jener entlegenen und einsamen Gegend zwischen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chanfonnier vorgestellt zu werden. Damals war dieser entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gassen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen, und bestanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäusern. Alazien und allerlei Frucht bäume umgaben die einzeln stehenden, kleinen Häuschen; ja selbst ein kleiner Hain von Lannendäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Säusen, das vom Geräusche in den Gassen so unendlich verschieden ist, und durch das Lannentrauschen und Gefaue erscholl Vogelgesang. Man glaubte auf dem Lande zu sein, in einem Dorfe, das einige Glückliche procul negotiis, nach überstandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieser glückseligen Insel, in einem einsam stehenden Hause mit Gärtchen wohnte der populärste Mann des modernen Frankreichs, und der größte Dichter seiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Benedey, den er seit Jahren kannte und schätzte, und des Freundes wegen auch mich mit so großer Herzlichkeit, daß ich mich neben dieser großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthusiasmus nur mit Herzlopfen

näherte, schon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der sich in seiner Nähe, trotz der seinen Ironie, die auf den seinen Fältchen seines Gesichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrschende Charakter seines Weisens war hohe Milde, Verjöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das macht den Fremden nur etwas betroffen, denn man fand einen Philosophen, oder besser, einen Weisen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität, oder sogar einen ausgelassenen lustigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chanfonnier gesucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrode, mit dem Sammetläppchen auf dem lahlen, runden Dichterschädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem sehr großen, etwas sinnlichen Munde, mit der dicken vollstümlichen Nase, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem so überaus klugen Ausdrude im Gesichte — der Mann, der in dem kleinen Salon so gemüthlich darsaß und plauderte, und mit einem Worte, mit einer Miene seinen Gast ganz und gar à son aise setzte, der Mann war der vollendetste Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau sagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten sich bei ihm auf's Ungezwungenste zum harmonischen und anmuthigen Concert, und machten aus dem vollstümlichen Dichter, den der Mann der Last und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetsten Gentleman.

Von sich selber sprach er wie von Andern, mit der größten Objectivität, mit jener Freiheit des Geistes, die man erst nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeschlossene Perioden hinter sich hat, zu erringen im Stande ist. So erzählte er auch einzelne Ereignisse aus seinem Leben, als ob er Geschichte schreibe, und urtheilte er über seine Leistungen wie ein Literaturhistoriker, ohne gemachte Bescheidenheit und mit milder Strenge. Widerspruch man ihm, nahm man ihn gegen ihn selber in Schutz, hörte er gerne zu, und er gestand es lächelnd, wie sehr froh er sei, wenn man ihn widerlege, die Chanfon als als eine höhere Dichtungsart anerkenne, und ihm das Verdienst zuschreibe, dieselbe vervollkommet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanfon eben so wohl, wie an seinem Talent, sie zu er-

weitem, lange gezwiebelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einst in seine kleine Wohnung beschied, in welcher er mehrere seiner intimsten Freunde versammelt fand. Beranger schien etwas verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich zog er ein Papier hervor und sagte: Ich habe hier eine Chanson ganz neuer Art, die ich Eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte zu arrogant zu sein, und der Chanson mehr zuzutrauen, als sie ihrer Natur nach vertragen kann. Mann man ein Stück ernster Philosophie in einer heitern Chanson heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu schänden? C'est ce que vous me direz. — Und so sprechend, begann er den Freunden das so bedeutungsvolle Lied: *Le Dieu des bonnes gens*, vorzulesen. Die Freunde brachen in Lobpreisungen aus und Beranger war glücklich. Von nun an, sagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanson ausgedrückt zu werden; sie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Diese Anekdote ist charakteristisch für Beranger und malt ihn so, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, sagte er mir, *vient du coeur, mais elle doit passer par la tête*. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüstete Natur, und er hat sich zum Künstler ausgebildet. Mit Hilfe der Reflexion kam er dahin, ursprüngliche, naive, wie tiefe und ernste Gedanken, combinirte Schöpfungen *naïv* auszudrücken; bemächtigt er sich mehr als irgend ein anderer zeitgenössischer Dichter aller Mittel, die ihm seine Sprache geboten, und schuf er sich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeschichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen, und gesormt und poetisch gestaltet, mächtiger auf sie zurückwirken mußten. Dies Alles ohne die merkbar verstimmende Absicht geistreich zu erscheinen. *Naïv* sind nur diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem ersten Besuche, in Beranger einen naiven Menschen zu finden erwartete. Nur bedeutende Geister, die sich gebildet, die gesorcht, gesucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Keuschheit, die Beranger auszeichnet. Naive und ausgebildete Geister werden im gegebenen, günstigen Momente Volkslieder schaffen, die weiter gesungen werden, weil sie einem gewissen Moment, einem gewissen Ereigniß, einer gewissen Privatstimmung entsprechen; nationale Gesänge, wie die Beranger'schen, werden nur von dem eroberer, der das Verständniß hat für das innerste Leben einer ganzen Nation, für das Wünschen und Streben, für Furcht und Hoff-

nung, für Leiden und Freuden seiner ganzen Zeit. In unsrer Zeit kann ein solcher Dichter auch nicht in den engen Grenzen einer Nationalität eingesperrt bleiben; für ihn gibt es keine Grenzen und keinen Rhein; er gehört der Welt. Auch stand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit,“ und hat er „die heilige Allianz der Völker“ gedichtet. Einige Monate vor meinem Besuche war ich über Ernst Moritz Arndt in Bonn erstaunt, als ich den Büchertisch dieses Franzosenfeindes von französischen Büchern und Revüen bedeckt fand, und ihn selbst von seinen französischen Freunden und Correspondenzen, und den Deutschthümern mit Interesse von Franzosen und Slaven, unsern Erblinden, sprechen hörte. Ich durfte nicht mehr staunen, als ich den größern französischen Dichter in alle Geheimnisse aller Völker eingeweiht sah, und Worte der Liebe und Theilnahme für alle aussprechen hörte. Für bloße Menschen ist die Nationalität nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine große Maske. — Was mir damals und später noch oft besonders wohl that, war Beranger's Bekanntschaft mit den deutschen Zuständen. Er interessirte sich für dieses Herz Europa's, das so groß fühlt und so langsam schlägt. Selbst mitten in den bewegtesten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jacob Benedy zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weise Worte an uns richtete. Die deutsche Literatur kannte er, so weit er sie aus Uebersetzungen kennen konnte, ja er hatte sich manden Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens übersetzen lassen. Er sprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszusagen. Der Dichter, der hinter dem heitersten Couplet einen ernsten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernsthaften Worte eine Grimasse versteckte. Von Uhland sprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwischen den beiden verwandten Genien bestehen mußte; vor Freiligrath, dessen erste Sammlung er nur kannte, stand er staunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am allerwenigsten in Deutschland erwartete; an Hoffmann priess er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauses in dem entfernten und einsamen Winkel der Weltstadt erschien, wenn man Beranger so reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher ist als die Finne der Partei, und von der aus man sich eines weiten, weiten, weltübersehenden Blicks erfreute. Ich bestehe auf dieser Eigenthümlichkeit Beranger's, weil sie bei diesem Chansonnier gewiß am wenigsten erwartet und von seinen französischen

Banagrifern noch weniger erlonnt und hervor-
gehoben wird, und endlich, weil ich sie, einige
praktische Politiker ausgenommen, seit dem
Jahre 1846 bei nur sehr wenigen seiner
Laudsteule angetroffen habe. Ich habe aus-
gezeichnete und berühmte Professoren ihre
Weisheit von der Kanzel verkündigen hören;
sie wurden Dummköpfe oder lächerliche Probt-
köpfe, sobald sie ihren Gedanken über die
Grenzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet,
der sich einbildet, ein weltumfassendes Herz
zu besitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer
Jolie Frankreichs; Merimée, der geistreiche,
vielgereiste, vielreisende und viellesende steht
nur auf dem Standpunkte des geistreichsten
und gebildetesten Commis voyageurs; J.
F. Ampère, der liebenswürdigste Franzose,
hat ein empfängliches Herz für alles künstlerisch
Schöne aller Völker. Sie sind Ausnahmen;
die meisten Andern begnügen sich mehr oder
weniger mit der Possentreiber-Anschauung
eines Harlekins, wie Philorète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene
Poesie der Anmuth, die uns aus hundert
beistern Liedern des Dichters entgegenweht.
Sie war ein sichtbarer Beweis, daß diese
Poesie, an die so schwer zu glauben ist, in
der That und Wirklichkeit bestehen kann.
Aber der größte Dichter konnte sie in einer
Junggesellenstube nicht so evident zur An-
schauung bringen, wie in seinen Gedichten,
wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche
Hand zu Hülfe käme. Die in früher Jugend
als Lisette, später als Bonne Vieille be-
zungenere treue Gefährtin Beranger's ging
bestehenden Schritten ein und aus, und ihr
Dasein erklärte die lustige Poesie, den Geist
der Ordnung und Anmuth, die über dem
einfachen Housrath in den beschiedenen Räumen
waltet. Die Zeit war schon gekommen,
von der der Dichter prophezeit hatte:

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen sich schon viele seine Fält-
chen durch das einst so schöne Gesicht; aber
noch hatte es seine jugendlichen Farben be-
wahrt, und die blauen, großen Augen blickten
milde und voll Verstand in die Welt.

Vous vieillirez, ô ma bello maitresse!
Vous vieillirez, et je no serai plus,
Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
Sarcirez-moi; mais quo l'âge pénible
Vous trouve encore fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.

La bonne vieille hieß eigentlich Judith
und war eine Jüdin. Sie hat ihr Lebenlang
tzu neben dem Chansonnier ausgehollt,
hatte mit ihm alle Wechsel des Geschickes

ertragen, und mit ihm gelacht und geweint.
Sie war ihm mehr als eine „belle maitresse.“
Seine größten und anspruchsvollsten Freunde,
wie Manuel, Chateaubriand, Lomenais und
André ocketen und liebten diese legitime
Muse und illegitime Freundin des Dichters,
und bei den kleinen Symposien, die manchmal
im Görtchen desselben Statt fanden, war der
Blick und das Wort dieser Freundin nicht
zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lomenais
liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern,
und Beranger erkannte sie als höchste Richterin
über seine Dichtungen, und zwar nicht wie
Molière, der an seiner Köchin die Komik
seiner Stüde probirte. Der herausführenden
Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über
Leben und Tod seiner Chansons, und er ver-
sichert, viel von ihr gelernt zu haben. —
Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu,
und hoffend, daß sie ihm gehorchen werde,
ist es die einzige Sorge für ihre alten Tage,
die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewissen
vorsichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der so
glücklich in den Log hineinlebt, wie ein Vogel
auf den Zweigen, und an nichts in der
Welt weniger denkt als an Geld und Gut.
Er hält eine Anzahl von Chansons zurück,
und schließt wegen seiner posthumen Memoiren
Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er
dahingegangen, der bonne vieille ein feu pai-
sible zu hinterlassen, an dem sie ihres Freun-
des Lieber wiederholen kann.

Objet chéri, quand mon renom futille,
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait, quand votre main débile,
Chaque printemps, suspendra quelque fleur,
Levez les yeux vers ce monde auvisible
Ou pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.

Es sollte Beiden nicht so gut werden. La
bonne vieille starb einige Monat vor Ber-
ranger, und die einzige ökonomische Maßregel
seines Lebens war umsonst.

Beranger war sein Lebenlang ein armer
Mann, obwohl die Gelegenheiten, sich zu be-
reichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hätte
mon seine Unabhängigkeit bezahlt; wie glän-
zende Stellungen sind ihm oft auf ehrenhafte
Weise angeboten worden. Doch das gehört
in sein öffentliches Leben; so lange wir uns
auf seiner Stube befinden, wollen wir uns
mit einigen Zügen aus seinem Privatleben
begnügen. Eine Ausfolge seiner Gedichte brachte
ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine
solche Summe beisammen, und er war in
Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er
brachte das Geld zu einem Freunde, einem
Bonquier. „Da bringe ich Dir eine grosse
somme; ich verstehe nichts von Geschäften;
hondle damit noch Deiner Einsicht.“ — Durch

mehre Jahre liefen die Zinsen regelmäßig ein; aber eines Tages tritt der Freund vor Beranger: „Da hast Du Dein Geld; ich ziehe mich von den Geschäften zurück und will mich nicht länger damit belasten.“

„Was liegt daran, daß Du Dich zurückziehst? — ich habe Dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Banquier anvertraut. Was soll ich damit anfangen?“

Der Freund widersteht, Beranger bringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er in dessen Niedergelassenheit, daß hinter seiner Handlungsweise irgend ein Geheimniß versteckt sei. Nach langem und eindringlichem Zureden gesteht endlich der Banquier, daß er in Folge mehrerer faillites ruiniert sei und wahrscheinlich selbst gezwungen sein werde, sich faillit zu erklären.

„Meine reichen Geschäftsfreunde,“ fügt der Banquier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das sie bei mir in Geschäften gewagt haben; aber mit Dir verhält es sich anders. Dies ist Dein ganzes Vermögen, Du hast nicht speculirt, Du hast nichts wagen wollen, Du mußt Dein Geld zurücknehmen.“

„Mein lieber Freund,“ antwortet Beranger, „Du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkst es nicht, daß Du etwas Uebelwerthes begehen willst. Du fällst als ehrlicher Mann; kein Uebel hastest auf Dir; ich will nicht, daß Du etwas gegen Deine Pflicht thust und ich will auch nichts gegen die meine thun. Nimm das Geld wieder mit Dir.“

Der Banquier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Concurse und Beranger erhielt von seinem ganzen Capital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls sein ganzes Vermögen bei einem Banquier angelegt hatte, ohne sich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und rath ihm, sein Geld zurückzugehen.

„Und warum?“

„Weißt Du denn nicht, daß R.'s Geschäfte sehr schlecht gehen?“

„Wenn seine Geschäfte schlecht gehen,“ antwortet Beranger, „so sehe ich nicht ein, wie seine Geschäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum besser gehen sollen.“

So lieh er denn auch sein Geld wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man sagt, im Allgemeinen die Liebe zum Besitz vergrößert, hat in der unbegrenzten Uneigennützigkeit Beranger's nichts verändern können. Herr Jaal Beregre, der seine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelsten und Besten seiner Nation Theil nehmen lassen will, schickte bei Gründung des Credit mobilier dem greisen Dichter eine

große Anzahl von Actien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne geworden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm sie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrschenden Eucht nach diesem Papiere übermorgen wahrscheinlich über Hunderttausende gebieten werde, lief er erschrocken zu Herrn Beregre und bat ihn, diese Papiere, die ihn aus seinem gewohnten Geiße werfen würden, doch ja gütigst zurückzunehmen.

Aber wer ist dieser Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie ist er es geworden? Wir müssen doch endlich sein Leben erzählen — denn dies ist der Zweck dieser Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Leben, über den Charakter und über die Dichtungsweise Beranger's zu sagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeschichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an diese gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix ist und daß es in dem Lande der „Corruption“ noch viele so reine, mehr als spartanische Charaktere gebe, Männer, von denen man sagen könnte, sie seien Spartaner, die sich lange in Athen aufhalten. Wir haben in diesen Plättern von François Rude gesprochen, wir sprechen heute von Beranger und gebeten bald von einem Künstler zu sprechen, der es verdient, als im Rande der Dritte aufzutreten. Und diese Drei stehen nicht allein. Die Rude und Beranger sowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nachfolger. Die große Tradition ist in Frankreich nicht ausgestorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die sich durch den Schmutz, den die Erde nach so vielen Fluthen am Strande zurückgelassen, rein und unbesleckt durchgearbeitet haben.

Pierre-Jean de Beranger ist geboren in der Heimath Rolière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris und nach diesen vier Blüthen des Pariser Geistes zu schließen, mußte man annehmen, daß vor allen andern Franzosen die Pariser mit dem kampferstigen, immer heiteren Geiste des Widerspruches gegen menschliche Thorheit und Schlectigkeit begabt sind und wäre es dann nicht die Centralisation allein, welche die Hauptstadt zum Vorläufer, und zwar zum singenden und lachenden Vorläufer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulin war ein Pariser. In einem alten Hause der Rue Montorgueil, das heute verschwunden ist, unfern dem Geburtshause Rolière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube seines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahre 1780, wie er in seinem Gedichte „der Schneider und die Frau“ selber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
 En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
 Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-
 père

Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit diesem Gedichte fängt die Biographie
 Beranger's an, die man sich ganz aus seinen
 Liedern zusammensetzen kann, denn seine Lieder

die Zeit übernehmen und man darf voraus-
 setzen, daß die Erstürmung der Bastille, der
 er als Gamin von neun Jahren beiwohnte,
 eine gute und ausgiebige Lektion gewesen.
 Daß er sie nicht vergessen, beweist das Lied,
 das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt,
 gedichtet hat und aus dem eine sehr lebhafte
 Erinnerung herausklingt:



Beranger.

waren seine Thaten; aus seinen Thaten er-
 wuchsen ihm seine Martyrien wie sein Ruhm
 und in diesen Thaten wie in seinen Leiden
 spiegelt sich die ganze Zeit, die er durch-
 lebt hat.

Er wurde bei seinem Großvater geboren,
 weil sein Vater kein Chez-soi hatte. Dieser
 hielt sich für einen Edelmann, führte ein lusti-
 ges Leben, so in den Tag hinein und wartete
 es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben
 in den Mund flogen. Desto zärtlicher war
 der Großvater; so zärtlich, daß er den kleinen
 Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachsten
 Erziehungssystem, nicht mit dem geringsten
 Unterricht behelligte. Dieses Geschäft mußte

.... Souvenir plein de charmes,
 J'étais bien jeune, on criait: Vengeons nous!
 A la Bastille! aux armes! vite, aux armes!
 Marchants, bourgeois, artisans couraient tous...

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne
 gebracht und einer Tante übergeben, die da-
 selbst, in der Vorstadt, ein kleines Gasthaus
 hielt. Kaum daselbst angekommen, hatte er
 ein kleines Abenteuer. Er stand am Fenster
 und betrachtete die Wolken, die gewitterschwer
 heraufzogen, während die alte, fromme Tante
 voll Angst ein Kreuz nach dem andern schlug
 und sich und den Resten mit geweihtem Wasser
 bespritzte. Der Blitz schlägt ein, das Kind
 wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden.

Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erst nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtsein und sein erstes Wort, obwohl er noch blind, ist an die Tante gerichtet: Nun, was hat all Dein geweihtes Wasser genüpft? — Wie viele seiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend schon in dieser Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance“ erwähnt dieses Abenteurers mit einem anderen, lyrischeren Wiße:

Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
Et m'apprivoise avec celle des rois.

Diese Verse erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin gesprochen, Franklin, mit dem Beranger so manche Aehnlichkeit hat und in der That spricht er in demselben Gedichte von dem amerikanischen Buchdrucker, dessen Handwerk er in Veronne erlernte.

Je me eras des droits au nom de sage,
Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin.

Le métier de Franklin lehrte ihn, auf Bitten der Tante, die mit Schreden in dem kleinen Jungen einen unpositiven, poetischen Geist entdeckt hatte, der erste Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schicksal hat der Tante einen Streich gespielt, denn Herr Laisney machte selber Verse und sobald er in seinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brotlosen Verklunst, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunst.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon
maître“

bekannt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieser gute Mann sah ein, daß das poetische Feuer sich leicht selbst verzehrt, wenn ihm nicht Wissen und Bildung die gehörige Nahrung bieten und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique besuchen, welches ein Herr Vallue de Bellenglise, Ex-deputirter der Legislative, nach Rousseau'schen Ideen in Veronne gegründet hatte. Dasselbst erhielt Beranger die Grundlage zu einer soliden Bildung, die er sein ganzes Leben hindurch zu erweitern bestrebt gewesen. Man braucht nur das oben erwähnte Gedicht zu lesen, um an der Nührung, mit der Beranger von jener Peronne Zeit spricht, zu erkennen, daß er sie für die glücklichste Epoche seines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er sie schon im Jahre 1796, fest entschlossen, in Paris eine große und glänzende literarische Laufbahn zu beginnen.

Das Erste, was ihm in Paris auffallen mußte, war die sogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Directorium auf Gräbern tanzte, zwischen den

Trümmern zer Schlagener Hoffnungen schweigte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwig's XV., nur auf breiterer Basis, neu erstehen ließ. Gegen diese verderbte Welt richtete er ein satirisches Lustspiel „die Hermaphroditen“, das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er sich mit einem großen patriotischen Epos, „Chlodwig“, ab, das ganz in steifen, höchst regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend steckt immer in der Tradition und schwört auf die Worte des Meisters; mehr als jede andre Jugend die französische, die in tiefer Andacht vor der Classicität des siebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Classicität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in dessen Adern das griechische Blut seiner Mutter floß. Der echte antike Geist Chenier's, sowie der falsche antike Formalismus Chateaubriand's führten den ju chenden Beranger irre und er beging noch eine dritte antikistrende Sünde in dem idyllischen Gedichte „die Pilgerfahrt“, das aus vier langen und langweiligen Gesängen bestand. Welche Kämpfe hat das Genie zu bestehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu sich selber gelangt.

Müde von der dem Jüngling schon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, sagte er den Entschluß, nach Egypten auszuwandern — aber von einem besonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von seinem Entschlusse abgebracht, zog er sich nun, aller Mittel baar und alle ehrgeizigen Träume ausgehend, in eine Mansarde zurück. Und siehe da, die Armuth, sobald er sich mit ihr allein fand, enthüllte sich ihm als seine Mufe. In der Mansarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergessend, begann er in ungezwungenen Versen das Stüd der Armuth, die Freuden des Dachstübchens, die Reize Esettens zu singen und Beranger hatte sich selbst gefunden, ohne es zu wissen. Er sprach immer mit Nührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entsagung und der ungehofften Freuden:

„Ja, war so arm!... Erlaubte ich mir nur das kleinste Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magersten Speisen zu leben, die ich mir selbst bereitete; dabei häufte ich Keim auf Keim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Sprich ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne gesichertes Brot, ohne Kenntnisse eine Zukunft träumte ohne die Freuden der Gegenwart zu versäumen, fällen sich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O welch eine ködne Sache ist die Jugend, sie, die ihren Zander bis über

das Greisenthum, dieses so arme und entehrte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Rest der Jugend; lieben Sie und lassen Sie sich lieben. Ich habe dieses Glück sehr genau gekannt; es ist das größte des Lebens.“

In einer seiner Vortreden, die zugleich Meisterwerke des französischen Stiles sind, erzählt Beranger, wie er mit Hilfe Lucian Bonaparte's dem Glende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weise entronnen ist.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuschten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verse machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formlosen Gedichte einzupaden und sie per Post dem Bruder des ersten Consuls, Lucian Bonaparte, zuzuschicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitschreiben — ich erinnere mich dessen noch — trug den Stempel des Stolzes, der sich verlegt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protector seine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbelannt, so oft enttäuscht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterstützte. Aber schon nach drei Tagen, o unsagbare Freude! läßt mich Lucian Bonaparte zu sich berufen, erkundigt sich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; spricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathschlägen. Unglücklicherweise ist er gezwungen, Frankreich zu verlassen. Ich glaubte mich beinahe vergessen, als ich aus Rom eine Anweisung erhielt, um das Honorar des Instituts, dessen Mitglied Herr Lucian Bonaparte gewesen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich sorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir sagt:

„Ich überfende Ihnen eine Anweisung auf mein Honorar des Instituts. Ich bitte Sie, dasselbe anzunehmen und ich zweifle nicht, daß wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einst eine der Fierden unsers Parnasses werden. Pflegen Sie vor Allem die „Delicatsse“ des Reimes! Hören Sie nicht auf, lähn zu sein, aber seien Sie eleganter u. c.“

Beranger bezog das akademische Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er diese sehr mäßige Einnahme durch journalistische Mitarbeiterschaft an den *Annales de Musée*, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas später (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeister der Universität, als *Commissaire-expéditionnaire* in den Bureau des Secre-

tariats mit 1800 Francs Gehalt angestellt. In dieser bescheidenen Stellung verblieb er bis beinahe in die Hälfte seines Lebens.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geschätzt, kommt Beranger wieder auf seine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt sogar ein *Bau-deville*. Glücklicherweise aber war er bereits schon zu bekannt als *Chansonnier*, als liebenswürdiger anarchoisischer Sänger, als daß sich nicht Leute von Besonnenheit und Urtheil finden sollen, die ihn auf's Neue von diesem Wege, der für sein Talent ein Abweg war, weise abgeführt haben. Desaugiers, der berühmteste *Chansonnier* jener Zeit, sah Berangers Erfolge ohne Neid und Eifersucht, und obwohl ahnend, daß er von diesem umfassenden Geiste bald überstrahlt sein werde, mueterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den *Caveau* ein. *Le Caveau* war eine Art von *Vulcanshöhle*, in welcher sich unter dem Empire die talentvollsten unter den unabhängigen Geistern Frankreichs versammelten und die bald ein größeres Ansehen gewann als selbst die *Academie*, welche sich den despotischen Einflüssen Napoleon's nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie *le Caveau* unschädlich gemacht werden könnte. Aber welche französische Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in seinem Fluge aufzuhalten? Es ist wohl zu bemerken, daß Beranger in diesem Oppositionskeller bald eine der ersten Rollen spielte; denn zu oft sucht man ihn als einen unbefangenen *Revisor* des Empire's darzustellen, während er nur, wie alle *Nationalen*, zur Zeit des Unglücks sich auf Seite des geschlagenen Kaisers stellte und wie alle *Liberalen* zur Zeit der Restauration gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die *Gloire*-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Opposition machte. Daß er nicht einmal ein unbefangener Anhänger der „*Gloire*“ gewesen, zeigt seine liebliche Satire „*Le Roi d'Yvetot*“, die er als Mitglied des *Caveau* gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erst im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen“, tritt er als eigentlicher politischer Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrste verkörperte Wiederhall seiner Zeit dastehen wird. Vergessen sind die heitern Weisen der „*Bachante*“, des „*Senateur*“, der „*Gaudriole*“, „*Roger Vontemps*“, der „*Guenz*“ u. c.; jetzt gilt es nämlich, zu Muth und Kampf aufzufordern, und da Frankreich gefallen ist, es liebend zu trösten und auf bessere Zeiten hinzuweisen.

Gail gail serrons nos rangs!
En avant, Ganlois et Francs!

Im Angesichte des Feindes erschallen seine türkischen Oden, vor ihren Ohren zischen seine Spottlieder. Den Generälen Kaiser Alexander's singt man das Lied von den beiden Grenadiern; Wellington selbst hört die „Anglo-manie“ und „Billain-Ton“ als eine Serenade vor seinen Fenstern erklingen. Beranger's Lieder sind wie eine Fortsetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Insel Elba verläßt. Der Kaiser erkennt dieses Verdienst und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Censors an! So wenig begriff bereits Napoleon, selbst als er den Liberalen spielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf solche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

Diogène,
Sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Restauration beginnt für Beranger die glorreichste und zugleich durch seine äußeren Schicksale interessanteste Zeit. Vor den Reihern, die sich zusammengedrängten, um die Schmach Frankreichs so viel als möglich zu verweihen, die Reste der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein ausgebrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Ansprüchen rückkehrenden Adel, einen immer kühner und anmaßender sich erhebenden Alerus zu retten — vor den Reihern, die Manuel's und Foy's Reden begeistert, B. Louis Courier's Pamphlete aufreizten, ging er als singender Fahnenführer einher und seine Stimme erscholl so laut und wirkte so mächtig bis auf die hintersten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient sich jenes nationalen Mittels der Opposition, welches fast von sämmtlichen Liberalen jener Zeit als das mächtigste und wirksamste anerkannt und adoptirt worden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiser, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehm sein mußte, als jeder noch so heftige directe Angriff. Neben seinen Liedern gegen König, Adel und Alerus magt er es, den Mann von St. Helena zu besingen in seinem Souvenir du peuple, le petit caporal, le cinq Mai und Andern. Ueber seinen Imperialismus spricht er sich in seiner Vorrede von 1833 am besten selbst aus:

„Meine enthusiastische und treue Bewunderung für das Genie des Kaisers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeisterte, welches nicht aufhörte, in ihm den Vertreter der siegreichen Gleichheit zu sehen; — diese Bewunderung, diese Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelsten Gegenstand meines Liebes machen sollten, haben mich nie über den stets wachsenden Despotismus des

Kaiserreiches verblendet. Im Jahre 1814 sah ich in dem Falle des Kolosses nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, schien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man versicherte, daß sie sich mit diesen versöhnen würden; trotz der Ehre glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen diese Freiheiten aufzwingen... Die Täuschung dauerte nicht lange... Die Rückkehr des Kaisers theilt Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerstand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die vollköstümliche Fahne, trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuschte mich die Volksbegeisterung keineswegs; ich sah ein, daß Napoleon nicht constitutionell regieren konnte... Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn selbst die Bourbonen so wären, wie sie ihre Anhänger zu schildern pflegten, dennoch für sie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundsätze aufzubringen, welche seit 1814 wieder erobert hatten, was sie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Directoriums und der „Gloire“ des Kaiserreiches an Boden verloren. Diese Ueberzeugung verdankte ich weniger der Berechnung meines Verstandes, als dem Instincte des Volkes. Bei jedem Ereignisse habe ich es mit einer religiösen Sorgfalt studirt und ich habe es fast immer abgewartet, bis seine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erschienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Opposition anwies, mein Verhalten zu bestimmen. Das Volk ist meine Muse.“

Ein solcher Mann konnte unter der verfolgungsfüchtigen Restauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarsten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schreden,“ la terreur blanche, seufzte, getröstet; er hat den ei-dévant, den Marquis de Carabas und seine Sippschaft ausgelacht, das waren seine Verbrechen, die nicht ungestraft bleiben konnten. Sein bescheidenes Amt hatte er schon selbst ausgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingetretet. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Instinct des Volkes, das sie regierte, darstellte, und hoffte so sich an diesem Instincte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch diese That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Aijßen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung

der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geistvollen Verteidigung Dupin's von den eingeschüchterten und auserwählten Geschwornen zu drei Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von 500 Francs verurtheilt. Der Tag seiner Verurtheilung war der Anfang seiner größten Triumphe. Nie hat eine cause célèbre eine so große, so theilnehmende Volksmenge im Justizpalaste versammelt. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln waren vom frühesten Morgen an alle Räume besetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungssaale so ungeheuer, daß Präsident, Richter und Advocaten nur durch die Fenster auf ihre Posten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen und alle Gassen erschollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tausendstimmigen Chören gesungen wurden. Im Gefängnisse Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die schönsten Beweise lebhaftester Theilnahme, und zwar kamen diese Demonstrationen zum großen Erschrecken Beranger's und des Publicums, und vielleicht zum noch größeren Erschrecken der Regierung aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueste Anhänglichkeit bewährt hatten. Ist es ein Wunder, daß Beranger unter solchen Umständen, wenn auch im Gefängnis, den heitersten Ton seiner Jugendlieder wiedergesungen und daß die anstrengendsten seiner Gesänge aus Sainte-Pelagie datirt sind? Ist es ein Wunder, daß der Dichter aus diesen Gefängnisse trästiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichterische Kraft sonst abzunehmen pflegt, bespannte er seine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und seine Freude, wie ein vorgefühltcr Triumph, sein Spott und sein Anathema erschollen zugleich melodischer und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes und die hervorragendsten Männer der Nation drängten sich um ihn, suchten seine Freundschaft, strebten, freilich vergebens, ihm ein sorgenloses und bequemes Leben zu bereiten. Unter diesen Männern waren selbst solche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität standen, wie Chateaubriand. Zu seinen intimsten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marschall Sebastiani, Dupont (de l'Eure), Vassitte, General Joy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlassen haben würde, wäre er selbst in der hervorragendsten Stellung gealtert.“

Aus alle dem verstand es die Restauration nicht, sich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung des kleinlichsten Mittel, die Verkennung des Nationalgeistes und der Wünsche und Sympathien des Volkes waren ihr unter

Karl X. zur zweiten Natur geworden. Der definitiven Unterdrückung sämmtlicher Freiheiten sollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple,“ „les infimement petits,“ „l'Ange gardien,“ „Denys maitre d'école,“ eine neue Anklage geschleudert. Derselbe Triumph für Beranger, nur war er diesmal ruhiger, denn Frankreich fühlte sich stark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängnis und 10,000 Francs Geldstrafe. Die Geldstrafe zahlte für den armen Dichter die Ration; die Haft saß er im Gefängnis La Force ab, dem härtesten Gefängnis von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der sich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht ein tröstender Ton zu ihm zu bringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in seiner Thronrede auf die gesungene Nachtigall anzuspielen; der Erzbischof von Paris und andre Bischöfe warfen ihre Donnerstrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gesungenen. Aber das Volk sang seine Lieder und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn sie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man stand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch sein Leben und durch seine Lieder eben so viel bei, als Manuel und Joy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen selbst gethan, ist bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigste That seines Lebens. Was ich hier erzählen werde, ist ein Factum und ich habe es aus der besten Quelle, von Beranger selbst. Das Volk schlug sich, die Kanonen donnerten, aber eben so unschlüssig wie in St. Cloud war man in den Salons Vassitte's, wo sich die liberalen Deputirten versammelten. Es fand sich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugesprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es losstreue. Beranger erkannte dies und trat unter die zaudernden Deputirten. Er machte den Vorschlag zu jener Proclamation, die später erschienen ist. Man lächelte über den poetischen Brausekopf. Da Beranger das Zaudern sieht, setzt er sich selber hin und verfaßt die Proclamation und legt sie zur Unterschrift vor. Uebermaliges Zaudern. Da schreibt Beranger selbst die Namen hin. Gut, sagt er, gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geschlagen, dann habe ich die Proclamation aufgesetzt und unter-

zeichnet. Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden später sprach die Proclamation von allen Strafnedern zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht ansehen, welche Handschrift sie unter die Proclamation gesetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in seinem bescheidenen Dunel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht sich mit einem Liede: *A mes amis, devenus ministres.*

*Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et eroix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître:
Oiseau craintif je fais la glus des rois.*

*De mon berceau près de venir la paille,
En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien.*

Und wie er früher die Vorsorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günstige Clause in Manuel's Testament unmäßig gemacht, Sebastiani's Anerbietungen zart zurückgewiesen, Cassitte's Anträge belächelt hatte, so wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Minister gewordenen Freunde auszuweichen. Vor diesen und vor den Ovationen des Volkes zog er sich in die Stille Passy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern stillen Tusculis. Die Chanson war ja, wie er sagte, mit Karl X. entthront und Frankreich hatte Freiheiten genug, um sich auch ohne seine Chanson für die Freiheit bilden zu können.

In seine Einsamkeit zog er sich mit den Erfahrungen eines ereignisreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte so Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beschäftigen. Er wollte, wie er es in seiner berühmten Rede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique schreiben, in welchem er an jeden Namen einer politischen oder literarischen Notabilität seine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Ausklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verläumdungen aufzuhellen und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einst Dank wissen. Wer weiß, ob es meinen Namen nicht diesem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komisch, wenn die Nachwelt sagen würde: der einsichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?“

Der Dictionnaire historique hat sich in den letzten Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn sie unter den posthumen Werken erscheinen, gewiß eine der besten und lautesten Quellen unsrer Zeitgeschichte bilden werden.

Aus seiner Einsamkeit ließ Beranger nur wenige Lieberraketen ausfliegen, aber eine dieser wenigen Lieder, „*Le déluge*“, das im Jahre 1847 erschienen, reichte hin, um den Glauben an seine Prophetenange, an seine Solidarität mit dem innersten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieses, mit der ganzen Beranger'schen Meisterhaftigkeit geformte Gedicht nicht Vorherjagung des Jahres 1848 in sich? Als dieses ausbrach, glaubte man den Anfangsverjen dieses Gedichtes doppelt gerne:

*„Tonjours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.
Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu.“* etc.

und das Volk strömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendsten Ovationen aus seiner geliebten Einsamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu seinem Vertreter bei der constituirenden Versammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte. Seine Entlassung, die er eingab, wurde einstimmig von der Versammlung zurückgewiesen und er sah sich gezwungen, wiederholt um seine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenlosen Leben und Charakter Beranger's gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm diese Bescheidenheit, die sich in seinen beiden Briefen an die Versammlung so rührend ausdrückt, zum Vorwurf. Der Mann, sagen sie, der sein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger gespielt hat, hätte diese Gelegenheit benützen sollen, um seine Erfahrungen, seinen Geist zum Vortheil des Vaterlandes auszubenten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Gesetzgeber sein müßte; als ob der Verfasser unsterblicher Oden auch unsterbliche Paragraphen verfassen können. Cicero war ein schlechter Dichter und dieser große Dichter wäre vielleicht ein schlechter Cicero geworden. Wie sehr ist es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er, trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens seiner Mitbürger, sich nicht Talente zutraute, die er vielleicht besaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß sich gewisse Menschen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Aristides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, ist ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unsrer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, so unangefochten durch's Leben gingen. Als Künstler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinste Anerkennung. Schon bei Leb-

jein wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine. Sainte-Beuve wagte, sich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweisen, wie wenig dieser alexandrinische Bächerwurm süßig sei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man lese nur, was er über Beranger's Refrains sagt. Nur in den schönsten Volksliedern des Nordens ist der Refrain mit solcher Meisterhaftigkeit, so musikalisch, so Ahnung wachend und geheimnißvoll angebracht, wie in Beranger's Chansons. Sainte-Beuve findet ihn überflüssig, störend, oft trivial. Auch die Freibeiten, die sich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm grade das Gegentheil zur Last legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch seine Sprachwissenschaft berechtigt und durch seine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademische und traditionelle Fessel der französischen Poesie zu sprengen, so war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Dictionnaire der Akademie zu sehr geachtet, daß er zu classisch gewesen, daß er die Sprache nicht aufgerichtet und bereichert hat, indem er, wie englische und deutsche Dichter, vergessene aber kräftige Elemente aus gefunden und echt nationalen Dialecten holte; daß er nicht über Volleau hinausgegangen und nicht die Sprache berücksichtigt hat, in der Molière's und Montaigne's und endlich kein großer Ahnherr, der Bagabund und Chansonnier Billon geschrieben; daß er nicht zur selben Einsicht gekommen, wie seine Zeitgenossen B. L. Courrier und Honoré Balzac, die es beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der französischen Poesie sprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariser gewesen und daß er um so bewundernswürdiger sei, daß er mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoesie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunstsprache und die Kunstpoesie auf jene Höhe der Vollendung erhoben, wo sie der Volkspoesie so nahe steht, daß sie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat sich in jenem Artikel über Beranger als denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es ist einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenschaft dieses Montagsplauderers und Feuilletonisten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das

Kleine zu erheben, das Wahre zu fälschen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem sich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Ursprüngliche zu hassen, alles Neue zu verworfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieser Scribent dieses Angriffs bedurfte, um sich im Faubourg St. Germain, dem er seine Schwächen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweisen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar sei.

Seit 1848 und den auf dieses Jahr folgenden trüben Ereignissen zog der Dichter eine noch dichtere Einsamkeit um sich. Er rebigirte seine Memoiren und sagte dem Bande, der nach seinem Tode erscheinen soll, neue Gedichte zu. Obwohl diese Gedichte gewiß würdig sind, den bereits bekannten an die Seite gesetzt zu werden (wir kennen einige aus dieser Zahl), denn Beranger ist als Dichter nicht gealtert, so können sie seinen Ruhm und seines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es ist beinahe unmöglich, sich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben und es wird wohl sobald nicht eine kommen, die sich mit dieser messen kann. Wir werden die Tage nicht vergessen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege und niemals die Volksmenge, die aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, um seinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am allerwenigsten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergessen, die auf allen Gesichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schwester hinterließ er und die trauerte nicht um ihn, denn sie ist Nonne und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Belehrungsversuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem sie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche Volksmenge abzuhalten und indem sie des Todten Wunsch, bei seinem Freunde Manuel begraben zu liegen, so schnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahrene, daß es seinen größten Bürger verloren, war dieser Wunsch erfüllt.

Beranger starb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

Ungedruckte Briefe

von

Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.

an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verlehrs zusammengestellt und erläutert
von Dr. Adolph Glafer.

X.

Halberstadt den 22 Jan. 1773.

Sie wußten, mein lieber Ebert 1, daß in Spalding seit seiner Standeserhöhung der Teufel gefahren ist, 2, daß die beyden Hohenprieſter Caß und Spalding, ehemalen meine vertrauteſten Freunde, wartlich zur größten Schande der Menſchheit, geſchworne Feinde meiner und meiner unſchuldigen Ruſen geworden ſind, 3, daß Spalding bey der ganzen Welt auf die ſchändlichſte Weiſe ſeinen Freund verläſtert und als einen niederträchtigen Böſewicht ihn angeſchwarzet hat, 4, daß hingegen ſein Freund in ſeiner Tugend ſich eingehüllt, und zu allen Teufelſeyden, geheimen und offenbaren, lange genug geſchwiegen, 5, daß Spalding und ſein Anhang, mit recht ſataniſcher Argliſt, in den Zeitungen die ſchändlichſten Inſinuationen gegen ſeinen Freund dadurch gemacht, daß ſie denſelben einen Anacreon genennet, und diejenigen, die ſich beykommen ließen, nur von fern ſeiner Unſchuld das Wort zu reden, mit dem Nahmen der Inſecten belegt, die auf den Blumen Anacreons herumſchwärmten, 6, daß ſie dieſe Boſheit ſo weit getrieben, daß inſonderheit die Ungelahrten der grohen Welt nich'ts andres glauben konnten, als daß dieſer Anacreon ein gleichgültiges Wort ſey, 7, daß ich allen meinen Feinden, weil ich der Religion nicht ſchaden wollte, mich Preis geben, und, nach langer Geduld endlich nur das Gedicht an die Ruſen ihnen entgegen geſetzt habe, 8, daß auch dieſes unſchuldige Gedicht Anlaß geben mühen, mich als einen Feind, nicht etwa nur der Prieſter der Religion, ſondern der Religion ſelbſt, bey dem grohen Haufen des Publici, verhaßt zu machen, 9, daß hauptſächlich Spalding und ſein Anhang die Ausgabe meiner Gedichte verhindert und ſo weit es gebracht hat, daß man es nicht wagen mögen, darauf zu ſubſcribiren, wie denn zu Berlin nur der eine Miniſter von Horſt, einen Subſcribenten abzugeben, den Ruth gehabt hat u. ſ. w.

Alle dieſe Teufelſeyden wußten Sie, mein lieber Ebert, ſie waren zu Magdeburg in der geheimen Conferenz, ſie waren zu Berlin, ſie konnten ſchlechterdings Ihnen nicht verborgen bleiben. Wie dann, mein lieber Ebert, könnt' ich mir ausreden laſſen, daß Sie mit ihrem

(erlauben Sie mir dieſe kleine Hiße) dem Schein nach tartüſſiſchen Ausfall auf die Dichter der Freude, beſonders mit der Stelle S. 43

Woh aber, woh dem Böſewichte ic. nicht auf mich gezielt hätten, und jenen hohen Prieſter mit dem Schluß deſelben:

Und wenn, vermüßt mit Lieb' und Wein
Und beſüßert mit Wein und Liebe,
Es ſelbſt Anacreon verſchriebe;

nicht eine liebe kleine boſhafte Seelenfreude hätten machen wollen? Das wenigſt zu ſagen, was die Sanftmuth ſelbſt, mein lieber Ebert, Ihnen ſagen könnte, das iſt dieſes, daß das alles, was Sie anführen mir es auszuſprechen, vielmehr, Wort für Wort, in meinem Argwohn mich beſtärkt hat. Das gute Gewiſſen ſcheut den Teufel nicht, wozu die Winkelzüge, die Umſchweife? Gleim iſt ein Narr, daß er auf ſolche Gedanken gebracht iſt! Das wär doch noch etwas geweſen, obgleich nicht genug, u. ſ. w. u. ſ. w. Bey dem allen, mein lieber Ebert, wir wollen unſerm Streit ein Ende machen, und, wenns möglich iſt, nicht weiter daran denken! Ich bin kein ſolcher Wollüſtling, kein ſolcher elender ſchlechter nachgehener Frauenbiener, wofür die Spaldinge die Sotte, und nun auch Sie, mein lieber Ebert, mich halten, denn Sie warnen ja mich da vor den ſchönen Frauen, worüber ich recht herzlich lachen müßen, ich, mein lieber Ebert, ſage nichts, als was ich denke, wir könnten alſo leicht von der Liebe zur Wahrheit hingeriſſen werden und einander mehr zu ſagen, als, wenns geſchähen wär, weder Ihnen noch mir lieb ſeyn möchte. Am beſten iſt, daß wir ſchweigen, und mit Young oder Horik ſeynzen, daß wir unter den Menſchen, und die Menſchen ſo gar elende Geſchöpfe ſind.

Wär ich jünger, und nicht kränklich, dann mein lieber Ebert, wär ich, ſeitdem Ihr vorreſtlicher Erbprinz der Unfrige geworden, ſchon bey Ihnen zu Braunſchweig geweſen und hätte die Befehle, nicht eben dieſes Helben, der ein Schrecken unſrer Feinde, der wüthigen Franzoſen war, ſondern deſen, der meinen Mendelsſohn zu ſich kommen ließ, mir ausgebeten; ſo aber, wie ich izt bin, unzuſrieden mit der halben Welt, weil die Erſten unter den Menſchen, die

meine Freunde waren, so tief gefallen sind, und häßlich fast immer, so mein lieber Ebert kann ich kaum mich recht freuen, daß Ihr Erbprinzeß, von dem Sie mir einmahl sagten, daß er den Refias lese, daß der der Unfrige geworden ist, doch werd ich, so bald ich von seiner Ankunft hören werde, mich Ihm zu Gnaden empfehlen, und wenn mir erlaubt wird, ihm aufzuwarten, dann mein lieber Ebert, soll das erste seyn, Ihm zu sagen, was Ebert uns hätte seyn können, wenn er was mehr hätte seyn wollen, als unser Ertter Uebersetzer des göttlichen aber hyperbolischen Youngs! Uebrigens, mein lieber Ebert, bist' ich gewinlichst, Sie hätten des Erbprinzen Durchlauchten nichts gesagt von unserm Streit. Woju? Warum? — Und es kann immer dem Einen oder dem Andern zu nicht kleinem Nachtheil gereichen. Denn so einen großen Begriff von Ihrem Erbprinzen ich mir mache, so glaube ich doch nicht, daß ers einfähe, warum ich mich so inniglich betrübe, daß ich nicht so rein, und so ganz, wie ich sonst war, seyn kann

Ihr Gleim.

XI.

Halberstadt d. 31^{ten} Mai 1776.

Erinnern Sie doch ja, mein lieber Ebert, heym Lesen des rothen Buchs*) sich jenes unter uns vorgefallenen Streits, auch nicht im mindesten, wenns möglich ist — Ich selbst, so wenig ich mir vorzuwerfen habe, möchte den kleinsten Gedanken daran, aus meiner Seele vertilgen, — Friede, Friede auf Erden — wie im Himmel mein lieber Ebert — Wieland ist bey mir gewesen, und Bertuch — Und wir wollten nach Dessau, nach Braunschweig, nach Berlin — Aus Allem wurde nichts — Sie, mein lieber Ebert, sollten ihn kennen lernen diesen vortrefflichen Mann, den Verfasser Agathon's und der comischen Erzählungen; in dieser kurzen Zeit aber, in welcher wir bey Ihnen hätten seyn können, hätten Sie den Mann nicht kennen gelernt, und also bedauert' ichs eben nicht sehr, daß aus unsrer Reise zu Ihnen nichts geworden ist.

Wenn Ihrer lieben Heiße das rothe Buch ein angenehmes Geschenk seyn kann, dann hut ich's mir zu sagen, und es soll, zu andrer Zeit sich einfinden, ist ist kein gebundenes Exemplar bei der Hand.

Unser Klopstock soll in Coppenhagen seyn — Sein Bruder der Legationssecretär ist bey mir gewesen — Er wollte, wenn er von Quedlinburg ab, nach Hamburg ginge, den Weg über Halberstadt nehmen, und einen Tag bey mir bleiben — vermuthlich aber, denn es ist schon

einige Wochen her, hat er einen andern Weg genommen.

Gleim.

XII.

Halberstadt den 13. Februar 1777.

Eben da ich das beygehende Gedicht an Madam Zacharia nach Braunschweig absenden will, empfang' ich einen Brief aus Berlin mit der traurigen Nachricht, mein liebster Ebert, daß eine meiner kleinen Nichten, vierzehn Jahr alt, ein Engel von Geist und an Gestalt, an den Pocken zu Tode gemartert ist! Wie denn also könnt' ich an Madam Zacharia schreiben, wie könnt' ich? Ich habe das Kind geliebt, wie mein eignes, und ging damit um, es zu mir zu nehmen, und einen völligen Menschen Engel daraus zu erziehen. — Uebegestern Abend noch besprach ich mich darüber mit unserm Jacobi, und unserm Schmid, und nun, ich kann den Brief nicht lesen, in welchem die schreckliche Todesart so eines unschuldigen Kindes von einer zweyten Nichte, mir beschrieben wird —

Ich schweige, wie der Tod schweigt — Und bitte nur, das Gedicht, im Rahmen der hiesigen Freunde des seeligen vortrefflichen Mannes seiner betrübten Wittwe zuzustellen. Schmid, (ich dürft' es nicht sagen) ist der Verfasser. Empfehlen Sie mich dem Andenken ihrer lieben Lebens-belauscherin! Gott erhalte Sie!

Ihr Gleim.

XIII.

Halberstadt den 18. Juny 1779.

Ah! das elende Briefgeschreibsel, besser Ebert! Eine Stunde bey dem Freunde verplaudert in süßen Gesprächen, ist größte Seeligkeit, als sieben Stunden sind, die man auf's Briefgeschreibsel verwendet. Wenigstens ist, in meinem hohen Alter, süß ichs, daß es ein Zehntel des sonstigen Vergnügens macht — und beweogen, mein Lieber, nehmen Sie's mir ja nicht übel, daß ich auf die beyden letzten Briefe, so gewohnt ichs sonst bin, alle Briefe zu beantworten, nicht geantwortet habe —

Mit der Berl. Reise gehts mir übel; ich habe noch nicht loß kommen können; bald ist mir die Lust vergangen; und nun zu reisen in eine andre Gegend, nun, da Klopstock und Stolberg in die unfrige kommen wollen, ist des Reisevergnügens Tod; und doch erwartet mich mein lieber Bruder zu Berge, nebst verschiedenen guten Menschenkindern — Klopstocks Schwester schrieb mir gestern, ihr Bruder läme, nebst Stolberg erst im Herbst. Die Poeten sind doch unbeständige Leute, die Könige machen's besser, sie bestimmen auf Jahr und Tag

*) Quäntat, oder das rothe Buch.

ihre Reisen; die Poeten, die so frey sind wie Klopffod und Eloiberg könnten das auch!

Es ist doch äußerst böse, daß Klopffod seine Zeile mir antwortet, mit keiner Eybe, daß er mich nach Braunschweig verführt hat, sich entschuldigt —

Und doch wirds mir sehr sauer wegzureisen, da er kommen will.

Und doch werd' ich für seinen Geldbeutel sorgen, so viel nur immer möglich ist.

Rathen Sie doch aber nur dem lieben Mann, daß er mit seiner neuen Rechtschreibung uns, und unsre Kinder verschont! Wir sollen große Geistesthaten thun, wie Pefing mit Nathan dem Weisen, und halten uns auf bey Dingen, die der große Geist auf seinem Gang vorerst nur immer lassen sollte, wie sie sind!

Haben wir was beßres als Nathan den Weisen? weiseres wollte ich erst sagen, und dachte, daß es ein Wortspiel scheinen möchte.

Wir haben den Frieden gefeyert, dem Kandevater ein Danklied gesungen, die Erbprinzen eingeholet, wir gaben ihm Oden, Cantalen bey hundert Fadeln, zu hören, wir haben unsre hübschen Kinder ihm zu sehn gegeben — sind wir nicht auch Braunschweiger? Sagen Sie nein, so bin ich nicht mehr

Ihr Gleim.

Die Empfehlungen verkehren sich!

Ich wünsche, daß das Wasser ihnen bekomme. Herr Boie ist bey mir gewesen; ein junger, rüstiger Mann, und der Zeit hat, der aber doch übersezen will; die Britten sind, glaub ich, unsre Geistesmörder, wer sich in sie verliebt, verliert das Zutrauen zu seiner Geisteskraft.

XIV.

Halberstadt den 23. Aug. 1783.

Sie mein bester Ebert, waren einer von denen, die am wärmsten mich aufmunterten, zur Herausgabe meiner Werke. Hier denn ist endlich ein kleiner Anfang, unter der Bedingung, daß sie keinem Menschen ihn zu lesen oder wenigstens ihn nicht aus den Händen geben, bis in den Zeitungen Nachricht wegen Ausgabe meiner übrigen Werlein zu lesen seyn wird, denn, ich gedente sie alle, wie die Episteln drucken zu lassen, auf Vorstoß! für wenige Leser!

Gschenburg ist bey mir gewesen, einen halben Tag und eine Nacht, ist das nicht elend? Sie, mein Lieber, halten's länger aus, bey Ihrem Spalbing, den ich einst, ach Gott! auch meinen Spalbing nannte. Finden Sie, mein Lieber! in meinen Gedichten auch etwa verschiedene Spuren, von irgend einer Unzufriedenheit mit Gott und seinen Menschen, dann so bitt ich verzeihen sie's dem Herzen, das noch blutet, wenn's daran gedenkt, daß es durch einen Spalbing und durch einen Ramler auf ewig

alle seine höchste Zufriedenheit, sein Summam bonam verlohren hat, und, angerechnet von diesem Verlust, nur, alsdann, wenn's nicht an ihn gedenkt, zufrieden ist.

Verföhnen können sich die Wolken und die Basewood, ich, mein Lieber, in verschiednem Fall, kann mich mit einem Spalbing, der so gräßlich sich verging, und keine Spur von Reue merken ließ, noch nicht verföhnen, denn ich fürchte Gott, und weiß von keiner andern Hurch! Grüßen Sie die treugebliebenen Freunde, lieber Ebert, und das liebste beste Weib, das ihnen treuer ist, als Spalbing und als Ramler waren,

Ihrm Gleim.

Sehn Sie die Karfchin, so sagen Sie ihr die herzlichsten Grüße, nichts aber von meinen Episteln, denn ich kann ihr noch kein Exemplar übersenden, und sie hätte recht mir's übel zu nehmen, wenn sie nicht vor allen andern Freunden eins bekäme. Nächstens sollen die Engel, die Wendelsohns die Ihrigen bekommen, Engels Theorie der Dichtungsarten scheint vorzüglich besonders wegen der Exempel aus den deutschen Dichtern — bekommen wir seine Mimit? Ich habe subscribirt bey'm hiesigen Buchhändler und erfahre nichts.

XV.

Halberstadt den 7. März 1784.

Von allen meinen Freunden, besser Ebert, waren, nach dem Tode meines Kleiffs, der wärmste Freund und Gönner meiner Rufen Sie! Von Ihnen wurd' ich aufgemuntert zu der so sauren Arbeit der Beseitigung meiner armen Geisteskinder!

Ach Ebert, Ebert! sie gebären
 In eine Lust, allein, allein
 Sie lessen, wie die jungen Bären
 In Arbeit, Arbeit! und nicht klein!
 Neun Jahre soll die Arbeit währen;
 Das will Herap und Ramler, deren
 Gezeugniß, daß geleßt sey, wir
 Die männlichen Gebärer, hier
 Am Heilison nicht gern entbehren.

Nun wurd' ich endlich fertig mit dem kleinsten Theile dieser sauren Arbeit! Ihnen, liebster Ebert, schickt ich nach Berlin von meinen Episteln ein Exemplar, das erste, das aus meinen Händen ging, und siehe, von meinem Ebert erhielt ich nicht einmahl Bescheinigung darüber, die empfang' ich neulich erst von einem Dritten!

Wie denn, lieber Ebert, soll ich Lust bekommen, noch ein Pied zu sinnen! oder fortzufahren, in der sauren Arbeit, wenn die Eberte nicht einst dafür den kleinsten Lohn uns geben wollen?

Sang ich, sang ich, wenn ihr: Bon!
 Unsre Schridmonarchen schrieben?
 Rein! ach! Rein! mein Ebert! Bon

Einem treuen meiner Lieben
Worb' ich, an den Heil'gen
Durch den kleinsten Dank getrieben!
Einem Treuen meiner Lieben
Stellt ich mich zu Bettelauf!
Wären alle meine Lieben
Mir getreu, wie Du geliebten,
Dann so süß ich oben drauf!

Den kleinsten Dank also, mein bester Ebert,
bitt ich mir noch aus für die Episteln. Wenn
Sie wollen, daß ich mit der Originalausgabe
meiner Werke zu Stande kommen soll, eh, als
ich bey Pyra, Kleist, Jahns, Michaelis, Lesing,
Bobmer, und bey meinem lieben Bruder besser
daran bin, als hier bey Euch, mein lieber
Ebert! dann so sagen Sie mir bald, wie wenig
oder wie viel mit meinen Episteln Sie zufrieden
sind? Ihr Steim.

An Madame Ebert.

Ist mein Ebert, ist er wohl nicht schuldig,
beste Freundin! seinem Freunde das nun bald
zu sagen? An die Lieben Ihres Hauses die
herzlichsten Empfehlungen! Steim.

XVI.

Halberstadt den 9. April 1788.

Sie haben mein bester Ebert, als Cano-
nicus eine Stimme zu geben, bey der Wahl
eines neuen Predigers an ihrem Stift,
und ich weiß nicht anders, auch unser Gärtner,
Pastor Cramer zu Quedlinburg, er hat, ich
weiß auch das nicht anders, eine Frau aus
Braunschweig, dieser Herr Pastor Cramer, der
ohne Zweifel als ein gelehrter Mann Ihnen
bekannt ist, ist mir als ein exemplarischer
Gottesgelehrter Mann, und als ein Mann von
unbescholtenem menschenfreundlichen Character
bekannt, steht schlecht, ich meine, hat nur
mäßiges Einkommen von seiner Pastorstelle,
verdient ein bestes, und könnte, gestellt auf
eine Stelle, die einen größeren Wirkungskreis
ihm gebe, größeren Nutzen schaffen; ich verweise
nicht gern Gelehrte von seinen Talenten und
seinem Leben und Wandel aus unsern Länden,
diesen aber empfehl ich meinem Ebert, erstlich,
weil er zu Quedlinburg zur Verbesserung seines
Einkommens noch sehr entfernte Hoffnung nur
hat, zweitens, weil Braunschweig verdrübert
ist mit unsern Länden; in ein anderes empfehl
ich ihn nicht. Sie sollen auch, mein theurer
Ebert, sie so wenig, als unser Gärtner auf
mein Empfehlen irgend etwas rechnen, sondern
nur aufmerksam werden durch dasselbe, sollen
den Empfohlenen kommen lassen, kennen lernen,
von außen und innen, und dann, wenn Sie
finden, daß er zu Ihrer Predigerstelle von
allen Vorgeschlagenen oder in Betrachtung
genommen der Beste seyn wird, in aller Abicht,
dann setz ihre Stimme geben!

In diesem Jahr in meinem Siebzigsten
ich Sie sehn, zum letzten mal, mein lieber

Ebert, Sie und alle meine Braunschweigischen
Freunde; Sie sollen mir Grüße mitgeben

An manchen gute Herz und manchen großen Geist,
An unsern Einzigem, an Plato, Xenophon,
Neung, Bobmer Gedner, Mendelsohn,
An Lesing und an Kleist!

Empfehlen Sie bis dahin allen seinen Freunden
und der den 18. May geböhrnen lieben
Freundin

Ihren bis ins Grab getreuen allen
Steim.

Der fünfte dieses war ein schöner Tag! ich
hatte das Vergnügen von Eiß bis Ein Uhr
zu sprechen mit dem auch einzigen Ueberwinder
des holländischen Ungeheuers, und bittere Klagen
eines der Menschheit wohlwollenden Fürsten
aus seinem Munde zu hören.

Ich erwarte von der Messe mit Ungebuld
Zimmermanns Gespräche mit dem Einzigem zu
Potödam, die zu Leipzig in der Weidmann-
Reicheschen Buchhandlung herauskommen sollen.
Wären sie zu Braunschweig schon zu haben,
so senden Sie, mein, lassen Sie Herrn Herold
sagen, daß er mit erster Post ein Exemplar
mir senden möchte.

Rein! Den Augenblick bekomme ich ein,
habe hinein geschaut, und bin, bin, kanns
nicht sagen, was ich bin, bin erstaunt und
habe die Achsel fünf und zwanzig Mal gezuckt!
Der arme Mann!

XVII.

Halberstadt den 21. May 1789.

Gestern, mein bester Ebert, hatt' ich einen
gar herrlichen Geist und Herzensschmauß! Un-
ser lieber Schweigert brachte mir meines lieben
Eberts Sammlung seiner Gedichte, nach der
Herr Herold aus Hamburg mich lustern gemacht
hatte, mit aus Wernigerobe. Heißhungrig fiel
ich über sie her; Sie mein bester Ebert waren
also der gute Wirth des herrlichen Schmaußes —

Augenblicklich nach dem Genuß so vieler
schmachhafter Gerichte, danke ich Ihnen, alter,
lieber, theurer Freund, für das nun schon
gehabte, und noch zu habende, denn ich habe
gleichsam nur erst gekostet, große herrliche
Seelenvergnügen. Es ist doch wahrlich ganz
was anders, einen Schriftsteller rückwärts nur
zu kennen, oder aus allem was aus seinem
Geist und Herzen Lebenslang hervorgefloßen ist!

Ach! ich möchte so gleich nur niederschreiben
können, was ich, ist schon, bey'm flüchtigen
Lesen meines nun ganz lieben Eberts bemerkte.
Vorerst, mein bester, weil mir an Zeit fehlt,
drück ich järtlich dankbar, im Rahmen unsrer
deutschen Mufen, Ihnen die Hände. Sie haben,
mein bester Ebert, gethan, was ich zu thun
schon lange den Voratz hatte! Schon lange

*) Friedrich der Große.

kam mirs vor, als hätten unsre neuen Erzähler sich die Hand darauf gegeben, daß sie Verfolger der sogenannten schönen Wissenschaften seyn, und ihre so genannten gründlichen durch jene Verfolgung empor bringen wollten. Ueberall Declamationen gegen die Musen, und ihre guten Freunde! Besonders schien die bekannte statistische Warnung, die meinen lieben Ebert in Harnisch brachte, jenen Argwohn außer Zweifel zu setzen! Gut! Vortrefflich! mein Vetter! daß sie den Harnisch anlegten, und machten, daß ich an die gleiche Selbstthat von nun an nicht mehr denken darf! Sie haben's vortrefflich gemacht, so gut, glaub' ich, wären die Musenfeinde, die Bafedow, die Campen, die Salzmann, nicht davon gekommen bey mir! ich hätte, glaub' ich, den preussischen Grenadier nicht ganz zurück gehalten!

Ist nur dieses Wenige des Vielen über Geist und Herz unsers nun ganz vor uns dahin gelegten Ebert — bey mehr Ruße das Uebrige! Oder wollten wir nicht lieber bey Hörneten diesen Sommer ein paar lebenswehre Tage noch zubringen und mit einander sprechen von diesem noch Uebrigen, das freylich mühsamer in die Feder zu setzen seyn würde? Ja! ja! das wollen wir, mein Theurer! und Ihre so zärtlich besungene liebe Louise, wenn Sie meine Herzensfreundin noch ist, wie ich ihr Herzensfreund noch bin, stimmt hoffentlich zu diesem Vorschlage!

Wir werden alt, mein bester Ebert, und sollten noch leben einige Tage wenigstens, für einander — Sie haben's weiter als ich zum Versammlungsort, sind aber auch ein Jüngling gegen mich! können also leichter einige Meilen weiter reisen, die Kosten trag ich billig zur Hälfte —
Ihr treuester Oheim.

Was sagen Sie zu Lehings gelehrtem und freundschaftlichen Briefwechsel? So sehr ich dafür bin, daß die Briefe großer Männer gesammelt und aufbehalten werden, so dünkt mich doch, daß diese beyden Sammlungen, nicht mit Ueberlegung gemacht sind. Zwey Drittheile der Briefe sind so wenig in Absicht auf den Inhalt, als auf den Briefstyl, wie mich dünkt der Aufbewahrung würdig. Leben Sie recht wohl.
Oheim.

XVIII.

Halberstadt den 29. May 1789.

Louise hat Recht, mein bester Ebert, Sie sind zu säuberlich verfahren mit dem bekannten Knaben Abalon. Sie hätten mit scharfer Lauge dem Musenbergbestürmer die Kolbe wohl waschen können! Was aber thut man nicht aus Liebe zum Frieden? Aus Liebe zu ihm wird man ein Schleicher! ein Schmeichler wohl gar, nicht wahr? mein bester Ebert?

Die Frage wäre: Hilft's? Wird wohl dem Uebel gesteuert mit diesem sanften Verfahren? Ich glaube, nein! Die Musenfeinde werden übermüthig, und erreichen ihren bösen Zweck, uns alle zu Tagelöhnern, zu Handarbeitern, zu ihren Eseln zu machen, vortrefflich!

O daß kein Kessing lebt mit Rains Keulen oder eines Kants Bernunft zu schlagen in das Ottergezücht, das Griechenland und Latium zerstören, und das Theilchen, das wir inne haben von beyden, uns, es koste was es wolle, ruhig nicht lassen will!

Da geht's umher bey unsren Fürsten, rumort und warnt, und zählt die Viermalhunderttausend unnütze Musensäfte, die Zweymalhunderttausend saule Bäuche, fruges consumere natos, und bringt's dahin, daß wir vorm Pflug gespannt sie einst noch sehn, wenn keine Hüfte kommt vom Herrn! Bom Herrn? Bom Apollo mein ich, der mit seinen goldenen Pfeilen, wie vor Troja, die sündigen Griechen weither einst treffen möge. Kommen wird sie diese Hüfte. Sie werden's erleben mein bester Ebert, und sich freun, und etwa wohl sich ärgern über sich, darüber, daß Sie zu säuberlich verfahren mit dem allzumuthwilligen Knaben. Ja wohl zu säuberlich! Man kann zu gutberzig seyn, zu bescheiden! — Jener, welche das behgehende kleine böse Ding im Kriegslieberton mir gestern in die Hände gab, der sagt's. — Und ich mein bester Ebert! nehmen Sie's wohl auf! ich, stimme ihm bey!

Also, beste Freundin, ist's bey Hörneten nichts! Könnt's denn wohl nicht etwas sein zu Appenrode bei uns selbst in einem so genannten Herrenhause dafelbst? Sie haben dahin vier Meilen, wir auch — Wir bestellten uns auf einen Sonnabend, blieben den Sonntag, und den Montag — Vier Tage, dünkt ich, könnten wir, von unsren noch zu leben habenden zwanzig Jahren der Freundschaft wohl abgeben! Sie glauben nicht, wie wohl ich in meinem Einundsiebzigsten Jahre mich befinde! Triun! und Liebestieder, ohne Wein und ohne Liebe, schmied ich noch täglich alle Morgen, vier Uhr, den Ungeheuern zum Vergerniß!

Das Musengeschenk ist angekommen, diesen Morgen, ist bey'm Buchbinder — gelesen, wie man lesen soll, bey guter Ruße hab ich noch nichts. Der Herr Graf nahm sein Geschenk sogleich zurück! Geduld! Es kommt in diesen nahen heiligen zwey Tagen vielleicht zum ruhigen Genuß der sechs vortrefflichen Schäfeln — von denen ich die eine, den Brief an Schmid, nun erst recht kostete — Was meinem Gaumen behagt, das sag' ich meinem lieben Ebert ehrlich und redlich, wie ich bin.

Sein und seiner geliebten Louise
treuer alter Oheim.

(Fortsetzung folgt.)



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Friedemann Bach. Ein Roman von
A. G. Brachvogel. 3 Bde. Berlin
bei Otto Jantke.

Ob dem Talent augenblickliche, stürmische oder zögernde, erst allmählig um sich greifende Anerkennung der Welt vortheilhafter sei für seine künstlerische Entwicklung, das ist eine von den häufig aufgeworfenen Fragen, bei denen das pro wie das contra gleichviel Stimmen zählt, weshalb denn nie eine eigentliche Lösung herauskommt. Beide Ansichten können Nichts thun, um sich zu beweisen, als daß sie ein empirisches Verfahren beobachten. Beispiele sind's, die hier zeugen sollen. Aber diese entscheiden leider nichts Endgültiges, da dem einen Menschen, also auch dem einen Talent, grade die Verhältnisse günstig sind, die einem andern schädlich werden. Halten wir uns nicht lange bei Abstractionen auf, sondern gehen wir rasch zu unserm concreten Fall über, nach dessen Exposition der Leser gefälligst selbst seinen Schluß ziehen, sich eine Meinung bilden möge. In der Ideatergeschichte Berlins ist seit mehreren Jahrzehenden keine Erscheinung so mit einem Schläge emporgekommen und man darf sagen populär geworden, als Emil Brachvogel durch seinen „Narcis“¹. Der Erfolg und die allseitige Verbreitung dieses Trauerspiels ist zu bekannt, um sie zu wiederholen. Ein solches Resultat konnte der Autor selbst unmöglich erwarten. Seine süßesten Wünsche und Hoffnungen waren überflügelt. Er sah sich von der schlichten, ebenen Herrstraße des bürgerlichen Lebens plötzlich emporgehoben auf die Höhe eines dichterischen Rufes, wie sie viele bedeutende Geister kaum erreicht, wenn ihre Jahre schon bergab fliegen. Die Kritik ließ den Enthufasiasmus des Publicums eine gute Zeit gewähren, sie stimmte sogar theilnahmenvoll in die Freude über den neuerschienenen poetischen Stern ein, ja ein Karl Rosenkranz schrieb eigens

eine ästhetische Abhandlung über „Narcis“ — sieh da: war's Reid? war's erwachte Einsicht? auf einmal regten sich hier und da tabelnde Stimmen. Sie wuchsen an, und während man früher Brachvogel's Werk ein Columbus - Ei genannt, sprach man jetzt von einem erfindungslosen Plagiat an Monsieur Diderot. Aus dem Widerspruch der Bewunderung und der Verdammung ging aber doch etwas Gutes heroor, wie denn jeder geistige Kampf, um kleine oder große Interessen, die Vernunft endlich als Siegerin zeigt. Man fing an zu sondern, wie weit das Verdienst des Dichters und wie weit das der Schauspielkunst bei dem Erfolg des „Narcis“ theilhaftig sei. Ehe es jedoch zu dieser Untersuchung kam, stand Brachvogel mit einem zweiten Stück auf der Bühne. Welchen schweren Stand hatte er jetzt! Es galt nicht nur die Erhaltung seines Renommee's, nein, man verlangte: das zweite Product solle das erste an Gehalt überbieten. Die Erwartungen des Publicums waren einmal gespannt, wie die Nerven eines Feinschmeckers, der eine gute Portion Ausern nur als Entréegericht zu noch höheren Genüssen betrachtet. Der „Adalbert vom Babenberge“ ward von den kritischen Vorschneidern nun allerdings als dichterischer Fortschritt bezeichnet, allein die Majorität konnte es so wenig finden, wie Richard v. Gloster, daß er ein hübscher Mann sei. — Aber wie verhielt sich denn Der, um den sich's drehte, Brachvogel selbst während des Intervalls vom „Narcis“ bis zum „Adalbert“? Es gehört ein eisenselter Charakter, eine ungeheure Gediegenheit des ganzen Wesens dazu, sich selber in geistiger Temuth zu behaupten, wenn bisherige Dunkelheit des Namens überraschend schnell mit Glanz erfüllt wird. Die Gefahr lag dem Verfasser des „Narcis“ doppelt nahe, da sein ganzer Bildungsgang von Jugend an autoritativ gewesen. Er konnte den Irrthum aufnehmen, das angeborene Talent ersehe unzureichendes Wissen hintänglich. Einzelnar sogar sehr grober Unwissenheiten kann das Genie auch heutzutage sich noch immerhin schuldig machen, Kenntniße

aber auf historischem und philosophischem Boden namentlich sind doch ein zu großes Allgemein-
 aut geworden, als daß der Schriftsteller, dem
 ihre Pflanzung fehlt, durch die sprüdensten Zungen
 natürlicher Begabung sie für sein Theil in den
 Augen der Welt entbehren lassen können.
 Offenbare Verkünder ergaben die Gram-
 matisirte Weltgeschichte und die Logik des
 Denkens verzeilt in unserm Jahrhundert Nie-
 mand mehr, und wir sind deshalb sehr begierig,
 welche Stimmung Prachvogel's neueste Arbeit,
 der Roman „Friedemann Bach“ (3 Bde.
 Verlag von Otto Janke in Berlin) im großen
 Publicum erzeugen wird, denn von beiden er-
 wöhnten Verkündern ist das Wort nicht freizus-
 prechen. Friedemann Bach, der älteste und
 begabteste von den Söhnen des großen Joh.
 Seb. Bach hat in seinem Grundcharakter so
 bedeutende Ähnlichkeit mit Narcisse Rameau,
 daß der Autor, als beide Stoffe noch unbe-
 arbeitet nur in seiner Idee lagen, schwankte,
 welchen er zu einem Drama consumiren sollte.
 Ein Glück, daß er dem Narciss den Vorzug gab,
 denn Friedemann Bach, dramatisch so entwikelt,
 wie sein Charakter im Roman durchgeführt ist,
 hätte nimmermehr in die Herzen geschlagen, wie
 Jener es that. Der Schmerz, die äußeren und
 innern Leiden des Narciss waren auf natürliche
 Weise abgeleitet, erklärt und begründet, sie
 machten den Eindruck der Wahrheit; und da uns
 in Folge davon die Verwundung seines Genies
 begrifflich ward, rührte und bewegte uns seine
 Geschichte. Narciss ist ein Mann von Anfang
 bis zu Ende. Friedemann Bach dagegen, eben-
 falls ein musikalisches Genie, ebenfalls in's
 Unlück gestürzt durch eine verlorene Liebe, bleibt
 Zeitens ein kindischer, unselbständiger Gesell,
 der das Leben mit seinen Wechseln in seiner
 Weichheit zu hondsoben weilt, der sein Schicksal
 nie beherrscht, sondern sich ihm willenlos unter-
 wirft, sich treiben läßt, wohin Gott will, und
 dann, wenn er sich in der Mitte des Ozeans
 gewahrt, Himmel und Sterne versucht, statt
 die Hand zur Selbstrettung an's Steuer zu
 legen. Alles, was ihm passiert, bezeugt ihm
 zufällig, ohne Nothwendigkeit, wie einem echten
 Raababonden, der zu leben hofft gleich den Vögeln
 unter'm Himmel, gleich den Lilien auf dem
 Felde. Wenn er ja einmal arbeitet, so ist das
 keine Thätigkeit im Sinn des Wortes, weil ihm
 die Seele der That, die Thatkraft, mangelt.
 Deshalb ist sein Geschick auch nicht tragisch, ja
 vielmehr müssen wir sagen: „er hat's nicht besser
 verdient.“ Wenn Narciss seine ironische Gasse
 auf Welt und Menschen ergreift, finden wir's
 gerechtigt: die nie in ihm erkorbene höhere
 Anschauung der Dinge, der Scharfblick des
 Genie's, befähigt ihn dazu. Lobt und turtelt
 und spottet und böht indeß Friedemann Bach,
 so prallt der Pfeil stets auf den Schützen zurück,
 er benimmt sich in den Ausdrücken seiner Affecte
 bloß wie ein Kind, das den Fisch schlägt, an
 dem es sich durch eigne Unvorsichtigkeit gestochen.

Frage wir nun, woher wohl solche Verschie-
 denheit in der Ausführung zweier analoger
 Stoffe von ein und derselben Feder? Wollte
 der Autor den zweiten um jeden Preis nur
 an der's behandeln, als den ersten, etwa um
 Bieleitigkeit an den Tag zu legen? Wir glauben

mit „nein“ antworten und eine richtigere Er-
 klärung beibringen zu können. Prachvogel sucht
 zuerst eine bestimmte Grundidee, wenn er schaffen
 will, und dann den gemäßen Stoff. Daber
 auch sein obenberührter Zweifel, ob er Narciss,
 ob Bach auf die Bühne bringen solle. Seine
 damalige Gemüthsverfassung suchte auf Unglück
 und Unzufriedenheit. Er fand im Diderot'schen
 Narciss ein Beispiel seines eignen Seelenzu-
 standes, einen Lebensverwandten. Nun goß
 er die Schale seines Grams als Opfer auf die
 Beine des todtten Rameau, und dieser, von
 der alten Roterie neuumgeben, stand wieder-
 belebt aus dem Grabe auf, um der Welt noch
 einmal zuzurufen: „Das habe ich von dir ge-
 litten!“ Unterdeß, je größer das Gefallen der
 Reute an seiner Melancholie wurde, desto mehr
 rief er seinen Schöpfer Prachvogel aus dem
 gleichen Gefühl heraus. Schmerz, Weh
 und Sehnsucht verließen den Dichter. Heiter
 bürgerlicher Wohlstand zog wieder in sein Haus,
 von nun an aber begte sein Inneres keinen Ge-
 danken mehr, der nur der Verkörperung bedurfte,
 um „süßes Mitleid“ zu erzeugen. Da es, wie
 gesagt, nicht seine Art ist, einen historischen u.
 Stoff in's Gemüth hineinzufrachten und von diesem
 Brennspiegel her adäquate Ideen zuridem-
 pfangen zu lassen, mußte er jetzt, um etwas
 Neues zu produciren, auch die Idee dazu von
 außen her holen. Durch eine solche Einföhrung
 aber gebiert sich kein recht lebensfähiges
 Wesen; es entsteht ein homunculus, aber kein
 homo. Dies der Grund, weshalb der „Narciss
 vom Babanberge“ sich nicht lange auf der Ber-
 liner Bühne behauptete und auswärts nicht
 solches Ansehen gewann, wie der „Narciss“.
 Noch weniger Sympathien, fürchten wir, wird
 auch dem nämlichen Grunde der Roman „Frie-
 demann Bach“ erwerben. Die Leser werden
 dem Helben nicht tief nachempfinden, weil der
 Verfasser nicht innig mit dem Helben empfunden
 hat, oder — was im Resultat aus Eins hin-
 ausläuft — weil Beide, Autor und Helb, in
 falschen Empfindungen belangen gewesen.
 Hierzu kommt überdeß noch ein sehr übler Um-
 stand. Die Erzählung der Begebenheiten wird
 zu oft und laue durch Reflexions-Capitel unter-
 brochen, die für die Entwicklung des Romans
 von gar keiner Wichtigkeit sind, vielmehr wie
 Denklübungen erscheinen, die der Schriftsteller
 ange stellt, um sich selber über manche physische
 und metaphysische Begriffe klar zu werden.
 Wir wollten das unferntwegen vermeiden, wenn
 er sich nur klar geworden wäre. Doch lieber
 ist er's nicht. Der Autodidakt blickt hier aus
 jeder Zeile dieser nebelhaften Vorstellungen.
 Nicht genug, daß dieselben eben zu den Personen
 der Handlung in sehr lockern Bezug stehen und
 das Interesse an Lesetern, wenn es einmal erwacht
 war, unangenehm zerreißen, nicht genug hieran,
 sie sind auch irrig, haltlos, verkehrt. Ob der
 Autor wohl selbst immer wußte, was er meinte,
 wenn er die Ausdrücke Subjectivismus, Individu-
 alismus, Autorität, Materialismus u. v. a. wie
 Bonbons aus der Dute ariff? Kaum glaublich! —
 Der Philosoph Arthur Schopenhauer sagt einmal
 äußerst treffend: es habe eine Literaturperiode
 in Deutschland gegeben, worin man geglaubt,
 desto tieffinniger zu erscheinen, je unverständ-

licher man schreibe. Der Brachvogel'sche Roman ist theilweis ein Nachwuchs jener unglückseligen Romane. Da im Respublicum auch den Frauen eine richterliche Stimme gebührt, so find wir vorausüberzeugt, das tactvolle zarte Geschlecht wird bei der Lectüre des „Friedemann Bach“ an vielen Stellen bescheiden sagen: „Das verstehe ich nicht.“ Männer aber, die im Bewußtsein ihres Selbst dreifach auftreten, dürften leicht unangenehm, schonungslos ihr Urtheil fällen. Wir für unsern Part wollen nur im Allgemeinen die großen Schwächen des Werkes andeuten, damit uns Niemand vorwerfe, sie seien und entgangen. Diefelben jedoch einzeln Zug für Zug aufzuzählen, wollen wir Denen überlassen, die sich erst als Kritiker fühlen, wenn sie ihren Griff mit Walle falben.

Sobald man drei aufeinander folgende Werke eines Schriftstellers kennt, ist es nicht schwierig, herauszufinden, worin sein bestes Talent liegt, in welcher Behandlungsweise eines Stoffes er das Meiste leisten wird. Unser Refumend über Brachvogel ist nun dies. Um einer weltgeschichtlichen Epoche oder einem philosophischen System die Quintessenz auszugiehen, dazu fehlen ihm die Vorkenntnisse. Wenn er eins der beiden Gebiete betritt, schreitet er nicht wie der kundige Botaniker durch ein Pflanzenfeld, um bloß das Nichtigste zu sammeln, sondern er untersucht jedes einzelne Gewächs, um sich selber damit bekannt zu machen. Das sind Schülerstudien, die ein Autor absolvirt haben muß, ehe er Autor wird. Der Leser eines Unterhaltungsbuches, der Hörer eines Dramas will und soll die Kräfte solcher Studien genießen, aber nicht die Mühsal ihrer Erwerbuna noch dem Schreiber theilen helfen. Was soll z. B. im „Friedemann Bach“ der ganze siebenjährige Krieg mit seinen Ursachen, Details und Folgen? Der Mehrzahl unser Zeitgenossen sibt das Alles bis in's Kleinste im Kopf; und wer nicht vertraut damit ist, dessen Interesse wird durch den Roman wahrhaftig auch nicht geweckt werden. Brachvogel's eigentliche Sphäre scheint uns das sogenannte „Vollstüß“, vielleicht auch der „Vollroman“ zu sein. Schilderungen und Conflicte, die aus einfachen Gemüthsbewegungen und Herzensanalegenheiten hervorgehen, gelinaen ihm am glücklichsten, doch muß er sich nie gleich Samlet „so fürchterlich mit Gedanken schütteln“ wollen, sonst tritt das Erbarme dem Lächerlichen noch näher als einen Schritt. Er konnte entgegen, sein Flug ziehe ihn in höhere Regionen, Niemand habe das Recht, seinem Geiste vorzuschreiben. Darauf rufen wir ihm den Vers des römischen Dichters zu:

Icarus Icaris nomina locit aquis.

Wem das Talent zur Genre-Malerei einqvphant ist, was wird aus ihm werden, wenn er sich mit Gewalt zum Historien-Maler schrauben will? Behe dem, der den Rauberkreid verläßt, in den seine Natur ihn erbannt hat! Damit er die Achse finde, um die er sich drehen kann, ohne zu schwindeln, soll Brachvogel ja kein Atom seiner Phantasie tödten, nur befreien soll er sie von den Fußfeln, die ihrem urfprünglichen Element nicht verwandt sind. Er braucht sein Denken nicht zu beugen und zu verstimmen, aber einrenken muß er das, was darin aus den

Fugen ist. Dann kann er's wohl dahin bringen, vom Schriftsteller sich zum Dichter zu veredeln. Aber zuvor muß er aufhören zu schreiben, ehe er anfangen kann, zu singen!

Geschichte und heutige Gestalt der Nemter in England mit Einschluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaates, von Dr. R. Gneiß. Berlin, 1857. Verlag von Julius Springer.

Das vorliegende Buch ist der erste Theil einer Darstellung des heutigen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes. Dennoch ist das Ziel des Buches offenbar nicht in England, sondern in Deutschland, oder, um es genauer zu sagen, in Preußen zu suchen. Nur auf dem Boden der objectiven Anschauung vom Staate kann eine Verköhnung der Gegensätze gefunden werden, welche seit einem Menschenalter Deutschland bewegen. Der Verfasser verkennt nicht, daß zum Wiedergewinn einer solchen Anschauung das Leben einer Staatsverfassung stärker wirkt, als die Wissenschaft; dennoch ist diese immer ein Hülfsmittel, zumal bei der Universalität des deutschen Geistes, welcher gern Vergleichen mit fremden Nationen anustellen pflegt. Und wohin anders kann da die deutsche Wissenschaft zunächst sich wenden, als nach England?

Die Zustände der inneren Entwicklung Englands sind in der That der deutschen Wissenschaft weniger bekannt, als sie selbst oft glauben moa. Was man kennt, ist die Geschichte der Verfassung, aber nicht diejenige der Verwaltung, oder wie Gneiß es nennt: die Geschichtsschreibung des constitutionellen England beschäftigt sich mit dem King in Parliament, eine Geschichte des King in Council zu schreiben hat noch Niemand unternommen. Auch den Engländern selbst liegt die Betrachtuna dieser Seite des Staatslebens ferner, als jene andere. Hallam, dessen Werk Macanlay das unparteilichste Buch nennt, welches er je gelesen habe, beschäftigt sich wesentlich nur mit der Verfassung, nicht mit der Verwaltung, noch weniger mit dem lebendigen Ineinandergreifen beider.

Diesen Weg einer Darstellung des heutigen englischen Staatsrechtes hat Gneiß eingeschlagen. Und zwar bedurfte es in diesem Zwecke zuerst einer Skizzirung der Geschichte des englischen Beamtenwesens. Daß eine solche Arbeit, deren Unternehmer nirgends in die Aufstapfen eines Vorkämpfers treten kann, weil er nämlich einen solchen nicht hat, in gar mancher Beziehung der Bahnung eines Weades durch einen Urwald gleiche, bedarf keiner Frage. Um so lobnender ist die Mühe, wenn gleich der erste Wurf in so weit gelingt, daß er denen, die auf diesem Wege folgen, neue ungetrübte Ausichten und Aufschlüsse eröffnet. Und das dies hier geschehen sei, werden auch die Engländer nicht bezweifeln. Während sie auch nicht ein einziges Geschichtswort über ihre Entwicklung besitzen, das nicht ein specifisch englisches Ge-

präge an sich trüge, werden sie hier anerkennen müssen, daß die Forschung deutscher Wissenschaft in höherem Grade als diejenige irgend einer andern Nation berufen sei, sowohl Andern volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als auch diesen gegenüber das Eigene zur vollen Anerkennung zu bringen.

Der Zweck, eine Skizzirung der Geschichte des englischen Beamtenwesens, bringt es mit sich, daß hier nicht eine Geschichtsbzählung in der bebaglichen Breite ausgesprochen wird, welche bei manchen englischen Werken so anlockend für den Leser ist. Das Werk von Orneist ist nicht geschrieben für the idle consumer, wie Macaulay es nennt. Es ist das Ergebnis erstaunlicher Gelehrsamkeit, eine Fülle von Stoff, durch markige, kräftige Grundstriche und leitende Blicke über das Ganze vergeistigt, so jedoch, daß es ohne selbstthätige geistige Spannung den rechten Genuß nicht gewährt wird, eben dann aber eine reich und voll sprudelnde Quelle der Belehrung erschließt. Geben wir einige Rüge hervor.

Orneist beginnt mit dem Sage, daß den Normannenherzögen die neue Erwerbung von England als eine große Domäne galt. Sie nennen es terra mea, terra Regis Anglica. England ist der einzige Staat, in welchem durch eine besondere Rügung der Umstände eine systematische Durchführung des neuen Militärsystems möglich wurde — eines Systems, welches, um die Macht und die Sprödigkeit des allodialen Grundbesitzes zu drehen, den Staat zum Alleineigentümer macht, und dann von Neuem Theilung hält. Das englische Lehnswesen weicht in seinen Rechtsverhältnissen wesentlich von demjenigen des Festlandes ab. Der Hauptunterschied liegt darin, daß nicht der Volkstamm der Normannen unter ihrem Stammherzog, sondern Wilhelm der Eroberer persönlich das neue Land erwarb. Nach der Weise seines Unternehmens, mit seinem Titel aus dem angebliebenen Testament Eduard's des Bekenners, mit päpstlicher Weihe und zahlreichen Lohntruppen behauptete Wilhelm diesen Gesichtspunkt sowohl thatsächlich, als rechtlich. Er konnte es daher wagen, das Band zu zerreißen, welches auf dem Festlande die Unterlehnsherren und Vasallen unter einander verband. Er erzwang es, daß alle Untervasallen unmittelbar ihm den Lehnseid leisteten, und daß jeder Treueid, welcher dem besonderen Lehnsherrn geleistet wird, den Königsgehorsam ausnimmt. Es war der Schlüsselstein, den Wilhelm gegen das Ende seines Lebens seinem Systeme binwarf. Als er auf einem großen Feste 1086 seine Getreuen vor sich beschied, als sie alle vom ersten Herrn herab bis zum knappenlosen Ritter und Knechten vor ihm niederknieten, die gefalteten Hände in seine Hände leaten und ihm Treue schworen mit Leben und Gliedern, mit Leib und Gütern und weltlicher Ehre gegen Alle, die leben und sterben mögen — war es nicht ein gewöhnliches Fest dieser Art, sondern ein Markstein in der inneren Geschichte Englands. Von diesem Tage an mußte sich das englische Staatsleben auf eine andre Weise entwickeln, als in den Ländern des Continents.

Demgemäß ist der König Kriegs-, Grund-

und Gerichtsherr des Landes und der Person. Er läßt die sächsischen Grafschaften unverändert als große Amtsbezirke bestehen und sendet über dieselben seine Eberide, welche zugleich im Kriege die Anführung haben, die Domänen verwalten und Recht sprechen. Die Finanzverwaltung ist Hauptsache, und es gewährt hier ein hohes Interesse zu sehen, wie später der Verfasser die preussischen Kriegs- und Domänenkammern des achtzehnten Jahrhunderts damit in Vergleichung bringt. — Für das anzuwendende Recht ist es wichtig, daß sich sächsische und normannische Anschauungen und Gewohnheiten vielfach durchkreuzen und endlich vermischen. Im Grundbesitz siegt das normannische, im beweglichen Besitze das sächsische Recht. Charakteristisch ist vor allen Dingen die frühzeitige Eintheil. Unter dem Einflusse der Stärke der königlichen Macht, und auf der andern Seite des Zusammenhaltens der sächsischen Ritterschaft mit den niederen Klassen bilden sich die Grundlagen des englischen Common law. Es ist ein gemeinsames Recht für alle Klassen, während auf dem Continente die Standesrechte sich scharf und spröde scheiden.

In England hat der Herrig dasselbe Recht an seinen Gütern, wie jeder Freeholder. Die Erstgeburtsordnung ist hier das gemeine Recht des Landes vom herzoglichen Besitze herab bis zur kleinsten Hütte. Dies ist wesentlich. Denn dies common law of the land ist das, was auch heute dem Parlament als Corporation der Corporationen seine Einheit und Kraft gibt.

Die frühe Einigung der Nation ist besonders wichtig in der Erlangung der Magna Charta. Das Lehnverhältnis des Schutzes auf der einen, der Treue auf der andern Seite war auf dem Festlande dasselbe wie in England. Dort wie hier brachte das Verhältnis des arensseitigen Vertrages es mit sich, daß die Pflichtenregung von Seiten des Lehnsherrn auch eine Kündigung der Pflichten von Seiten des Vasallen nach sich zog. Aber dann trat der Unterschied ein. Auf dem Festlande erlaubte sich der einzelne Grundherr die Entscheidung über die Frage, ob der Lehnsherr seine Pflichten gegen ihn erfüllt oder gebrochen habe, und schickte ihm demgemäß seinen Abgabebrief. In England konnte der Einzelne nicht gegen den König auftreten. Der Adel war genöthigt, corporativ zu handeln. Auch hatte er dazu anzuwendenden Grund. Der Adel, der durch seine Grundherrlichkeit von den Mittelständen gesondert war, sah sich der persönlichen Regierung des unwürdigen Johann nicht minder unterworfen, als jene Andern. Der Entsehung des englischen Königtums gemäß hatte dasselbe eine willkürliche Strafgewalt von solcher Ausdehnung, wie kein Lehnsherr auf dem Festlande. Der Adel, der unter Johann die Leiden des Volkes mitleiden gelernt hatte, begann seinen Kern zu abnen, an der Spitze des Volkes der Willkür Schranken zu setzen. Indem er corporativ für sich auftrat, that er es zugleich für das Volk auch. In diesem Sinne war die Magna Charta ein Pfand für die Veröhnung der Rationalitäten zugleich wie für diejenige der Stände. Ihre Entsehung und die Pflichtenaußen hielten Jahrhunderte lang lebendig das Gefühl der Gemeinsamkeit gewisser Grundrechte

für alle Classen: das Bewußtsein, daß ein Adel keine Rechte und Freiheiten haben und behaupten kann, ohne diese Garantie für die Rechte der schwächeren Classen. Da das Vermögens- und Familienrecht der Freisassen sich einmal einheitlich gestaltet hatte, da ein besonderes Recht für Adel, Bürger und Bauer nicht mehr möglich: so nehmen fortan alle Kämpfe nur die Richtung auf gewisse rechtliche Schranken der persönlichen Regierung. So lange der Streit diese Richtung hat, finden wir Volk und Geistlichkeit auf der Seite des Adels, darüber hinaus, die untern Classen regelmäßig auf Seiten des Königthums.

Der Raum gestattet uns nicht, noch mehr der fernigen Grundgedanken dieses Werkes deutscher Forschung hervorzuheben, noch weniger die Durchführung derselben im Einzelnen zu besprechen. An dem leitenden Faden der Geschichte führt uns der Verfasser durch die verschiedenen Gestaltungen der englischen Verfassung, bis er zuletzt ein vollständiges Bild von dem Bau gibt, in welchem der gewaltige Beamtenapparat die arbeitenden Mitglieder darstellt.

Es konnte jedoch nach den hervorgehobenen Gedanken scheinen, als sei Gneist ein Lobredner der Zustände Englands auf Kosten derjenigen des Continents, oder specieller Preußens. Dies ist nicht der Fall. Zwar hat er die deutschen Gegenstände, wie er sich ausdrückt, nur punkirt. Auch hier ist das Fortschreiten zur Staatseinheit den verschiedenen Particularinteressen gegenüber nur errungen durch ein energisches Zusammensassen des Staatswillens in der einfachen und großartigen Weise des legitimen Königthums. Die Fortbildung zur Staatseinheit ist im Totalerfolg gleichartig, das unterscheidende Merkmal für Preußen ist die Schonung, mit welcher die Ausnahmerechte erst dann beseitigt wurden, wenn sie wirklich todt waren. Und in dieser Beziehung ist Gneist der Ansicht, daß der Erfolg für Preußen spreche. „Die Schöpfung dieser Auffassung der königlichen Pflichten ist die Blüthe unsers Ackerbaus und unsrer Industrie, die heutige Stellung unsers freien Bauern, unsrer 400,000 Bauern und einer Million kleiner Freeholders an der Stelle der 225,000 Pächter in England, die Stellung unsrer Lohnarbeiter verglichen mit den vormaligen Unterhänigen, unsre starke Landesverteidigung, unsre confessionelle Friede, unsre Volkserziehung und unsre geistige Leben, — in Summa: die dem Gemeinwesen wohlthätigste Theilnahme des Vermögens, die gesündesten gesellschaftlichen Verhältnisse, die weiteste geistige Entwicklung, die in einem Großstaate Europas vorkommt.“

Man könnte mit Gneist darüber rechten, ob denn in Wahrheit Alles so günstig sich verhalte, wie er es aufzufassen scheint. Man könnte namentlich auch von andren deutschen Staaten aus mit Nachdruck geltend machen, daß die Gesundheit der gesellschaftlichen Zustände in Pommern, in Ost- und Westpreußen vergleichungsweise doch einigem, nicht unerheblichen Zweifel unterliege. Allein Gneist ist keineswegs ein Lobredner. Indem er die deutschen Gegenstände, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, punkirt, gibt er in kurzen, kraftvollen Zügen

eine Kritik der Gegenwart, deutet Hoffnungen und Befürchtungen an. Wichtig erscheinen uns vor allen Dingen die kernigen Worte über das Verhältniß der Kirche. „Die Entstehung aller Großstaaten Europas ist verflochten mit dem historischen Rechte einer regierenden Kirche. Die Entstehung des preussischen Staates allein ist es nicht. Er entstand unter dem Zwiespalte des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Verfassung in Deutschland. — Die Erwerbungen der Kurfürsten von Brandenburg waren frühzeitig confessionell gemischt: sie selbst nahmen, einer redlichen Ueberzeugung folgend, eine wechselnde Stellung innerhalb der Reformation ein, die sie zu einem Dissens von der Mehrzahl der Unterthanen sogar ihrer Erblande führte. Keine Monarchenfamilie war daher so dringend aufgefordert, auf ein persönliches jus reformandi zu verzichten wie sie. Protection und Unterthanentreue sind untrennbar. Jeder Versuch, ein confessionelles Belangenverhältniß zur Grundlage ihres Staates zu machen, hatte sie zur Minorität gestellt. — Die Lösung der politischen Rechte von den kirchlichen Corporationen wurde daher für sie zur politischen Nothwendigkeit, zu einem Gebote der Selbsterhaltung. Unwillkürlich tritt diese Tendenz schon im sechzehnten Jahrhundert hervor, mit voller Klarheit seit Johann Sigismund und dem großen Kurfürsten. Der Landesherr schützt gewissenhafter als irgendwo die Kirchen in ihrem Besitze und in ihrem Lehrberuf; aber er löst die obrigkeitlichen Rechte der Kirche auf und unterwirft sie der Gesetzgebung und Verwaltung des Königs im Rathe. Die einzige Weise für Preußen, eine staatliche Einheit zu gewinnen, war die, das Verhältniß zur Kirche als ein rechtliches zu behandeln, die Staatsgewalt in keinen Streit über die Richtigkeit des Glaubens zu verwickeln, keine rechtliche Bevorzugung im Staate um des Glaubens willen gelten zu lassen. — Es entstand dadurch jenes staatsrechtliche Verhältniß zu den Confessionen und ihrer Geistlichkeit, wie es in andren Ländern meistens erst später sich gebildet hat.

Dies Verhältniß ist das geschichtliche Recht unsers Landes.“

Englischer Literaturbericht.

Könnte der Rufstand, der seit Monaten an den Grundlagen der englischen Herrschaft in Ostindien rüttelt, schwache Herzen mit bangen Vorahnungen eines nahen Sturzes vom Gipfel der Macht und Größe erfüllen, so würde ein einfacher Rückblick auf die Geschichte Englands genügen, um wieder Muth und Trost zu verleihen. England hat sich durch schlimmere Perioden, als die heutige, durchgearbeitet, durch Perioden, in denen, wie in den Tagen der großen Revolution, die wildesten Sturmfluthen politischer und religiöser Schwärmerei gegen die schwächsten Stellen im Gefüge des Staatswesens anstürmten, oder, wie in den Tagen der Continentalperre, die äußerste Anspannung aller Staatskräfte den Untergang bloß hinhalten zu können schlen, um ihn schließlich

lich desto furchtbarer zu machen. Dieses merkwürdige Land hat seine lethargischen Perioden, seine Perioden fieberhaften Laumets gehabt; und ist aus allen seinen Krisen, wenn auch oft mit verminderten Kräften, doch stets mit unversehrtetm Lebensneue herausgetreten. Schon aus dem einen Grunde, in solchen Tagen in der Vergangenheit eine Gewähr für die Zukunft zu haben, sollte man in England der Geschichte eine vorzügliche Pflege widmen.

Die geschichtlichen Leistungen, welche dieses Mai zu besprechen sind, bestehen zum Theil aus Fortsetzungen. Frau Marie Anna Everett Green hat den zweiten Band von Sir John Romilly's Register der Staatspapiere aus Jakob's I. Zeit, Abtheilung der innern Geschichte, geliefert. Den ersten Band hatte Herr Lemon besorgt, und die Dame kommt ihrem gelehrten Vorgänger nicht bloß an Sorgfalt und Fleiß gleich, sondern übertrifft ihn sogar durch ihr tieferes Eingehen in den Inhalt der Papiere. Der von ihr bearbeitete Theil umfaßt die Jahre 1603 — 1610, in welche die wichtigen Ereignisse der Thronbesteigung Jakob's, der ersten großen Pest, der Verhaftung Raleigh's, des Ausgebens des Bündnisses mit Holland, der Pulververschwörung, des Kuffandes der Gleichmacher in Northamptonshire und des Streits des Parlaments mit der Regierung über das Besteuerungsgesetz fallen. Abgesehen von dem neuen Licht, das die Staatspapiere auf diese Ereignisse und Zeitfragen fallen lassen, erhalten wir auch eine Menge literarischer und biographischer Notizen, viele kleine Züge aus dem Leben des Hofes und der Stadt; Geschichten von vornehmen Heirathen und großen Festen, von Trankern und berühmten Käudern, kurz schätzenswerthe Beiträge zur Sittengeschichte. Auch Shakspere wird in den Documenten erwähnt, vorausgesetzt, daß unter dem William Shakspere, der unterm 23. September 1605 als unter den Waffen stehend aufgeführt wird, der größte Dramatiker aller Zeiten zu verstehen ist. Die Annahme hat die Wahrscheinlichkeit für sich, denn Shakspere zog sich 1604 oder 1605 in seine geliebte Heimat zurück, und daß er dort, wo die Pulververschwörung von 1605 eine ihrer Hauptverzweigungen hatte, kräftig gegen sie Partei genommen haben wird, läßt sich allein schon wegen des Umstandes vermuten, daß sein Freund Julje Shaw, einer seiner Testamentszeugen, in das Gericht berufen wurde, welches die Verschwörer von Stratford am Avon richtete. Ein anderer, und zwar der berühmteste von Shakspere's Freunden, Ben Jonson, erscheint in diesen Documenten in einer sehr gebiessigen Gestalt — als ein Spion, der im Solde Cecili's seine Anstrengungen schein, seine ehemaligen Glaubensgenossen und politischen Freunde, an deren geheimen Gesellschaften er Antheil genommen hatte, an den Galgen zu bringen.

Jenes Schottland, das in Jakob I. England einen Monarchen gab, und dadurch seine Unabhängigkeit verlor, besitzt trotz der großen Anregung, die Walter Scott's Romane gegeben haben, keine einzige Geschichtsgeschichte, die mit Sartres' „Durham“ oder mit Ormerod's „Geshichte“ zu weitestem vermöchte.

Ein Anfang, dieses Feld anzubauen, ist Joseph Irving's Geschichte von Dumbartonshire, ein mit Fleiß und gedrängter Kürze geschriebenes Buch. Dumbartonshire ist das alte Kennox, eines jener Grenzgebiete zwischen dem Niederlande und den Hochlanden, die so viele Gesichte und Lehren gesehen haben. In Kennox liegt das Schloß Cardross, wohin der große König Bruce sich zurückzuziehen pflegte, um im Genus der schönen Aussicht auf das Leven-Edal, bei Fahrten auf dem Clyde und bei Falkenjagden seiner wenigen Mußstunden froh zu werden.

Der vierte Band der Denkwürdigkeiten und des Briefwechsels von Carl Jakob Fox ist in mehr als einer Beziehung der beste des ganzen Werks. Uebrigens hat der berühmte Herausgeber, Lord John Russell, die Ausstellungen der Kritik ziemlich unbeachtet gelassen. Ein deutscher Herausgeber würde entweder den massenhaften Stoff in ein Lebensbild verpacken, oder mit der Lebensbeschreibung beginnen und den Briefwechsel als Anhang gegeben haben. Der edle Lord verfährt umgekehrt, und gibt die Briefe, Briefe und sonstigen Materialien, wie Lord Holland und Allen, sie gesammelt haben, zuerst, und zwar mit einem Minimum eigener Zuthaten. Dieser Schlußband bringt beispielsweise von Lord John Russell's Hand nichts als drei Seiten Einleitung, eben so viele am Schluß, drei Eröffnungen von Abschnitten, jede eine halbe Seite lang, und sehr sparsam zugemessene Anmerkungen. Ein zusammenhängendes Leben von Carl Fox wird Lord John Russell nachliefern, „wenn ihm nicht noch zetaubendere politische Geschäfte, als die Lord Holland's waren,“ die Erfüllung seines Versprechens unmöglich machen.

Die Herausgabe der Papiere eines Mannes, wie Fox, bleibt ein verdienstliches Unternehmen, mag der Herausgeber auch unregelmäßig, abspringend und in schwerfälliger Manier verfahren. Dagegen gibt es eine Classe von Denkwürdigkeiten, aus den höchsten Ansehoren von Diplomaten, aus dem Geschwäg von Salons und Bedientenzimmern, aus bald erlauchten Unterredungen und bald ertathenen Geheimnissen zusammengesetzt, deren Berechtigung eine zweifelhafte ist. Zu dieser Classe gehört der vierbändige „Theil eines Tagebuchs, niedergeschrieben von Thomas Raikes in den Jahren 1831 — 1847.“ Was Raikes, der allerdings mit Gefandten, Staatsmännern, Generalen und Hoflingen aller Länder verkehrte, in Deutschland, namentlich in Wien, beobachtet hat, ist augenscheinlich falsch, was er von Frankreich mit stark karlistischer Färbung erzählt, größtentheils verächtlich. Wir bezweifeln, daß Ludwig Philipp nach einem Gespräch mit Dupont de l'Éure voll liberalster Zusicherungen dem Fortgehenden die Geberde nachgeschickt habe, die unsre Schulkinder mit Nase und Fingern hinter einem unbeliebten Lehrer her machen, wir bezweifeln, daß Talleyrand von dem Herzog von Orleans gesagt habe: „Es ist ein Brin; aus dem Seminar.“ Den Stempel der Glaubwürdigkeit trägt die Ausrufung, die der Bürgerkönig über ein Bündniß der Engländer und der Russen gethan haben

soß: „Sie werden sich zuerst lieblos, dann krassen und endlich deßsen.“ Vorzeichen eines russisch-französischen Bündnisses demerzte Kaites bereits 1840. Kein Monat verging ohne einen russischen Versuch, die entente cordiale zu lockern, und die russischen Agenten, männliche wie weibliche, unter den letztern die Frauen der drei Minister Reshetko, Benkendorf und Czernitschew, sprachen ungescheut die Ueberzeugung aus, daß ihr Kaiser Konstantinopel haben könne, sobald er nur wolle.

In den Werken, welche der Tagesgeschichte gewidmet sind, nimmt der indische Aufstand natürlich einen großen Raum ein. Sieben der über Indien erschienenen Schriften zeichnen sich dadurch vor der Masse aus, daß sie von unterrichteten, durch einen längeren Aufenthalt mit Land und Leuten bekannt gewordenen Männern herrühren. Alle diese sieben Männer sagen Angesichts der Ströme englischen Bluts, die in Indien fließen, der Frauen, Mädchen und Kinder, die auf die schandbarste Weise zu Tode gemartert werden, der ausgedehntesten Perwüstung englischen Eigenthums, der dringendsten Gefahr für die englische Herrschaft, offen und ungescheut, daß England durch seine Fehler den Aufstand herbeigeführt habe. Diese Ueber einstimmung geht indessen nicht so weit, daß jeder der sieben Schriftsteller denselben Fehler als das Grundübel und als den Hebel der Katastrophe bezeichnete. Nur drei derselben — sie schreiben anonym und wir können sie daher bloß durch die Titel ihrer Werke: *The Letters of Indophilus on the Mutiny of Vellore*; *The Crisis in India*; *Dacoites in Excelsis*, bezeichnen — sind auch in diesem Punkte einig, und für sie sind die Annexionen, die in den besitzenden Classen ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit des Besizes hervorgerufen hätten, der eigentliche Nahrungspflanz, den man unter die indische Bevölkerung geworfen hat. Von den andern vier Schriften steht die eine die Grundursache des Aufstandes ausschließlich in den gestreuten Patronen, die zweite (Kinnaid) darin, daß man den Zemindars zu große Macht gelassen und nicht den kleinen Grundbesitz begünstigt und sichergestellt habe, die dritte in der Behandlung der Eingebornen aller Classen nach englischen Gesetzen, englischen Gewohnheiten und englischen Ideen, die vierte endlich in der Nichtachtung des indischen Dogmas der Sradbha (Abreption), das allerdings sehr alt ist, da seine Ursprung in das mythische Dunkel der Dynastie der Kinder des Mondes sich verliert. Mit diesen kurzen Andeutungen über die Tendenz der bis jetzt erschienenen Hauptschriften müssen wir von dem ebenso verwickelten wie weilschichtigen Thema des indischen Aufstandes scheiden. Ein vor dem Aufstande von Vellore veröffentlichtes Werk: *England und seine Colonien*, von Robert Fletcher, verbreitet sich über die Mittel, alle Colonien für immer an England zu fesseln. Man berufe Abgeordnete aller Colonien in das Unterhaus und in das Oberhaus, man gebe jeder einzelnen Niederlassung ihr Localparlament, man vertheile die Nationalschuld auf alle Theile des Reichs gleichmäßig, man errichte Sprachschulen für Beamte, man organ-

isire Peer und Flotte überall nach denselben Grundgesetzen, man baue eine Eisenbahn von Halifax nach der Vancouver-Insel, die den Handel mit Arien an sich reißen wird, und dieses neue „Bereinigte Königreich“ wird allen Stürmen der Zeit und allen Wechseljahren gewachsen sein.

Die Reiseliteratur hat seit meiner letzten Mittheilung keine wesentliche Erweiterung erfahren. Die werthvollste ist ein Buch des Sinologen Milne: *Chinesisches Leben*. Milne lebte viele Jahre in Schanghai und machte, als Chinese verkleidet, eine Reise zu Lande von Ningpo nach Canton, die ihn „durch drei Provinzen des eigentlichen Chinas, durch sechzehn Bezirke, zu zwei Hauptstädten, achtundzwanzig befestigten Städten, siebenzehn Städten ohne Mauern und unzähligen Dörfern führte, und mit einer Strecke Landes von 1300 (englischen) Meilen Länge bekannt machte.“ Das Buch ist mehr unterhaltenden Charakters und malt, nach der Widerlegung mancher falschen Ansichten über China, das wirkliche chinesische Leben in Ningpo, schildert dann jede Reise im Einzelnen und behandelt schließlich einige besondere Thematika, von denen uns die Beschreibung der jüdischen Gemeinde in Kalsung, der Hauptstadt von Honan, am meisten angezogen hat.

Ein Werk von dauerndem Nutzen ist im Stadium der Vorbereitung begriffen. Wie Sie wissen, sind die Wörterbücher der englischen Sprache von Johnson und Richardson die einzigen von Ruf, welche England besitzt. Die Mängel des ersten Wörterbuchs hat Macaulay in seinem Aufsätze über Johnson, den Sie Ihrer Uebersetzung der *Essays* *) des neuen Viehs hofentlich bald anreihen, mit kurzen, schlagenden Worten dargelegt, und auch das Richardson'sche Werk unterliegt Ausstellungen, die durch den jüngst erschienenen Supplementband nicht beseitigt worden sind. Die philologische Gesellschaft hat nun den Prospect einer Ergänzung des gesammelten Sprachschates ausgegeben und bereits so viele Zusagen von Mitarbeitern erhalten, daß die meisten der Werke, Monatschriften und Parlamentöverhandlungen, aus denen Auszüge gemacht werden mußten, gegeben sind.

Berichtigung zu Seite 686 im zweiten Bande der Monatshefte. Unter den neuen Büchern dieses Jahres wird „ein großes Werk über Händel“ angeführt, verfaßt von Schöcker, einem Deutschen, der einen mehrjährigen Aufenthalt in England zu Forschungen über unsern großen Landmann benutzte. *) Schöcker sagt gleich zu Anfang: „Dieses Buch ist von mir französisch geschrieben und von Mr. James Lowe in's Englische übersetzt.“ Schöcker ist nämlich ein Franzose aus dem Elfaß, dessen Vorfahren allerdings Deutsche waren, der aber sein Wort deutsch versteht. So unglaublich dies scheint bei einem, der über Händel schreibt, so einfach wahr ist es. Händel war die erste Hälfte seines Lebens, bis in sein sechsunddreißigstes Jahr, größtentheils in Deutschland, hat hier seine ersten zwei Opere und drei Pastorien gesetzt, und eben die damaligen deutschen Schriftsteller über Rußland haben

*) Befindet sich unter der Presse.

über diese früheste Zeit die besten Materialien aufbewahrt; was für ein „Leben Händel's“ entsteht, wenn diese besten Quellen unbenutzt gelassen sind, zeigt das angeführte Buch. Aus mit den in England entstandenen Opern und Oratorien beschäftigt es sich ausführlicher, doch erreicht es zusammen kaum die Stärke von 400 Octavseiten — „ein großes Werk“ nennt der Berichterstatter es wohl aus demselben, weil es durch ein sehr dickes Papier einen ziemlichen Umfang bekommen hat und durch die Feinheit des Buchladens angesehen allerdings als gesch. erscheint. Wollte man sich, daß es kein Deutscher geschrieben! Es würde nur dazu beitragen, das bis jetzt noch feste Vertrauen der Engländer zu der „deutschen Forschung“ zu erschüttern. Die einfache Geschichte desselben und die Lesart, daß es in einigen Londoner Zeitungen gelobt worden, ist folgende. Schälker wurde als Gesinnungsgenosse von Leben Rollin u. A. verbannt und floh nach England. Hier hörte er Händel's Oratorien. Als ein begüterter Mann kaufte er sich die Werke und ließ sich die nicht gedruckten abschreiben. Mit dem Veriß wuchs die Liebhaberei, die englischen Nachrichten über Händel schienen ungenügend (was sie auch sind), oder vielmehr in verschiedenen Büchern zerstreut; und weil die Liebhaberei anfangs, für gewisse minor hards eine ergiebige Zwickmühle zu werden, so mußte man ihm einjureden, daß er ganz der Mann sei, um über Händel etwas Besseres zu schreiben, als vorhanden war. Weil er aber nicht die Spur von musikalischen Kenntnissen besitzt, so schieben es ihm einige Musiker zusammen mit Darangabe von Obec und Zeit, natürlich gegen gute Bezahlung. Ein echt englischer Zug! So entstand „The life of Handel.“ Selbst die Durchsicht der englischen Zeitungen über Concertanzeigen Händel's übernahm ein Andre; und das sind die mehrjährigen Forschungen! Schälker hat dann seine Materialien auf Treu' und Glauben mit einer naiven Negligenzität zusammengeschrieben, die wirklich fasslich ist. Von Hunderten nur ein kleines Beispiel: Seite 205 bei dem Todtenmarsch im Oratorium Saul sagt er: Ritter Lucy (dieser war es hauptsächlich, der für ihn arbeitete) sagt mir hie, daß Händel den Marsch in Dur gesetzt hat, und daß sonst alle Campanisten dergleichen in Moll campaniren! Der Kritiker des Athenäum, Charles, der sich durch Kenntniß und Unparteilichkeit von allen Andern dort vortheilhaft unterscheidet, sagt ganz höflich, aber auch ganz entschieden: „Daß Schälker's Buch zu einer guten Zeit kommt, ist augenscheinlich, daß es aber in der Händel-literatur irgend eine bemerkenswerthe Periode bilden wird, kann Niemand behaupten.“ Und zum Schluß der längeren Rezension: „Das Leben Händel's muß noch erst geschrieben werden (The life of Handel has still to be written).“ Athenäum vom 9. Mai 1857. Dies kann ein Trost sein für die, die mit Vorstudien und Vorkenntnissen darangeben, das Leben dieses großen Deutschen historisch und künstlerisch zu beschreiben.

Mittheilungen aus Justus Vertbes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesamtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann.

Die Petermann'schen Mittheilungen sind die jüngeren unserer beiden geographischen Zeit-

schriften. Die ältere, die Berliner Zeitung für allgemeine Erdkunde, früher von Gumprecht, jetzt von Dr. Neumann redigirt, ist das Organ der Berliner geographischen Gesellschaft und erfreut sich der lebhaften Theilnahme Karl Ritter's. So gebiegen diese Zeitschrift aber auch ist, müssen wir uns doch freuen, daß diese Petermann'schen Mittheilungen neben und nach ihr entstanden sind. Sie bringen mehr, als sie versprechen, nämlich außer sehr werthvollen Berichten über die neuesten geographischen Unternehmungen und einer Fülle kleinerer Notizen derselben Tendenz auch Besprechungen der Thätigkeit der geographischen Gesellschaften, der neuesten geographischen Literatur und Uebersichten der neu erscheinenden Werke, Aufsätze und Karten. Herr Petermann ist so aufmerksam, daß er sich auf dem weiten Gebiete der Literatur selbst das Kleinste, was in irgend einer Weise eine Erweiterung unsrer Kenntnisse verspricht, nicht entgehen läßt, und dabei so kenntnißreich und umsichtig, daß man jede von ihm gebotene Notiz unbedenklich als richtig hinnehmen kann. Die in genügender Zahl beigegebenen Karten erfüllen die höchsten Anforderungen. Daß die Mittheilungen mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden, können wir nicht tadeln, da die Rücksicht auf die ausländischen, namentlich englischen Freunde unsrer Literatur, denen Herr Petermann von seiner ehrenvollen Stellung in London her bekannt ist, ein Abgeben von unserm deutschen Druck nöthig machte. Dagegen sollte das unbequeme und ungräßliche Quartformat aufgegeben werden. Eine Zeitung wie diese sammelt man, um sie binden zu lassen, und da empfiehlt sich das moderne Octavformat ungleich mehr.

Das bei Beckmann in Prag alljährlich erscheinende Album der Erinnerungen, welches Siegfried Kapper herausgibt, verspricht für den Jahrgang 1858 wieder sehr reichhaltig zu werden. Es bringt Prosa: von Hieronymus Vorn, Alfred Meißner, Fr. Bodenstedt, A. von Sternberg und Th. Herzog; Poesien von G. F. Daumer, F. W. Fischer, Adolph Blaser, Moriz Hartmann, Moriz Horn, Siegfried Kapper, Hermann Kling, Otto Kockette, Leopold Scherer u. A. Dazu wird das Portrait Gupkow's gegeben.

Die zuletzt ausgegebenen Lieferungen von Peter's Universal-Lexicon rechtfertigen vollkommen die günstige Ansicht, welche wir bereits beim Beginne der neuen Ausgabe dieses werthvollen Werkes aussprachen. Neben der gediegenen Klarheit in der Anordnung des reichen Inhalts und der fasslichen Behandlung der einzelnen Artikel, verdient namentlich auch der saubere, deutliche Druck und die ganze äußere Ausstattung empfehlende Erwähnung.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Die neuesten Bewegungen in der theoretischen Landwirthschaft.

Von Dr. Fraas.

Daß zuletzt die Erklärung sämtlicher Erscheinungen in der Pflanzen- und Thierproduction, welche beide den Hauptinhalt der landwirthschaftlichen Doctrin bilden, nur mit Hülfe der in der Naturwissenschaft bereits gemachten Erfahrungen, mit Hülfe der Lehrfäße der naturbeschreibenden Doctrinen, dann der Physiologie und Chemie bewirkt werden könne, ist neuestens ebenso zum allgemeinen Verständniß geworden, als sich in klarer Folgerung ergibt, daß der Landwirth selbst nicht wenig jene naturwissenschaftlichen Erfahrungen, — reine genannt, wenn von praktischer Anwendbarkeit abgesehen, — zu fördern im Stande ist, falls er nur seine Beobachtungen nach den Grundfäßen der Wissenschaft anstellen und zu deuten versteht. Und Eifer und Ehrgeß, wissenschaftliche Ausbildung und — Lust zur erklecklichen Capitalanbahnung wachsen läßtlich beim großen, ja selbst, wenn auch weniger bemerkbar, beim freigewordenen kleinen Grundbesitzer. Das zeigt ja schon klärllich die zunehmende Frequenz niederer und höherer landwirthschaftlicher Lehranstalten, ja der Besuch von Anstalten unserer Hochschulen selbst, welche in naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Einrichtungen Gewähr höherer Ausbildung in Geoponicis versprechen.

So zeigten die landwirthschaftlichen Lehranstalten Preußens:

Monatsh. Bd. III. Nr. 13. October 1857.

Sommersemester 1856.

1. Staats- und landwirthschaftliche Akademie zu Eibena:	
Studirende aus dem vorigen Semester	27
Neu aufgenommen	11
	Summa 38
2. Landwirthschftl. Lehranstalt zu Poppelendorf:	
Studirende aus dem vorigen Semester	34
Neu aufgenommen	20
	Summa 54
3. Landwirthschftl. Lehranstalt zu Prosskau:	
Studirende aus dem vorigen Semester	39
Neu aufgenommen	22
	Summa 61
Zusammen Inländer	122
Aus dem Auslande	31
	Gesammtzahl 153

Württemberg 1855/56.

Akademie Hohenheim. Wintersemester:	
Landwirthbe:	Inländ. 26 Ausländ. 71
Forstwirthbe:	" 11 " 5
	Summa 37 76
	Zusammen 113
Sommersemester:	
Landwirthbe:	Inländ. 16 Ausländ. 73
Forstwirthbe:	" 11 " 7
	Summa 27 80
	Zusammen 107
	Gesammtzahl 220

Bayern 1855/56.

Landwirthschftl. Centralschule Weihenstephan:	
Inländer	63
Ausländer	14
	Summa 77

Sachsen 1854/55.

Charandt.
Es studirten auf der Akademie:

Im Sommer 1854.

17 inländische Forstwirthe
23 ausländische
16 inländische Landwirthe
28 ausländische
84 Summa.

Im Winter 1854/55.

18 inländische Forstwirthe
27 ausländische
20 inländische Landwirthe
22 ausländische
87 Summa.

Ein an Wichtigkeit alle andern überragendes Attribut aller landwirthschaftlichen Lehranstalten bildet begreiflich das Laboratorium, ja dieses hat sich an mehreren Orten, zuerst in Sachsen, von jenen ganz getrennt, und ist unter dem Titel einer agriculturchemischen Versuchsanstalt (zu Röttern 1851) selbständig gemorden. Versuche wurden von den Landwirthen seit je gemacht, aber die neuesten wissenschaftlichen Hülfsmittel, welche die Naturforschung, zunächst das Laboratorium, das Mikroskop, die physikalischen Apparate u. A. bieten, versprechen doch erst jetzt die Genauigkeit, welche dazu gehört, um das Ergebniß derselben zu verstehen, d. h. Folgerungen zur Anwendung ziehen zu können. Daß die Chemie hier am meisten zu leisten verspricht, liegt in der Art ihrer gewaltigen Fortschritte, aber so sehr wir dies anerkennen, so halten wir doch nicht minder dafür, daß die Fortschritte in der Mechanik (landwirthschaftliche Geräthe) und der physikalischen Geographie, wie die Lehre vom Klima, in der Physiologie und Anatomie der Pflanzen und Thiere gleiche Stützen für die landwirthschaftliche Entwicklung bieten. Daß sie selbst wieder von der Chemie zur Zeit bedeutend dominirt werden, begründet eben der Principat derselben, aber im Reiche der Wissenschaften verleiht nur die Wahrheit den Rang und allen steht frei, nach der höchsten Stufe zu streben — keine absolute Herrschaft verlegt den Weg dazu.

Die landwirthschaftlichen Erfahrungen aus allen Theilen der Erdoberfläche gesammelt sagen,

- a) unter den Tropen —
- b) in den subtropischen Kreisen im Sinne der Pflanzengeographie —
- c) in den wärmeren Strichen der gemäßigten Zonen

also auf den weitaus größten Theilen der, wenn auch oft schlecht cultivirten, Erdoberfläche die pflanzennäheren Bestandtheile der Luft und des Bodens genügen, um die unter günstigeren physikalischen Bedingungen der Nahrungsaufnahme und Assimilation stehenden Culturpflanzen, ohne künstliche Düngerzufuhr zu hohem, mit Bewässerung allein aber zu den höchsten bekannten Erträgen zu bringen. Je ungünstiger die Bedingungen des physikalischen Klima's gegen die Pole zu werden, um so mehr pflanzennähernde Stoffe — atmosphärische und Mineralbestandtheile — müssen dem Boden künstlich gegeben werden, und überdies muß eine viel sorgfältigere Bearbeitung diese Zugabe begleiten.

Ob nun in den erstgenannten Zonen wirklich mehr pflanzennähernde Luftbestandtheile, — Ammoniak und Kohlenäure — vorhanden, was aber durch keine Angabe bis jetzt documentirt ist, — oder ob die Pflanzen bei größerer Wärme nun besser Nahrung aufnehmen und zu assimiliren im Stande sind, was physikalisch unzweifelhaft ist — oder ob durch den Wechsel der heißen Jahreszeit mit der Regenzeit größere Verrottung und durch die leichtere Salpeterbildung im Boden mehr Stickstoffquellen erschlossen werden, — so viel steht fest, daß auf dem größten Theile der Erdoberfläche die natürlichen Nahrungsquellen der Pflanzen genügen, um unter Beihülfe mechanischer Einwirkung (Pflügen, Lockern, Walzen u.) hohe Ernteerträge zu gewinnen. Es ist indessen in eben diesen Zonen Jedermann bekannt, daß die Zugabe von Mist oder Düngmateriaalien den Ertrag noch mehr steigert. Dies findet insbesondere bei den diesem Klima gleichfalls fremden Pflanzen statt. Baumwolle und Melonen werden in Südeuropa regelmäßig gedüngt, nicht mehr in Nordafrika oder Egypten.

Diese Zonen kennen weder Stallfütterung (in der Regel nicht Ställe) noch natürliche Wiesen (mit Ausnahme von Sumpfflächen oder hochgebirgsmatten), noch künstlichen Futterbau. Stroh ersetzt Heu für die Hausthiere und kann nicht Streumaterial sein. Es ist also eine regelmäßige Düngung der Felder auch nur annähernd an unsre Methode ganz unmöglich. Alle Düngung beschränkt sich nur auf Gärten und einzelne gartenmäßige Anlagen, — soweit eben der Mist der Viehe oder der von den Stallungen der Schafe in Weibgölküsten und Höhlen geholte Schafmist reicht, — begreiflich wenig genug.

Wenn also Mineralsubstanzen im Boden hinreichend vorhanden sind, die Quelle der atmosphärischen Pflanzennahrungsmittel gleichmäßig und unerschöpft fließt, so ist doch offenbar vorerst geboten, jene im Boden rechtzeitig löslich und diese abfordrbar zu machen, um das schon Gegebene vollkommen zu benützen, ehe man an die künstliche Zufuhr eines Superfluum's — also an Dünger und noch mehr an künstliche Düngermittel denkt. Da jenes noch nicht besonders gelungen, auch nur erst recht begriffen wird, da ferner in der That nur durch ein bedeutendes Superfluum an pflanzennähernden Substanzen in unserm Klima unsern nicht einheimischen Culturpflanzen die zum höchsten Ertrag nötige Befähigung gegeben werden kann, so ist alle neuere Procedur der Agriculturchemie gerechtfertigt, aber das Streben in der Richtung geognostischer, pflanzengeographischer und physiologischer wie klimatischer Studien die Aufgabe unsrer Landwirthschaft in der gemäßigten kalten Zone zu lösen, ist es nicht minder.

Die Lehre von dem Einfluß der Bodenwärme auf die Vegetation, von dem Einfluß der Bodenfeuchtigkeit darauf hat durch die Einführung einer besseren Entwässerungsmethode, als man bisher kannte, durch die Drainage oder Köhrenentwässerung, für unsre klimatischen Verhältnisse einen gewaltigen Einfluß auf den landwirthschaftlichen Fortschritt

geübt, wir sind aber auch nahe daran, durch die agriculturchemischen Arbeiten der neueren Zeit eine richtige Theorie der Pflanzenernährung — d. h. also der Düngung und Bodenbearbeitung, somit der Fundamentallehre des Pflanzenbaues zu erhalten. Dazu sollen vor Allen die „Versuchsstationen“ beitragen.

Und scheint der durch den übermäßigen Ueifer der sächsischen Agriculturchemie gebildete Name einer „agriculturchemischen“ Versuchsstation ein ungeeigneter, weil zur Einseitigkeit führend. Die Landwirthschaft sonst experimentierend und dazu sämmtliche Naturwissenschaften zu Hülfe rufend — aber sie macht auch bloß Versuche, sie lehrt zugleich und gibt den fragenden Pflanzenbauern und Thierzüchtern Aufschlüsse, sie analysirt Producte und fügt Erklärungen bei. Obgleich dasselbe sagend, so gefüllt uns doch der Ausdruck „landwirthschaftliche chemische Versuchsstation“ besser, und wir glauben endlich, daß das Wort „landwirthschaftlich“ allein auch genügen würde, wenn man nur recht versteht, was dazu gehört, einen „landwirthschaftlichen“ Versuch richtig anzustellen und kontrolliren zu können.

Die Arbeiten der ersten derartigen Station auf dem Gute der Leipziger ökonomischen Societät zu Mödern haben einen guten Ruf erlangt und jedenfalls gezeigt, was es heiße, Fütterungsversuche nach den Regeln der Wissenschaft anzustellen.

Die eben erschienenen „Ergebnisse“ der zweiten derartigen Anstalt zu München, unter der Regide des Hrn. v. Liebig selbst und mit einem Votum über derartige Anstalten versehen, sind auch für das gelehrte Publicum interessant.

Frankreich hat keine besonders für landwirthschaftliche Versuche ausschließlich organisirte Laboratorien, — es unterstützt die Landwirthschaft aber in zahlreichen Laboratorien anderer oder selbst agronomischer Lehranstalten, wie durch die Herren Girardin zu Rouen, Bobierre zu Nantes, Malaguti zu Rennes, Baudrimont zu Bordeaux, Jb. Pierre zu Caen, Ladrey zu Dijon, Mourin zu Lille, dann in den Laboratorien zu Paris insbesondere.

Es scheint uns hier der Ort, des häufig gebörten Einwurfs zu gedenken, daß nämlich die Chemie, insbesondere die Agriculturchemie, noch nichts für die Praxis wirklich Anwendbares, Förderndes, Gewinnbringendes gefunden habe, daß Alles dahin Zielende auch schon früher den praktischen Landwirthen bekannt gewesen sei (Mullek). Es ist wahr, Knochenpulver wandte man schon früher, ehe man den Werth der Phosphate kannte, an, doch nicht so richtig aufgeschlossen, als jetzt. Aber der Redr Liebig's von der Bedeutung der Mineralsubstanzen für die Pflanzen folgte doch entschieden erst die Anwendung von Phosphorit, Theolith, Apatit, Coprolith, kurz der phosphorsäurehaltigen Mineralestoffe überhaupt. England führt gewaltige Massen von diesen Substanzen sogar auf dem Handelswege ein (Nitrophosphate company), und neueste Versuche damit in Baiern stellen ihre große Wirksamkeit außer Zweifel. Eine durch Menaugigkeit wie Gründlichkeit gleich ausgezeichnete Arbeit von Dr. W. Mayer hat indeß auch das

Verhältniß der Phosphorsäure zu dem Stickstoff in den vorzüglichsten Cerealien als ein constantes klar gestellt. Seit v. Liebig die Bedeutung des Ammoniak für die Vegetation in die Lehre von der Pflanzenernährung einführt, ist an die Stelle des Feldgeschreis der alten Empirie: „Humus!“ nunmehr jenes von „Ammoniak“ getreten, das sich neuerlich in „Stickstoff“ über Alles ebenso maß- und verständnißlos, wie das Erste früher, verwanbelt.

Ob im Boden künstlich zu geben oder in der Luft hinreichend vorhanden und nur unter gewissen Bedingungen assimilirbar, ist zwar noch Gegenstand gelehrten Streites, aber Thatsache ist, daß Dünger nach seinem Gehalt an assimilirbaren Stickstoffverbindungen, denen sich der allerdings der sehr alten Praxis schon bekannte Salpeter angeschlossen, an Phosphaten und Kalien geschätzt und bezahlt wird. Eine gute Schätzmethode ist aber ein wesentlicher Vortheil für die Praxis!

Ist die wirkliche Unabhängigkeit mancher Wirthschaften vom Stalldünger, die Trennung der Viehzucht und Viehwirthschaft überhaupt vom Pflanzenbau in ganz gesonderte Unternehmungen nicht vorzugsweise ein Product der chemischen Forschung unserer Zeit?

Die Chemie lehrte zuerst, daß in den flüssigen Excrementen namentlich der Fleischfresser und der Menschen mehr pflanzennährende Stoffe seien, als in den festen, daß dies auch bei den Kindern und Pferden, die jedoch ihre Phosphate mit den festen Auswürfen allein entleerten, der Fall sei — und die Anwendung der flüssigen Auswürfe hat so sehr zugenommen, daß man sogar Wirthschaften in England und jetzt auch auf dem Continent einrichtete, die allen Dünger flüssig anwenden, ebenso den Harn, die Jauche als Hauptmittel zur Verfruchtung der Felder und zwar mit Recht ansehen.

Wie die alte irrlichtende Medicin trotz des hohen Werthes kostlicher Erfahrungen doch in ihren langen Recepten mit Mischung oon dreißig und mehr Arzneistoffen blühenden Unsinns trieb, so mangelten enthusiastische Landwirthe nach den Grundsätzen Sr. Hochwürden Pfarrer Mayer von Kupferzell: „Alles was sinkt, düngt!“ die heterogensten, sich in der Wirkung beschränkenden, das Wirksame oft vernichtenden Stoffe zusammen und hießen das Compost oder Düngerpulver, Poudrette, künstlichen Guano &c. Die Chemie lehrte, daß ein Composthaufen so gut, wie ein in der Cäsien lege artis zubereitetes Präparat streng wissenschaftlich angelegt werden müsse, wenn man nicht verschwenden oder verderben wolle.

In der That, die Leute, welche nach Emist's Rathstab der Berühmtheit machen, daß da zwei Halme Getreide wachsen, wo früher nur Einer, sind zwar immer noch selten, aber doch nicht so sehr als man sonst in allzugroßer philosophischer Contemplation der Eitelkeit aller menschlichen Dinge anzunehmen geneigt ist. Noch vor etwas mehr als hundert Jahren vor Einführung des Kunstfütterbaues und der Wechseiwirthschaft war man sehr zufrieden, das 12—14te Korn (ohne Saatabzug) vom Tagwerk zu erhalten, — wir sehen in Wirthschaften, welche

mit künstlichem Dünger, Knochenmehl, Coprolithen, Fischguano u. wirthschaften, oft das Doppelte erzielen und zwar ohne Brache, manche englische und amerikanische Angaben überschreiten selbst dieses noch weit. Man erzielte in Sachsen durch sehr intensive Bewirthschaftung das acht- bis zehnfache des gewöhnlichen Ertrags an Wurzeln und Knollen und in der That, die Grenzen der Erträge unserer Felder sind unbestimmbar.

Ein schon vor dreißig Jahren, zuerst von Bloch empfohlenes Streujurrogat, — die Erdstreu — beginnt neuerlich mehr vom Standpunkt der Düngerbereitung in Ansehen zu kommen. Wenn die säßigen und festen Excremente der Haustiere ohne Verlust gesammelt werden, so müssen sie schon nach den Gesetzen des Stoffwechsels so viel pflanzen-nährande Stoffe in sich enthalten, als die Excremente der Seevögel, welche Guano liefern. — allein etwa den höheren Gehalt der Phosphate in den verschlungenen Fischknollen ausgenommen. Jeder Viehhalter also besitzt das Material, Guano zu machen. Menschenexcremente sind noch besser dazu. Die Erde, die ammoniakabsorbirende, wasserverdunstende und Harnrückstand behaltende — ist das beste und wohlfeilste Material zur Einstreu im Stalle, weil zugleich bestes Corrigen und Adjuvans im Mistrecept. Eine Prosodure: „Wie wird Waldstreu entdehrlich?“ vom landwirthschaftlichen Verein in Baiern vertheilt, führt das Nöthige darüber genau aus.

Mit der Anwendung der Erdstreu concurrirt jene der Anwendung allen Düngers in flüssiger Form (System Kennedy, besser Chadwich) und in England wie auf dem Continent, auch in Papern, hat man diese Methode bereits da und dort angewandt. Bei Paris bildete sich selbst eine Gesellschaft für Befruchtung von Land mit flüssigem Dünger.

Wenn auch nicht richtige theoretische Grundsätze, denn „die Wahrheit ist einfach und vollkommen, — unvollkommen und mannigfach ist die Wissenschaft“ — in die Massen gedungen sind, so doch viel daraus gezogenes praktisches Brauchbares und das Streben, in gemeinschaftlicher Weise die Ergebnisse der Forschung Allen zugänglich zu machen, ist ein unsre Zeit charakterisirendes geworden, welches den auf ihre alten Stammäbne eiferfüchtigen Pflegern der sogenannten humanistischen Wissenschaften nicht wenig Sorge macht und sie zu zeitweisen Exclamationen über Abhandenkommen des Geschmacks am Reinschönen, über Versunkensein im crassen Zeilmaterialismus treibt. Als ob die Erforschung der Gesetze göttlicher Ordnung in der Natur deswegen minder „reinschön“ wäre, weil sie eine Akeppflanze oder Kartoffel, anstatt immergrüne Lentiskus- und Lorbeer-gewächse betrifft, weil sie sich an das wechselvolle Gebiet des Vermoerens oder Verwesens, des Herbes organischer Neubildungen knüpft oder der sprudelnde, krystallhelle, losende und tosende Quell auf seinen Werth zur Bewässerung nebenbei mit gepirist wird!

Eine der jedenfalls hervorragendsten Erscheinungen im Gebiete des Populärmachens ist auch die vom „Feldprediger“, dem königlich sächsischen Forstath A. Stöckhardt hervorgerufene

Agitation, die insbesondere auf der letzten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe sich dreht machte. Herr A. Stöckhardt, Lehrer der Chemie an der Landwirthschaft- und Forstlehranstalt zu Tharandt, hat offenbar ein großes Talent, wissenschaftliche Lehr- und Vorträge der gemeinen Praxis mundgerecht, d. h. populär zu machen.

Die Bedeutung gewisser Stickstoffverbindungen lehrte lange vor ihm Boussingault: Guano war den Engländern schon seit A. Davy bekannt und reichlich denüht, als ihn der Feldprediger empfahl, die erste chemische Versuchsanstalt gründete die Leipziger landwirthschaftliche Societät schon seit 1851 zu Mödern (Crusius und E. Wolff), die Bedeutung der Mineralsubstanzen und zunächst der Phosphorsäure nebst viel Anderem jetzt Bekannten hatte von Viedig gelehrt. Was A. Stöckhardt Neues zuzugeden versuchte, — z. B. die Tauchermage und die chemische Biographie der Haferpflanze, ist von mehr als zweifelhafter Brauchbarkeit, denn der größte deutsche Chemiker, J. v. Liebig, nennt die erstere ein „Spielzeug“ — und die andre ein „abschreckendes Beispiel.“ Aber A. Stöckhardt versteht den rechten Klimperton — jedoch im guten Sinne — er weiß den Markt zu beherrschen, die Landwirthe fassl über die Klippe des Gegenständnisses ihrer Unkenntniß in Chemia hinüberzuführen und ihnen scheinbar doch die Entschreibung in die Hand zu geben, er versteht chemische Sätze populär vorzutragen wie Keiner, und, wenn die Sätze richtig sind, was leider eben nicht immer der Fall ist, bringt dies den großen Nutzen, den die wenn auch übertriebene und oft nicht zu begründende Anpreisung einer an und für sich guten Waare immer hat. Die Forderung selbst ist dadurch nicht besonders gefördert worden, ja es besteht sogar die große Gefahr eines Rückschlages in der öffentlichen Meinung, wenn die allaugroße Anpreisung nicht Wort halten kann und der Einfluß anderer Zweige der Naturwissenschaft muß sehr dedauerlich immer geringer werden, wenn man immer den Satz hört, daß nur die Chemie den Landwirthen die alleinige Hülfe geben könne und dann im blühenden Unsinne von einigen landjunkterlichen Entdustakten chemisches Kauderwälsch mit der Eicherheit eines Orakels herausgesprudelt folgt. Der Verbreitungshumbudg guter Lehren hat offenbar ein Verdienst, aber es ist notwendig, denselben recht zu schäpen und es mit dem Umhine eines humoristischen Aseßabendes gegen eruste Angriffe nicht immer bewenden zu lassen.

Es ist indeß löblich, wenn A. Stöckhardt den Angriffen J. v. Liebig's gegenüber nunmehr einzulenken sucht, denn es beweist, daß man die Sache vor Allem, nicht die Person, hoch hält und Unrecht zu haben bekennt, wenn man sagt, daß im Knochenmehl, dem Chilisalpeter und Guano nur der gemeinsame und wirksame Bestandteil der Stickstoff sei. Solche Sätze dekräftigen aber das, was wir die exklusive Stickstofftheorie nennen. Weit davon entfernt sind E. Wolff und Wagh, der praktische Director von Hohenheim, der neuerlich, wie auch Schütz Oessner aus der Schweiz in dem Streite, der sich zwischen J. v. Liebig, E. Wolff und

Lewes und Gilbert zu Rothamstead entsponnen hatte, das Wort genommen hat.

Walz hat die fünfzig Theile des Herrn v. Liebig einer besonderen Kritik unterworfen, ist mit den meisten einverstanden, fügt aber überall ihm nöthig scheinende Erläuterungen, Bemerkungen, Vorbehalte nach Art eines misstrauischen Commentators zu. Ob organische oder atmosphärische Pflanzennahrung gesagt wird, ist wohl für die Lage des Processes, aber nicht mehr für die Sache selbst von Bedeutung. Daß die atmosphärische Pflanzennahrung auch ein Bestandteil des Bodens, also Bodenbestandtheil werden kann und der Organisation der Blätter halber sehr häufig werden muß, wird Niemand bestreiten. Den höheren Werth der physikalischen Eigenschaften, als die Agriculturchemie erkennen will, geben wir vor Allem gerne zu, ebenso die Bedeutung der Verwitterung und Lösung im Boden. Endlich Blot's Lehrsatz: Alles was eine Wirtschaft nachhaltig veräußern kann, muß gleich dem Product der Atmosphäre sein. Ein Feld, von dem nichts genommen wird, kann nur an Kraft zu, aber nie abnehmen — ist der schönste, der aus den naturwissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit erstlich ist, — aber Blot konnte es im Jahre 1823 unmöglich so vollständig sagen, als wir es können, abgesehen von unser Dreingabe der jährlichen Verwitterung des Gesamtbodens.

Und so ist Walz' Schrift über die Ernährung der Agriculturpflanzen eher ein Schritt zur Ausgleichung und zum Sieg der naturwissenschaftlichen Grundlagen des Ackerbaues, welche J. v. Liebig von der Einseitigkeit einiger Agriculturchemiker frei machte, insbesondere von H. Stöckhardt's Stickstofftheorie, von dem Humboldt mit „verwehntem Stickstoff“ zc. — „Gahre“, „Anreicherung“ zc. „dasern“, nämlich.

Die Chemie ist in ihren Methoden noch weitläufig nicht so festgesetzt und sicher, als die arglosen Landwirthe glauben und es ist ein Verdienst v. Liebig's, die Schwächen lieber aufzuheben, als aus Liebe zum Populären zu verbüssen und so nur den Trug großzutreiben, anstatt ihn zu vernichten, wo man ihn findet.

Die Lehre vom Verhalten des Bodens zur Feuchtigkeit, zu Regen, Schnee, Eisschmelze und Wasserdunst, — dann zur damit zusammenhängenden Erwärkung ist wegen der grade hier ihren Wirkungskreis am meisten entfaltenden Drainage, die überall so sehr gepflegt wird, daß sogar die Regierungen von Griechenland und Spanien, um ihre Strömungen zur Hebung der Volkswirtschaft zu documentiren, die Drainage (!) einzuführen versprochen haben — in einigen Beziehungen weiter ausgebildet worden. Indessen hat ja auch die Erstere 27 Jahre nach ihrem Befehle aus der „barbarischen Türkei“ neuerlich Bäume holen, d. h. kaufen lassen, um im schönen Hellas die Kultur zu heben!! —

Wenn alles als Bach oder Fluß zum Vorschein kommende Wasser zuletzt von dem in den Untergrund abgezogenen Meteorwasser als Grundwasser kommt, so ist der Boden ein langsam aber mächtig vertheilender durch Verdunstung viel Ueberfluß abgebender Ausgleicher oder Regulator zur Speisung desselben. Wenn

ein ganzes Flußgebiet in allen Gegenden, woher es selten Zufluß erhält, mit unterirdischen Röhren durchzogen ist, welche diesen Zufluß rasch aufnehmen und weiterführen, so leidet diese Ausgleichung, — das aus der Atmosphäre kommende Wasser wird allzurasch den Flüssen und Bächen wieder zugeführt — es entstehen Ueberschwemmungen, — so wurde behauptet. Noch ist indessen zu unser Veruhigung nirgends, auch in England nicht, ein ganzes Flußgebiet so gut und zusammenhängend drainirt, daß diese Furcht eine wirkliche Stütze gewönne, umgekehrt, die systematische Behandlung der Drainage nach ganzen Flußgebieten, mit Beachtung des Gefälles und Stromraumes, wurde von dortber grade empfohlen. Unter der Annahme, daß Alles von einer drainirten Fläche kommende Drainwasser, das auf diese Fläche gefallene Meteorwasser minus dem Verdunstungsquantum sei, und unter Messung des Ersteren wie Letzteren mittelst Dalton'schen Regenmesser in einer bestimmten Gegend hat man für diese festgesetzt, daß von hundert Gewichtstheilen solchen Meteorwassers nur zwei- undvierzig Theile wieder im Drainwasser erschienen, das Uebrige aber verdampft sei. Daß dies in einigen speciellen Fällen als richtig sich erweisen mag, ist nicht zu bezweifeln, nicht minder aber auch dessen häufige Unrichtigkeit unter anderen Verhältnissen. Das Grundwasser kommt auch aus Gegenden (z. B. Gebirgen), wo eine ganz andere Regenmenge fällt und eine noch verschiedene Verdunstung stattfindet, als an dem Orte etwa, wo drainirt ist und gemessen wird. Es steht unter sich in Verbindung, wie durch communicirende Röhren, steigt und fällt, Ersteres oft in Folge von sehr entfernt geschobenen Niederschlägen, es erreicht abwechselnd die Drainröhren, oft auch gar nicht, und in diesem Falle ist die obige Annahme richtig. Nach unsern eigenen Versuchen in den den Dalton'schen nachgebildeten, von uns sogenannten Lösungsmessern, fällt die Concentration des Meteorwassers von der oberen Bodenschichte an abwärts immer mehr, je tiefer es durchfiltrirt, — die Lösungen nehmen beständig ab — und ein Gehalt von circa 0,2 — 1,0 pro mille fester Bestandtheile in diesem Wasser ist wohl der Normalgehalt, soweit er mit den Vegetabilien im großen Durchschnitt in Diffusion tritt. Er ist übrigens ohne Nachtheil für manche Pflanzen oft noch viel stärker, in magerem, ungedüngtem Lande auch kleiner, und wohl oft nur von dem gewöhnlichen Gehalte der Quellen — d. h. 0,2 — 0,3 pro mille.

Jüngst hat Waw, der consulting chemist der englischen Ackerbauergesellschaft aus Analysen von Drainwasser, insbesondere aus sehr intensiv bewirtschaftetem und mit concentrirtem Dünger behandeltem Lande, den Verlust mancher sehr werthvoller pflanzennährender Stoffe, insbesondere der stickstoffreichen und leicht löslichen Nitrate aefolart. Wenn wir bessere und leichtere Methoden zur quantitativen Bestimmung der Salpetersäure hätten, so würde dieser Verlust wohl schon länger und von mehreren Seiten auch bei uns kundgegeben worden sein. Denn daß jedes gut gedüngte und bearbeitete Land am Ende eine Art Salpeter-

plantage sei, ist eine schon ganz alte landwirtschaftliche Behauptung, und wenn die Salpeter in Diebstählen mit Erfolg nach Solpeter graben, so läßt sich denken, was in jedem mit Saure getränkten Boden geschehen wird.

Eine eigenthümliche Regelteils an den chemischen Hauptfragen übt Herr Wüß, der neuerlich wieder behauptete, daß der Stickstoff des Düngers theils aus Ammoniak, theils aus Stickgas sich entwicke und keine Salpetersäure sich bilde, was gegen alle Erfahrung geht. — endlich — und das scheint wichtig und beachtenswerth, daß die Pflanzen in einer gewissen späteren Vegetationsperiode nicht bemerkbar mehr Stickstoff aus dem Boden aufnehmen, gleichwohl aber fortfahren, Stickstoff zu absorbiren, und zwar aus der Luft.

Poussingault stellte den Analysen Bab's, bezüglich des Verlustes an Drainwasser, Untersuchungen über den Salpetergehalt stark gedüngten Landes (Gemüsegrärten) zur Seite, und fand, daß nach anhaltender Trockenheit im August (vierzig Tage) ein Hectare 2110 Pfund oder 21 Centner Salpeter enthielt — daß nach zwanzig Tagen Regen nur mehr 86 Pfund sich im Hectar fanden, aber nach vierzig Tagen Trockenheit fand er schon wieder 2980 Pfund oder fast 30 Centner im Hectar desselben Bodens!

Worum düngten doch bei solchen enormen Stickstoffüberschüssen noch alljährlich die Gärtner? Warum lockerten sie, häuften, brachten, gruben, schaufelten und häuften sie unausgesetzt, und vertieften sich nicht bloß auf die enormen Stickstoffquellen? Theil sie einfach die physikalischen Bedingungen als gleichwichtig, und die Förderung der Verwitterung, d. h. der Lösung pflanzennährender Mineralsubstanzen als gleichwerthig erkennen.

Im Wasser von Rüssen und Bächen fand Poussingault bis zu 80 Grad im Kubischen Meter; viel mehr im Brunnen (2 Pfund und darüber im Kubischen Meter Wasser).

War würde auch ohne Drainage der Salpeter als leicht löslich von Meteorwasser in den Untergrund geführt worden sein, aber wohl doch nicht so schnell, als wenn die Auslaugung systematisch betrieben wird. Ob aber der hierdurch bewirkte Verlust nicht durch den Vortheil der Austrocknung und größeren Erwärmung mittelst der Drainage weit aufgehoben wird, möchten wir nicht beweisen, wenn die Drainage wirklich ein Bedürfnis war, was freilich unsre auf einseitige Behauptungen sehr verbesserte Zeit kaum in Frage gestellt wissen will. Die griechischen Sumpfe wollen trotz der Elasticität der venetianischen Hoher mit profen offenen Canälen entwässert sein, das übrige Land aber braucht allüberall Bewässerung, und keinerlei Drainage.

Das so sehr entwaldete Griechenland, Kleinasien, ja Italien mitsammt den Inseln des Westbitteranum, alle mit den kalten Gebirgen, warum leiden sie denn nicht an so großen Ueberschwemmungen, wie zeitweise und erst unlängst Südfrankreich, dessen Entwaldung nicht einmal so groß wie bei jenen ist? Auch in den Zeiten, als noch Südfrankreich bewaldet war, hatte es Ueberschwemmungen. — so wird ferner behauptet. Alles Gründe genug, um die

alte Annahme vom Einfluß der Wälder, insbesondere auf den Gebirgen, auf die Verteilung der Meteorwasser eines Landes als mindestens sehr zweifelhaft erscheinen zu lassen. Daß auch die französische Regierung dies annimmt, zeigt ihre Tendenz, durch Regelung des Stromlaufes, Anlage von Dämmen, oder neuen provisorischen Ufern und großen Seen als Hülfsmitteln, ähnlich dem altägyptischen Mörisee in Kajum, Abhülfe zu bewirken. Der Brief des Kaisers hierüber ist bekannt. Auch deutsche Hydrotechniker, wie der tüchtige Lauter, neigen sich dem zu. Eine nicht gedüngte und nicht bearbeitete, nicht besäetete und mit Pflanzen bedeckte Fläche läßt am wenigsten Wasser in den Untergrund abziehen; bei langsam fallenden, gut vertheilten Regen am wenigsten, bei starken Hüssen noch am meisten, obgleich auch hier bald ein Ueberfließen eintreten wird. Es ist also klar, daß das Regentheil, also cultivirte, gedüngte, mit Pflanzen besetzte Flächen, sehr viel mehr (bis zu zwölf mal so viel) Wasser eindringen lassen, als die Quellen und Untergrundwasser nähren. Erstere Flächen verdampfen nämlich schneller das Erhaltene, und lassen einen großen Teil des massenhaft fallenden Meteorwassers oben abfließen. Sie bewirken dadurch oberflächliche Ueberschwemmung, wie die andern Flächen unterirdische, die mit Speisung der großen Wasserbehälter in der Erde zur Ernährung der Quellen, also wieder mit allmählicher Verteilung und Ausgleichung enden.

Wenn auf ein sohles, von Wald entblößtes Gebirge von z. B. 30,000 Tagwerk Oberfläche bei besonders extremem Regenschlag in gewissen Jahreszeiten (z. B. Herbst oder Frühling) schon die Hälfte der Regenmenge — etwa zwölf Zoll — in kurzem Zwischenraum fiel, — und davon nur ein Zoll in den Untergrund geführt wird, von dem Rest zu elf nur drei Zoll verdampfen, so sifft acht Zoll hoch Wasser von der ganzen Fläche ab, der Schwere nach den Klüften folgend, d. h. es fallen dahin an 800 Millionen Kubfuß Wasser. —

Ich denke also, man sollte die Bedeutung einer Landdecke auf Gebirgen, dann die Beschattung der Gebirge nicht so gering anschlagen, als es neuerlich in Südfrankreich oder denälich der Verteilung der Unfruchtbarkeit Spaniens (Mugaburra Alcam. Zeitungsbeilage Nr. 327 sub Madrider Briefe) geschehen ist.

Der seltsame Untergrund der kalten Gebirge Südeuropas ist überall so verflüßt (meist grauer Alvenkalk), daß die Wasser sehr gut, und selbst besser wie auf Urgebirgsformationen eindringen können, es verschwinden ja oft ganze Flüsse in ihnen (z. B. der Jilissus in Attika!). Es ist also nicht das „töbige Kalkgebirge,“ wos unfruchtbar macht, sondern das, was eben labl gemacht hat. Nur Zehntausende der Wirkung ungehörter Naturkraft vermögen aber allmählig auch in südlichen Gegenden, bei selbst rascher, denn bei uns vorgehender Verwitterung die kalten Perge wieder zu bedecken. Dazu aber fehlen die Ronds in jenen Ländern noch viel mehr als bei uns, und darum nannten wir sie „ausgebraucht.“

Die Lehre vom Wasser im Boden steht nicht bloß mit jener von den Lösungen überhaupt, sondern insbesondere auch mit der Verwitterung selbst in nächster Verbindung. Wenn die Mineralbestandtheile des Bodens den Pflanzen ihre Nährbestandtheile, und zwar in Lösung, tiefen müssen, und wir finden, daß in sehr vielen Fällen auf kräftigen Böden jene in unerschöpflichen Massen, aber oft nicht gelöst oder löslich, also nicht in assimilirbarer Form vorhanden sind, so sollte wohl unser nächstes Streben dahin gehen, sie löslich zu machen, anstatt lösliche von andernwärts theuer zu kaufen. Der nächste Weg dazu ist die Verwitterung. Unfre mechanische Bearbeitung, — unfre Brache! — fördert diese gewaltig, und sehr schön sagte schon vor sehr langer Zeit v. Liebig, die Brache sei das Stadium der Verwitterung. Aber es wurde fast nichts gethan, diese Verwitterung künstlich zu fördern, so daß auch ohne leere Brache und mit der angebauten die Schätze des Bodens selbst zur Thätigkeit gebracht würden.

Nur allein die mechanische Bearbeitung des Bodens — sie allein seit der Zeit, da Hülbert den sterbenden Vater im Weinberg seinen Schatz vergraben ließ, seit Jethro Tull's „horsehoeing husbandry“, seit dem unausgesehten „Häfen“ und „Häufeln“ unsrer Gärtner in ihren Gärten, die mit aller Wiskunst doch dieses als absolut nöthig zu reichen Erträgen betrachten, bis zum Webonism unsrer Tage, der ja im Felgen und Häufeln und Schaufeln schon im Großen einen Vorläufer gefunden hat, sie ist der einzige mit so großem Erfolg eingeschlagene Weg, die Verwitterung und damit Lösung der Mineralbestandtheile des Bodens und die Verwesung der organischen zu fördern.

Kleine geologische Karten über die Feldfluren, ähnlich wie die Engländer im Journal ihrer agricultural society sie über Grasschaften und einzelne Theile veröffentlichten und wie eine solche über die fruchtbare Gärtnerrei von Bamberg in der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern von Dr. Haupt mitgetheilt wurde, würden sehr viel dazu beitragen, dieses Studium zu heben und im Voraus berechnen lassen, was, von der Düngung abgesehen, von den Bodenbestandtheilen in einer gewissen Zeit als Pflanzennahrung disponibel werden könnte.

Bischoff's classisches Werk, „geologische Untersuchungen,“ gibt an verschiedenen Orten vortreffliche Andeutungen, ja bereits sehr brauchbare Resultate hierzu, und wir selbst haben bereits die einjährigen Ergebnisse von Versuchen veröffentlicht, welche mit den von Dalton'schen unterirdischen Regenmessern nachgebildeten schon oben erwähnten Instrumenten angestellt, die Lösungen erkennen ließen, welche binnen Jahresfrist im Freien und unter verschiedenen Düngergaben in einigen der häufigsten Bodenarten zur Disposition als Pflanzennahrung kamen. Sie erlaubten uns vorerst, jene schon angeführten Folgerungen bezüglich des Verhaltens des nackten und des mit organischen Substanzen versehenen Bodens gegenüber dem Meteorwasser behufs der Erklärung von Ueberschwemmungen und zur Befestigung der Annahme, daß die den Pflanzen nöthigen Nährbestandtheile selbst im

ungehängten Lande in ihrer Vegetationszeit in den gewöhnlichen zur Cultur benutzten Böden frei würden — zu ziehen — daß aber zum guten oder gar besseren Gedeihen derselben ein Ueberschuß von gewissen Nährstoffen geboten werden müßte, was eben durch Düngung wie Bearbeitung geschehe.

Es ist bekannt, daß unter den Botanikern zuerst Unger in Wien die Abhängigkeit der Pflanzen von gewissen Bodenbestandtheilen behauptet und in ein System eingeflochten hat. Die Ausdrücke Kalk- und Thonpflanzen, Bodenflaue und Bodenwaage, Kalkzeiger und Thonzeiger, — dann die sich daran anschließenden der Chemiker: Kiesel-, Kalk- und Kaltpflanzen sind seitdem vielfach genannt und auf ihre Bedeutung geprüft worden, wie denn überhaupt die Botaniker in diesem Gebiete wie in jenem der Lehre von der Aufnahme von Pflanzennahrung aus Luft und Boden sich an die sogenannten praktischen Wissenschaften angeschlossen. Die Kauticulobotanik wie die Agriculturpflanzkunde und Pflanzphysiologie haben kaum geringere Verdienste um Förderung unsrer Doctrin, als die Agriculturchemie.

Jene Theorie von der Abhängigkeit der Pflanzen von den chemischen Bestandtheilen des Bodens, die in den ältesten landwirthschaftlichen Classifikationen des Bodens schon durchschimmert, ist nun in neuester Zeit nach weiteren Untersuchungen sehr eingengt worden, — es wäre thöricht, zu sagen, sie sei grundlos erfunden worden. Es hat sich nämlich nicht bloß gezeigt, daß im großen Durchschnitt die Pflanzen überall die ihnen zum natürlichen, wenn auch spärlichen Gedeihen nöthigen Mineralbestandtheile finden, sondern daß auch kalkreiche Pflanzen auf Kieselböden, daß Kieselpflanzen in barten Wässern, die über Kalkgerölle strömen (Diatomeen) sehr gut wachsen, daß sogenannte Kieselpflanzen auf Kieselböden gewachsen, mehr Kalk enthielten, als Kalkpflanzen auf Kalkboden gewachsen.

Daß die Alkalien, wohl auch die Erden, sich gegenseitig vertreten können, — und endlich das Schlagendste von Allen, daß die Kieselpflanzen in den Alpen Kalkpflanzen in den Apenninen, oder umgekehrt und ebenso in den Sudeten oder norwegischen Gebirgen werden, ja daß die Kalkzeiger um Jena es nicht mehr in Mittelranken oder gar Südeuropa sind, von den kosmopolitischen Bagen ganz abgesehen.

Es hat sich unsre schon vor Jahren als richtig gezeichnete Ansicht von der Prävalenz der Bedeutung der physikalischen Bodeneigenschaften bewährt, und die neuesten Arbeiten der Botaniker, darunter auch jene Thurmann's zu nennen, bestätigen es.

Wenn die alten Landwirthe schon lange vor der neuen Agriculturchemie die Wechselwirtschaft erklärten, indem sie saaten, die abwechselnden Pflanzen brauchten eben immer auch andre Nährstoffe im Boden, die die vorausgegangenen Pflanzen nicht aufgenommen hätten, — und daher der Vortheil, Pflanzen verschiedener Gattungen oder Familien oder eigentlich von verschiedenen Bedürfnissen nach einander zu bauen, so lieb ihnen die Chemie erst Junge, wenn sie diese Bedürfnisse eben bezeichnete. Aber die sich

ausdehnende botanische Forschung hat auch diese Junge dahin corrigirt, daß die klimatischen Verhältnisse dieses Bedürfnis beherrschten oder zu älteren im Stande wären.

Die Botanik, und zwar zunächst durch Unger in Wien, hat gezeigt, daß die Pflanzen durch ihre Blätter auch keinen Wasserdunst aus der Atmosphäre aufnehmen, wie bisher allgemein fälschlich angenommen ward, und was noch viel wichtiger ist, sie beschäftigt die schon von Boussingault, Voget, Wittwer und Anderen nachgewiesene Behauptung, daß die Pflanzen durch die Blätter nicht allein ihren Kohlenstoffbedarf, respective ihren und der Zweige Kohlenstoff aus der Luft zögen, sondern noch mehr durch die Wurzeln. Die Luftnahrung geht nicht auch vorzugsweise durch die Lustorgane der Pflanzen in diese, sondern für Wurzelpflanzen ist auch die Wurzel Hauptorgan für Luft- wie Bodenahrung, was für die Bearbeitung der Pflanzen in der Vegetationszeit von großer Wichtigkeit ist.

Sind die Blätter zunächst die Organe, an welchen die Pflanzen mit dem Sauerstoff, der Kohlenstoff und dem Ammoniak der Luft in Wechselbeziehung, in Diffusion, tritt, so sind es doch vorzugsweise wieder die zarteren, noch nicht inkrustirten Zellwände, dann die Spaltöffnungen, wo dies geschieht. Es kommt darauf an, zu zeigen, ob diese mit der Masse auch gleichmäßig wachsen. Ein verkümmertes Haserblatt, bald so breit, als ein fettes, üppig gewachsenes, hatte nach unfer eigener Zählung nicht weniger Spaltöffnungen, als das üppige. Bei beiden liegen sie fast in parallelen Reihen, — welche bei den mageren nur näher, bei den fetten weiter aus einander stehen. Die Lunge eines fettwerdenden Menschen enthält kein größeres Volumen, die Luftbläschen kein größeres Lumen — nur die äußere transpirirende Fläche, die Haut — wird größer. Eine kleinere Fläche zum Verdrehen — in den Lungen! — trägt sogar zum Fettwerden bei!

Auch für die Entstehung von keimfähigen Samen ohne vorhergegangene Befruchtung (Parthenogenese!) mehrten sich unter den Botanikern die Stimmen, und es scheint kein Zweifel, daß sie auch bei höher organisirten Pflanzen möglich ist (Raudie, M. Braun). Welch ein Abkand dieser Thatsache von der Keimbildung durch Eindringen — des Vollenkelauchs in die Keimzelle, das so viele Mikroskopisten gesehen hatten!

Ueber

Zunahme des Geldes

und der

Circulationsmittel in Europa.

Der jedesmalige Werth des Geldes ist wie bei allen andern, oder doch den meisten Dingen abhängig von dem Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot. Die edlen Metalle sind

allen Veränderungen im Werthe eben so unterworfen, wie alle anderen Gegenstände. Das Geld und die Güter suchen einander, um gegen einander ausgetauscht zu werden, sie sind wechselseitig unter einander Nachfrage und Angebot. Jede Zunahme des Geldes oder der Geldquantität vermindert seinen Werth, und jede Verminderung des Geldes erhöht seinen Werth, und zwar geschieht dies in einem genau entsprechenden Verhältniß.

Vor dreihundert Jahren hatte ein Gulden mehr Werth als jetzt zwanzig Gulden, man konnte daher mit zehn Gulden mehr ausdrücken, als jetzt mit zweihundert. In den Jahren 1550 bis 1559 kostete 1 Walter Korn 1 Thlr., oder 1 Wöpel (etwa $8\frac{1}{2}$ Walter) kostete $8\frac{1}{2}$ Thlr., welche Quantität jetzt in Berlin 72 bis 76 Thlr. kostet. 1558 kostete 1 Fuder Wein in der Pfalz 10 Gulden, 1540 im bairischen Oberlande der Saum, oder 88 Maß Wein 12 Bahen à $3\frac{1}{2}$ Kreuzer, 1 Walter Korn 40 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 4 Pfennige, 1512 genügte eine Summe von 10 Gulden vollkommen zur Erhaltung eines Studenten in Heidelberg. Mit einer Stiftung von 500 Gulden, wovon die Zinsen 20 Gulden betragen, wurden damals zwei arme Studenten, Bürgeröhne aus Eppingen, auf der Universität Heidelberg erhalten.

Es ist von dem Engländer Danfon nachgewiesen worden, daß von 1492 bis 1803 ein Werth von beinahe 7751 Millionen Thaler an Gold und Silber aus Amerika nach Europa gekommen ist, wovon auf Gold 25 $\frac{1}{2}$ Procent, auf Silber 74 $\frac{1}{2}$ Procent kommen.

Von 1804 bis 1848 weiß derselbe eine Gold- und Silberzufuhr von deiläufig 2481 Millionen Thlr. für Europa nach, oder von 1492 bis 1848 zusammen circa 10231 $\frac{1}{2}$ Millionen Thlr.

Bemerkenswerth ist, daß die Silberproduction in dem leptoerossenen halben Jahrhundert sich ziemlich unverändert erhalten, dagegen die Goldgewinnung auf das Dreifache gestiegen ist. Vor vierzig bis fünfzig Jahren überstieg die Silberzufuhr den Import des Goldes über das Doppelte, aber schon vor 1848 war der Werthbetrag des jährlich gewonnenen Goldes vermittelst der russischen Goldwäschereien bedeutender geworden, als der des Silbers. 1848 trat aber dasjenige Ereigniß ein, welches außer der Entdeckung der reichen amerikanischen Silberminen im sechzehnten Jahrhundert für die Geschichte der edlen Metalle außerordentlich wichtig war, nemlich die Auffindung und sofortige ausgebreitete Ausdeutung des kalifornischen Goldreichtums, welchem dann 1851 die Entdeckung der australischen Goldminen gefolgt ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verhielt sich das jährlich gemonnene Quantum Gold zum Silber, in Rücksicht des Gewichts nach Procenten wie 2 zu 98, und hinsichtlich des Werthes wie 29 zu 71. Im Jahre 1851 dagegen war das Verhältniß nach dem Gewichte wie 13 zu 87, und nach dem Werthe wie 70 zu 30, also grade umgekehrt. Das baar circulirende Medium hat sich in den letzten zehn Jahren gewiß um tausend Millionen Thaler vermehrt. Im Jahre 1856 sind wieder über 25 $\frac{1}{2}$ Millionen

Pfund Sterling an Gold nach England gekommen, und zwar über 10 $\frac{1}{2}$ Millionen aus Australien, über 8 $\frac{1}{2}$ Millionen aus Californien und beinahe 7 Millionen aus Ostindien.

In diesem Jahre (1857) betrug die Einfuhr aus Australien bereits über 40,000 Unzen. Rechnet man hierzu die enormen Quantitäten des in Europa und Amerika umlaufenden Papiergeldes und der Creditpapiere, so wird man nicht verkennen, wie diese Erscheinungen auf die Preise aller Waarenartikel, also auch der Lebensbedürfnisse von Einfluß sein müssen, wemgleich die Folgen nicht plötzlich, sondern nach und nach hervortreten.

Die Summe des in Deutschland umlaufenden Papiergeldes, mit Ausschluß von Oesterreich und ohne Hinzurechnung von Banknoten, betrug nach einer 1850 veröffentlichten Zusammenstellung beinahe 42 Millionen Thaler, davon die Hälfte in preussischen Cassenanweisungen. Seitdem hat sich diese Summe noch sehr vermehrt.

Der Baargeldumlauf in Frankreich beträgt etwas mehr als 3000 Millionen Franken, wozu noch Banknoten kommen. Dazu belaufen sich die an der Pariser Börse notirten verschiedenen Werte auf nahe an 21,000 Millionen.

In Europa gibt es nur vier Milliarden baare Geld, und auf diese Summe gründet sich der Credit und die Circulation von mehr als 60 Milliarden in Papier. Hier von kommen 40 Milliarden auf die Staatsschulden und etwa 20 Milliarden auf Bankbills, Eisenbahnactien und andre Creditpapiere.

Die raschere Circulation des Geldes durch die Organisation des Credits vermittelt der Danken kommt einer Vermehrung der Circulationsmittel gleich. Wichtig ist also auch der Einfluß des Credits. Es ist gegenwärtig nicht allein das baare Geld, welches den Stand der Preise bestimmt, wo sich der Credit gehörig entwickelt hat, sind die Preise mehr abhängig von der Anwendung des Credits, als von der im Umlauf befindlichen Quantität baaren Geldes. Denn obgleich der Credit an sich keine productive Macht ist, so gewährt er doch die Möglichkeit zu kaufen, und Jemand, der im Besitze von Credit sich mit dem Einkufen von Waaren beschäftigt, schafft genau eben so viel Nachfrage nach den Waaren und trägt eben so viel zur Steigerung der Preise bei, als wenn er Einkäufe zu gleichem Betrage mit baarem Gelde machen würde. Wenn Wechsel, Banknoten, Geldanweisungen, Tresorscheine u. s. w. zur Befriedigung von Forderungen benutzt werden, so verrichten sie etwas, wozu sonst Geld erforderlich sein würde, dienen also wie Circulationsmittel. Im vorigen Jahre (1856) machte sich eine über ganz Europa verbreitete Crisis im Handel und Verkehr bemerkbar, welche man von einigen Seiten eine Geldcrisis, von andern eine Capitalcrisis nannte. Der Geldumlauf hat sich seit sechs bis sieben Jahren um den sechsten Theil vermehrt, während sich die Geschäfte mehr als verdoppelt haben. Der Capitalverbrauch ist rascher von Statten gegangen als die Ersparniß, und überall hat man den

Credit zu Hülfе genommen. Nach Einigen haben sich die Operationen um mehr als zehn Milliarden vermehrt, während das Geld nur um eine Milliarde zugenommen hat. Diesem Ueberschusse, behauptete man, ist nur durch zwei Mittel abzuhelfen: erstens, durch große Zurückhaltung in Bezug auf Credit und neue Unternehmungen, zweitens, durch ein beträchtliches Zurückströmen der edlen Metalle.

Diejenigen, welche eine Capitalcrisis behaupteten, sagten: nicht das Metallgeld, sondern die gesammten im Lande vorhandenen, und zur Production verwendeten Gütermassen bilden das Capital, nämlich Bodenverbesserungen, Gebäude, Fabriken, Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, Waaren aller Art, zu welchen zuletzt auch das vorhandene Metallgeld geählt werden muß. Die Ursache dieser Capitalcrisis gründete man auf folgende Thatsachen: erstens, der Krieg der Westmächte gegen Rußland, der über zwei Jahre gedauert hat. Zweitens, die Anleihen der meisten Staaten im Betrage von circa tausend Millionen Thaler, welche größtentheils für den Krieg verwendet und vernichtet wurden. Drittens, die industriellen Unternehmungen, wobei sich die Speculation in der übertriebensten Weise überstürzte, unbekümmert, von welcher Seite das erforderliche Capital kommen sollte. So sind seit vier bis fünf Jahren in Frankreich und Deutschland so viele Eisenbahnbauten ausgeführt worden und noch im Bau begriffen, daß allein diese einen Capitalwerth von dreitausend Millionen Thaler repräsentiren, welche ganze Capitalmasse erst später rentabel wird. Hierzu kommen seit vier Jahren, nämlich von 1852 bis einschließlich 1856, die geringen oder unzulänglichen Getreideernten in den meisten europäischen Ländern, welche einen großen Theil des jährlichen Ueberschusses der Production über die Consumtion um Ankauf fremden Getreides erforderten. Hieraus schloß man, daß die Anforderungen Mitteleuropas die Grenzen überschritten, wo sie nur den jährlichen Ueberschuß treffen sollten, und daß ein Theil des Betriebscapitals aus seiner bisherigen Verwendung gerissen und in festen Anlagen, deren Ertrag erst der Zukunft zu gut kommen kann, verwendet worden ist.

Durch die Verhinderung der Slavenimportation ist in manchen Gegenden von Südamerika gegenwärtig bereits der Mangel an Arbeitskräften so groß, daß bei den höchsten Preisen zugleich die Befreiung der Slaven nach einer gewissen Zeit mit als Kaufbedingung festgestellt wird. So wurde kürzlich in der deutschen Colonie San Leopoldo bei Porto-Alegre (Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien) eine Slavin zu häuslichen Arbeiten mit dem unerhört hohen Preise von 720 Thirn. bezahlt; da zugleich die Bedingung der Freilassung nach 5 Jahren mit dem Kauf verbunden war, so überließ also die Bezahlung der Arbeiterin den Betrag des üblichen Lohnes für freie Diensthöten bedeutend.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die asiatischen Verhältnisse; China,
Cochinchina, Siam.

Oestlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist in diesem Augenblicke ziemlich Alles in Verwirrung. Hatte schon der Kampf der Engländer mit dem Reich der Mitte die zahlreich auf allen Inseln und Küsten des Stillen Meeres angehebelten Chinesen unruhig und kriegerisch gemacht, so vermehrt jetzt der indische Aufstand die Gährung, und pflanzt sie zugleich zu der malayischen Bevölkerung fort. Selbst Holland fürchtet für die Ruhe seiner indischen Besitzungen, und unter den seeträuberischen Stämmen, die von Sumatra bis Reuginea, von Java, Bali und Lombok bis Palawan und Magiodanac auf der Küste keiner Insel fehlen, gibt sich eine drohende Bewegung kund. Auf der andern Seite mehren sich die Anzeichen, daß die chinesische Verwirrung sich zu einem Knoten schürzt, dessen Lösung alle großen seefahrenden Nationen als ihre Aufgabe betrachten werden. Nicht genug, daß England und Frankreich bis zu einer gewissen Grenze gemeinschaftlich handeln wollen und Flotillen und Kanonenböte abgeben lassen, die, nachdem sie den großen Ocean in seiner ganzen Breite zweimal durchmessen und jene Umschiffung des Caps, welche noch vor einem halben Jahrhundert dem Führer des größten Ostindienfahrers als ein Waagniß erschien, vollbracht haben, zu der ursprünglichen Bestimmung solcher Rußschalen, an den Küsten und auf den Klüffen Krieg zu führen, zurückkehren werden, überlegt man in Washington, wie man die Verletzungen des Vertrags vom 2. Juli 1844, welche von den Chinesen begangen worden sind, auf irgend eine Weise, z. B. durch die Befehung der Insel Formosa, nutzbar machen könne, und erhalten wir von verschiedenen Seiten die Nachricht, daß es Rußland endlich gelungen sei, mit China in Streit zu kommen. Mögen nun die chinesischen Behörden

die ganze russische Mission unter dem Archimandriten Gumri, als sie bei Riachta die Grenze überschreiten wollte, zurückgewiesen haben, oder mag die Nichtzulassung, wie eine andere Nachricht lautet, auf einige als Vopon verkleidete Officiere beschränkt gewesen sein, genug ein Conflict ist vorhanden, und beschäftigt es sich, daß eine russische Flotille unter dem Admiral Potiatin, dem Unterhändler mit Japan, aus dem Amur auszulassen im Begriff sei, um sich vor Schanghai zu legen, so träte die Niederlassung am Amur die Rolle, zu der sie bestimmt ist, in sehr früher Stunde an. So wichtig diese chinesische Verwirrung ist, tritt sie doch gegen den furchtbaren Ernst der indischen Ereignisse zurück. Diesen letzteren werden wir einen eigenen größeren Artikel widmen.

Eine Denkschrift, die der französischen Regierung im August überreicht worden ist, empfiehlt die Benutzung jener chinesischen Wirren zur Wiederherstellung des französischen Einflusses in Cochinchina. Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution wurde in Versailles ein Vertrag unterzeichnet (1787), in dem Frankreich gegen die Verpflichtung, dem entthronten König Hülfstruppen zu schicken, das Gebiet von Ham, die Bucht Turanoe (Turan?) und die nahe liegenden Inseln abgetreten erhielt. Beide Theile erfüllten den Vertrag nicht. Frankreich stellte bloß zwanzig Officiere, und der chinesische Basallentönig von Cochinchina trat kein Gebiet ab. Französische Officiere blieben aber bis 1822 im Lande, und während dieser Periode wollten die französischen Glaubensboten 400,000 Befehrungen ausgeführt haben. Von 1822 an begannen Glaubensverfolgungen, durch welche die Zahl der Christen bis auf 130,000 herabgebracht wurde, und die beiden einzigen Besuche des Landes, welche französischer Seite noch stattfanden (1843 und 1847) hatten bloß den Zweck, gedrohte Glaubensboten zu retten. Jetzt, meint man, wär die aequinete Zeit da, die Erfüllung des Vertrags von 1787 zu fordern, oder durch das

französische Geschwader, das man bequem zur Hand hat, zu erzwingen.

Sehr günstige Nachrichten kommen aus Siam. Zwei siamesische Prinzen, Ubra Dhyradich Sniab und Ubra Krom Hluang — Ubra heißt göttlich, und stammt als Königs- und Prinzen-titel vielleicht mit dem ägyptischen Pharaos aus derselben Quelle — Keffen des Königs, wollen Frankreich und England besuchen, und waren Ende August bereits in Suez angekommen. Siamesische Prinzen treten an europäischen Höfen als eine ganz neue Erscheinung auf, und an eine solche Reise knüpfen sich unwillkürlich Hoffnungen auf neue Eroberungen der Kultur in den Ländern des Ostens. Dennoch müssen wir gestehen, daß wir weder von dem Besuch der beiden Ubra's, noch von dem jetzigen König des Volks der Thai, der auf die Illustrated News abonniert hat, und Tacitus und Julius Cäsar kennt, noch von dem siamesisch englischen Vertrage vom 8. April 1855 und seiner Handelsfreiheit andere, als sehr allmähliche Einwirkungen erwarten. Bowring selbst ist zu dem Gesändnisse genöthigt, daß die Siamesen mit dem Buddhismus ganz und gar verwaachsen seien. Die Erben einer uralten Kultur und die Bewohner eines Landes, dessen mittlere Jahrestemperatur beinahe + 20° Reaumur beträgt, sind sie zu den Aufstrebungen, die mit jeder Aneignung fremder Bildung zusammengehören, wenig geneigt und befähigt. Es klingt widersprechend, was Bowring von dem Handelsgesitte des Volks und der Leichtigkeit des Verkehrs auf vier tief in's Land hineingehenden Strömen sagt. Wir werden aber sehr herabgestimmt, wenn derselbe Gewährsmann und unterrichtet, daß der Reineam, der siamesische Hauptstrom, an seinen Mündungen, welche der Handel hauptsächlich benützt, eine Barre mit nur dreizehn Fuß Wassertiefe bei hoher Fluth hat, daß der Reikong, wo er sich nach einem Lauf von fünfzehnhundert englischen Meilen mit dem Meer verbindet, von Untiefen und Sandbänken wimmelt, und über die Thäler und das Uberschwemmungsgebiet der Flüsse hinaus dichter Urwald jede Verbindung erschwert, wenn nicht verhindert.

Kustin's Reise in Westaustralien; Südaustralien.

Wie Gregor's Forschungen im Norden, haben auch Kustin's Wanderungen im Westen die alte Vermuthung bestätigt, daß das Innere eine Wüste sei. Sein Ausgangspunkt war der Schwanenfluß, und er gelangte von dort bis zu einem großen Sumpfe, der unter 27° 30' südl. Br. und 118° 30' östl. Länge von Greenwich liegt. Seinem Versuche, von diesem Sumpfe bis zur Mündung des Gascoigne-Flusses, wo ein Schiff ihn aufgenommen haben würde, vorzudringen, stellte sich die Beschaffenheit des Landes entgegen. So weit sein Weg ihn gegen Nordwesten führte, fand er nichts als weite, wüste Ebenen, in denen nur selten dürftige Casen mit etwas Gras und Wasser, und mit Gebüsch von Gummibäumen, Eucalypten, Casuarinen und Akazien vorkommen.

Unter 26° 20' südl. Br. und 115° 15' östl. Länge von Greenwich mußte er umkehren. Er konnte von Glück sagen, daß er auf diesem furchtbaren Rückwege nur Pferde verlor, und sich und seine zehn Begleiter, wenn auch leidend, doch lebend zum Murdochson-Flusse und der ersten der dortigen Niederlassungen brachte.

Nicht der Westen oder der Norden, sondern der Süden Australiens enthält die eigentlichen charakteristischen Züge des Landes, und hier hat sich auch der Aufschwung der Colonisation eingestellt. Den England im Norden und Westen mit allen Mühen und Kosten nicht zu erzwingen vermag. Erst 1834 gegründet, hat die Colonie Südaustralien bereits eine Bevölkerung von 109,000 Menschen, die 203,000 Aker Land bebauen, und 1856 für 1,364,904 Pfund Erzeugnisse aller Art ausgeführt haben. Die Erze und Metalle nehmen in dieser Ausfuhr die dritte Stelle ein, denn sie figuriren mit nicht mehr als 408,043 Pfund, während das verschifftete Getreide und Mehl einen Werth von 534,789, und die Wolle von 412,163 Pfund repräsentirte. Die Einfuhr belief sich 1856 auf 1,205,069 Pfund, und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben um 800,000 Pfund. 188,000 Aker wurden an Colonisten verkauft, so daß mit ihnen fast eine Verdoppelung des unter dem Pfluge befindlichen Landes zu erwarten ist.

Dr. Vogl in Wadai.

Die letzten Nachrichten über den unglücklichen Reisenden, der den kühnen Entschluß gefaßt hatte, die letzte Strecke von zweihundert geographischen Meilen, die zwischen den von Dr. Barth bereisten Ländern des Westens und dem obern Nil noch unerforscht geblieben ist, der europäischen Wissenschaft bekannt zu machen, beschäftigten wieder das Gerücht von seiner Hinrichtung durch den Sultan von Wadai, nach welcher sie dasselbe. Dr. Barth, der in Nachforschungen über das Schicksal seines Freundes, dessen unerwarteter Anblick in Wundi (1. December 1854) einer der hellsten Sonnenblicke seiner afrikanischen Reise war, unermüdlich ist, hat Einleitungen getroffen, zuverlässige Nachrichten einzuziehen, doch können immer noch Monate vergehen, ehe wir Gewißheit haben.

Vogel machte sich über die ungemeinen Gefahren einer Reise nach Wadai keine Illusionen. Denham hatte dorthin nicht vordringen können, und der nicht minder mutige Barth war immer, so oft er von Kanem und Baghira nach jener Richtung aufbrach, genöthigt gewesen, seinen Plan aufzugeben. Aber war eine Reise durch Wadai nach Darfur überaus gefährlich, so war sie auch überaus lohnend, und dies überweg. Wir wissen von Wadai Nichts, als was Messapilger erzählt haben, denn vor Vogel hat kein europäischer Fuß jenes Gebiet betreten. Nun sind Pilgererzählungen ungenau wie keine andern, und die über Wadai umlaufenden machen von dieser Regel keine Ausnahme. Der anscheinend beste Bericht ist der des Scheich el Tunshi, und in diesem Berichte figurirt ein großer Strom Bahr-Jro, von dem Dr. Barth in den Grenzländern des Nordwestens, wohin er strömen soll, nie ein Wort gehört hat.

Wie die Araber sagen, braucht ein Fußgänger dreißig Tage, um Wadai von Norden gegen Süden, und vierundzwanzig, um es von Osten gegen Westen zu durchschreiten. Zwischen Bahairai und Wadai liegt eine Wüste von acht bis zehn Tagereisen Breite, die aber des Wassers und Pflanzenwuchses nicht ganz entbehrt, und von Darfur wird Wadai durch eine ähnliche Wüste, die jedoch nur drei bis fünf Tagereisen breit ist, getrennt. Im Norden grenzt Wadai an die gebirgige Steinwüste der Tibbu's, je weiter nach Süden hin, um so mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, bis gegen die Grenzgebiete hin, welche die Pferde und Kameele züchtenden Mohamedaner von den armen heidnischen Regestämmen trennt, die tropische Vegetation in Baobab- und Ebenholzwäldern ihre ganze Uppigkeit entfaltet.

Die beiden Hauptthäler Wadai's streichen von Osten nach Westen, und jedes hat seinen Fluß, der in der Regenzeit aus seinem Bett tritt und seine Uferlandschaften weit hin befruchtet. Die Hauptstadt Wada wird von Browne unter 24° 30' östl. L. von Greenwich, von Paris unter 22° östl. L. verlegt. Sie soll 40,000 Einwohner haben, die zum Theil in guten steinernen Häusern leben. Der Sultan hält eine Leibwache von 4000 Mann, die Mäntel und eiserne Helme tragen und mit Keulen bewaffnet sind. Der vierte Theil derselben bewacht allnächtlich das Schloß, in dem der barbarischste Despotismus thronet. Ist der Aka, von dem Paris in Bahairai hörte, wirklich ein südwestlicher Zufluß des Keilal oder Nissalad, von dem Brun Kollat in Khartum erzählt wurde, doch er in den Weisen Nil münde, so hätte Vogel von Wada aus nicht mehr als zwei Längengrade zu überwinden gehabt, um das Flußgebiet des Nil zu überschreiten.

Die Bewohner von Wadai sind Mohamedaner und treiben sowohl mit Tripolis als mit Ägypten Handel. Nicht das Eisen und Gummi, nicht die Tamarinden, Häute und Straußeneiern, die sie dorthin führen, sondern die Sklaven, die sie sich durch unmensliche Jagden in den Gebieten der heidnischen Schwarzen verschaffen, bilden den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel von Wadai. Dieser Sklavenhandel ist aber in's Stocken gerathen, seit England sowohl in Ägypten als in Tripolis ein Verbot durchgesetzt hat, und ist Vogel, der in Centralafrika für einen Engländer gilt, hingerichtet worden, so könnte es leicht sein, daß die englische Regierung selbst ihm dieses Schicksal bereitet hat.

Die

Novara - Expedition.

III.

Rio Janeiro, am 14. August.

Von Dr. Scherzer erhalten wir folgende Notiz:

Da ich Ihnen entweder noch von hier oder von der Hauptstadt aus, wo selbst wir spätestens am 28. September eintreffen werden, ausführliche Mittheilungen:

„Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers,“

machen werde, so beschränke ich mich für diesmal auf folgende kurze Notiz: Am 5. d. M. um 2 Uhr 45 Min. schlug endlich die Erdumseglers-Runde von einer funftägigen Seefahrt — die Novara lief mit vollen Segeln in die Bai von Rio ein. Das Wetter hatte uns auf der Fahrt von Madeira hierher verfolgt; bald waren es Windstößen, bald conträre, bald veränderliche Winde, welche unsern Cours demütheten und ich zweifle nicht, daß man vor einem halben Jahrhundert noch den vielen Naturforschern, die sich am Bord befanden, die Ungunst der Fahrt zugeschrieben hätte. Ja bei dem Aberglauben und dem Vorurtheil der Matrosen hätte es in jener Epoche leicht geschehen können, daß einer oder der andere der „Sabios“ über Bord spaziert wäre und sogar sein Ertrinken hätte nur als die natürliche Folge seiner Schuld gegolten. Dank dem Himmel, daß wenigstens das Behn des Forschers nicht länger mehr in Gefahr ist, wenngleich er sich durch Fanatismus und Irrglauben in seinen Untersuchungen noch oft genug gehindert sieht. Das Officiercorps sowohl wie das wissenschaftliche Corps fanden in den hiesigen Kreisen die freundlichste Aufnahme und wo es vielleicht nicht vom Herzen ging, ersetzte die Conuenienz und nationaler Ehrgeiz diesen Mangel. Das gelbe Fieber hat zwar in den letzten Wochen noch manche Opfer gefordert und selbst gegenwärtig kommen täglich noch zwei bis drei Fälle vor; allein mit einiger Voricht kann man ohne Bedenken die Stadt bewohnen und dies bestimmte den Herrn Commodore, der Mannschaft hier einige Wochen der Ruhe zu gönnen und erst gegen Ende des Monats wieder unter Segel zu gehen. Denn trotz der vortrefflichsten Desinfection und der größten Sorge in Bezug auf Reinlichkeit des Körpers sind doch in den letzten Tagen der Seefahrt mehrere Scorbutfälle vorgekommen und deren Zahl würde sich unweifelhaft noch vermehrt haben, wenn nicht die seither erfolgte Ankunft in Rio alle Mittel an die Hand gäbe, diese so lästige Krankheit wieder los zu werden. Interessant ist der Umstand, daß der Scorbut nicht unter den immer im Freien beschäftigten Matrosen, sondern unter Arbeitern ausbrach, welche sich in den untern Schiffsräumen aufhalten, wenig frische Luft genießen und eine weniger bewegte Lebensweise führen.

Unter den wissenschaftlichen Instituten der Hauptstadt sind es besonders die Mitglieber der historisch-geographischen Gesellschaft, die Herren Dr. Lagoß, Dr. Schuch de Capanuna und der Director der Akademie der bildenden Künste, welche sich auf alle mögliche Weise bemühen, dem wissenschaftlichen Corps der Novara-Expedition nützlich und diensteifrig zu werden. Sie sind selbst im Begriffe, zu Anfang des nächsten Jahres das Innere Brasiliens, und zunächst die Provinzen Mato Grosso und Para auf Kosten der Regierung zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu bereisen. Man scheint keine Kosten gescheut zu haben, die Männer, welche sich dieser ehrenvollen, aber ungemein schwierigen Aufgabe unterziehen, durch eine glänzende Ausrüstung an Instrumenten aller Art in ihren

Forschungen zu unterstützen. Zwei Mitglieder dieser Commission zur Durchforschung des Innern Brasiliens, Herr Gonzales Dias und Cabalao bereisen in diesem Augenblicke die bedeutendsten Städte Europa's und besorgen persönlich den Ankauf der noch fehlenden Instrumente und Hülfswerke. In zwei Jahren soll die Untersuchung der Provinz Parah's vollendet sein, grade um die Zeit, wo die Novara-Expedition von ihrer Erdumseglung zurück wieder in Rio eintreffen dürfte. Das wird ein interessantes Begegnen dieser beiden wissenschaftlichen Commissionen sein, und konnte sogar manchen Austausch ihrer Sammlungen zum Nutzen beider Theile zur Folge haben. — Vorgestern wurde der Commodore der Fregatte, V. v. Müllerstorff, der Commandant und Baron Vid und Dr. Scherzer, als Vertreter des wissenschaftlichen Corps, dem Kaiser und der Kaiserin von Brasilien durch den österreichischen Ministerresidenten vorgestellt.

Aus Griechenland.

Ueber das Wiedererwachen der schönen Künste in Griechenland ist bereits einige Male öffentlich hin und wieder die Rede gewesen. Es ist im Allgemeinen erklärlich, wenn in dem seit Jahrhunderten verkommenen griechischen Volke, in welchem fast jeder lebendige Kunstsinne verschwunden gewesen, vor allen Dingen erst dieser Kunstsinne geweckt und die Kunstfertigkeit in ihren ersten Anfängen entwickelt werden muß. Dazu dient zunächst die in Athen seit längerer Zeit bestehende polytechnische Schule (*Μολυβδορρυχίον*), und sie ist auch in der That nicht ohne entsprechende Erfolge geblieben. Die Staatsregierung selbst läßt es an Bemühungen und an den erforderlichen Maßregeln ihrerseits nicht fehlen, um auf den Eifer und auf die Kunstfertigkeit der Schüler und Aller derer, welche sich in Griechenland mit den Künsten, namentlich mit der Architektur, der Malerei und Sculptur beschäftigen, günstig einzuwirken. Preisausgaben, Prämienvertheilungen, öffentliche Ausstellungen der Arbeiten und Kunstergzeugnisse sind zu diesem Zwecke eingeführt worden und finden alljährlich Statt. Bereits haben auch einzelne reiche Griechen zur Unterstützung der Künste und zur Erweckung des Kunstsinns und des Wettstreits in dieser Hinsicht nicht unbedeutende Summen hergegeben und geschenkt; so z. B. der im Jahre 1856 verstorben Griechische Michael Zofimas die Summe von 60,090 Drachmen zur Erbauung eines angemessenen Gebäudes für die polytechnische Schule. Auch an andern Geschenken von auswärts, um auf die Fortschritte der Kunst in Griechenland zu wirken, hat man es nicht fehlen lassen, und unter andern sind im vorigen Jahre von Frankreich aus mehrere Gypsabdrücke der in Paris befindlichen Sculpturen des Parthenons und anderer altgriechischer Kunstwerke, z. B. der Venusstatue von Melos, der polytechnischen Schule in Athen zum Geschenk gemacht worden. Ähnliches ist auch von Seiten Englands geschehen. Die von der Regierung

eingeführten Preisausgaben und die damit verbundenen Belohnungen und Selbstunterstützungen haben einen rühmlichen und erprieslichen Wett-eifer hervorgerufen, und ein vielfach weiter anregendes Beispiel in dieser Beziehung hat der reiche Grieche Konostavlos in Athen dadurch gegeben, daß er vor kurzer Zeit einen Wettkampf unter den Griechen eingeführt und einen Kampfpreis von 2000 Drachmen für das beste Gemälde und für die beste Sculpturarbeit ausgesetzt hat. In dieser letzteren Hinsicht haben die Statuen zweier Brüder Phyllalis nach dem Auespruche der Kampfrichter, unter welchen selbst fremde Künstler in Athen sich befanden, den Preis davongetragen, und der Gine dieser letzteren hat dabei die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß diese Kunstarbeiten, wenn sie in den Kunsthallen von Paris aufgestellt würden, ein besseres und rühmlicheres Zeugnis von den sichtbaren Fortschritten Griechenlands auf dem Gebiete der schönen Künste abzulegen im Stande seien, als alle Kritiken der Zeitungsschreiber.

Skizzen aus New York.

„Alle Welt hat die Stadt verlassen“ — so lauten jetzt die Bülletins der Reueits der Fashion, und die Zeitungen, statt Berichte über New York in die Ferne hinauszufenden, lassen sich von dort Schilderungen des Lebens und Treibens der Sommermigration senden. Jeder elegante Baderot hat seinen Chroniker, der mit indiscreter Genauigkeit Personen und Vorfälle der Reueiterde des Publicums vorführt. Die Schönen der Badewelt werden von feiner Feder daguerreotypirt und dem reizenden Porträt werden Namen, Stand, gute Eigenschaften und — das Vermögen beigelegt, so daß die Sammlung dieser Berichte in der That ein trefflicher Katalog zum Gebrauch heirathslustiger Junggeheilen wird. Barnum, der jetzt entthronte König des Humbug's, hatte die Kinderausstellung erfunden, die Baderplage sind durch die Presse ein Bazar der amerikanischen Schönheiten geworden. Ueberall folgt das Späberauge und das horchende Ohr dieser Herabote der Fashion den gefeierten Frauen, kaum rettet vor ihrem Fortschreiten die verschlossene Thür das Geheimniß des Schlafzimmers. Der Tag aber gehört diesen Kräusen; jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick ist eingetragen in die Chronik, und die süchtigen Coquetterien einer Schönen, schlau vertheilt unter die Schaar ihrer Andern im Hinwirbeln eines Balzels, werden des andern Morgens geschwähig von der Presse über Stadt und Land hingerufen. Oessentlichkeit ist das Princip des hiesigen Lebens, und die Presse hat es so ausgedehnt, daß hier das ganze Land eine große Schaubühne geworden ist, auf der man für zwei Cents — der Preis einer Zeitung — täglich die zartesten Mysterien des Privatlebens aufgeführt sehen kann.

Bald werden die zahlreichen Touristen die geheime Geschichte Europa's in Wahrheit oder Dichtung der neuen Welt erzählen, denn nur

wenige begnügen sich schon jetzt, dort zu wandern und zu sehen. Reiseberichte zu senden, scheint bei Vielen der eigentliche Zweck der Wanderung zu sein. Die Fahrt eines jeden Steamers hat ihren Historiographen. Es tibet sich eine wahre Sommerliteratur, die allerdings weniger Blüten als dürre Blätter tiefert. Haben Europäer mit dem Reisebuch in der Hand die große Republik mit der Blitzschnelle der Dampfstraß durchzogen, um dann zu Hause ein Phantasiebild aus den aufgerissenen Skizzen zu entwerfen, so werden die Amerikaner sich dafür rächen und die alte Dame Europa mit nicht weniger kühner Hand abcontenieren. — Die Sonnenhitze ermattet das Stadtleben bis zu tiefem Schlafe. So hält jetzt die Metropolis ihre Stiefa; es herrscht eine solche Stille, und ist ein solcher Mangel an aufregenden Ereignissen, daß man fast sagen möchte, New York ist nicht mehr in New York, sondern zerstreut nach allen Weltgegenden im Inland und Ausland.

Nur die Geschäftswelt bewegt sich fort in ihrem rastlosen Schwunge, und gleich der Ebbe und Fluth wogt die arbeitende Bevölkerung, vom reichen Kaufmann herab bis zum Packträger, Morgens zur Stadt hinunter, des Abends hinaus, und an der Börse, an dem Mauthaus, an den Wersten schlägt stets hoch die Brandung des Geschäftes. Die Arbeitsthiemen können nicht weg, aber ihre Königinnen und in ihrem Gesolge die Drohnen sind ausgeflogen, und summen fern in erfrischender Ruhe ein frohes Sommerlied.

Die Sehnsucht, das Bedürfniß, während der Sommerhitze aus der Steiuüste der Stadt zu flüchten, ist wohl nirgends größer und allgemeiner, als in New York, und auch nirgends natürlicher und gerechtfertigter. Trop der günstigen Lage zwischen zwei Flüssen und vor einer weit offenen Bai, bildet sich über der vernachlässigten Metropolis eine malaria, welche auch dem Kräftigsten zuletzt die Brust beengt und ihn angstvoll nach Lebensluft seufzen macht. Die Unglücklichen aber, welche die Pflicht der Arbeit nicht frei läßt, suchen wenigstens für die Nacht zu entfliehen, und so findet jeden Abend eine wahre Völkerverwanderung statt. Ueber den Fluß und die Bai hinunter tragen, schwankeud unter dem Lebermaße der Last, die Dampfböte eine Menschenmasse, die theils nach ihren Sommerwohnungen heimkehrt, theils nur für wenige Augenblicke mit stärkender Seeluft die erschöpfte Brust erfrischen, oder in den kühlen Meeresswogen die Hitze des Tages vergessen will.

Das romantische Staten - Island, das mit seinen waldbedeckten Höhen und freundlichen Landhäusern sich weit in die Bai hinunter erstreckt, ist der beliebteste Sommerausflugsort besonders der nicht verheiratheten Arbeitsklasse. Coney - Island, ein öder Dünenstrich am Eingange der Bai und besüßigt von den herantrollenden Wogen des Oceans, wird von der Menge aufgesucht, die weniger noch sich von dem Orte der Arbeit entfernen kann. Es ist eine interessante Scene, die Masse der täglichen Auswanderung sich auf das Schiff drängen zu sehen. Welch ein Gewühl von Männern,

Frauen, Kindern; Säuglinge auf den Armen ihrer Mütter, Gepäd und Lebensmittel, Alles sollte glauben machen, es sei eine wilde Flucht vor dem Feinde. Man eilt und ringt um Zulassung auf dem rettenden Dampfer; schon ist das Boot voll, die Glocke läutet zur Abfahrt, aber Hunderte noch stürzen in hohender Eile aus der glühenden Stadt herbei. Unbarmherzigkeit und Geldverluft wäre es, wollte der Capitan sie gestaufet auf dem Ufer zurücklassen. Also herein und immer herein, bis der letzte Raum, auf dem zwei menschliche Hüfe stehen können, gefüllt ist. Schwankeud und halb sinkend, stöhnend und mühsam zieht dann das Boot durch die Fluthen. Die Menschenmenge, froh, der Stadt entronnen zu sein, schreit, jauchzt, singt und spottet in glücklichem Uebermüthe der Zurückgelassenen, die nachgedrängt am Ufer traurige Blicke dem entschwindenden Dampfsboote nachsenden, um dann nach der heißen Stadt ermatteter noch zurückzuschleichen. Und welche Scene bei der Ankunft der Glücklichen am Ufer der Insel! Das Boot ist noch nicht fest, und schon stürzt im Sturm lauf die eingepreßte Menge an's Land, und mit wildem Jauchzen nach dem Badeplatz. Für Wenige nur gibt es da Hüften und Kleidung. Hunderte aber verlangen sehnsuchtsvoll das erfrischende Bad, und in einer Stunde schon fährt das Boot zurück. Kein Badeort der alten und neuen Welt kann daher ein solches Treiben darbieten, wie das kleine Coney - Island. Die im Wettlauf den Preis errungen haben. Männer, Frauen und Kinder tummeln sich mit wilder Lust in den Wogen herum; am Ufer stehen Hunderte, ergößen sich an dem tollen Treiben und genießen den erquickenden Hauch des Oceans. Dort, unter dem Schutze einer Bretterhütte, nehmen in weiten Kreisen Familien ihr frugales Abendbrot. Es geht bei dem Allen ziemlich derb zu, aber es herrscht eine so wahre, gesunde Fröhlichkeit, daß man nicht bereuen kann, dieses Volksbad besucht zu haben. Auch seinen Spieltisch hat Coney - Island; es ist derselbe allerdings nur ein Pfahl mit einem Brett in den Sand gesteckt, auf dem ein verschmierter Yankee drei Karten mit gewandter Hand hin und her wirft, und die richtige errathen läßt. Wehe dem „Grünen,“ der sich von dem scheinbaren Gewinne der zwei Gehülsen dieses Bombiers hinreißen läßt. So sah ich vor einigen Tagen einen Gurusipen um zwanzig Dollars leichter von diesem Spieltisch wegschleichen. „Ich hätte besser nicht gewettet“ — sagte er in dem gemütlichen Schwabendialekt, — eine Weisheit, die er nicht zu theuer erkauft hat, wenn er sie auf seine künftige Carriere in Amerika anwendet. —

Coney - Island ist das Ostende der New Yorker Demokratie; dahin führt sie nach kurzer Fahrt die herrliche Bai hinunter täglich mehreremal ein rajches Boot. Eine Stunde Seeluft und Kühle in der Fluth können daher auch den von der Arbeit Gebannten zu Theil werden.

Die Aristokratie ist fern von der Stadt und setzt in den fashionablen Badeorten in strenger Abgeschlossenheit die Komödie des Salonlebens fort. Beim Beginn dieser Saison hielt der launische New York Herald plötzlich eine Reihe

von Straßpredigten gegen die fashionablen Badeorte. Er appellirte an den Geschmack, an die Moral und an den Geldbeutel seiner Landsleute, um sie fern zu halten von diesen Sammelplätzen des Sommerertragnisses, wo sie für schweres Geld nur neues Verderbniß für Geist und Herz erkaufen.

„Nach dem Besten! Durch die Prärien nach den Bergen und Wäldern!“ — rief er ihnen zu — „dort wird die Natur euch wohlthuend umarmen.“ Dem Beispiele des New York Herald folgten noch andre Blätter und es erhob sich mit Einemmale ein gewaltiger Chor von Klageledern über den Unfinn und das Verderbniß der fashionablen Badeorte. Die Gastwirthe fürchteten schon zitternd den unvermeidlichen Ruin ihrer Unternehmungen. Die Presse, welche Ruhm und Erfolg schafft, hatte sich gegen sie erklärt, aber die Mode, mächtiger als eine politische Partei, ging ruhig ihren Weg fort, und die Badeorte sind ebenso besucht als je. Und warum auch nicht? Die Moralpredigt der Presse war nur ein so oft vorkommender Versuch, durch etwas Unerwartetes die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen; ernstlich war es nicht gemeint. Des Uebels ist in den hiesigen Badeorten auch nicht mehr, als in jenen von Europa. Monotonie und Langeweile dagegen herrschen daseibst mächtig. In dem aristokratischen Europa werden diese Sammelplätze des Sommerertragnisses gewissermaßen demokratische Lager für die verschiedenen Classen der höheren Welt; die Schranken, welche sie sonst trennt, werden niedriger aufgeschlagen, so daß es nicht unmöglich ist, darüber hinwegzusehen. Im demokratischen Amerika erhöht man sie; man sonderet sich strenger noch in Cliquen ab, zwischen denen kein freundschaftliches Zusammenkommen auf dem gemeinsamen Felde des Vergnügens, sondern Schamübel der Rivalität und Eitelkeit stattfinden. Viele kehren verwundet von diesem Schlachtfelde der Mode zurück, aber der nächste Sommer führt sie wieder auf dasselbe.

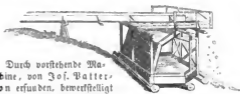
Eine Sitte, die mit jedem Jahre allgemeiner wird, ist der Sommeraufenthalt von Familien auf den Nachhöfen der Umgegend. Bis zu den weniger bemittelten Ständen bringt diese Gewohnheit, die eine natürliche Folge des Geistes und Körper erschöpfenden Lebens von New York ist. Ruhe und gesunde Luft für einige Monate zu finden, ist ein so gewaltiges Bedürfniß, daß ihm manches Opier gebracht werden muß. Wolte man paradiesisch sein, so könnte man sagen: Es löst selbst die heiligen Bande der Ehe und trennt, was Gott verbunden. Der Kaufmann kann sein Comptoir, der Advocat den Gerichtshof, der Weidhändler die Börse nicht verlassen, aber Frau und Kind scheiden von hier und lassen den Vereinfamten in der glühenden Tretmühle des Geschäftes. Ein trauriger Anblick ist es, den so verlassen Gatten und Vater in dem verödeten Hause einermüden zu sehen, und die Zahl dieser unglücklichen Sommerwittwen ist groß. Trotz aller Leiden und drückendsten Langeweile murren und klagen

sie nicht. Sie wissen, daß Frau und Kind des erfrischenden Landaufenthaltes bedürfen und mit lobenswerther Aufopferung des eignen Genusses verschaffen sie ihnen denselben. Eine solche Trennung der Familien möchte wohl den deutschen Begriff von ehelicher Gemainschaft in Freud' und Leid verletzen und zum Glauben veranlassen, es herrsche hier nicht innige Liebe zwischen den Familiengliedern. Es wäre dies ein irriger Schluß. Der Amerikaner stellt die Frau freier und ferner hin von der Last des Lebens und glaubt, daß sie und die Kinder das Recht haben, allein einer solchen Sommerruhe zu genießen, wenn auch er sich dieselbe verjagen muß.

Wie stark übrigens die Sommerauswanderung aus New York ist, mag der Umstand andeuten, daß Kirchen in den fashionablen Stadttheilen geschlossen sind, weit die Herde der Gläubigen auf andern Gefilden weidet und der Hirte selbst, frei von der Sorge für ihre Seelen, fern im Lande oder in Europa wandert. Erde und Todt ist es überhaupt in den eleganten Stadttheilen. Die verlassenen, verschlossenen Häuser, die menschenleeren Straßen machen den Eindruck, als sei eine verberende Seuche durchgezogen und habe alles Lebende weggerafft. Doch des Abends ertönt nicht selten aus den unterirdischen Küchenräumen Musik, lobender Lärm und Stampfen von Füßen. Es ist dies ein Ball der irländischen Dienerschaft, der die Bemachung des Hauses von der fernem Herrschaft überlassen ist und die das Sprichwort bewahrheitet: „Wenn die Kage aus dem Hause ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen.“

Für die unglücklichen Zurückbleibenden, Verheiratete wie Unverheiratete, ist die Sommerzeit in New York eine harte Prüfung. In dieser Treibhaushitze stirbt selbst die Luft, die Kraft zum Vergnügen. Mattigkeit des Geistes und Körpers ist die allgemeine Sommerkrankheit. Das gesellschaftliche Gespräch geht nicht viel über Variationen des Themas: „Wie heiß ist es!“ — hinaus. Vergebens versuchen die Theater durch prunkende Versprechungen großer Talente und durch den Reiz neuer Vergnügen das Publicum anzuziehen. Nur die prachtvollen Säle der Conditoreien füllen sich. Eis und Sorbets aller Art erfrischen und laben die Märtyrer der Sonnenhitze. Unse Landsleute erstrecken sich mit ungehörter deutscher Lust Gambirinus' reichlich fließender Wabe; der Amerikaner folgt nicht selten ihrem Beispiel und verlangt sein Glas Lagerbier. Ueberhaupt erinnert das deutsche Leben allein etwas an die Sommerfeier in Europa. Trotz des Geseges rauscht am Sonntag in den um die Stadt gelegenen Gärten die deutsche Tanzmusik und wirbelt unter Gesang, Jauchzen und Gläserklang der Zehenden das junge Volk munter herum. Mander Amerikaner sucht auch diese Orte der ausländischen Sitte auf, doch sind es deren nur wenige. Religiöse Gemohnheit und der gute Ton hält die unendliche Mehrtheit fern, und von allen Plagen des Sommers ist keine größer, als die eines Sonntags.

Goldgräberei und Goldwäsche in Californien.



Durch vorstehende Maschine, von Jos. Vatterfon erfunden, bewerkstelligt man in erfolgreicher Weise die vortheilhafteste Absonderung des Goldes. Das Steingerölle wird durch eine Vorrichtung über den Rand geschleudert, während die goldhaltige Erde mit dem Wasser nach innen geleitet und dort vermittelst einer ausgezeichneten Siebvorrichtung und durch Anwendung von Quecksilber ausgewaschen werden kann. Auf diese Art werden auch die feinsten Theilchen des Goldes gewonnen, und die

Maschine läßt nur sehr geringe Procente vom Goldwerthe verloren gehen.



Oft wird die Erde durch einfaches Waschen vermittelst eines starken, heftig wirkenden Wasserstrahls losgelöst und alldann sogleich weiter geschwemmt, wobei das eingeprengte Wasser sich zu einem kleinen Strame vereinigt, in welchem die eigentliche Sonderung des Goldes weiter bewirkt wird.



Die Minenarbeiter sehen auch häufig inmitten oder zur Seite einer kleinen kunstlosen Wasserleitung, wobei dann der goldhaltige Grund sogleich, nachdem er aufgelockert ist, von der Strömung weitergeführt und ausgewaschen wird



Die Vorarbeiten sind meist sehr schwierig und dabei häufig erfolglos. So man Gold vermuthen zu dürfen glaubt, werden sehr tiefe Schächte angelegt, um einestheils die Erde zu untersuchen, ob solche werthvolle Bestandtheile hat, andernteils Quellen zu entdecken, die der Gegend das nöthige Wasser liefern können.

Da sich nach vorhergegangenen Untersuchungen die Lage der goldhaltigen Erde oft weit im Innern der felsigen Berge hinzieht, so zeigt sich alldann die Anlage bedeutender Tunnel nothwendig, in welchen einzelne Minenarbeiter beim Scheine der Lampe das Gestein loslösen und andre die ausgegabene Erde aus den dunkeln Höhlungen mühsam an die Oberfläche befördern.



Auch in nachfolgender Weise wird verfahren. Zwei Arbeiter befördern die Erde vermittelst ihrer Schaufeln in die mit Wasser gefüllte Leitung, woselbst ein dritter dieselbe umrührt und die größeren Felsstücke auswirft, hierauf sondert sich das Gold in einem eisernen Siebe am untern Ende und sinkt gereinigt zu Boden.



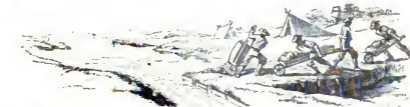
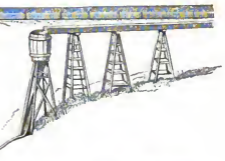
Die ursprüngliche Art des Goldwaschens bestand darin, daß man die goldhaltige Erde durch Wasser in einem Gefäße umschüttelte, dann die aufgelöste Masse abgoß, worauf das schwere Gold am Boden zurückblieb.

Nachdem die goldhaltige Erde in besonders construirte Schleusen oder Rinnen gebracht ist,

wird sie in denselben vermittelst des hindurchströmenden Wassers ausgewaschen. Das Gold wird in dem siebartigen Boden zurückgehalten und die aufgelöste Erde am Ende der Rinne abgelassen.



Als besonders wichtig sind die Anlagen der Canäle zu betrachten, welche oft von bedeutender Länge und dauerhafter Festigkeit, mit großen Kosten erbaut werden, um das Wasser, welches von den höhern und entfernten Gebirgen zusammenströmt, aufzunehmen und nach den Strecken hinzuleiten, wo solches zu den verschiedenen Minirarbeiten nöthig ist.



Einzelne Flüsse, deren Grund goldhaltig erscheint, werden durch Gesellschaften von zehn bis zwanzig Männern abgedämmt, und in

ein neugegrabenes Bett geleitet, wonach der trockengelegte Boden alsdann weiter bearbeitet wird.

Die Besteigung
des
Orijaba und Popocatepetl in Mexico.
Von Baron von Müller.

Eine in Ihrem Julibeste enthaltene kurze Notiz, überschrieben: „Die Besteigung des Popocatepetl in Mexico“ (Seite 440) erwähnt meiner mehrfach; da jedoch mehrere unrichtige Angaben in dieselbe übergegangen sind, so wird es Ihnen, im Interesse der Wissenschaft, ebenso angenehm sein wie mir, dieselben berichtigt zu sehen.

Nachstehende bruchstückweise meinem Reise-Journal entnommenen Auszüge werden die Daten meiner Besteigungen feststellen; Details, sowie wissenschaftliche Resultate meiner Arbeiten zu geben, erlaubt mir der Raum nicht, und verweise ich deshalb auf eine demnächst (wahrscheinlich im Auslande) erscheinende ausführlichere Erzählung der Begebenheiten.

Auf die Besteigung des Popocatepetl, welche Herr von Sausure gemacht haben will, lege ich keinen großen Werth. Dieselbe hat wenigstens keine wichtigen Resultate zu Tage gefördert, und wurde sowohl vor ihm, wie nach mir öfters ausgeführt. Daß Herr Sumichrath an einer Besteigung Theil nahm, ist möglich, jedenfalls aber that er dies nur als untergeordnete Person, als Ausstopfer der Commission, welche mein Freund und Nachfolger, Herr Sonntag, dirigirt. Nach meiner Bereisung von Canada und den Vereinigten Staaten kam ich am 4. August 1856 in Vera Cruz an. . .

I. Besteigung des Orijaba.

Am 31. August verließ ich die Stadt Orijaba, um den Vulcan gleiches Namens zu besteigen. Meine Begleiter waren Herr Walmjö, ein Schwede, in Orijaba wohnend, und mein Secretär und Freund, Herr August Sonntag; Herr Dr. Stamm aus Berlin und Herr Dr. von Carillo nahmen ansänglich an der Reise Theil. Nachdem wir San Juan Coscomatepec und den Rancho Jamaypa passirt hatten, gelangten wir am 2. September an die Grenze des ewigen Schnees und erbauten uns hier, auf einer Höhe von beiläufig 16,000 Fuß mexic. eine Hütte zum Schutz gegen die Kälte. Am 3. September unternahm wir die eigentliche Besteigung des Pico, welche jedoch nicht gelang. Nachdem wir während derselben beinahe in einen leicht überdeckten Abgrund gestürzt waren, nachdem uns unsre Führer verlassen hatten, unsre Lebensmittel verloren gegangen waren, und ein Schneesturm uns das Weitergehen unmöglich gemacht hatte, kamen wir Abends wieder zu unsrer Hütte an der Schneegrenze zurück. Meine beiden einzigen Gefährten litten in Folge des starken Lichtstreffers an einer heftigen Augenentzündung und verloren noch in derselben Nacht ihr Augenlicht gänzlich. Glücklicherweise wurde Herr Sonntag später wieder ganz geheilt. Ich brachte die Kranken nach San Andrés Chalchicomula und rüstete mich

alsobald zu einer neuen Besteigung. Zwei neue muthige Begleiter schlossen sich mir an, Herr Campbell aus Nord-Amerika und Herr de la Huerta von Puebla. Am 8. September verließ ich San Andrés und übernachtete denselben Tag in einer Höhle an der Schneegrenze auf der Südseite des Vulcans und am Fuß der Sierra Negra. Am 9. September mit dem frühen Morgen begannen wir die Besteigung. Hier war es, wo ich in Folge der dünnen Luft mehrere Male Blut erbrach (und nicht auf dem Popocatepetl). Um 5 Uhr 40 Minuten Abends stand ich am Rande des Kraters, wo ich bewußtlos niederstürzte; ein Schneesturm hüllte uns wieder ein, doch gelang es mir, eine Reihe von Beobachtungen zu machen. Am 10. September kam ich nach San Andrés zurück, wo mich die ganze Stadt und alle Behörden feierlich empfingen. Der Präsect stellte mir ein Document aus, welches Details über die Besteigung enthält und von Herrn Campbell und Herrn de la Huerta eidlich beglaubigt wurde.

Nach meinen Messungen hat der Vulcan von Orijaba eine Höhe von 19,549 Fuß mexic. und ist somit der höchste Berg von Nord- und Central-Amerika, welche Ehre also nicht, wie man bisher annahm und wie Ihr Artikel sagt, dem Popocatepetl zukommt.

II. Besteigung des Popocatepetl.

Dienstag, den 13. Januar 1857, verließ ich Mexico in Begleitung der folgenden Herren: Colonel Francisco Schiaffino, Prinz August Turbide, der älteste Sohn des verstorbenen Kaisers; Walker, Secretär der amerikanischen Gesandtschaft; Admiral Serman, Dr. Sam. Crawford, von der amerikanischen Armee, und einige untergeordnete Personen und Diener. Die erste Nacht brachten wir in Ajontla zu, den 14. Januar kamen wir nach Ameca und am 15., nachdem wir die Region der Yucas überstiegen hatten, übernachteten wir nahe an der Grenze des ewigen Schnees in dem Rancho Tiamacas (auf einer Höhe von 3,899, Metres). Freitag, den 16. Januar, verließen wir Colonel Schiaffino, Herr Walker, Dr. Crawford und ich) den Rancho zu Pferde und verfolgten unsern Weg bis zum Cruz del Creston (Stand des Green'schen Heber-Barometers 17,672. Thermometer alt. 45° F.), welches höher liegt als der Pico del Fraile (5,049, Metres) und sandten die Pferde zurück. Um 3 Uhr Nachmittags hatten wir noch nicht die Hälfte des Berges innerhalb der Schneegrenze zurückgelegt. Die Indianer mit unsern Mänteln und dem Mundvortath waren mit Ausnahme eines Führers durchgegangen und meine Erfahrungen von Orijaba her belehrten mich, daß die Besteigung für dieses Mal verfehlt sei. Unsrer Absicht, im Krater zu schlafen, war unausführbar, da wir weder Decken, noch Eisen mehr hatten. In der Nacht aber herabzustiegen, wäre eine, wenn nicht unmögliche, doch höchst gefährliche Sache gewesen. Ich theilte dies meinen Begleitern mit. Schiaffino und Walker gaben mir Recht, Dr. Crawford wollte weiter und wir ließen ihm den Führer. Wir kehrten

zum Rancho zurück, wo auch Crawford, nachdem wir alle Leute zu seiner Hilfe ausgesandt hatten, spät Abends ankam. Samstag, den 17. Januar, verließen uns Walker und Dr. Crawford. Sonntag, den 18. Januar, unternahmen Schiaffino und ich aufs Neue die Besteigung und erreichten nach 12 Uhr Mittags den Krater, welchen ich umging, maß und, soweit es die Umstände erlaubten, in denselben hinabstieg. Denselben Abend kamen wir zum Rancho Tlamacas zurück und verließen denselben am 19., Colonel Schiaffino nach Mexico ziehend, ich meine Reise nach dem Süden der Republik über Puebla, Cajaca, Tehuantepec u. s. w. fortsetzend.

Nachstehend gebe ich nun noch einige der von mir gemessenen und bereits berechneten Höhen, sowie die Resultate einer vollständigen Reihe magnetischer Beobachtungen.

Höhe von Ameca 8,182' engl. = 2,493,6 Mtr.
Rancho Tlamacas 12,792' " = 3,899,2 "

Popocatepetl:
Höchste Spitze 17,800' " = 5,240,1 "

Boden d. Kraters 16,795' " = 5,119,1 "

Oberer Durchmesser des Kraters, von der höchsten zur Ost-Spitze: 2,709' engl. = 825,7 Mtr.

Richtung dieses Durchmessers: S. 65° 48' W. ost.

Durchmesser des Kraters am Boden in südlicher Richtung: 750' engl. = 228,6 Mtr.

Magnetische Beobachtung.

Rancho Tlamacas. Höhe 12,792' engl.
Geographische Breite 19° 0' 49"
Magnet. Declination 8° 28' 43"
" Inclination 42° 34' 27"
Horizontale Intensität 7° 57' 25"

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Weßermann.

(Illustrationen aus dem geographischen Werke von Wilczek und Siegle in Stuttgart.)

Neue historische Romane.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Günther von Schwarzburg.

Histor. Roman in 2 Bdn. von Levin Schücking.
Preis 1 1/2 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Der rüchlichst bekannte Verfasser bietet hier ein neues historisches Gemälde jener Zeit, in welcher die „helle Dämmerung“ des Mittelalters dem herrlichen Gedanken einer neuen Aera wich. Treffende Charakteristik, spannende Unterhaltung, gewählte und gewandte Eleganz der Sprache zeichnen dieses Buch besonders aus.

Ein Jesuit.

Histor. Roman in 2 Bdn. von Jästor. Proschko.
Preis 1 1/2 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Im Gegensatz zu dem schlechten Sinne, den unsre Zeit in diese Bezeichnung zu legen sich gewöhnt, ist der hier vorgeführte Jesuit eine edle, muthige Gestalt, nämlich Georg Plachy, jener treffliche Professor an der Hochschule Prag, welcher im Jahre 1648 die Prager Studenten anführt und zu Heldenthaten begeisterte. Das Buch ist besonders werthvoll durch die geschichtlichen Nachrichten, zu denen Ort und Zeit Gelegenheit boten.

Heimath und Ferne.

Histor. Roman in 2 Bdn. v. Bernd v. Gusek.
Preis 1 1/2 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Ein alter Krieger der deutschen Lebenswelt schildert hier die Zeit, wo das Mittelalter zu Grunde ging und deutsche Wehrhaftigkeit, deutscher Wankentrieb auf fremder Erde sich ein Feld der

Thatkraft und — minder erfolgreich — Glück suchte. In den Kampf der heiligen Ligue gegen Ludwig XII. führt er uns, wo noch einmal der Glanz der französischen Chevalerie aufleuchtet — er verweilt aber mit Vorliebe nicht auf den Schlachtfeldern, sondern im Hause und am Herd der Familie.

Prag und Leipzig, 1857.

Die Verlagsbuchhandlung J. L. Neber.

Soeben erschien eine neue Auflage der elegantesten und billigsten Ausgabe von:

Mozart's Don Juan.

Vollständiger Clavier-Auszug mit deutschem und italienischem Texte. Drittes Tausend.
Preis: 1 Thaler.

Der verbesserte Text von Rochlitz, wie er auf den deutschen Bühnen eingeführt, die anerkannt tüchtige Clavier-Begleitung, Schönheit und Deutlichkeit der Notentypen, ausgezeichnete Druck auf starkem, bestem Notenpapier sind die Vorzüge dieser Ausgabe.

H. Hartung in Leipzig.

Bei Otto Reifner in Hamburg ist eben erschienen:

Ludwig Uhland.

Eine Skizze
von Gustav Liebert.
Gebestet 10 Sgr.

Ein mit seinem Verhältniß geschriebenes Buchlein, das den Verehrern Uhland's eine willkommene Gabe sein wird.

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

DAS ALTE HAUS.

Erzählung

VON

Friedrich Gerstäcker.

8. broch. 1 1/2 Thlr.

Narciss.

Ein Trauerspiel

VON

A. E. Brachvogel.

Miniatur-Format, elegant brochirt 24 Ngr.

Eleg. geb. mit Goldstempel und Goldschnitt, 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel's Narciss hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens einen wahren Triumphzug über die Bühnen Deutschlands und selbst schon des Auslandes gehalten!

Die Kritik hat dies Werk mit seltener Einstimmigkeit als Product eines wahren Dichters von hervorragender Genialität anerkannt. Als solches bezeichneten es die National-Zeitung, die Spener'sche Zeitung, die Bert. Montagspost und viele andere hervorragende Organe der Presse.

Für Leihbibliotheken

wird die Anschaffung beider Bücher von grossem Erfolge sein.

Leipzig.

Hermann Costenoble,

Verlagsbuchhandlung.

Gediegene Belletristik.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Noblesse oblige.

Roman in drei Bänden von **Karl v. Holtei.**

Preis 2 Thlr. = 3 fl. 30 Kr. rh.

Diese neueste Gabe des an Geist und Gemüth so reichen Erzählers verbirgt unter dem fremdländischen, schwer übersetzbaren Titel ein lebens-trueues Bild der „höheren Stände,“ einen wirklichen Spiegel des Arets, zu dessen Schilderer Holtei wohl einer der Verufensten ist.

Caritas.

Roman in 3 Bänden von **Ernst Frise.**

Preis 2 Thlr. = 3 fl. 30 Kr. rh.

Ein Stück echt deutscher Poesie, die Verherrlichung deutscher Tugend und Treue gegenüber französischer Leichtfertigkeit und Treulosigkeit. Die Begebenheiten sind so natürlich, einfach und ungekünstelt, die Menschen so dem Leben entnommen, daß das Ganze wie aus der Wirklichkeit abgeschrieben vor uns steht.

Handwerksburschen.

Bilder aus dem Volksleben v. **Josef Meißner.**

Preis 1/2 Thlr. = 1 fl. 12 Kr. rh.

Diese gemüthvolle Dichtung wird sicherlich überall wahrhaft ergötzen, wo noch Sinn lebt für fernes Land, aus dem Leben geholte Gestalten, für unverfälschte, naturwahre Darstellung des „Volkes,“ wie es lebt und leidet.

Prag und Leipzig, Sept. 1857.

Die Verlagsbuchhandlung

J. L. Kober.

Bei **Edto Meißner** in Hamburg ist eben erschienen:

Die Elemente des Zeichnens nach körperlichen Gegenständen.

Für Lehrer und zum Selbstunterricht, wie auch für technische Lehranstalten.

Von **Fr. Heimerdinger.**

Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8. gebest 15 Sgr.

Der Verfasser, welcher in seiner mehrjährigen Lehrthätigkeit die günstigsten Erfolge erzielte, überliefert jetzt seine Methode der Deffentlichkeit, unter deren Anwendung das Zeichnen den übrigen Gegenständen gegenüber bald den Platz einnehmen wird, den es sowohl seinem Werth für formale Bildung, wie seiner Bedeutung nach für das praktische Leben einzunehmen berechtigt ist. Unter Anwendung der dargelegten Methode wird bald das Vorurtheil, als könne das Zeichnen nach körperlichen Gegenständen nur bei vorhandenen besonderen Anlagen erlernt werden, durchaus beseitigt werden.

Sieben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Falkin, A., Ueber den Anzeigebeweis in Livland nach der Theorie und Praxis.

Preis 1/2 Thlr.

Berner in zweiter, unveränderter Auflage:

Ustrjalow, R., Die Schlachten Rußlands von 1700 bis 1831. Mit 45 Schlachten-

plänen. Preis 1 1/2 Thlr.

Riga.

Fr. v. Dötticher's Verlag.



Erste Abtheilung.

Der
Student von Wittenberg.
Von Jakob Corbinus.

Ein suchendes Herz das verimant;
Ein schwimmende stübe ertraunt;

Ein stünde plüher dunckel
Herzsch im hien mitten tal;
Den träub wolken unde die
Wobadt im inner sunnen die!
(Von dem armen Gelehrten.)

Vor dem Fenster der Studirstube des Schullectors und Scholarchen, Herrn Georg Kollenhagen, in der alten, berühmten Stadt Magdeburg war der Frühling erschienen, schöner und blüthenvoller als ihn das deutsche Land seit langer Zeit geschaut hatte. Grüne Zweige schlugen an die Scheiben, Vöglein sangen in den Bäumen, schmeichelnd und lodend, als wollten und müßten sie Jemanden hinausrufen in die lustige, grüne, blühende Welt. Und doch war es gar still und ruhig in dem kühlen, finstern Rectorshause. Nichts rührte sich drinnen; kein Fußtritt, keine Stimme, kein Laut gab Kunde von dem Leben der Bewohner. Freilich, die Frau Rectorin Magdalene war abwesend und saß im Pfarrhause zu Osterburg am Rindbett ihrer Stieftochter Dorothea, die wie Wesermann weiß, den ehrwürdigen, achtbaren und wohlgelehrten Herrn Christophorum

Etraus, den Pfarrherrn geehlicht hatte; weder die Stimme der Frau Rectorin, noch das Klirren ihres Schlüsselbundes, noch das Klappern ihrer Pantoffeln konnte also die Stille unterbrechen. Der Rector selbst aber war mit den Söhnen und einer erlesenen Schülerchaar schon hinausgezogen in den grünen Wald, auf des Frühlings Gebot, zur Käfer- und Pflanzenjagd. Wlad und Knecht hatten ebenfalls das Weite gesucht; wen oder was also wollten die blühenden Zweige, der Sonnenschein, die Vöglein herauslocken aus dem alten, dunkeln Schulhause? . . .

Da lag schon wochenlang auf dem Schreibtische des Rectors Kollenhagen ein Bündel Papiere mit der Inschrift darauf:

„An Meister Andreas Gehr, Buchdrucker alhier zu Magdeburg.“

Das war das Manuscript des *Froschmeuseler*, welches der alte Gelehrte am 21sten März 1595, — als am S. Benedictitag, dies Jahr unser Frosch ihr erstes Benedictamus anfangen“ — beendet hatte, und welches hier auf den Druck wartete. Das war es, was der Frühling hinausrief in die Welt, allen fröhlichen Gejellen und frommen Jungfrauen zu Lust, Ruh und Ergößen!

Der Fink wiegte sich auf schwankem Zweige nach dem Tacte seines wechselvollen Gesanges; der Kukul aber, der subjectivste aller Vögel, vagabondirte im Holz umher und ließ

bald hier bald da, bald nah bald fern, seine Stimme erschallen, und gab einem jungen Mann und Dichter, welcher mit einem Büchlein voll weißen Papiers und einem Kreidestift im Waldschatten lag, ein gar böses, böses Beispiel; denn Ruckul, Ruckul! kann wohl Jeder rufen; während der lustig-wehmüthige Hintenschlag wahrlich nicht so leicht nachzuahmen ist! Nun, wir sind im Jahr Eintausend fünfshundert und fünf und neunzig nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus; — da wußten die Leute noch, was sie wollten, und ruhig können wir Herrn Jonas Kollenhagen, einen wadern Studenten der Medicin, seinen poetischen Feriengedanken überlassen. Lag doch der Dichtertrieb in der Familie, und gab es doch in der alten vortrefflichen Stadt Magdeburg eine gewisse Gasse, und in dieser ein gewisses Fensterlein, aus welchem zwei glänzende Augen gar verschämt vorlugten hinter den Gelbweigelein, Basilien und Koselein, jedesmal wenn Herr Jonas, pochenden Herzens, in seinem zierlichen Studentenleid vorbeischiitt.

Gia, reime, Jonas Kollenhagen, einsam im grünen Wald; schlage die Zither nächstlich vor ihrer Thür, sammle die Gesellen zu einem wohlgesetzten Ständchen, im Mondenschein, ihr zu Ehren: die Liebe ist schön im deutschen, treuen Vaterland; schöner als sonst auf Erden; was sie auch sagen mögen vom lustigen Frankreich, vom berühmten Italien, vom stolzen Hispanien! —

Eine anmüthige Stelle hatte sich der junge Student auserwählt unter den letzten Bäumen des Gehölzes, an welchem die große Heerstraße nach der Stadt Magdeburg, deren Thürme in der Ferne ragten, vorbeiführte. Die fruchtbare, hie und da mit Weibisch bewachsene, mit grünen Wiesen und Kornfeldern bedeckte Ebene glimmerte und schimmerte in der Frühlings-Nachmittagssonne. Da und dort blickte es auf wie geschmolzenes Silber, das war der Spiegel der Elbe, auf welcher weiße Segel hinauf und hinab zogen. Die Sonne schien durch das junge Grün der Zweige, und das Volk der Waldsänger, Distelfink und Grausmüd, Baumhedel und Baumkletterlein, Rothbrüßlein und Jaunschlöpslein, Schwäderlein und Greiterlein begann bereits wieder seinen Lobgesang, welcher während der heißen Mittagszeit geschwiegen hatte. Auf der Landstraße aber herrschte das fröhlichste Leben; Hundschuh und Bürger Schuh zogen darauf in Handel und Wandel hin und her; denn das deutsche Volk benutzte den letzten friedlichen Athemzug, bevor es nach Gottes Geschid und Jügung in die blutigen Wirbel des dreißigjährigen Krieges gerissen wurde, noch einmal nach Macht und Kraft; bauend, pflanzend und genießend. —

Mit einem Ausruf der Freude und Befriedigung sprang der Student in die Höhe. Der Buchstuf über ihm brach seinen Gesang ab und flatterte tiefer in den Wald hinein. Mit dem Finger den Tact in der Luft folgend, las Herr Jonas Kollenhagen noch einmal sein Lieblein leise her; dann aber — riß er das vollgeschriebene Blättchen aus seinem Taschenbuch heraus und übergab es in vielen kleinen Stüchden dem lauen Windehauch, welcher in den Bäumen und Büschen spielte und die Worte der Liebe scherzend davon trug, hierhin und dorthin, meistens aber in ein murmelndes Wächlein, welches lustig weiter schaukelte der Elbe und dem Weltmeer zu: wie es vielleicht ja auch im Liebe stand.

Was brauchte Herr Jonas den geschriebenen Buchstaben? Dem Jungfräulein von der Spiegelbrücke ging wahrlich nichts verloren, wenigleich der Bach davon getragen hatte, was — er erlangen konnte! . . .

Fröhliche Menschenstimmen, Lachen, Hundegell, welche den ganzen Nachmittag über im Walde erklangen waren, näherten sich jetzt; die Wipfel der Büsche bewegten sich, wie die darunter durch Schreitenden sie auseinander bogen; das weisse Laub auf dem Boden rauschte unter den Füßen der Näherkommenden. —

Ein Knäblein von zwölf Jahren, in hellem Wamms und Hosen, erkeres umsäumt mit einem handbreiten Streifen rothen Luchs, sprang auf die sonnige Lichtung.

„Hei, ich bin der Erste! Victoria!“ rief es jubelnd dem Studenten zu und zurück in das Dickicht, in welchem es jetzt härter rauschte. Hunde brachen hervor, und im nächsten Augenblick war schon eine ganze Schaar Knaben von allen Größen, und in alle Farben gefleidet, um Herrn Jonas versammelt: alle beladen mit ihrer Beute, Pfanzen, Käfern, Schmetterlingen, alle mit grünen Zweigen auf den Scholarenkappen, alle mit glühenden, schweißglänzenden Gesichtern und lachenden Augen. Eine hoffnungsvolle, lebenskräftige Schaar, die jetzt ebenjo fröhlich in den Krieg zog gegen Alles, was da wächst, freucht und flucht; wie sie später ergeben, todesmüthig in das Blut und die Flammen des Religions- und Bürgerkrieges sich stürzte; die protestantische Bibel in der Hand, den protestantischen Glauben im Herzen, den Blick nach oben gerichtet — morituri te salutant! . . .

„Falsch, falsch, Philippe!“ ertönte es. „Herr Jonas ist der Erste! Herr Jonas ist der Erste auf dem Plage! Herrn Jonas die Krone! Herrn Jonas die Krone!“

Herr Jonas, der wahrlich nichts dafür konnte, daß er zufällig zuerst, in seinen Träu-

men, auf den allgemeinen Sammelplatz des lustigen Heeres gerathen war, machte ein ziemlich wehmüthiges Gesicht, daß man ihm so sein stilles Kläpchen störte, aber es half ihm nichts. Immer neue Gesichter drängten sich aus dem Grin hervor. Alle Classen der berühmten Schule am Dom zu Magdeburg hatten ihre Vertreter ausgesandt. Winzige Quintaner, windige Quartaner, leichtfüßige Tertianer, zu schnell gewachsene Secundaner, bedächtige Primaner, welche schon in dunklerer Tracht gingen, Bücher in den Schaubentaschen trugen und einen Stift in der Hand, um Anmerkungen zu machen, — waren vertreten.

„Willst Du meinen Federball nun hergeben?“
„Nein, ich hab' ihn ehrlich gewonnen im Kampf!“

„Willst Du ihn nicht hergeben?“

„Nein!“

„Wart!“ . . .

„Quo scelesti ruitis?“ rief eine kräftige Stimme und ein ältlicher, ansehnlicher Mann, in Schwarz gekleidet, trat von zwei andern Männern begleitet aus dem Gebüsch, und stellte sich trennend zwischen die beiden erhitzen Quartaner, die sich eben in die Honken Loden gerietzen. „Ei, ei,“ fuhr er fort, „wer wird wohl der Natur anmuthigen Lustgarten durch Streit und Kampf entweißen?“

„Der Herr Rector! Der Herr Rector!“ ging es von Mund zu Mund.

„Das hat wahrlich Mühe gekostet!“ sagte der Rector Kollenhagen. „Magister Aaron Burdhart, Ihr habt auch einen Fejen Cueres Gewand im Gezwieg hängen lassen. Ah! . . .“

Mit Wohlgefallen strängte das Auge des alten Gelehrten über die lebendige Schaar der Söhne (der Mann an seiner Linken war Gabriel, sein Aeltester, ein maderer junger Theologe, und unter den Schülern befanden sich David und Caspar, die beiden Jüngsten) und Jüglinge, welche auf der sonnig-schattigen Waldlichtung mit ihnen, im Laufe des Nachmittags erbeuteten Naturschätzen ihn umgaben und umjubelten.

„Geda, Gefindel!“ rief er, mit dem Sacktüchlein winkend, um sich für einen Augenblick Ruhe zu verschaffen: „Geda, discipuli, sind Alle beisammen, — Hunde und Gelehrte?“ Ein allgemeines lustiges Ja und Gebell antworteten ihm.

„Nun denn, die Sonne sinkt; so wollen wir uns unter Gottes Schutz auf den Heimweg machen. Ordnet die Reihen, und stimmt einen lustigen Wald- und Lobgesang an. Vorauf die Hastati, die kleinsten Wütschlein, daß sie den Schritt angeben; darauf die Principes, die Mittelsorte; zuletzt die Triarii der Legion, nach Heeresgebrauch und Gewohnheit! Ach so, — die Hunde, als

leichte Reiterei auf den Flügeln, als Hundschäfer voraus und als Nachtrab hinter her! Vorwärts, signa canunt!“

Allgemeines Gelächter der berühmten Schule zu Magdeburg begrüßte diese Anordnung, und schon während man ihr fröhlich nachkam, stimmten einige Kehlen ein Wander- und Schullied an. Als sich aber der Zug gebildet hatte und aus dem Walde herauszog auf die große Landstraße, ertönte es im vollen Chor:

Der Winter ist vergangen,

Jubilato!

Die grünen Felder prangen,

Jubilato!

Ihr Schüler, von den Bänken!

Ihr seht des Mai's gedenken!

Jubilato! Jubilato!

Auf Gottes Weg und Stegen,

Jubilato!

Dem Maien frisch entgegen,

Jubilato!

Zum grünen Wald voll Gnaben

hat er Euch eingeladen!

Jubilato! Jubilato!

Grün Zweiglein auf den Kappen,

Jubilato!

Seid Zeichen Euch und Wappen,

Jubilato!

Geschmüdet so aufs Beste

Seid Ihr zum Maienfeste.

Jubilato! Jubilato!

Herr Mai, Herr Mai, wir grüßen,

Jubilato! . . .

Das Uebrige machte die Ferne unverständlich, und nur das mit aller Kraft frischer Scholarenthien hervorgejubelte Jubilato! drang noch vernnehmbar zu den Ohren des alten Rectors, der mit seinen beiden ältesten Söhnen und dem Magister Burdhart eine Zeitlang am Waldrande zurückblieb, dem Zuge der Schüler nach und in die heitere Abendlandschaft hinausschauend.

„Das war wieder einmal ein anmuthiger und nützlicher Tag!“ sagte er, sich zu seinen Begleitern wendend.

„Wahrlich, wahrlich!“ riefen Herr Gabriel und Jonas, und nur der Magister schauete etwas wehmüthig auf das Loch, welches ihm ein mutwilliger Dornenstrauch in sein schwarzes Schulgewand gerissen hatte.

„Ei, ei, Meister Aaron,“ sagte der Alte, den Magister gutmüthig auf die Schulter klopfend, „die edle Kräuter- und Thierlunde erfordert viel Mühen und Schweißtropfen von ihren Jüngern, aber sie belohnt auch mit weidlicher Freud' das zerrissene Kleid und die gerichte Hand. Ist's doch im Leben nicht anders: der Weg zum Himmelreich geht auch durch ein dornenvolles Thranenthal; glücklich

der, welcher nur Fezen vom vergänglichem Erdenleib zurükläßt und seine unsterbliche Seele ganz und heil behält! — Aber wir verlieren unsre frühliche Heerschaar ganz aus dem Gesicht; wir müssen ihr doch wohl langsam folgen.“

Damit setzte der Rector seinen Stab in den Graben und sprang frisch auf die Heerstraße. Die drei Andern folgten seinem Beispiel und stillschweigend schritt die cohors praetoria hinter dem Zug der hohen Schule von Magdeburg, den man in der Ferne mehr hörte als sah, her. Der alte Scholarch war in tiefe Gedanken versunken und seine Begleiter unterhielten sich leise, um ihn nicht zu stören — sie kannten seine Gewohnheit, Reime zu machen im Wandern auf der Landstraße. Aber sie irrten diesmal, — der Rector machte diesmal keine Reime! Plötzlich schaute er auf, und einen Augenblick in die untergehende Sonne; dann wandte er sich an seine Gesellschafter:

„Es liegt mir heute schwer Etwas auf der Seele. Vor langen Jahren begegnete mir einmal ein Ereigniß, das immer wieder auftaucht, und dessen Erinnerung mich wohl nicht loslassen wird bis an mein Grab. Wie kommt es doch, daß sie heut' einmal mit erneuter Macht mich verfolgt? Ach, es hat mir fast den sonnigen Tag verbunkelt. — Ich will Euch die Geschichte erzählen unterwegs. *Caput melancholicum est diaboli balneum*, sagt das lateinische Sprichwort, und es hat Recht! Wahrlich, es ist nicht gut, wenn man aus seinem Herz und Hirn eine Gespensterkammer macht. Dörcht, wie die Frau Nardigall hinter uns im Wald schlägt: ich will Licht in das Dunkel meiner Seele lassen; dadurch verschweicht man die bösen Geister und imaginationes am leichtesten. Wieder einmal ein Stücklein aus meinem Leben, von welchem ich Euch sprechen will, Sohnlein und College! Ihr müßt mich aber nicht unterbrechen; denn Ihr wisset, daß ich Solches nicht leiden kann.“ Näher schlossen sich die drei jungen Männer sogleich an den alten Meister, stumm und aufmerksam lauschten sie, und der Rector Kollenhagen begann:

„Als ich Euch zuletzt von meiner Jugend, meinem Vaganten- und Scholarchenleben erzählte, hab' ich Euch gesagt, daß ich im Jahr nach der Geburt unsers Herrn 1558 nach Mansfeld kam zu dem Kanzler des Grafen, Herrn Georg Müller, als Pädagog und Informator. Wahrlich, das war ein hart Leben, und erwuchs mir eine ziemliche Gefahr aus dem Streit zwischen Herrn Josias Seidelius und dem Superintendenten, Herrn Coelius, in welchen ich eingriff wie der Aff' in's Feuer und entweichen mußte, ein achtzehnjährig Scholarchlein anno domini 1559 aus Haus und Futter. Ei, Sohnlein, die Kollenhagen haben

nie zu Hofe gut Gläd gehabt, und glaubt mir, es ist gar gut sein sub aerto virgineo, unter dem magdeburgischen jungfräulichen Kranz; besser als unter den Löwen und Bären, denn eine Jungfrau, wenn man sie auch etwas erzürnet, läßt sich doch leichter wieder erbitten und versöhnen, als das stolze Wappenthier der Löwen und Bären.

So höret denn, wie ich zum ersten Mal nach Magdeburg kam, und was mir da geschah. Es ist eine seitsamlide, traurige Geschichte; wohl im Stande, den heißten Sonnentag in die dunkelste Nacht zu verkehren! Nicht allein war ich in das Eudenburger Thor eingezogen, — an einem stürmischen Spätnachmittag im Aprilen, wenige Tage vor meinem Geburtsdag — sondern begleitet von einem Wandergehof, welchen ich in Mansfeld kennen gelernt hatte, und den ich unterwegs wiedergefunden hatte in einer Senke, wo er den Leuten die Rithen schlug. Ein gelehrter Scholarch, der in Wittberg die edle Kunst Medicina, wie Du, Jonas, studirt hatte, und Paulus Halsinger hieß. Von ihm wird das meistens handeln, was ich zu erzählen habe. Ach, es ist ein traurig Ding, — Paul! Paul!

Es war, wie gesagt, gegen Abend, als wir in das Thor einzogen, und der Winter schnitt dem Frühjahr ein böß Gesicht. Der Stab Landesrechte auf den Wällen mußten sich wacker dem Wind entgegenstemmen, um nicht fortgedrungen zu werden; denn es schnob gewaltiglich und pißf' übel in ihre weiten Pluderhosen. Die Wetterfahnen auf den Giebeln knarrten und knirschten, die ehrsamten Bürgerleute schlossen süßlich ihre Laden, und wir beiden armen Schülerlein standen mißmüthiglich an der Ede des Domplatzes und schauten das Eudenburger Thor an, durch das wir eingezogen waren. Zwar hatte ich ein Empfehlsschreiben in der Tasche an Herrn Wigandum, den Pfarrer zu Sanct Ulrich; aber wie soll' ich die Behauptung des ehrwürdigen Herrn finden in der großen Stadt voll Dunkelheit und bößen, liebtlichen Gesinbels. Paulus pißf' zwar eine lustige Weise zwischen den Zähnen, aber auch ihm war wahrlich nicht zu warm um's Herz, und sein Rithlein guckte gar trübselig unter seinem kurzen Scholarchmäntelchen vor. Mit wenig nummum in loculo waren wir in weidlicher Herzensangst, wo unser Haupt hinzulegen die Nacht hindurch, und wußten uns nicht zu rathen und zu helfen. Auf dem Breiten Weg war bald kein Mensch mehr zu sehen, und nur aus der Wachtstube unter dem Thor schallte noch ein wüther Gesang herfür, nicht sehr ergötlich anzuhören. „Wenn ich nur ein Schentengeldchen sehen könnt', so sollt' uns bald geholfen sein!“ sagte mein Paulus, „halt,

da kommt Jemand; sei's auch der böse Feind, unter Dach und Fach soll er uns bringen." Wirklich stapfte jetzt ein Schritt auf uns zu und drückte ich mich gegen die Mauer, denn ich vernahm das Klirren eines Schwerts auf dem Pflaster und dachte, es sei einer von der Stadt Söldnern, ein wild übermüthig Volk, das noch von der Belagerung her ein weiblich groß Wort hatte. Paul Halsinger aber trat lächelnd dem Nahenden in den Weg, und stellte ihn wadern Rutes. „Hollaß," sagte der Fremde, „was ist das, mein Bürschlein? Nacht Blas." — „Um Verlaub," sagte mein Paulus, „habet die Güte und wisset uns doch in ein fröhlich Gasthaus; wir frieren, hungern, dursten und sind fremd." — „Ihr seid fremd? So, deshalb wisset Ihr also nit, daß auf eines wohlweisen Rath's Verordnung Niemand bei nächtlicher Weile ohne ein Laternenlein ausgehen soll, der wüsten Zeiten wegen! Nun, saget mir, wer Ihr seid, und ich will euch in ein lustig Lokament führen!" Frisch antwortete Paulus: „Der da ist ein ehrbares Schütlein, genannt Georgius Kollenhagen, aus Bernau in der Mark, und ich nenne mich Paul Halsinger aus Osterwieh in der Grafschaft Wernigerode." — „Was?!" schrie der Fremde, „heißet Dein Vater Martin Halsinger, Deine Mutter Christina Belger?" „Hiesien! Mein Vater ist gestorben, vergebens von einer Unhulden und mein Mütterlein ist an der spanischen Seuche verstorben." — „So bin ich Dein lieber Ohm Lamprecht Belger, Deiner Mutter Bruder; Bürschlein, wo kommst Du her?" — Heiliger Gott, wachst ein Erlaunen meines Pauli! Faßte ihn der Ohm und drückte ihn an sein Leberkoller, daß ihm schier der Athem ausging.

„Komm, komm!" rief er. „Komm Beide; also meine Schwester ist todt? Nun, Gottes Will' geschehe! Will Euch aufstauen in Malvasser und was Euer Herz begehrt. Beim großen Christoffel, so was lebt nicht weiter. Ach Christina, Christina! — Paul Halsinger, mein Schwesterkind!" Mir gewaltiger Faust faßte der Ohm Jeden von uns am Kragen und schob uns in vor sich her, den Breiten Weg hinab, auf ein Haus zu, aus dessen Fenstern noch ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

„Zu Magdeburg auf dem Markte
Da stat ein liden Mann,
Und will ihn der Kaiser gwinnen,
Sein' Spanier müssen dran!..."

erscholl es im Chorus daraus herfür.

„Heda, Hollaß! Meister Wirth zum Pelikan!" schrie der Ohm in den Gesang hinein und schob uns in das Gaststüblein. „Schaffet schnell ein heiß Biermuß, Meister Zobelbalch!" Hörete der Chorus sogleich auf beim Eintritt Lamprecht's, und schaueten Alle gar verwun-

bert auf den wohlbelannten Wachtmeister und uns beide schwächliche, nasse, schwarze, zahnklappernde Schütlein, welche das Licht blendete, und die in der Wärme nur noch bestiger zu zittern angingen. „Ei, Herr Kottenführer," piepte eine quälige Stimme aus dem Winkel, „was habet Ihr da für ein Paar Nachteulen aufgestöbert?" — Aber der Ohm Lamprecht ward gar grimmig. „Haltet Euer loses Maul, Meister Wendeholte! Ist mein Schwesterjohnlein Uhu, kein Kauz, kein lumpiger Rattensänger und Kapenschilder, wie Ihr, Meister Kürschner, sondern ein wohlgelehrter Scholar und Student! Röcht's Euch rathen! — Rüdt einmal zu, meine Gesellen," wandte er sich dann an einige bärtige Kriegerleute, die alle der Stadt Wappen — die Jungfrau mit dem freudigen Kränzel über den beiden Thürmen — auf der Brust trugen.

„Nun setet Euch an's Feuer und wärmet Euch, meine Bürschlein! Ihr schauet ja aus — nehmt's nit übel — wie unser Cumpanei welsch' Marletenderweib, die Memma Pozzo, als wir sie mit über die Schneeanpen nahmen, nach der Schlachtung im Thiergarten zu Favian." —

Fröhlich kamen wir dem Wort des Ohms nach, setzten uns an's Kamin und begannen bald aufzuthauen. That das Biermuß das Uebrige; und war bald alles Ungemach vergessen. Der Ohm ließ nun austragen, daß der Tisch knackte, und begannen Paul und der Oheim einander zuzutrinken, daß das Bürger-voll Augen und Mäuler aufsperrte, die Kriegerleute aber wohlgefällig den Beiden zuschauten. Bald hatte sich auch ein Kreis andächtiger Zuhörer um uns versammelt, denn wunderliche Geschichten gab nun der Paul zum Besten von der großen Universität Wittenberg, von der sie ihn weggejagt hatten, und Ungeheuerliches erzählte der Ohm von seiner Fahrt mit Herrn Georg von Grundberg, mit dem er als ein freier Knecht gezogen war, ehe er der guten und festen Stadt Magdeburg Diener in Fried' und Fehde ward. Erzählte der Paul, wie ihm sein Väterlein und Mütterlein abgestorben seien, wie er hart studirt habe in Leipzig und Wittenberg, und liesen dem Ohm die hellen Thränen über die Waden, bald vor Weinen, bald vor Lachen, bis er auf einmal, unversehens, in einen wilden Kriegs- und Schlachtgesang ausbrach, in welchen alle Kriegsmänner im Pelikan einstimmten, daß mir der Kopf fast wirbelte, während der Paul weidlich in seinem Element war und mit beiden Fäusten auf dem Tisch den Lact schlug, bis glücklicherweise ein Doppelsöldner kam, den Wachtmeister auf die Wacht an der hohen Pforte zu holen. Da kam das Getös zum Ende, versprach der Ohm vorzusprechen am andern Morgen, und befaß dem Meister Mar-

ein Idelbald zum Besitan, uns ein Losament und gut Bett anzuweisen. Dieses geschah, und führte uns der Wirth hinaus in den Erker des Besitans am Breiten Wege, den Ihr Euch heute noch ansehen könnt, Magister Aaron! Da brachte ich den Paulus zu Bett, betete selbst fröhlich und flugs den Abendsegen und schlief sogleich ermüdet von des Tages Mühen und Drangsalen ein.

Nun ließ Gott es zu, daß ich in dieser selbigen Nacht einen schweren Traum träumete. Stand ich auf einmal am Fuße der Domthürme, die ich am Nachmittage mit Freude und Wunder betrachtet hatte und schaute hinauf nach den Spizen. Da ward ich plötzlich entrückt und hörte eine Red' von zwei wüsten Gesellen. Auf der Spitze des linken Thurmes, dem die Knospe fehlt — denn nur Gottes Wert ist ganz vollendet — saßen zwei stinkende böse Teufel und ließen die Beine herabhängen und lehrten einander den Rücken zu; denn sie gönnten sich das Höllenfeuer nicht. — „Qui,“ sagte der Eine, „gud um! Was schaust Du?“ — Drehete sich der Andere halb um und blinzte durch die Nacht nach der Gegend, worauf sein Cumpan zeigte: „Was soll's? ich sehe einen Markt und Fodeln. Sie schlagen ein Henkersgerüst auf; ist das Alles?“ — „Hei,“ grinste der Andere, „dar- auf wollen sie morgen früh meines Faustens Schab, dem kleinen Gretel das hübsche Häfel abschneiden! ... Ich hab' ihn nun! Nach's mir nach, wenn Du kannst!“ —

Nun hörte ich in diesem Augenblick meinen Schlaggesellen Paulus schwer stöhnen; aber es erweckte mich nicht, und der Traum ging fort.

„Ich bin dabei,“ sagte der andere Teufel. „Schau durch das Fenster da drinten, das allein noch hell ist und das Kreuz (beide Kobolde schüttelten sich) auf der Straße atmet. Schau in das Kämmerlein, den mit den blonden Locken hab' ich mir auserwählt.“ — „Puh, ein arm fahrend Schülerlein!“ lachte höhnisch der Erste. — „Kann ein Doctor werden, wie Dein Faust!“ schrie freischend der Andere, entfaltete die höllischen Schwingen und verschwand in der Nacht. Sein Gesell nickte grinzend mit dem Kopf und floh ebenfalls fort, Wittenberg zu. Einen Kuck that's in mir, und stürzte ich hinunter, tief, tief und erwachte mit einem lauten Angstschrei. Da schien die Sonne hell und fröhlich in mein Kämmerlein, und sah ich im Bett auf und schaute nach dem Paulus mit fast besorgtem Blick. Erschrak mich auch fast sehr, als ich sein Lager öd' und leer erblickte; aber mußte über mich selbst lachen, als der Wirth, Meister Idelbald kam und mir verkündete auf meine Frage, daß der Kottenmeister Lamprecht Veltzer ihn schon vor einer Stunde abgeholt habe

nach seiner Behauptung auf dem Kapensprung. Darauf betete ich den Morgensegen, zog mich an und ging hinunter in das Gassfräblein, wo alle bösen Nachtgedanken bald verschwanden, als ich hinauschaute auf die Straße und das fröhliche Leben der großen, volkreichen Stadt. Nachdem ich eine Zeitlang vergebens auf den Paulus gewartet hatte, zahlte ich meine Rede und ging nun auch meinen Sachen und Geschäften fröhlichen Muthes nach, und gelang es mir durch Gottes Gnade ganz nach Herzenswunsch und Willen; denn der herr Wigand, der Pfarrherr, an den ich ein Brieflein hatte, commendirte mich dem Herrn Sigfrido Sacco, dem damaligen Schulrektor (dacht' ich nicht, daß ich noch einmal auf seinem Stuhl sitzen soll!), der verschaffte mir ein Hospitium bei Lamprecht Knuß, dem wackeren Bürger. Da hatt' ich mein Losament und Aetzung nach Leibesnothdurst, und ward angestellt als ein privatus praeceptor bei den Werner's von Halberstadt, die bei Herrn Ambrosius Emmen zu Tisch gingen. Ach, wär doch der Paulus Halsfinger auch in so guter Leute Hände gefallen! — Der Ohm Lamprecht Veltzer freilich war ein wackerer Mann, wenn auch ein rauher Kriegerknecht und dem Trunke ein wenig ergeben, wie all das wilde Söldnervolk. Er that dem Paulus nicht viel Schaden, ja, was er konnt', that er dem Schülerlein und wieder- gefundenen Schwesterkind zu Gut. Aber der Paulus war im Leben wie ein Verirrter in einem Zaubergarten, wo die lodenden Pfade alle immer tiefer hinabführen in's Verderben. Ein hübscher, lustiger Gesell war er, schlank und wohlgenachsen mit hellen, klaren Augen und krausem Haar, wie Meister Lucas Kranach den heiligen Johannes malt auf seinen Bildtafeln. Niemand konnt' ihm etwas verweigern, wenn er bat, und hatt' ich mich fast sehr vergafft in sein frohlich Wesen. Die Zither verstand er zu schlagen wie ein welscher Spielmann, und ein wackerer Scholar war er auch, und wußte seinen Horatius und Virgilius an den Fingern herzuführen. Weh, weh! Was ist aus alledem geworden! Wahrlich, o Söhne und Magister Aaron Vurdhart, der Teufel gehet nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, quaerens quem devoret; er kann auch seine schwarzen bösen Klauen in weiche, weiße Patschhändlein verwandeln und hold blicken und mit den Augen winkeln, wie die Schlange Cnypusa in Afrika, die oben ein schön' Weib und unten ein garstiger Wurm ist —

„Lasset sich nit ferne anschauen,
Den' so weit sie gleich einer Frauen —“

lodet die jungen, müßigen Gesellen also und zerreißt sie und trinket ihr Herzblut. Weh, was ward aus dem lustigen Studenten und

wadem Gefellen! Muß ich doch heute noch an sein verwüßtes Bild mit Schmerzen denken.

„Wie's Jener das Stroh küßt und anlaßt,
Bis daß es Alles zu Aschen macht —“

So hat es auch den armen Paul Halsinger angelächelt und geküßt, das Wildfeuer, das der Menschen Herz leer und öde macht, wie eine Kirche Gottes ohne Altar und Orgel, wie eine Kirche, in welcher die Bilderstürmer gehaust haben. — In der venetischen Strafe hatte sich Paulus ein Gemach gemiethet, da hauset er nun nach seiner Gewohnheit. Ei, sie konnten ihn bald, die Schenkwirthe und tollen Gefellen und Baganten zu Magdeburg, die Mägdelein und die Stadtschaarwächter! Hing es doch an einem Haar, daß er mich mit hinein gezogen hätte in das wilde Leben, das er führte, hätten mich nicht Herrn Lutheri Wort und meines frommen, todtten Mütterleins Ermahnungen und vor Allen ein schön Bild, ein Jungfräulein, fast noch ein Kind, — errettet aus der Gefahr. Euphemia hieß der holde Schupengel, Magister Burchhart, und sie war die Tochter des damaligen Synodus, Herrn Beil's, und ward auch mein eheliches Gemahl, Jahre lang nachher, als ich hier in dieser selbigen Stadt Magdeburg nach vielen Fahrten ein Conrector geworden war, Rectors D. Edone. Ach, nun ist mir nichts mehr von ihr übrig, als ihr Gedächtniß und mein Tochterlein Dorothea zu Osterburg, Cure Stieffschwester, Jonas und Gabriel, der Gott in ihrer seligen Noth und Angst beistehen möge. Hieß auch meine Mutter Euphemia, meine Schwester Euphemia, und meiner ersten Braut und Frau Euphemia Mutter und Großmutter ebenfalls Euphemia — *miro quodam omine!* Doch was schweiß ich ab? ging es dem armen Paul wahrlich nicht so gut! Der war ein' Wais' seit frühesten Jahren und hatte sein Mütterlein gar nicht gekannt, und seine leusche Lieb' hatte ihm ihr seliges Lämplein im Herzen angezündet. Ihn sollt' ein anderes Geschick treffen!

Geschah es eines Tages, daß ich die Staffel zu seinem Stüblein heraufstieg und bei ihm eintrat gegen Abend. Ich hatt' ihn wochenlang nicht gesehen und auch nicht von ihm gehört, welches mir verwunderlich schien, denn man sprach in der Stadt schon viel von ihm und seinem Treiben. Ich trat ihn laufend am Fenster im Dunkeln, und er antwortete meinem Gruß nicht, sondern brückte mir die Hand auf den Mund und gebot mir so Schweigen. Da hörte ich über die Gasse einen Klang wie eine Harfe; und eine Frauenstimme, wie ich sie noch nie gehört hatte, sang dazu eine ausländische Weise, in ausländischer Sprache. Auf den Zehen Schritt

ich ebenfalls zum Fenster hin und lugte hinaus in die dunkle Straße, ob ich nichts von der Sängerin erblicken könne. Da sah ich drüben in einem hohen Hause, welches heute nicht mehr stehet, ein erleuchtetes Fenster mit einem rothen Luche verhängt, im Mittelhocke, in einem hervorragenden Erker. Ein Schatten fiel dagegen und auf ihn hatte Paul Halsinger den Blick gerichtet, wie ein Hoherpriester auf das Allerheiligste. So lange der Gesang dauerte, blieb er wie versteinert, das Fensterkreuz umflammernd, als habe der böse Geist, den ich einst im Traume sah, Besitz von ihm genommen. Als der Gesang abbrach, feußte er tief, setzte sich auf einen Schemel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Paul, Paul!“ rief ich, „Was ist das? was ist dir?“ Er antwortete aber nicht, sondern ließ nur seine Hand leise über die Zither gleiten, die neben ihm lag, und griff wie im Traume einzelne Klänge aus der Weise, welche die Frauenstimme gesungen hatte, darauf nach. Auf einmal bewegte sich drüben der Vorhang und ward zur Seite geschoben, und eine Gestalt beugte sich aus dem offenen Fenster und schaute hinab in die Gasse. Da war Paul wieder auf den Füßen, und zitterte an allen Gliedern und streckte die Hände nach dem Besen aus, bis der Vorhang wieder fiel, und die Gestalt verschwand. Zuletzt erlosch auch das Licht drüben, und nun kam mein Freund dazu, daß er mit auf meine Fragen nach dem Abenteuer antwortete. Da erzählte er denn, daß da drüben der italische Goldschmied Malco Guarnieri mit seiner Tochter Felicia wohne, und daß diese Felicia sein Lieb werden müsse, wenn er nicht elendiglich verderben und vergehen solle. Ich erschrak heftig, denn schon hatte auch ich mancherlei gehört von dem künstlichen Meister Malco und seiner schönen Tochter, und es gingen böse Gerüchte in der Stadt und schwagten die Leute mancherlei über den Goldschmied, den die Klügern scheel ansahen als einen Katholiken und Italiener, und der große Hause als einen Katholiken und Zauberer und Goldmacher. Wat ich und beschwor ich den Paul Halsinger, führte ich ihm Gottes Wort und seinen lutherischen Glauben zu Herzen; aber er wollte mich nicht hören und murmelte nur den Namen Felicia und war wie ausgewechselt, daß ich ihn mit Kummer und Angst ließ — denn ich liebte ihn — und betrübten Gemüthes in mein Dachlämmerlein im Hause Herrn Lamprecht Knust's zurüchlehrte. Und konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen vor bösen Gedanken und Träumen.

Nun begab es sich, daß ich den Paul wieder viele Tage hindurch nicht zu sehen bekam, bis einmal ein feierlicher Aufzug der

Gewerke in der Stadt war. Es hatten nämlich die Schmiede einen Aufruhr gemacht; die Gesellen hatten den Meistern den Hammer gelegt und die Stadt war voll Lärms und Getümmels. Nun zogen aus des Rath's Anstiften die andern Jünste auf in Wehr und Waffen, mit Fahnen und Pfeilern, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, die Companen zu bändigen.

Da erblidete ich den Paul wieder. Als ein leichtsinniges und leichtfüßiges Bürslein hatte ich mich auch herausgemacht, das Getümmel zu schauen, und hing an dem Fußgestell des Reiterbildes Kaiser Ottens auf dem Markte. Da spülte eine große Welle Volkes den Scholaren heran. Ich kannte ihn fast nicht wieder! Er war bleich und abgemagert und sein Vordenhaar hing in Unordnung um seine Stirn, seine Lippen waren zusammengepreßt, und ich mußte an das Wort der Offenbarung denken — „sie zerbißten ihre Zungen vor Schmerzen.“ — Er sah mich nicht; ich griff ihn beim Arm und zog ihn hinaus zu meinem ruhigen Standpunkt. Da wollte ich ihn ausfragen, aber er antwortete nicht, sondern schaute nur stieren Blickes in das Getümmel, wie Einer, der nichts von sich weiß. Plötzlich aber wurden seine Augen weit und starr und seine Hand faßte die meinige, daß ich vor dem Druck fast aufgeschrien hätte. „Da, da!“ stöhnete er hervor und wies in die Menge zu unsern Füßen. „Felicia!“ — Wie ein Blitz war er hinunter von unserm Standpunkt. Ich erkannte in einem tobenden Volkshaufen den Meister Malco, an dessen Arm sich ängstlich ein verschleiert Weib angeklammert hatte; denn der rothe Haufen hatte sich an die Fremden gehängt, und waren sie in ziemlicher Noth. Wie ein Wüthender war Paul Halsinger zugesprungen, das Volk abzuwehren, und auch ich eilte ihm zu helfen; aber es wäre uns fast übel gegangen, hätte es nicht Gott gefügt, daß in diesem Augenblicke der Ohm Pelsper mit seiner Schaar gezogen kam, der sich den Meister Malco und die schöne Felicia zwischen die Weihen der Soldner treten, und gelangten wir so glücklich aus dem Aufruhr und der Gefahr heraus auf den Breiten Weg, wo der Ohm uns entließ, indem er mit seiner Manipul nach dem Sudenburger Thor zu zog, während wir die Gasse hinausschritten, der venedischen StraÙe zuwendend. Der Meister Guarnieri wußte fast nicht, wie er uns seinen Dank aussprechen sollte, und die schöne Felicia hatte ein wenig ihr Schleierlein zurückgeschlagen und lächelte uns so holdselig zu, daß ich nun wohl den Paul zu begreifen anfang. So kamen wir vor das Haus des Meisters Malco, und dieser bestand darauf, daß wir ihn hineinbegleiteten sollten. Ich zauderte fast ein wenig,

aber ein Blick Felicia's machte allem Berweilen ein Ende, und so stieg ich mit die dunkle steile Treppe hinauf. Von außen sah das Haus schier unansehnlich und verfallen aus, und das Geländer der Staffel war feucht und schwarz, aber wie erstaunte ich, als uns, nachdem wir oben angelangt waren, eine alte Frau die Thür des Wohngemaches öffnete! In eine verwunderliche Pracht schaute ich hinein! Ein herrliches Gemach that sich vor uns auf; rotze goldgestickte Tapeten hingen an den Wänden, ein feurig Licht blühte durch die gemalten Fensterkreise, und über einem mit löstlichem Geschirre bedeckten Tische schaukelte sich in einem silbernen Ring ein unbekannter Vogel mit funkelndem Gefieder und begrüßte uns freischend. Die schöne Felicia war uns ent schlüpft, und der Meister sagte in seinem gebrochenen Deutsch, indem er uns zum Sigen einlud: „Wird mein Töchterlein wohl sogleich wieder erscheinen, wird sich aber wohl erst puzen nach Weibergewohnheit, Ihr wißet ja als gelehrte deutsche Scholaren, dum comantur, dum molliantur . . . und wie es weiter heißt, meine Gesellen! Ei, was muß ich Euch danken für Eure Hülfe in der Noth. Wie werd' ich doch erfreut sein, wenn ich erst diese böse Stadt verlassen kann. Aber da ist meine Tochter —“

Ein Vorhang erhob sich — ich hätte fast die Hand auf die Augen drücken müssen, so blendete die Ercheinung, die da herfürtrat im purpurnen Sammetkleide, der Raden und die milchweißen Armelein blüsend im Schmutz der köstlichen Steine, das schwarze Haar wie die Nacht herabfallend auf die Schultern. — Seitwärts beobachtete ich, als wir uns erhoben, den Paul. Er stand wie ein Wachs bild, die Augen fest auf die schöne Maid gerichtet; noch kein Wort hatte er gesprochen.

Lächelnd schritt Felicia auf uns zu und redete uns gar freundlich an, und mußte ich mich fast über mich selbst verwundern, daß ich so gut ihr antworten konnte, da ich doch sonst den Frauen gegenüber vor Blödigkeit fast vergehen wollte. Sie kann kein böß Bild sein, dachte ich bei mir, und erstaunte nur immer mehr über den Paul, welcher keinen Laut hervorbrachte, und der doch seinem Lieb gegenüber sah, und sonst bei den Mägdelein gar nicht stumm war.

„Nun wolle es Euch gefallen, einen Imbiß mit uns einzunehmen, den ich hab' herrichten lassen,“ sagte Felicia, und der Meister Malco schritt uns voran in ein anderes Gemach und führte uns an ein prächtiges Tischelein, da setzten wir uns; die Maid dem Paul Halsinger gegenüber. Der Goldschmied füllte einen Goldbecher mit funkelndem Wein, reichte ihn der Tochter und sprach: „Eredenz ihn doch dem blöden Scholaren da, der vorhin

so ritterlich gestritten und gesprochen hat und jetzt thut, als säß er in einem Collegio, Herrn Melanchthon's oder Herrn Eberi conciones nachschreibend."

Da berührte Felicia mit ihren kirchrothen Lippen den Rand des Bechers, und reichte ihn, sich verneigend, dem Paul, der ihn zitternd nahm und an die Lippen setzte. Unterdeß hatte der Meister auch mir zugezogen. Strömte mir ein wild unbekannt Feuer durch die Adern, und legte es sich mir vor die Augen wie ein rother Nebel, durch welchen die Neuglein Felicia's wie die Sterne funkelten.

„Eia, Meisterlein,“ rief der italische Goldschmied, „Wein von Cypren! Wohl bekomm's und laßt Euch einschenken! So! . . . Schauet Euch aber, ehe ihr weiter trinkt, einmal das Becherlein an; das ist ein Werk des herrlichen Künstlers Benvenuto Cellini, der die Fallaune losbrannte auf der Engelsburg, welche den Comestable niederwarf von der Sturmlleiter in den Mauergraben der ewigen Stadt Rom!“ Wand sich ein Gewühl nochter Heibengötter und Dirnen, ziegensüßiger Ungeheuer und wilder Panthertiere um das Becherlein, und schien's mir fast, als ob das heidniß' Wesen lebendig sei. Lanzten die Menschlein und ichwanzen Laubstäbe, sprang das bodsbeinige Ungehoer mit Schläuchen auf den Schultern einher, streckten sich die Panther, und wand und schlang das Alles sich durch einander, daß ich beinahe das Gefäßlein hätte fallen lassen, wenn mich nicht das Lachen des Meisters Malco erwecket hätte. Dieses Gelächter galt aber der Tochter, die sich vergeblich bemühte, den erstarrten Paul in ein Gespräch zu ziehen, und drohete der Meister schalkhaft mit dem Finger und sagte! „Wenn das Dein Verlobter Lucio in unsrer schönen Vaterstadt Florenz ahnen könnte! Ei! ei, Tochterlein!“ — Da ward die Felicia roth wie ein weißes Höslein, wenn die Sonne ausgeht, und lächelte gar verschämt und glücklich, und ich mußte bei diesem Lächeln an ein Waldbächlein denken, das aus dem dunklen Grün lustig hervorspringt in einen hellen blumigen Wiesengrund.

Weh, weh, was ist aus dem herrlichen Geschöpfe Gottes geworden! Der Paul neigte bei den Worten des alten Meisters das Haupt tief auf die Brust, und die Hand, mit welcher er sein Trinkglas hielt, zitterte gleich einem Laubblatt im Sturmwind: Einen Andern liebte sie und dachte an ihn und hegte sein Bild in ihrem Herzen! —

Indeß lief die Sanduhr auf dem Neben-tische aus, und auf den Thürmen läutete man die Net- und Lärnglocke; da muß' ich scheiden, denn man erwartete mich zu Hause. So nahm ich Abschied von dem Meister und der schönen Felicia, die mich lieblich einluden,

ferner zu kommen, und ließ ich den Paul zurüd in ihrer Mitte. Ging ich fast getröstet fort, denn das holdselige Bild der italischen Jungfrau hatte mich wunderbar überzeugt, daß von ihr nichts Böses kommen könne. Wehe, Wehe! Nieber fiel es nach der Zügung Gottes wie ein Donnerschlag, und ich weiß nicht, wer von den drei Unseligen die Schuld auf sich geladen hatte, deren Sühne alle Drei treffen sollte!

Nun ward es Sommer im Land; still und ruhig flossen mir die Tage und Wochen dahin; denn ich arbeitete viel, weil ich im kommenden Jahr 1560 mit Gottes Hülf nun endlich auch nach Wittenberg gehen wollt', nach dem Ort, wo das heilige Licht des neuen reinen Glaubens zuerst ausgegangen ist und durch des allmächtigen Enob' noch hell leuchtet. Traß mich oft die rothe Morgensonne über meinen Büchern, und trompetete mich der Hahnenschrei oft genug in's Bettlein, daß ich ganz bleich und mager ward vor vielem Studiren.

Aber leider der Paul Halsfinger ward noch viel bleicher als ich, und der Obm Belyer klagte mir, daß die Unhulbin, die den Vater des Paul vergehen habe, auch den Scholaren in's Verderben gezaubert haben müsse, und schwor er gräßlich, zu dem nächsten Scheiterhaufen, welchen der Rath der Stadt einer Here anzünden ließe, drei Holzstücke mit eigener Hand zuzutragen. Ach, er wußte noch nicht, daß der böse Zauber, welcher den Paul verdarb, in den schwarzen Augen der schönen Felicia in der venedischen Strafe liege! Er erfuhr es aber! —

Der Paul selbst vermied mich schier, obgleich er überall war, und ruhelos mit sich selbst sprechend in den Straßen umherirrte, wie ein Verlorener. Die Mägdelein in den Kestern schüttelten die Häuptlein, und die Begegnenden blieben stehen und schaueten dem Armen verwundert nach und erkundigten sich unter einander nach dem Namen und Wesen des verwüsteten Bildes. Dann hieß es: „Das ist der traurige Student von Wittenberg!“ und das Volk besaagte und bedauerte den verzauberten Paul Halsfinger. — — —

Der alte Rector Kollenhagen hielt hier seufzend ein, und versank eine Zeitlang in tiefes, trauriges Sinnen, und seine Begleiter schritten stumm, die Häupter auf die Brust gesenkt, neben ihm her. Plötzlich aber schaute der Erzähler auf und fuhr fort:

„Es war der 25. Juli 1559 — der Tag steht mit blutigen Buchstaben in meinem Herzen geschrieben — da brach das Geschick los! Gegen Abend, in der Zeit, wo Tag und Nacht sich vermischen, hatte ich mein Lämplein angezündet, schlug wie gewöhnlich das Wort Gottes auf, und neigte mein Haupt,

den Worten der Heiligen des Herrn nachzugeben und nachzusinnen. Da hörte ich einen Schritt auf der Treppe, die Thür ward aufgerissen — ich drehte mich um — Paul stand vor mir.

Heiliger Gott, wie erschral ich! Wie sah er aus! — Nur an den Augen merkte man, daß noch Leben in dem Todtenbild sei; aus ihnen blühte es wie das Sanct Elmsfeuer, aber auch sie waren eingesunken und verschwanden fast in ihren Höhlungen. „Paul! Paul!“ — er antwortete meinen Fragen, meinen Beschwörungen nicht; er sank auf den Stuhl, von welchem ich ausgesprungen war, legte den Kopf auf die Arme und weinete bitterlich. Ich stand da mit gefalteten Händen, und ein Schauer ging mir durch das Herz, wie ich ihn noch nie geföhlet hatte. Es war draußen eine schöne Nacht; der Mond leuchtete so sanften Lichtes, die Sternlein Gottes funkelten so mild und selig, der Rosenbusch in dem Echerblein vor meinem Fenster verströmte seine süßesten Düfte: ich konnte diesen Jammer und dieses Elend da vor mir fast nicht damit zusammenbringen. „Paul, Paul!“ — — Vergeblich suchte ich meinen armen Freund zu beruhigen; leise schluchzte er vor sich hin. Dann richtete er zuletzt das Gesicht in die Höhe und starrte wie im Traum auf die heilige Bibel, die vor ihm aufgeschlagen lag. Da überließ ihn ein Zittern, mit leiser Stimme las er her: „Sehe mich wie ein Siegel auf Dein Herz und wie ein Siegel auf Deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn!“ . . . Wild sprang er auf und sprach furchtbare, üppige Worte, daß ich in Eifer und Zorn gerieth und das heilige Buch den Händen des Wahnsinnigen entriß, denn er entweihete es mit seinen irdischen Gedanken. Aber er lachte wie ein Toller und mischte Alles durch einander, und klar war nur in seinen verwirrten Worten der eine herzzerreißende Ausruf: „Felicia! Felicia!“ — Ursprünglich aber kam dieser Zaumel zu seinem Ende, es war, als ob der böse Geist, der den Paul besaß, ihm einen Augenblick Ruhe ließ, nur um ihn fester und gräßlicher paden zu können; — es gelang mir zu erfahren, was vorgefallen war. Da vernahm ich denn, daß es dem unglücklichen Freunde gelungen war, sich der holden Felicia zu nähern, und dem schönen Wild seine Liebesbrunst zu gestehen. Aber die italische Jungfrau hatte das Lodenhaupt geschüttelt und gelächelt, und den Namen Lucio ausgesprochen; und als der Sinnverwirrte sich in Verzweiflung zu ihren Füßen wend, hatte sie ihn zornig fortgestoßen, und der alte Meister, der dazu kam, hatte den unseligen Studenten in wilder Wuth aus

dem Hause getrieben. Das erzählte mir Paul, als der böse Geist in ihm sich wieder rührte; abbrechend schrie er auf: „Sie wartet! Sie wartet! Ich komme, ich komme!“ Er riß sich los aus meinen Armen und stürzte fort, wie ein Rasender: „Felicia! Felicia!“ hörte ich ihn wild in der Gasse drunten rufen. — —

Mir war es schier wie ein Traum! Ich ergriff mein Barett und eilte dem Kranken nach; doch als ich hinunter kam, war er bereits verschwunden, und ich blieb in schrecklicher Angst stehen und sann, was nun anzufangen sei. Kein Lüftlein regte sich; wie konnte doch bei solcher Herrlichkeit und Friedlichkeit der Schöpfung Gottes der böse Feind solche Macht haben, die Menschen in's Verderben zu jagen! Die Leute in den Haushüren sahen mich sonderbar genug an, denn sie wußten, daß ich der Freund des Wahnsinnigen sei, der eben an ihnen vorbeigestürzt war. Sie flüsterten unter einander, und der Name Felicia ging von Mund zu Mund, denn schon hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß die schöne Welsche Schuld an der Verzauberung des Paul's trage. Selbst die Kinder, die im Mondenschein gespielt hatten, endigten ihre Kurzweil, und kamen mich anzustarren. Was konnte ich thun? Was konnte ich thun? In meiner Angst fiel mir ein, wenigstens den Ohm Welper aufzusuchen, um ihn von dem verlorenen Zustande des Verwandten zu benachrichtigen, und eilenden Fußes lief ich nach dem Peitlan, wo der Kriegesmann um diese Zeit zu sitzen pflegte. Als ich vor dem Schenkhause ankam, fand ich daselbst eine große Menge Volks versammelt und ein wild Geschrei und Getümmel. Den Ohm hör' ich drinnen im Haus gewaltig toben, und mit Mühe brach ich durch den Haufen und gelangte in das Gaststüblein, welches angefüllt war mit Soldnern, Handwerksgeellen, Weibern und müßigen Bürgern. Der Wirth, Meister Martin, hatte sich hinter seinen Schenktisch gekücket, und der Wachtmeister Lamprecht Welper arbeitete sich ab zwischen den Händen einiger Jech- und Kriegscumpane, die ihn hielten, daß er kein Unheil anrichte; denn er war wieder weiblich trunken. Das ganze Haus war voll Geschrei und Getösel, und vor der Thür im Mondenschein tobete das böse Waffenvoll aus Leibeskraften.

„Paul, Paul, mein Paul!“ schrie der Wachtmeister, „ich stülpe den Zauberer und die Hexe um, wie zwei Handshuhe, — o, meiner Schwester Söhnelein, mein wackeres Studentlein! Mille millions Intins! wie die welschen Hunde sagen — schaff mir meinen Paul wieder.“ —

„Schüt uns Gott, Herr Rottmeister, wo seid Ihr hingerathen so früh?“ rief der Wirth.

„In's Köhlein, oder in den Schwan, oder in den grünen Kranz — Gott verdamme die Zeichen! Verzeih mir die Sünde.“ —

„Niemand's gerath' ich hin!“ schrie der Ohm in höchster Wuth. „Den Zauberer in der venedischen Straße, und die Teufelshexe, seine Tochter, will ich verbrannt haben. Erzählt doch, Meister Hennig Klotzreep, mir geht der Athem aus!“ brüllte er einen seiften Büchsenmeister der Stadt, seinen Zehrgesellen, an, der neben ihm stand. Dieser aber stieß nur ein unverständliches Geburmm aus und schien zu tief in die Betrachtung eines gewaltigen Bierkruges, welchen er in der Hand hielt, versunken zu sein, als daß er dem Wunsche des Genossen nachkommen konnte.

„Meister Hennig Klotzreep!“ schrie der Ohm den Auleyemeister an, „Meister Hennig Klotzreep, wohlbefahrener Büchsenmeister dieser guten Stadt, hab ich nit mit Euch Nacht gehalten auf der hohen Pforte von Eß bis Drei?“ — „Es ist so, Lamprecht Veltzer, bei Kugel und Propfen!“ — „Hab' ich Euch nit unter den Tisch getrunken von Drei bis Vier?“ — „Nichte der Büchsenmeister und schaute wieder in seinen Krug.“ — „Nun denn, Gevatter Klotzreep, habt Ihr nit geschnarcht von Vier bis Acht und habt Ihr mir nit dann vier Stadtgulden abgenommen zum Zeichen Euerer vollständigen Besinnlichkeit?“ — „Wahr wie die Bibel, Gevatter Lamprecht, und können's bezeugen Tütele Kron, Lütke Hornscheit und die ganze Wachtumpanei!“ sagte der Büchsenmeister, den die Erinnerung an seinen Gewinn ein wenig aufmunterte. — „Nun dann?“ rief der Ohm wieder. — „Und dann — dann ist uns am Sanct Kathrinienkirchhof der Scholar — Euer Verwandter, begegnet, und Ihr — Ihr habt ihn mitnehmen wollen, und, und — er hat mich für die — habaha — hat mich für die hübsche Felicia aus der venedischen Straße gehalten — und Euch, Gevatter — bei Kugel und Propfen, habaha — für den alten Hegenmeister, den italißchen Goldschmied.“ —

„Der Paul ist vergeben, wie sein Vater vergeben ist!“ rief der Wachtmeister, „und das welche Weib hat ihm den Zauber angethan! Paul, Paul, mein Söhnlein! Ich komme von Sinnen! Vorwärts! Wer seinen christlichen lutherischen Glauben lieb hat, der folge mir nach dem Hegenmiste, die Teufelsbrut auszuräuchern. Laßt mich los, Gevatter Schnarcher, oder — herunter die Spieße! Bum bum bibidum, der frummen Landstnechte Trummelschlag! Vorwärts! Gefellen, hoch lebe Herr Georg von Frumdsberg! Jagt's den italißchen Schufsten!“

Ein wildes Geschrei auf der Gasse antwortete dem Trunknen, Wühenden; der Hause draußen zündete schon Fackeln an; ich sah

wohlbekannte Bürger von der Goldschmiedbrücke, die den fremden Meister neideten, arglistig und heimtückisch die Flamme des Aufruhrs anblasen. Vergeblich versuchte ich es, den tollen Ohm Lamprecht zurückzubalten, vergeblich sprach ich ihm Vernunft; er hörte nicht mehr, er sah nicht, wie ein Besessener stürzte er aus dem Haus unter das Volk, welches ihn mit einem wilden Jubel- und Nordgeschrei begrüßte. In graufiger Angst sprang auch ich fort; die schrecklichen Trobungen des wüsten Haufens machten mir das Blut in den Adern erstarren! Ich durchheile die Strafen, ich sand mich vor dem Hause Guarnier's, ich zog die Glode, die alte Dienerin öffnete, ich stürzte die Treppe hinauf; — außer Athem, schwindelnd lehnte ich an dem Pfosten der halbgeöffneten Thür jenes Gemaches, in welches uns der Meister Malco an jenem Tage, wo wir ihn nach Haus begleiteten, zuerst geführt hatte. Eine Lampe brannte auf dem Tische, und Vater und Tochter saßen neben einander, der Meister in einem hohen Lehnstuhl, Felicia auf einem Schemel ihm zur Seite. Es war ein so stilles, schönes, friedliches Bild, — mir schwamm Alles vor den Augen, es fauste mir in den Ohren; ich wollte schreien und konnte keinen Laut hervorbringen. Da hörte ich eine süße Stimme, welche sprach oder las; ich schloß die Augen und horchte. Anfangs vernahm ich nur den holden Klang der Worte, dann aber ordneten sich die Gedanken. So las Felicia:

„Und so pflüde ich denn die Rose und den Lorbeer, und lege Dir von jedem ein Blatt in diesen Brief und küßere Dein Lob, süße Braut, in das Gemurmel des Arno. Ich bitte für Dich, Felicia! Möge mein Gebet mit dem Marienlied des armen Schiffers unter meinem Fenster aufsteigen zum Throne des Gottes der Schönheit. Wie herrlich die Nacht ist! Das Haupt meiner Wilsäule der Venus Urania sunkelet silberweiß im Mondenlicht, und Deine süßen Züge, Felicia, Felicia, sind vor mir, wie ich sie dem Marmor gegeben habe! Ein Johannswürmchen ist durch das offene Fenster gekommen und steigt langsam, sunkelet an dem Gewande meiner Göttin empor; — o Felicia! Felicia! Ich habe den goldnen Kranz, den mir die Genossen brachten, zu den Füßen Deine's Bildes niedergelegt, meine Braut — o komm und nimm ihn auf! komm zurück, komma zurück, Felicia...“

Ein dumpfes, fernes Murren riß mich empor. Ich stürzte in das Gemach; die Jungfrau ließ das Papier fallen, der greise Meister trat mir entgegen. „Kette! Kette!“ rief ich. „Sie kommen! Kettet Euch, rettet Euer Kind!“

„Götter! was wollt Ihr, Messire?“ rief der Alte.

„Welche Gefahr drohet uns?“ fragte zitternd Felicia.

„Hörst, hörst! das Volk! Sie sagen, Ihr seiet eine Zauberin —“

Die schöne Felicia trat einen Schritt zurück, und der Meister zog sein Dolchmesser halb aus der Scheide.

„Sie sagen, Ihr habet den Studenten, meinen Freund, verzaubert! Rettet Euch! Rettet Euch!“

Felicia hatte sich hoch aufgerichtet und schauete mir voll in's Gesicht. „Curen Fremd verzaubert?“

„Den Studenten dort drüben, den Paulus Halsinger. Sie kommen, sie kommen! Im Namen Gottes, rettet Euch!“

Ein verächtliches Lächeln lief über die Züge der schönen Maid; der alte Meister aber faßte mit eiserner Gewalt meinen Arm: „Ich erdolche Euch, wenn Ihr den Namen meiner Tochter noch einmal mit dem jenes Erbärmlichen zusammenbringt!“ rief er. Ich befreite mich von seinem Griffe — das Getöse des wüthenden Hauses erschallte bereits näher.

„Und diese Barbaren drohen uns?“ rief Felicia zitternd, sich an ihren Vater klammernd.

„Mir und meinem unschuldigen Kinde?“ rief der Alte.

„Euch! Euch! Weh, hört Ihr sie?“

„Vater! Vater! O Lucio!“ rief die Jungfrau.

„Laßt uns das Haus verlassen!“ rief der Meister, seinen Dolch ziehend; „noch ist es Zeit!“

Ein rother Schein zuckte in den Mondschein der Gasse hinein. Zu spät! Zu spät! Der mordbrennerische Haufe erfüllte wie eine Sündfluth die Straße.

„Das ist ein Traum! ein böser Traum!“ rief der Goldschmied, die Hände in die Höhe hehend; während Felicia auf den Knien lag und leise betete und den Namen Lucio und den Namen ihres Vaters murrte.

Ein Stein zerschmetterte ein Fenster und rollte über den Teppich des Gemaches; im nächsten Augenblick erwartete ich den Nordhaufen im Hause, ich hörte ihn schon an der Thür. Da — urplötzlich trat eine Stille ein, — ich vernahm einen herzerzitternden Ruf: Felicia! Felicia! An das Fenster sprang ich und schauete hinab auf das wilde Meer von Köpfen drunten. Nicht an dem Hausthore sah ich zwei Männer miteinander ringen, ich sah den Einen zu Boden stürzen; das Wuthgeschrei brach wieder los, Schläge donnerten gegen die Thür — sie brach, der Haufe der Aufrührer erfüllte das Haus! . . . Nein! nur Einer war eingebrungen. Ich hörte den Thürflügel wieder zusallen, den Riegel vorflirren, ich hörte ein Getöse im Hause, als

werde ein schwerer Gegenstand dagegen geworfen; dann kamen Schritte die Treppe herauf, während die Kerze, Brecheisen und Steine von Neuem gegen die Thür schlugen und flogen — — Paul! Paul! Paul Halsinger! . . . Vor uns stand er! . . . Und der Tod stand auf seiner Stirn geschrieben! — Sein Wamms war zerrissen, aus seinen wirren Loden rieselte Blut aus einer Wunde, die er empfangen hatte, als er eben den wüthenden Haufen zertheilte, der seinetwegen gekommen war. Wie ein Rasender hatte er die Andringenden zurückgeworfen, die Hausthür freigemacht, sie verschlossen und verriegelt und einen Schrein zum Schutz dagegen geworfen. Er trug das Schwert des Ohms, welches er demselben entrißen hatte, in der Hand: — der Meister Malco trat zwischen ihn und seine Tochter. —

„Felicia!“ rief der unselige Scholar. —

„Ich kenne Euch nicht! Fort von mir, Mörder!“ rief die italiische Maid. „Lucio, Lucio! rette! rette!“ . . .

Ihre Stimme verlor sich in dem Gestrüll auf der Gasse, welches immer heftiger ward. Ich hörte den Ohm: „Nagt die Hexenbrut in die Spieße! Rettet meinen Paul!“ Die Lampe auf dem Tische ward durch einen Stein zerschmettert, der Mondschein und die Fackeln drunten erleuchteten allein noch das Gemach.

„Was hat Dir mein armes Kind gethan, Satan!“ rief der italiische Meister, seine Tochter in den Arm fassend. „Verderben und Fluch über Dich! Verderben und Tod über diese Stadt! o mein Kind, mein Kind!“ . . .

Paul hatte sich zu Boden geworfen, seine Stirn berührte die Erde — er sprach wirre, wahnsinnige Worte — er richtete sich wieder auf, die Hölle schien aus seinen Augen zu leuchten.

„Sei mein! sei mein!“ schrie er. „Sie sollen Dir nichts thun! Ich schwör's bei der heiligen Jungfrau! Ich schwör's bei Dir selbst, Du Selige, Heilige!“

„Paul,“ rief ich entsetzt, „denke an Luther, gieb Deinen protestantischen Glauben nicht auf für irdische Lust und Liebe!“

Er war auf den Knien — er schlug mich vor die Brust, daß ich zurücktaumelte. „Beräther!“ schrie er, — „was hab' ich mit Dir zu schaffen? Felicia, höre mich!“ . . .

Der Meister Malco stieß den Vorstürzenden zurück: „Fort, Cleber — rufe nur Deine Hentersnechte herauf. O, mein armes, armes Kind, muß unser Leben und Glüd so zu Ende gehen?“ . . .

„Ruhig, ruhig, Vater!“ schluchzte die Jungfrau, „laß sie kommen, die Wüthenden; aber laß mich nicht in ihre Hände fallen! Tödtet mich, tödtet mich, mein Vater — meine Mut-

ter winkt aus dem Himmel — Tödt' mich — o Lucio! Lucio!" Sie rang die Hände in schredlicher Angst. — „Tödt' mich! Tödt' mich!"

„Sie sollen Dir nicht nahen! Bin ich nicht da?" rief Paul wieder. „Fluche mir nicht! Ich habe sie nicht gerufen, — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen." —

„Da, da! Die Hausthür brach zusammen, das Haus erzitterte unter dem Geschrei der Einbrechenden, — die Treppe ertrachte unter ihren Füßen, — der Ohm Lamprecht mit seinem Gefolge von Bürgern, Landesknechten, Gefellen und wüthenden Weibern drang in das Gemach.

Wie ein Rasender stürzte sich Paul Halsfänger ihnen entgegen, das Schwert hoch schwingend.

„Zurück! in der Hölle Namen, zurück!" schrie er, Felicia lag ohnmächtig in den Armen ihres Vaters.

„Da ist sie!" brüllte der Ohm Lamprecht. „Da ist der Herzenmeister! Aus dem Fenster mit ihm in die Spieße! Hierher, zu mir, Paul, mein Söhnlein!"

Er wollte sich des Scholaren bemächtigen, aber dieser, außer sich vor Liebeswuth, Angst und Verzweiflung, stieß ihm den Schwertgriff in das Gesicht, das er blutübergossen, besinnungslos zu Boden stürzte.

„Fluch über Euch!" rief der Student. „Der Erste, der sich nähert, fährt in die Hölle!" —

„Greift ihn! Greift ihn!" schrienen die Wüthenden und stürzten vor.

„Fährt in die Hölle zu seinem Teufelsdiener Luther!" —

„Er läktert den Mann Gottes," brüllte der Haufen. „Greift ihn! Faszt die Hefe! In's Feuer! in's Feuer!"

„Felicia! Felicia!" rief Paul Halsfänger. „Ich sah sein Schwert durch die Luft funkeln, ein vorschringender Landesknecht stürzte durchbohrt zur Erde. Ich fühlte einen stechenden Schmerz am Haupt, es ward mir dunkel vor den Augen, — noch hörte ich den verzweifelnden Schrei eines Weibes, — Dann verlor ich das Bewußtsein!

Der alte Rector Georg Rollenhagen hatte das Varetz abgezogen, die Hände darauf gefaltt und betete leise im Gehen. Seine Begleiter schritten bewegt neben ihm her.

„Und dann? und dann?" fragte mit zitternder Stimme der Magister Aaron Burdhart, als er sah, daß der alte Herr sich wieder gefast hatte.

„— Als ich wieder erwachte aus meiner Betäubung," sprach der greise Scholarch weiter, „stand der Mond am schwarzen Himmel:

gewölbt' grad' über mir, und war er das Erste, was ich von diesem irdischen Leben und Jammer wieder zu Gesicht und Gedächtniß bekam. Eine lange Zeit blieb ich liegen, wie ich lag, ohne zu wissen, was mir geschehen sei, ohne zu wissen, wo ich war. Es herrschte ein wirres, dumpfes Getöse in der Stadt, und in der Ferne hört' ich die kurzen, schnellen Schläge einer Sturmglocke; aber um mich her war's still und nur zuweilen vernahm ich einen schnellen Schritt in den Gassen. Ich hatt' die Hände auf der Brust in einander gelegt, vermochte aber kein Glied zu regen, doch fühl' ich, daß mein Haupt mit einem Tuch verbunden war. So lag ich denn auf dem Rücken und schauete empor zu dem stillen Vollmond, und hatt' ich ein Gefühl, als müßte ich ewig in diesem Schwindel und Vergeffen bleiben, solle ich nicht vor Elend und Schreck zu Grunde gehen. So dacht' ich denn an mein Vaterhaus in der fernern Mart, zu Bernau; an meine Mutter Euphemia, an meinen Vater, an meine Geschwister — da hörte ich Stimmen in meiner Nähe und ein Schatten fiel über mich. „Hier, hier!" sagte Jemand, ich schral zusammen und schloß die Augen, um nicht zu sehen. — „Er ist noch immer ohnmächtig, reiche mir noch einmal das Balsamsäfschlein, Euphemia!" sagte dieselbe Stimme. „Euphemia?!" ich zitterte bei diesem Namen zusammen und wollte mich aufrichten. „Er lebt, er lebt! Gelobt sei Gott!" ertönte eine andere süße Stimme. Eine weiche, warme Hand nahm die meinige. „Es wird das Beste sein, wenn wir ihn jetzt fortzuschaffen, Herr Syndicus," sagte ein Dritter. — „Ja wohl, ehrwürdiger Herr, — da kommt die Wahre schon — welche Nacht! welche Nacht!" — „Man sieht den Feuerstein am Himmel nicht mehr; was hat der Thürmer meiner Ulrichskirche noch Sturm zu läuten?" — „Lasset ihn, Herr Wigandus, schaffen wir zuerst nur unser Schülerlein in mein Haus! Hier Leute, — Euphemia, unterstütze sein Haupt! So." —

Ich ward auf eine Wahre gehoben, die Träger setzten sich in Bewegung, und der Zug ging durch die Straßen. Ich war wie in einem seltsamen Traume. Ist befanden wir uns allein in einer verödeten Gasse, oft wurden wir durch ein wildes Gewühl am Vorschreiten gehindert. Dann sah ich Wassen um mich her blipen, hörte Trommeln und wildes Geschrei — was war das? was war das? — Manchmal griff ich einzelne Worte auf. — „Der Student — todt — Der italiische Goldschmied — das Haus brennt noch — Alles Niche." —

Ich verlor wieder die Besinnung und diesmal für lange, lange Zeit; denn als ich wieder erwachte zum Licht, waren die Räume entblättert, und lag Schnee auf den Dächern.

In dem Hause des Herrn Syndicus Pfeil stand mein Schmerzlager, und das holde Gesicht seines Tochterleins Euphemia war das erste, was ich wieder erkannte nach der langen finstern Nacht der Vergessenheit. In Deinen Rath, Herr Gott, befehlen wir unjer Seelenheil, — was vernahm ich, als ich wieder denken konnt! Wehe, wehe, wie hatte der böse Feind Haus gehalten und mir allein nichts anhaben können! Was hatten mir der Herr Syndicus und der ehrwürdige Herr Wigand von Sanct Ulrich zu erzählen! Alle tobt! tobt! tobt! Die schöne Felicia, der graise Meister Malco Guarnieri! Todt der unelrige Paul Halsinger! Todt der Ohm Lamprecht! Ich allein durch Gottes wunderbaren Schuß gerettet aus dem Flammen des Hauses in der venedischen StraÙe! Ich wand mich wie ein Wurm auf meinem Lager, zu dessen Fußende Euphemia weinte.

Ein barmherziger Bürger, der mich kannte, hatte mich Ohnmächtigen aus dem Getümmel und Blut hervorgezogen und auf die Gasse hinabgeschleppt und mich mit Hüße anderer barmherziger Samaritaner auf dem Katharinentirchhof niedergeleget. Da hatt' mich der Herr Syndicus, welcher seine Tochter aus dem Hause einer Verwandten in der venedischen StraÙe errettete, gefunden, und der Pjarrer Wigand ihm geholten, mich fortzuschaffen. Wehe, wehe! Felicia! Wehe Paul!... Lasset mich, ich kann nicht weiter sprechen — am Tage des jüngsten Gerichtes werden die Menschen solches Herzklopfen haben, wie ich bei dieser Erinnerung!...

... „Weiter! weiter, ihr Kindlein! singet weiter“...

„Oß bricht herrin die dunkel' Nacht,
Schüße uns Gott mit Deiner Nacht!
Laß leuchten Deine Sternlein,
Send' Deine heiligen Angelein!
Führe uns sicher auf unserm Weg,
Laß uns nit gleiten vom schmalen Steg!
Laß leuchten Deinen Mond,
Send' uns Dein Licht!
Verlaß uns nicht! Verlaß uns nicht!
Schüße uns Gott mit Deiner Nacht,
Führ' uns in Dein Reich aus der dunkeln Nacht!“...

erschalle es um die vier tiefbewegten Wandrerer. Ohne daß sie es merkten, hatten sie die wadere Schaar der Schüler wieder erreicht, und tiefbewegt vereinigten sie ihre Stimmen mit dem feierlichen Abendgesang der Kinder der Reformation. Bald war das Thor der guten alten Stadt Magdeburg erreicht, die hohe Schule endete ihren Gesang und schritt sitzsam und ehrbaren Schrittes über die Zugbrücke, an den bärtigen, wachhaltenden Bürgern vorbei, welche wohlwollenden, schmunzelnden Blickes die wadere Knabenschaar mit ihren grünen Zweigen und Blumensträußen

an sich vorbeiziehen ließen und ehrerbietig den Scholarchen und seine ältern Begleiter grüßten. Die Dämmerung ward schon zur Nacht, als die Schule den Johannisberg nach dem Markt zu hinaus zog. An der Bildsäule des großen Kaisers Otto entließ der abbas laetitiaos Georg Rollenhagen sein fröhliches Volk und jubelnd zerstreuten sich die Knaben nach allen Seiten hin. Auf der Spiegelbrücke nahm der Magister Abschied, um seine Wohnung an der UlrichsKirche aufzusuchen, und Herr Jonas hatte Zeit, verstoßen nach einem offenen Fenster zu lugen und auf eine Waldrosenknoße in dem Knopfloche seines Mantels zu deuten — welches Zeichen sagen wollte: „Heut' Nacht, Jungfrau Agathe! Oeffnet Eure feinen Oehrlcin! Schlummert nicht zu fest, Jungfrau Agathe!“ — Mit vollständiger Dunkelheit gelangte der Rector nebst seinen Söhnen in seiner Behausung an.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg, Herr Rector!“ rief Martin, Ofenheizer der hohen Schule zu Magdeburg, Jamulus des Scholarchen, Factotum der gestrengen Frau Rectorin Magdalene Rollenhagen.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg!“ rief Sabina, die Magd, mit der Lampe herbeilaufend.

„Ein Brief aus Osterburg!“ rief der alte Gelehrte, mit zitternden Händen das Siegel brechend und die gewaltigen, unsichern Schriftzüge, denen man den Hergensjubel des Schreibenden ansah, überfliegend. „Gabriel! Jonas!... Großvater!... ein feister, gefunder Bursch... schreit gewaltiglich... Gelobt sei Gott, der Herr! — — Morgen soll Meister Andreas Oehn, der Buchdrucker, mein Manuscriptum haben!“...

Signa, die Seterin.

Von

Theodor Mügge.

(Schluß.)

IV.

Die nächsten Tage waren stürmisch und regnerisch, wie sie sehr häufig an diesen Fjorden sind, wo das Wetter oft im Umschwen wechseln. Schwere Schauer kamen von den Bergen und der Fjord war so dicht umnebelt, daß man ihn mehr hören als sehen konnte. Während dieser Zeit ließ sich das Haus nicht viel verlassen; der Capitän tröstete aber seinen Verwandten damit, daß nach solchen schlimmen Tagen gewöhnlich gutes und beständiges Wetter folge und dies ihm Ent-

schädigung gewähren würde. Das erzwungene häusliche Leben gefiel dem Capitän aber ganz bebaglich, denn nicht allein, daß er an seinem Gaste einen Gesellschafter hatte, der ihm viel zu erzählen wußte, eben so gern hörte er zu, wenn Eduard und Emma abwechselnd ihm aus den neuen Büchern vorkamen, die Falkland mitgebracht hatte, und wenn sich beide an das Instrument setzten, um zu spielen und zu singen, war er nicht weniger erfreut darüber. In dem großen Lederstuhl beschaulich ausgestreckt, vergaß er seine schmerzenden Füße über manchen waderen Gesang und sein hartes Gesicht schmolz dann zuweilen in eine weichere Masse, wenn er die Nationallieder mitbrumnte, die Eduard ihm vortrug und deren Klänge seine abgestumpften Nerven erfrischten. Es wird uns ganz weh sein, wenn Du wieder fort bist, rief er mehrmals aus und ich wollte, Du könntest es auf lange Zeit versuchen, bei uns auszuhalten, obwohl bei harter Winterkälte — damit brach er ab und setzte dann hinzu: Nu, man könnte wirklich zuweilen wünschen, Christiania läge uns näher. Versuchen Sie es einmal, zur Winterzeit in Christiania zu leben, sagte Eduard. Bah! brumnte Halbart Mare den Kopf schüttelnd, das geschieht nimmermehr. Hier leb' ich und hier sterb' ich, habe nichts mehr mit der Außenwelt zu schaffen. Nach einer Weile und nachdem er ein halbes Dutzend ungeheure Rauchwolken ausgestoßen, fuhr er dann fort: An Einsamkeit ist Jeder von uns gewöhnt, sie drückt uns darum nicht. Wer sein Haus voll Kinder hat, behält an diesen vielleicht Gesellschaft. Wo aber Eines nur ist, das über lang oder kurz den Vater verläßt, da bleibt nichts übrig für diesen als seinen Brei allein zu essen. Sing ein neues Lied, Mädchen, ein lustiges Frühlingslied; wollen nicht weiter an solche Dinge denken, die nicht zu ändern sind. Ist Zeit genug, wenn sie vor uns stehen. Der harte Mann stampfte mit seinem Stod auf, als wollte er die trüben Gedanken fortjagen und bald waren diese auch vergessen. Er war ein zärtlicher Vater so viel er es sein konnte, war lieblich zu seinem Kinde, das ihn stolz machte, und sah es gern, daß Eduard sich mit Emma beschäftigte. Daß in beiden eine andere Reizung als die verwandtschaftliche und freundschaftliche sein konnte, schien ihm nicht einzufallen. Wenn der Himmel sich aufhellte, schickte er sie hinaus um spazieren zu gehen, oder um Kirscheln und andere Früchte im Garten zu pflücken, oder er ermunterte sie, eines der kleinen Seitenthäler zu besuchen, oder ein Stück auf den Fjord zu rudern, wenn Abends der Wind ruhiger geworden war.

Eduard befand sich dabei in keiner angenehmen Lage. Nach jenem Austritte am Dy-

tunbache hatte seine Ruhme ihre ruhige Freundlichkeit wieder angenommen und es blieb ihm nichts übrig, als diesem Beispiele zu folgen. Er versuchte es, während ein bitteres Gefühl sein Herz füllte, aber nach und nach bildete er sich ein, daß es ihm gar nicht schwer werde, weil es ihm gleichgültig sei, und mit derselben geflissentlichen Selbsttäuschung übertrieb er beinahe seine Höflichkeit und scheinbare Kälte mit der geheimen Genugthuung, sich an Emma dadurch zu rächen, die nicht meinen sollte, daß ihr Befehl ihn unglücklich machte. Erst wenn er allein und unbeachtet war, fiel diese Verstellung ab und mehr als einmal saß er bis spät in die Nacht in dem kleinen Gastzimmer und starrte nach dem Waardhause hinüber, wo im Obergeschloß noch ein Licht brannte. Dort wohnte Emma. Warum brannte ihr Licht noch so spät? Was hatte sie auch zu wachen? Grimmur Stalden war während dieser Tage nicht gekommen, aber er hatte einen Brief gesandt, einen lustigen Brief, in welchem er sich entschuldigte und von seiner Sehnsucht und seinen Seufzern mit solchem Lebermuth und solchen Anmerkungen sprach, daß Eduard darin wiederum allerlei Spott auf sich erkannte. Der Brief war an Emma gerichtet, der Capitän hatte ihn jedoch laut gelesen und herzlich darüber gelacht, bis ihn Emma nahm, in die Tasche steckte und hinausging. Was Halbart Mare darauf zu seinem Verwandten äußerte, machte diesem keine geringe Pein. Er sprach voller Lob über Grimmur und obwohl er nicht grade heraus sagte, was er erwartete so war es doch klar genug zu merken. Der Hof von Stalden lag jenseit des Fjord und war ein großes Gut durch Alles, was dazu gehörte. Der junge Waardherr hatte in diesem Jahre gebaut und aus Bergen viele neue Geräthe mitgebracht, neue Tapeten für seine Gemächer, Teppiche und Polster, was er sonst nimmer gethan. Er hält sein Geld fest, sagte Halbart Mare, gibt wenig auf kostspieligen Land, ist so recht noch von der alten festen Art, die immer feltener wird, aber keiner steht so fest auf seinen Beinen und hält den Kopf so frei in die Luft. Es ist edel Blut in ihm und es gibt keinen Hof in Sogne, wo ihn die Mädchen nicht gerne kommen sähen. Denn nicht allein, daß mehr Silber in seiner Tasche klappert als bei den Weisten, kann sich auch Keiner mit ihm in dem messen, was Weibern zumeist gefällt. Ist der schmeckste Bursch im Lande und der klügste dazu. Ist es nicht so? Emma muß ihm antworten, denke, es wird ihr nicht sauer werden. Meinst Du nicht, Better, er gefällt dir auch? Müßten zusammen nächstens einen frohen Tag haben. Meinst Du nicht? Eduard suchte sich zu hel-

fen, wie es ging, aber sein Gemüth wurde dadurch noch mehr beschwert. Sah Emma Mare jetzt bei ihrem Lichte, um den lockenden Brief zu schreiben, den ihr Vater forderte? Sann sie darüber nach, während er nach ihrem Fenster hinauffarrte? — Am nächsten Morgen schrieb er selbst an seine Mutter, so kühl als möglich, um sie darauf vorzubereiten, ihn bald zurückkehren zu sehen. Er erzählte von Emma, von ihrem Vater und von seinem freundlichen Empfang so viel als nöthig und in solchen Wendungen, daß die scharfblickende Mutter leicht merken konnte, warum er in einigen Wochen spätestens den Hof von Eide verlassen wollte. Darauf erwähnte er auch mit einigen Worten den jungen Grimmur Skuden und daß dieser ein vertrauter und gern gesehener Freund des Hauses sei. Wenn dieser Brief aber zur Post sollte, mußte er so lange liegen bleiben, bis sich eine Gelegenheit fand, oder wenn er diese nicht erwarten wollte, mußte er drei gute Stunden am Fjord hinab nach einem andern Hofe geschafft werden, von wo aus er nach Solvorn hinüber auf die dortige Poststation gelangen konnte. Eduard machte gern selbst den kleinen Ausflug, darum schlug er es jetzt aus, einen Boten abzusenden, auch schlug er ein Pferd aus, das man von den Weiden herunter holen wollte, wo nach nordischer Sitte der gesammte Viehstand des Gutes seine Sommerluft feierte, endlich schlug er auch ein Boot aus, um den Fjord hinabzufahren. Es gab einen Pfad, der über die Felsen und Klippen am Meeresarm hinlief und obwohl beschwerlich, doch auch anziehend genug für einen jungen Romantiker war, der nichts zu versäumen hatte. Der Capitän billigte sein Vorhaben und bedauerte, nicht mitziehen zu können, Emma blieb bei ihrem gleichgültigen Verhalten und als er am frühen Morgen sich aufmachte, lag der Gaard noch im tiefen Schlaf, keine Stimme, die ihm mit einem frohen: Glück auf Deinen Weg! das Geleite gab.

Er hätte am liebsten gar nicht wieder zurückkehren mögen, so lastete die Verstimmung auf seinem Gemüth, aber der Morgen kam sonnigklar, die Nebel verschwanden, das Wetter besserte sich und die Jugend hat meist immer Muth genug, um vom Augenblick zu leben. Bald regte sich auch der Künstler in ihm und was er sah, beschäftigte seine Seele. Da kamen die Wasser rauschend von den Bergen nieder, da gab es manchen prächtigen Anblick in geheimnißvolle finstere Felsenspalten oder in liebliche Gründe neben ungeheuren Felspyramiden oder ein Thal that sich auf, wo man, wie Grimmur es nannte, Idyllen träumen konnte. Es war daher nicht zu verwundern, daß Eduard häufig rastete und

mehr als einmal sein Skizzenbuch bereicherte. Es wurde Mittag ehe er den Hof erreichte, wo er seinen Brief befördern konnte und die Sonne stand über Justedals Eishörnern, als er den Rückweg antrat. Da er aber immer noch Zeit genug zu haben meinte, war er nicht eilig und um so weniger strengte er seine Schritte an, je mehr er sich dem Gaard von Eide näherte.

Wer fragt dort viel nach mir, sagte er sich selbst, wer hat Freude an meinem Kommen! Er warf sich unter einem Baum auf einer Klippe am Fjord nieder, widerwilliger Trost und Spott stritten in ihm. Er mochte gar nicht an Emma denken und doch konnte er die Gedanken nicht los werden. Einen Augenblick lang an jenem Wasserfall hatte sie sich vergessen, als seine Schmeichelworte ihr die alten Gefühle aufweckten, aber es war eben nur ein Augenblick gewesen. Ein Laut in ihrer Nähe reichte hin, ihre Einbildung zu vernichten. Sie glaubte Grimmur's Lachen zu hören und das war genug, um sein Wort zu fordern, nie wieder so zu ihr zu sprechen. Warum sollte sie auch den reichen Gaardherra von richtigem Soqnsblut nicht lieben. War er nicht ein begehrteter Bissen, nach dem alle Mädchen zehn Meilen in der Runde schnappten und war's nicht ein Äpfel für jeden Hochmuth, von ihm gewählt zu sein? Er lachte verächtlich aus, stützte sich auf seinen Arm und riß die Graßhalme aus den Fugen des Gesteins, um sie zu zertrüden und von sich zu schleudern, als er aber aussprang, war die Sonne hinter den Totenstellen und über den Fjord breiteten sich dämmernde Abendnebel aus.

Jetzt erst wurden seine Schritte länger, allein in diesen tiefen Felspalten, die das Meer ausgewühlt hat, kommt die Finsterniß schnell und so war es völlig dunkel geworden, als er endlich die Terrassen und Gartenanlagen seines Veters erreichte und die Stufen emporstieg, welche ihn in den Hauptgang und zu dem Plage führen sollten, auf welchem das Haus stand. Doch schon nach wenigen Schritten stand er still, denn vor sich erblickte er eine Gestalt und bei der ersten Frage antwortete ihm Emma's Stimme. Sie sind es, Emma? sagte er, indem ihm das Herz schlug. Gott sei Dank! Vetter Eduard, erwiderte sie, daß Sie hier sind, ich, — wir — mein Vater, wir waren in Angst um Sie, denn wie leicht konnten Sie in der Dunkelheit Unglück haben.

Ich finde, antwortete er lebhaft ihre Hand drückend, daß ich in der Dunkelheit glücklicher bin als beim Sonnenschein. Haben Sie mich erwartet, Emma?

Ich wollte sehen, ob Sie nicht in der Nähe wären, sagte Emma Mare stöckend, und dann — dann wollte ich Ihnen mit-

theilen, daß — in dem Augenblick fühlte Edward, daß ihre Hand stärker zitterte und trampfhaft sich zusammensog, indem sie ihn seitblickt.

Sie standen an den letzten Stufen; über ihnen in dem Hauptwege unter den Bäumen wurde gesprochen und Schritte näherten sich. Kein Zweifel, daß Grimmur Stalben der Sprecher war.

Und das ist Alles wahr, was Du mir sagst? fragte der Capitän, der neben ihm ging, rauh und laut.

So wahr, daß meine Augen es bezeugen können, die sich so leicht nicht betrügen lassen.

Er küßte sie und sie litt es?

Sie litt es bis ich hinter dem Steine, wo ich lag, zu lachen anfang. Das hörte sie und sprang auf.

Ich will ein Wort mit ihr reden, sagte Halbart Mare, indem er mit seinem Stod auf einen Stein stieß, der am Wege lag, daß der Eisenstachel Funken schlug.

Das wirst Du nicht thun, Capitän, erwiederte Grimmur.

Wie, zum Teufel! ist es möglich, daß sie mit dem Milchgeschicht solche Dinge treiben kann?

Wah! lachte Grimmur, ich habe es geahnet, lange bevor dieser süße Vetter mit seinem Binsellaften hier anlam. Als der Brief eintraf, der seinen Besuch ankündigte, war ich zugegen und ich sah etwas in ihrem Gesicht, was wohl zu deuten ist, wenn man die Mädchen kennt. Es war eine Freude und eine Unruhe in ihm, die aus dem Herzen kam. In allen Winkeln wurde es drinnen lebendig.

Weiß wohl, Du hast darüber gespottet, erwiederte Halbart Mare, und was ich meinte und dachte, weiß sie auch. Verdammt sei der Bursch und sein Besuch! Verdammt, daß sie jemals nach Christiania geschickt wurde. Hat dort nichts gelernt als Leichtsin und Thorheit.

Schilt nicht über Dinge, die nicht zu ändern sind, sagte Grimmur. Es lag wohl in den Absichten der Mütter, aus ihren Kindern einmal ein Paar zu machen. Hat Falland nicht Vermögen?

Hol' der Hentel sein Geld! rief Mare zornig, was soll ich mit einem Maler machen, mit dem Sohn eines Deutschen, den unsre weise Regenten in's Land gerufen und zum Professor gemacht haben.

Wenn Du auch nicht weißt, was Du mit ihm machen sollst, spottete Grimmur, Jungfrau Emma wird nicht darum verlegen sein.

Sie soll nicht! Bei Gott's Donner! ich will's ihr austreiben.

Stille! stille! sagte Grimmur, schrei es nicht aus. Wo ist Emma geblieben?

Sie wird nach Küche und Haus sehen, dahin gehört sie, nicht an eines Malers Seite. Verdammt sei alle Malerei! Fort soll er; morgen soll er fort!

Das wäre das Altersschlimmste, was Du thun könntest, Capitän, sagte Grimmur gelassen. Du darfst kein Aufsehen machen. Der Bursch muß bleiben, bis er von selbst seinen Paden schmürt.

Vielleicht bricht er sich heut Abend noch den Hals, murmelte Halbart Mare.

Verloren wäre nichts daran, lachte Grimmur, aber ist es nicht heut, lamm's ein ander Mal geschehen. Du mußt Dich nichts mischen, Capitän, mußt nichts merken. Deiner Tochter Heirath mit diesem Mann, daran ist nicht zu denken, laß uns versuchen, ob es nicht besser ist. Es entstand ein Schweigen, das Mare halb laut: Und hast Du nichts zu sagen, Grimmur Stalben, hast Du nichts zu sagen? Sprich, wenn es so ist.

Nicht jezt, erwiederte Grimmur in stolzen Tone fügte er hinzu: Segnung soll kein Weib mir in mein Haus folgen. Ich könnte einen Gang um Leben und Tod ibr retwegen thun, ich könnte ihn zu den Hainen dort in den Fjord schleudern, oder mit meinem Messer zur Ruhe bringen, aber Zwang soll ihr nimmer geschehen. Ueberlaß das mir, Capitän, sprich Du kein Wort, laß keine üble Laune merken. Diese Sache ist meine Sache, ich will sie schlichten; dann, wenn es Zeit ist, werde ich mein Wort sprechen. Jezt laß uns gehen und wenn der Bursch nicht bald kommt, will ich einen Hienbrand nehmen und ihn suchen. Er soll sich wundern, wie besorgt ich um sein theures Leben bin.

Sie verließen den Platz, an welchem sie bisher gestanden und ihre Geheimnisse denen mitgetheilt hatten, welche zehn Fuß von ihnen entfernt waren. Edward hielt seine Ruhme an sich gedrückt, bis er plötzlich mit sanftem und innigem Ausbrude ihr zuflüsterte: Liebe, liebe Emma, was habe ich Alles erfahren. Du hast an mich gedacht, Du hast mich geliebt, ja, ich weiß, es geht gewiß. Grimmur hat Recht. Du liebst mich noch!

Ich muß Dich verlassen, erwiederte sie zitternd und sich leicht sträubend. Sie werden mich suchen.

Wenn sie Dich finden, mag es an meinem Herzen sein!

Ach, Edward! seufzte sie — mein Vater! Dem Vater wird sich veröhnen lassen. Hast Du nicht gehört, daß Grimmur es auf sich genommen hat, mich fortzuschaffen? Mag er zusehen, ob es ihm gelingt.

Hüte Dich vor ihm — hüte Dich! bat sie ängstlich.

Er möchte einen Gang aus Tod und Leben

machen, fuhr er fort während sein Blut glühte. Dabei kann er mich finden.

Nein, nein! rief sie und ihre Arme um seinen Hals schlingend fügte sie zitternd hinzu: Wage es nicht, ich würde vergehen müssen. Kein Mann ist im Lande, der sich mit Grimmur messen kann.

Sorge nicht, erwiederte er, entzückt von dem Beweise ihrer Zärtlichkeit, ich denke mich vor ihm zu hüten.

Emma! rief Halbart Mare von der Thür seines Hauses und ein Kuß brannte auf Eduard's Lippen. Sei klug, sei treu! flüsterte sie und er stand allein. Unhörbar leise eilte sie durch den Baumweg und verschwand darin.

Nach einiger Zeit flammte helles Licht auf, das den ganzen Vorplatz überstrahlte. Grimmur Stalben kam mit einem langen breunenden Riempahn und jetzt hielt es Eduard für gerathen, die Stufen herauf und ihm entgegen zu gehen.

Holla! schrie Grimmur, als er ihn erblickte, da ist der verlorene Bette, so hat denn alle Noth ein Ende. Dem Capitän ist die Pfeife ausgegangen und Träulein Emma folgt mit ihren Thränen den Eierkuchen. Herein, mein junger Herr, schnell herein. Was ist das für Sitte? Der Eine glaubte, ein Bär hätte Euch verschluckt, der Andere, ein Grundhai im Fjord sei darauf satt geworden, oder auf irgend einer Klippe sänden sich Eure zerشمeterten Gebeine.

Keines von Allen, Herr Grimmur, lachte Eduard, auch habe ich nicht die geringste Lust dazu, mich zerشمettern oder verschlucken zu lassen.

So lange Ihr dergleichen unangenehme Momente verhindern könnt, thut Ihr sehr wohl daran, erwiederte Stalben; doch jetzt kommt zu Euren Verwandten, die in großen Sorgen sind und mich fortschickten, nach Euch zu suchen, wie Saul geschickt wurde nach seines Vaters Eselin.

Halbart Mare erschien eben an der Thür und bei seinen Warnungen und besorgten Vorwürfen dachte Eduard daran, wie aufrichtig dieser gütige Bette wenige Minuten vorher gewünscht hatte, daß er sich den Hals brechen möge; aber er war innerlich erwärmt genug, um für alle Zeichen freundschaftlicher Fürsorge von Herzen zu danken. Auch Emma kam herbei und sie wechselten einige Grüsse und Worte so unbefangen und mit solcher Selbstbeherrschung, daß die spähenen Blicke des Capitäns und Grimmur's nichts zu entdecken vermochten. Dann ging es an's Erzählen; Eduard trante alle seine kleinen Lebensjisse aus, zeigte seine Skizzen, die ihn so lange aufgehalten und Grimmur lobte, erklärte und fragte, bis er endlich das Buch

auf den Tisch warf. Was ist das Alles gegen die Scenerie im Hochgebirge! rief er aus, Füße und Arme kreuzend. Ich habe es Ihnen versprochen, Herr Falland, mit Ihnen hinauf zu steigen und bin gekommen, mein Wort zu halten. Ich muß noch meinen Weiden sehen, wollen Sie mich begleiten? Eduard sagte es gern zu.

So wollen wir uns morgen früh aufmachen und wenn das Wetter gut bleibt, durchstreifen wir die Fjortunfjellen bis zu den Gittertinden. Mancherlei gibt es da zu schauen, auch kann es sein, daß, wenn wir Glück haben, ein Bär uns in den Weg läßt, oder ein paar Tausend wilde Renntiere, deren Heerden jetzt im Spätsommer aus dem Süden zurückkommen.

Das waren rothe Ausichten, welche viel zu sprechen und zu scherzen gaben. Halbart Mare erzählte Jagdgeschichten und mende waren darunter, die nicht besonders verlockend klangen. Da gab es kühne Jäger, welche niemals wiederkehrten, andere, deren zerleibte Ueberreste man nach langem Suchen gefunden hatte, wieder andere, die in Schnee und Eispalten versanken oder in den unermeßlichen Eismöden sich verirrt hatten. Aber von dem Allen hast Du nichts zu fürchten, ich leh der Capitän seine Mittheilungen, denn wenn Grimmur Stalben bei Dir ist, bist Du so sicher wie ein Mensch auf Klippen und Gletschern immer sein kann. Jetzt seht Euch an den Tisch und trinkt ein Glas auf gutes Glück. Das geschah nach des Capitäns Geboten und dem ersten Glase folgte eine Reihe anderer nach, bis es endlich spät geworden war und Halbart Mare in seinem Stuhl einnickte. Emma hatte sich längst entfernt. Eduard hatte sich überwunden, sie den ganzen Abend über kaum anzublicken.

V.

Grimmur Stalben schlief mit seinem Nebenbuhler in dem Fremdenhause des Gaards und in demselben Gastzimmer, was Eduard unbehaglich genug deutete. Denn er fühlte seine freundliche Gesinnung gegen den Mann keineswegs vermehrt, von dem er wußte, was er von ihm zu erwarten hatte. Aber es gab kein anderes Obdach für fremde Gäste im Hof von Eide und Grimmur warf sich ohne Umstände in eines der Betten, neben welchem sein Jagdsack lag und sein langes Gewehr an der Wand hing. Er war auch freundlich und gesprächig, hatte mancherlei noch zu erzählen von der Wanderung, die sie beide morgen machen würden, spottete dabei über des Capitäns schaurige Geschichten und scherzte und lachte, bis er endlich ein-

schloß. Wie aber sein Mund verstummte, öffneten sich um so unruhiger Eduard's Augen und Ohren. Er konnte nicht einschlafen über der Unruhe in seinem Kopf, immer wieder mußte er an das Erlebte denken und was nun folgen werde, sich vorstellen. Die Hoffnungen seiner Liebe stritten sich in ihm mit den Gefahren und Sorgen, welche diese begleiteten und sie zeigten sich ihm in den verschiedensten Gestalten. Er konnte nirgend einen Schluß finden, nirgend waren seine Erwartungen größer als seine Zweifel, denn verbergen konnte er sich nicht, daß die Erfüllung seiner Wünsche mächtige Hindernisse fand. Halbart Mare hatte sich nicht denken können, daß Emma's Herz nicht an dem reichen, stolzen Grimmur hinge, die Blüthe und Krone der männlichen Jugend am Lyfterfjord, auf seine Nachgiebigkeit war somit wenig zu rechnen; dennoch kam es Eduard immer noch vor, als wäre eher mit ihm fertig zu werden, als mit diesem übermüthigen, verschlagenen Mann, der gelobt hatte, ihn aus dem Gaard zu vertreiben und die Sache in seiner Weise zu Ende zu bringen. Die Furcht überschlich ihn, welche alles Ungewisse begleitet. Grimmur hatte gesprochen, als sei sein Plan schon fertig, und was wollte er thun? War es seine Absicht, ihn in die wüsten Hochgebirge zu führen, um dort ihm Unglück zu bereiten? Er erinnerte sich der Worte, welche er gehört, und ein so trostiger, auf seine Kraft und Stärke pochender Mann, in diesem Landestheil zumal, wo die Menschen weit zertrennt und einsam wohnen und auf viele Meilen kein Richter und kein Recht zu finden ist, konnte wohl Dinge im Sinne haben, die seinen blutigen Neben entsprachen und dabei gewiß sein, sie ungestraft begehren zu können. Diese Vorstellungen erhielten Eduard Fallland's Blut so sehr, daß er eine Zeit lang Grimmur's tiefe und ruhige Athemzüge für Verstellung hielt und aufmerksam lauschte, ob er nicht etwa plötzlich aufspringen und eine gefährliche Absicht ausführen werde. Diese Einbildungen verwarf er zwar bald genug, aber er beschäftigte sich mit ihnen doch so lange, bis er endlich darüber einschloß und nicht eher wieder aufwachte, bis er sich an der Schulter gepackt und geschüttelt fühlte.

Erstrocken fuhr er auf und stierte Grimmur an, der halb angekleidet an seinem Lager stand und laut zu lachen begann. Meiner Treu, Herr Fallland, sagte er, Sie haben einen festen Schlaf, man könnte Sie forttragen. Auf Deine Beine, Mann! wir müssen Fortundahlen hinaus, ehe die Sonne kommt; oder haben Sie die Lust verloren, weil das Bett nicht mitgehen will?

Bei dieser Spötterei fuhr Eduard rasch in

seine Kleider. Sie sollen sich ferner nicht über meine Pässigkeit beschweren, sagte er, ich werde mein Bestes thun, Ihr Lob zu verdienen.

Und dies geschah in Wahrheit, denn behend wie er war, stand Fallland in demselben Augenblick fertig, wo Grimmur sein jagdweiser umschnallte und die schwere Büchse von der Wand nahm.

Sie sind in der That ein stinker Durck, sagte er, ich denke, wir werden gute Kameraden sein. Doch jetzt vorwärts, Herr Fallland, wir wollen weder Fräulein Emma's süße Morgenträume noch das gemüthliche Schnarchen des Capitän's stören.

Schwiegend gingen sie unter dem Gaardhaufe hin, in welchem noch die tiefste Ruhe zu herrschen schien. Aber als sie den Steig betreten wollten, welcher an der Bergwand aufschlangelte, hörte Eduard Schritte hinter sich. Die alte Hausmagd lief mit einem Päckchen herbei, das einige Vorräthe zum Frühstück enthielt. Dabei hatte der Capitän eine Flasche alten Madeira mitgeschickt, den Grimmur Etalben vergnüglich einstredte. Als Eduard das Päckchen Speisen in Empfang nahm, fühlte er, daß die alte Kari ihm zugleich ein Zettelchen in die Hände drückte, und sein Herz sagte ihm sogleich, von wem es komme. Er verbarg es unbemerkt und Kari lehnte mit Danksaufträgen und Abschiedsgrüßen jurüd. Nachdem er ein Stückchen weiter gegangen war, wandte Eduard sich um und sah, wie hinter einem der oberen geöffneten Fenster Emma stand, die, ihre Hände gefaltet, ihm nachblickte und sie dann warnend oder bittend erhob und noch ihm ausstreckte. Er schwenkte seinen Hut durch die Luft und folgte dann Grimmur, der ein Lied piffte, während hinter seinem Rücken diese stumme Abschiedsscene aufgeführt wurde.

Die beiden rüstigen Jünglinge hatten bald die erste Höhe erreicht und wanderten nun durch das Waldgebiet des Hofes von Eide in den goldigen Morgen hinein, der sich über die ungeheuren Linden und Gletscher der Jötunsjellen zu verbreiten begann, welche jenseit des Lyfterfjord aus den Nebeln traten. Auch der dampfende Fjord schüttelte seine Nachtmäntel ab und seine Wasser blühten herauf. Je höher sie stiegen, um so weiter dehnte sich das Panorama aus, um so heller und durchsichtiger wurde die Luft und um so erquicklicher drang ihr frischer Strom durch die Augen in's Herz, weckte den frischen Lebensmuth auf und verblaßte die Sorgen. Es gehörte dies und tüchtige Ausdauer dazu, um Grimmur's elastischen Schritten zu folgen, der so sicher daher schritt, als gehe er auf gehobelmten Fußboden. Sein kräftiger Störpx schien von der Beschwerlichkeit des

Steigens nichts zu fühlen und so leicht und geschmeidig zu sein, als wäre er aus Springfedern gemacht. Eduard Jalland mußte ihn bewundern, da er selbst doch nicht ohne ungeweine Kraft und Gelenkigkeit war. Stattlich sah es aus und ein ritterlicher, romantischer Anstrich war darin, wie Orimur vor ihm her schritt. Sein grauer kurzer Jagdrock war mit grünen Schnüren besetzt, wie dies häufig im Harbanger und im Sogneland getragen wird, an seinem grauen breitkrämpigen Hut steckte ein Büschel weißer Blumen, die der Wind jagte, der mit seinen schwarzen glänzenden Haaren spielte. Um den Leib trug er einen breiten grün gestickten Gurt, an welchem sein Messer in der Lederscheide hing, denn solch ein Messer und solcher Gurt gehören zu jedes Mannes Anzug und die Weiber sind oft kunstfertig genug, um das Leder mit allerlei Arabesken und Blättergewinden zu verzieren. Die schwere Büchse auf seiner Schulter und der Jagdsack an seiner Seite vollendeten das Bild des nordischen Jägers, der in den Hochfeldern noch einen langen Hirtenstab hinzusetzt, welcher beim Hin- und Herabgleiten an den jähen Klippenwänden ihm gute Dienste leistet.

Als Orimur Skalden jezt den Grat der Bergwand erreicht hatte, stand er still und erwartete seinen Gefährten. Nun, rief er ihm entgegen, es geht gut genug mit Ihnen, Herr Jalland, und hier ist ein Ort, wo wir den Schweiß trocknen können. Wie gefällt Ihnen der Platz? Eduard schaute entzückt hinunter. Da lag der Fjord in der Tiefe wie ein schmales Silberband, von ungeheuren Felsenmassen eingerahmt, an denen große und kleine Höhlen mit ihren Feldern und Auen festklebten, wie leuchtende grüne Flecke. Landeinwärts aber, dicht zu seinen Füßen, zog ein prächtiges Thal, das wie ein Smaragd in der sonnebeglänzten Fassung von Glimmer lag, bis hinauf zu hohen, wilden Fjellen, die in tiefer Ferne ihre Häupter mit Wolken umwickelten. Ein breiter Bach schoß mitten durch diese reizvolle Landschaft und bildete eine ganze Reihe Wasserfälle, bis er den Fjord erreichte. Das Thal mit seinen Auen, seinen Erntefeldern und Bäumen, seinen Höfen am Rande des Baches und an den Höhen, sah so sichtlich aus, wie von eines Künstlers Hand geschnitten, und die Sonnenblitze, welche darüber hinfielen und ein wunderbares Gemisch von Licht und Schatten bereiteten, vollendeten das Ueberreichende und Paradiesische des Anblicks.

Eduard war lebhaft ergriffen davon, Orimur aber sagte lachend: Ich konnt' es wohl denken, daß Sie dabei schwärmen würden. Das ist das Fortunthal und der Bach die

Fortuness. Es muß wirklich schön sein, denn selbst unsre Hirten empfinden etwas dabei, wenn sie hier oben stehen und wie in die Zauberlaterne eines Magiers blicken. Aber schöpfen Sie jezt langen Athem, Herr Jalland, und stehen Sie jezt auf Ihren Beinen, denn nun gibt's ein hartes Steigen, bei dem wir sehen wollen, was Sie aushalten können. Was Sie bisher gethan, war doch nichts als Spielerei, die Jungfrau Emma auch zu Stande bringt.

Damit ging er weiter und Eduard wurde bald gemahr, daß seine Ankündigungen nicht eitles Trohen oder Prahlens sein sollten. Eine unermessliche schwarze Felsenwand schien alles Leben zu beenden, keine Spur eines Steiges ließ sich daran erkennen, wer sollte da hinauf! Er mochte nicht fragen, denn er fürchtete Orimur's Spott; dieser schritt grade darauf los und bald sah Eduard Jalland, daß allerdings eine Art Pfad daran in die Höhe führte, aber was war es für einer! Hirten und Jäger mochten ihn aus den Vorsprüngen und Kanten des Bergfusses aufgefunden haben und die Hirten und Jäger dieser Gebirge auch allein im Stande sein, ihn zu benutzen. Jemand ein Wegehals hatte ihn zuerst betreten und Andere ihm es dann nachgemacht. Kaum Fußbreit hing er an einzelnen Stellen über dem Abgrund und das Auge irrte in eine schaurige Tiefe nieder, wo die Fortuntirke ihr Kreuz als Gotteszeichen mitleidig ausstreckte. Wer irgend zum Schwindel geneigt war, konnte hier nicht gehen; : : fühlte Eduard sein Herz klopfen, denn Orimur schien seine Schritte zu verdoppeln. Er tanzte gleichsam vor ihm her, als sei es ihm eine Lust, und mit keinem Blicke sah er sich nach seinem Gefährten um, mit keinem Worte des Trostes suchte er ihn zu ermuntern.

Nach einer Reihe zackiger Wendungen des Pfades wurde dieser endlich etwas breiter und bequemer, und vor den Wanderern dehnte sich eine weite zerklüftete Fläche aus, von welcher da und dort ein paar Hütten hervorschaute, deren niedere Dächer mit Erde überstüttet waren.

Hier endlich stand Orimur still und seine funkelnden Augen betrachteten den leuchtenden Kameraden, dessen Brust sich heftig hob und dessen Knie zitterten, während er selbst seinen Athem nicht im Geringsten verloren hatte.

Sagt' ich es Ihnen nicht, daß Sie zu thun haben würden, rief er aus. Es geht hier anders her wie bei einer Promenade auf dem Eggeberg bei Christiania. Ist es nicht so?

Es ist ein fürchterlicher Weg, erwiderte Eduard.

Na! was nennen Sie fürchterlich, was

glauben Sie für Wunder gethan zu haben? Die Setermädchen kommen von unsern Weiden mit ihren schweren Körben auf den Köpfen alle hier auf dem Fortunensteig herunter, obwohl es einen bequemern Weg für Pferde und Menschen gibt, was ich nicht leugnen will.

Warum haben wir diesen nicht gewählt, Herr Stalben?

Warum nicht? Weil wir in's Fortunthal dann hinabsteigen und einen weiten Umweg machen mußten. Daran bin ich nicht gewöhnt, Herr Falland, und da Sie die Linden der Fortunjellen besuchen wollen, muß ich sehen, ob Sie auch nicht an Schwindel leiden.

Ein Verdacht glitt durch Eduard's Kopf und rief einen Strom von Horn in ihm hervor, der sich in seine Augen brängte, als er diese auf Grimmur festbestete, allein der athletische Mann schien es nicht zu beachten. — Sie sind hier in dem Vorhofe der Eis- und Felsgipfel, welche die Horungerne heißen, sagte er, auf das Amphitheater von hohen, nachbigen Mauern deutend, die im weiten Halbkreis nach und zerklüftet die Fläche einschlossen. Dorthin gehen wir heut noch nicht, sondern wenn es Ihnen gefällig ist, begleiten Sie mich zunächst zu meinen Weiden und Sennhütten, damit ich sehe, wie es mit meiner Herde steht. Im Uebrigen, fügte er hinzu, dürfte Ihnen das Hirtenleben auf unsern Alpen auch ziemlich unbekannt sein und Ihre Reugier rege machen; endlich aber finden wir dort ein Obdach für die Nacht, Milch und ^{das} die Milchwirthschaft gibt, in Zülle: jebensfalls also ist es behaglicher dort als in der Wüste, welche Sie morgen kennen lernen werden. Und nun lassen Sie uns hier ruhen und untersuchen, was Jungfrau Emma uns nachgeschickt hat, fuhr er aufstachend fort, Sie werden, wie ich denke, längst sehnsüchtig Verlangen danach tragen. Und ohne eine Antwort abzuwarten, warf er den Jagdhad auf den einzigen kleinen mit Gras und Halmen überwücherten Fleck, welcher sich im Schutze eines mächtigen Stimmerblods gebildet hatte und streckte sich daneben aus. In einem Nu waren alle Anstalten zu einem paradiesischen Mahle getroffen, die Flasche mit dem alten Madeira des Capitäns geöffnet und die einladenden Fleisch- und Brotvorräthe von aller Hülle entleidet. Grimmur zog das scharfe, an der Spitze doppelschneidige Messer aus seiner Lederscheide, zerlegte damit, was vorgehanden war und that seiner Eilust keinen Zwang an. Essen Sie tapfer drauf los, Herr Falland, sagte er, und hülen Sie die Reste mit Ihres Vettres gutem Branl hinunter. Wir haben noch zwei tüchtige Stunden vor uns, ehe wir die Senn-

hütten finden, und wer weiß, ob Signa uns alsbald Etwas vorsehen kann.

Diese Ermunterung gab Eduard Gelegenheit, nach der hübschen Senneterin zu fragen, wobei er unbedenklich erzählte, wo er mit ihr zusammengetroffen sei, aber er erfuhr von Grimmur nicht viel mehr, als er schon wußte. Es kam ihm vor, als wollte dieser Nichts von seiner schönen Hausmeisterin hören und als wollte er auch nicht von ihr sprechen. Nach einigen gleichgültigen kurzen Antworten warf er sich auf den Rücken, schlug die Hände über seinem Kopf zusammen und sah in den Himmel hinauf, ohne weiter auf Eduard's Fragen zu achten, der somit schweigen mußte.

Dafür stützte sich Falland auf seinen Arm und dachte sein Theil. Es kam ihm Manches in den Sinn, was er sich zusammensetzte und eine ganze Geschichte daraus machte. Die junge Seterin mit den blauen Augen und der kühnen Furchtlosigkeit ihres Wesens war schwerlich immer ein so gleichgültiger Gegenstand für Grimmur Stalben gewesen, wie er jetzt sich den Anschein gab. Eduard hatte das Mädchen von Grimmur in einem Tone und mit einem Ausdruck sprechen hören, daß sich Manches daran knüpfen ließ. Deine Hand ist zu weich für Grimmur, glaub's mir, ich kenne ihn, hatte sie zu Emma gesagt; das fiel ihm jetzt wieder ein und es fiel ihm ein, daß ihre Blicke dabei eigenthümlich wild funkelten. Ihre Hände waren allerdings härter und meinte sie, daß diese dazu gehörten, um einen so ungestümen und unbändigen Mann zu gewinnen? Sollte sie Emma warnen oder ihr zu verstehen geben mit jenem scharfen „ich kenne ihn,“ daß sie selbst bessere Ansprüche zu machen habe? — Er warf einen Seitenblick auf Grimmur, der noch immer in seiner Lage verharrte und wahrscheinlich eingeschlafen war, dann griff er leise in seine Tasche und holte den Zettel heraus, den die alte Kari ihm zugestekt hatte. Noch war es ihm unmöglich gewesen, ihn unbemerkt zu lesen. Von Emma's Hand war mit Bleistift darauf geschrieben: Sei auf Deiner Hut, geliebter Eduard! Grimmur führt Böses gegen Dich im Schilde, mir sagt es mein Herz. Gott beschütze Dich und helfe uns Beiden!

Indem er diesen Zettel betrachtete, hörte er ein leichtes Geräusch hinter sich. Grimmur stand auf seinen Beinen, eilig drückte Eduard das Papier in seiner Hand zusammen.

Wir wollen weiter gehen, wenn es Ihnen beliebt, Herr Falland, sagte Grimmur. Das Weidegebiet und die Seterinnen darin werden Ihnen mehr Vergnügen machen als diese Raft auf hartem Stein.

Wahrscheinlich doch, antwortete Eduard, sprechen Sie uns Erfahrung, Herr Stalben, da Sie mit so manchem hübschen Senn-

mädchen bekannt sind und die schönste von Allen von früh auf Ihre Hausgenossin war.

Sind Sie schon wieder mit ihren Gedanken und Worten bei Signa, lachte Grimmur. Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr Herz so empfindlich und begehrtlich sei. Doch nehmen Sie sich in Acht, Herr, mit diesen Mädchen ist nicht zu spaßen. Manche unter ihnen sind freilich so leichtfertig, wie man es wünschen kann, Andre dagegen bleiben unerbittlich und sind so streng und so tugendhaft wie Nonnen.

Man hat mir gesagt, daß diese Hirtenmädchen sehr treu sind, erwiderte Eduard.

Treu? Alle Mädchen sind treu, wenn sie lieben.

Aber diese sollen mit äußerster Hingebung lieben und ich habe rührende Beispiele erzählen hören, wie sie wohlhabende Freier abweisen, wenn ein Armer von ihnen geliebt wird.

Solche Märrinnen mögen vorkommen, sagte Grimmur, aber die Klugen verstehen überall ihren Vortheil, und Geld, Herr Falkland, Geld ist am Nytterfjord wie überall auf Erden der Magnet, der Alles anzieht.

Aber es gibt immer doch Einige, die weder um Geld ihre Liebe verlaufen mögen, noch sich von andern prächtigen Eigenschaften blenden lassen.

Die sich an Phantosten und Schwachköpfe hängen! rief Grimmur mit einem wilden Gelächter.

Richtig, Herr Stalden; auch das kommt eben so gut vor, wie manche andre Fälle, wo die sich am klügsten und stolzesten Tümlenden von dem Einfältigsten besiegt werden.

Grimmur wandte sich um, sein Gesicht war so dunkel wie eine Wetterwolke, die sich entladen will, aber nach einem Augenblick schüttelte er sein schwarzes Haar und nahm den alten Ausdruck von Spöttelei an. Wenn der Einfältige so klug ist, den Klugen zu besiegen, sagte er, so mögen Beide die Titel wechseln, aber lassen Sie uns jetzt nicht mit solchen Wortgefechten die Zeit verderben. Hier geht es in's Weideland hinein, alles Andre wird sich später finden.

Er schritt einer der Felspalten zu, welche die Thore in dieser Felsenburg vorstellten und durch welche ein wild schäumender Bach in seinem tiefen Bett drauße. Nach einiger Zeit wurden die düstern Mauern zu beiden Seiten niedriger, denn der Fels führte ziemlich steil bergan und endlich öffnete er sich und vor ihnen lag nun ein weites, zerlüstetes Hochfeld des Gebirgs, mit Moos und mit Grasflächen überwachsen, die von zwergartigen dichten Birkengebüschern unterbrochen wurden. Da und dort sammelten sich die Wasser in kleineren und größeren Becken und von den Höhen herab liefen viele kleine Gerinne plätschernd und murmelnd durch das gebrochene

Land. Es sah viel leichter aus, hier vorwärts zu kommen, als es in der That der Fall war. Die Birkenbüsche von Mannshöhe, mit zahllosen scharfspizigen Nestern und Zweigen in einander gedrängt, bildeten oft undurchdringliche Gesechte, welche umgangen werden mußten, und Grimmur versicherte, daß diese Birkenregion, welche den letzten Baummwuchs auf den nordischen Alpen enthalte, die allerfatalste und gefürchtetste sei. Haut und Haar gingen meist daran verloren, und selbst das Vieh scheue sich vor diesen mäandrischen Gewinden. — Allein es waren nicht allein diese Büsche, welche den Weg beschwerten, der Boden selbst, mit Sumpf durchzogen, wie fast auf allen diesen Hochebenen, enthielt zwischen den Grasbüscheln tiefe Löcher, in welche der strauchelnde Fuß zuweilen in schwarzes Wasser stürzte oder von scharfem Gestein abglitt. Bald war Eduard erhitzt und ermattet, denn jetzt war es fast Mittag geworden, die Sonne brannte glühend herunter und immer noch ließen sich weder Vieh noch Sennhütten sehen. Es war ihm zuweilen, als müßte er stehen bleiben und sich erholen; aber wo war Erholung zu finden? Grimmur Stalden sah sich einige Male nach ihm um und schien dann um so flüchtiger über das Sumpfland zu gleiten. Holla! schrie er zurück, geben die Kräfte Euch schon aus, junger Herr? Was soll das werden, wenn wir am Janarrak oder Gitterind die Eispalten hinauffollen, um ein Rennthier zu beschleichen? Vorwärts, Herr Falkland, bald wird der Boden besser; hinter den Birken dort sehen wir die Sennhütten.

Durst und Hitze hinderten Eduard zu antworten, was obenein Nichts helfen konnte. Er strengte sich an, so viel er vermochte, um seinem harten Gefährten nachzuzugeln, den er nicht bitten wollte, Rücksicht mit ihm zu haben. Zuweilen bemerkte er, daß Grimmur sich bückte und Etwas abplückte, und bald ward er inne, daß zahlreiche rothe Beeren an niederen Büschen hier wuchsen, welche den Himbeeren ähnlich sahen. Zugleich fiel ihm ein, daß dies Moorbeeren, oder wie sie in Norwegen heißen, Moltebeeren sein müßten, von deren erfrischendem Geschmad er so viel gehört hatte. Und in der That war es so. Die köstlichen Beeren mit ihrer erfrischenden Säure, das einzige Labjal ermatteter Wanderer in diesen wilden Einöden, stärkten ihn außerordentlich. Seine Schritte wurden schneller, der quälende Durst hörte auf, statt dessen aber fühlte er den bestigsten Unwillen gegen Grimmur, der ihn zwar fortgesetzt zu neuen Anstrengungen angetrieben, aber von der labenden Moltebeere kein Wort gesagt hatte. Grimmur hielt auch nicht eher ein und erwartete ihn, bis er fast mit ihm zugleich den höchsten Theil des

Weidegebietes erreichte, wo nun vor ihnen in einiger Entfernung am Rande eines Besentes, in welchem ein Bach brauste, drei oder vier Sennhütten lagen.

Oh! rief er ihm entgegen, wie gefällt Ihnen das, Herr Fallland? Sie danken Ihrem Gott, daß er Sie zu keinem Hofbesitzer am Lysterfjord machte; ist es nicht so?

Ich könnte vielleicht noch Einer werden, Herr Stalben.

Meinen Sie? lachte Grimmur. Dann würden Sie oft hier hinaus müssen. Es ist ein hartes Leben, Herr, unpassend zu weichen Händen und Füßen.

Auch die weichsten Hände können hart werden, antwortete Eduard. Es kommt Alles darauf an, Herr Stalben, ob man entschlossen ist, Bekümmern und Schwelgen nicht zu achten.

Und Sie sind dazu entschlossen?

Das bin ich. Entschlossen, was ich will, auszuführen.

Grimmur's düstre Augen loderten auf, es war ein Blick, in welchem sich Verachtung und Spott mischten; aber Eduard ließ sich dadurch nicht irre machen und mit einer Sicherheit, der es nicht an nachhaltigem Ausdruck fehlte, setzte er hinzu: Sie werden sehen, Herr Stalben, daß ich nicht so leicht abzufertigen bin, wie Sie es vielleicht erwartet haben.

Das ist wahr, antwortete Grimmur. Sie sind von zährem Stoff gemacht, als ich dachte. Aber ich vermute, er wird dennoch nicht lange aushalten.

Woher vermuthen Sie das?

Woher? — Sie sollen es bald erfahren. Bei Gott! ich will ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Doch da sind wir bei den Hütten, und somit Friede, Herr. Hollah! fuhr er laut rufend fort, ich dachte es wohl, wir werden leere Kammern finden. Sie sind sämmtlich bei den Thieren, aber wir werden darum doch bekommen, was hier zu haben ist, Herr Fallland. Signa hat uns sicher Alles jurüdgelassen, was sie besitzt.

Als sie die Sennhütten erreichten, wiederholte Grimmur seinen Auf, allein es antwortete Niemand. Es waren vier aus Steinen gebaute Hütten, welche beisammen standen, so daß sie beinahe ein Viereck bildeten. Mit Dächern von Balken versehen, auf welchen eine starke Rasenschicht und schwere Steine lagen, waren sie von dauerhafter Art und ziemlich geräumig, wenigstens von den größten, die man antrifft. Zahlreiche Spuren des Viehes, das während der Nächte um die Hütten lagert, bekundeten, daß Grimmur Stalben keine geringe Herde besitzen mußte, und er rühmte sich auch dessen, indem er seine Kühe, Ziegen und Schafe zusammenrechnete. Die größte der Hütten war der

Heustall, ausgefüllt mit einem reichen Vorrath, den Grimmur mit Wohlgefallen betrachtete. — Das zeugt von der tüchtigen, sorgfamen Wirtschaft, sagte er; denn hier muß während des Sommers auf's Sparsamste und Eifrigste gesorgt werden, daß Heu zusammenkommt, damit die Thiere während des langen Winters nicht verhungern. Heu und trockne Blätter, sogar Fischgräten und Fischköpfe ist Futter für unsre Kühe, Herr Fallland; aber es macht keine geringe Mühe und Arbeit, diese Heuvorräthe in die Thäler binabzuschaffen, denn nur auf Reischens- und Pferderriden kann es geschehen, und dies ist die Ursache, warum unsre Viehzucht niemals bedeutend vorwärts kommen kann. Handel muß man treiben, der allein bringt Geld. Wer das nicht kann oder mag, wird wie unser Freund, der Capitän, bei großem Landbesitz doch Nichts übrig haben, sondern im besten Falle nur so viel einnehmen, wie er ausgibt.

Halbart Marc, erwiderte Eduard, ist wie ich aus Ihrer Rede merke, nicht reich.

Gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf.

Aber er sammelt für seine Erben.

Woburch? fragte Grimmur.

Ei nun, lachte Eduard, der schöne Wald von Eide, den er nicht anrühren läßt, muß ein bedeutend Stück Geld werth sein. Sie verstehen das am besten zu würdigen, Herr Stalben.

Grimmur gab keine Antwort. Er ging in die nächste Hütte, wo die Milchwirtschaft betrieben wurde, und betrachtete die Vorräthe von Butter und Käse, welche die Vorrathskammer enthielt.

Signa hat fleißig geschafft, es wird ein gutes Jahr werden, sagte er. Jene dritte Hütte ist für die Mägde und für krankes Vieh bestimmt, das in wilden Nächten Obdach nöthig hat; treten Sie jetzt hier herein, Herr Fallland, das ist das Schloß und Herrenhaus mit der Küche und den Staatszimmern.

Eduard folgte ihm und sie gingen durch eine Vorhalle, welche den Herdstein und die großen Milchkeffel enthielt, von dort aber in ein kleineres Seitengemach, das sehr freundlich und reinlich ausah. Die Wände waren mit Brettern ausgeschlagen und mit Tapeten beklebt, der Tisch weiß geschuert, so auch die Holzstühle. Zwischen den beiden kleinen Fenstern hing ein Spiegel, ein niedriger Schrank stand darunter und auf den Brettern, welche die Wände umgaben, befanden sich viele Gegenstände, alle ordentlich und sauber aufgestellt. Rein und ordentlich sah auch das Bett aus, das in einem Anbau der Steinwand stand.

Hier gefällt es Ihnen, nicht wahr? fragte Grimmur. Machen Sie es sich bequem, Herr

Falkland. Strecken Sie sich auf dem Bett aus, wenn Sie müde sind.

Ich bin nicht müde, Herr Stalben, antwortete Eduard; aber ich freue mich, in dieser Wildnis einen so artigen Ruheort zu finden.

Ja, das ist selten, erwiderte er; gewöhnlich sind die Sennhütten so schmutzig, wie die Seterinnen darin. Aber Signa und ihr Bruder sind überhaupt ein musterhaftes Paar. Es ist alles, gutes Blut in ihnen, Herr Falkland, wir haben schon davon gesprochen. Doch jetzt lassen Sie uns sehen, was wir zu Ihrer Erfrischung auffinden können.

Er ging hinaus, lehrte aber bald zurück und brachte eine große Satte mit Milch, sammt Butter, Käse und Flachbrot, endlich ein Stück geräucherter Hammelfleisch herein. Das ist meiner Frau Alles, was ich finden kann, lachte er; aber wenn Signa kommt, soll sie uns eine Seteruppe kochen und Sahnenfischen baden, das wird Ihnen besser gefallen.

Ich bin zufrieden mit dem, was da ist, sagte Eduard, und Beide griffen nun rüstig zu und hielten ein Mahl, bei dem es so lustig als möglich herging. Der Rest des Mabeira's aus der Flasche des Capitans that gute Dienste und Grimmur ließ es nicht an Scherz und Fröhlichkeit fehlen, indem er nach seiner Weise Geschichten erzählte, welche allerlei Spöttereien enthielten, mit denen er seinen Gefährten aufzog, der ihm jedoch Nichts schuldig blieb.

Es vergingen einige Stunden, ohne daß irgend eine Unterbrechung die beiden Männer gestört hätte. Draußen lag das einsame Weideland mit seinen oden Sümpfen und Wirbelwinden, welche die fernsten Heerden verborgen und drinnen stockte nach und nach die Unterhaltung, bis Grimmur Stalben plötzlich sagte: Das ist unser Leben hier, Herr Falkland. Verzweifelt eintönig, nicht wahr? Verzweifelt langweilig für einen Mann aus der großen Welt und eine Nartheit für Jeden, der nicht dazu geboren wurde, aber dennoch meint, er könnte es ertragen.

Das mag Jeder mit sich selbst ausmachen, Herr Stalben, antwortete Eduard. Ich zum Beispiel möchte den Versuch wagen, ohne an meine Nartheit zu glauben.

In alten Zeiten, sagte Grimmur mit einem häßlichen Lachen, glaubte man an Hexerei, wovon noch ein hübscher Rest Aberglauben in unserm Volk zurückgelieben ist. Die Trolen spielen noch ihre Rolle bei verliebten Mädchen und Burfschen und manche tragen Zaubertettel bei sich zum Schutz gegen alle Gefahren und um ihren Schöpfchen treu zu bleiben. Haben Sie nicht auch einen solchen Talisman, Herr Falkland?

Allerdings, Herr Stalben, den habe ich, antwortete Eduard.

Sie belamen ihn von der alten Kari und lasen ihn zur Stärkung, als wir an den Steinen ausruhten, fuhr Grimmur fort.

Sie haben gut beobachtet, aber es wäre am besten, wenn Sie ihn selbst läsen zu Ihrer Belehrung und zu Ihrem Schutz. Da ist er.

Mit diesen Worten reichte ihm Eduard den Zettel hin und hielt ihn dicht vor Grimmur's Augen, der langsam darnach sahste und dann mit lauter Stimme die Worte wiederholte: Er führt Böses gegen Dich im Schilde — sei auf Deiner Hut, — geliebter Eduard!

Sein Kopf färbte sich dunkelroth, er lachte laut und höhnvoll auf. Geliebter Eduard! ich gratulire, Herr Falkland. Wie das poetisch klingt. Aber was soll ich Böses im Schilde führen, fügte er mit rauher Stimme hinzu. Verdammt! wer das zu behaupten wagt.

Was ist dabei zu wagen, erwiderte Falkland mit überlegener Ruhe. Ist es Gutes etwa, was Sie im Sinne haben? Ich glaube es nicht. Ich stand dicht bei Ihnen, Herr Stalben, Hand in Hand mit Emma, als Siehalb Marc erzählten, was sich am Optunbache zugetragen. Wir beide hörten, was Sie sagten, daß es Ihre Sache sei, die Sie in Ihrer Weise ordnen wollten. Was Emma fürchtet, weiß ich nicht, ich aber bin Ihnen gefolgt ohne Furcht und Bangen. Da bin ich nun.

Grimmur stand vor ihm mit flammenden Blicken. Was er hörte, machte einen starken Eindruck. Er sah sich überrascht, und wagte nicht, zu widersprechen. Rasch drehte er sich um und ging der Thür zu.

Sie wollten ein offenes Wort mit mir sprechen, rief ihm Eduard nach. Das ist für uns Alle, wie ich denke, das Beste.

Ich will sprechen, Herr, erwiderte er. Folgen Sie mir.

Wohin? fragte Falkland mißtrauisch.

An einen Ort, wo uns Niemand stört.

Ich will Ihnen folgen, versetzte Eduard stolz. Mögen Sie im Sinne haben, was Sie wollen, ich denke besser von Ihnen.

Mit widerwilliger Geberde schleuderte Grimmur sein Jagdmesser auf den Tisch. Ich will Ihnen einen Wasserfall zeigen, sagte er, den schönsten, den ich kenne. Dorthin führe ich Sie, und dort wollen wir unsre Sache schlichten in meiner Weise.

VI.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er hinaus, Falkland folgte ihm nach und beide stiegen das Fjeld hinauf und verfolgten den Lauf des Baches, der von der Hochflut her-

unter kam. Niemand sprach. Grimmur schien nicht zu wissen, ob Eduard hinter ihm sei. — Beinahe eine Stunde verging, ehe der Rand der Weideregion erreicht war, welche zuletzt steil aufwärts führte; aber welch wunderbarer Anblick bot sich den Blicken des Wanderers dar, als er die Höhe erreicht hatte. Vor ihm lag eine fürchterliche Wildniß voll zerklüfteter und zerrissener Felsblöcke, Hörner und Spalten. Am fernen Horizont thürmten sich gigantische Gebirgsmassen auf, theils von abenteuerlicher Spitzenbildung, theils Pyramiden oder langgestreckte Bänke, von deren düstern Rücken ungeheure Regal in den wolkenlosen Himmel starrten. Schneelager von unabsehbarer Ausdehnung und Eisströme von blauer und grüner Färbung liefen an ihren Seiten nieder und füllten alle Zwischenräume aus. So weit die Blicke reichten, war nichts als diese entseßliche Wüste zu schauen, nichts als die blendenden Eiskristalle, auf denen die Sonne ihre funkelnden Strahlen brach.

Das waren, wie Eduard nicht zweifeln konnte, die seltsamen Felsengipfel der Horngarne mit ihren mächtigen Eiselkern; das war das Hochgebirge, von dem er gehört hatte, die Hochfläche von mehr als fünfzig Meilen Länge, gefüllt mit riesigen Gebirgsstöcken, unermesslichen Gletschern. Kein Ton des Lebens drang in sein Ohr, nur zuweilen glaubte er einen dumpfen Donner zu hören, den Donner ferner Lawinen oder bestender Eismassen, welche von diesen unerfajlichen schredlichen Weiten der Schöpfung hinabstürzten zu eben so schredlichen Trümmern, welche zu ihren Füßen lagen.

Eine Zeit lang vermochte Falland seine Augen kaum abziehen von diesem erhabenen Gemälde, dann aber fiel ihm Grimmur ein und er sah ihn nicht fern von sich stehen und ihn erwarten. Als er sich ihm näherte, schritt jener weiter, steilen Klippen zu, welche sich aus dem Trümmermeere erhoben. Er wollte nicht mit sich sprechen lassen und Eduard hatte Zeit, seine Lage zu bedenken, als er ihn zwischen dem Geklein verschwinden sah.

Warum führte ihn Grimmur in diese Wüste? Was hatte er hier zu erwarten? Worauf sann er? — War es eine Gewaltthat, die er in Heimlichkeit begehen wollte? Aber er hatte sein Messer mit dem Ausdrud von Abscheu von sich geworfen und Falland glaubte um so weniger, daß er ein blutiges Ende zu fürchten habe, da immer noch ein Gefühl von Achtung und Bewunderung in ihm war, das den männlichen und kühnen Eigenschaften seines Geiners zu Theil wurde. Mit diesem Gefühl verband sich die Hoffnung, daß er zu einer Veröhnung gelangen könne und es that ihm wohl, daran zu denken, daß es ihm gelingen werde, durch Offenheit und

Wahrheit wie durch Vertrauen und Muth Grimmur's feindliche Absichten zu bewältigen.

Mit diesen Vorsätzen folgte er ihm rascher nach, und als er aus den Klippen stand, war er entzückt von dem neuen überraschenden Anblick, der sich hier ihm darbot. Hinter diesen steilen Felsen lag ein Thal ganz umringt von düstern Gebirgsmassen, dennoch aber bedeckt von Blumen, die in den köstlichsten Farben prangten. Weite Felder des purpurrothen Fingerrhuts begegneten anderen Feldern der tiefblauen Eisenhüte und alle senkten sich zu einem Grunde hinab, der mit blühenden Gewächsen manniglicher ähnlicher Art gefüllt war. Von der höchsten Felsenmasse aber fiel ein Wasserstrom nieder und bildete einen prachtvollen Cascadefall; dann sammelte er sich in einem Beden, um von der düstern Wand niederzurauschen, wie eine ungeheure Schlange von flüssigem Silber, und so gelangte er an die Stelle, wo er mit einem Sprunge in einen tiefen Spalt stürzte, in welchem er verschwand. Aber ein Nebel von Myriaden von Thauperlern stieg aus diesem Schlund auf und bildete eine leuchtende Wolke, welcher die Sonne die wunderbarsten, glänzendsten Farben gab.

Voller Staunen und Entzücken betrachtete Falland dies edle Kunstwerk der Natur, aber er sah auch, daß Grimmur bei den Blumenfeldern stand und ihm winkte. Kommen Sie näher, sagte er, dies ist der Platz, den ich Ihnen zeigen wollte. Der Bach kommt vom Janarratgletscher herunter und vereint sich mit anderen Zuflüssen aus den Slagastötlinden. Daher seine Wassermasse, die nie abnimmt. Nichts läßt sich mit der Majestät dieses Falls vergleichen.

Er ist von entzückender Schönheit, sagte Eduard.

Folgen Sie mir weiter, fuhr Grimmur fort; ich will Sie auf den rechten Standpunkt bringen.

Er ging über ausgewaschene Felsenlager hinunter, die vom ewigen Wasserstaub genäht waren und sie gelangten beide auf einen Vorsprung, der mit Gras und Blumen bedeckt und wohl an zwanzig Schritte, so lang wie breit war. Hier standen sie dem Falle gegenüber und vor ihnen gähnte der schwarze Abgrund aus, in welchen der lodende Strom hinabstürzte, indem er zwischen den Felsenwänden wüthend und donnernd seinen Wütht zurück und hinauf schleuderte. Ueberall eingesaßt von glatten jähen Felsmassen, blieb nichts als die grüne Terrasse, welche sich wie ein Altan über den Abgrund hinausstreckte. Mit tühnen, festen Schritten ging Grimmur über das schlüpfrige Gras, bis an den äußersten Rand und mit einer Stimme, die das Brausen und Donnern in dem furchtbaren

Kessel übertönte, rief er seinem Gefährten zu, heranzutreten, indem er die Hand nach ihm ausstreckte.

Einen Augenblick stand Falland zaudernd und bedeutend; ein furchtbarer Gedanke überkam ihn, und Grimmur's Augen rollten, auf seinen Lippen lag der Ausdruck eines wilden, Tod verachtenden Hohns. Hat Ihr Muth Sie verlassen, rief er aus, wagen Sie es nicht, hier hinabzuschauen?

Einer solchen Mahnung bedurfte es, um die Anwendung zu unterdrücken, welche Falland empfand. Im nächsten Augenblick stand er neben Grimmur und sah in den Schlund hinab, in welchen die zum Schaum zerschmetterten Wasser unaufhörlich in einem Gusch von lodendem Erz niederrauschten, an den Wänden zerschlugen, matter und matter herausleuchteten und in Nacht und Schrecken verschwanden. Wie von zahllosen Wigen wurde dieser Abgrund durchkreuzt und die geblendeten Augen suchten vergebens, sich der Schrecken dieses Anblicks zu erwehren, vergebens war es für Eduard Falland, den Gedanken zu verbannen, daß ein einziges Gleiten seines Fußes, ein geringer Stoß, die Berührung eines Fingers hinreichend sei, ihn hinabzustürzen. Und jetzt wandte sich Grimmur Etaliden um, beugte sich zu ihm hin und hob seinen Arm in rascher Bewegung auf, doch eben so schnell war Falland zurückgesprungen und stand mehre Schritte von ihm auf dem Grasboden.

Mit finsternen stolzen Mienen folgte ihm Grimmur nach und indem er vor ihm stehen blieb und ihn drohend anblickte, sagte er im Tone der Entrüstung und Verachtung: Warum fliehst Ihr vor mir, Herr? Deinet Ihr so niedrig von Grimmur Etaliden, daß er wie ein Mörder Euch dort hinabschleudern würde? Wollte ich das, bei Gott! Ihr würdet mir nicht entgangen sein. Aber es ist Lüge und Falschheit, wenn Ihr es wagt, Schlechtes und Gemeines von mir zu denken.

Ich habe ein Recht dazu, für mich zu sorgen wie ich kann, antwortete Falland mit ruhiger Kälte.

Ein Kreis von kalten zog sich auf Grimmur's Stirn zusammen, seine Augen rollten umher, aber er suchte sich zu befänstigen.

Hört an, was ich Euch zu sagen habe, begann er. Es wäre Thorheit, wenn wir leugnen wollten, was wir beide wissen. Wir verlangen Beide nach Emma Mare. Doch nur Einer von uns kann sie besitzen.

Was bezweckt Ihr, um dieser Eine zu sein? fragte Falland.

Schweigt! erwiederte Grimmur heftig und hört mich zu Ende. Ich habe Euch hier hinauf und bis zu dieser Stelle geführt, damit wir es unter uns ausmachen, wer von uns

zu Halbart Mare gehen und ihm sagen soll: Da bin ich, als Freier für Deine Tochter.

Und wie sollen wir das ausmachen, Herr Etaliden?

Wie nordische Männer nach unsrer Väter Weise. Es ist Narrheit, wenn Ihr denken wolltet, ich hätte Euch den Fortunensteig hinaufgeführt, damit Ihr hinunterstürzen und zerschmettern möchtet. So viel konnte ich Euch, daß Ihr kein Schwächling und kein Gase seid. Wer um Emma Mare wirbt und zu dem sich ihr Herz neigt, der muß es verdienen. Zu wissen sollt Ihr, Falland, daß auch ich Euch achte, weil Ihr ein Mann seid, der männlich Wesen an sich trägt.

Habt Dank dafür, erwiederte Eduard, der eine frohe Regung bei diesem Bekenntniß fühlte, und erlaubte auch mir, Euch zu sagen, daß ich dasselbe Gefühl von dem Augenblick an hegte, wo ich Euch sah.

Er streckte seine Hand aus, Grimmur nahm diese und hielt sie fest. Wollt Ihr den Lykerfjeld verlassen und Emma Mare vergessen, sagte er, so wollen wir Freunde sein in Roth und Tod.

Nur wenn Emma will, daß ich gehen soll, wird es geschehen, versetzte Falland.

Ich dachte es wohl! rief Grimmur und mit seiner frühern Heftigkeit schleuderte er Eduard's Hand zurück. Hört an, was man sich von meinem Großvater Thoret Etaliden erzählt. Er liebte ein Mädchen, das so schön war wie Emma und hatte einen Nebenbuhler, wie ich ihn habe. Da ging er mit diesem hieher an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu kämpfen, bis der Eine überwunden am Boden liege und es dem Sieger gelänge, seinen Feind dort hinabzustürzen. Mein Großvater kam von den Fortunjellen frisch und stolz herunter; kein Menschenauge hat je den wiedergesehen, der mit ihm hinausgegangen war.

Und das, meint Ihr, sollen wir eben so machen? fragte Eduard entsetzt.

Entweder verläßt den Hof von Eide, oder zeigt, daß Ihr ein Mann seid! schrie Grimmur, seine nervigen Arme vor sich ausstreckend.

Falland regte sich nicht. Seine Blide flogen über den furchterlichen Schlund, dann auf seinen Begner, dessen Gesicht und Gestalt ihm deutlich erkennen ließen, daß er zu Allem, was er gesagt, entschlossen sei. Er hatte seinen Hut abgeworfen, das lange schwarze Haar flatterte um seinen Kopf; seine Hände waren geballt, alle Muskeln zusammengezogen, in seinen Augen ein ingrimmiger Zorn, wie in den Feueraugen des Luchses, der sich auf seine Beute stürzen will.

Es ist Thorheit! Es ist Wahnsinn! rief Falland empört.

Was sagst Du da?! schrie Grimmur. Du willst nicht?!

Ich sage, daß ich kein Rasender sein will, fuhr Eduard fort, und daß ich Besseres von Euch denke.

Weil fremdes, falsches Blut in Dir ist, unterbrach ihn Grimmur, weil Du nicht wagst, wie ein Mann zu thun.

Was Dein Großvater einst gethan, war grausam und roh, antwortete Eduard, und seit jener Zeit sind wohl mehr als fünfzig Jahre verstrichen. Solche schreckliche Kämpfe, wie damals geschehen, erregen jetzt den Abscheu aller besseren Menschen; dennoch aber mag Thorvald Stalden bessere Ursache dazu gehabt haben, wie Du sie hast.

Schwöre nicht wie eine Ekster! fiel Grimmur ein. Mein Großvater sand einen Mann, der anders dachte wie Du.

Dein Großvater wurde geliebt von dem Mädchen, für das er kämpfte, versetzte Jallland, Du aber wirst nicht geliebt. Und jetzt sage mir bei Deiner Ehre, bei Deinem Gewissen, Grimmur Stalden, hebe Deinen Arm auf und schwöre bei dem Gott, der über uns wacht, ob Du Emma Mare liebst. Ob Du sie liebst mit Deiner Seele Kraft, daß Du nicht von ihr lassen kannst, als mit Deinem Leben. Schwöre, Grimmur! Einer hört uns, der Dich u. d. mich richtet, bei seiner Allmacht schwöre! Dann will ich mit Dir kämpfen. Grimmur stand eine Minute lang, als sei er einer jener Riesen, Kinder der Nacht, die vom Sonnenstrahl getroffen sich in Stein verwandeln. Die Sonne trat eben hinter einer Felsen Spitze hervor und überglänzte sein düsteres Gesicht und die tragende Lühne Gestalt. Nüchlich zuckte es um seine Lippen und langsam, als werde er ihm zu schwer, hob er den Arm empor und ließ ihn wie vom Wip getroffen wieder sinken; denn eine Stimme über ihm, die vom Himmel zu kommen schien, rief laut und klingend: Schwöre nicht, Grimmur! Schwöre nicht!

Auch Jallland wandte sich erschrocken um. Da stand auf dem Klippenpfeil hinter ihnen Signa, die Seterin, auf ihren langen Hirtenstab gestützt.

Mit wunderbarer Behendigkeit stieg sie an der glatten Wand nieder, als schwebte sie durch die Luft, und nach wenigen Augenblicken sahen die beiden Männer sie zwischen sich, wie eine Erscheinung. Ihr Gesicht lächelte noch müßiger und freundlicher, ihre Augen glänzten stolz und freudig, der gelbe Sonnenschimmer auf ihren reichen blonden Flechten warf goldene Strahlen um ihren Kopf.

Was willst Du schwören, Grimmur? fragte sie, ihre großen Augen auf ihn bestend.

Wie kommst Du hierher, Signa, murmelte er. Geh, verlaß uns!

Nein, sagte sie, nein, Herr! Ich sah Dich mit diesem Fremden und ich folgte Euch nach. Ich stand auf dieser Klippe und hörte, was er von Dir verlangte. Sieh mich an, Grimmur, und dann sage ihm, wen Du liebst. Lügen wirst Du nicht, denn Du bist stolz. Scham und Schande würden über Dich kommen und Du kannst sie nicht ertragen.

Was willst Du, Signa? fragte Grimmur ausblickend.

Was ich will? antwortete sie. Ich will Dir sagen, daß dieser fremde Mann Recht hat, daß Emma Mare vor Dir steht und daß ein Mann wie Du nicht vor der Thür stehen soll, die ihm verschlossen bleibt.

Meinst Du so, weil Deine Thür mir nicht verschlossen blieb? rief Grimmur rauh.

So meine ich, sagte sie. Meine Thür war Dir nicht verschlossen! mein Herz kam Dir entgegen. Ich gab es Dir und Du nahmst es, willst Du es jetzt von Dir werfen, Grimmur? Du kannst es nicht, denn wisse, auch unter meinem Herzen liegt etwas, was Dir und mir gehört. Sage diesem Fremden nun, Grimmur Stalden, wen Du liebst; sage ihm, was er Emma Mare erzählen soll.

Aber Grimmur sagte nichts. Einige Minuten lang stand er, die Arme über seine Brust gekreuzt, die Augen auf den Schaum des Wasserfalles in den Abgrund gerichtet. In sein bleiches Gesicht stieg das Blut, in seinem Kopfe arbeiteten finstere Gedanken; er rang mit bösen und guten Mächten, die sich in ihm um ihre Beute stritten. Vöplich aber wendete er sich um, ging mit starken Schritten an Jallland vorüber und stieg über die Felslager hinaus.

Laß uns gehen, murmelte er, fort von dieser Stelle.

Signa lächelte ihm nach. Komm, Grimmur, erwiderte sie, und komm auch Du, fremder Mann, Du wirst Emma Mare gute Nachricht bringen.

Von jenseits des kleinen Thales, wo die Numenselder begannen, kam aber jetzt ein Anderer daher, in welchem Jallland den jungen Bauer Hallson, Signa's Bruder, erkannte. Auch Grimmur sah ihn sogleich und blieb stehen bis er bei ihm war. Dann bot er ihm die Hand, ohne etwas dabei zu sagen, doch Hallson nahm sie nicht an.

Ich habe mit Dir etwas zu reden, was meine Schwester Signa betrifft, sagte er, ehe Du mir nicht geantwortet hast, kann ich Deine Hand nicht annehmen.

So gib Du mir Deine Hand, Signa, begann Grimmur und indem er sie nahm, sagte er: Hier sind wir beide, Thorvald Hallson, mein Freund und mein Bruder. Steh uns bei zu aller Zeit, mein Haus sei Dein Haus. Heute in drei Wochen wird Signa mit mir

zur Fortunenkirche gehen. Du sollst die Hochzeitstrone vortragen, die Pfeifer und Fahnenschwenker kannst Du morgen bestellen. Jetzt schlag ein, Thorkel. Was willst Du noch von mir?

Nichts! nichts! schrie Thorkel freudig auf. Du wirst meiner Schwester Ehre geben, wirst sie in Ehren halten. Dein Haus, Dein Herd werden dafür gesegnet sein.

Und Du, fremder Mann! rief Signa Eduard Falland zu, eile hinab in den Hof von Eide und sage Emma Mare, Signa die Ecterin schide ihr, was ihr Herz begehrt; was aber Signa's sei, das werde sie behalten, und es nimmer und nimmer von sich lassen.

Und zum ersten Male verdunkelten sich die hellen blauen Augen des Hirtenmädchens und während ihre Lippen glücklich lachten, schlang sie beide Arme heftig um Grimmur's Hals, große Thrämentropfen fielen auf seine Brust.

Da löste sich der lebe Schatten von Grimmur's Seele. Liebe und Freude überstrahlten sein Gesicht. Gute, treue Signa! rief er aus, o! Du hast Recht, Dir allein gehört mein Herz, keiner andern, und wenn es eines Königs Tochter wäre. Gehen Sie, Herr Falland, seien Sie Signa's Bote an Emma Mare und sagen sie dem Capitän, in drei Wochen würden die Hochzeitslichter in Fortunenskirche brennen, dort hoffte ich ihn und Sie und Emma zu finden.

Der Abend brach herein, als Eduard Falland den Hof von Eide tief unter sich am Lyfterfjord erblickte. Er war den Fortunensfing hinabgelommen, ohne den geringsten Schwindel zu fühlen, obwohl ihm zuweilen war, als gehe er auf eines Seiltänzers Faden, der von einer Thurmspitze herunterfährt und die losen Steine unter seinen Füßen rollten in die Tiefe, wo der goldene Knopf der Fortunenskirche die Sonnenblize fing. Auf die Kirche besteten sich seine Hoffnungen und noch als er das Ende des steilen Hirtenweges erreicht hatte, warf er ihr einen langen Scheidebid zu. Dann eilte er auf den Waldpfaden weiter und sein Herz fing an zu schlagen, als er Halbart Mare in seinem Garten gehen sah, die hohe gebeugte Gestalt auf seinen Stod gestützt, und seine linke Hand auf Emma's Schulter gelegt. Sie ging neben ihn und er sprach zu ihr, vielleicht von Grimmur und von seinen Plänen. Aber da war nicht zu warten, nicht zu sinnen. Falland sprang rascher noch über Felsstufen und Baumwurzeln, in wenigen Minuten war er unten und wie er auf den Hofplatz trat, sahen sie ihn beide.

Glühende Röthe bedeckte Emma's Gesicht, es war, als wollte sie ihm entgegen laufen,

aber der Capitän drückte ihre Schulter fester zusammen und runzelte seine Stirn.

Wo kommst Du her? rief er seinem jungen Vetter entgegen. Wo ist Grimmur Stalben?

Er ist in seinen Sennhütten geblieben, erwiederte Eduard.

Und warum bleibst Du nicht bei ihm?

Er wünschte, daß ich zu Ihnen zurückkehrte, um zu berichten, was ihm geschah.

Was war es? fragte Halbart Mare rasch. Ist er krank? Verwundet?!

Gesund geworden und geheilt, lacht Eduard.

Antworte deutlich! rief der Capitän mit dem Stode aufstampfend.

So hören Sie denn, begann Eduard. Grimmur Stalben schickt Ihnen seinen Gruß. Heut' über drei Wochen wird er Hochzeit halten in Fortunenskirchen, dazu ladet er uns Alle ein.

Hochzeit! murmelte Halbart Mare mit starren Blicken. Mit wem?

Mit Signa, der Ecterin.

Der Capitän stand vornüber gebeugt, ein grimmiges Hohnlachen in den leberbarten Falten seines Mundes. Falland nahm in zwischen Emma's Hände, zog diese an seine Lippen und küßerte ihr zu: Glück! Glück! meine Emma, nichts soll uns mehr trennen.

Ein Mann von solchem Blute und ein Ecternädchen! murmelte der Capitän verächtlich. — Verdamm! mag er sein! aber was kümmert es uns, was habe ich damit zu schaffen? Gut, daß mein Haus rein von ihm ist. Und was wäre es auch gewesen, hür er wie mit sich selbst sprechend fort. Emma hatte kein Herz für ihn und ob drei Stunden oder hundert von mir entfernt, es ist ja Winterzeit so ziemlich einerlei. Wenn der Fjord voll Eisschollen treibt, kann das Kind nicht zum Vater kommen. Sei Du! rief er, seinen Kopf aufschnellend, Du, Eduard Falland, Du müdestest mein Eidam werden?

Ja, theurer Vetter, von Herzen gern.

Und Du, Emma, Du willst ihn haben? Sage ja, wenn's wahr ist.

Ja lieber Vater, ich leugne nichts.

Und wollt Ihr beide wenigstens in jedem Sommer bei dem alten Halbart Mare am Lyfterfjord wohnen, so lange ihn Gott leben läßt?

Vater, Vater! rief Emma, ihr Arme um ihn schlingend.

Laf' mich Dein Sohn sei, ich will es verdienen, bat Falland.

Nun denn, Kinder, sagte Halbart Mare, indem er gewaltjam seine Rührung bezwang, so seht zu, wie ihr es mit einander ausmacht, um glücklich zu werden bis an Euer Ende. Doch Grimmur Stalben soll uns nicht vergebens in die Fortunenskirche geladen

haben. Wir werden kommen, Emma, wir werden kommen, Eduard Falland; unter der Goldkrone, wie es sich gehört, und nach Deinem und meinem Rang, als das erste Paar, das soll uns Niemand streitig machen! —

So geschah es denn auch drei Wochen darauf. Das Tortumenthal wiederhallte von den Hörnern und Flöten der beiden Hochzeiten, und am Altare der kleinen Kirche standen glücklich neben einander Emma Marie von Eide, und Signa, die Selerin.

Aus dem

Jugendleben Johann von Müller's.

(1766 — 1769.)

Von F. Zehender.

Unter dem Namen Collegium humanitatis bestand in der Stadt Schaffhausen bis vor wenig Jahren eine ehrwürdige Anstalt zur Bildung der studirenden Jugend, der Johann von Müller sein Leben lang ein dankbares Andenken bewahrte. Sie verdankte ihre Gründung einer merkwürdigen Frau, die heutzutage kaum ihresgleichen fände. Es lebte in Schaffhausen im siebenzehnten Jahrhundert eine adeliche reichbegüterte Dame mit Namen Anna Katharina Peyer, welche von solchem Eifer für die Wissenschaften besetzt war, daß sie den Tacitus las, mit Gelehrten lateinisch correspondirte und unter andern durch ihren Sohn dem berühmten Philologen Bernegger, der in Straßburg lehrte, einen Beitrag von 150 Goldgulden überjandte, um ihn in der Herausgabe des Tacitus zu unterstützen. Daß diese gelehrten Frau auch die studirende Jugend ihrer Vaterstadt sehr am Herzen lag, bewies sie bei ihrem Tode 1659 dadurch, daß sie die Summe von 4000 Goldgulden zu dem Zwecke vergabte, daß in ihrer Vaterstadt eine Anstalt errichtet würde, in welcher die aus dem Gymnasium austretenden Jünglinge sich vollständig auf die Universitäten vorbereiten könnten. Ihrem edeln Beispiele folgten der Rath, die Ämster und viele adeliche Geschlechter mit freiwilligen Gaben, welche bis 1685 so hoch angewachsen waren, daß die Anstalt mit vier Professoren eröffnet werden konnte. Man gab ihr den Namen Collegium humanitatis, um anzudeuten, daß alle geistigen Gaben, welche Gott der menschlichen Natur gegeben, darin zur Entwicklung gebracht, also weder gelehrte Stubensüßer, noch bloße Protistudenten, sondern wahre Menschen darin gebildet werden sollten, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Lust und Liebe ergriffen. Im Anfang wurden zwei Stunden für die Religion, zwei für die

griechische, zwei für die lateinische Sprache, zwei für die Physik, zwei für die Mathematik, und sechs für die Logik bestimmt (zwei der letztern wurden auf Disputationsübungen verwendet). Später kam noch Geschichte und Naturrecht hinzu und in Latein, Mathematik und Physik wurde die Stundenzahl erhöht. Am Eingang des Saales, welcher für die Anstalt benützt wurde, stand die Inschrift: *Mulierum τὸ πᾶν*, Uebung ist Alles. Anderthalb Jahrhunderte arbeiteten an diesem Collegium die gebildetsten Männer der Stadt; auch zu der Zeit, da J. v. Müller reif war, in sie einzutreten, war sie fast von lauter trefflichen mit Liebe zur Jugend erfüllten Lehrern besetzt und bildete dadurch einen Gegenatz zum Gymnasium, welches sich im trüglichen Zustande befand.

Es war stets ein Fest- und Freudentag für die Stadt Schaffhausen, wenn nach überstandenen Schulprüfungen am Gymnasium öffentlich die Prämien des Fleißes an die würdigen Schüler ausgetheilt wurden. Vieles trug dazu bei, den Glanz des Tages zu erhöhen. Feierlich zogen an einem Montag Nachmittag die Schüler, ihre Lehrer an der Spitze, in die St. Anna-Capelle neben dem Münster, hier war das Musik-Collegium, aus Herren und Damen bestehend, versammelt, um die Feier einzuleiten und zu schließen, viele Väter und Mütter und mancher gute Bürger, dem sein Herz für die Jugend schlug, füllten die kleine Kirche bis in die hintersten Räume. Da schritt, von seiner festlich geschmückten Familie und Verwandtschaft begleitet, in der Mitte zweier Comilitonen, die ihn von Hause abgeholt hatten, der oberste Schüler der sechsten Classe des Gymnasiums, der nun als Primus eintreten sollte in's Collegium humanitatis, durch's Portal der Capelle herein; kurze Hofen und leidene Strümpfe mit Zwickeln an den Hüften bezeichneten ihn als die hochwichtige Person des Tages: denn er sollte durch eine von der Kanzel geiprochene deutsche Rede, die gehörig mit lateinischen Phrasen durchspickt sein mußte, den Eintritt in des Collegiums Hallen und den Titel des Studiosus sich ertausen. Endlich erschien noch auf den Ehrenplätzen der sogenannte Rath der Scholarchen (Schulrath), die geistlichen Herren darunter, geschmückt mit hohen, ehrwürdigen Ferräden, von denen der Puder stob, wenn sie sich drehten oder erhaben, die weltlichen Mitglieder, Bürgermeister oder Sedelmeister, den vergoldeten Degen zur Seite, das gepuderte Haar in einen zierlichen Zopf gesammelt, die Halstaupe im Busen und die Schuhe mit funkelnden Schnallen geschmückt; sie wurden gefolgt von den Rathsweweln in ihrer Amtstracht mit dem grün und schwarzen Mantel, einen Stod in der Hand, welcher den silbernen Widder trug, das Wappenbild der Stadt Schaffhausen. Auf einem Tische

vor diesen ehrwürdigen Häuptern stand ein Körbchen mit Zetteln, welche die Namen der ausgezeichneten Schüler enthielten und ein Testimonium diligentiae, von dem ersten der Scholarchen unterzeichnet. Nun ertönte die Musik und der Gesang; als ihre Klänge anfangen zu verhallen, betrat der jugendliche Redner klopfenden Herzens die Kanzel. Aller Augen richteten sich auf ihn; es galt nun, mit Geistesgegenwart die erste Schüchternheit vor so viel Volk zu überwinden und die „Oration“ (so hieß die Rede) frisch und gefaßt vorzutragen; denn je nachdem es ihm gerieth, sprach von ihm nachher die ganze Stadt mit Lob oder Tadel. So stand des Redners junge Ehre auf dem Spiel; Alles trieb ihn, die heiße Viertelstunde muthig zu überstehn. Er schloß mit einer pathetischen Ermahnung an die anwesenden Mitschüler, dann erschollen wieder die Klänge der Musik; hierauf wurden mit lauter Stimme die Namen der Glücklichsten verlesen, welche Prämien erhalten sollten und ein Mathesdiener überbrachte feierlich dem Orator seinen Zettel; hierauf nahmen die übrigen, an den Tisch tretend ihre Zettel und die dazu gehörigen Gaben, Schulbücher oder schöne Ausgaben von Classikern, in Empfang und drückten den Scholarchen durch Händedruck ihren Dank aus. Mancher ging ermunthigt und hoch erfreut, mancher beschämt und niedergeschlagen aus der Kirche, am leichtesten und fröhlichsten aber war es dem Helden des Tages zu Muth, der nun wieder die Capelle verließ und im feierlichem Zuge entweder dem väterlichen Hanse oder einem der geräumigen Kunstgebäude zuwallte, um mit seinen Schulgenossen in heit'rer Gesellschaft von Eltern, Groseltern, Onkeln, Tanten, Vettern und Basen den unvergeßlichen Tag festlich zu beschließen. Von vielen Seiten wurden ihm nun theils Gaben an Geld (einzelne beträchtliche aus öffentlichen Legaten), theils andre Geschenke gesendet. Nun pries man ihn glücklich, setzte sich mit ihm zum festlichen Mahle, man sprach von der überstandnen Mühe, man führte sich zum Tanze, war fröhlich bis tief in die Nacht — und am andern Morgen erwachte der Gefeierte, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand, als Studiosus Collegii humanitatis.

J. von Müller war vierzehn Jahr alt, als er im Jahr 1766 als Primus seiner Classe durch eine solche „Oration“ sich den Eintritt in jene Anstalt rühmlich verdiente; ungewöhnlich jung war er zu dieser Ehre gekommen. Die Rede handelte „von dem Nutzen der Gemüthsbewegungen“ und war, wie es stets zu geschehen pflegte, von dem Rector des Gymnasiums verfaßt. Wie mochte, da er sie vortrug, das jugendlich warme Herz ihm geschlagen und das helle Auge ihm geleuchtet haben! Gewiß empfand er da schon eine Ahnung jener

hohen Freude, ein geistiges Gut durch den Zauber des lebendigen Wortes Andern mitzutheilen und sie dadurch zur Liebe der Wahrheit und zu edler Gesinnung zu begeistern! Das war ja in der Jugend schon seines Lebens heißersehntes Ziel, dazu entflammte ihn so manchnal das Lesen der alten Geschichtsschreiber, Dichter und Redner. — Jener Tag war ein Ehrentag für den reichbegabten Knaben und besonders auch für seinen Vater, einen wadern, aber etwas pedantischen Schulmann, der des Sohnes unbändige Wissenslust weniger begriff als die milde, verständige Mutter, die mit ahnungsvollem Verständniß seines Strebens ihm manchnal im Stillen einen Schrank mit alten Büchern öffnete, den der Vater, allem unregelmäßigen Studiren abhold, mit siebenfadem Schloß verriegelt haben würde, hätte er davon etwas gewußt. Jedensfalls bildete für den lebhaften jungen Geist jenes erste Auftreten vor dem Publicum seiner Vaterstadt eine Epoche im Jugendleben; es kann ihm nicht anders ergangen sein als andern tüchtigen Männern, die in spätern Jahren noch mit Freude davon sprachen, wie der „Orationstag“ einen Funken der Begeisterung in ihre Seele geworfen und einen eigentümlichen Glanz über die wichtigste Zeit ihres Jugendlebens ausgegossen habe.

In der Anstalt, deren Pforten sich nun dem jungen Studenten eröffnet hatten, wehte eine Lust, in welcher er sich von Anfang an heimisch fühlte, die er darum einathmete mit vollen Zügen. Auch mochte es ihm scheinen, als wäre diese Schule ganz allein für ihn vorhanden; denn bei der geringen Anzahl, welche in Schaffhausen den Studien sich widmeten, traf es sich merkwürdiger Weise, daß er zwei Jahre hindurch der einzige Schüler war von sieben oder acht Lehrern, welche die verschiedenen Fächer: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Dogmatik, Physik, Mathematik und Philosophie lehrten. Mit seinem brennenden Durst nach Erkenntniß machte er sich im vollsten Maße die herrliche Gelegenheit zur Bildung zu Nuze, die ihm hier geboten wurde. Unausstößlich drückte sich das Bild der geliebten Lehrer, die ihm ihr Bettes als geistige Speise boten, in seiner Seele ab: dankbar ihrer zu gedenken und ihre Verdienste um seine Entwicklung zu rühmen, war ihm noch in spätern Jahren eine Lust. Da das Collegium nur aus Professor und Student bestand, so ließen sich, wie er selbst erzählt, einige seiner Lehrer mit ihm in die angenehmsten und mannigfaltigsten Gespräche ein. Diese wurden ihm bald die liebsten; er freute sich auf ihre Stunden stets mit unbeschreiblichem Vergnügen, während er nach eigenem Geständniß bei den andern, die nur trodne Vorträge hielten,

sich oft des Einschlafens nicht erwehren konnte. Sein lebendiger Geist verlangte von Allem Grund und Ursache zu wissen: es lüchelt sich hierin schon die strenge Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit an, mit der er später seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieb. Sein Sprachtalent glänzte besonders im griechischen Unterrichte, der von dem spätern Antistes der Schaffhauer-Kirche, Melchior Habicht, ertheilt wurde. Dies war ein lebenswürdiger Mann von vielen Kenntnissen und hellem Verstand; wenn sein Schüler wie im Fluge die aufgegebenen Lectionen durchgenommen hatte, so benutzte er die übrige Zeit, von andern Dingen mit ihm zu reden, „die in seinen Büchern vorkommen und doch zu wissen nöthig sind.“ — Der beste Jugendlehrer an der Anstalt war der Professor des Lateinischen und der Rhetorik, mit Namen Deggeller, ehrenwürdig durch seine grossen Haare und seine vieljährige Wirksamkeit, während welcher er vielen vortrefflichen Männern der Stadt und auch Auswärtigen das Beste ihrer Bildung mitgetheilt hatte. Denn er besaß Bildung im schönsten Sinn des Worts, nicht eine weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber eine ganz gründliche Kenntniß dessen, was er lehrte, begleitet von einem richtigen Geschmack, den er sowohl auf vielen Reisen im Umgang mit der grossen Welt, als auch durch Lectüre der Alten und neuerer Schriftsteller sich gebildet hatte. Alles ängstlich gelehrt und kleinliche Wesen haßte er, ebenso sehr auch alle Hohheit und war stets voll Freundlichkeit und Geßälligkeit gegen seine Schüler. Da dieser Mann besonders auch die Gabe besaß, für die lateinischen Classiker zu begeistern und an ihren schönen Stellen den Geschmack heranzubilden, so war er für Müller's empfänglichen Geist, dem die römischen Alten schon früher so lieb geworden waren, daß er sie, wie er erzählt, an den feinsten Orten las, grade der rechte Mann. Bald zogen Lehrer und Schüler sich gegenseitig an; dieser sparte seine Fragen nicht, und jener gab freigebig her, was er an Schätzen des Wissens besaß, sei's aus der altclassischen oder der deutschen Literatur, Regeln des Studirens oder des Geschmacks, oft nur in beiläufigen unterhaltenden Bemerkungen und Notizen, die sein junger Freund begierig und dankbar aufnahm. Dieser treffliche Lehrer war mit Breitinger und Bodmer nahe befreundet; letzterer beklagt sehr seinen 1780 erfolgenden Tod und freut sich in einem im dreundachtzigsten Jahr geschriebenen Briefe, ihn unter andern alten Freunden im ewigen Leben wiederzusehn. — Noch eine andre ehrwürdige Persönlichkeit lief in J. v. Müller's Seele einen tiefen Eindruck zurück. In altmodischem Mod, in hoher weisser Mönge-

Berrüde, die ein zartes liebliches Gesicht umgab, lehrte mit sanfter Stimme die Mathematik und Philosophie ein hagerer, fast siebenzigjähriger Greis, der einst als Jüngling mit seinem Jugendfreunde, dem berühmten Euler, einen Ruf zu einer einträglichen Stelle in Petersburg erhalten, aber den lärglich besoldeten Dienst im Vaterlande vorgezogen hatte. Neben seiner Professur mußte er sich mit dem Schreib- und Rechnungsunterricht am Gymnasium mathematischen Talente und seinen eisernen Fleiß durch die Verfertigung eines Erd- und eines Himmelsglobus, auf welche er mit äußerst sierlicher Handschrift und Zeichnung alle geographischen und physikalischen Bestimmungen auftrug. Sie gelangen so gut, daß sie um 1700 Gulden für ein Cabinet in Kopenhagen angelauft wurden. Dieser Mann wirkte auf seine Schüler besonders durch seine ehrenwürdige und zugleich liebevolle Persönlichkeit. Am liebsten unterhielt sich J. v. Müller mit ihm über Astronomie; sein greises Auge fing an, mit besonderm Glanze zu leuchten, wenn er sprach von der herrlichen Einrichtung des Weltgebäudes, von dem unwandelbar gleichen Lauf der Gestirne, und wenn er daran seine Hoffnungen vom ewigen Leben knüpfte, das ihm des Weltalls wunderbare Geheimnisse enthüllen sollte. In solchen Augenblicken erschien er seinen Schülern halb wie ein Geist aus einer andern Welt; ja, so groß war der Eindruck, den seine immer gleiche Sanftmuth in ihnen zurückließ, daß wenige Wochen nach seinem Tode seine feierliche Gestalt dem jüngern Bruder des Geschichtschreibers, J. Georg Müller, (Verfasser vieler religiösen Schriften), als er sich einst einem besonders starken Ausbruch von Heftigkeit überlassen, mit drohend aufgehobenem Finger im Traume erschien.

Alle diese Männer, die deutlich etwas Außerordentliches in dem lebhaften Knaben erkannten, wünschten dem Vater oftmals Glück dazu, daß er einen solchen Sohn besäße, und hofften, es werde in ihm für die Vaterstadt ein ausgezeichnete Mann heranreifen. Auch die obersten Häupter der kleinen Republik verwunderten sich über seine Talente und erwiesen ihm viele Freundschaft. Er ließ es seinerseits an Anstrengung nicht fehlen, um auch die höchsten Erwartungen zu befriedigen. Gewöhnlich stand er Morgens um 4 Uhr auf und saß oft bis Mitternacht an seinen Büchern, so daß er sich nur 4 — 5 Stunden Schlaf gönnte, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hätte. Da mußte wohl ein feuriger Eifer in der Seele des 15jährigen Knaben brennen, der ihn zu solcher Ausdauer trieb; zugleich war er aber auch mit einem besonders elastischen Organismus aus-

gerüstet, um diese Strapazen auszuhalten. Zu seinem bewundernswürthigen Fleiß kam noch eine treffliche Ordnung im Studiren und eine kluge Eintheilung der Zeit nach Stunden, ja nach halben und viertel Stunden. Der Vater wünschte, daß Johann, sein ältester Sohn, Theologie studire, weil damals den Theologen in seiner Vaterstadt sich am leichtesten eine Laufbahn öffnete; daher hörte Müller jetzt schon eine Art theologischer Vorlesungen, machte sich für alle seine Studien, die also hauptsächlich diese Richtung einschlugen, einen bestimmten Plan, schrieb ihn auf in griechischer Sprache (er ist noch vorhanden) und setzte den Titel darüber: *Απολογία της ἀναγνώσεως*, Nachenschaft des Lernens. Laut diesem Plan las er jeden Tag sogleich nach dem Aufstehn zwei Capitel aus der hebräischen Bibel, bald aus den historischen, bald aus den prophetischen Büchern, und benutzte dazu Hülfsmittel der Auslegung in lateinischer Sprache. Den Haupttheil des Morgens und des Nachmittags füllten die Vorlesungen aus; dann war wieder täglich eine bestimmte Zeit dem Lesen von drei Capiteln des griechischen N. Testaments gewidmet; auch dabei schlug er stets Bücher nach und repetirte das Gelesene am folgenden Tage nach einem besondern Handbuche. Die übrige Zeit war dem Lesen seiner geliebten Classiker und der Schriften berühmter Theologen, besonders Rosheim's und Baumgarten's, bestimmt. Dazu kamen noch schriftliche Arbeiten, die er theils nach dem Rath seiner Lehrer, theils aus eigenem Antrieb entwarf und über die er jeden Sonntag genaue Musterung hielt. An diese Tagesordnung hielt er sich mit großer Treue; sein Fleiß und seine strenge Ordnungsliebe bis an den Tod bewährten glänzend das Sprichwort: Jung gewohnt, Alt gethan. Es wäre gradezu unbegreiflich, wie er später, von Geschäften überhäuft, doch stets eine solche Menge von Büchern lesen und verarbeiten, ein solches Heer von Briefen (oft über ein Tausend im Tage) schreiben, und an seinen Werken jedes Wort so genau abwägen konnte, wäre ihm nicht Fleiß und Ordnung von Jugend auf zur andern Natur geworden. Er konnte später nicht anders, er mußte seinen hebräischen Psalm oder griechischen Bibelabschnitt am Morgen lesen, mußte die zerstreuten Viertelstunden und Minuten

selbst während des Rasirens und Frisirens mit Cäsar oder Horaz oder andrer Lectüre ausfüllen; es überfiel ihn unbehagliche Mißstimmung, wenn außerordentliche Umstände ihn gewaltsam aus dieser Ordnung herausbrachten.

Nach guter alter Sitte ging er jeden Sonntag zur Kirche. In der Hauptkirche von Schaffhausen predigte damals ein alter, ehrwürdiger, frommer Antistes Meyer, dessen Predigten, von der geschmackvollen Wohlbedachtheit der damaligen Zeit geiezt und von einem sanften Charakter durchdrungen, unsern jungen Theologen so anjogten, daß er später oft zu sagen pflegte, er sei in seiner Jugend, da er jenen Antistes alle Sonntage predigen hörte, vom Sonntag bis Mittwoch gewöhnlich frömmere gewesen als vom Mittwoch bis Samstag. Wie Goethe in seiner Jugend, pflegte er jedesmal nach der Kirche aus dem Gedächtnisse die gehörte Predigt niederzuschreiben; schöne Stellen, welche die andern Hausgenossen besser behalten hatten, fügte er noch hinzu.

Drei Jahre lang (1766—69) trieb auf diese Weise der hoffnungsvolle junge Student mit unverdrohnen Eifer seine ersten Studien, übermüdet von einem treuen Vater, in bescheidener Stille des ehrbaren Bürgerhauses, ermuntert von einer treuen, zartfühlenden, an seinem Streben Antheil nehmenden Mutter, geleitet von Lehrern, die sich seiner reißenden Fortschritte innig freuten. Niemand war, der ihn zu diesen angestrengten Arbeiten zwang, Niemand, der ihm die Hülfsmittel dazu herbeischaffte, ein unwiderstehlicher Zug, in dem eben der große Geist sich ankündet, trieb ihn dazu und leitete ihn instinktmäßig auf die Gegenstände hin, welche ihn auf seinen spätern Beruf vorbereiten konnten. Mit jugendlicher Lust und Kraft arbeitete er sich durch alle Schwierigkeiten hindurch, fiel mit heißer Begier über Alles her, was seinem suchenden Geist erwünschte Nahrung gab, und strebte jetzt schon bald unbewußt auf das Ziel los, das Gott ihm gesteckt hatte, das aber Menschen noch nicht errathen konnten. Dieses unbewußte Ringen und Streben nach dem hohen Ziel spiegelt sich besonders schön in einigen selbständigen Jugendarbeiten aus diesen Jahren, die noch auf der Stadtbibliothek in Schaffhausen aufbewahrt werden.



Zweite Abtheilung.

Die

praktische Anwendung des galvanischen Stromes.

Von Prof. Dr. J. Müller in Freiburg.

Die Erforschung der Wahrheit ist das höchste Ziel alles wissenschaftlichen Strebens; ob die Erkenntniß derselben sich im praktischen Leben verwerten lasse oder nicht, diese Frage darf in dem Entwicklungsgang der Wissenschaft, ohne ihrer Würde zu nahe zu treten, nie ein bestimmendes Motiv abgeben.

Im Hinblick auf die große praktische Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in unsern Tagen erlangt haben, könnte es freilich den Anschein gewinnen, als ob die Naturforschung wenigstens theilweise von praktischen Tendenzen beherrscht würde; eine gründliche und unbefangene Untersuchung zeigt aber bald, daß dies keineswegs der Fall ist. Die Geschichte der Wissenschaft weiß nach, daß es bis auf die neuesten Zeiten nicht an Naturforschern gefehlt habe, welche nur von wissenschaftlichem Interesse befeuert, ohne alle Rücksicht auf etwaigen praktischen Nutzen das Studium der Natur cultivirten, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, tiefer in die Erkenntniß des Zusammenhangs der Naturerscheinungen einzubringen und die Gesetze zu ermitteln, durch welche der Schöpfer die ewige Harmonie des Weltalls begründet hat.

Während nun auf der einen Seite die Würde der Wissenschaft verlangt, daß die Naturforschung nicht durch Nebenrücksichten der Nützlichkeit geleitet oder beeinträchtigt werde, so liegt es auf der andern Seite im wohlverstandenen Interesse der Praxis selbst, daß dies nicht geschehe; denn es ist klar, daß jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Naturkräfte früher oder später, nach der

einen oder andern Seite hin auch eine praktische Bedeutung gewinnen müsse, wenn man auch beim Beginn der Untersuchung noch nicht übersehen kann, in welcher Weise dies der Fall sein werde.

Wie manche Entdeckung und Erfindung, welche für Kunst und Gewerbe, für Handel und Verlehr und dadurch auch für die socialen Verhältnisse der cultivirten Völker von der größten Bedeutung geworden ist, wäre wohl niemals gemacht worden, wenn nicht vorhergegangene rein wissenschaftliche Studien den Weg gebahnt, das Material geliefert hätten.

Jedes Blatt in der Geschichte der Wissenschaft sowohl wie der Industrie liefert Beloge für die Richtigkeit der eben ausgesprochenen Ansichten; besser aber können dieselben nicht erläutert werden, als durch den Hinblick auf die Entwicklung der Lehre vom Galvanismus und seine technischen Anwendungen.

Im Jahr 1789 machte Galvani zu Bologna zufällig die Entdeckung, daß die Schenkel eines frisch getödteten und enthäuteten Frosches in Zuckungen gerathen, wenn sie in gewisser Weise mit verschiedenartigen Metallen berührt werden. Die Nachricht von dieser unsehnbaren Beobachtung, welche wohl in hohem Grade ein wissenschaftliches, für den ersten Augenblick aber wahrlich kein praktisches Interesse bot, erregte in ganz Europa das größte Aufsehen; überall wurde der Versuch wiederholt, abgeändert und mit einem Eifer studirt, welcher dadurch zum Theil seine Erklärung findet, daß man hoffte, in diesem Versuch dem Wesen der Lebenskraft auf

die Spur gekommen zu sein. Wenn nun freilich das Geheimniß des Lebens auch diesmal wieder der Forschung entchlüßte, so wurde doch Galvani's Beobachtung zum Markstein einer neuen Epoche der Physik, denn aus ihr entwickelte sich ein völlig neuer Zweig der Electricitätslehre, welcher seinem ersten Entdecker zu Ehren mit dem Namen des Galvanismus belegt wurde und welchen man wohl am besten als die Lehre von den elektrischen Strömen und ihren Wirkungen bezeichnen kann.

Wer hätte wohl ahnen können, daß durch das Studium der Froschschenkelzudungen nicht nur der Wissenschaft ein neues Feld eröffnet würde, sondern daß auch dasselbe schon nach wenig Decennien so praktisch wichtige Früchte tragen werde, wie die Galvanoplastik und die elektrische Telegraphie?

Betrachten wir die Beziehungen zwischen Theorie und Praxis etwas näher, so müssen wir freilich gestehen, daß in vielen, ja in den meisten Fällen die empirische Praxis der Theorie oft Jahrtausende voraneilt, daß selbst in unsern Tagen, in welchen doch die Naturwissenschaften einen so mächtigen Aufschwung genommen haben, die Theorie oft nur nothdürftig hinter der Empirie nachhinkt. — Es ist dies im Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes zum Theil derselben tief begründet, denn was hätte wohl aus den Menschen werden sollen, wenn ihnen z. B. der Gebrauch des Eisens vorenthalten geblieben wäre, bis die wissenschaftliche Erkenntniß des Reductionsprocesses auf die Construction von Hochöfen geführt hätte; wenn sie nicht hätten Brot essen dürfen, als bis die Theorie der Gärung entwickelt und in ihr die Quelle der Kohlensäure erkannt worden wäre, welche den Brotteig aufkudert?

Der Scharfsinn des Menschen hatte wahrlich zunächst genug zu thun, aus der Fülle seiner Umgebung, aus der Menge der ihm durch den Zufall gebotenen Erscheinungen das für ihn Brauchbare zu erkennen, festzuhalten und für seine Zwecke auszubenten. Die Entwicklung der Technik konnte anfänglich keine andre als eine empirische sein, und die wissenschaftliche Erkenntniß wird in der Regel erst als die Blüthe erscheinen, welche sich aus dem durch die Empirie gesammelten Material entwickelt.

Obade das umgekehrte Verhältniß zeigt sich bei den technischen Anwendungen des Galvanismus. Hier erscheint die Theorie nicht als eine nachträgliche Errungenschaft, welche Licht über ein zwar schon occupirtes aber noch dunkles Feld verbreitet und eine sichere Methode, einen rationellen Betrieb an die Stelle des alten Herkommens oder des blinden Probirens setzt, sondern hier haben

wir einen der seltenen Fälle, wo die Theorie der Praxis voranging, wo ganz neue Industriezweige als die Frucht wissenschaftlicher Forschungen auftreten. —

Es kann hier meine Absicht nicht sein, die Entstehung des galvanischen Stromes und seiner Wirkungen zu erläutern und auseinander zu setzen, wie diese Wirkungen zu verschiedenen praktischen Zwecken verwendet werden, und zwar um so weniger, als das theilweise schon in diesen Blättern geschehen ist und ohne Zweifel auch noch ferner geschehen wird. Ich werde mich deshalb nur darauf beschränken, eine kurze Uebersicht der Stromeffecte und ihrer technischen Anwendungen zu geben und daran dann einige Betrachtungen allgemeiner Art anzuknüpfen.

Die Wirkungen des galvanischen Stromes lassen sich in zwei Classen theilen, nämlich erstens in solche, welche der Strom auf die durchströmten Leiter selbst ausübt, und zweitens in solche, welche der durchströmte Leiter auf benachbarte Körper hervorbringt. In die erste Abtheilung gehören die thermischen und chemischen Wirkungen des Stromes, in die zweite dagegen der Elektromagnetismus und die Inductionsercheinungen.

Wenn ein galvanischer Strom durch einen Metalldraht hindurchgeleitet wird, so erfährt derselbe eine Erwärmung, welche um so bedeutender wird, je stärker der Strom, je dünner der Draht und je größer sein elektrischer Leitungswiderstand ist. In dünnen Drähten von Eisen oder Platin kann die Erwärmung leicht bis zum Glühen gesteigert werden und dieses Glühen dünner Metalldrähte durch den galvanischen Strom hat man mit Erfolg angewendet, um Sprengladungen selbst unter Wasser mit der größten Sicherheit zu entzünden.

Die Entwicklung von Wärme und Licht durch den galvanischen Strom wird zur höchsten Intensität gesteigert, wenn man die beiden Pole einer sehr kräftigen Säule mit zugespitzten Stäbchen verstickt, welche aus der festen, in Gasretorten sich abscheidenden Kohlenmasse gebildet sind. Bringt man die beiden Polspitzen in Berührung, um sie alsbald wieder etwas von einander zu entfernen, so wird der Strom durch Ueberführung von Kohlenparticeln vom positiven zum negativen Pol unterhalten; dabei aber entwickelt sich an den Polspitzen ein Licht von solcher Intensität, daß es alle andern künstlichen Lichtquellen weit hinter sich zurückläßt. — Bei verschiedenen Gelegenheiten hat man dieses elektrische Licht zur Erleuchtung größerer Räume in Anwendung gebracht und deshalb auch mit dem besten Erfolg zur Erleuchtung mikroskopischer Ge-

genstände angewandt, deren stark vergrößertes Bild, ähnlich wie beim Sonnenmikroskop auf eine weiße Wand projectirt werden soll.

Durch eine elektrisch leitende, chemisch zusammengesetzte Flüssigkeit kann der elektrische Strom nicht ohne chemische Zersetzung hindurchgehen. Taucht man die Pole einer galvanischen Säule in Wasser, so daß der Strom nur durch diese Flüssigkeit hindurch von einem Pole zum andern gelangen kann, so scheiden sich Bläschen von Sauerstoffgas an der positiven, Bläschen von Wasserstoffgas an der negativen Polplatte aus. Ersetzt man das Wasser durch die Lösung eines Metallsalzes, so treten an positiven Pole gleichfalls Sauerstoffbläschen aus, während sich auf der negativen Polplatte das Metall aus der Lösung absetzt, und einen zusammenhängenden Ueberzug über diese negative Polplatte bildet. Auf diesem Wege lassen sich namentlich Kupfer, Silber und Gold aus ihren Lösungen ausscheiden und darauf beruht die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung.

Wenn man den elektrischen Strom durch einen Leitungsdraht in der Nähe einer Magnethöhle vorüberführt, so wird dieselbe aus ihrer Gleichgewichtslage abgelenkt, und wenn man den Strom in vielfachen Windungen um einen Stab weichen Eisens herumführt, so wird derselbe in einen Magneten verwandelt, welcher aber sogleich seinen Magnetismus wieder verliert, wenn der Strom aufhört, ihn zu umfließen. Diese magnetischen Wirkungen des Stromes hat man als bewegende Kraft zum Betrieb von Maschinen zu benutzen gesucht und sie sind es, welche in der elektrischen Telegraphie eine so wichtige Anwendung gefunden haben.

Unter den oben kurz bezeichneten technischen Anwendungen des galvanischen Stromes sind es nur einige, welche eine größere und allgemeinere Bedeutung gewonnen haben, und diese sind ohne Zweifel die elektrische Telegraphie, die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung.

Ganz Europa, Nordamerika, das russische Reich, Ostindien u. s. w. sind mit Telegraphenlinien überzogen, England ist mit dem Continuum durch eine unterseeische Leitung verbunden und andre noch weit großartigere unterseeische Telegraphenverbindungen werden vorbereitet, so daß die entferntesten Orte unter einander mit einer Schnelligkeit verkehren können, welche man noch vor wenig Decennien für sabelhaft gehalten hätte.

Während der Telegraphist der abendenden Station seine Depesche gleichsam niederschreibt,

wird sie gleichzeitig schon an dem Apparat der Empfangestation gelesen. — Eine Nachricht gelangt schneller von Paris nach Berlin, als sie vom Berliner Telegraphenbureau in das Haus des Berliner Empfängers gebracht werden kann. In Frankfurt ist Jedermann durch die Zeitung von den Ereignissen unterrichtet, die sich vor wenig Stunden in Paris, in Petersburg, in Constantinopel oder in Madrid zugetragen haben. Auf dem Mannheimer Fruchtmarkt weiß man, zu welchen Preisen eine Viertelstunde früher das Getreide in Wien verkauft wurde.

Die Bedeutung der elektrischen Telegraphie ist zu allgemein bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, dieselbe ausführlicher zu begründen, und ich kann mich deshalb wohl damit begnügen, durch die Beispiele nur anzudeuten, was sie für Handel und Verkehr jeder Art zu leisten im Stande ist.

Wie die elektrische Telegraphie, so hat auch die Galvanoplastik alsbald eine große Verbreitung und vielseitige Anwendung gefunden. Sie gründet sich auf den Umstand, daß das an der negativen Polplatte aus einer Lösung von Kupfervitriol niedergeschlagene Kupfer nicht allein einen vollkommen zusammenhängenden Ueberzug bildet, dessen Dike man durch längere Dauer des Processes beliebig vermehren kann, sondern daß sich dieser Ueberzug auch von dem Leiter, welcher als negativer Pol gedient hat, vollkommen rein ablösen läßt und dann bis auf die feinsten Details einen kupfernen Abdruck desselben darstellt. Nahezu gleichzeitig (1837) erkannten Jacobi in Petersburg und Spence in Liverpool die technische Bedeutung dieser Thatsache, sie erkannten in diesem Niederschlag ein Mittel, jeden plastischen Gegenstand durch Vermittelung des galvanischen Stromes auf's Treueste in Kupfer abzuformen und wurden so die Erfinder der Galvanoplastik, welche der Kunst und der Industrie zur Vervielfältigung ihrer Schöpfungen und Producte gleich willkommen sein mußte. Zunächst wandte man das galvanoplastische Verfahren auf Münzen und Pastrelle an und ging dann auch zur Reproduction von Büsten und Statuen über. Zu welcher bedeutenden Leistungen in der angeedeuteten Richtung die Galvanoplastik sich bereits aufgeschwungen hat, ist den Lesern dieser Monatshefte noch aus dem in No. 6 enthaltenen Bericht über „Ossenbach und seine Industrie“ erinnerlich, in welchem auch der galvanoplastischen Anstalt des Herrn von Krosch die ehrenvollste Erwähnung geschieht, eine Anstalt, aus welcher das großartigste Werk hervorgegangen ist, welches wohl bis jetzt die Galvanoplastik hervorgebracht hat, nämlich die drei kolossalen Figuren des Gu-

tenberg-Monumentes, welches erst kürzlich zu Frankfurt am Main aufgestellt wurde.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin müssen Kunst und Industrie die Galvanoplastik als eine der werthvollsten Errungenschaften der Neuzeit begräßen, denn was leistet sie denselben nicht durch die Vervielfältigung der Holzschnitte, deren kupferne Copien mit Erhaltung der feinsten Details eine ungleich größere Anzahl von Abdrücken gestalten, als die durch den Druck so bald verdorbenen Original-Holzchnitte; durch Kobell's Galvanographie, welche, dem Künstler wenig technische Schwierigkeiten bietend, Kupferplatten liefert, deren Abdrücke einer getuschten Zeichnung ähnlich, sich durch Zartheit der Schattirung sowohl wie durch treffliche Haltung auszeichnen (wir erinnern nur an die vom Rheinischen Kunstverein ausgegebenen Blätter: Columbus, die schwarzwälder Mädchen und die Entscheidung des Processes); durch Kuer's Naturfestschmuck, welcher für die Illustration naturwissenschaftlicher, namentlich naturhistorischer Werke eine neue Zukunft eröffnet. (S. dieser Monatshefte Ersten Band S. 655.) Fügen wir noch hinzu, daß es neuerdings in England gelungen ist, die Galvanoplastik zur Vervielfältigung photographischer Bilder zu benutzen. — Solche Erfolge genügen, um der Galvanoplastik eine Stelle unter den bedeutendsten Erfindungen dieses Jahrhunderts zu sichern.

Mit der Galvanoplastik nahe verwandt ist die galvanische Vergoldung und Versilberung. Der Werth der edlen Metalle ist vorzugsweise darin begründet, daß sie wegen ihrer geringen Verwandtschaft zum Sauerstoff weder in trockner noch in feuchter Luft sich oxydiren und daß sie von schwachen Säuren nicht angegriffen werden. In Folge dessen bewahrt die Oberfläche edler Metalle ihren vollen Glanz, während die unedlen Metalle leicht rosten und zur Bildung von Metallsalzen Veranlassung geben, welche nicht allein ihre Oberfläche verunstalten, sondern auch, wenn sie an Speisegeräthen vorkommen, der Gesundheit nachtheilig werden können. Da es aber nun bei vielen aus Metall gefertigten Gegenständen vorzugsweise darauf ankommt, daß ihre Oberfläche rein und glänzend bleibt, während die Natur des Innern gleichgültig ist, so kann man solchen aus unedlen Metallen gefertigten Gegenständen die genannten Vortheile dadurch sichern, daß man sie nur mit einer dünnen Schicht edlen Metalls überzieht, weshalb denn auch Vergoldung und Versilberung von Schmuckgegenständen, Speisegeräthen, Broncewaaren u. s. w. schon längst einen bedeutenden Industriezweig bilden, welcher einen großartigen Aufschwung nahm, nachdem an die Stelle der kostspieligen

und wegen der Quecksilberdämpfe für die Gesundheit der Arbeiter höchst nachtheiligen Feuervergoldung die ungleich leichter zu handhabende, weit billigere und der Gesundheit nicht nachtheilige Methode, den Ueberzug edler Metalle durch den galvanischen Strom zu erzeugen, getreten war. In Folge dieser wichtigen Entdeckung wurden nicht allein mehrere ausgedehnte Etablissements gegründet, in welchen die galvanische Vergoldung und Versilberung im großartigsten Maßstabe betrieben wird, wie z. B. das von Ellington in Birmingham, das von Christoffe in Paris u. a. m., sondern das neue Verfahren fand auch eine so allgemeine Verbreitung, daß die einfachen Apparate zur galvanischen Vergoldung und Versilberung wohl kaum mehr in den Werkstätten eines Goldarbeiters oder Gürtlers fehlen.

In Beziehung auf ihre praktische Bedeutung läßt sich nun keine der übrigen Anwendungen des Galvanismus auch nur entfernt mit der elektrischen Telegraphie und der Electrometallurgie (unter diesem Namen faßt Smee die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung zusammen) vergleichen. Allerdings hat man mit dem besten Erfolg den galvanischen Strom bei Sprengungen in Anwendung gebracht, und zwar unter Umständen, wo kaum ein andres Mittel zum Ziel geführt hätte; es sind dies aber immer nur vereinzelte Fälle. Bei den alltäglichen Sprengarbeiten in Steinbrüchen, Bergwerken u. s. w. hat die galvanische Batterie trotz der größeren Sicherheit für die Arbeiter bis jetzt kaum irgend Eingang gefunden, wahrscheinlich weil das neue Verfahren unter diesen Umständen zu kostspielig und weil die Behandlung des Apparates für gewöhnliche Arbeiter zu schwierig ist.

Ähnlich verhält es sich mit der Anwendung des elektrischen Lichtes. Unersetzlich ist es in solchen Fällen, wo es sich um eine massenhafte Lichtentwicklung, um großartige Lichteffecte handelt. Deshalb wendet man z. B. das elektrische Licht an, um die aufgehende Sonne im Meyerbeer'schen Propheeten darzustellen. Im Jahre 1854 wurde das Mittelschiff des Industriepalastes zu Paris durch elektrisches Licht erhellt, um während der Nacht die Vorbereitungen für die Schlussfeierlichkeit machen zu können und ebenso wurde, um an dem Bau der Napolistrafé zu Paris auch die Nacht hindurch fortarbeiten zu können, der Bauplatz durch zwei an den entgegengesetzten Enden desselben aufgestellte elektrische Lampen erhellt. — Zur gewöhnlichen Straßenbeleuchtung aber, zur Erleuchtung von Theatern, Pallfälen u. s. w. ist das elektrische Licht schon deshalb nicht geeignet, weil hier die allgemeine und gleichförmig verbreitete Hellig-

keit zahlreicher und zweckmäßig vertheilter kleiner Flammen ungleich angenehmer und zweckmäßiger ist, als die große Erleuchtung durch die glühe, aber von einem einzigen Punkte ausstrahlende Lichtmenge, gegen welche dann die Dunkelheit der Schatten um so unangenehmer contrastirt.

Während nun die Entzündung von Sprengladungen durch den galvanischen Strom und das elektrische Licht in einzelnen Fällen ausgezeichnete Dienste leisten, ja unerlässlich sind, wenn man die Versuche, den galvanischen Strom als Triebkraft in die Praxis einzuführen, bis jetzt wenigstens als völlig gescheitert betrachtet.

Fassen wir nun die Umstände in's Auge, welche auf den praktischen Betrieb der verschiedenen Zweige der Galvanotechnik von Einfluß sind, so drängt sich alsbald die Bemerkung auf, daß die elektrische Telegraphie sowohl wie die Elektrometallurgie nur ganz schwacher Ströme bedürfen, während alle übrigen der oben angeführten Anwendungen ziemlich starke, ja zum Theil sehr bedeutende Stromkräfte in Anspruch nehmen, ein Umstand, welcher natürlich für den praktischen Erfolg von der höchsten Bedeutung sein muß.

Bei dem elektrometallurgischen Proceß ist ein schwacher Strom nicht allein genügend, seine Schwäche ist sogar Bedingung eines guten Erfolges, weil nur bei Anwendung schwacher Ströme die ausgeschiedene Metallschicht die gehörige Gleichförmigkeit und Reinheit erlangt.

Unre telegraphische Apparate sind so construirt, daß sie schon durch die schwächsten Ströme in Thätigkeit gesetzt werden. Wenn nun auch wegen der Länge der Drahtleitungen, welche der telegraphirende Strom durchlaufen muß, hier eine etwas größere elektromotorische Kraft, also eine etwas größere Anzahl galvanischer Becher erforderlich ist, so sind dieselben doch mit ganz schwacher Säure gefüllt, so daß auf den Telegraphenbureau die Consumption an Zink und Schwefelsäure eine höchst unbedeutende ist; sie beträgt kaum einen Centner Schwefelsäure im Jahre für eine Station, auf welcher vier Morse'sche Apparate in Thätigkeit sind.

In der That haben also bis jetzt nur solche Anwendungen des Galvanismus eine allgemeinere Verbreitung erlangt, bei welchen ein schwächerer Strom genügt. Solche Anwendungen, bei welchen man eines starken Stromes bedarf, können zwar in einzelnen Fällen, bei welchen der Strom nur auf kürzere Zeit in Thätigkeit erhalten zu werden braucht, wie beim galvanischen Sprengen und dem elektrischen Licht, ausgezeichnete Dienste leisten; wo aber ein starker Strom continuirlich auf längere Zeit unterhalten werden muß, wie das der

Betrieb von Maschinen durch den galvanischen Strom erfordert, da hat die Anwendung des Galvanismus bis jetzt wenigstens noch nicht die entfernteste Aussicht auf praktischen Erfolg.

Wie es nicht an Leuten fehlt, welche noch immer hoffen, das perpetuum mobile zu erfinden, so mögen wohl auch Manche der Meinung sein, die Electricität, diese wunderbare Naturkraft, werde wohl ihre großartigen Effecte gewissermaßen umsonst, das heißt ohne entsprechende Consumption liefern. — Eitle Hoffnung! Dem die ganze Natur beherrschenden Gesetz der Trägheit zufolge kann nirgends eine Wirkung erzeugt werden, ohne daß eine entsprechende Consumption an Kraft stattfindet. — Die Schwere kann nur dadurch einen mechanischen Effect hervorbringen, daß ein Körper niederfällt und daß die Bewegung des fallenden Körpers auf einen andern übertragen wird, wie z. B. das Mühlrad nur auf Kosten des herabfallenden Wassers umgedreht wird. — Die Dampfmaschine kann nur dadurch in Gang erhalten werden, daß eine der zu verrichtenden Arbeit entsprechende Menge Holz oder Kohle verbrannt wird. — Soll durch Muskelkraft eine Maschine getrieben werden, so muß durch geeignete Nahrung dem arbeitenden Individuum der Kraftverlust ersetzt werden u. s. w.

Dem allgemeinen Gesetz zufolge wird man also schon im Voraus erwarten können, daß man keinen elektrischen Strom und keinerlei Wirkung desselben ohne eine entsprechende Consumption wird erhalten können. Suchen wir nun, worin diese unvermeidliche Consumption besteht.

In einer hydroelektrischen Kette kann kein Strom circuliren, ohne daß derselbe auch die Flüssigkeit durchströmt, welche die beiden Metallplatten derselben Zelle, desselben Bechers trennt; wenn aber der Strom eine Flüssigkeit durchwandert, so kann dies nur in Folge ihrer Zersetzung geschehen. Im gesäuerten Wasser jeder einzelnen Zelle wandert der Sauerstoff zur Zinkplatte, der Wasserstoff zur gegenüberstehenden Kupferplatte, und diese wandernden Elemente sind die Träger der beiden in entgegengesetzter Richtung fortwährenden Electricitäten. Der Wasserstoff führt gewissermaßen die positive Electricität von der Zinkplatte zur gegenüberstehenden Kupferplatte, während umgekehrt der Sauerstoff es ist, welcher in entgegengesetzter Richtung der Zinkplatte den Strom negativer Electricität zuführt. Der an der Zinkplatte ausgeschiedene Sauerstoff oxydirt aber das Zink und das gebildete Zinkoxyd verbindet sich mit der Schwefelsäure der Flüssigkeit zu Zinkvitriol. Der Strom kann also nicht circuliren, ohne daß Zink oxydirt und eine entsprechende Menge Schwefelsäure neutralisirt wird. Zink und Schwefelsäure

sind also im einfachsten Falle die Objecte, welche behufs der Strombildung consumirt werden und ein fast werthloses Product, den Zinkvitriol liefern.

Wenn die Zinkplatten der galvanischen Batterie in eine Flüssigkeit eingetaucht wären, welche das Zink für sich nicht angreift, so würde die Consumtion des Zinks erst beginnen, wenn die Kette geschlossen ist und wenn der Strom im Apparat zu circuliren beginnt. In diesem Falle ist, wie dies zuerst Faraday nachgewiesen hat, die Consumtion an Zink in jeder einzelnen Zelle des stromerregenden Apparates genau der Stärke des Stromes proportionirt und es wird grade auch nur so viel Zink und Säure verzehrt, als zur Bildung des Stromes unumgänglich nöthig ist.

Solche Flüssigkeiten aber, welche das Zink für sich nicht angreifen, wie etwa eine Kochsalzlösung, sehr stark verdünnte Schwefelsäure u. s. w., sind auch so schlechte Leiter der Electricität, daß man bei Anwendung derselben nur einen schwachen Strom erhalten kann. Will man einen kräftigen Strom erzeugen, so muß man stärkere Säure nehmen, welche das Zink an und für sich schon angreift, welche also zu einer fortbauenden, zur Bildung des Stromes durchaus Nichts beitragenden Zinkconsumtion Veranlassung gibt, die man mit dem Namen der localen Wirkung bezeichnet hat.

Diese „locale Wirkung“ wird zwar dadurch bedeutend vermindert, daß man das Zink amalgamirt, d. h. daß man seine Oberfläche mit Quecksilber überzieht; immerhin aber bleibt die locale Wirkung, wenn es sich um Erzeugung starker Ströme handelt, wie man ihrer zur Hervordrängung des elektrischen Lichtes, zum Betriebe von Maschinen u. s. w. bedarf, so bedeutend, daß sie wohl das Doppelte von der Consumtion beträgt, welche zur Bildung des Stromes eigentlich notwendig ist.

Dieser bis jetzt wenigstens unvermeidliche Uebelstand macht die Erzeugung starker galvanischer Ströme nicht allein sehr kostspielig, sondern er erschwert auch ungemein die Handhabung des stromerzeugenden Apparates.

So stellt sich denn bei undsgängerer Prüfung heraus, daß der galvanische Strom eine sehr theure Triebkraft ist, und zwar so, daß sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge wohl vierzig bis fünfzig Mal theurer ist als die Dampfkraft. — Wenn es also auch gelingen sollte, die locale Wirkung unserer galvanischen Säule zu beseitigen, so wird doch der galvanische Strom auf diesem Felde noch lange nicht mit der Dampfkraft concurriren können. Ja, es ist überhaupt die Frage, ob dies je der Fall sein wird, denn es möchte fast den Anschein gewinnen, als ob der galvanische Strom, wenn er zum Betriebe von

Maschinen verwendet wird, gewissermaßen unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeite. Bedenken wir nur, daß man zur Erzeugung von Dampf nur Wasser und Kohle braucht, welche beide unmittelbar Naturproducte sind, während die Unterhaltung des galvanischen Stromes Zink und Schwefelsäure erfordert, zwei Stoffe, die sich nicht unmittelbar in der Natur finden, sondern die erst durch umständliche und kostspielige Prozesse gewonnen werden müssen, so ist schon dieser Umstand, wenn auch nicht maßgebend, doch sehr geeignet, die Hoffnungen auf günstige Erfolge des galvanischen Stromes als Triebkraft sehr herabzuzulimmen.

Die Cocospalme.

(Cocos nucifera L.)

Von A. W. Grube.

Noch majestätischer in Wuchs und Mattfrone und großartiger in der Fruchtbildung als die Dattelpalme*) ist die Cocospalme, nicht mit Unrecht die „Krone des Pflanzenreichs“ genannt. Sie erreicht eine Höhe von sechzig bis achtzig Fuß; der grade aufstrebende Stamm wird anderthalb Fuß im Durchmesser stark, wurzelt nicht tief, aber fest, und ist von so großer Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den herrlichen Baum nicht zu Boden stürzt. Seine Rinde ist zwar stachellos, hat jedoch überall halbdornförmige Schuppen. Wie nämlich der Stamm höher treibt, fallen die Blätter ab und lassen kurze Stümpfen zurück, welche sich kreisförmig gleich Schuppen um den Stamm anlegen und ihm statt der Rinde dienen. Denn eine eigentliche Rinde haben die Palmen ebensowenig als unsere Spargel- oder Kienartigen Gewächse, und die großen Blätter, welche fächerartig an der Spitze sich ausbreiten, sind die Äste und Zweige. Aus dem Mittelpunkte ihrer Stämme schieben sie fortwährend die jungen Hertztriebe heraus, und bilden endlich, wenn der Stamm ausgewachsen ist, die schöne Blätterkrone, die nicht mehr abfällt, ~~wider~~ welcher ohne Unterlaß Blätter und Früchte hervorwachsen — ein Bild ewiger Jugend.

Die Blätterkrone der Cocospalme besteht aus zehn bis zwölf großen gefiederten Blättern, die zwölf bis vierzehn Fuß lang werden. Jedes derselben tritt aus einem drei Fuß langen und mehrere Zoll breiten Blattkiel hervor, der sich wie ein Rückgrat durch das schwertförmig sich zuspitzende Blatt hinzieht, welches wiederum aus Blättchen (soliola) besteht, die lammartig auf beiden Seiten sich anlegen, ähnlich wie bei der Dattelpalme. Das Grün ist ein glänzendes schönes Dunkelgrün, welches erst im

*) Bergl. Band I, pag. 658.

höhern Alter des Baumes in's Gelbliche übergeht. Diese zur regelmäßigen Krone sich lagernden Blätter, wie sie fest und sicher im blauen Aether zu ruhen scheinen, machen den Eindruck erhabener Schönheit. Das Auge, welches am schlanken Stamme keinen Haltspunkt findet, ruhet selber mit aus im Anblick dieser „krystallinischen Symmetrie,“ welche eine Palmenkrone so wesentlich von den Kronen unfrer Laubbäume unterscheidet, die sich bei aller Harmonie im Ganzen doch mit ihrem Gezweig in romantischer Freiheit und Mannigfaltigkeit ausstrecken.

Aus der Mitte der Blattkrone steigt eine Scheide (spatha) spindelförmig von mehreren lederartigen Blättern zusammengewickelt, zwei Fuß lang und gegen drei Zoll dick, empor, welche, sich öffnend, die getrennten männlichen und weiblichen Blüthen hervortreten läßt. Die männlichen Blüthen haben sechs Staubfäden mit pfefelförmigen Staubbeuteln und einen Ansaß zum Pistill, das jedoch unentwickelt bleibt; die weiblichen Blüthen, viel zahlreicher als die männlichen, haben ein rundliches Ovarium ohne Griffel, nur mit einer einlappigen Narbe versehen. Die Farbe dieser Palmenblüthen ist ein blaßes Fleischroth, der Geruch nicht ausgezeichnet. Aber diese verhältnißmäßig so kleinen Befruchtungswerkzeuge bilden und erzeugen jene wundervollen Steinfrüchte von der Größe eines Kinderkopfes, zehn bis zwölf Stück an einem einzigen Stiel! Da es nicht eine, sondern viele Blüthenscheiden gibt, welche sich alle auf gleiche Weise entfalten, so trägt eine vollkommen ausgewachsene Cocospalme nicht selten zwei, ja dreihundert Nüsse, und da sie ihr Alter auf achtzig bis hundert Jahre bringt, so kann man leicht ermeßen, welchen Schatz der Mensch schon an einem einzigen Baume hat!

Die Form der Cocosnüsse ist länglich, einer Melone ähnlich, unendlich dreieckig, an der Stelle des Stieles etwas eingedrückt, auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe. Die Umgebung der Nuß besteht aus einem anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhäutchen, worunter ein drei Zoll dicker Bast liegt, der vor dem völligen Reifen der Cocosnuß abgenommen und je gelber, desto besser ist. Dieser Bast wird wie Hanf behandelt, durch Einweichen und Klopfen mit einem schweren Holz auf hartem Stein in dünne Fasern zertheilt, die gesponnen zu Segeltuch, zu Bindfäden, Striden, Seilen angewendet werden, die man in vielen Fällen sogar den holländern vorzieht, da sie dem Seewasser vortrefflich Widerstand leisten. Die Cocosnuß, welche so große Wanderungen durch die salzigen Wogen des Meeres unternimmt, hat vom Urheber der Natur ein so festes Bastkleid empfangen, daß sie sehr lange im Ocean umherschwimmen kann, ohne

Schaden für ihren Kern. Jenes Garn aber, das man von diesem Baste spinnt, ist das geschätzte Coir, welches einen nicht unbedeutenden Theil des englischostindischen Handels bildet. Man rechnet, daß allein von der Insel Ceylon drei Millionen Pfund Coir jährlich nach Calcutta und andern indischen Häfen ausgeführt werden. Auch von den Malediven und andern cocosreichen Inseln findet eine zunehmende Ausfuhr nach dem asiatischen Festlande Statt.

Unter dem Baste liegt die eigentliche, anfangs weiße Schale, die allmählig sich bräunt und sehr hart wird, so daß sie sich vortrefflich dreheln und poliren läßt. Man macht daraus allerlei Gefäße und andre Kunstarbeiten; in Deutschland namentlich zu Fürth, Nürnberg und Carlsbad. Aus der Cocosnußschale kann übrigens auch Oel gepreßt werden und dergleichen dient sie als Feuerungsstoff. Auf der Insel Haani im Tonga-Archipel hat Herr Brodin, ehemaliger schwedischer Consul auf Tahiti, eine Oelschlägerei angelegt und dazu Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, die mit zerbrochenen Cocosnußschalen geheizt werden. Die Nüsse werden mittelst einer Säge querüber auseinander geschnitten und eine Art Bohrer gräbt alsdann den Kern heraus, aus welchem das Oel bereitet wird. Man sieht da ungeheure Haufen von Nüssen aufgestapelt, die von den Eingebornen um ein Billiges erworben werden, aber auch als Buße für Uebertretung mancher Gesetze aufgebracht werden müssen. Kegelförmige hohle Stücke von Nußschalen bilden einen Hauptschnuck für die Ohren der Weiber; man steckt sie in eigens dazu gebohrte Orlöcher, die aber allmählig so weit auseinander getrieben werden, daß die Stücke wieder herausfallen und die Ohrklappen wie zerrissene Netze aussehen.

Der Kern ist zu Anfang des Reifens noch ganz flüssig, unter dem Namen der Cocosmilch bekannt; diese sogenannte Milch bietet einen sehr ernährenden und erfrischenden Trank, sieht wie dünne Rollen aus und schmeckt auch süßlich fade, wie diese.* Allmählig verbildet sich der Saft zu einem festen weißen Kern, dessen Geschmack an süße Mandeln erinnert; doch da er nicht so wohlschmeckend als diese ist, verpfeift man den Kern lieber mit Eßig

* Graf Götz (Reise um die Welt III.) fand sich in seinen Erwartungen von der „herrlich schmeckenden“ Cocosmilch sehr getäuscht. Professor Meyen in seiner Pflanzengeographie sagt: „Die Cocosmilch wird als ein kühlendes, äußerst wohlschmeckendes Getränk gelobt und oft von Reisenden mit Begeisterung gerühmt. Ich theile dieses Lob nicht; die Cocosmilch ist ein ziemlich fadcs Getränk von einem eigenthümlichen faden Geschmack.“ Ränge und Gaumen der Nordländer sind freilich durch mancherlei pikante Speisen und Getränke etwas verwöhnt.

und Del als Salat, oder gießt auf die zerriebene Nuss kochendes Wasser, um eine Emulsion oder Pflanzenmilch zu gewinnen, welche der Mandelmilch ähnlich ist. Die Hauptausbeute, welche der Kern gewährt, ist das Del, welches in Indien von allen vermögenden Leuten längst als Brennöl benützt wird. Auch von der Cocosmilch selber gewinnt man ein Del,

bildung sich sammelnden Lebenssaft des Baumes enthalten, so schneidet man einen solchen Blüthenkolben an, und erweitert täglich die Wunde. Die indischen Pflanzler bedienen sich einer sehr eigenthümlichen Methode, um zur Spitze der Cocospalme hinaufzuklettern. Ein starker lederner Riemen umfaßt den Cocosbaum und den Mann selbst über die Mitte des Leibes.



Die Cocospalme. (*Cocos nucifera* L.)

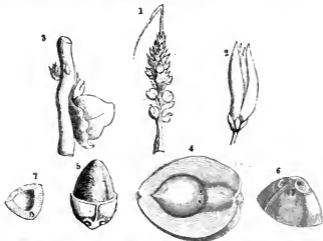
das auf der Oberfläche schwimmend abgeschöpft wird und eine wohlschmeckende Butter liefert. Da der Fruchtstift zugleich sehr zuckerreich ist, so macht man durch Gährung und Destillation einen ebenso starken als feinen Brauntwein daraus, der aber nicht in den Handel kommt.

Zur Gewinnung von Wein und Branntwein benützt man am liebsten den Saft des Baumes selber, und da die Schwiden oder Blüthenkolben gleichsam den ganzen zur Frucht-

Die Früchte, welche er gegen den Baum stemmt, werden zu größerer Festigkeit vermittelst eines Ringes von Rohr zusammengehalten. Er schwingt sich nun sofort in die Höhe, dem Riemen gibt er mit der rechten Hand die Richtung, und die Elasticität desselben erlaubt ihm das ruckweise Hinaufschwingen, wobei jene mondichelförmigen Auswüchse des Stammes den Füßen wie Stufen dienen. Um den Leib trägt er an einem besondern Strid oder Riemen

eine kleine Schachtel oder ein Kästchen und einen Korb, der aus den Blattscheiden der Cocos völlig wasserdicht geflochten ist. In der Schachtel liegen ein trummtes Messer, ein legel-förmiges Rundholz und etwas Kimmmer zum Schärfen der Messer. Die Blüthenkolbe wird mit einem Bindfaden oder aus einem Palmblatt geschnittenen Streifen zusammengebunden

jungen, noch nicht zur Entwicklung gelangten Blättern erhalten, die von weicher, markiger Substanz und sehr zuckerhaltig sind. Die großen Blätter dienen zum Dachdecken, ihre Fasern auch zur Bereitung von Matten und Papier. Das saftige Holz ist weit weniger zum Bau, als zu Pfählen und Pfosten brauchbar.



1) Blüthenkolben mit männlicher und weiblicher Blüthe. 2) Männliche Blüthe. 3) Weibliche Blüthe. 4) Der Länger durchgeschnittene Frucht mit unentwickeltem Kern. 5) Der untere Theil einer Frucht. 6) Ein durchgeschnittenes Stück des fleischigen Theiles mit dem Embryo. 7) Ein durchgeschnittenes Stück des fleischigen Theiles mit dem Embryo.

und mit dem Rundholze geschlagen und etwas zerquetscht, damit der Saft reichlicher fließe; mit dem Messer wird die Wunde beigebracht — an drei bis vier der Kolben, wenn der Baum ein starker ist. Das Gefäß wird dann angehängt und empfängt den ausströmenden Saft, der auch wohl in Bambusröhren geleitet wird, die von Baum zu Baum gehen, wenn diese nahe beieinander stehen. Eine gut zubereitete Knospe gibt von einem wohlgepflegten Baume binnen vierundzwanzig Stunden ein Maß Saft, der schon nach sechs bis sieben Stunden jenen Grad der Weingährung erlangt, daß er einen wohlschmeckenden Trank bietet, nach sechsunddreißig Stunden aber bereits in Essiggährung übergeht. Da der starke Saftverlust den Baum sehr angreift und das Nachsthum der Nüsse hindert, benutz man die Cocospalme nur eine Zeit lang zur Gewinnung des Weines und läßt sie dann wieder Frucht tragen, welche sie das ganze Jahr hindurch erzeugt, so daß man zu jeder Zeit Blüthen, reife und unreife Nüsse auf Einem Stamme finden kann. Der Palmwein von der Cocospalme ist übrigens der wohlschmeckendste, und durch Destillation desselben erhält man den stärksten ostindischen Arac.

Auch der Palmkohl der Cocospalme genießt eines ausgezeichneten Rufes; er wird aus den

Der Cocosbaum wird nur aus der Frucht geizden und diese kann zu jeder Jahreszeit geizet werden. Die sorgfältig ausgesuchten gesundesten Nüsse werden sammt ihrer biden faserigen Hülle ein wenig schief in ein etwa sechs Fuß tiefes Loch gelegt, und zwar so, daß das Keimende nach oben zu stehen kommt. In das Erdreich, welches den kostbaren Schatz aufnehmen soll, wird Salz geschüttet, nicht nur, weil die Cocospalme überhaupt die Nähe des Salzwassers liebt, sondern auch der Termiten oder weißen Ameisen willen, die in der Minirkunst Meister, Alles was nicht von Glas oder Metall ist, aushöhlen, dabei aber keine Freunde gefalzter Speise sind. Hat man die loder ausgeschüttete Erde gut bewässert, so fängt die Nuss gegen den achtzehnten Tag zu treiben an; in Gestalt eines kleinen, sehr weißen Elephantenzahns kommt die Spitze hervor, die wohl vierzehn Tage lang diese Form behält, und zu dieser Zeit einen trefflichen zuckersüßen Geschmack hat, weshalb man sie auch gern entweder roh oder in heißer Asche geröstet verspeißt. Sie bilden eine Fiedle festlicher Mahlzeiten, sowohl bei den Hindus, die sie Kelinge nennen, als bei den Europäern, von denen sie Arii genannt wird.

Zwischen dem fünfunddreißigsten und vierzigsten Tage bricht das Blatt hervor, das einem

Streifen aneinandergereichter Bänder gleicht, fleischfarben mit gelben Streifen.

Unterdessen haben auch die Wurzeln angefangen, in der hölzigen Schale der Nuss sich zu bilden. Zuerst erscheinen sie als ein Ganzes, in der Form wie ein Gänsefuß, von Farbe gelblich; auch dieser Theil der jungen Pflanze ist wie der Kelling ein Lederbissen. Am dreißigsten Tage durchbricht der Wurzeltrieb die Schale und sendet seine Ausläufer nach allen Richtungen in die Erde, wo sie sich festhalten.

Das junge Bäumchen kann zu jeder Zeit verpflanzt werden, welcher Umstand zu seiner Verbreitung sehr wirksam ist. Man gibt der Cocospflanzung die Form einer viereckigen Baumschule und pflanzt häufig zu jeder Palme eine Banane, da man glaubt, daß sie in solcher Nachbarschaft besser wächst. An fleißiger Bewässerung darf es bei der Cocospalme so wenig wie bei der Dattelpalme fehlen, und ein altes Sprichwort läßt den Baum sagen: „Bewässere mich in meiner Jugend, dann werde ich dich tränken mein Leben lang!“

In Ceylon und an dem Küstensaum von Vorder-Indien, besonders an der Malabar-Küste gedeiht die Cocospalme unbedingt am besten; sie trägt hier schon im fünften und sechsten Jahre Früchte, während sie auf den viel heißer gelegenen Moluden erst im zehnten Jahre reife Nüsse bringt. Im südlichen Ceylon ist ein Wald von Cocospalmen, der dem Meeresgestade folgend sich sechsundzwanzig englische Meilen in der Länge und einige Stunden in der Breite ausdehnt. Man berechnet, daß da an elf Millionen erwachsener Cocospalmen beisammen stehen. Achtzig Nüsse rechnet man als den Durchschnittsertrag eines Baumes, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn im Jahre 1853 nicht weniger als 1,033,900 Gallonen Cocosöl aus Ceylon ausgeführt wurden.

Die Cocospalme nimmt mit einem trocknen sandigen Boden fürlieb, mag aber nicht gern der seuchten Seeluft entbehren, und wächst daher als eine echte Littoral- (Gestade-) Pflanze am üppigsten auf Inseln und Küstenstrichen der tropischen Meere. Manches Korallen-Giland ward durch Cocosnüsse mit einem Palmenwald gekrönt; so die Cocos-Inseln, zwei Inselreihen der Schiffer-Inseln, westlich von Sumatra. In der neuen Welt fand Alexander von Humboldt die Cocospalme zwar auch in den Steppen von Venezuela, und Herzog Paul von Württemberg im Innern von Cuba sehr üppig wachsend, so daß es auch günstige Boden- und Luftverhältnisse geben mag, wo diese Palme der Meeresnähe entbehren kann; aber Regel bleibt doch, daß der Cocosbaum ein Küstenbewohner ist. Man hat seine Cultur auch im Innern von Ostindien versucht, aber sie gelangt nicht immer.

Die Dattelpalm-Haine, da sie den Wüsten-

sand zur Nachbarschaft haben, erfreuen das Auge des Reisenden auf eine höchst wohlthuende Weise; aber von ihrem Schatten und ihren Laubtronen darf man sich kaum zu hohe Vorstellungen machen. Auch der Cocoswald ist keineswegs so kühlend und schattenreich, daß er etwa in seiner Art mit unserm Buchenwäldern wetteifern könnte; aber er ist schöner als der Dattelpalm. Der Cocospalme ist nicht allein größere Pracht und Fülle verliehen, sie hat auch den Vortheil, daß sie in der üppigsten Umgebung wächst, daß sie den herrlichen Pfingst, die Heliconien und viele andre Kinder der Tropenzone beschattet, und mit ihrem Wipfel alle überragend wie das Haupt des ringsumher wogenden Meeres der Laubholzbäume erscheint.

Die Thierwelt auf der Cocospalme.

Daß ein so reicher Baum, wie die Cocospalme, nicht bloß den Menschen ihre mannigfaltigen Gaben austheilt, sondern auch für die Thiere ein Almosen übrig hat, kann man sich leicht denken. Im Wipfel treiben die geadeligen Affen und plaudernden Papageien ihr Wesen, und an den Wurzeln lauern Natten, ob nicht ein Nüsselein auch für ihren Zahn herabfällt. Ein Eichhörnchen, welches die Malaien „Tupaia“ nennen, lebt in der Krone, nicht der Nüsse willen, sondern um die Insecten zu fangen, welche dem süßen Saft der Blumenschleide nachgehen. Der schwarze Nusskrieger (Calandra Palmarum) legt seine Eier in das weiche Balmbirn, und die herauskriechende Larve ist weiß, wird dick und glänzend, fast durchsichtig von Fett. Die Indianer sind große Liebhaber dieses etwa zwei Zoll langen Wurmes, und Europäer haben versichert, daß er gebraten in der That ein Lederbissen sei. Die Elephanten wissen's sehr gut, daß die Krone der jungen Palme eine vorzügliche Speise ist und freuen sich, wenn sie davon naschen können. Selbst die Ula Pethola, eine schön gefleckte Riesenschlange, erwählt gern eine Cocospalme zu ihrem Sitz, doch nicht der Pflanze und ihrer Frucht, sondern der Thiere willen, die der gastliche Baum anlockt. Die Erdkrabben zernagen oft ganze Nussbüschel. Namentlich ist der Beutelkreb, auch Käubertreib genannt (Cirrus lator), ein Liebhaber von Palmfrüchten; dieser steigt auch auf den woblriechenden Pandanus, um die kleinen cocosnussartigen Früchte zu bekommen. Auf Amboina und andern Inseln des asiatisch-australischen Oceans findet sich dies merkwürdige Schalthier ziemlich häufig. Es war schon längst unter den Eingebornen bekannt, daß gewisse Arctie sich besonders von Cocosnüssen näherten, doch nahmen europäische Reisende solche Nachrichten theils selber mit Zweifel auf, theils fanden ihre Berichte daheim bei den Naturforschern wenig Glauben. Der Naturforscher Darwin

beobachtete diese Krebsse auf den Keeling- oder Cocosinseln im indischen Oceane, wo die Cocospalmen so üppig gedeihen, daß sie fast Wälder bilden. Er berichtet darüber in seinen „Unter suchungen aus der Geologie und Naturgeschichte“: „Ich habe schon früher eines Krebses Erwähnung gethan, der von den Cocosnüssen lebt; er ist sehr häufig in allen Theilen des trocknen Landes, erreicht eine ungeheure Größe und ist nahe verwandt mit dem Häubertrebs oder dieser selbst. Das vordere Fußpaar endigt in sehr starken und schweren Scheren, das letzte in kleinen und schwachen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Krebs eine feste Cocosnuss öffnen könnte, die überdies mit ihrem Faserüberzug versehen ist, aber Herr Lesl versichert mich, er habe dies selber oftmals gesehen. Der Krebs fängt damit an, daß er den Ueberzug, Faser nach Faser, abzerrt, und zwar stets von dem Ende der Nuss beginnend, wo die drei Augendöffnungen liegen. Ist dies geschehen, so beginnt der Krebs mit seinen schweren Scheren auf eins dieser Augen zu hämmern, bis eine Oeffnung entstanden ist. Dann dreht er die Nuss mittelst des hintern schmalen Scherenpaares um und zieht die weiße Substanz heraus. Der Häubertrebs unternimmt übrigens seine Wanderungen nicht in der Nacht, sondern am Tage, doch soll er jede Nacht dem Meere einen Besuch abstatten, um darin seine Kiemen zu besuchtsen.“ Die Jungen kriechen an der Küste aus und nähren sich anfangs von weichen zuderhaltigen Gräsern, zarten Früchten, vielleicht auch von Würmern. Sind sie herangewachsen, so graben sie sich unter den Wurzeln der Bäume tiefe Löcher und tragen eine ansehnliche Menge von den Nüssen der Cocosnüsse hinein, gleichsam um sich darauf zu betten. Daß sie aus den Cocosnussbaum klettern, scheint nicht wohl möglich, da der Schaft dieser Palme zu glatt und zu hoch ist; leichter ausführbar scheint dies beim Pandanus.

Der Smaragd.

Von

Dr. Jacob Röggerath.

Es gibt keinen anderen Edelstein, welcher dem Smaragde in der Schönheit und Lieblichkeit der Farbe gleichkommt. Unter den grünen Farben ist die smaragdgrüne die reinste, die glücklichste Verschmelzung des Blauen mit dem Gelben, so daß keine dieser beiden Farben hervortritt. Jeder kennt Smaragdgrün, der Ausbruch ist in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen; er bezeichnet die wahre

Charakterfarbe in der Reihe aller grünen Nuancen. Wenn nun dieses herrliche Grün in schönen reinen Smaragd-Exemplaren mit völliger Durchsichtigkeit und hohem Glanze zusammentritt, so ist die Erscheinung in ihrer großen Einfachheit eine der angenehmsten und freundlichsten für das Auge, welche die Natur irgend in ihren Körpern darbieten kann. Dazu gesellt sich noch beim Smaragd die Seltenheit und entsprechende Kostbarkeit, die Schwerzstörbarkeit und der schöne Schluß, welcher ihm durch die Kunst gegeben werden kann: alles Eigenschaften, welche wesentlich den Werth der Edelsteine bedingen, und daher den Smaragd zu einer Gemme von ausgezeichnetem Range erheben. Unter seinen Rivalen steht er aber wirklich hoch, und kaum kann einer der übrigen schönen farbigen Edelsteine mit ihm in gleiche Linie gesetzt werden. Rubin und Saphyr sind es allein, welche in ausgezeichneten Beispielen mit dem Smaragd in den Wettstreit treten können. Des Diamantes, welcher in der reinsten Farblosigkeit und mit seinem ganz unübertroffenen strahlenden Feuer auftritt, und dadurch alle übrigen Edelsteine in der Schönheit und zugleich in allen ihren übrigen Requisiten weit überbietet, ist hier nicht zu gedenken; er gehört nicht zu den farbigen der Familie.

Schon in sehr alten Zeiten ist der Smaragd bekannt gewesen und nicht allein als ein kostbarer Edelstein geschätzt, sondern auch als Schmuckstein benutzt worden und selbst hat man werthvolle Kunstwerke in denselben geschnitten. Herodot erzählt uns die Geschichte des im Alterthume oft bejagten Schicksalsringes des Polykrates, in welchem ein Smaragd gefast war, und wenn auch der viel spätere römische Naturforscher Plinius den Stein dieses Rings einen Sardonjx und unverlezt und ungeschnitten nennt, so ist doch der viel ältern Quelle, nämlich dem Herodot, mehr Glauben zu schenken.

Aus dem Werthe, welchen Polykrates auf seinen Ring legte, darf man umsomehr folgern, daß dieser nicht allein aus der Schätzung des bloßen Edelsteins, sondern mehr aus derjenigen der darin geschnittenen künstlerischen Darstellung beruhte, als Herodot den Ring anbrüchlich als das Werk des Samiers Theodoros bezeichnet, und dieses auch von dem spätern Pausanias mit dem Zufuge erwähnt wird, daß der genannte Künstler das Gebilde des Smaragds in jenem Ringe gearbeitet habe.

Man könnte dieser sehr bestimmten Angabe entgegensetzen, daß uns Plinius erzählt, man sei darin überzingelommen, den Smaragd zu schonen und schände daher nach allgemeinem Einverständnis nicht in diesen Stein, auch wären die scythischen und ägyptischen

Esmaragde so hart, daß man sie nicht verlesen könne. Auf diese Aeußerung des Plinius ist aber durchaus kein Gewicht zu legen, da er an einer andern Stelle einen auf der Insel Kypros für sechs Gold-Denare feil gebotenen Esmaragd erwähnt, auf welchem eine Amymone eingeschnitten war; auch ferner noch mittheilt, daß man im Zeitalter des Jeminas Esmaragde geschnitten habe. Die Anführung, daß der Esmaragd nicht geschnitten werde, ist daher bloß eine Metapher zum Ruhme seiner Härte und seiner Kostbarkeit, wie dieses denn auch die in unsern Gemmen-Sammlungen aufbewahrten antiken Intaglios von Esmaragd beweisen, wenn dergleichen auch grade nicht sehr gemein sind. Es ist begreiflich, daß man einen so kostbaren Edelstein nicht oft zum Eingraviren benutzte, weil er an sich selbst und ungeschnitten schon schön genug war. Plinius bespricht noch besonders den Werth des Esmaragds, und gibt ihn wenigstens relativ an. Dem Diamant läßt er die erste Stelle, dann folgen die Perlen, und an dritte Stelle setzt er den Esmaragd. Kein Edelstein, fährt er fort, habe eine so liebliche Farbe. Grüne Gläser und grünes Laub schaueten wir mit Vergnügen, aber mit noch größerm den Esmaragd, denn von so ausgezeichneter grüner Farbe lenne man keinen andern Körper; sein Anblick erfülle zwar das Auge, sättige es aber nicht. Das Gesicht würde sogar durch den Esmaragd erquickt, wenn es durch Anstrengung ermattet sei. Für die Steinschnäber sei er die angemessene Stärkung der Augen, die sein sanftes Grün erquide. Den Esmaragden werde gewöhnlich eine ausgehöhlte Gestalt gegeben, um die Lichtstrahlen zu sammeln. Große Esmaragde gäben gleich einem Spiegel ein Bild. Nero habe die Gladiatoren-Kämpfe in einem Esmaragd-Spiegel angeschauet.

Manche dieser Mittheilungen tragen allerdings den Charakter wenig ausgebildeter physikalischer Grundbegriffe und sind halb poetische Auffassungen im Geiste der alten Römer. So mag es auch mit dem smaragdnen Spiegel des Nero nicht grade wörtlich zu nehmen sein. Nero kann sich freilich eines Esmaragdes zum Hindurchsehen, gleich einer grünen Conservations-Vorgnette, bedient haben. Auch kann diese concav oder convex geschliffen gewesen sein, je nachdem dieser Kaiser weitsichtig oder kurzsichtig war. Jene Plinianische Stelle hat zu sehr ausführlichen antiquarischen Abhandlungen Veranlassung gegeben; Vessing läßt den Nero weitsichtig sein und gibt seinem Esmaragd eine convexe Schleiung, während Graf von Weltheim diesen römischen Kaiser kurzsichtig macht, und seinen Esmaragd für concav geschliffen hält. Noch führen wir gerne an, daß der gegen Plinius

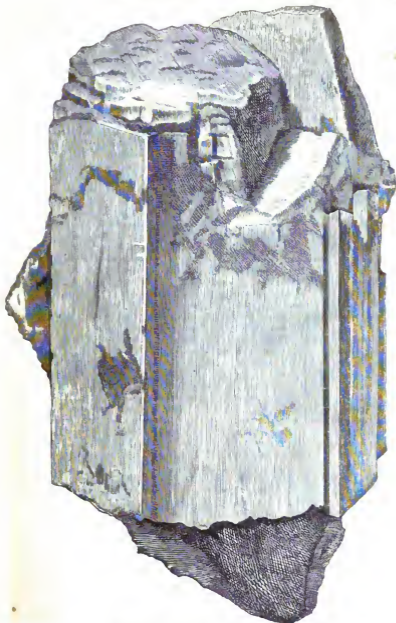
viel ältere Theophrast (etwa 225 Jahre vor Christus) schon anführte, daß der Esmaragd heilsam für die Augen sei, und daß man aus ihm Scheiben schneide, um dadurch zu sehen. Es waren dies also in jedem Falle Brillen-Scheiben, wenn vielleicht auch bloß conservatorische.

Von dem strahlenden, sich weit verbreitenden Glanze des Esmaragds gibt Plinius noch folgende Erzählung. Auf der Insel Kypros befand sich auf dem Grabmal des Königs Jeminas ein Löwe aus Marmor mit Augen von Esmaragd, welche so stark auf das benachbarte Meer strahlten, daß die Thunfische davon erschreckt zurückflohen, bis endlich Fischer, welche diesen ihnen nachtheiligen Umstand lange bewundert hatten, andere edle Steine in die Augen des Löwen setzten, worauf jene Erscheinung aufhörte.

In den ägyptischen Gräbern kommen echte Esmaragde als Schmuß der Mumien vor. Ich habe durchbohrte antike Esmaragdäulchen gesehen, welche an der Oberfläche nur wenig abgeschliffen waren, so daß die ursprüngliche Gestalt der Krystalle sich erhalten hatte. Sie mochten wohl zu einem an eine Schnur gereihten Schmuß gebient haben.

Die Alten waren überhaupt im Besitze sehr vieler echter Esmaragde, man findet sie nicht selten in den Ruinen des alten Roms, und hat deren auch in den Verschüttungen von Herculanium und Pompeji getroffen.

Es ist nach den Angaben des Theophrast und Plinius, selbst nach einigen von letzterem angeführten Fundorten der Esmaragde, gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Alten unter diesem Namen denselben Edelstein begriffen haben, den wir auch noch Esmaragd nennen; aber gewiß war nicht Alles echter und wahrhafter Esmaragd, was die Griechen und Römer so nannten. Unter die zwölf Arten des Esmaragds, welche Plinius erwähnt, gehörten noch andere grüne Steine, die man bei den sehr mangelhaften Nachrichten nicht genau mehr bestimmen kann. So finden wir beim Theophrast die aus Lebensbeschreibungen ägyptischer Könige entnommene Nachricht, daß ein babylonischer König einen Esmaragd von vier Ellen Länge und drei Ellen Breite zum Geschenke eingesandt habe; ferner sagt er, daß aus dem Stein Tanos, den Plinius zu den Esmaragden rechnet, die große Kuppel am Tempel des Hercules zu Tyrus bestehe. Der besondere Name Tanos deutet schon auf eine andere Steinart hin. Plinius erzählt noch, daß im ägyptischen Labyrinth ein neun Ellen hoher Serapis aus Esmaragd stehe. Diese sogenannten Esmaragde können nur solche polirturfähige Felsarten, Marmor, Serpentin, Diarite oder dergleichen gewesen sein. Es ist



Sibirischer Smaragdkrystal — natürliche Größe.

ebenfalls ungewiß, ob es echte Smaragde waren, mit welchen, nach Lucanus Zeugniß, die Schildkrötenverzierung an den Thüren im Palaste der Kleopatra, worin sie Julius Cäsar bewirthete, besetzt gewesen sind, obgleich

dieses doch immer denkbar wäre. Wahrscheinlich hat der alte griechische Name Smaragdos einen sprachlichen Zusammenhang mit dem arabischen Zammarut, welches ebenfalls Smaragd heißt. Mit diesem Worte wird

sich aber schwerlich das hebräische Sohem zusammenbringen lassen. Die Ableitung des italienischen Smeraldo, des englischen Emerald, des spanischen Esmaralda und des französischen Émeraude von Smaragdus liegt aber nahe.

Wir finden die Smaragde in den Kirchenschätzen des achten und neunten Jahrhunderts, als Verzierung von Reliquienkästen und dergleichen. Gewöhnlich sind diese Steine wenig und schlecht geschliffen, oft hat man die ursprünglichen sechsseitigen Säulen des Gesteins nur der Länge nach durchgeschnitten und sie so in der Form halber Cylinder abgeschliffen, mit der flachen Seite eingefaßt. Auch in der Tiara des Papstes befindet sich ein Smaragd von einem Zoll Länge und $\frac{1}{4}$ Zoll Dide, welcher bereits zur Zeit des Papstes Julius des Zweiten in Rom war; er ist als Cylinder geschliffen und von geringer Durchsichtigkeit. Die schönste Gruppe (Druse) von Smaragd-Krystallen soll sich in dem Schatze zu Loreto befinden und aus fünfzig Säulen bestehen, welche, bei einer Dide von einem Zoll, zwei Zoll hoch sind, und auf einem mit silberweißem Glimmer gemengten Quarze, also auf Glimmerchiefer, aufliegen. Es ist wahrscheinlich, daß auch diese sämtlichen Smaragde ursprünglich schon im Besitze der alten Ägypter, Griechen und Römer, geschliffen oder roh, gewesen sind, denn im Mittelalter waren die alten Smaragdgruben in Ägypten und in Sibirien nicht mehr bekannt.*) Es ist überhaupt nicht ungewöhnlich, unter den christlichen Kirchenschätzen echte antike Gemmen zu finden, welche als Kameen oder Intaglios mythologische und geschichtliche Bildwerke aus dem Alterthume darstellen, die oft seltsam genug gegen die heutige Bestimmung dieser Steine contrastiren. Die mit kostbaren Gemmen gezierte Lumba der drei Weisen aus Morgenland im Dom zu Cöln gibt davon ein ausgezeichnetes Beispiel. Sogar viele der kostbarsten Smaragde, welche noch gegenwärtig in dem Schilde der Kaiser und Könige und unserer Damen glänzen, stammen ursprünglich aus dem Alterthum her. Es ist ihnen nur meist in neuern Zeiten eine schönere Schließung gegeben worden. Unter den Kirchenschätzen aus Smaragd wird auch wohl das Saero Catino (der Graal) aufgeführt, welches in der Sacristei der Kathedrale zu St. Lorenzo zu Genua aufbewahrt wird.

Es ist dieses eine tiefe, fast becherartige,

*) Ob die kostbaren Smaragde, von der Größe eines Zelles, welche das über 160 Pfund schwere Evangelienbuch, das größte in der Welt, in der Kathedrale zu Moskau versieren, auch antike Steine sind, wissen wir nicht bestimmt. Der Einband desselben ist auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen besetzt und soll 1,200,000 Rubel gekostet haben.

sechseckige Schüssel, angeblich von Smaragd, aber sie dürfte nur aus einem schönen grünen Glase bestehen; Luftblasen sollen darin bemerkbar sein. Sie wird für die Schüssel gehalten, aus welcher Christus das Osterlamm genossen habe. Das Werk ist jedenfalls wegen seiner Schönheit und seines Alters denkwürdig. Es wurde im Jahre 1101 von den Kreuzfahrern mitgebracht. Schon bei seiner Verfertigung scheint es die Absicht gewesen zu sein, damit zu täuschen; die regelmäßige sechsseitige Form sollte wahrscheinlich machen, daß das Gefäß aus einer sechsseitigen Smaragd-Säule gearbeitet wäre. Es werden von anderwärts noch mehrere größere Kirchengesäße aus Smaragd angeführt; sie mögen alle von gleicher Art mit dem genuinesen sein.

Im Alterthume sowohl als in dem Mittelalter knüpfte man allerlei geheime Kräfte an die Edelsteine. In dieser Beziehung finden wir auch Wunderdinge von dem Smaragd erzählt. Selbst der gelehrte Agricola, der erste systematische Mineraloge nach der Reformation, berichtet unter andern abergläubigen Sachen von dem Smaragd: „Mit der Epilepsie kämpft er, wie mit einem Todteinde, so lange bis er entweder siegt, oder besiegt wird. Im erstern Falle bleibt er (im Ringe gefaßt getragen) unbeschädigt oder unzerbrochen, im zweiten zerpringt er in mehrere Stücke. Könige und reiche Leute hängen ihren Kindern einen Smaragd um den Hals, sie selbst tragen ihn als Ringstein, um durch seine Kräfte das schreckliche Uebel der Epilepsie wo möglich zu verbannen.“ Ein deutliches Gedicht aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, welches von den Kräften der Edelsteine handelt, erzählt noch, daß die Anschauung des Smaragds Gut und Ehre bringe, daß er unsterben Sinn vertreibe und bei der Vertheidigung gut sei. Er war sogar officinell, und wurde meist in Pulverform verschrieben, er sollte das Herz stärken und das Gemüth beruhigen. Die ältern Aerzte bereiteten zu medicinischem Gebrauche sogar eine Tinctura smaragdina, wozu Smaragd verwendet wurde. In alten Apotheken findet man unter der Aufschrift Smaragd meist nur grünen Flußspath aufbewahrt.

Mineralogisch wird der Smaragd mit einem Edelstein von geringerem Werthe, dem Beryll, mit Recht als wesentlich identisch gehalten. Nur die Farbe sondert den Smaragd von dem Beryll. Der Beryll ist hauptsächlich von meergrüner Farbe, welche sich einerseits stark in's Blaue, andererseits in's Gelbe verläuft, und daher nennen ihn die Edelsteinhändler auch Aquamarin. Grade das färbende Princip ist es auch, welches chemisch den Smaragd von dem Beryll unterscheidet, sonst stimmen beide Mineralien in

ihren Bestandtheilen überein. Beide bestehen aus Kieselsäure, Thonerde und der von dem Chemiker Vauquelin zuerst in dem Beryll entdeckten Beryllerde; es sind ganz gleichartige Beryllerde-Thonerde-Silicate, in welche beim Smaragde noch bis $3\frac{1}{2}$ Procent Chromoxyd hinzutritt, beim Beryll aber bis ein Procent Eisenoxyd. Von fast gleicher schöner Farbe des Smaragds kennen wir im Mineralreiche nur noch eine Substanz; es ist der Uwarowit, eine Abänderung des Granats, welcher man diesen Namen gegeben hat. Auch bei ihm ist ein Chromoxyd-Gehalt die Ursache seiner schönen, etwas dunkeln smaragdgrünen Farbe. Am meisten sonst in der Farbe dem Smaragd genähert, auch mit einiger Durchsichtigkeit begabt, ist noch der seltene Dioptas oder Kupfer-Smaragd aus dem Kirgisenlande; er ist aber ein Kupferoxyd-Silicat, und gestaltet nach allen übrigen Kennzeichen ein von dem Smaragd sehr verschiedenes und ganz eigenthümliches Mineral.

Die chromhaltigen Smaragde unterscheiden sich leicht von den bloß eisenhaltigen Beryllen, wenn man sie vor dem Löthrohre mit Flußspath schmilzt, welches leicht geschieht; die Smaragde liefern dann eine unburchsichtige, türkisartige Emailperle, während die Berylle von jeder Farben-Nuance stets eine milchweiße, unburchsichtige Perle geben. Diese entscheidende Probe hat der russische Chemiker von Wörth ermittelt.

Der Smaragd krystallisirt in sechsseitigen Säulen, und wenn auch zuweilen noch andere Flächen an diesen vorkommen, so sind doch diejenigen dieser Säule meist sehr vorwaltend. Zuweilen sind nämlich noch die Endkanten, einfach oder zweifach, auch wohl die Eden abgestumpft und durch Facetten ersetzt. Die complicirteren Krystalle kommen vorzüglich aus Peru, von welchen das Hof-Mineralien-cabinet zu Wien, und die Sammlungen des Jardin des plantes und der Ecole des mines zu Paris sehr schöne Exemplare aufzuweisen haben. Die größten und stärksten dieser peruanischen Smaragdsäulen sind zweiundzwanzig Linien lang und zwanzig Linien dick. Eine solche Smaragdsäule befindet sich im Besitze des Herzogs von Devonshire und hat 500 Lthls. gewogen. Tagesen erscheinen aber die Pracht-Exemplare von Smaragd, welche im Jahre 1831 in Sibirien, zwölf Meilen von Katharinenburg, aufgefunden wurden, als wahrhafte und einige Meilen ihres Geschlechts. Wir geben vorstehend eine Zeichnung desjenigen Smaragd-Krystalls von jenem Fundorte, welcher sich in dem russisch-kaiserlichen Mineralien-Cabinet befindet, ganz absichtlich in natürlicher Größe, um die genau richtige Anschauung den Lesern zu verschaffen, wobei wir freilich bitten müssen, dem Widre die Hauptsache,

nämlich die prächtige smaragdgrüne Farbe und die Durchsichtigkeit, noch in Gedanken beizufügen. Der Krystall ist sieben Zoll lang, nach einer Richtung vier, nach der andern fünf Zoll dick, und wiegt mit dem anhängenden Glimmer etwa $5\frac{1}{2}$ Pfund.

Ein anderes in derselben Sammlung befindliches Pracht-Exemplar besteht in einer großen Smaragd-Drause aus Glimmerschiefer. Sie enthält zwanzig Krystalle von einem halben bis zu fünf Zoll Länge; viele darunter haben eine Dicke von einem bis zwei Zoll. Sie breiten sich strahlenförmig aus, und sind von feinschuppigem braunen Glimmer umgeben. — Welche Seltenheiten einzig in ihrer Art!

Als Gemme hat der Smaragd keine sehr große Härte. — Seine spezifische Schwere ist auch im Verhältniß zu den übrigen Edelsteinen geringe, nur 2,77, wie üblich die Schwere des Wassers zu Eins angenommen.

Es ist schon oben berührt worden, daß die Smaragdgruben, aus welchen die Griechen und Römer die Steine hatten, in den spätern Jahrhunderten nicht mehr bekannt waren. Plinius nennt insbesondere die scythischen, die baltianischen und die ägyptischen Smaragde, und nach seinen Anführungen kann man annehmen, daß diese sämmtlich echte gewesen sind.

In neuerer Zeit sind die alten ägyptischen Smaragdgruben wieder aufgefunden worden, und zwar bei den rothen Bergen in dem Gebirge Zabarah, zwischen dem Nil und dem rothen Meere, in ziemlich übereinstimmender geographischer Lage mit den Angaben der alten griechischen Schriftsteller. Hier entdeckte sie der französische Reisende Friederich Caillaud, und beschrieb den interessanten Fund in dem prachtvollen Werke: Voyage à l'Oasis de Thébes situés à l'orient et à l'occident de la Thébaïde, fait pendant les années 1815, 1816, 1817. Paris, 1821. Imperial. Folio. Caillaud fand die großen unterirdischen bergmännischen Arbeiten fast noch ganz in dem Zustande, wie sie unter den ptolemäischen Königen verlassen waren; das bergmännische Arbeitsgeräth, Seilwerk, Körbe, die Grubenlampen u. s. w. der Alten waren noch vorhanden.

Dieser Fund der alten Smaragdgruben ist genugsam constatirt, und die Sammlung des Jardin des plantes zu Paris enthält dort gefundene Smaragde. Indeß hat man doch später Zweifel über die große Bedeutung dieses Vorkommens geäußert. Vielleicht sind die besten Schätze, die größten und schönsten Steine, noch nicht wieder aufgefunden. Es fehlen uns genaue Nachrichten über den neuen Betrieb jener Gruben.

Die von Plinius erwähnten schönen scythischen Smaragde mögen leicht diejenigen großen prachtvollen Krystalle sein, welche in

der Gegend von Katharinenburg in Sibirien aufgefunden worden sind. Die erste Lagerstätte derselben wurde im Jahre 1831 von Bauern entdeckt, welche sich mit Icherbrennen beschäftigten, und nach weitem Schürfungen im Jahre 1834 fand sich ein zweites Vorkommen, zehn Werst von jener entfernt. Beide Punkte liegen im Glimmerschiefer. Geschliffene Smaragde von achtzig Karat Gewicht von diesen Fundorten sind zu 80,000 Rubel geschätzt worden.

Bei der Entdeckung von Peru fanden die Spanier eine Menge sehr schöner Smaragde bei den Eingebornen. Der größte Smaragd von der Größe eines Straußeneies war als der vornehmste Gott im Tempel aufgestellt und die übrigen kleinen, welche jenem geopfert waren, um ihn her, als seine Kinder. Die Spanier zerschlugen indes im blinden Religionszeifer den Vater mit seinen Söhnen. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bezog Spanien aber noch große Smaragd-mengen aus Peru. Acosta, welcher zweiter Vater Provinzial in Peru war, erzählt, daß die Flotte, auf welcher er nach Spanien zurückkehrte, mehr als einen Centner Smaragde mit sich geführt habe. Den Spaniern wollte es nie gelingen, die Smaragdgruben wieder aufzufinden, obgleich man wußte, daß sie im Thale Manta bei Porto-Biño gelegen sind und die Gegend und der Fluß noch Esmeraldas heißt. Man vermuthet, die Gruben seien von Indianern verschüttet worden, oder sie hätten sie geheim gehalten, aus Furcht, darin mühsam arbeiten zu müssen. Jene Smaragde waren von besonderer Schönheit, und im Edelsteinhandel bezeichnet man sie besonders mit dem Namen „Émeraude de vieille roche.“

Gegenwärtig kommen die meisten schönen Smaragde von einem andern peruanischen Fundorte, aus dem Tunla-Thale in der Statthaltertschaft Santa Fe, zwischen den Gebirgen von Granada und Popayan. Sie finden sich hier auf Trümmern in Gängen, welche Thonschiefer, Hornbleibschiefer und Granit durchsetzen, und zwar in schönen Krystallen von besonderer Reinheit, von Kalkspath, Eisenfließ und Quarz begleitet; selten auch in losen, abgerundeten Stücken. Im Edelsteinhandel bezeichnet man im Allgemeinen die schönen Smaragde als „Émeraude nobles ou de Pérou.“ Diese Benennung wird eben so wenig immer genau geographisch richtig sein, als die sonst ziemlich durchgreifende Unterscheidung aller Edelsteine bei den Juwelieren in orientalische und occidentalische, welche ohne Rücksicht auf die Herkunft nur die schönen Edelsteine gleicher Art von den geringeren trennt. In ähnlicher Weise unterschieden die

Alten männliche und weibliche Steine; die ersten waren diejenigen von den schönsten Farben und größerer Durchsichtigkeit.

Man gibt auch noch Ostindien, nämlich das Reich der Birmanen, und zwar die Gegend von Ava als Fundort des Smaragds an, wo er mit gebiegenderem Golde und Spinell im Sande kleiner Flüsse vorkommen soll.

Von keinem andern Edelstein läßt sich so wenig genau Bestimmendes über den Werth sagen, als beim Smaragd; so viel kommt bei ihm auf Reinheit und Schönheit der Farbe, auf lebhaften Glanz und Größe des Steins an. Vor der Entdeckung von Amerika waren die Smaragde sehr theuer, welches seinen Grund in der verloren gegangenen Kenntniß der Smaragdgruben der Alten hatte, und die Smaragde, welche damals zum Schmucke dienten, waren antike. Später fielen die Preise, als man sie aus Peru häufig erhielt. In neuerer Zeit sind sie wieder theurer geworden; Amerika soll wenig Smaragde mehr liefern.

Folgende Werthzahlen des Smaragds sind nur ungenähert. Ein Smaragd von mittlerer Schönheit, aber von etwas heller Farbe, eine Karat schwer, kostet 18 bis 24 Gulden. Ist die Farbe sehr satt, der Stein fehlerfrei und vom ersten Wasser (vollkommene Durchsichtigkeit), so kann ein Stein

von 4 Grän	50 Gulden,
: 8	110
: 16	500
: 24	800
: 48	1000

werth gehalten werden. Ganz besonders schön und große Steine kehren aber auch wohl auf das Doppelte dieser Preise.

Bei der verhältnißmäßig geringen Härte des Smaragds ist das Schleifen desselben nicht schwierig. Mit Smirgel zerägt man ihn und schleift ihn aus einer kupfernen Scheibe. Das Poliren geschieht auf einer zinnernen Scheibe mit Trippel, Bimsstein oder Zinnasche und Wasser.

Die Edelsteine überhaupt werden jetzt in Paris ganz ungemein schön nachgemacht (Pierres fines d'imitation), und unter diesen sind die Smaragde am ausgezeichnetesten und täuschendsten. Die künstlichen Steine dieser Art, welche zum herrlichsten Schmuck gefaßt in den Gemälden zum Verkaufe ausgestellt sind und in geringen Preisen stehen, erscheinen nur gegen natürliche gar zu schön, man wird nicht leicht solche ganz fehlerfreie Gemalten von echten Smaragden zusammenbringen. Die Fabrication der Edelsteine in Paris hat übrigens einen sehr bedeutenden Umfang gewonnen, und in den geschätzten Fabriken sieht man centnerschwere Blöcke, aus denen Diamenten, Smaragde u. s. w. großweise geschnitten werden.

Der Canal von Suez.

Von Fr. Steger.



Zug

Zwei Halbinseln sind die nördlichen und südlichen Ausläufer des asiatischen Continents.

Die nördliche, die mit dem Cap Ischeljuslin endet, geht über den 70. Breitengrad hinaus, die südliche, die von Malata, reicht bis in die Nähe des Gleichers. Etwa in der Mitte dieser ungeheuren Längenausdehnung wird Aken durch ein schmales Erdband dem afrikanischen Continent verbunden. Einst — die Bodenbildung des Isthmus beweist es — ist hier eine Meerenge, eine Verbindung des Mittelmeeres und des rothen Meeres, gewesen. Die Fluthen der beiden Wasserbeden haben sie durch Ablagerungen von Geröll und Sand geschlossen. Dies ist in vorhistorischen Zeiten geschehen, denn unsere ältesten Geschichtsquellen wissen von keiner Meerenge, sondern von einer Landbrücke zwischen den beiden Continenten, auf der die Eroberer, zuerst die mächtigen Pharaonen Egyptens, dann die Herrscher der mittelasiatischen Weltreiche, hin und her gezogen sind. Aber die Landenge war nicht bloß eine verbindende Brücke, sie war auch eine trennende Schranke, deren Durchbrechung große Vorthelle für die Schifffahrt versprach.

Ob Ramies II., den die Griechen gewöhnlich Gesoftris nennen, oder Nechos, der Sohn des Psammetich, den Plan einer Canalisirung aufstieß, läßt sich bei dem Widerspruch, der zwischen Aristoteles, Strabo und dem älteren

Plinius auf der einen und Herodot auf der andern Seite besteht, nicht ermitteln. Wenn alle ägyptischen Inschriften entziffert sind, werden wir über diesen Punkt vielleicht Aufschluß erhalten. Wer auch den Canal begonnen haben mag, die Arbeiten blieben liegen, weil der Erbauer „für die Barbaren thätig zu sein fürchtete.“ Darius führte das Begonnene durch. Sein Canal begann am Nil etwas über Bubastos und mündete im erythraischen Meer. Herodot, der Egypten dreißig Jahre später bereiste, sand diese künstliche Wasserstraße so breit, daß zwei Triremen neben einander rudern konnten. Zur Zeit Philipp's von Macedonien war der Canal längst verfallen und außer Gebrauch, so daß Aristoteles entschuldigt ist, wenn er annimmt, Darius habe wie die Pharaonen vor ihm den Bau nicht vollendet. Ptolemäus Philadelphus öffnete den Canal wieder. Nach den Mittheilungen von Diodor und Strabo, die beide Egypten besuchten, wurde eine Erfindung angewendet, die man in der Regel den italienischen Meistern der Wasserbaukunst zuschreibt. „Ptolemäus, der zweite des Namens,“ sagt Diodor, „vollendete den Canal und brachte an der günstigsten Stelle eine künstlich gebaute Scheidewand an; man öffnete, wenn man durchschiffen wollte, und schloß dann sogleich wieder.“ Nach Strabo befand sich diese Schleuse — denn was könnte anders gemeint sein? — an der Ausmündung des Canals in's Meer, „so daß man nach freier Willkür und ohne Hinderniß in das äußere Meer einlaufen und in den Canal zurückkehren konnte.“

So bestimmt diese Zeugnisse lauten, hat

man doch von einer Thatfache, die Plutarch erzählt, auf die Nichteristenz eines bis zum rothen Meer reichenden Canals geschlossen. Wie dieser alte Schriftsteller wissen will, war Cleopatra, nach der Schlacht von Actium bloß um die Rettung ihres Lebens besorgt, bei der Rückkehr des Antonius nach Alexandrien damit beschäftigt, ihre Flotte über die Landenge in's rothe Meer zu schaffen. Würde sie an ein so riesenhaftes, abenteuerliches Unternehmen gedacht haben, wenn ein Canal, breit genug für zwei Triremen neben einander, vorhanden gewesen wäre? Wie es scheint, müssen wir Diodor und Strabo der Rüge zeihen, denn Beide sprechen als Augenzeugen, und war der Canal 60 vor Christi Geburt, als Diodor ihn sah, und 20 vor Christi Geburt, als Strabo in Egypten reiste, da, so mühte er auch 31 vor Christi Geburt, als Antonius bei Actium erlag, da gewesen sein. Er war in der That da, aber Cleopatra konnte ihn für ihre Schiffe nicht benutzen. Als sie kurz vor der Rückkehr ihres Geliebten den Gedanken einer Flucht in's rothe Meer faßte, war die Zeit des niedrigsten Wasserstandes im Nil, während der der Canal nicht befahren werden konnte. Wegen dieser Unterbrechung der Schifffahrt, die in jedem Jahre vier bis fünf Monate dauerte, etwa vom Februar bis zum Juni, ließ Trajan nicht den alten Canal ausbessern, sondern einen neuen ausgraben, der bei Babylon, in der Nähe des heutigen Kairo, seinen Ausgangspunkt hatte. Durch dieses Hinaufschieben des Canals am Nil erhielt man mehr Fall und mehr Wasser.

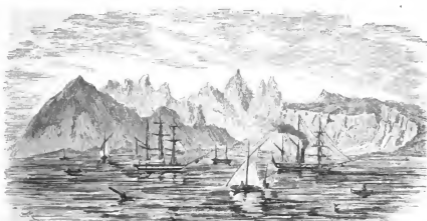
Aus einer in Syene gefundenen Inschrift wird geschlossen, daß der Canal Trajan's bereits im Jahre 205 unsrer Zeitrechnung verfallen gewesen sei. Seine Wiedereröffnung erfolgte unter dem zweiten Ahalifen Omar, dem Eroberer Egyptens. Die Arbeiten nahmen nicht mehr als ein Jahr in Anspruch, und die Schifffahrt bestand ununterbrochen bis zum Ahalifen Almansor, der den Canal zuschütten ließ, damit der Rebell Böhamed Ben Abdullah keine Lebensmittel zugeführt erhalte. Es war nämlich die hauptsächlichste Bestimmung des Canals, den arabischen Markt mit Korn zu versorgen. Dazu diente er auch unter den Ptolemäern, während die Waaren des südlichen Arabiens, der afrikanischen Ostküste und Indiens nach Berenice gingen, von wo eine vortreffliche, in zwölf Stationen eingetheilte und mit Cisternen und Brunnen versehene Straße nach Koptos (Aest) am Nil lief. *)

*) Eine zweite Straße, die von Albus Portus (Koffeir) nach Koptos führte, hat Niepert in der Zeitschrift für Erdkunde Bd. IV. Heft 6 beschrieben. Diese Straße ist sehr alt, Lepsius hat dort Königshilder der Dynastie, zu der Eschschir gehörte, gefunden.

Dieser große Verkehr nahm übrigens erst dann einen gewissen Aufschwung, als Hippalus am arabischen Cap Sogragus auf einen regelmäßigen Wind, den indischen Monsun, sich, sich mit großer Kühnheit ihm anvertraute und so in gerader Richtung nach der Küste von Malabar gelangte.

Nach der Verschüttung des Canals im Jahre 145 oder 150 der Hebschra (762 oder 767 unsrer Zeitrechnung) ist derselbe nie wieder eröffnet worden. Lange Zeit machte der indische Handel den weiten Umweg über das kaspiische und schwarze Meer, oder benutzte auch wohl Ormuz und die Cyptrastraße. Unter der Herrschaft der Mameluden wurde das rothe Meer wieder belebter und trug schließlich über die concurrirenden Linien den vollständigsten Sieg davon. Im zehnten Jahrhundert hatte der Handel, der damals in den Händen israelitischer Kaufleute war, Suez benutzt, jetzt wendete er sich nach der alten Nilstraße von Koffeir. Dieser Verkehr war ein umständlicher und unbeholfener; viernmal wurden die Waaren umgeladen. Die großen indischen Schiffe gingen bloß bis Aden, wo sie ihre Ladung an Küstenschiffe abgaben. Von Koffeir transportirte man mit Kameelen, am Nil fand die dritte, in Alexandrien die vierte Umladung statt. Aber dieser so unbequeme Handel machte Egypten reich und blühend. In Kairo zählte man 12,000 Wasserträger und 30,000 Vermiether von Lastthieren, auf dem Nil fuhrten 36,000 Schiffe, an seinen Ufern lagen 2000 Ortschaften, und die Lebenserträgnisse ganz Egyptens beliefen sich auf dreißig Millionen Gulden unsers Geldes.

Die gewöhnliche Annahme, daß die Entdeckung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung durch die Portugiesen den Zwischenhandel Egyptens vernichtet habe, ist nicht ganz richtig. Ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen führte dieses Resultat herbei: schlechte Herrscher, die ihren leeren Schatz durch Erpressungen füllten und den abendländischen Handel willkürlich bedrückten, die Verbreitung der wichtigsten Handelspflanzen, deren Producte man früher über den Nil bezog, des Zuderrohrs und der Baumwollenschaube, nach andern Ländern, die Auffindung werthvoller Stapelartikel Indiens, des Eshensbeins, der Malagaeta (Paradieskörnung), des Pfeffer's an der westafrikanischen Küste und zuletzt die Eroberung Egyptens durch die Türken (1517). Schon 1501, als Vasco da Gama's Entdeckung noch nicht den geringsten Einfluß üben konnte, sand der spanische Gesandte Peter Martir ab Angleria in Alexandrien, wo früher alle Völker des Abendlandes, Russen und Polen nicht ausgenommen, zusammengeflücht waren, nur noch 4000 Häuser bewohnt. „Ich beklagte die Stadt,“ schreibt er, „welche zertrüht,



Ahen.

verfallen und zum größten Theil verlassen, ein beklagenswerthes Schauspiel bot.* In den Straßen nisteten die Vögel, der Nil war von Schiffen leer, und an seinen Ufern, deren Kranz von 2000 Dörfern verschwunden war, streiften räuberische Beduinen.

Die Türken ließen es bei einem einzigen Versuche bewenden, den Portugiesen die Herrschaft über den indischen Handel zu entreißen. Sie schickten ein mit 20,000 Mann bemanntes Geschwader nach Indien und begannen jene Belagerung von Diu, die Barros in seiner Äna mit solcher Meisterchaft geschildert hat. Ibrerjeits scheiterten die Portugiesen mit ihren Versuchen, an den Küsten des rothen Meeres

festen Fuß zu fassen. Wie würde der Glaubenseifer der Zeit triumphirt haben, wenn es gelungen wäre, über Dschidda nach Mekka und Medina vorzubringen! Aber Dschidda war so stark befestigt, daß Soares Nichts zu unternehmen wagte. Außer einigen Küstenschiffen, die furchtsam an den Ufern hintroden, sah das rothe Meer mehr als zwei Jahrhunderte hindurch keine Schiffe mehr.

Für die Türken unterlag es keinem Zweifel, daß das rothe Meer die einzige Bestimmung habe, fromme Pilger nach Dschidda zu führen. Als 1774 das erste englische Segel in den heiligen Gewässern erschien, gerieth der Sultan in einen gewaltigen Zorn. „Du sollst fortan



Medina.

nicht gestatten," schrieb er dem Pascha von Egypten, „daß Schiffe der Ungläubigen nach Suez kommen. Meine Macht ist groß, und dies ist mein kaiserlicher Befehl. Ich erkläre, daß das Meer von Suez den Pilgern vorbehalten ist, welche nach Mekka wallfahren. Der Hafen von Suez gehört den beiden heiligen Städten, von welchen das Licht der Wahrheit und die Fadel des Gesetzes ausströmt, das der Prophet gegeben hat. Ich befehle, daß die Christen, welche es wagen, zu diesen Städten zu kommen, in's Gefängniß geworfen werden. Man soll ihnen wegnehmen, was sie bei sich haben, denn sie sind Feinde und Rebellen, denen ganz recht geschieht, wenn sie Habe und Freiheit einbüßen.“

Vierundzwanzig Jahre später eroberte Bonaparte trotz der „großen Macht“ des Sultans Egypten. Für diesen genialen Mann, dessen Entwürfe freilich nicht alle den Bräustein der letzten Vernunft vertrugen, war Egypten weiter nichts, als der erste Haltpunkt auf dem Marsche nach Indien. Die Canalisirung der Landenge oder die Wiedereröffnung des alten Canals würde seine Pläne erleichtert haben, und er ließ daher vorbereitende Arbeiten unternehmen. Auf seinen Befehl führte Lepere eine Nivelirung der Landenge aus. Diese Arbeit hat mehr geschadet als genützt. Aristoteles hat durch seine Angaben (Meteorologie Bd. 1, Cap. 14, §. 27) die Tradition veranlaßt, daß das Niveau des rothen Meeres bedeutend höher sei, als jenes des Mittelmeeres. In derselben Ansicht befangen, maß Lepere mit vier Unterbrechungen, oft von Arabern gestört und unter andern ungünstigen Umständen mehr, flüchtig und schnell — in einem einzigen Tage zwei deutsche Meilen! — und kam zu dem durchaus falschen Ergebnisse, daß das rothe Meer 30 Fuß 6 Zoll oder 9,000' höher als das Mittelmeer liege. Er mißtraute seinem Urtheil übrigens selbst und ließ in seinen Bericht die Worte einfließen, „man dürfe nicht staunen, wenn seine geschickten Ingenieure, die unter so ungewöhnlichen Umständen gearbeitet hätten, zu ungewissen Resultaten gelangt wären.“

Messungen, die der Hauptmann Ebesney (jetzt Generalmajor) im Jahre 1830 ausführte, bewiesen das Irrthämliche von Lepere's Behauptungen. Man benutzte die neue und bessere Kenntniß der Landenge indessen nicht, um darauf den Plan einer Canalisirung zu gründen. Obgleich man Briefe und Depeschen aus und nach Indien über Suez zu befördern anfang, gab man in der nächsten Zeit der Euphratstraße den Vorzug. Ebesney erforschte dieselbe 1835 und berichtete ungünstig. Einige der vorhandenen Hindernisse ließen sich vielleicht durch einen Canal, der bei Bagdad vom Euphrat zum Tigris oder auch quer durch die

Sümpfe von Kamlun gezogen werden konnte, beseitigen, aber die schlechte Beschaffenheit des Landwegs durch Syrien und der wilde Charakter der Völkerschaften, die an den Ufern der beiden mesopotamischen Ströme umherzweifen, waren Nachtheile, gegen welche die englische Regierung Nichts vermochte. Nothgedrungen lehrte man zum rothen Meere zurück.

1837 übernahm Lieutenant Thomas Bop horn die Dampfschiffahrt nach Ostindien mit Schiffen der ostindischen Gesellschaft. In derselben Zeit schloß die englische Regierung mit Mehemed Ali einen Vertrag über die sichere Beförderung von Reisenden, Depeschen und Briefen. 1839 benutzte man eine Streitigkeit mit den Arabern von Aden, um diese wichtige Stadt in Besitz zu nehmen und sie als Station für das rothe Meer einzurichten. In diesem Jahre übernahm die Peninsular and Oriental Company die Beförderung der Post nach Alexandrien und richtete bis 1843 den indischen und chinesischen Dienst ein. 1846 hatte der unermüdete Waghorn die Schnelligkeit der Fahrten so vermehrt, daß Depeschen aus Bombay über Triest nach dreißig Tagen London erreichten.

Anderson, Director der eben genannten Schiffahrtsgesellschaft, vereinigte sich 1841 mit dem ägyptischen Ingenieur Linant-Beo zur Stiftung einer Gesellschaft, die den alten Wasserweg wieder eröffne. Beide Männer sahen eine mächtige Stütze in der Teilnahme, welche der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich der Canalfrage zu Theil werden ließ. Er näherte sich zugleich Frankreich und Egypten und beantragte die Ausführung eines Canals, welcher im Besitz und unter der Garantie aller europäischen Regierungen stehe, damit Egypten vor einer Gefährdung durch irgend welche einzelne Macht gesichert werde.* Beide Mächte nahmen die Eröffnungen des Kaisers sehr freundlich an. Frankreich, um aus seiner Nothlage herauszukommen, Egypten, um sich im engen Anschlusse an zwei Großmächte von seiner jrischen Katastrophe zu erholen. 1846 waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß man in Paris eine Société d'Etudes du Canal de Suez bilden konnte, die zunächst eine vollständige Nivelirung erstrebte. Wie man in jeder Beziehung die wichtigsten Nationalitäten gleichzustellen suchte, so übertrag man auch die Arbeiten an eine deutsche, französische und englische Gruppe, repräsentirt durch die berühmten Namen Negrelli, Paulin Talabot und Stephenson.

Bourdaloue übernahm, von Linant-Beo unterstützt, die Nivelirung der Landenge. Er hatte die besten Arbeiter, die besten Instrumente und verfuhr mit einer Ehrsicht, welche am besten dadurch bewiesen wird, daß er seine

Messungen von Tineh nach Suez und von Suez nach Tineh sechs verschiedenen Prüfungen unterwarf. Bis 1856 haben noch andre Nivellements stattgefunden, so daß man jetzt im Ganzen acht zählt, fünf auf dem directen Wege zwischen dem Golze von Pelusium und dem rothen Meere, und drei von Rosette und Tamiette über Kairo nach Suez. Alle haben zu demselben Resultat geführt, daß der

die ägyptische Regierung logleich, dieses Mal mit eigenem Gelde, die Bahn von Kairo nach Suez in Angriff nahm. Inzwischen war aber Said Pascha zur Regierung gelangt, der keine einseitige Begünstigung englischer Pläne und Interessen wollte, und mit ihm schloß Ferdinand von Lesseps, ein ebenso gewandter als patriotischer französischer Diplomat, einen Vertrag über den Canal.



Suez.

Niveaunnterchied zwischen dem rothen und mittelländischen Meere weit geringer ist, als Lepere ihn angegeben hat. In ihrer mittleren Höhe stehen die Gewässer des rothen Meeres noch nicht zwei Fuß (68 Centimeter) über denen des Mittelmeeres. Je nach den Winden und Fluthen kann die größere Höhe des südlichen Wasserpiegels bis auf sieben Pariser Fuß steigen, aber zu andern Zeiten sinkt er auf Null, und wenn bei Suez die tiefste Ebbe der Tag- und Nachtgleiche eingetreten ist, steht das Meer von Tineh um anderthalb Pariser Fuß höher.

Die deutsche und französische Gruppe waren zu Anfang 1848 mit ihren Arbeiten fertig, die englische hatte es erst bis zur Ansammlung von schätzbarem Material, von Karten und Plänen, gebracht. Ohne die Februarrevolution, die Alles stoden ließ, würden jetzt drei Oberingenieure an Ort und Stelle über den Beginn der Arbeiten verfügt haben. England benutzte diese Unterbrechung, um seinen Plan einer ägyptischen Eisenbahn zu fördern. Abbas Pascha gab der Peninsular and Oriental Company die gesforderte Erlaubnis, und man ging mit englischem Gelde und ägyptischen Arbeitern so schnell an's Werk, daß im Juli 1854 die Strecke von Alexandrien bis zum Nil, 1855 die Bahn auf ihrer ganzen Länge bis Kairo fertig war, worauf

Dieser Vertrag ist vom 30. November 1854 datirt und enthält folgende Bestimmungen. Die Compagnie universelle du canal maritime de Suez, gebildet von Capitalisten aller Nationen, wird von Meer zu Meer einen für große Schiffe fahrbaren Canal herstellen und hüben und drüber für genügende Eingänge, wie für einen oder zwei Häfen sorgen. Die ägyptische Regierung wählt den Director, wo möglich unter den Mitgliedern, welche im Besitz der meisten Actien sind. Die Concession gilt für neunundneunzig Jahre, die von der Eröffnung des Canals an gerechnet werden. Der Staat tritt der Gesellschaft den Boden, der ihm gehört, ohne Entschädigung ab, ertheilt ihr die Vollmacht zur Expropriationen und leistet ihr bei allen Arbeiten, die lediglich auf ihre Kosten ausgeführt werden, eine thätige Beihülfe (concours bon et loyal). Der Canalzoll, der nach einem mit der ägyptischen Regierung vereinbarten Tarif erhoben wird, muß für alle Nationen derselbe sein. Die Genehmigung der Pforte ist vorbehalten. Von der Heineinnahme erhalten:

Die ägyptische Regierung . . .	15%
Gründer	10%
Gesellschaft	75%
	<hr/>
	100%

Findet die ägyptische Regierung Befestigungen

für nöthig, so hat sie die Arbeiten auf ihre Kosten auszuführen. Der Canal bleibt stets neutral.

Die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags wurde nicht ohne Einwände gegen die Ausführbarkeit des Canals aufgenommen. Um diese zu widerlegen, ließ sich Lesseps die Bildung eines Vereins von Technikern, der sogenannten internationalen Commission, anlegen sein. Die Mitglieder dieser Commission sind für Deutschland Negrelli, Generalinspector der österreichischen Eisenbahnen, und Lenke, preussischer Oberingenieur der hydraulischen Arbeiten, für Frankreich Pieuissou, Ingenieur-Hydrograph der Marine, Renaud, Oberingenieur der öffentlichen Bauten, der Gegenadmiral Rigault de Genouilly und der Schiffscapitän Jaures, für England die Hof-Ingenieure Kendel und Mac Clean, Charles Ranby, Schriftführer der Gesellschaft der Zivilingenieure, und der Schiffscapitän Harris, den siebenzig Fahrten zwischen Ostindien und Suez empfahlen, für Holland Contrad, Oberingenieur des Wasserstaats (der hydraulischen Arbeiten), für Sardinien Paleocopa, Minister der öffentlichen Arbeiten, für Spanien Cipriano Segonda, Generaldirector der öffentlichen Arbeiten, für Egypten die Bey's Limant und Rougel. Die Commission theilte sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine in Paris ihren Sitz nahm, um das Canalproject der genauesten Prüfung zu unterwerfen, die zweite zu einer letzten Untersuchung des Bodens sich an Ort und Stelle begab. Diese zweite Abtheilung (Negrelli, Pieuissou, Renaud, Contrad und Mac Clean) hat vom November 1855 an die Vertikalleiten $2\frac{1}{2}$ Monate lang untersucht. Was sie ermittelt hat, bildet den Hauptinhalt des dritten Bandes von Lesseps' Werk: *Percement de l'Isthme de Suez (Rapport et projet de la Commission internationale)*.

Nach so vielen und gründlichen Untersuchungen würde es schwer sein, einen Erdenfleck zu bezeichnen, der genauer bekannt wäre, als die Vertikalleiten, durch die der Canal gezogen werden soll. Die allgemeine Gestaltung von Egypten kann als bekannt vorausgesetzt werden. Der Nil durchströmt ein tiefes Längenthal, das östlich und westlich von Gebirgsletten eingefaßt wird und im oberen und mittleren Egypten bei einer Ausdehnung von 200 Stunden eine Breite von nur drei bis vier Stunden hat. Anfänglich laufen beide Gebirgsletten parallel von Süden nach Norden, später treten sie in nordwestlicher und nordöstlicher Richtung auseinander und lassen zwischen Kairo, Alexandrien und Pelusium Raum für eine große dreieckige Ebene, die unteregyptische, welche drei Provinzen begreift, in der Mitte das eigentliche Nildelta, westlich das Behereh,

östlich das Chertieh. In der Höhe von Kairo und Suez senkt sich die östliche jener beiden Gebirgsletten, der Begleiter des Nil, zu Kalkhügeln herab, die in der Gegend des Sees Menzaleh in einer Spitze enden, welche in vorhistorischer Zeit ein zwischen dem rothen Meer und dem Mittelmeer vorspringendes Cap gebildet haben wird.

Unterhalb Kairo's, an der Stelle, wo Mehemed Ali seinen großen Steindamm von Saidieh zu bauen begann, theilt sich der Nil in zwei Arme, nach den Mündungsorten Arme von Rosette und von Damiette genannt. Von ihnen gehen die Canäle aus, welche zur Befruchtung des Landes dienen und sich bis zu der Lagunenreihe zwischen Pelusium und Alexandrien erstrecken. In der Zeit der Ueberschwemmung, die in den ersten Tagen des Juli beginnt und in der letzten Woche des Septembers den höchsten Stand erreicht, sind die meisten dieser Canäle schiffbar, doch dient nur einer, der Mahmudieh, von Mehemed Ali zwischen Alexandrien und dem Nil erbaut, zu Handelszwecken.

Die niedrigen Kalkhügel, die als Fortsetzung der östlichen Kette zum Mittelmeer ziehen, trennen das Niltal von dem Gebüet der Landenge, das nichts als eine Wüste ist. Diese Trennung ist indessen keine so vollständige, daß das Nilwasser nicht bei großen Ueberschwemmungen in den Isthmus eindringe. Dieses Eindringen erfolgt auf zwei Wegen, im Norden mittelst des Sees Menzaleh und in der Mitte der Landenge mittelst des Wadi Tumilat, einer leichten Einfunken zwischen den Kalkhügeln und der Sand- und Kiesfläde.

Obne in Egypten einen einzigen Zufluß zu empfangen, bewegt sich der Nil ruhig und ohne Einbuchtungen mit einer mittleren Breite von 3600 Fuß in Ober- und Mittelegypten und von 1800 Fuß nach seiner Theilung in zwei Arme gegen das Meer. Seine Uerlandschaft hat von den Katarakten bis Kairo eine Neigung von einem Meter auf das Kilometer (ungefähr drei Fuß auf eine Viertelstunde), von Kairo bis zum Meer von einem halben Meter. Beim niedrigsten Wasserstande erhebt sich der Spiegel des Flusses bei Kairo um 42 Fuß über das Meer, beim höchsten Stande der Ueberschwemmung um 24 Fuß mehr. Während der ersten Zeit ergießt der Nil täglich 50 Millionen, während der letzten Zeit 800 Millionen Kubimeter in's Meer. Der Schlamm, den er mit sich führt, dient zur Befruchtung des Landes. Unter dieser fruchtbaren Erde, deren Dide mit der Entfernung der Ländereien vom Nil regelmäßig abnimmt, liegt immer eine Sandschicht, geschwängert mit Salzen, die unter Begünstigung der Sommerhitze und des Truds, den das Nilwasser bei hohem Stande übt, nach

oben bringen. Dieses Salz würde den Boden unfruchtbar machen, wenn das süße in den Canälen aufsteigende Wasser es nicht alljährlich auflöste. Der Sand des Nils erreicht das Meer weniger als der Schlamm. Die Mündungen bei Damiette und Rosette haben beide Sandbarren, auf denen der Schiffer nur drei bis neun Fuß Wasser findet, in

Jahren mit höchstens dreißig Millionen Franken auszuführen versprochen, praktisch ist, hat er in dem Project Paulin Talabot's Berücksichtigung gefunden, und wir übergeben ihn daher. Talabot (Revue des Deux Mondes, Feyerung vom 1. Mai 1855) läßt seinen Canal von Suez ausgehen, dem Wadi Tumilat folgen, oberhalb des Dammes von Sai-



Alexandria.

Meere selbst bestehen die Ablagerungen des Flusses fast ausschließlich aus Schlamm.

Die Breitenifferenz zwischen Suez und Tineh beträgt $1^{\circ} 5'$, die Entfernung beider Orte von einander nicht ganz sechzehn deutsche Meilen. Zwischen dem rothen Meer und dem Golf von Belusum zieht eine deutlich erkennbare Bodensenkung, in der die Bittern Seen, jetzt ausgetrocknet, und der See Timjah liegen. Von Suez bis zum See Menzaleh, der durch mehrere Mündungen mit dem Mittelmeer in Verbindung steht, ist diese Einsenkung bis auf zwei kurze Schwellen von sechsunddreißig bis fünfundvierzig Fuß Höhe zwischen den Bittern Seen und dem Timjah und zwischen diesem und dem Menzaleh ein fast horizontaler Thalweg. Das Wadi Tumilat stößt auf ihn beim Timjah im rechten Winkel. Man hält dieses Thal, das bis Belbeis (Bubaste) verfolgt werden kann, für das Land Gosen der Bibel.

Auf diese Bodenverhältnisse müssen die Canalisirungspläne Rücksicht nehmen. Der älteste derselben stammt von Lepere (Mémoire sur la communication de la Mer des Indes à la Méditerranée par la Mer rouge et l'Isthme de Suez, 168 Seiten in Folio). So weit dieser Plan, den Lepere in fünf

dieh den Nil erreichen und von dort nach dem alten Hafen von Alexandria laufen. Die Länge dieses Canals würde hundert französische Stunden betragen.

Lepere hat die Unausführbarkeit dieses Plans unwiderleglich nachgewiesen. Wie will man die großen Seeschiffe, auf die jeder interoceanische Canal Bedacht nehmen muß, durch den eine Viertelstunde breiten Nil bringen, wo das Wasser bei niedrigem Stande, d. h. vier bis fünf Monate jährlich, nicht tiefer als $3\frac{1}{2}$ Fuß ist? Man braucht acht Meter, und wenn der Damm von Saidieh die Wassertiefe, wie Mehemed Ali berechnete, wirklich auf sechs Meter dreißig Centimeter brächte, so fehlen immer noch ein Meter siebenzig Centimeter. Talabot gesteht selbst, die Erhaltung einer solchen Tiefe biete Schwierigkeiten, deren Lösung noch nie gelungen, ja nicht einmal versucht worden sei, und schlägt daher eine Wasserleitung (pont-canal) quer über den Nil vor. Diese Leitung müßte achtunddreißig Meter breit und dreißig Meter hoch über der Marke des niedrigsten Wassers liegen. Man braucht auf jeder Seite des Nils mindestens vierzehn Schleusen, also viel Geld, von dem Zeitverlust für die Schiffe zu

schweigen. Woher nähme man das Wasser? Da der Josephs Canal längs der libyischen Gebirgskette, den Talabot zur Speisung eines großen Wasserbedens benutzen will, während eines Theils des Jahres trocken ist, so bliebe nichts übrig, als das Nilwasser mit Dampfmaschinen von zusammen 4000 Pferdekraft in den Canal zu heben. Erwachsen schon hieraus unverhältnißmäßige Kosten, so wären ferner noch zwei Millionen Franken jährlich aufzuwenden, um die 2,738,000 Kubikmeter Nilchlamm, die mit dem Wasser zugleich in den Canal gehoben würden, durch Ausbaggerung zu entfernen. Diese Kosten alle hätten die Schiffe zu tragen, die sich noch dazu von Pferden (Dampfschlepper schloße der Schleusenbau aus) ziehen lassen müßten, wofür auf der ganzen Strecke zwölf Franken von der Tonne zu entrichten wären. Der Hauptnachtheil würde darin bestehen, daß der Talabot'sche Canal alle die Bewässerungs- und Ueberschwemmungs-Canäle durchschneide, auf denen die Fruchtbarkeit der Provinzen Oberlich und Beherah beruht. Man müßte das hydraulische System Egyptens von Grund aus umändern und eine Menge der schwierigsten, mit endlosen Streitigkeiten verknüpften Bauten vornehmen. Alle diese Schwierigkeiten sind so groß, daß es unnöthig ist, noch der Einwände zu gedenken, die man gegen den alten Hafen von Alexandrien erhebt.

Alexis und Emile Barrault stellen einen zweiten Plan auf (Revue des Deux Mondes, Lieferung vom 1. Januar 1856). Die beiden Ingenieure verlegen den Canal von der Spitze des Delta's an dessen Basis. Sie wollen von Suez direct nach dem See Menzaleh bauen, diesen in seiner ganzen Länge durchschneiden und weiterhin dem Ufer des Meers in geringer Entfernung, die beiden Nilarme von Rosette und Damiette durchschneidend, bis zum neuen Hafen von Alexandrien folgen. Auch dieser Plan stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Auf eine Tiefe von $8\frac{1}{2}$ Meter berechnet, soll der Canal sein Wasser theils unmittelbar aus den beiden Nilarmen, theils durch einen im Wadi Zumilat abwärts gehenden Canal erhalten. Zu dem ersten Behuf sind Schleusen nöthig, von denen es mehr als zweifelhaft ist, ob sie beim höchsten Wasserstande, wenn der Nil sechzehnmal mehr Wasser als in der trocknen Zeit mit einer Geschwindigkeit von drei Fuß in der Secunde fortwälzt, Widerstand leisten könnten. In den Seen wäre der Canal einzudecken, und sein Wasserstand müßte permanent drei Fuß über dem des Mittelmeers erhalten werden. Wie könnte da das Wasser der unteregyptischen Canäle abfließen? Dieser Canal würde das bewunderungswürdige hydraulische System Unteregyptens auf die radicalste Weise vernichten,

außerdem aber wegen der vielen in dem lodern und schlammigen Boden nöthig werdenden Arbeiten eben so viel kosten, als Talabot's riesenhafte Bauten.

Entweder muß man den Bau ganz fallen lassen, oder man hat sich für den graden Weg von Suez nach Pelusium zu entscheiden. Bis auf die neueste Zeit machte man gegen diesen kürzesten Weg die Beschaffenheit des Meeres im Norden der Landenge geltend. Die Schlammmassen des Nils, sagte man, werden durch eine Strömung, die längs der afrikanischen Küste von Westen gegen Osten läuft, dem Busen von Pelusium zugeführt und lagern dort ab. Zu diesen Ablagerungen kommen noch die der Schlammwolle, die man vor den Mündungen bis auf eine weite Strecke in's Meer hinein wahrnimmt, denn die eifigen Winde treiben diese trüben Gewässer gegen die Küste zurück. In der Nähe des Ufers sind die Schlammhäufe so zahlreich und die allgemeine Tiefe des Meeres ist eine so geringe, daß man, wollte man den Canal hier münden lassen, einen Hafen im Meer, drei volle Stunden von dem Küstenrande entfernt, bauen müßte. Um für die Schiffe tiefes Wasser zu gewinnen, hätte man von diesem modernen Venedig nach der Küste mitten durch ein Meer von Schlamm einen Canal zu führen und natürlich schiffbar zu erhalten. Diese Aufgabe ist eine unlösbare, denn der Nilchlamm setzt sein Werk unaufhörlich fort und oft würde ein einziger ungünstiger Tag die Arbeit von Jahren zerföhren.

Genaue und häufige Sondirungen, von Puschou und Larouffe ausgeführt, haben ganz andre Verhältnisse nachgewiesen. Der Geh von Pelusium erstreckt sich von der Damiette-Spitze westlich bis zum Cap Castus östlich. Er besteht aus zwei Baien, die durch einen etwas vortretenden Theil des Ufers von einander getrennt werden. Der östliche Theil dieser Doppelbucht ist die Bai von Pelusium im engerm Sinne, der westliche ist die Bai von Dibeh. In beiden Theilen macht sich die von Westen nach Osten gehende Strömung, abgelenkt durch die Richtung der Küste bei Alexandrien und durch die mit Nacht einströmenden Gewässer des Nils, bloß an den vorspringendsten Caps bemerklich. Fänden die starken Ablagerungen statt, von denen man spricht, so müßten sie an der Küste bemerklich werden. Aber diese sagt nicht an; Pelusium liegt noch in derselben Entfernung vom Meer, die Strabo angibt, und an verschiednen Stellen hat das Meer sogar Eingriffe in das Land gemacht. In dem östlichen Theile der Doppelbucht findet man allerdings erst in größerer Entfernung vom Ufer hinreichende Tiefen, aber im westlichen Theile hat man auf einer Uferlänge von fünf Stunden beträgt

mit 6900 Fuß Entfernung vierundzwanzig Fuß und auf der Höhe des alten Sais in einer Entfernung von 9000 Fuß dreißig Fuß Wasser. Bis zu dieser Tiefe bemerkt man gar keinen Schlamm, sondern bloß einen reinen und seinen Sand. Um diese Tiefe zu erreichen, sind zwei Hafendämme nöthig, der eine (der westliche) von 9000, der andre (der östliche) von 7500 Fuß Länge. Solche Arbeiten sind nicht ungewöhnlich, beim Hasen von Malamocco hat man größere ausgeführt.

Auf diese Sondirungen sich stützend, durch die der wichtigste Einwand gegen einen directen Canal von Suez nach Pelusium entkräftet wird, will Lessps diesen kürzesten Weg wählen lassen. Sein directer Canal hat mit den andern Vorschlägen den südlichen Ausgangspunkt Suez gemein. Der dortige Hasen ist geräumig und sicher. Die englische Corvette Fenobia, die als Kohlenschiff der englischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft seit drei Jahren dort liegt, hat ihre Anker nie weichen sehen und ist Tag für Tag in Verbindung mit dem Lande geblieben. Aber das Meer ist nach dem Lande zu seicht, und darum werden auch hier zwei Hafendämme, von 2000 und von 1800 Meter Länge, nöthig. Das Material dazu werden zwei nahe Berge, der Atala auf der afrikanischen Seite und der M'Salem auf der arabischen Seite, liefern. Eine von dem ersten Berge gebildete Bucht kann als gute Rhebe benutzt werden.

Schleusen sind weder bei Suez noch auf der andern Seite nöthig. Die Verhältnisse erlauben, der Schifffahrt alle Vortheile eines freien Bosporus zu gewähren. Von Suez läuft der Canal nach den fünf Stunden entfernten Bittern Seen, die tiefer als das rothe Meer liegen, und sich daher mit Wasser füllen werden. Die südliche Strömung, die auf diese Weise hervorgerufen wird, ist den von Pelusium kommenden Schiffen, da die Nordwinde vorherrschend sind, nicht hinderlich, und hilft den von Suez aufsegelnden Schiffen diese Winde besiegen.

Mit dem Wasser des rothen Meeres gefüllt, sind die Bittern Seen so tief, daß man auf einer Strecke von 4 1/2 Stunde gar keiner Canalarbeiten bedarf. Von hier durchschneidet der Canal eine Bodenerhebung, die in den französischen Berichten nach einem Monument, das übrigens den persischen Croberern zugeschrieben wird, den Namen der „Schwelle des Serapeums“ führt. Jenseit dieser Schwelle gelangt man zum See Timsah, der wichtigsten Stelle des Binnenlandes.

Der Timsah, gegenwärtig größtentheils trocken, hat etwa 2000 Hectaren Umfang, und sein Boden liegt zwölf bis fünfzehn Fuß unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres. Dieses große Beden läßt sich ohne bedenkliche

Schwierigkeiten mit Wasser füllen, wie schon der Umstand beweist, daß die Gewässer des Nil bei großen Ueberschwemmungen den Timsah erreichen. Um diese jetzt periodische Verbindung des Sees mit dem Nil dauernd zu machen, genügt ein Canal, bei dem man die älteren Arbeiten der Römer und die neueren Nebemed Nil's benutzen kann. Oberhalb des Punktes, wo das Wadi Tumilat in den Timsah mündet, will man zwei kleinere Canäle, zur Bewässerung des Landes bestimmt, südlich und nördlich, parallel mit dem großen Verbindungs canal, abzweigen. Durch diese Arbeiten erreicht man mehrere wichtige Zwecke. Die 2000 Hectaren des Timsah liefern einen geräumigen Binnenhasen, in dem die Schiffe aus dem Mittelmeer Wasser und Kohlen einnehmen, die von Indien, China und Australien Ausbesserungen vornehmen können. Durch den Südwasser canal des Wadi Tumilat verbindet man die ägyptische Binnenschifffahrt mit dem Meer, und verkraft dem Nilthal den zu allen Zeiten erstrebten bequemen und wohlfeilen Abfah seines Kornes nach den arabischen Märkten. Durch die beiden Bewässerungscanäle endlich erweckt man die alte Fruchtbarkeit der Landenge, für welche die Bibel und tausend noch vorhandene Spuren Zeugniß ablegen. Die Landenge ist zur Wüste geworden, weil und seit sie kein Wasser mehr hat; mit diesem Lebenselement versehen wird sie wie einst Felder und Dörfer tragen und der neuen Meerstraße frische Lebensmittel liefern.

Im Norden des Timsah's wendet sich der Canal, die höchste Bodenerhebung der Enge, die „Schwelle von Et-Guifir“ durchschneidend und das Bett des Nchos-Canals überschreitend, in nordwestlicher Richtung zum See Menzaleh. Er durchzieht diesen gegen Westen und mündet in der Nähe der alten tanitischen Rändung in's Meer, wo der schon erwähnte Hasen angelegt werden soll, den Lessps der alten Stadt Sais und dem jetzt regierenden Vicetönig zu Ehren Said zu nennen vorschlägt. Zwischen den beiden Hafendämmen gewinnt man einen Hasen von 176 Hectaren Umfang, und dieser ganze Theil der pelusischen Bucht kann als Rhebe benutzt werden. Als die Küstenschifffahrt zwischen Egypten und Syrien noch nicht vom Dampfe aus dem Felde geschlagen worden war, suchten und fanden die Segelschiffe an diesem westlichen Theile der Bucht Schutz gegen die herrschenden Westnordwestwinde.

Da häufig behauptet worden war, daß der Boden der Landenge aus einem feinen Sande bestehe, in dem dauerhafte Arbeiten nicht auszuführen seien, und der, durch Winde und Stürme gehoben, Verschüttungen herbeiführen werde, so widmeten die Ingenieure der inter-

nationalen Commission diesen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit. Sie führten von Meer zu Meer neunzehn Bohrungen aus, mit denen sie zum Theil achtundvierzig bis einundsiebzig Fuß tief gingen. Dabei zeigte sich, daß von Suez bis zu den Bittern Seen Thon, von dort bis zum Mittelmeer fester Sand vorherrscht. Auf große Schwierigkeiten bei der Ausgrabung und Erhaltung des Canals wird man nirgends stoßen; die schlimmste Stelle ist in der Nähe von Suez, wo ein zusammengeballter, fast steinartiger Sand vorkommt. Der bewegliche, im Winde treibende Sand, von dem man geträumt hat, existirt nicht. Theils werden die Sandschichten durch aufliegenden Kies, theils durch die Vegetation festgehalten. Im Niltale sind viele der alten Monumente unter dem Sande vergraben, auf der Landenge sieht man die alten Canalbämme noch funfzehn bis achtzehn Fuß emporragen. In der ausgebeulten Einsenkung der Bittern Seen hat keine Verwehung stattgefunden, und eben so wenig in den ausgetrockneten Theilen des Timah's. Am schlagendsten ist vielleicht die Thatsache, daß in einem Lager, das die französischen Ingenieure in der Nähe des alten Migdol ausgeschlagen hatten, ein Jahr später die kleinen Erderhebungen, die man um die Zelte aufzuwerfen pflegt, ihre reinen Ränder und Böschungen behalten hatten.

Für die größten Schiffe, die zwischen Indien und Europa segeln, z. B. für Klipper von 3000 Tonnen, genügt eine Canaltiefe von vierundzwanzig Fuß (acht Meter). Für zwei Linien hin- und hergehender Schiffe, für eine dritte Linie, die aus irgend einem Grunde unterwegs Halt machte, und für die freie Bewegung aller dieser Fahrzeuge braucht man eine Canalbreite von 240 Fuß. Diese Verhältnisse haben denn die Ingenieure auch angenommen, und nach ihnen richteten sich ihre Kostenanschläge. Lesseps berechnet die Kosten wie folgt:

der Canal zwisch. d. bb. Meeren	84,308,838 Fr.
des Wadi Tumilat	9,000,000 "
des Hafens Saïd	21,059,075 "
des Timah	1,589,120 "
des Suez	8,649,562 "
Fruchtthürme, Magazine u. f. w.	2,335,000 "
Nebendarbeiten	15,850,000 "
Verwaltungskosten 2% v. Cap.	3,578,164 "
Unfälle u. Unvorhergesehenes	14,570,241 "
	162,000,000 Fr.

Da das Gesellschaftscapital zu 200 Millionen Franken festgesetzt ist, so bleiben noch 38 Millionen übrig, die man theils zu Werken und Anstalten, welche eine Steigerung der Einnahmen erwarten lassen, theils zur Bezahlung von fünf Procent Zinsen während der Dauer

der Canalarbeiten an die Mitglieder der Gesellschaft verwenden will.

Die Kostenanschläge — man findet sie detaillirt ausgeführt im *Perceement de l'Isthme*, Vol. 3 p. 199 — 230 — sind von Rougel-Bey gemacht worden, einem französischen Ingenieur, der seit langer Zeit in Egypten lebt, über zwanzig Jahre im Dienst des Sultans große öffentliche Arbeiten ausgeführt hat, und daher die Vortheile der umfassendsten Sachkenntniß und der reiften Erfahrung besitzt. Doch es handelt sich hier um Erd- und Wasserbauten, bei denen eine Garantie gegen die Ueberschreitung der Voranschläge nicht gut denkbar ist.

Die erste Frage, die sich uns noch bier darstellt, die Verhältnisse aufdrängt, ist die: Wird der Canal die Kosten decken und einen Mehrgewinn für die Unternehmer liefern? Man will jedes durchsegelnde Schiff zehn Franken Canalgebühr für die Tonne bezahlen lassen, und rechnet bei diesem mäßigen Saße auf einen Reingewinn von mindestens vier Procent. Saladot spricht von einer Bruttoeinnahme von zehn Millionen Thalern, oder nach Abzug aller Kosten von 12 Procent. Vor der Dubliner Handelskammer wurde jüngst (Ende Mai) die Behauptung aufgestellt, daß täglich bloß zwei Schiffe, jedes zu 2500 Tonnen, den Canal zu benutzen brauchten, um Kosten und Interessen zu decken.

Die Zukunft des Suezcanals hängt von einer solchen Menge politischer, nautischer und commercieller Verhältnisse ab, daß wir von einer auf Alles eingehenden Kritik absehen müssen. Die Hauptfactoren, die über das Plus oder Minus der Rechnung entscheiden, zu bezeichnen und kurz zu besprechen, können wir nicht umgehen.

Der Suezcanal ist für den örtlichen Verkehr und für den Weltverkehr bestimmt, und wird von beiden Einnahmen ziehen. Was den ersteren betrifft, so braucht die Bedeutung Egyptens als Produktions- und Handelsland nicht besonders hervorgehoben zu werden; sie ist weltbekannt. Diese Bedeutung hat sich in den letzten Jahren ungemein gehoben. Der Umsatz des Hafens Alexandriens betrug im Jahre 1841 schon 81,173,000 Franken, und stieg 1851 auf 103,000,000, 1852 auf 121,000,000, 1854 auf 123,261,964 und 1855 auf 168,301,886 Franken. 1854 und 1855 wurden an Hauptartikeln aus Alexandria ausgeführt:

Korn	1854	2,106,122 Ctr.
	1855	3,471,963 "
Baumwolle	1854	477,900 Hectol.
	1855	520,886 "
Gummi	1854	80,599 "
	1855	111,120 "

Bohnen	1854	651,410	Hectol.
	1855	745,331	"
Hülsenfrüchte	1854	625,043	"
	1855	830,714	"
Samen aller Art	1854	200,102	"
	1855	277,084	"

England und Oesterreich sind bei dieser Handelsbewegung Alexandriens am meisten betheilig, aber auch Frankreich steht mit dem ägyptischen Handelsplatze in regem Verkehr. Es geschieht nicht selten, daß bei Nordwest in einem einzigen Tage sechzig bis achtzig Schiffe in Alexandrien einlaufen.

Den selben Aufschwung nehmen wir auf der ägyptischen Eisenbahn (Alexandrien - Kairo) wahr. Sie hatte im ersten Jahre eine Roh-einnahme von 3,750,000, im zweiten, die bedeutenden Personen- und Materialtransporte der Regierung nicht mitgerechnet, von 5,400,000 Franken. Den größten Theil des Ertrags liefern die Frelahs, die in der dritten Classe zehn Franken bezahlen. Die Fortsetzung dieser Bahn von Kairo nach Suez wird mit einer Umsicht und einer Energie getrieben, die den Arbeiten am Suezcanal das günstigste Prognostikon stellen. Im April dieses Jahres waren über 18 Stunden Erdarbeiten fertig und auf einer Strecke von mehr als 14 Stunden lagen die Schienen.

Suez steht mit Kairo und dem rothen Meer in Verbindung. 1849 trugen 70,000 Kameele Waaren von Kairo nach Suez, 1852 waren es 91,000 dieser Lastthiere und 1855 etwa 120,000. Da das Kameel durchschnittlich 250 Kilogramm oder 500 Pfund trägt, so kann man den Umfang dieses Handels zu 600,000 Zollcentnern annehmen. Ein großer Theil dieser Waaren wird auf dem rothen Meere nach Arabien verschifft. Arabische Küstfahrer betreiben diesen Handel mit Schiffen, die noch eben so plump gebaut sind, wie vor einigen hundert Jahren. Sie halten sich möglichst dicht an der Küste, legen in jeder Nacht bei und scheitern dennoch häufig. Lamifer, der Verfasser eines guten Buchs über Arabien, erzählt von einem Steuermann, der ihm dadurch eine gute Meinung von seiner Geschicklichkeit beibringen wollte, daß er prahlte, er habe bereits sechs Schiffe unter seinen Füssen untergehen sehen. Auch die Pilger, die über Suez nach Mekka gehen, tragen zur Belebung des Handels bei. In dieser Beziehung ist übrigens Koffeir, das von der großen Sudantarawane gewählt wird, bevorzugt. Im Jahre 1852 schifften sich in Koffeir 10,455 Mekkapilger ein und in Suez bloß 4300. Alles in Allem ist der Handel von Suez auf 40 Millionen Franken jährlich zu veranschlagen.

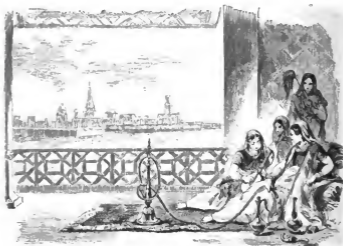
Der für uns interessanteste Verkehr, der

in Suez stattfindet, ist der, welcher sich an das Unternehmen der englischen Transitgesellschaft anknüpft. Nach dem sechzehnten Jahresberichte der Directoren bestand die Flotte der Gesellschaft am 30. September 1856 aus 52 Schiffen, darunter 45 Dampfschiffe, meistens Schraubenschiffe, und hatte eine Totalstärke von 67,934 Tonnen und 15,190 Pferdekraft. Das größte Schiff war der Simla von 2600 Tonnen und 600 Pferdekraft. Die sieben Segelschiffe dienen zum Transport der Vorräthe, namentlich der Kohlen, nach den verschiedenen Lagerplätzen der Gesellschaft in Gibraltar, Alexandrien, Suez, Aden u. s. w. Das Capital der Gesellschaft belief sich am 30. September 1856 auf 2,591,674 Pfd. St. und der reine Ertrag erreichte 8 %. Die Ueberfahrtspreise sind vom 1. Januar 1857 an auf ziemlich allen Linien um 15 Pfd. herabgesetzt, und man bezahlt gegenwärtig von Southampton nach Hongkong 130 Pfd. Die Linien, auf denen die Gesellschaft den Dienst besorgt, umfassen einen großen Theil der indischen Handelsplätze und werden mit jedem Jahre zahlreicher. So ist z. B. 1857 eine australische Dampfschiffahrt eingerichtet und mit der Suezstraße in Verbindung gesetzt worden. Aus den ostindischen Häfen gehen in jedem Monat zwei Schiffe ab, das eine von Bombay, das andere von Calcutta. Ceylon ist der Sammelplatz für diese Dampfer und die andern, welche von Madras, Karadschi und Rangun kommen und dort die Dampfer aus Hongkong, die Sabuan und Singapur berühren, erwarten. Einmal monatlich kommt ein Schiff aus Mauritius nach Ceylon und seit diesem Jahre schließt sich die australische Linie an. Im Jahre 1855 legten bei Suez 52 Gesellschaftsschiffe an, die von 5503 Reisenden benutzt wurden. Außer Passagieren führen die Dampfer auch Depeschen, Briefe und Waaren von geringem Gewicht und großem Werth. Die ägyptische Regierung hat die Beförderung der Reisenden zu Lande übernommen. Sie erfolgt, bis die Kairo-Suez-Bahn vollendet ist, durch die Wüste auf einer vortrefflichen Straße, die Linant Bey angelegt hat, und von Kairo bis Alexandrien auf der Eisenbahn. Von Kairo bis zum rothen Meer sind sechzehn Stationen, die man in zehn bis zwölf Stunden zurücklegt.

Es ist darauf zu rechnen, daß der örtliche Verkehr Egyptens, den wir als bedeutend und im Wachsen begriffen dargestellt haben, dem Canal theilweise zu gut kommen wird. Der Heranzug dieses Verkehrs wird der Südwasser canal des Wabi Lumilat Vorkub leisten. Ein noch größerer Aufschwung Egyptens, als die oben mitgetheilten Zahlen ihn nachweisen, hängt nicht von der Fortdauer

der abnormen Verhältnisse des europäischen Getreidemarkts ab, sondern von der Fortsetzung d. r. bisherigen innern Politik Said Pascha's. Aus der Ausdehnung der Abschaffung der Regierungsmonopole und der Vinnenzölle auf die fünf Provinzen des Sudans, die im Januar 1857 erfolgt ist, läßt sich in dieser Beziehung das Günstigste folgern. Frei-

westlich der Dardanellen, die an Bagdad, das Mitglied für Kiviwe, vergeben worden ist, von Emarna nach Kibin, deren Concessionär Wilkins ist, und von Suedieh (Seleukia) bis Bassorah mit dem Zwischenpunkte H. Die letzte ist die vielbesprochene Cuphratbahn, und Generalmajor Chesney hat die Commission für eine englische Gesellschaft erhalten.



Bagdad.

lich sind die örtlichen Verkehrsverhältnisse bei dem Canal Nebenache, er will eine Weltstraße sein, und ob oder in welchem Grade er dies werden kann, ist der Cardinalpunkt.

Die Zahl der Freunde des Suezcanals ist ungleich größer, als die der Gegner. Wie wir durch die Blätter der ersten erfahren, sind von den erforderlichen Summen wenige Monate nach dem Zusammentreten der internationalen Commission bereits fünf Millionen Pfund gezeichnet gewesen, und alle Regierungen, mit alleiniger Ausnahme der englischen, haben sich günstig ausgesprochen. Dem englischen Widerstande ist die Verzögerung der Einwilligung des Sultans als Oberlehnsherrn von Egypten zuzuschreiben, eine Verzögerung, die um so leichter auf einen fremden Einfluß zurückzuführen ist, als Abd-ul-Meschid im vorigen Jahre in einem Schreiben an Said Pascha ganz andere Gesinnungen ausgesprochen hat. Der englische Einfluß ist zur Zeit am Bosphorus allgebietend. Englische Capitalisten haben im Januar und Februar dieses Jahres von der Worte Schlag auf Schlag fünf große Concessionen erlangt, zu einer Bank, zu einem unterseeischen Telegraphen und zu drei Eisenbahnen, von Rüstschuk an der Donau zum Meerbusen von Soros, nord-

Die Cuphratbahn hat die hauptsächlichste und vielleicht einzige Bestimmung, den Plan des Suezcanals in den Hintergrund zu drängen. Diese Eisenbahn würde eine Länge von 1200 bis 1500 Kilometern haben und 300 bis 400 Millionen Franken kosten. Eine große Strecke weit müßte sie durch die Wüste geführt werden, wo es an Wasser fehlt und wo umherstreifende Horden wohnen, die zu unterwerfen oder nur nothdürftig im Zaume zu halten der türkischen Regierung noch nie gelungen ist. Ihre Herrschaft über das Paschaat Bagdad ist wenig mehr als eine nominelle. In wie weit der Schat el Arab von Bassorah aus für große Seeschiffe benutzbar gemacht werden könnte, ist so wenig ermittelt worden, als man mit Gewißheit weiß, welche Terrainverhältnisse auf der ganzen Bahnlinie zu erwarten sind. Boaren, die mit der Cuphratbahn gingen, müßten ferner zwei- bis dreimal ungeladen werden und hätten unter der Voraussetzung, daß man sich mit dem Tarrif der französischen Bahnen, 0,10 Fr. für Tonne und Kilometer, begnügen könnte, 120 Franken von der Tonne zu entrichten. Das ist 110 Franken theurer, als der Suezcanal befördern will, und so hoch ist der Vortheil der geringeren Ent-

fernung des persischen Meerbusens von Indien nicht anzuschlagen, daß dieser enorme Mehrbetrag an Kosten ausgeglichen würde.

Dieser Widerstand der englischen Regierung stellt im Grunde dem praktischen Werthe des Canals das günstigste Zeugniß aus. Mögen die Bedenken nun von Leadenhall oder vom auswärtigen Amt ausgehen, mögen sie die Nachstellung oder die Handelsstellung Englands zum Gegenstande haben, immer beweisen sie, daß man den Suezcanal fürchtet, und was keine Zukunft hat, erregt keine Furcht.

Die französischen Patrone des Canals sind kräftig bemüht, die englische Eifersucht durch ihre sanguinischen Prophezeiungen von den ungeheuren Erfolgen des Suezcanals zu nähren. Sie haben in Verbindung mit ihren italienischen Genossen zwei eigne Journale gegründet, das Journal de l'Isthme de Suez und das Bollettino dell' istmo de Suez. Außerdem bearbeiten sie die Presse aller Länder unermüdblich, und in diesem Augenblicke bereist Lesséps persönlich England, um Propaganda zu machen. Er erfreut sich des besten Erfolgs, wie es scheint, denn bereits haben sich die Handelskammern von Liverpool, Manchester, Dublin, Cork, Belfast und Glasgow für ihn ausgesprochen. Vorher schon hatte der größere Theil der englischen Presse für den Canal Partei genommen, von Fachzeitschriften namentlich die Shipping and Mercantile Gazette, das Mining Journal und die Railway Times. Von den dem Prospect freundlich gesinnten Flugschriften sind die bedeutendsten Kenney's: The gates of the East und die anonym in Glasgow erschienene: British Interests in the Canalisation.

Die Freunde des Canals haben die Ersparung an Zeit, die ihr Project dem Schiffer in Aussicht stelle, zu ihrem Hauptargument erhoben. Man hat darüber verschiedene Berechnungen angestellt, von denen eine von der französischen Academie (Comptes rendus, T. XLIV, No. 9) herrührt, die aber nicht zuverlässig zu sein scheint, da wir wenigstens keinen Grund zu sehen vermögen, weshalb ein Stockholmer Schiffer auf dem Wege über Suez 340 Seemeilen mehr ersparen sollte, als ein Petersburger. Wir theilen die von Gessier, Ingenieur hydrographe en chef entworfene Tabelle mit. Sie nennt in Seemeilen (60 auf den Grad) die verschiedenen Entfernungen, welche die Schiffe von den nachbenannten Häfen bis zur Insel Ceylon auf dem Wege über das atlantische und über das rothe Meer zurückzulegen haben.

Von	Nach Ceylon.		Ablösung der Meile.
	Atlant. Ocean.	Rothes Meer.	
Petersburg	15,660	8620	7040
Stockholm	15,330	8290	7040
Danzig	15,240	8200	7040
Hamburg	14,650	7610	7040
Amsterdam	14,460	7420	7040
London	14,340	7300	7040
Havre	14,130	7090	7040
Lissabon	13,500	6190	7310
Barcelona	14,330	5500	8830
Marseille	14,500	5490	9010
Genua	14,690	5440	9250
Triest	15,480	5220	10,260
Constantinopel	15,630	4750	10,880
Odesa	15,960	5080	10,880

Die Franzosen haben nicht Unrecht, wenn sie, auf diese und ähnliche Berechnungen gestützt, von einer Ablösung der Fahrt um die volle Hälfte sprechen. Die Schiffe der Ostsee werden nach ihren Annahmen auf 100 Tage 46 ersparen, die des atlantischen Oceans 50, die des Mittelmeers 65.

Diese bedeutende Ablösung, meint man, werde dem Canal von Suez alle die Schiffe zuführen, welche gegenwärtig noch um das Vorgebirge der guten Hoffnung segeln. Den Handel der europäischen Colonialstaaten mit ihren Niederlassungen in den indischen Meeren kennt man genau aus officiellen Bekanntmachungen, den englischen aus den dem Parlament vorgelegten Nachweisen, den holländischen aus der Statistiek van den Handel en de Scheepvaart van het Koninkrijk der Neerlanden, den französischen aus den Tableaux du Commerce de la France avec l'étranger et avec les colonies, den spanischen aus dem Quadro general del comercio de Espana con sus posesiones ultramarinas y potencias extranjeras. Nach diesen amtlichen Documenten ist die Handelsbewegung der indischen Colonien in den nachbenannten Jahren folgende gewesen:

	Schiff.	Loouen.
England 1853	2578	1,330,655
" 1854	—	1,370,000
" 1855	—	1,590,407
" 1856	—	1,771,871
Holland 1852	505	286,151
Frankreich 1853	434	139,792
Spanien 1850	25	11,517

In dieser Tabelle fehlen verschiedene Zahlen, z. B. des ganzen portugiesischen Verkehrs, des holländischen Handels mit China, endlich der Bewegung aller fremden Schiffe, welche nach einer Colonie gefegelt sind, ohne das Mutterland berührt zu haben. Wie man sieht, überwiegt der englische Handel ganz unverhältnißmäßig; er nimmt $\frac{1}{3}$ des indischen Güterver-

lehrt für sich und hat sich in den beiden letzten Jahren um 400,000 Tonnen vermehrt.

Die Kritiken der französischen Vorausberechnungen (Edinburgh Review, Ausbund und Karl Andree in den Wissenschaftlichen Beilagen der Leipziger Zeitung 82—85 vom Jahre 1856) bekämpfen die Annahme, daß

Royal Charter, der 1855 in der beispiellos kurzen Zeit von neunundfünfzig Tagen von Plymouth nach Melbourne gelangte, bediente sich der Schraube vierzehn Tage lang. Wie viel mehr würde er gebraucht haben, wenn dieses Hülfsmittel ihn nicht gegen ungünstige Winde unterstützt und nicht rasch durch das



Strasse zu Jeddah (Dschidda)

der indische Verkehr insgesammt von der alten Straße zum Canal übergehen werde. Alle drei gehen von dem Cap aus: Zur See ist der kürzeste Weg nicht immer der beste, sicherste und wohlfeilste. Da der Schiffer aus dem atlantischen Wege, so wird von dieser Seite behauptet, seine Fahrstraße je nach den Strömungen und Winden völlig frei wählen könne, während er auf der Canalstraße an Engungen und das schmale Längenthal des rothen Meeres gebunden sei, so sei der Fall denkbar und in der That mehrfach dagewesen, daß ein Schiff die indischen Meere um das Cap der guten Hoffnung in derselben Zeit erreicht habe, die man für den Suezcanal berechne. Für diese Behauptung, die ihre eigenen Verfechter auch nur für die atlantischen, nicht für die Mittelmeerhäfen aufstellen, werden indessen nur einzelne besonders günstige Fahrten als Belege angeführt, und nicht alle diese Fahrten sind als Beweismittel gegen die Suezstraße gültig. So sind die Schiffe, mit denen man Parade macht, um zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit Segelschiffe um das Cap gelangen, Klipper mit einer Auxiliarschraube. Der

breite Gebiet der atlantischen Calmen geführt hätte.

Begründeter sind die Bedenken, die sich an das rothe Meer knüpfen. In der Nothwendigkeit, daß die den Canal befahrenden Schiffe dieses halb geschlossene Becken benutzen müssen, liegt in der That der schwächste Punkt des Project's. Das rothe Meer bildet eine verhältnismäßig schmale Straße von 362 Meilen Länge und einer durchschnittlichen Breite von nur 45 Meilen. Die Korallenriffe, die an jedem der beiden Ufer in eine Parallellinie ziehen, haben das Meer in drei verschiedene Canäle getheilt. Der mittelste ist der breitesten und hat eine Tiefe, die durchschnittlich hundert Faden beträgt, aber gegen Suez hin bedeutend abnimmt. In der Straße Bab el Mandeb beträgt die Breite des Meeres von einem Ufer zum andern nicht mehr als 2 1/2 Meile, und selbst dieser Raum verringert sich noch durch die Insel Perim, welche das Wasser in zwei Ströme theilt.

Durch diese Meerenge bringt eine Strömung ein, die dem rothen Meere eine beträchtliche Wassermenge zuführt. Ohne sie würde das Meer bald austrocknen, denn die

Verdunstung des Wassers ist in diesen niederen Breiten eine enorme. Man berechnet sie auf einen Viertelzoll täglich, und sein einmündender Fluß ersetzt sie. Die Strömung geht von Nord nach Süd im Sinne der Längengasse. Indeß treten auch starke Gegenströmungen auf, die im Norden vermuthlich am Grunde des Meeres ziehen und erst weiter südlich im Kampfe mit der Hauptströmung von Süden nach Norden beobachtet werden.

Im Norden des rothen Meeres sind acht Monate lang, vom April bis zum December, Nordwestwinde vorherrschend. Vom December bis zum April treten abwechselnd südliche Winde ein. Im Süden des Meeres folgt die Luftströmung ganz anderen Gesetzen. Der indische Nordostmonsoon, der regelmäßig vom October bis zum Mai die Herrschaft hat, dreht sich an der Straße Bab el Mandeb fast im rechten Winkel und weht als Südost das rothe Meer hinauf. Er reicht jedoch in der Regel nur bis Dschidda, ausnahmsweise aber in der oben angegebenen Zeit bis nach Suez. Gegefährlich wird das rothe Meer, wie Norreby Wellstead und andere Nautiker nachgewiesen haben, durch diese Winde nicht. In den sechzehn Jahren des Bestehens der Transitzgesellschaft ist nicht ein einziger Unglücksfall vorgekommen. Wie viele Schiffe mögen nicht in derselben Zeit bei der Fahrt um das Cap versegelt sein.

Die entgegengesetzte Richtung der Winde oben und unten, im Norden und im Süden, ist für Segelschiffe ein offenkbarer Nachtheil. Die Vertheidiger des Suezcanals stellen auch nicht in Abrede, daß ein solches Schiff in den acht Monaten der Nordwestwinde oberhalb Dschidda's, bis wohin es vom indischen Monsoon geführt wird, eine sehr schwierige Fahrt haben wird. Der französische Consul Fontaine (Voyage dans l'Inde) berechnet, daß Segelschiffe in dieser ungünstigen Zeit von Bab el Mandeb nach Suez mindestens dreißig Tage brauchen, während zur Rückfahrt sieben bis acht Tage genügen. Segelschiffe werden sich daher nach den Windverhältnissen richten müssen, wozu sie ja auch bei der Fahrt um das Cap genöthigt sind. Das nordamerikanische Nautical Magazine — auch eine dem Canal günstige Fachzeitung — gibt Anweisungen dazu.

Für Dampfschiffe existiren jene Hindernisse der Schifffahrt natürlich nicht. Sie brauchen nicht zu fragen, welche Winde sie bei Suez treffen werden, und welche bei Bab el Mandeb; die Auxiliarschraube hilft ihnen hier wie dort. Zur Zeit ist die Zahl der reinen und gemischten (mit Segel und Dampf fahrenden) Dampfschiffe keine große, aber sie ist im Zunehmen begriffen und nach dem Vorgange der Kriegsmarine zu urtheilen, wird der

Dampf in nicht ferner Zeit das Segel verdrängen. „Unter den Marineofficieren der internationalen Commission,“ sagt Vesséps, „sprach sich einstimmig die Meinung aus, daß noch vor Vollendung des Canals die Handelsmarine den Uebergang vom Segel zum Dampf, der im Einzelnen bereits tägliche Fortschritte macht, vollzogen haben werde.“

Augenblicklich repräsentiren die nach Egypten, Indien und Australien fahrenden Segelschiffe noch einen Gehalt von 842,838, und die Dampfschiffe von nur 39,444 Tonnen. Das Verhältniß des Dampfes zum Segel ist daher wie 1000 zu 21,350 Tonnen. Zu Anfang des Jahres 1854 war in England der gesammte Tonnengehalt der Segelschiffe 3,915,076 und der der Dampfer 305,255. Aber durch die Neubauten jenes Jahres vermehrte sich der Tonnengehalt der Segelschiffe um 132,687 und jener der Dampfer um 64,255. Diese Zahlen documentiren die Schnelligkeit des Umschwungs, von dessen baldigem Vollzuge die Marineofficiere der internationalen Commission sich überzeugt erklärten. Bei den alten Schiffen war das Verhältniß des Dampfes zum Segel wie 1 zu 13, bei den neuen stellte es sich fast wie 1 zu 2. Hängt die Zukunft des Suezcanals wirklich von dem Siege des Dampfes ab, so ist für sie kaum etwas zu fürchten.

Sind unsre Leser uns muthig durch Ronsume und Nordwester gefolgt, so mögen sie uns nun zu den Ufern jenes bald erschlossenen Meeres begleiten, das von der Farbe seiner über Korallenriffen fluthenden Gewässer den Namen des rothen erhalten hat, aber wegen seiner Verkehrsverhältnisse besser das stille genannt würde. Vom Zauberstabe des Weltverkehrs berührt, wird dieser öde Winkel sich beleben. Der erste Schritt ist geschehen: am 29. November 1856 ist in Egypten eine Dampfschiffahrts-gesellschaft für das rothe Meer mit einem Capital von 160,000 Beuteln oder achtzig Millionen Piaster, vertheilt auf 40,000 Actien zu 100 Talaris (Marietheresenthaler), concessionirt worden.

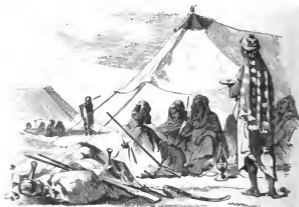
Au der arabischen Küste ist Lor der erste Hafen, der auf Suez folgt. Vier Stunden vom Sinai entfernt, hat der Ort in 40 Häusern 150 Einwohner, welche vom Dattelhandel leben. Jumbo liegt größtentheils in Trümmern, und der Hafen ist offen und unsicher. Dschidda, die Hafenstadt von Mekka, liegt auf einer ausgedehnten sandigen Ebene und muß sein Trintwasser auf Kameelen herbeischaffen lassen. Die Stadt ist eng und schlecht gebaut, hat Mauern mit Thürmen und eine türkische Besatzung, die in der Regel monatlang keinen Sold erhält, was zur Sicherheit des Orts und der Umgegend nicht beiträgt. Der Hafen kann nur von kleineren Schiffen benutzt wer-



Mokka.

den, größere Fahrzeuge anfern auf der Rbede. Der Handel mit Indien, Arabien, Egypten und dem übrigen Afrifa ist sehr lebhaft. Von europäischen Waaren empfängt Schibba, das mit Einschluß der Vorstädte von 100,000 Menschen bewohnt wird, Masfachen aller Art, Messerschmiedewaaren, Seife, Tuch, Seide und Baumwollenwaaren, und gibt dafür Gummi, Weihrauch, Essenzen, Medicinalpflanzen, Schülfrötnschaalen und Kaffee. Hobeida, das durch seine vielen Moscheestuppeln und Minarets ein sehr stattliches Ansehn erhält, hatte einen lebhaften Aufschwung genommen, ist gegenwärtig aber wieder sehr gesunken. Als 1855 ein Angriff benachbarter Stämme drohte, erinnerte sich der türkische Befehlshaber der Traditionen

der europäischen Kriegskunst und ließ den Theil der Stadt, den er nicht vertheidigen zu können glaubte, in Asche legen. Die erschrockensten Einwohner flüchteten sich auf eine kleine Insel, worauf die türkische Besatzung die Stadt als herrenloses Gut betrachtete und sie rein ausplünderte. Mokka, dessen Schupheißiger, Scheich Schadeli den Gebrauch des Kaffees verbreitet haben soll, war noch vor dreißig Jahren die schönste Stadt am rothen Meere und im Besiz des reichsten Handels. Gegenwärtig hat sich der Handel anderswohin gendend, und die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 5000. Der echte Mokka-Kaffee kommt aus den bewaldeten Hügeln des Innern, die beste Art von Beit el Hafih.



Lager von Arabern.



Christliche Krieger in Schoa.

Von Motta bis zum Bab el Mandeb hat man noch ungefähr zehn Meilen. Aden liegt bereits jenseits der Straße und fünfundzwanzig Meilen von ihr entfernt. Der eine seiner beiden Häfen ist der beste Arabiens und zu allen Zeiten zugänglich. Als die Engländer 1839 Aden in Besitz nahmen, war der Ort ein Trümmerhaufen, der einigen hundert armseli-

gen Arabern zum Schlupfwinkel diente. 1845 waren hier bereits 20,000 Menschen versammelt, Araber, Hindu, Somali, Chinesen, Malayen, Berber, Afghanen und Juden, alle angelockt durch den Handel, der sich von den andern arabischen Hafenplätzen nach Aden gezogen hatte.

Die gegenüberliegende afrikanische Küste ist



Abessinische Krieger mit ihrem Häuptling.

der Befrachtung durch europäischen Verkehr noch bebürftiger als die arabische. Auf der Linie von Norden nach Süden ist der nubische Hafen Suakin der erste. Die Schiffer finden hier einen selbst für große Fahrzeuge zugänglichen Hafen und können sich mit Straußfedern, Gold, Elfenbein, Salz und Hirse versehen. Der überlegene Concurrent von Suez und Suakin in Beförderung der Meikapilger, Koffee, breitet seine von 2000 Menschen bewohnten Lehmhütten in einer wasserarmen Wüste aus. Massaua, der abyssinische Hafen, steht mit dem ganzen Küstenraume unter türkischer Herrschaft. Der zweite abyssinische Hafen, Amphila, ist nur für Abyssinien wichtig, da er an die große Salzebene grenzt, in der das Stücksalz gebrochen wird, das im Innern als Münze umläuft.

Für Abyssinien, Schoa und die Hinterländer wird die Oeffnung der Landenge einen neuen Tag heraufführen. Die politischen, religiösen und Handelsverhältnisse Ostafrika's verschlingen sich bis Harrar und zur Somalilüste abwärts in einander und reichen weit in's Innere. Die Karawanen aus dem Süden, die auf einem weiten Umwege westlich von Schoa über Gondar nach Massaua gehen, beladen mit den kostbarsten Producten, mit Gold, Roschus der Zibethlape, Elfenbein und den braunen überaus feinen und seidenartig glänzenden Zellen der großen Leoparden von Enarea, könnten manchen Aufschluß über innere afrikanische Geographie geben. Wenn von irgendwo, so ist das Innere von hieraus zugänglich. Schoa und Abyssinien besitzen gesunde Tafelländer, in Abyssinien kennt man außer dem Bandwurm und einer gefahrlosen Ophthalmie wenige Krankheiten. Beide Länder haben europäische Reisende freundlich aufgenommen und sich sogar zu Verträgen mit christlichen Reichen geneigt gezeigt. Die Herrscher der abyssinischen Reiche und Schoas sind selbst Christen.

Wegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gewannen die Portugiesen in Habesch einen Einfluß, der sich zu förmlicher Herrschaft ausbildete und eben darum bald ein Ende nahm (1632). Von dieser Zeit an ist Abyssinien in Verfall gerathen. Bürgerkriege und Kämpfe mit den Gallas bilden den traurigen Inhalt seiner Geschichte. Die mohamedanischen Gallas sind kräftiger als ihre christlichen Feinde von Schoa und Habesch. Sie sind ein Reitervolk und sechtes, gedeckt durch einen Schild aus der Haut des Auersperdes, mit stark gekrümmten Säbeln und hellebardenartigen Lanzen, nie mit Feuergewehren, selten mit Pfeil und Bogen. In der Bewaffnung und Kriegsführung haben sich die Bewohner von Habesch und Schoa den Gallas angepaßt, nur daß sie mehr Ordnung halten. Dies

erhält sie, obgleich ihre Lage durch ihre Schuld zur traurigsten geworden ist. „Heute,“ sagt Schimper, „ist Abyssinien eine stets an Umfang zunehmende dornenreiche Wildnis, welche die verwilderten und sich selbst zerstörenden Bewohner in immer engere Grenzen bannt. Auch die wilden Thiere nehmen so überhand, daß bald ein förmlicher Krieg zwischen ihnen und den Menschen in Aussicht steht.“

Die Vegetation dieses verwaerlosten Landes ist so schön, daß es nach Schimper's Ausdruck menschlicher Phantasie unmöglich ist, sich das Paradies herrlicher vorzustellen. Auf den Gebirgen findet man hochstämmige Waldungen und Cedern, Eisenholz, Tamarinden, Citronen, Orangen, Granatbäume und zwölf verschiedene Feigenarten wachsen überall wild, auch die Dattelpalme gedeiht ohne alle Pflege. In der Gegend von Schire wächst Baumwolle, besser als die indische, im Süden bildet der Kaffeebaum, der hier (in der Provinz Kassa) seine eigentliche Heimath zu haben scheint, ganze Waldungen. Die Unsicherheit des Küstenlandes und der Mangel an Strafen im Hochlande lassen den Handel jetzt nicht aufkommen. Würden diese Hindernisse, die man noch in jedem neuen Lande vorgefunden hat, für Europäer abschreckend sein, oder brauchten die europäischen Waffen die trummen Säbel und Hellebarden der Gallas zu fürchten?

Es ist nicht lange her, daß Abyssinien und Schoa den Wettreiser zweier großer Nationen erweckten. Die Franzosen Combes, Lamifer, Ferret, Galinier, die beiden Abbadi und Lescore, die Engländer Salt und Coffine haben in Abyssinien, die Engländer Harris und Beete und der Franzose Roder d'Hericourt in Schoa politische und Handelszwecke verfolgt. Es ist in diesem Wettreiser einmal so weit gekommen, daß der französische Gesandte, als der Sultan das Samhar, den abyssinischen Küstenstrich, in Besitz genommen, in Constantinopel erklärt hat, „Frankreich würde jeden türkischen Angriff auf das christliche Abyssinien als casus belli betrachten“ (1847). Dieser Drohung ist von keiner Seite Folge gegeben worden. Frankreich läßt die Pforte in Besitz, und England findet es in seiner Furcht vor der Canalisirung seinem Interesse angemessen, seine alten Pläne auf Ostafrika ruhen zu lassen.

Wie die englisch-französische Nebenbublerschaft auch bei dem Canalisirungsproject spielt und welche Hindernisse durch sie entstehen, wurde bereits erwähnt. Je nachdem französische oder englische Interessen nach gerufen werden, hört man von der Zukunft des Canals das Günstigste oder das Nachtheiligste. Wie uns scheinen will, muß eine unparteiische Untersuchung zu den folgenden Resultaten gelangen: Der Canal ist ausführbar; der neue Weg wird Dampfern und gemischten Schiffen

verschiedene Vortheile bieten; in wie weit er den großen indischen Verkehr an sich ziehen wird, ist abzuwarten; er ist als neu hinzutretendes Civilisationselement für die Entwicklung der orientalischen Völker, als weit geöffnete Pforte zu Ostafrika und seinen Binnenländern von unberechenbarer culturhistorischer Wichtigkeit. Man lasse ihn und wo möglich auch die Cuxbratbahn fertig sein, und ehe ein Menschenalter vergangen ist, haben die Länder südlich und östlich von Egypten und seiner Suezstraße eine völlig veränderte Gestalt angenommen.

Dass dieser Canal wirklich ausgeführt werden wird, zweifeln wir keinen Augenblick. Es ist richtig, daß England sein ganzes Gewicht gegen ihn in die Waagschale legt, und daß Lord Palmerston, selbst nachdem er die Insel Perim hat besetzen lassen, selbst ein indirectes Zugeständniß der Wichtigkeit des Canals in dem Grade vermeidet, daß er die nach Indien bestimmten Verstärkungen um das Cap gehen läßt. Aber alle andern Regierungen sind für den Canal, und dem vereinigten Europa wird Lord Palmerston um so weniger widerstehen können, als ein großer und einflussreicher Theil der englischen Bevölkerung dem Project günstig ist.^{*)}

*) Wir werden von Zeit zu Zeit auf die Canalisirung der Landenge von Suez, einem Projecte von welthistorischer Bedeutung, zurückkommen.

Die Redaction.



Kostüm der reichen Frauen in Kairo.

Warum

bei den Pflanzen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst.

In allen Zweigen der Naturwissenschaften gibt es Erscheinungen, die von Anfang an Jedermann bekannt, außerordentlich spät erst auf dem Gebiete der Naturforschung erschienen sind, und deren dort gefundene Bedingungen und Ursachen erst noch viel später zum Gemeingut werden, obwohl grade solche Erscheinungen durch allgemeine Verbreitung am meisten die Gedanken jedes Menschen auf sich ziehen sollten.

So weiß Jeder, daß die Wurzel einer Pflanze nach unten, der Stengel nach oben wächst, in welcher Lage man auch den Samen in die Erde bringen mag; über die Gründe dieser Erscheinung aber ist wohl grade ihres allgemeinen Auftretens wegen sehr wenig nachgedacht. Oft hat man gemeint, daß das Licht es sei, das den Stengel zu sich lenkt und an jeder Blume vor dem Jenster ist es ja zu sehen, daß der Stengel nicht grade in die Höhe schießt, sondern sich und besonders seine Blätter der lieblichen Quelle des Lichtes zu neigt. Doch Duhamel und de Candolle haben nachgewiesen, daß das Licht nicht die Ursache der verschiedenen Richtung der Wurzel und des Stammes sein könnte, daß auch im völlig dunkeln Raum und im überall gleichmäßig hellen, stets die Wurzel nach unten, der Stamm nach oben wächst; und nur wenn ein kleiner aber heller Lichtbündel in einen sonst ganz dunkeln Raum geleitet wird, gelingt es nach H. v. Mohl, den Stengel ganz in die Richtung dieses Lichtbündels zu zwingen und wenn dies von unten eintritt, also den Stengel nach unten wachsen zu machen. Aber in der freien Natur gibt es nicht solche beschränkte von einem Punkte in einen sonst dunkeln Raum einfallende Lichtbündel; das Licht der einzigen Lichtquelle, der Sonne, wird durch die Atmosphäre und die Gegenstände auf der Erde in allen Richtungen zurückgeworfen, und die Pflanzen werden von zerstreutem Licht beleuchtet.

Erst der ausgezeichnete englische Pflanzenphysiolog Chr. Andr. Knight, dessen Scharfsinn in physiologischen Versuchen wohl nur noch von seinem Landsmanne Stephan Hales übertroffen wird, gab den Grund dieser Erscheinung an, den man wohl mit Sicherheit als den richtigen ansehen darf; und wie die Erscheinung bekannt ist, verdiente auch der Name des geistreichen Erklärers bekannt zu sein.

Knight fasste die Idee, daß die Schwerekraft es sei, die die Richtung des Stengels und

der Wurzel bedinge und seine ungewöhnlich interessanten Versuche, welche die Wichtigkeit dieser Idee begründeten, legte er 1806 in einem Brief an den berühmten Sir J. Banks der Royal Society in London vor.

Durch seinen Vortan in Elton rieselte ein Mädchen und mit Hülfе seines Gärtners construirte sich Knight ein Rad von 11 Zoll Durchmesser, welches das Wasser in schnellen Umlauf setzte. An den Umfang dieses Rades band er Gartenbohnen, die grade keimen wollten, und in der feuchten Atmosphäre des Rades leicht fortzohren sich zu entwickeln. Das Mädchen drehte sich an 150 Mal in einer Minute um seine Ase und noch einigen Togen, während deren Knight mit ängstlich-frohem Gemüthe seinen schönen Versuch überwachte, so er, daß die Würzelschen sich alle vom Rade abwandten in der Richtung der Schwingkraft nach außen, die Stengelchen aber der Schwingkraft entgegen den Speichen des Rades entlang wuchsen, welches auch die anfängliche Stellung der Würzelschen und Stengelchen gewesen sein mochte. Waren nach einiger Zeit nun die Stengel an der Ase des Rades angekommen, was bei Knight's Versuche mit dreien seiner Pflänzchen der Fall war, so blieben sie so zu sagen rathlos stehen, wören sie grade aus weiter gewachsen, so wöre dies so in der Richtung der Schwingkraft geschehen, sie wandten sich also um und ließen rückwärts um die Ase herum oder on dieser entlang.

In diesem Versuche lennt man, wie man sieht, die Bedingungen, unter denen jene Wachstums-Richtungen eintreten: die Schwingkraft ist das Bedingende und der Einfluß der Schwerkraft der Erde ist gänzlich aufgehoben, da die Keime mit den Umdrehungen des Rades in jedem Augenblicke eine andere Lage, und mit jeder einzelnen eine entgegengesetzte, zur Richtung derselben haben.

Knight stellte aber noch einen andern Versuch an, bei dem die Keime beiden Kräften, der Schwingkraft und der Schwerkraft ausgefetzt waren, so daß der Einfluß beider in der Wachstums-Richtung der Keime sich kundgeben mußte. Knight erreichte dies durch ein horizontales Rad ebenföls von 11 Zoll Durchmesser, das er durch sein erstes Wasserädchen in raschen Umlauf setzte. Die keimenden Bohnen befestigte er wie bei seinem ersten Versuche. Nachte das Rad nun etwa 250 Umdrehungen in einer Minute, so wuchs

das Würzelschen nicht grade in der Richtung der Schwingkraft nach außen, sondern neigte sich unter 10° dem Boden zu und das Stengelchen wuchs etwa 10° zur Ebene des Rades über dieselbe der Ase zu. Von dem Keime bei a, Figur 1, wuchs das Würzelschen in der Richtung ad, das Stengelchen in

Figur 1.



der Richtung ae. Drehte sich das Rad aber nur etwa 80 Mal in einer Minute um seine Ase, so neigte sich das Würzelschen unter 45° nach unten und das Stengelchen unter 45° nach oben von der Ebene des Rades, wie Figur 2 diese Richtungen zeigt.

Figur 2.



Hier wirkte die Schwerkraft in der Richtung ac, die Schwingkraft in der Richtung ab, und das Wachsthum mußte also in einer mittleren Richtung von ad erfolgen, um so mehr in Richtung von ab, je mehr die Schwingkraft die Schwerkraft überwo.

Vergleichen wir die Bedingungen dieser Versuche mit den bei dem freien Wachsthum der Pflonzen vorkommenden, so sehen wir, daß die Schwingkraft der Erde, da sie unter dem Aequator, wo sie am stärksten ist, nur etwa $\frac{1}{290}$ von der dort wirkenden Schwerkraft der Erde ausmacht, nicht in Betracht kommen und daß nur die Schwerkraft das Wachsthum der Wurzel nach unten, in ihrer Richtung bedingen kann.

Wie allerdings die Schwerkraft diesen Erfolg erzeugt, das ist nicht ausgeklärt und es würde nicht angemessen sein, wollte ich hier die vielen Hypothesen, die man in dieser Hinsicht ausgedacht hat, anführen; allein es ist doch ein unendlich großer Schritt, daß man das lebendige Wachsthum der Pflanzen der den Lauf der Welten regelnden todtten Kraft unterworfen hat.



Dritte Abtheilung.

Das
neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

II.

Ich wende mich noch zu einigen andern Bildern Paolo Veronese's, obgleich sie nicht in diesem Saale aufgestellt sind. Der „Hauptmann zu Capernaum vor Christus“ (282) freilich ist gar zu flüchtig in Composition, Zeichnung, Farbe und Ausführung, zumal da nebenan das köstliche Gemälde von der „Findung Moses“ (283) steht. Mit wie glücklichem, von der feinsten Ironie durchwürztem, wahrhaft Wielandischem Humor hat der Künstler die Scene aufgefaßt! Das ist kein Blatt aus der Heiligengeschichte. Mit keinem Pinselstrich wird auf die über das auserwählte Volk ausgebreitete Hand der Vorsehung gedeutet, selbst Egypten fällt Einem taum im Traume ein. Es ist eine Geschichte, wie sie im Roman oder im Märchen, oder wie sie alle Tage und überall vorkommen kann — nur wird sie von einem feinfühlenden, poetischen Erzähler vorgetragen. Ihre Hobeit die Prinzessin ist sichtlich erfreut über den Fund, doch nicht mehr und nicht lebhafter, als sich für eine Prinzessin schickt; sie ist nicht abgeneigt, das Kind mit nach Hause zu nehmen, belächelt aber zugleich den Einsall, ihrem Vater, dem Hofe und der Welt ein so unerwartetes Präsent und eine so schädliche Gelegenheit zu unschuldigen Gedanken zu geben. Zugleich ist es dem Künstler ein wahres Vergnügen, die Hobeit mit so viel Hofapparat, Zwergen, Hofdamen, Wachen, Hundten und Cunuken zu

umgeben, als nur die sorglichste Etikette von einer so hochgestellten Dame verlangen kann, wenn sie geruht, unter offenem Himmel ein Flußbad zu nehmen. Auch strahlt sie nicht allein von Jugend, Anmuth und Prinzessinnen-Würde, sondern auch von Gold, Perlen und Seide, und der lichteste Tag ist über sie und das Bild ausgegossen. Es ist neben der Hochzeit (und dem Raub der Europa in Venedig) das heiterste der Gemälde Paolo's, was noch mehr hervortreten würde, wenn es von den ruhigen Thaten der Zeit gereinigt werden könnte.

Sehr in Paolo's Geist gedacht ist das Gemälde von der Darbringung im Tempel (290); namentlich erinnern die aus dem Leben gegriffenen, zur Handlung selbst nicht gehörigen Gruppen der Kinder und Hunde sehr an ihn; allein das Nachwerk ist allerdings so gering, daß man auf einen Nachahmer, wo nicht auf eine Copie rathen möchte. Dagegen lege ich einen ganz besondern Werth auf ein Bild, das von Seiten der Galerie-Commission weniger geachtet zu sein scheint; denn es hat einen offenbar sehr ungünstigen Platz im letzten Zimmer, dem Fenster gegenüber, angewiesen erhalten. Das ist Christus mit den Jüngern in Emaus (287). Wir befinden uns in einem einfachen Bürgerhause, in welchem das Leben seinen gewöhnlichen Gang geht und Nichts auf ein besonderes oder gar wunderbares Ereigniß deutet. Die Hausfrau ist mit der Dienerin beschäftigt, für die Bewirthung der Gäste zu sorgen, ihr kleines Töchterchen vertreibt sich inzwischen die Zeit mit einem Hündchen; während dessen aber bricht der eine am Tische sitzende Gast das Brot und die Jünger erkennen in ihm plötzlich den auferstandenen Herrn und Meister, und sinken erschreckt und anstaunend in's Knie. Neben dieser eindrucks-

vollen Verbindung des Großen und Kleinen, des Alltäglichen und ganz Außerordentlichen ist das Bild noch ausgezeichnet durch den lebendigen Ausdruck der Gestalten, namentlich des feierlich ausblickenden Christus, für welchen der Künstler nicht von seiner Auffassung und Charakteristik in der Hochzeit abgewichen ist. Einige Mißgriffe in den Proportionen muß man übersehen, hier wie sonst.

Wir kommen nun zu Tizian, und zwar zu dem Votivgemälde (203), auf welchem zwischen den Heiligen Hieronymus, Paulus und Johannes Baptista eine vornehme Venetianerin als Maria Magdalena vor dem Thron der Madonna erscheint. Es ist, als knüpfte sich an dieses Bild eine in's Tragische spielende Geschichte; denn die Dame ist unverkennbar auf dem Wege Mutter zu werden und ihr niedergebлагenes Auge, die tiefe Wehmuth in ihren Zügen gehören einer Mütterin, die nur die Merkmale der neutestamentlichen Västerin angenommen hat, um auch der Vergebung theilhaftig zu werden, die diese erlangt hat. — Das Bild fordert noch zu einer andern Betrachtung auf. Wir finden auch hier die weiter oben bei Paolo Veronese bezeichnete Proffstellung der Madonna mit dem Kinde. Noch mehr als hierdurch ist der kirchliche Charakter der Darstellung abgeschwächt durch die Art, wie das Kind genommen ist. In den Altarbildern der alten Kunst ertheilt das Kind den Segen oder thut sonst irgend Etwas, gibt z. B. der heiligen Katharina den Ring u. s. w. Das hört allmählig auf und hier äußert es auf keine andre Weise sein Leben, als daß es auf dem Schooß der Mutter sitzt und sich wie ein andres Kind, das noch nicht ganz sicher auf den Füßen ist, halten läßt. Auch die übrigen Heiligen sind durch keine sprechenderen Charakterzüge ausgezeichnet und namentlich hat Paulus eine so gedrungene, breite Gestalt und so gepreßte Rippen, daß man eher an einen Anachoreten, als an den kühnen und klugen Sturmapoßtel mit dem Schwert der Rede denken möchte. Dagegen liegt eine Pracht der Farbe auf diesem Bilde, daß es in eine Gluth getaucht zu sein scheint, die auch im tiefen Dunkel leuchtet, und die alle Gegensätze in Eine große Harmonie verbindet, und bei allem Krastauswand doch wie die mildeste Rede oder sanfteste Musik zu uns spricht, wozu ohne Zweifel die großartige, breite Behandlung wesentlich beigetragen.

Tizian ist nicht immer gleich vorzüglich. Das Votivgemälde des Herzogs Alfonso I. von Ferrara (204) mit seiner Gemahlin Lucrezia Borgia und seinem Sohne, dazu Maria auf dem Throne, zeichnet sich, obßchon es gewiß echt ist, durch keine hervorretschenden Tizianischen Tugenden aus. Unter den ein-

zelnen Bildnissen, welche die Sammlung von Tizian hat, ist auch kein von durchschlagender Wirkung, mit Ausnahme etwa des jungen Mädchens im weißen Kleide (210), das — ich weiß nicht mit welchem Rechte — Tizian's Geliebte genannt wird. Das Bildniß des Dichters Pietro Aretino (208) stimmt weder mit dem gleichnamigen Münchener, noch viel weniger mit dem alten Kupferstich überein, den wir vom Gesicht jenes merkwürdigen Mannes haben, dessen Gedichte sammt den geistreichen von Marc Anton gestochenen Illustrationen Giulio Romano's ihrer Zeit der schärfsten geistlichen Censur verfallen sind.

Wie viel in dieser Richtung dennoch gestattet war, das bezeugen die vielen sogenannten Venusgestalten Tizian's, von denen die Galerie vier besitzt, welche schwerlich alle die Censur des heutigen Sittlichkeitsgefühls passieren dürften. Weiben wir bei der einen (209), die vor allen Andern sich Ruhm und den Namen Tizian's erworben und bisher behauptet hat. Es ist, wie man deutlich sieht, ein Bildniß und die Ueberlieferung nennt dabei den Namen Sennora Laura, Geliebte Philipps II. von Spanien, welcher Laute spielend und abgemendet am Fußende des Lagers sitzt, auf welchem die entkleidete Schöne liegt und von einem Liebesgott zu ihrem Häupten mit Rosen bekränzt wird. Die Composition ist von unvergleichlicher Schönheit, und enthält uns die Anmuth und den Liebreiz des weiblichen Körpers in der höchsten Vollendung, ohne die Sinne zu beunruhigen oder die Geister niederer Leidenschaften wach zu rufen. Selbst der Lichthton der Carnation, der sich nirgend zu einem wirklichen Schatten herabstimmmt, wirkt wesentlich verklärend auf die übrigen in der ganzen Fülle der Jugend prangenden und blühenden Formen, so daß mit diesem Bilde das Höchste erreicht scheint, was auf dem Wege der Imitation ein poetischer Sinn und edler Geschmack überhaupt erreichen kann. Dennoch ist grade dieses Gemälde neuerer Zeit besonders angegriffen und angezweifelt worden. In der That, unterwirft man die Ausführung einer nur etwas strengen Prüfung, so kann man die Klauheit der Zeichnung unmöglich übersehen. Die Formen des Körpers fließen unbestimmt in einander über und es will wenig verfangen — dem Namen Tizian's gegenüber — daß sie an Bestimmtheit gewinnen, je weiter man zurücktritt. Kein Schienbein ist ausgeprägt, keine Knöchel in den Gelenken sind zu sehen, die Hände (vornehmlich die linke) gleichen Handschuhen u. s. w. Demzufolge hat man an der Echtheit gezweifelt, um so mehr als zwischen der lichtvollen, ganz durchsichtigen Carnation des Frauenkörpers und dem dunkeln Colorit des angeblichen Philipp sowie den tief-

kräftigen Farben der Landschaft des Hintergrundes keine Vermittelung besteht. Einen besondern Halt gewinnt der Zweifel an der Echtheit durch die (erst durch den neuen Katalog bekannt gegebene) Thatsache, daß das Bild, ehemals in der kurfürstlichen Kunstkammer, im Inventar von 1722 als Copie verzeichnet ist. Gewiß sind die Fälle sehr selten, daß in solchen Verzeichnissen Originale für Copien aufgeführt sind, während umgekehrt Copien sehr häufig für Originale gekauft und registriert werden, wie die Venusgestalten 212, 213, 216. Wie dem nun auch sei, die Composition ist jedenfalls von Tizian, da kein Zweiter in solcher Vollkommenheit und mit solcher Feinheit die Natur erfasst hat, als in dieser Composition geschehen; ist das Bild aber eine Copie, so ist sie von hochachtungswerther Meisterhand, wie wir sie etwa dem Paris Bordone zuschreiben, und steht uns jedenfalls, bis sich ein Andres als Original findet und ausweist, für dieses mit gutem Erfolge ein.

Wenn von dem Triumphe der Kunst Tizian's, mithin der venetianischen Schule überhaupt die Rede ist, so nennt man allgemein die „Assunta“ der akademischen Galerie zu Venedig. Ich glaube, mit Recht, sobald das Wesen dieser Schule in die Kraft und Harmonie der Farben gefasst wird, welche dort bis zu einer gradezu überirdischen Wirkung gesteigert sind. Zu einem andern Ergebnisse kommen wir, wenn wir das Wesen dieser Schule in der Verherrlichung der Natur oder der Wirklichkeit durch sich selbst sehen. Wenn die andern Schulen größtentheils einer idealen Anschauungsweise folgen und unter dem mehr oder minder überwiegenden Einfluss von Phantasie und Geschmack ihre Charaktere bilden, die Handlung darstellen, die Gruppen ordnen, und sich dabei der Natur nur bedienen, um ihrer idealen Welt mit dem Schein der Realität einen bereitwilligeren Glauben zu erwirken, so haben die Venetianer vorzugsweise, und in ihren größten Meistern mit der größten Entschiedenheit, die Wirklichkeit zur Grundlage ihrer Anschauungen, und bei Allem, was sie etwa an Gedanken, an Geist und Belebung, an Kunst und Geschmacksmitteln dazu thaten, die Wahrheit zur Grundbedingung gemacht. Bei einer solchen Auffassung verschwindet auch der Gottesdahn, den die alte Kunst und der alte Glaube um das Haupt des Erlösers gelegt und Christus erscheint, er mag lehren, trösten und helfen oder strafen, als des Menschen Sohn, wie er in Jerusalem in That und Wahrheit gewandelt hat. Es ist leicht ersichtlich, daß eine solche Auffassungsweise nur durch möglichst hohe Vergeistigung des Lebens vor der Verirrung in das Gewöhnliche oder in die trodne Prosa des irdischen

den Verstandes sich bewahren kann und daß sie deshalb mit Glück grade solche Stellen aussucht, wo sie sich in größter Unbefangtheit äußern und darum ihre ganze Stärke zeigen kann. Muß man dahin schon Cima's lehrenden Christus (195) rechnen, auf den ich später zurückzukommen beabsichtige, so ist der „Zinsgrofchen“ Tizian's (il Cristo della moneta, 202) das vollkommenste Entfall dieser ganzen Kunststrichtung und demnach (in der angegebenen Beziehung) der venetianischen Malerschule überhaupt. Ein verschämter Pharisäer tritt mit heuchlerischer Miene, die Belehrung sucht, während sie auf Ueberlistung stunt, zum Heiland heran und weist ihm die taiserliche Münze mit der bekannten Frage; und Christus antwortet ohne den Mund zu öffnen mit einem Fingerzeig und einem Blick, vor denen Lüge und Verrath zusammenbrechen, ohne daß eine übermenschliche Kraft in Bewegung gesetzt wird. Es ist eine alte Sage, Tizian habe dies Bild gemalt zur Zeit als Albrecht Dürer in Venedig war und mit seinem „Kosenkranzfest“ alle Welt in Erstaunen setzte, um zu zeigen, daß auch er, wenn er wolle, in deutscher Manier malen könne. Nun, wollte Gott, wir könnten uns dieser Manier rühmen! Allerdings haben unsre Meister, und Dürer vornehmlich, in das wirkliche Leben gegriffen, wenn sie Personen und Ereignisse vergangener Zeiten darstellen, oder religiöse Stoffe bearbeiten wollten; aber freilich griffen sie in der Regel so tief, daß das Edle, ohne welches die Wahrheit machtlos, ja selbst unwahr wird, ihnen weder vor das Auge noch in die Hand kam. Tizian ist vollkommen wahr und appelliert mit seinem herrlichen Wert an keinen Wunderglauben, aber zu der geistigen Größe fügt er auch Schönheit, Adel und Würde. — Etwas Anderes übrigens könnte mit der ganz hübschen aneddotenhaften Sage gemeint sein, das beim Anblick des „Zinsgrofchens“ deutlich in die Augen fällt. Die italienischen Meister der Zeit hatten bereits eine ziemlich breite Behandlungsweise angenommen, während Dürer noch mit Anwendung spizer Pinsel und mit sorgfältiger Schouung strenger Contouren seine Gemälde sehr fein ausführte. Mehr als irgend ein anderes Bild Tizian's ist der „Zinsgrofchen“ nach der strengeren Weise der alten Kunst ausgeführt, und das könnte er (oder man) „Deutsche Manier“ genannt haben. Zu unsern jetzigen Deutschen aber, welche in Tizian's Manier zu malen glauben, wenn sie mit Vernachlässigung von Gedanken, Charakter, Ausdruck, Zeichnung und Geschmack nur einer möglichst kräftigen, auch harmonischen Farbenwirkung nachgehen, redet das Bild vom Zinsgrofchen ein ernstes, vernehmliches und sehr klares Wort: daß nur der vom Geist durchdrungene Natu-

ralismus Werth und Wirkung hat, während ohne ihn die Wirklichkeit selbst nichts als todtte Materie ist.

Die naturalistische Richtung der ältern venetianischen Schule tritt wohl bei keinem Meister so entschieden, aber auch so eigenthümlich zu Tage, als bei Giorgione. Er kann nur Weniges für Kirchen gemalt haben, da die

sich dadurch unterscheidet, daß er seine Personen, Zustände und Handlungen ganz allgemein faßt, ohne persönliche oder geschichtliche Merkmale, die keinen Zweifel über die bestimmte Absicht der Darstellung zulassen, so möchte man Giorgione's Bild ein großes Genrebild nennen; denn in der That sehen wir im Vordergrund einer weiten Landschaft, deren



Titian.

unter seinem Namen jetzt in Sammlungen aufgestellten Bilder offenbar nur zum Schmutz von Wohn- oder Gesellschaftsräumen angefertigt worden sind. Poetische Gedanken, wie die verschiedenen Menschenalter, oder Lebensbilder, wie liebende oder musizierende Paare und dergleichen führte er nach sorgfältigen Naturstudien und mit einer großen Vorliebe für eine möglichst reiche, landschaftliche Umgebung aus, so daß er dieser beinahe Gleichberechtigung mit den menschlichen Figuren zugestand. Ein Zeugniß dieser Sinnesrichtung ist auch das große Gemälde von Jacob und Habel in der Dresdner Galerie (197). Wenn der Genre in der Malerei von der Historie

Mitte von großen Schafherden eingenommen ist, nichts als einen jungen Hirten und eine junge Hirtin (in moderner Tracht) sich freundschaftlich begrüßen. Was aber dennoch diesem Gemälde seinen höhern Rang sichert, ist der der italienischen Kunst überhaupt eigne Schwung der Darstellung, die Anmuth der Linien und Bewegungen, die außerordentliche Naivität und Wahrheit in der Begrüßung, die kindliche, fast noch unbeholfene Freude an der Natur, die sich in den Thieren und der Landschaft zeigt und ihre Verherrlichung in einer über das Ganze ausgegossenen Farbegluth findet.

Dem Giorgione sehr nahe steht ein anderer

gleichzeitiger Venetianer, Palma Vecchio, der inzwischen vorzugsweis historische Bilder gemalt hat. Die Bilder seiner Hand in der Dresdner Galerie werden fast allgemein zu seinen vorzüglichsten gerechnet; eine Ansicht, der ich mich nicht anschließen kann. Ja, beruhte das Wesen der Malerei, wie man so oft hört, wirklich nur im Malen, in der Betätigung eines ausgebildeten Farbensinnes, so hätte man wenigstens bei zweien der genannten Bilder Recht; denn eine gleich wohlthunende, kräftig-milde Farbengebung und Zusammenstellung als bei den drei Schwestern (223) und der heiligen Familie (225) kann man sich kaum denken, nicht gerechnet, daß der Farbauftrag wie gegossen ist. Dagegen läßt die Composition mit ihren spitzwinklig gegen einander gestellten Köpfen, der gezwungenen Augenrichtung u. s. w., vor Allem aber die sehr mangelhafte Zeichnung mit ihren schief gestellten Gesichtstheilen und den geradezu lächerlichen Verstößen gegen die Proportionen gar Vieles zu wünschen übrig. Dennoch liegt über diesen Arbeiten Palma's ein Ernst ausgebreitet, und die Liebe, mit der sie ausgeführt sind, spricht so unverkennbar aus ihnen, daß man die Fehler gar nicht bemerkt oder wenigstens leicht vergißt. Weniger heimlich ist Palma in dem beliebten Thema der Venetianer, der Venus auf dem Aufbette (224). Bei dieser, unnatürlich auf der Hüfte liegenden Gestalt, mit welcher Lage die Haltung des Kopfes im scharfen Widerspruch steht, tritt Palma's Mangel an Gefühl für Schönheit und Fluß der Linien etwas so grell hervor und wird nicht einmal durch eine blühende Färbung gebedt, so daß wir die Göttin ziemlich gleichgültig auf ihrem Lager sehen.

Die einseitige Verfolgung s. g. malerischer Zwecke tritt mit noch viel ungünstigern Erfolgen bei Paris Bordone auf. Wo Maler, wie er, im Bereich des Bildnisses bleiben, können sie Unergleichliches leisten; bei historischen Gemälden aber läßt sich Schwäche der Composition, des Formenfinns, der Zeichnung, Unsicherheit oder Verchrtheit der Darstellung durch keine Pracht der Farben ersetzen oder verbeden. Die heilige Familie (237), die seinen Namen trägt, und die wenigstens den andern gleichnamigen (234, 235, 236) nicht nachsteht, kann als Beleg für das, was ich sagte, genommen werden.

Theilweis findet das Gesagte eine weitere Bestätigung in dem Bildniß des Dogen von Venedig aus dem Hause Cicogna von Leandro Bassano (261). Zwar der Tadel fehlerhafter Zeichnung trifft ihn nicht, wenn er auch nicht ein Meister in der Composition genannt werden kann. Allein daß er im Bildniß sich neben die Ersten und Größten des Fachs stellen kann, hat er mit dem genannten

Dogenbilde gereicht. Große, breite Zeichnung, sprechender Charakter und Ausdruck, volle Naturwahrheit in der Farbe, ohne Zerstückung einheitlicher Wirkung durch kleine Tinten, würdevolle Anordnung und vollendete Ausföhrung bei höchst genialer und freier, sicherer Behandlung. Auffallend schwach, ja wie von Copistenhand, erscheint daneben das Bildniß der Dogaresse. Von den sechs Bildern Tintoretto's (265—270) ist keines recht geriegn, uns mit den besondern Gaben dieses Meisters bekannt zu machen; auch Morone findet man anderwärts (s. B. in München) besser vertreten als hier mit dem Bildniß eines Mannes in mittleren Jahren (245).

Wir treten nun ein in den Saal des Correggio, zu Werken, welche unter den ersten und glänzendsten der Sammlung sowohl als der italienischen Malerei überhaupt genannt werden müssen. Es ist nicht leicht, in die Gedanken des bildenden Künstlers einzubringen, zumal sie in seiner Seele selten die Form des Gedankens annehmen, und er mehr aus Eingebung, aus Instinkt handelt, der unbewußte Träger des Zeitgeistes ist und dessen geheimste Regungen verräth. Correggio ist auf die verschiedenartigste Weise aufgefaßt und beurtheilt worden, *) bald als Maler der Grazie, oder des Hellbunfels, der schönen Linien oder der blühenden Farben, bald aber auch als Manierist in Composition und Zeichnung; die Einen können sich an seinen Heiligen erbauen, die Andern empören sich wider sie. Dazu wird er selbst in ein mythisches Dunkel von Armuth, Trübsal und Edelmuth gehüllt, ja die Sage, die so gern einen Heiligen aus ihm machen möchte, läßt ihn sterbend sein für ihn betenden Kind als „letzten Engel“ malen und — vercheiden, was einen verwirrenden Schein über seine wirklichen Kunstschöpfungen wie über die Kunst überhaupt werfen muß.

Correggio hatte das zweifelhafte Glück, der jüngere Zeitgenosse des größten Malers der christlichen Kunst zu sein und mit ihm zugleich an einer Grenztheide der religiösen Weltanschauung zu stehen. Wenn aber Rafael seiner Sinnesweise und Bildung nach noch der alten Zeit und Kunst angehört, so daß deren Gedanken und Bestrebungen in ihm ihre letzte Vollendung finden und von der neuen Bewegung gleichsam nur äußerlich betroffen werden, so hat Correggio entschieden mit der Bergangenheit gebrochen und beginnt eine neue Laufbahn, wie er selbst glauben mochte auf eigne Faust, in der That aber getrieben und getragen von dem Geiste der Zeit, welcher im Allgemeinen in der Verweltlichung christlicher

*) Vasari rühmt vor und nach Allem an ihm die Kunst, Haare zu malen, und Sansi nennt als den Grenzzug seiner Kunst: die Verfürungen.

Anschauungen sich kund gab, so daß zwischen ihnen und denen des Heidenthums ein wesentlicher Unterschied nicht mehr bestand, wie denn das am gemeinverständlichsten in der Architektur der Zeit, der sogenannten Renaissance zu Tage tritt, die die Bauformen des heidnischen Tempels in die christliche Kirche trägt. Correggio hat in seinem bekannten Ausruf vor den Werken Rafael's, „Anch' io son' pittore!“ diesen Unterschied klar hervorgehoben. „Wir gehen zwar sehr verschiedene Wege, aber der meinige ist auch einer!“ Je nachdem man nun selbst auf einem der beiden Wege sich befindet, wird man von Correggio's Werken unmittelbar angezogen oder abgestoßen werden; der günstigste Standpunkt aber zur Beurtheilung dürfte über beiden sich befinden. Suchen wir diesen zu gewinnen, wenn wir damit auch nicht zu der Wärme des Mitgeföhls oder der Entrüstung kommen sollten!

Das Hauptthema der christlichen Malerei, soweit sie für die Ausschmückung der Altäre in Anspruch genommen wurde, ist die Madonna mit dem Christuskind und Heiligen, mit etwaigen Erweiterungen zur Darstellung der Geburt, Anbetung u. s. w. Dies Thema wurde der Feierlichkeit des Orts und des kirchlichen Ritus entsprechend von der alten Kunst in feierlichster Weise genommen und unbeschadet derselben tausendfach variiert. An eine Realität der Erscheinung dabei zu denken, konnte Niemandem einfallen, da weder St. Franz noch St. Ursula noch wer sonst gewöhnlich am Thron der Himmelskönigin erscheint, Zeitgenosse von Christus gewesen, noch Christus im Himmel als Kind gedacht werden kann. Inzwischen war die Kunst in ihrer Entwicklung von allen Seiten (durch Studium der Formen, der Farbe, der Perspective u. s. w.) auf den realistischen Weg gedrängt worden, so daß die Gestalten Fleisch und Blut gewinnen und folgerichtig in eine natürliche Beziehung zu einander treten mußten. In erhabenster und erhabendster Weise hatte diese Aufgabe Rafael gelöst; in mehr gemüthlicher Tizian mit seinen venetianischen Kunstgenossen; sollte ein Genius von der Stärke des Correggio dasselbe Thema aufnehmen, so mußte ihm eine ganz neue Seite abzugewinnen sein. Correggio fand sie, geleitet von dem in ihm wohnenden, gleichsam mit seinem Namen Allegri ihm gegebenen und durch seinen gleichbedeutenden Zunamen Lieti verstärkten Geiste des Humors, und unterstützt durch die allgemein verbreitete Ab schwächung des traditionellen Christenthums und die weitverbreitete Vorliebe für das Heiden- oder Alterthum, die so weit ging, daß man kein Bedenken fand, Nonnenlöcher mit mythologischen Bildern ausschmücken zu lassen, wie das in St. Paolo zu Parma geschehen ist. Correggio mag das bloße Kirchen-

leben, den ritualen Ernst einer ceremoniellen Repräsentation in herkömmlicher Ausschließlichkeit der Heiligen des Himmels nicht allein für unbequem und langweilig, sondern geradezu für unmöglich gehalten haben. Nach so vielen Jahren würdevoller Anstrengungen sollten ihnen auch heitere Stunden und gute Lage gegönnt sein. Die Dresdner Sammlung läßt uns in drei verschiedenen Werken den Gedankengang des Künstlers vom Anfang bis zu seinen äusersten Konsequenzen deutlich verfolgen. In dem ersten und ältesten der drei gedachten Altarbilder, der Madonna des heiligen Franciscus (132) tritt der neue Geist mit großer Mäßigkeit auf. Die über das ganze Bild ausgegossene Heiterkeit wird noch durch die strenge, der alten Kunst entnommene Anordnung in Schranken gehalten; aber die Engelknaben, denen die Natur die zum Fliegen unerklärlichen Gliedmaßen, die Flügel, versagt hat, wissen sich zu helfen und schwimmen lustig durch die Luft um den Thron. Süßigkeit ist der vorherrschende Ausdruck der Heiligen, der sich bei St. Franz zu sehr sentimentalen Regungen steigert, welche Maria noch sanft zu beschwichtigen sucht. Im Christuskind verräth sich am deutlichsten die Wendung, welche Allegri's Kunst nimmt: noch hat es das Händchen in herkömmlicher Weise zum Segnen erhoben; aber es weiß laun daron und seine Augen sind nach einer ganz andern Seite gerichtet als der Segen. — Im nächsten Bilde schon, wo die Madonna auf Wolken thront, und die Heiligen Konrad, Sebastian und Geminianus unter ihr sind, fällt es dem Kind gar nicht mehr ein, den alten Segen zu spenden; es langt nach dem Modell der Kirche, das St. Geminianus mitgebracht, als nach einer hübschen Unterhaltung; die Engel aber, sonst immer mit Musik und Anbetung beschäftigt, machen sich das Vergnügen, auf den Wolken zu reiten und lopsüßig Purzelbäume zu schiefen. — Ein so heiteres, bis zur Ausgelassenheit lustiges Leben kann unter Personen verschiedenen Geschlechts nicht fortgeführt werden, ohne daß das Herz in Bewegung kommt und der Liebesgott seine Rechte geltend macht. Natürlich wird der christliche Himmel damit vollkommen mythologisiert; Maria wird, wie wir im Bilde des heiligen Georg (136) erkennen, der durchaus nicht unempfindliche Gegenstand allgemeiner zärtlicher Jüngung, wobei der vorausweis Begünstigte sich wenig um die schwächlichen Nebenbuhler kümmert und die zu Liebesgöttern gewordenen Engel wie der alte Kriegsgott mit seinen Waffen und Kampfströphen sich erlustigen läßt. Den verwegenen Gedanken aber, die Kirche als Spielzeug zu bezeichnen, nimmt Correggio hier noch einmal auf, läßt aber nun das Kind, völlig unbelümmert um die Heiligen und um

die Welt, in gesteigertester Hast mit beiden Händen danach greifen.

Daß bei einer solchen Auffassung nicht an Charakteristik der Gestalten, weder in den Gesichtszügen noch in Haltung und Bewegung zu denken ist, versteht sich von selbst; ja es reißt die Lust am Lustigen den Künstler, wenn er die Schranken niedergereißt oder übersprungen hat, mit solcher Gewalt fort, daß er es gar nicht merkt, wenn unter seiner Hand die Figuren sich immer wunderlicher drehen und ein ernster Johannes, der Prediger in der Wüste, als junger Faun mit lachender Geberde an den Thron der Madonna sich stellt.

Es würde nun sehr schwer für uns sein, so weit uns nämlich der christliche Himmel noch nicht in die Ferne des griechischen gerückt ist, auf derartigen Bildern mit Vergnügen zu weilen, wenn nicht eine Macht in ihnen waltete, die unwiderstehlich Alles anzieht und Alles beherrscht, die Macht des Genies. Sie tritt uns entgegen in der Unbefangtheit, mit welcher Personen und Handlungen dargestellt sind, als könnte es nicht anders sein, in der blühenden, leuchtenden, einer weit über der irdischen Wirklichkeit erhabenen, verklärten Welt entnommenen Farbe, in der Leichtigkeit der meisterhaftesten Ausführung, in der wunderbar harmonischen Gesamtwirkung, bei welcher die Kraft und Klarheit des Helldunkels die Entscheidung gibt.

Man kann das Wort „Helldunkel“ kaum aussprechen, ohne an Correggio zu denken: so ausschließlich besitzt er den Ruhm, Meister zu sein in der Kunst, das Licht im Finstern wirken zu lassen, ohne doch die Dunkelheit damit ganz aufzuheben. Sei es diesem besondern Talent zu lieb, sei es in Folge des Triebes nach einer neuen und eigentümlichen Auffassung eines unsäglich oft behandelten und damit fast abgenutzten Gegenstandes: kurz Correggio kam auf den Gedanken, die Geburt Christi so darzustellen, daß man das Kind bei nächtlicher Weile im Stall zu Bethlehem sieht als einen Lichtkörper, der einen glänzenden Schein um sich verbreitet. Auf eine biblische oder natürliche Begründung dieser Darstellung brauchte es ihm um so weniger anzukommen, als die heiligen Geschichten mehr und mehr mit der Mythologie auf die gleiche Stufe gestellt wurden. Dafür aber fand sein Humor mit glücklichem Griff in der gewählten Darstellungsweise das Mittel zu einer witzigen Anspielung auf die Worte der Schrift: „Das Licht schien in die Finsterniß; aber die Finsternisse begriffen's nicht.“ Denn indem er die vom heiligen Geist erfüllte Mutter des Kindes in der Wonne des Anblicks ihres lichtstrahlenden Kindes wahrhaft schmelzen läßt, zeigt er die Hirten, die sich an die Krippe gedrängt, wenigstens zum Theil so geblendet

von dem Glanz, daß man den Gegenstand nicht übersehen oder für zufällig halten kann, sondern sie als die Repräsentanten jener Menschen ansehen muß, die der Evangelist als die Nichtbegriffenden bezeichnet. Noch fordert uns das Bild durch die eigenthümliche Anwendung des Lichtes zu einer vergleichenden Betrachtung der Farbengebung Correggio's auf. Wir sehen ihn im heiligen Franciscus durchaus kräftige, gesättigte Farben anwenden; im „Nochus“ und „Georg“ sind sie schon so von Licht durchdrungen, daß sie ihre halbe Wirkung an dieses abgeben haben, bis sie in der „Nacht“ ganz zu Licht werden und mithin im Gegenstand von Licht und Schatten nahe bei untergehen.

Correggio, der dieses weltberühmte, jetzt mit keinem Geldpreis mehr aufzuwiegende Bild im Jahre 1522 um die Summe von 208 Lire (etwa 140 Thlr.) für einen Altar der Kirche St. Prospero zu Reggio gemalt, hat von seinen Zeitgenossen viel bittere Bemerkungen darüber hinnehmen müssen, indem man sich in die neue, regellose Weise zu componiren nicht finden konnte. Die scheinbare Unordnung der Linien sagte man als Unfähigkeit und Talentlosigkeit auf und so konnte man hier wie bei der Himmelfahrt Mariä im Dom zu Parma, die in der Höhe schwebende, gleichsam im Licht schwimmende Engelsgruppe wegen der allen Zusammenhang verdeckenden oder in Frage stellenden Verschiebung und Verfälschung der Körperteile gradezu als „Froschragout“ bezeichnen. Und doch war es von jeher das Vorrecht (weil das Bedürfnis) des Humors, in Sprüngen abzuweichen von der graden Straße; die strengen Formen und ruhigen Linien widerstehen ihm so gut als die feierliche Anordnung, und dem Witz, der Laune, der Lust wird sogar etwas Manier zu Gute gehalten. Dafür zeigt er uns an entscheidenden Stellen, daß er ein Herz hat, so warm als das andächtigste, und daß er Schmerz und Freude gleich tief und gleich wahr empfindet. In der neben das Lager des Kindes hingestreckten Mutter, wie sie sich, es leise und innig umfassend zu ihm niederbeugt, ist eine Seligkeit ausgesprochen, die keine noch so hochgehende Kunst herrlicher offenbaren kann.

Noch zwei Bilder besitzt die Galerie von Correggio's Hand, die als Perlen ersten Ranges gelten, die heilige Magdalena in der Wüste und ein männliches Bildniß. Bei dem ersten begegnet es gar Vielen, die es zum ersten Male sehen, daß sie den Ruhm nicht begreifen, den es in der Welt genießt, noch viel weniger den Preis (von 27000 Speciesthalern), um den es angekauft worden. Ein kleines Bild, eine einzige Figur, von der fast nichts in voller Körperentwicklung zu sehen

ist, der Kopf und die entblößte Brust im Schatten! Worin liegt denn der Zauber? — Es ist vielleicht gefährlich, dem Künstler bis in die letzten Winkel seiner Gedanken zu folgen und auch dort würde er vielleicht ein Doppelgesicht machen, je nach dem Gesicht, das ihm folgte.

Es fehlt nicht an Leuten, die in diesem Bilde die verkörperte Andacht und Frömmigkeit sehen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Vor diesen vollen, sanft umschatteten, halbgeöffneten Augen erscheinen keine heilige Gestalten, um diese süß schwellenden Lippen schweben keine Worte der Ruhe, und kein Zeichen des Schmerzes verräth uns die quälenden Gedanken der Reue. Ist Magdalena die reizende Sünderin aus Liebe, ist sie in der Fülle ihrer Jugend und Anmuth in sich und in die Wüste gegangen, so mußten sich ihr zwischen die Bilder der Ewigkeit und die Gebete um den einstigen Eintritt in das himmlische Paradies Erinnerungen drängen an Entzückungen eines irdischen, denen sie sich einst mit ganzer Seele hingegeben und denen für immer zu entsagen auch noch nicht ihr unwiderrüflicher Entschluß ist. Und wie nun die Finger in den schwellenden Loden des reicherabwallenden Haars und Heiterkeit und stille Lust um die Lippen spielen, während die Augen auf den Blättern eines großen Andachtbuchs, das sie am Boden liegend vor sich ausgebreitet hat, leicht herumsehnen, spürt man deutlich, daß für die frommen Gedanken nun eine Zeit der Ruhe eingetreten und daß nur holde Erinnerungen und vielleicht ihnen verwandte Hoffnungen das Herz bewegen.

Kein Mensch wird in Abrede stellen, daß solche Momente, und wenn sie noch so flüchtig sind, in dem Leben selbst der Heiligen mit Nothwendigkeit eintreten, und der Künstler, der sich in der Auffindung von Contrasten gefallt und dabei überhaupt der heiteren Sinnlichkeit große Vollmachten einräumt, wird sie mit Vorliebe wählen. Aber mit dem ihm eignen Feingefühl läßt uns Correggio über seine eigentlichen Gedanken im Ungewissen, und stellt grade die sprechenden Theile seiner Gestalt, das Antlitz, das sie im Sonnenlicht verrathen würde, so in Schatten, daß die scharfe Bestimmtheit der Züge verschwindet und die Phantasie in den unmerklichen Uebergängen des Hell dunkels ein freies Spiel nach allen Seiten erhält.

Endlich betrachten wir auch das sechste der Bilder Correggio's, die sammtlich durch den Ankauf der herzoglichen Sammlung von Modena im Jahre 1746 nach Dresden gekommen, „das Bildniß des Arztes Grillenzoni“ (137). Es ist mir nicht bekannt, auf wessen Autorität hin dieses vortreffliche Gemälde dem Correggio zugeschrieben wird; weder Vasari noch

Lanzi sprechen davon und der Katalog macht wenigstens bei der Benennung ein Fragezeichen. So viel wird Jedermann selbst ohne große Kunststudien wahrnehmen, daß der Unterschied dieses Bildes in Betreff der Zeichnung, Färbung und Malweise von den andern der Sammlung, die Correggio's Namen tragen, so groß ist, daß man von diesen aus nach keinem Bilde Tizian's oder Bordenone's einen weitem Weg zurückzulegen hat. Weder im strengen Stpl der Madonna de St. Francesco, noch im freien und breiten des St. Georg findet sich eine Verwandtschaft mit der alle Formen klar ausprägenden Zeichnung, noch mit der fast miniaturartigen Behandlung des Bildnisses. Dennoch habe ich bis jetzt noch keinen Zweifel an der Urheberchaft Correggio's bei diesem Bildniß erhoben gefunden. Pungileoni, der drei starke Bände über den großen Künstler geschrieben, setzt die Wahrheit der Angabe unbedingt voraus und will nur statt des Namens Grillenzoni den des Dr. Lombardi stellen, weil ein Buch existirt, in welchem der Name Lombardi's mit der Jahrzahl 1488 und der des Antonius Allegri mit der Jahrzahl 1513 auf einem und demselben Blatte eingeschrieben sind. Für den Namen Grillenzoni spricht nichts, als daß Vasari von ihm sagt, er sei der Besitzer der Vermählung der heiligen Catharina von Correggio gewesen.

An rechter Stelle ein entschiedener Gegensatz ist von großer und guter Wirkung; so in der Dresdner Galerie der Christus von Cima da Conegliano (195) zwischen den Bildern Correggio's, ein Denkmal der ernsten, strengen, von der Wahrheit und beseligenden Kraft des Christenthums zugehenden Kunst zwischen den fast leichtfertigen Werken der „bella maniera moderna.“ Dennoch sieht auch das Christusbild, trotz der feierlichen Haltung und der fast trocknen Zeichnung der wie in Erz gegossenen Formen nicht in der Reihe herkömmlicher Kirchenbilder. Schon ein „Christus als Lehrer“ ist in dieser eine überraschende, fast vereinzelt Erscheinung; und wie viel mehr, wenn er ohne alles mystische Wunderbeiwert austritt. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, die Richtung der Venetianer auf eine möglichst naturgemäße Darstellung zu beachten und als vollendetste Leistung auf diesem Wege Tizian's Christus mit dem Fingergroßen erlirnt. Auf demselben Wege ist auch Cima's „Christus“ entstanden: auch er gehört mit allen Zügen der Wirklichkeit, ja sogar dem Stamme Juda an und eine übernatürliche Eigenschaft ist mit keinem Striche angedeutet. Dafür liegt in der Haltung und Bewegung der Gestalt eine solche Würde, in dem Antlitz ein so heiliger Ausdruck, in der ganzen Erscheinung eine so zwin-

gende Gewalt, daß wir, wo sie uns im Leben entgegengetreten würde, sicher unbedingt und gläubig ihr folgten. — Das Bild trug früher den Namen des Giovanni Bellini, ist aber neuerer Zeit — ich weiß nicht auf wessen Veranlassung — seinem Schüler Cima zugeheilt worden. Schon Vasari bemerkt, daß Beide Arbeiten häufig verwechselt werden, und so werden wir uns gefast halten, daß eines Tages vielleicht der alte Name wiederkehrt.

Noch ein zweites Bild unterliegt demselben Geschick, den Taufnamen des ältern Katalogs, G. Bellini, gegen den neueren des Cima haben austauschen zu müssen, der erste Tempelgang Maria (196). An diesem Bilde, das neben großen Schönheiten (z. B. der naive und led aufsteigende Maria, dem sehr gut gezeichneten weißbärtigen Vater Joachim, dem lieblichen Mädchen im weißen Turban) ganz unbegreifliche Schwächen (z. B. in der Zeichnung der Hände etc.) enthält, hängt das besondere Interesse, daß es nicht nur den venetianischen Prachtstyl mit großer, raumausfüllender Architektur und seltenen Costümen in seiner Kindheit zeigt, sondern daß es gradezu die Anordnung und die Hauptmotive jenes überaus herrlichen, durch Farbe und Naturwahrheit beinahe blendenden Werkes von Tizian in sich hat, das eine der Hauptschätze der akademischen Galerie in Venedig bewundert wird.

(Borth. folgt.)

Aus Gleim's Leben.

Von Heinrich Pröhle.

Die große Literaturbewegung vom Ende des vorigen Jahrhunderts läßt sich in drei Dichterkreise zerlegen: in den Weimarschen, Göttinger und Halberstädter Kreis. Für den Weimarschen Kreis wird das Verständniß immer mehr auf jegliche Art eröffnet. Der Göttinger Kreis ist unserm Bewußtsein durch eine einjige übersichtliche Darstellung sehr nahe gerückt, während die Quellen bisher nicht überreich floßen.*) Für den Halberstädter Kreis gibt es in jeder Weise noch Lücken auszufüllen. Der Grund dieser bisherigen Vernachlässigung scheint darin zu liegen, daß der Schwerpunkt dieses Kreises gänzlich in Gleim's Persönlichkeit liegt, die Bedingungen und theilweise auch die unmittelbare Fortdauer der Wirkungen

*) Seit dieses niedergeschrieben wurde, ist der Verfasser dieses Aufsatzes selbst von höchst achtbarer Seite, zunächst auf Veranlassung von Bürger's Leben, um die Herausgabe eines Briefwechsels ersucht worden, der unsre Detailkenntniß von dem Göttinger Kreise wesentlich ausbellen würde.

dieser Persönlichkeit aber fast allzusehr auf localem Boden gesucht werden müssen, so daß zu seiner Würdigung sehr Vieles zu erwägen ist. Wird doch Gleim jetzt beschuldigt, daß er den Dom zu Halberstadt betrogen habe, um die deutschen Dichter unterstützen zu können, während der Sachverhalt im Wesentlichen nur der ist, daß er die Verpachtung der Domgüter leitete und bei Erneuerung der Pachtcontracte von den reichen Pächtern ansehnliche Summen für sich erhielt, was zwar nicht löblich war, jedoch auf einem bestimmten Herkommen beruhte, welches Jeder sich zu Ruge machte, obgleich nur der Eine Gleim den Gewinn so vorzüglich anzuwenden wußte. Gleim lebt in Halberstadt fort in seinen Stiftungen, unter denen der Preis für ein Gedicht zu Ehren des verstorbenen Doubedanten Spiegel die merkwürdigste ist. Im Frühlinge jedes Jahres fordert nämlich jetzt der Magistrat der Stadt Halberstadt die „vaterländischen Dichter“ auf, ihn mit einigen Gedichten zu versehen, unter denen das Beste aus Gleim'schen Mitteln durch zwei Friedrichsdor bezahlt und an Spiegel's Todestage, 22. Mai, vor seinem Begräbniß auf den Spiegelsbergen, dem beliebtesten Vergnügungsorte der Halberstädter, welchen er selbst geschaffen hat, von Kindern gesungen wird. Die wichtigste Bestimmung des Gleim'schen Testaments aber bestand darin, daß eine Humanitätsschule in Halberstadt errichtet werden sollte. Herder, der durch seine Humanitätsbriefe den Gedanken angeregt haben mag, sollte die Ausführung leiten, war aber, als diese möglich wurde, selbst nicht mehr am Leben. Es wurde daher nach einer gleichfalls im Testamente enthaltenen Bestimmung die Einrichtung der Humanitätsanstalt zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht. Die gekrönte Abhandlung sollte nun testamentarisch eine Norm geben. Zu Beurtheilern der Preischriften ernannte Gleim sieben Gelehrte, darunter den Cyporus der Domschule, den Sagensammler Nachtigal (Otmaz), in deren Haub, wie es sich zeigte, damit Alles gelegt war. Sie krönten nämlich eine Schrift von Koch, welche die Humanitätsschule mit dem Domgymnasium vereinigt wissen wollte. Damit erlangte das Domgymnasium die Hauptansprüche auf die nicht durch Gleim allein, sondern auch von zweien seiner Brüder begründete Familienstiftung. So wurde die Humanitätsschule endlich als oberste Classe dem Domgymnasium aufgesetzt und zählt in der Regel etwa drei bis vier Jünglinge, welche als die anscheinend vorzüglichsten aus den Primanern ausgesondert und hauptsächlich von dem Director der Schule, jetzt Theodor Schmid, dem trefflichen Biographen von Johann Heinrich Voss und Herausgeber horazischer Episteln, unterrichtet werden. Man

erzählt jezt, daß Gleim, der von den Schülern oft nicht begrüßt worden, durch die Errichtung der Humanitätsschule eine edle Rache an ihnen habe nehmen wollen. Zum lebenslänglichen Director der Humanitätsschule war von Gleim sein Neffe Moritz ernannt und dieser bezog als solcher eine Pension — wenn wir nicht irren, tausend Thaler. Als zur weisphälischen Zeit die Fideicommiss aufgehoben wurden, suchten die Erben das Gleim'sche Testament als Fideicommiss umzustößen. Ihre Eingabe kam jedoch dem verstorbenen Augustin in Halberstadt zu Händen und dieser arbeitete zunächst selbst eine Abhandlung aus, worin er behauptete, daß das Gleim'sche Testament kein Fideicommiss sei, weil dieses nur adlige Begründer haben dürfe und ein bürgerliches Fideicommiss nicht zu denken sei. Diese Auffassung siegte und wurde sodann einer juristischen Entgegnung zu Grunde gelegt.

Abgesehen von den localen Schwierigkeiten einer Würdigung Gleim's mochte auch darum die Beschäftigung mit ihm wenig lobend erscheinen, weil seine Bedeutung hauptsächlich auf dem frühen Beginn seiner Thätigkeit und auf Anregungen beruht, aber nicht in oft wiederholten und augenscheinlich großen Wirkungen. Weil seine Production auf die unerquicklichste Art in die Breite ging, wurde vergessen, über welche Mittel er geboten hatte und dem Publicum wenigstens ist es jezt nicht mehr zuzumuthen, daß es sich aus den sieben Bänden seiner fast nur lyrische Ergüsse enthaltenen sämtlichen Werke die, wenn ich die Zahl im Augenblicke richtig schätze, fünfzig bis hundert noch immer lesenswerthen Gedichte herausfindet, welche das literarische Resultat seines Lebens sind. Obnehin neigte sich Gleim ungebührlich zu einer gewissen Verschwonnenheit und der Herausgeber seiner Werke, anstatt grade das Charaktervollere noch möglichst hervorzubeben, begünstigte, vielleicht von falschen ästhetischen Vorstellungen geleitet, grade das Molluskenartige in Gleim's Werken. Gewiß hat er viel Unnützes in Gleim's Werke aufgenommen, aber was er ausgelassen hat, sollte nicht immer fehlen und schon aus diesem Grunde würde Servinus im Rechte sein, wenn er darauf aufmerksam macht, daß man zu einer umfassenderen Darstellung von Gleim's literarischer Thätigkeit auf die Originalausgaben zurückgehen muß. Diese aber sind, wie Servinus gleichfalls schon bemerkt, zum Theil sehr selten geworden: in der mit dem Dom vereinigten Gleim'schen Bibliothek findet sich jezt fast gar nichts mehr davon. Gleim gab, in späterer Zeit wenigstens, das Reizte im Selbstverlage heraus, um es dann zunächst in dem Freundeskreise zu vertheilen, den er sich zu seinem Publicum erweitert hatte. Einige solche Gleim'sche Schriftlager, die sich in der

Grafschaft Bernigerode gefunden, haben mir selbst einen frischen Eindruck von Gleim's Wirken verschafft. Soldatenlieder, patriotische, erotische und Gelegenheitsgedichte streute er bunt durch einander und die Fülle der letzteren kann zu seiner Charakteristik nicht unbenutzt gelassen werden. Die Freundschaft zweier, auch dem Dom zu Halberstadt vorgelegter adliger Häuser, Spiegel und Stolberg, brachte die Gelegenheitsdichterei zur höchsten Blüthe und bei Festen des Domes mußte Alles reimen, so daß die wirklich begabteren Dichter hier nur den höchsten Ausgangspunkt bilden. Auf das Domstift und die Protection seiner Spiegel und Stolberg hin, gab Clamer Schmidt den beschwerlicheren Staatsdienst auf, und sie ließen ihn nicht im Stich. Man besang aber nicht nur die Grafen und Herrn des Domes, sondern die Mitglieder des engeren Dichterkreises wurden auch niemals fertig, sich gegenseitig anzufingen. Einer dieser Poeten spricht es selbst aus, daß es zwar weise sei, seinen Geburtstag zu verschweigen, aber noch weiser, ihn zu nennen und dadurch zu kleinen persönlichen Huldigungen Anlaß zu geben. Gleim selbst verachtete sich hierbei so sehr, daß zuletzt die unparteiischeren Beobachter dieses Kreises allen Glauben an sein Talent verloren hatten. Indessen waren, wie schon erwähnt, von Gleim doch sehr bedeutende literarische Anregungen ausgegangen. Die Kriegsglieder verlangen eine eigne Besprechung. Von seinen Romanzen wird bald die Rede sein. Schon hier aber wollen wir aus der Zahl seiner Verdienste folgendes herausgreifen. In dem für die Entwicklung der deutschen Literatur überaus wichtigen Jahre 1773, wo Bürger's Leonore entstand, veröffentlichte Gleim zu einem wohlthätigen Zwecke auf fünf Bogen in Berlin: „Gedichte nach den Minnesingern, dem Kaiser Heinrich, dem König Wenzel von Böhme, dem Markgrafen Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, dem Herzoge von Anhalt, dem Herzoge Johans von Brabant, dem Herzoge Heinrich von Fressela und andern.“ Robiner und die Manesse'sche Sammlung gaben ihm Anregung und Quellen. Mit Benutzung seines Buchleins von den Minnesingern veröffentlichte Gleim dann noch 1779 „Gedichte von Walther von der Vogelweide.“ Seine Beschäftigung mit diesen Dingen zeigte, wie der Pulsschlag der nationalen Entwicklung durch seine Dichterseele ging; sie muß, wenn auch die Bearbeitungen als solche wenig Werth haben, höher geschätzt werden, als sein Neffe Moritz, der Herausgeber seiner Werke, sie schätzte, der unter den „Nachahmungen“ im zweiten Bande von Gleim's Werken zu wenig und nicht mit glücklicher Wahl daraus mittheilt, obnehin aber durch Weglassung der Vorrede der Minnesinger, der Dichternamen und der beigelegten

Originale jeden Eindruck von dem Eifer vermisch, mit dem Gleim nationale Muster für die damalige Literatur aufsuchen half und mit dem er außerdem für das Studium der älteren deutschen Literatur, die er schon 1764 in einer Anmerkung der petrarchischen Lieder empfohlen hatte, das Wort ergriff. Gleim stellte nämlich sichselbst, die ältere deutsche Literatur betreffende, Fragen an Akademien mit der lebhaft kund gegebenen Absicht, die germanistischen Studien zu beleben. Die erste Frage lautete, ob wir in jenen älteren Zeiten nicht vielleicht schon unsern Homer gehabt hätten? Eine andere: Was für Mittel sich fanden, die älteste deutsche Sprache zu lernen und zu studiren? Eine andere: Warum von Opitz bis auf Bodmer und Widenburg, und von diesen bis auf Lessing und Nambach die Aufmunterung zum Studiren des alten deutschen Vexles und Herzens bei deutschen Gelehrten so wenig Eingang gefunden? Eine andere: Warum die deutschen Kaiser und Könige seit den Zeiten der Rimmeringer den waterländischen Mufen abgeneigt gewesen wären? Er wollte ferner wissen, wie es mit der Aufbewahrung dieser Geistesstücke in Stiftern und Klöstern stände, und damit auch ein echt Gleim'scher Einfall nicht fehle, so sollten die Monchsweisheiten aus den Klöstern verbannt werden und die Mönche sich hauptsächlich mit waterländischen Alterthümern und „schönen Wissenschaften“ beschäftigen.

Wenden wir uns noch diesen allgemeinen Betrachtungen über den Dichter jetzt seinem Leben zu, von dem wir für jetzt nur die Jugend und das Mannesalter bis zum siebenjährigen Kriege in's Auge fassen. Der Name Gleim als Dichtername kommt mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim nicht zum ersten Male vor. Es ist eine kleine Schrift vorhanden: „Joannis Gleimii carmina latina. E bibliotheca Stephanei [das ist des Dom's zu Halberstadt] seorsim edita.“ Die Herausgabe wurde 1784 zu Halberstadt vom Rector Nathanael Fischer, einem eifrigen Halberstädtischen Poeten, besorgt. Der lateinische Dichter war im siebzehnten Jahrhundert Prediger an der Marienkirche zu Braunschweig. — Johann Ludwig Gleim wurde geboren am 2. April 1719, am Sonntage Palmarius, Morgens vier Uhr im Zeichen der Jungfrauen zu Ermsleben an der Elbe, wo sein Vater Obergemeinder des Ermslebischen Kreises war. So viel wir wissen, stammte die Gleim'sche Familie aus Kurfessen, des Dichters Mutter aber aus dem Holländischen. Sie war eine gar fromme Frau und betete so oft für Mann und Kinder, daß ihre Knie ganz hart davon waren. Zu jener Zeit waren in Preußen alle Söhne geborene Soldaten, und so brachte auch dem Vater des Dichters ein Rittmeister

(wie Aörte erzählt, dem wir überhaupt hier vielfach folgen müssen) für seine sechs Söhne eines Tages die gewöhnlichen Pässe, wonach sie Cürassiere in dem zu Aücherleben in Gar-nison liegenden Regiment waren. Er legte seine Pässe auf den Tisch und ging davon. Doch sagte ihm der Vater des Dichters: „Sie sollen sie schon wieder abholen.“ Wirklich erreichte er durch einen augenblicklich an Friedrich Wilhelm I. gerichteten Brief, des Inhalts, daß er sechs Söhne habe, die er zu guten Bürgern des Vaterlandes erziehen wolle, was ihm nicht glücken könne, wenn sie zu früh den Soldatenstand in den Kopf bekämen, daß alle sechs Gleim vom Militär frei wurden und der Rittmeister den Befehl zur Zurück-nahme der Pässe erhielt. Im zehnten Lebens-jahre wurde Johann Wilhelm Ludwig, der Dichter, zum Pastor Elamer Zabel in Ober-Börnede in Pension gethan. In seiner zu Wernigerode gehaltenen lateinischen Abschieds-rede nennt er Zabel einen sehr gelehrten Mann, der einige Jahre hindurch auf seinen Unter-richt großen Fleiß verwendet habe.

Wie die benachbarte Stadt Halberstadt, jedoch im geringeren Maße, erlebte auch die Stadt Wernigerode während des vorigen Jahrhunderts eine literarische Blüthenzeit, und auch in Wernigerode ist der Name Gleim von ihr unzertrennlich. Die spätere literarische Bedeutung von Wernigerode bestand wesentlich in dem Wiederscheim, den das Zeiden der Halberstädter Nachbarn auf diese Stadt warf. Gleim's Schulzeit (1734—1738) fiel unter die Regierung des trefflichen Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, ein Umstand, der seine Entwidlung offenbar begünstigte. Das literarische Leben in Wernigerode lehnte sich damals noch ganz an das Lyceum an; gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin (schon 1780 kam Johann Lorenz Bengler, ein treuer Freund Gleim's, als gräflicher Bibliothekar und Rath nach Wernigerode*) mehr direct an das Schloß und etwa an die Bibliothek. Zu Gleim's Zeit war die Seele der Schule zu Wernigerode und somit auch des damaligen literarischen Lebens die Gelehrten-familie Schüpe, oder wie sie sich früher genannt hatte: Sagittarius.

Als Rector fand Gleim 1734 in Wernigerode Eustasius Friedrich Schüpe vor. 1688, am 13. April, war er zu Heina im Stolberg'schen geboren, hatte zu Jena und Halle studirt und war 1713 Conrector, 1715 aber Rector des Lyceums geworden. Sein Sohn war Gottfried Schüpe, geboren am 17. Mai 1719 zu Wernigerode (gestorben am 2. Juli 1784 als Professor des Gymnasiums zu Ham-

*) Bengler's Briefwechsel befindet sich jetzt größtentheils in meinen Händen.

burg), der als Schüler des Lycæums zu Gleim's vertrautesten Freunden gehörte. Er wurde nachmals ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Einst begleitete er Gleim in einem Carriol, dessen Pferd Gottfried lenkte, über Cuedlinburg nach Ermöleben zu, als der Vater des Dichters im Sterben lag, was diesem selbst ursprünglich hatte verheimlicht werden sollen. Unweit Radisleben zerbrach ein Rad an dem zweirädrigen Wagen, und Wilhelm Gleim verließ den Begleiter, um gradeswegs auf den weißen Thurm von Ermöleben loszueilen. Als er gegen Abend erst in dem Dorfe Einsleben ankam, hörte er zu Ermöleben die Glocken läuten und erfuhr, daß dies zum Begräbniß des Ubertrenehmers Gleim gehehe. Der Knabe lief, sah bald die Straße, dann sein Vaterhaus, eine Menge Volke und eine Menge Laternen, — lief und fand den Vater auf der Bahre stehend noch im Hause. Die Mutter umarmte ihn, er ging in die Kammer, weinte sich satt, weigerte sich standhaft in dem für ihn geöffneten Sarge die Leiche zu sehen und als dieser wieder zugeschlagen war, ging er ernsthaft nachdenkend und nicht mehr weinend hinter dem Leichenzuge her: zu Hause tröstete er die Mutter, die jedoch dem Vater bald folgte. Als Grund von seines Vaters Tode gibt Gleim selbst an, daß der Rittmeister, der die Soldatenpässe hatte zurücknehmen müssen, um sich an der Familie zu rächen, seinen Schwager auf eine Weise verfolgte, die dem Vater ein Gallenleber zuzog, den Schwiegersohn aber gänzlich ruiniert haben würde, wenn nicht Friedrich der Große als damaliger Kronprinz ihm den vom Könige nicht zugestandenen Schutz gewährt hätte, indem er ihn zu seinem Pächter machte. Die Gleim'sche Familie trat dadurch zu dem Kronprinzen einigermassen in geschäftliche Beziehung und man kann wohl annehmen, daß der Edelmuth des Kronprinzen hier zuerst den Keim der Liebe und Ehrfurcht in Gleim's Herz pflanzte, die später so viel zur Verberrlichung des großen Königs wirkten, wobei er zunächst ganz von einer rein persönlichen Hochschätzung für Friedrich ausging.

Bei Ermöleben aber sei auch noch eines etwas früheren Vorfalles gedacht. Als nämlich Gleim einmal die Osterferien dort brachte, ging er mit seinen Brüdern auf Besuch zu dem Prediger Limburg in Einsleben. Die später von Gleim besungene Stelle war damals so sehr angeschwollen, daß statt einer neuen steinernen Brücke, welche sie hinweggerissen hatte, ein Baum hingelegt worden war. Der Dichter sahte seinen jüngsten dreijährigen Bruder Franz bei der Hand, um ihn hinüberzuführen. Auf der Mitte des Baumes aber fiel er hinab, während das Kind glücklich aufs andere Ufer gelangte. Die jenseits

des Wassers stehenden Brüder riefen: Wilhelm! Wilhelm! aber unausfalsam wurde er fortgerissen bis an einen in die Selle gestürzten Weidenbaum. Ein vorübergehender alter Mann wagte sich in den Strom, zog ihn als todt heraus und trug den Dichter zu dem Prediger Limburg in Einsleben. Der Name des Braven ist nicht bekannt geworden.

Nachdem Eustasius Friedrich Schüpe, welcher für den bedeutenderen der beiden Brüder gilt, 1738 als Professor der Theologie und erster Director des akademischen Gymnasiums nach Altona berufen war, wo er 1758 als Geistlicher und Assessor des Consistoriums starb, wurde sein Bruder, der bisherige Conrector am Lycæum, Heinrich Carl Schüpe, geboren am 31. August 1700 zu Heina im Stolbergischen, gestorben erst 1779 zu Wernigerode, zum Rector des Lycæums ernannt. Gleim wohnte in seinem Hause. Seine bekannteste Schrift sind seine „Vernunft- und schriftmäßigen Abhandlungen vom Aberglauben,“ die, wie es mit solchen Schriften aus der Aufklärungs-Periode der Fall zu sein pflegt, nicht durch die Bekämpfung des Aberglaubens, aber durch die gelegentliche, jedoch sehr sparsame Auffassung dieses oder jenes bestimmten damaligen Volksglaubens noch jetzt einigen Werth hat. Ein gewissenhafter Lehrer, ein fleißiger, für alles Gute warm empfindender, wenn gleich in mancher Beziehung pedantischer Mann war nächst dem Bruder er es hauptsächlich, der die geistige Blüthezeit von Wernigerode herauf führte, an der überhaupt die damaligen begabteren Schüler, welche sich mitunter in seiner Nähe wie auf einer Universtität vorfinden mochten, thätigen Antheil nahmen. Dies beweisen die noch jetzt vorhandenen Folianten mit Abhandlungen und Gedichten damaliger Schüler, die er der Aufbewahrung für würdig hielt. Schüpe's Geist ist über diese ganzen Folianten ausgebreitet. Die Abhandlungen betreffen wissenschaftliche und moralische Gegenstände, welche dem Rector selbst besonders nahe lagen. Er hat selbst zu einem der Folianten, in denen die Reden gesammelt sind, eine lateinische Inschrift gemacht, worin er sagt, daß er auf ihre Verbesserung allen Fleiß verwendet habe, und nur insofern nicht für den Inhalt einstehen könne, als er bei seinem Mangel an Zeit sich nicht von der Richtigkeit der Abschriften zu überzeugen vermöge.

Die Gedichte enthalten nach seiner Anleitung Versuche in allen möglichen Formen. Die damals gütigen Ruster der deutschen Poesie wurden von dem Rector in Ehren gehalten und er merkte nicht, wie seine Schüler, wenigstens Gleim, sie schon übertrafen. Noch mehr aber stand auch hier die französische Literatur in Ehren, von der Gleim in seiner lateinischen Abschiedsrede, worin er besonders

Molière rühmt, sagt, daß sie viele und große Geister erzeugt habe, welche fast in allen Gattungen der Poesie sich ausgezeichnet hätten.

Von Gleim wurde auf der Schule außer einem Gedicht auf seines Vaters Lob (1735) auch ein sehr künstliches, merkwürdiges Gedicht gedruckt, das schon eine außerordentliche Gewandtheit und Leichtigkeit in der Handhabung des Metrums zeigt, die ihn auch später charakterisirt, wengleich er leider später zu wenig für seine Ausbildung in der künstlerischen Form gethan hat. Bei dem Tode seines Mitschülers Randolf wurde ein ganzer kleiner Bernigerdscher Musenalmanach mit Schüler-Gedichten auf dessen Lob gedruckt. Gleim's Gedicht, das auf die traurige Lage des verwaisten Dichterknaben anzuspielden scheint, trägt gleichsam als Thema an den vier Seiten die schwermüthige Umschrift:

Beste bald dein Haus.

Der Sieger ist schon aus.

Wohl dem, der Stunden-Glas nur erst ist ausgelassen.

Ja, dessen Seele bei den auserwählten hauset.

Gleim's eigentliches Leichenarman, das er einen Bilberrim nennt, ist in der Form einer Sanduhr gedruckt und jede einzelne Zeile ist mit Sternen eingefaßt. Es lautet wie folgt:

Erwäget man die Zeit des Lebens wohl,

Wie denn ein wahrer Geist ja billig soll,

So gleich dieselbige oft einer Uhr,

Die da beständig läuft durch eine Spur,

Sie läuftet gar geschwinde aus;

Also ist's auch mit unerm Leben.

Es ist ein Kummer-volles Haus,

Datinnen wie nur schweben

In Furcht und Ungemach.

Wohl! wenn der Tag

Des Todes da,

Und Jesu nah.

Wohl dem, der so wie Du,

Rein Freund, geht in die Ruh.

Du hast erlangt

Womit man prangt

Dort bei des Himmels Freuden,

Wo weder Kreuz noch Leiden.

Du stehst nun vor Anders schon

Mit einer Kron' bekronet

Vor Gott, des Würschösten, Thron,

Wornach ein wahrer Geist sich schreit.

So ruhe denn, mein Freund, recht sanft und fein,

Und schlafe wohl in Deinem Kämmerlein.

Wir hinterlaß'ne warten, bis uns Gott

Der Welt enterist und aller Angst und Noth.

Wenn dies Gedicht, wie so viele spätere Gedichte Gleim's Empfindungen der Freundschaft, diesmal auf eine nicht gemeine Weise ausspricht, so offenbaren auch seine profaischen Schul-Arbeiten ganz jene Wärme und jenen ungestüm edler Empfindungen, der ihn später auszeichnete. Noch auffallender aber zeigten sich die Reime von Gleim's späterem Wesen schon in einem Lobgedichte auf Rübiger und Reinhart, die sich, nachdem er verwaist war,

seiner besonders angenommen hatten und deren stets unverdrossene Gönnerschaft er wahrscheinlich durch einen an sie gerichteten Brief erworben hatte. Nachdem Gleim seine lateinische Abschiedsrede zu Bernigerode am ersten November 1738 gehalten, trat er nämlich noch mit dem in Alexandrinern abgefaßten Gedicht auf, welches einen jener Folianten eröffnet, wo es dreizehn Seiten füllt und folgende Ueberschrift trägt: „Lob- und Dank-Rede, welche bey seinem Abzuge auf die hällische (sic) Uniderricht den 11. November 1738 gleich nach gehaltener lateinischer Abschiedsrede recitirt Johann Wilhelm Ludwig Gleim, bürgerlich von Ermleben im Halberstädtischen.“ Das Gedicht ist darum so merkwürdig, weil es zeigt, wie bei Gleim durch die Hülfe, deren er selbst als Schüler bedürftig war, die Vorstellung von einem Mäcenatenthum sich bildete, nach dessen Grundrissen er später planmäßig handelte, so daß er als Mann mit vollen Händen zurückgab, was ihm als Knaben Gutes geschehen war. Das Ganze ist ein für Gleim's Biographie und Charakteristik außerordentlich wichtiges Lehr-gedicht. Namentlich mit Hinweisung auf das classische Alterthum wird darin etwas oberflächlich, wie es in einem Gedichte nicht anders sein kann, der Gedanke ausgeführt, daß die Mufen des Schutzes bedürfen und daß nur auf diese Weise eine Blüthezeit der Wissenschaften und Künste erzeugt werden könne, welche sich jedoch der Erfahrung nach nichts weniger als undankbar zu zeigen pflegten.*)

Die Undankbarkeit zumal gegen Lehrer machte Gleim auch zum Gegenstande einer eigenen Rede. Vielleicht hat der Rector Schütze den Ungeßüm des Gleim'schen Ebelmuthes, welchem nachzuhelfen er hier schwerlich nöthig hatte, benutzt, um einmal undankbaren Schülern den Text lesen zu lassen. Die betreffende deutsche Rede ist überschrieben: „Oratio in ingratum“ und sechsunddreißig Foliolen stark. Sie schließt mit dem Wunsche, daß man von der Undankbarkeit auf dem Lyceum möge sagen können: abiit, excessit, evasit, erupit.

Es war nun nicht zu verwundern, wenn sich ein an Gleim bei so viel vorzüglichen Eigenschaften nicht ungerechtfertigtes Selbstgefühl schon damals zeigte. Er gab davon vor seinem Abgange von Bernigerode einen auffallenden Beweis. Einer seiner Lehrer hatte die wunderliche Grille, seinen seiner Schüler ungeschlagen zu entlassen. Gleim's lebhaftes

*) Dieses Gedicht findet man vollständig, andre Gleim'sche Schularbeiten zum Theil nur im Auszuge mitgetheilt in meiner Schrift: „Gleim auf der Schule. Aus dem Programm der Leuzschstädtischen Realschule. Berlin 1857. Gebauer'sche Buchhandlung.“ Die Schrift ist wesentlich eine Zusammenstellung von Actenstücken zu dem vorliegenden Aufsätze.

Ehrgefühl hatte ihn daher zu einem wahrhaft musterhaften Betragen in den Stunden dieses Lehrers veranlaßt. Dennoch trat am Ende seiner Schuljahre durch falsche Aussagen einiger Mitschüler einmal der Fall ein, daß der Lehrer sich triumphirend mit seinem Scepter zur Züchtigung anschickte. Allein Gleim entsprang und fand Schutz bei seinem mächtigen Gönner, dem Geheimrath Reinhart, den er mit Müdigkeit in dem Abschiedsgebichte besang. Dieser ließ die Angelegenheit förmlich untersuchen und da dem Jünglinge nichts zur Last gelegt werden konnte, so brauchte er auf Reinhart's Befehl an den Schulstunnen nicht mehr Theil zu nehmen, ja sein Gönner schenkte ihm einen Degen, den er noch vor der Abreise zur Universität vor den Augen seines Lehrers tragen durfte. Gleim spielte daher während des noch übrigen Vierteljahres in Wernigerode eine fast große Rolle und triumphirte wie ein Jahrenträger der jungen Literatur.

Trotz aller Freundschaft und Liebe für seinen Schüler veräumte aber der ehrliche Rector Schüpe nicht, ihn zur Bescheidenheit zu ermahnen und ihn für diese Ueberhebung zu strafen, denn höchst wahrscheinlich war es nur eine ihm auferlegte Buße, daß der schon mit dem Degen einherstolzirende Dichter bei seinem Abgange zur Universität eine sechsundzwanzig folioseiten füllende, zum Theil vielleicht ihm octroyirte Rede über den Weisheitsbündel (*oratio valedictoria de σοφισμοσιν sive eruditione imaginaria*) hielt, welcher einem sonst gut gearteten Talente mehr Schaden thue, wie dem Odysseus der Bescher der Circe und der Gesang der Sirenen. Während Gleim's prosaische Schularbeiten sonst in ihrer sprunghaften Art wenig Lob verdienen, wie er denn auch später nur als Dichter aufgetreten ist, so deutet das gegen den Weisheitsbündel aufgefahrene wohlgeordnete Geschick unverkennbar auf einen philosophischen Schützen hin, der besonders die Schwächen der Jugend kannte und in der Pädagogik wohl erfahren war. Klagt doch Gleim in dieser Rede sogar, daß er wohl auch unter seinen Mitschülern solche auffinden könnte, welche sich für weiser hielten als ihre Lehrer. Auch schrieb der Rector dem Schüler ein Stammbuchblatt, von dem schon Körte weiß, und das unter andern folgenden Bibelvers enthält: „So spricht der Herr Jehova: die Thaten des vierten, fünften, sechsten und zehnten Monats sollen dem Hause Juda zur Freude und Banne und zu fröhlichen Jahresfesten werden, — allein liebet Wahrheit und Frieden.“ Ob nun damit der brave Mann wirklich, außer auf den stolzen Degen des Jünglings, der drei Jahre lang sein Hausgenosse gewesen war, auch auf seine eigene, Schüpe's, Dürftigkeit anspielen wollte, wie

Körte meint, lassen wir dahin gestellt sein; vielleicht geschah es aber von Gleim selbst mit Hindeutung auf dies Stammbuchblatt, daß er seinem Rector in dessen letzten Lebensjahre, wie Körte schreibt, „oft ein Faß Wein in die Schulstube schickte, und ihm die Faßten in Feste verwandelt, auf daß auch an seinem Theil die Worte des Propheten erfüllt würden.“

Schon und während ist der eigentliche Abschied, den Gleim in jener lateinischen Rede nimmt, nachdem er die bittere Pille über den Weisheitsbündel verschluckt hat; man sieht hier recht das edle kindliche Herz, dessen Wärme bei ihm noch im höchsten Alter nicht erkaltete. „Es bläse auch,“ heißt es unter Anderm, „unter göttlichem Schutze das ruhmreiche Haus der Grafen Stolberg. Insonderheit segne Gottes Güte den regierenden Grafen Christian Ernst, damit er Vielen helfe, Allen wohlthue und, was grade mir besonders am Herzen liegt, wie er thut, das Studium der Wissenschaften immer begünstige und sein Name der Unsterblichkeit angehören möge.“

Der Ephorus des Lycums, Gutjahr, wird nicht vergessen. Der Rector Schüpe soll als Gegengabe für seine Wohlthaten so viel Dank haben, als beim ersten Froste im Herbst Blätter zur Erde fallen, und auch seines nicht mehr in Wernigerode anwesenden dominus frater wird gedacht. „Lebwohl,“ ruft Gleim dem Rector zu, „geliebter Lehrer, leberwohl und höre nicht auf, mich zu lieben.“ Dann wendet er sich an alle Lebigen und ruft, wie einer der sich nicht loszureißen vermag: „Lebt wohl am Leibe, lebt wohl an der Seele, und haltet mich nicht für unwürdig Eurer Gutmüthigkeit und Eurer Liebe. Lebt wohl alle Ihr Guten! Lebt wohl, sage ich, lange Zeit hindurch und glücklich!“

So konnte man denn von Gleim's Aufenthalt in Wernigerode, namentlich mit Rücksicht auf das Lobgedicht für Müdigkeit und Reinhart gewiß sagen, was Goethe im Tasso sagt:

„Denn es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen; gibst Du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein größeres zurück.“

Gleim ging im Frühjahr 1738 auf die Universität Halle, wo er sehr dürftig von etwa sechzig Thalern jährlicher Einnahme lebte. Aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, wo er mit Götz und Kubnit studirte, stammte seine Freundschaft mit Uj; er hielt mit diesem und Andern zur Bodmer'schen Schule. Auch späterhin, als er schon eine Geltung in der Literatur hatte, begünstigte er die aufstrebende schweizerische Richtung, und vermittelte den Druck von Streichkräften, wenn er sich auch, da er selbst jeder literarischen Fehde aus dem Wege ging, und nicht ohne Grund den härtesten Angriffen auf seine Person durch Ant-

worten nur eine größere Verbreitung zu geben glaubte, nicht unmittelbar einmischte, und mit Gottsched mehr als billig in gutem Vernehmen erhielt. — Schon 1740 (was zur Erklärung einer gewissen Oberflächlichkeit bei Gleim nicht unwichtig ist, da damit seine Unversitätsstudien wohl kaum als völlig beendet betrachtet werden können) wurde er dänischer Secretär. Allein der besungene wernigerödische Gönner, der ihm den stolzen Degen geschenkt hatte, und dem er nun beigegeben war, Reinhart, starb damals in Folge von Händeln mit einem Herrn von Kösting. Gleim ging daher, ohne jene Stelle anzutreten zu haben, nach Berlin, dann nach Potsdam als Hauslehrer des Obersten von Schulz, welcher die königliche Leibgarde besetzte. Sodann trat er in die Dienste des menschenfreundlichen Prinzen Wilhelm, Sohnes des Markgrafen von Schwedt. Damals war es, wo er einen im Duell tödtlich verwundeten Officier besuchte, ihm Bücher brachte, Gedichte vorlas und ihm das Leben rettete durch ein gewisses scherzhaftes Lied, welches den preussischen Officier so zum Lachen nöthigte, daß eine Pulsader ausstrang. Der kranke preussische Officier aber war Niemand anders als der nachmalige Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist. Gleim sagte später von seiner Muse: Keinen Cäsar, aber einen Kleist habe sie ihm erjungt. Kleist, Hirzel und Gleim bildeten von nun an in Potsdam ein Kleeblatt. Wer Potsdam kennt mit seiner nachdenklichen Stille, und dabei mit dem charakteristisch ausgeprägten Royalismus seines ganzen Wesens, kann nicht bezweifeln, daß Gleim's Aufenthalt daselbst auf die Bildung seiner politischen Poesie von Einfluß gewesen ist. *)

Im Jahre 1744, wo Friedrich der Große seinen zweiten schlesischen Krieg führte, erhielt Prinz Wilhelm Befehl zum Marsche. Gleim sollte zu Hause bleiben, doch erlangte der nachmalige „preussische Grenadier“ durch ein Gesuch das Gegentheil. Er zog also in seiner Stellung mit zu Felde, und auf dem weissen Berge bei Prag lochte er seinem Kleist in einem Prättiegel eine Suppe aus Commisbrot, Wasser und ein wenig Butter. Eines Tages aber kam der Prinz in das Zelt des Scheinsehreibers, und befahl ihm, ihn zu begleiten. Sie waren im Gefolge des Königs, als dieser aus dem Lager ging, den Feind zu beobachten, der Prinz aber, der nahe hinter dem Könige stand, wurde von einer sechs-pfündigen Kanonenkugel an der Schläfe be-

rührt, und war todt. Vergebens suchten darauf im Zelte des Schreibers die Brüder des Königs, diesen zu trösten. Er holte den Leichnam seines guten Herrn und die Kugel in's Lager und weinte, wurde auf der Kaisermühle saft von einer Bombe zerschmettert, als er dort weinend beim Satze des Prinzen saß, und hörte nicht auf zu weinen, während er den todtten Prinzen nach Berlin begleitete. Auch ließ er ein Gedicht auf seinen Tod drucken.

1745 wurde Gleim Stabssecretär des alten Dessauer. Bei diesem aber wurde ihm so unheimlich, daß er zu seinem Verwannten, dem Professor Ludolf in Berlin, floh. In Ludolf's Hause wohnte er zugleich mit dem Tribunals-Rath von Berg, der Domherr in Halberstadt war, und ihn 1747 zunächst zum substituirtten Domsecretär vorschlug. Er erhielt nicht allein die Stelle, sondern wurde auch sehr bald wirklicher Domsecretär. —

In Halberstadt dachte noch einiger Zeit auch Gleim selbst an seine Verheirathung, und verlobte sich am 15. März 1753 mit einer Blankenburgerin. Wenn nun dies Verhältnis noch vor der Trauung ohne jede merkbare Schuld von beiden Seiten, angeblich wegen einer bloßen Laune, weil nemlich der Vater der Braut sich nun von dieser nicht mehr genug geliebt glaubte, trotz des Frühlingssängers Ewald von Kleist Dazwischenkunft, unabänderlich wieder gelöst wurde, so wird man genöthigt, nach einer tiefer liegenden Ursache für die Möglichkeit eines solchen raschen Zerwürfnisses zu suchen. Man wird dabei nicht ausreichen mit dem, was man aus den zugänglicheren Quellen über Gleim weiß, sondern seinen Charakter einer etwas tieferen Prüfung unterwerfen müssen. Wie lebenswürdig Gleim auch in einem weit hin- und hergesandten Briefwechsel erschien, so war er doch gemohnt, Diejenigen, die sich in seiner Nähe befanden, nicht wenig zu tyrannisiren, und nicht minder herrschsüchtig, als er in der Freundschaft war, mochte er in der Liebe sein. Hatte er nun anfangs von seiner Ausertornen völlige Hingebung erlangt, so mag doch diese, nur in nächster Nähe bemerkliche, unliebenswürdige Seite seines Wesens, nach der er selbst der entsehbaren Erbitterung fähig war, zu Conflicten geführt haben, welche seinem häuslichen Glücke vielleicht schon deshalb in den Weg traten, weil sie überhaupt Zweifel gegen ihn erregt haben mögen. Weniger wollen wir die Gründe in der oberflächlichen Natur des Dichters suchen, der früher schon, ohne jede bestimmt hervortretende Neigung oder gar Leidenschaft, eine große Anzahl verliebter Lieder geschrieben hatte, die bloß in Ton und Haltung der damaligen Gesellschaft zu wurzeln scheinen, und die

*) Berg. meinen in der Singakademie zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Leipzig. Gustav Waver. 1857.“

und da neue Formen der Poesie anbahnen sollten, welche sich erst später durch Bürger und Goethe mit mehr, wenn auch nicht immer mit dem rechten Inhalt erfüllten. Nach dem Blankenburger Verhältnisse sang Gleim:

Sophie liebte mich, seitdem kann' ich die Schönen,
Sittlich besing' ich sie nicht mehr!

Am 6. Februar 1787 schrieb er an die Karfchin,*) von einer Verlobung berichtend: „Mir ist es nicht so gut geworden in meiner Jugend, wie Freund Schwarzgen — die Mädchen in meiner Jugend liebten mich sein und lehrten sich an nichts.“ Außer dem Verhältnisse zu Sophie sind uns bestimmte Liebesverhältnisse von Gleim nicht bekannt.

Die frühere angenehme Tändelei verwandelte sich nach dieser Verlobung größtentheils in Bitterkeit gegen das weibliche Geschlecht, in Verstimmung und Hohn, wo der nun immer angesehenere und auch immer wohlhabiger gewordene Mann eine Annäherung zu bemerken glaubte. Dazu prägte sich sein Wesen immer mehr aus, und seine Liebe zu den Mäusen, sein Wohlthätigkeitssinn, sein Briefverkehr und seine Schwärmerci für lebende und todtte Freunde ergoß sich immer mehr in einen, wenn auch nicht unbehaglichen, Colibat. Klüchtig hat man ihn wohl noch im Verdacht eines Einverständnisses mit seiner Nichte Oelmünde. Sie hielt ihm Haus, und uns liegt ein süßliches Lied vor, das sie dem Oheim 1773 zum Geburtstage widmete. — Gleim wurde eine Art von Literaturmönch in seinem Hütchen zu Halberstadt am jetzt sogenannten Poetengange. Wunderlich war es, wie er die Karfchin, die er im Sommer 1761 in Berlin persönlich kennen lernte, nach Halberstadt zu sich einlud. Er bemächtigte sich ihrer und ihres ganzen Lebens; sie besangen sich gegenseitig als Thyrsis und Sappho, ganz Halberstadt huldigte mit Gleim dieser Muse, und auf den Spiegelsbergen steht noch jetzt an einer reizenden Stelle das Denkmal der deutschen Sappho. Sie brachte ein heiteres Leben, wohin sie trat. Ost sah man sie und die Weser in den Gesellschaften, welche sie besuchte, mit Myrthen und Lorbeer bekränzt. Nach ihrem vierwöchentlichen Aufenthalte in Halberstadt bedurfte es brieflicher Erörterungen von Gleim, der nun bis an ihr Ende für sie sorgte, um dem Verhältnisse wieder die rein literarischen Grenzen anzuweisen, wobei er auch leise andeutet, daß beinahe seines Kläff's Manen Grund zur Eifersucht auf sie hätten. In Liedern und größern Gedichten, schreibt er ihr, „z. B. in der Tragödie“ könne die Liebe nicht heftig genug dargestellt werden;

„aber im Herzen, wertheste Freundin, wollen wir jener sanften den Vorzug geben, und ganz voll von derselben bin ich unverändertlich Ihr getreuester Freund.“ Von jener Bitterkeit gegen das weibliche Geschlecht aber gibt am meisten das Gedicht: „An unsre reichste junge Wittwe“ Zeugniß, welches wir zuerst in seinen „Epoden“ finden, und welches beginnt: „Dein Kleid ist bunter als der Pfauen Schwanz, Geschmückte der Frauen!“

Jedoch damit auch hier das Versöhnende nicht fehle, möge nicht unerwähnt bleiben ein schönes bewegtes Gedicht, „Das Mädchen vom Lande“, das Gleim noch 1794 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre sang, und worin eine herzliche Reizung mit einer anmuthigen Auffassung weiblichen Wesens Hand in Hand geht, so daß er von der Besungenen rühmt:

Wie saß' es die Soale,
Wie lieb' es den Arm;
Wie laß' es im Sitz
Und Paulus so gern!

Das erste, was Gleim geschrieben hatte, war sein „Versuch in scherzhaften Liedern.“ Sie entstanden im Wesentlichen schon in dem Hallischen Kreise, zur Zeit wo Bodmer's Discursus der Maler erschienen waren, und Byron den Tempel der Dichtkunst und die Ode an Lange herausgab. Gleim las damals mit seinen Freunden den Anatron, und ging darauf aus, durch die scherzhaften Lieder die Deutschen für den bloßen Rhythmus der Griechen und Römer empfänglich zu machen. Jedoch wurden die Lieder nachmals bis zu den fünfziger Jahren hin vermehrt. Diese Versuche, den Reim bei uns zu verdrängen, für welche besonders Herder sich in's Gewichtig gelegt hat, haben einen dauerhaften Erfolg bekanntlich nicht gehabt; unter Gleim's scherzhaften Liedern jedoch, die im Ganzen jetzt nicht mehr lesbar sind, finden sich einige recht artige, z. B. „Das Möpchen“, „Geheime Sprache“ und „Der Tausch.“

An die scherzhaften Lieder schloßen sich in der Ausgabe der Gleim'schen Werke von Dr. Wilhelm Körte die „Lieder“ an. Nach den hier und da beigefügten Jahreszahlen enthalten sie Lieder von 1743 bis 1772, also von den Universitätsjahren an bis zu einer Zeit, wo die Gleim'sche Muse sich längst als Friedrich's Herold mehr Nachdruck gegeben hatte, und Gleim dadurch eine Stufe höher an dem deutschen Barnasse emporgeklimmen war. Auch diese Lieder sind daher, im Ganzen genommen, nachdrücklicher und gediegener als die scherzhaften. Einiges davon haben unsre Großväter zum Clavier gesungen, und auch in unserm Ohr sind diese charakteristischen Aufforderungen zum Lebensgenusse noch nicht ganz verklungen. Wer kennt nicht von Gleim das anatronische:

*) Barnhagen von Enke theilte mir den Brief handschriftlich zur Einsicht mit.

Den flüchtigen Tagen
Wehret keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entsich'n nicht so bald!

das uns hiermit die Vergänglichkeith der Zeit
in einem so anschaulichen Bilde vorgeführt
hat, und dann also schließt:

Wie Blüthe verfliegen,
So sind sie dahin;
Ich will mich vergnügen,
So lang ich noch bin.

Hierher gehört auch mit seinem Rathe
„hurtig“ zu leben, zu trinken, zu küssen,
weil Nothgen nicht Heute und die Zeit flüchtig
ist, das Lied „An Leulon“: Rosen pflüden,
Rosen blühen, das wir zuerst in den „Neuen
Liedern von dem Verfasser der Lieder nach
dem Anakreon“ (Berlin 1767) finden. In
anderer Weise hat sich erhalten, und wird,
seiner ironischen Wendung beraubt und daher
arg vergrößert, zum Theil in Festschreibern
wohl noch jetzt gesungen das gleichfalls in
diesen neuen Liedern zuerst gedruckte satirische
Lied: „An den gelehrten Duns.“

Laß uns die Vernunft vertrinken,
Grundgelehrter Duns!

Laß uns die Vernunft vertrinken;
Denn was nützt sie uns? u. s. w.

Um hier das Erheblichste über Gleim's
vortische Arbeiten bis zu seiner zweiten, mit
dem siebenjährigen Kriege beginnenden Pe-
riode zusammenzufassen, gedenke ich auch des
Gedichts „Die Schäferwelt“ (1743) und „Die
Bürgerwelt“ (1744). Beide sind Producte
einer bittern Weltstimmung, von denen das
letztere in der Ausgabe der Gleim'schen Werke
von Adrte nur fragmentarisch abgedruckt ist. —
In der dramatischen Poesie war damals die
Zeit, wo man Schäferspiele machte, die man
mit Recht hätte Schweinehirtenspiele nennen
können. So schrieb wenigstens Gleim 1746
an U, und durch diese Betrachtung scheint
er selbst, ohne alles eigentlich dramatische Ta-
lent, schon 1743 zu seinem ersten, in Alexan-
driern geschriebenen dramatischen Versuche
„Der blöde Schäfer“ angeregt zu sein, dessen
Feld sich vor lauter Blödigkeit erschließen will,
aber noch auf den letzten Seiten glücklich ge-
rettet wird. Es liegt uns von diesem wun-
derlichen Drama ein Abdruck vor von 1767,
mit Bignetten und einer Vorrede voll Freunds-
chaftsschwärmerei von Salomon Gessner. (Zü-
rich, bei Orell, Gessner und Comp.)

1755 erschienen zu Halberstadt: „Die gold-
nen Sprüche des Pythagoras“, von denen
uns auch eine Ausgabe von 1786 mit dem
Titel: „Die goldnen Sprüche des Pythagoras,
aus dem Griechischen, nebst Anhang, von
Gleim“ vorliegt. Alsdann erschien sein er-
stes Hauptwerk: Die Fabeln. Im Jahre
1754 zeigte der junge Prinz von Preußen,

dessen Erziehung damals unter Andern in den
Händen Sulzers und in denen einer Cousine
von Gleim war, Gleim Kupferstiche zu den
Fabeln des LaFontaine, dem Gleim später in
seinen Fabeln vielfach folgte. Er fragte ihn
dabei, ob er Fabeln machen könne. „Nein,“
antwortete der Dichter, „es ist nichts Schwe-
reres, als eine Fabel machen.“ In der That
scheint ihn der Gedanke an die Fabel schon
sehr lange, doch erfolglos, beschäftigt zu ha-
ben, da er bereits in seinen Schulabhandlun-
gen gern den Aesop erwähnt. Seit aber die
Sache auf diese Art angeregt war, mislan-
gen ihm Fabeln nicht mehr. Schon im Jahre
1755 erschienen deren fünfundsanzig. Spä-
terhin vermehrte sie sich, Uebersetzungen un-
gerechnet, auf zweiundneunzig. Manches wahr-
haft Lehrreiche ist darin enthalten. Es sind
bekannte Stoffe, die Gleim vorträgt, doch
ist durch die Erzählungsweise oft der Nagel
auf den Kopf getroffen und einem verständ-
lichen Einsalle ein treffender Ausdruck gegeben,
so daß um so mehr Alles sich leicht einprägt,
was bei manchen Fabeln schon durch ihre
große Einfachheit der Fall ist. Gleim's Lieb-
lingsgedanke, den er durch vielfache Beobach-
tungen belegt, ist ein zwar sehr verdienstlicher,
aber doch nur einseitiger, wenn denn überhaupt
die Summe der einer harmonischen Jugend-
bildung entsprechenden Lehren keineswegs in
der Sammlung gefunden wird, sondern nur
diejenigen Lehren vorkommen, die dem Dich-
ter besonders am Herzen lagen und die grade
er auch dem Prinzen einzuprägen wünschte.
Wie es nun sehr versäherlich ist, sich durch
Einnischung des Zufälligen oder gar Persön-
lichen in Dichtungen gleichsam über die Dich-
tungsgattung zu überheben, so theilt Gleim
fogar in diesen für Kinder bestimmten Fabeln
offenbare Seitenhiebe aus, hat aber, wenn
er auch seinen Zweck, so weit er der Ver-
stimmung nachgibt, auf eine nachdrückliche
Weise erreicht, doch jedesmal für das Gebicht
selbst seinen Lohn dahin. Jedoch ist auch in
diesen hier zunächst gemeinten Fabeln Einzel-
nes so typisch, daß es wenigstens allgemein
bekannt geworden ist.

An die Fabeln schließen sich die „Erzäh-
lungen,“ die auch noch viele Uebersetzungen
aus LaFontaine enthalten, noch an. Sie
sind etwas höher gefaßt als die Fabeln
und durchgehends recht wader und würdig.
Auch hier heimelt uns wieder manches Be-
kannte gar sehr an. Auf der Original-Aus-
gabe, die 1783 erschien, und nur aus sechs
Nummern besteht (in den sämmtlichen Wer-
ken fünfzehn), bezeichnet Gleim diese „Er-
zählungen“ ausdrücklich als Geschenk für Kinder.
Gleim's größte literarische That vor den
Kriegslehren waren seine Romanen. Gleim
konnte sich nicht ohne einigen Grund gradezu

als den Schöpfer der deutschen Romane betrachten; daß er den Namen, den er in einem französischen Lehrbuche gefunden, nach Deutschland übertrug, kann ihm Niemand streitig machen und jedenfalls war sein Versuch zwischen Gänther, dem trotz aller Volksthumlichkeit das erzählende Element gänzlich fehlt, und Bürger von der größten Bedeutung.

Die Gleim'sche Romanze ging hervor aus der Nachahmung des französischen Dichters Moncrif. Es liegt uns auch, jedoch nicht grade Romane enthaltend, eine Uebersetzung vor: „Der Vater Nebenbuhler seines Sohnes, und Magdalis, die eine Stüttsdame ward, zwei Gedichte nach dem Französischen des Rancin und des Moncrif.“ Als Manuscript für Freunde, freilich ohne Ort, Jahr und Verfasser, jedoch von Gleim erst im Jahre 1769 herausgegeben. Im Allgemeinen bildete sich Gleim nach dem Moncrif seine Romane-Poesie in der Art, daß er die Erregung starker Leidenschaften vermied, wie man in der Vorrede der Romane in Gleim's sämtlichen Werken wohl mit seinen eigenen Worten liest, weil sie der menschlichen Gesellschaft schädlich seien, in Wahrheit aber gewiß, weil er derselben nicht fähig war. So entstanden unter Gleim's Händen die ersten Romane der deutschen Literatur. Sie sollten eben nur sanft erregen, und ein etwa gleichzeitiger Beurtheiler sagte, es herrsche in ihnen ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit vermischt. Kurz, wie es allen Gattungen der Volkspoesie zu ergehen pflegt, wenn sie zuerst der eigentlichen Literatur einverleibt werden, so ist auch von Gleim zunächst die Romanze mit *Trois* behandelt worden; in der Volkspoesie, auch der deutschen, waren, wie noch jetzt, dergleichen Romane ohne Zweifel vorhanden. In der später nicht wieder aufgenommenen „Nachricht“ am Schluß der Original-Ausgabe seiner Romane sagt Gleim: „Die Spanier sind vermuthlich die ersten Erfinder der Romane, weil Eifersucht oder Ritterlichkeit, *chevalerie*, bei ihnen mehr traurige Begebenheiten hervorbringen mag, als bei andern Völkern, wo die Schönen tugendhafter, oder die Männer verjöhnlicher, und ritterliche Thaten keine Eigenschaften eines Liebhabers sind. In der Erzählung vorstehender Geschichten hat man versuchen wollen, ob die, vorlängst bei den Spaniern, und neuerlich bei den Franzosen, zu den romanischen Liedern gebrauchte Schreibart, auch im Deutschen gefallen könne. Je öfter dieser Versuch, von den räumlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand, künftig gesungen wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen

habe“ u. s. w. — Charakteristisch ist sogleich der Titel seiner ersten Romanze: „Traurige und betrübte Folgen der schädlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirath zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen: enthalten in der Geschichte Isaac Velten's, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet.“ Wiewohl Gleim grade dieses Gedicht ganz besonders als Nachbildung eines ähnlichen der Moncrif kenntlich gemacht hat, so ist es doch ohne allen Wip, der seiner zweiten Romanze nicht fehlt. Diese ist betitelt: „Wundervolle, doch wahrhafte Abenteuer Herrn Schout by Nachts, Cornelius van der Ligt, vornehmen Bürgers und Gastwirths im Wallisch zu Hamburg, wie er solche seinen Gästen selbst erzählt.“

In der sehr hübschen Romanze „Der Ritterschlag“ bringt Gleim Plattdeutsch an, aber wie er die Romanze selbst durch den hervorgehobenen Contrast mit der Bildung seiner Zeit verändert, wird auch der Dialekt nicht treu und wahr, sondern nur mit Anhäufung von Curiositäten aus verschiedenen Dialecten gegeben, obgleich nicht ohne ein sinniges Verständniß für manche heutzige Wendungen der Volkssprache. Im Ganzen gibt Gleim achtzehn Romane. Romane und Balladen wurden von dieser Zeit an in Deutschland sehr beliebt und man muß zur Erklärung der ganz außerordentlichen Wirkungen, welche Bürger's Lenore zu ihrer Zeit hervorrief, die Neuheit der Gattung neben der Schönheit des Gedichts im Auge behalten. Bürger fand in der älteren deutschen und in der altenglischen Volksballade bessere Muster als Gleim, dessen Ideal hier das Bänkellängergedicht war. Bürger reinigte daher die Gattung wieder und man braucht nur die erste Strophe der Lenore mit Aufmerksamkeit zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er, wie noch mehr z. B. in dem Gedicht von der Prinzessin Europa, schon in dessen Ueberschrift, in der That von demselben lehrnden Tone wie Gleim ausging, daß aber die Dichtungsart sich unter seinen Händen schon erstaunlich veredelt und, wir dürfen hinzufügen, daß sie sich jetzt zu ihrem Höhenpunkte hinaufgeschwungen hatte. Aus dem Vortritte der Gleim'schen Romane aber ist es leicht zu erklären, daß Bürger's Balladen die Kürze und Leidenschaftlichkeit des Entwurfs seht, welche er allerdings in englischen und auch in deutschen Volksballaden als charakteristisches Merkmal vorfand und für die er durch mehr classisches Ausmalen reichlichen Ersatz geboten hat.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, von Balduin Möllhausen, nebst einem Vorwort von Alexander von Humboldt und vielen Illustrationen in Farben- und Tondruck, Holzschnitten und einer Karte.

Die gebildete Welt darf es mit Recht als ein Ereignis ansehen, wenn der größte, gefeierteste Mann der Wissenschaft, der älteste und doch noch berühmteste Reisende, der Verfasser des Kosmos, ein Werk für würdig hält, es einzuführen. Wir könnten hier süglich unsere Besprechung schließen, wenn wir nur das vorliegende Werk dem Publicum empfehlen wollten, doch das ist nicht allein unsere Absicht, sondern wir wünschen auch die Reuziger ein wenig zu reizen, und deshalb geben wir auf den Inhalt dieses Werkes näher ein. Herr Möllhausen, Gutsbesitzer der Bibliotheken in den Schlössern des Königs von Preußen zu Potsdam, machte als Zeichner und Naturforscher eine der Expeditionen mit, die von der amerikanischen Regierung ausgesandt wurden, um die geeignete Straße zur Anlegung einer Eisenbahn, welche die östlichen Culturstaaten mit dem fernem Westen und dem Stillen Ocean verbinden sollte, aufzufinden. Unser Reisender gehörte der südlichen, durch den Capitän Wilby geleiteten Expedition an. Ihre Aufgabe war, den fünf- unddreißigsten Grad nördlicher Breite zu verfolgen und zu dem eben ausgesprochenen Zweck zu untersuchen. Das Tagebuch des Herrn Möllhausen ist kein wissenschaftliches Werk, sondern ein allgemein belehrendes und unterhaltendes. Herr Möllhausen hat es verstanden, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, er weiß uns prächtige und großartig ansehende Landschaftsbilder vor die Seele zu zaubern, hat mit den Rothhäuten (Indianern) sich befreundet, sie studirt, und versteht es, in Worten und mit dem Pinsel — wie die schönen, wahrhaften Kunst-

beilagen zeigen — ihre Sitten, Gebräuche und Trachten auszumalen. Wir werden bald an Gattin bald an Cooper erinnert, indem wir seiner höchst interessanten Erzählung folgen. Die Sprache ist einfach, ungefühl, aber rund und kräftig. Man merkt es dem Verfasser an, daß er mehr in der Natur, als im Zimmer seine Stunden gemacht, und das wirkt gleichzeitig wohlthuend und erfrischend auf den Leser. Humboldt sagt in seiner Vorrede: „Alles, was sich in Herrn Möllhausen's Reisebericht auf Ethnographie und auf die physischen und sittlichen Verhältnisse der selten kupferfarbigen, häufiger mehr braunrothen Ureinwohner zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains, zwischen dem Rio Colorado und dem Littoral der Sülzsee bezieht, ist auf zweifache Weise anziehend. Es berührt entweder allgemeine Betrachtungen über die bald fortschreitende, bald in ihrem Fortschritt gehemmte Cultur; oder besondere, locale, mit historischen Erinnerungen zusammenhängende Verhältnisse. Bei Verallgemeinerung der Ansicht reizen die mannigfaltigen Stufen unentwickelter Intelligenz in dem Urzustand der Vorden, welche man so unbestimmt und oft so unpassend Wilde (Indios bravos) nennt, die Kinkulturgekraft dazu an, aus der eng begrenzten Räumlichkeit der Gegenwart zu einer geheimnißvollen Vergangenheit, zu der Zeit aufzufahren, wo ein großer Theil des Menschengeschlechts, der jetzt sich einer hohen Blüthe der Cultur in Wissenschaft und bildender Kunst erfreut, in eben solcher Robbeit der Sitte lebte.“

Die Expedition ging vom Fort Smith aus, im Thale des Canadian aufwärts bis zum Gr. Tucumari, einem Nebenfluß des oberen Canadian, überschritt dann den Gallinas und den Rio Pecos. Der Rio del Norte wurde bei Albuquerque überschritten. Ueber die Sierra Madre drang die Expedition in das Fluggebiet des Rio Colorado, ging über diesen Fluß einige dreißig Meilen oberhalb des Bill Williams Fork, drang dann durch das Thal des Nevada River über den Cajon Pass nach Puerto San Pedro am Stillen Ocean vor.

Sehr bedeutende Kräfte sind thätig, das Werk

zu einem wahren Prachtwerk zu stemeln. Die schönen Original-Quarereilen Nölkauers sind durch ganz vorzüglich gelungene Lithographien in den Ateliers von Winkemann, Ebner und Storch und Kramer in Berlin wiedergegeben worden. Die Karte, entworfen und gezeichnet von Henry Lange, wird in Brockhaus' geographisch-artistischer Anstalt lithographirt. Das Titelbild, „Colorado River and Bill Williams Fort,“ vom Professor Eduard Hildebrandt gemalt, wird von Eduard Krefschmar in Leipzig in Holz geschnitten.

Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle von Philipp van Mölern. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Leipzig bei Costenoble. 1857.

Man könnte geneigt sein, in dem angezeigten Werke eine buchhändlerische Speculation zu vermuten. Die jüngsten Ereignisse am Indus und Ganges haben im hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; die literarische Industrie liebt es, neu auftauchende Interessen im eigenen Interesse rasch auszubenten. Ein erster Blick in das Buch stellt die Annahme als unbegründet heraus. Nicht die Vorgänge des Tages beschäftigen den Verfasser, nicht an sie wird geknüpft; die Vergangenheit ist Inhalt und Vorwurf dieser Studien, Beziehungen auf die unmittelbare Gegenwart sind durchweg vermieden. Herr van Mölern hat die Materialien zu seiner Arbeit während eines mehr als fünfzigjährigen Aufenthaltes in Indien gesammelt. Kaufmann und zeitweise Militär hatte er während des langen Zeitraums zu mannigfachen und reichen Beobachtungen Gelegenheit. Er hebt es oft und wiederholt hervor, mit unverkennbarer Orientierung zu dem Zwecke, um die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seiner Aufzeichnungen dem Leser recht fühlbar zu machen, daß die Urtheile in dem Werke auf Autopsie beruhen, die ein halbes Jahrhundert gewährt. Die wiederholte Versicherung daß uns lebhaft an den Vers aus Tasso gemahnt: „Denn es ist von einem guten Werke nicht die Zeit das Raß.“ Nicht als ob wir ohne Weiteres den Stab über die Arbeit brächen, sie besitzt manche Vorzüge und empfehlende Eigenschaften, aber dieselben werden durch Mängel stark beeinträchtigt, welche man nicht umbin kann, als sehr wesentliche zu bezeichnen. Nicht eine wissenschaftliche Vornehmheit, die ebenso lächerlich als übel angebracht wäre, die kritische Gerechtigkeit erfordert den Anspruch: die Leistung ist die Leistung eines Dilettanten mit den gewöhnlichen Fehlern der Dilettantenversuche. An sich ist gegen den lehrreichen Gesichtspunkt, von welchem der Autor ausgegangen, nicht das Mindeste einzuwenden. Sein Aufenthalt in Indien hat ihm die Uebersetzung gegeben, daß in dem, was über Ostindien in Europa in gelehrten Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen niedergeschrieben wurde, Vieles mit der realen Wirklichkeit nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann und der Cor-

rectur bedarf. Die Erkenntniß bestimmte ihn zur Abfassung einer Geschichte jenes Landes, nicht nach literarischen Quellen und historischen Büchern, sondern nach der eignen Beobachtung und Wahrnehmung an den Rähen der Vegetabilität selbst. Ein solches Unternehmen erschien dem Verfasser verdienstvoll und der Leserschaft willkommen. „Ich dachte mir, daß es dem Publikum auch einmal von Interesse sein dürfte, eine Darstellung über Ostindien zu lesen, die ein Resultat kunstloser, ruhiger Beobachtung, ohne nationale Parteilichkeit, politische Beschönigung und gelehrte Auslegung ist, und die Ereignisse und Zustände so darstellt, wie ein unbefangener Mann sie aus unmittelbarer Uebersetzung empfangt und wie man in Indien die Dinge erfährt.“ Gärtte Mölern sich begnügt, seine persönlichen Erfahrungen und individuellen Wahrnehmungen als subjective Beobachtungen mitzutheilen, hätte er seine Erlebnisse und Betrachtungen ohne die Prästention der historischen Objectivität und der Untrüglichkeit vorgetragen, hätte er nicht mit Attrocität an dem Princip festgehalten, daß Alles falsch und Alles der Correctur bedürftig, was vor ihm über Indien gesagt, hätte er endlich nicht systematisch und consequent die Ergebnisse früherer Forschungen und Studien ignorirt und verachtet: man würde von ihm ein Memoire erhalten haben, welches sich zwar in der geschichtlichen Literatur keine hervorragende Stelle erworben hätte, das aber eine unterhaltende Autobiographie gewesen wäre. Wie das Buch jetzt gehalten, schwächt die polemische und tendenziöse Richtung, die überall durchbricht, Wirkung und Werth der Lecture wesentlich ab. Man fühlt sich verstimmt durch diese eingebildete Vornehmheit und Selbstüberschätzung, um so mehr, als in der Darstellung die mangelhafte und unzureichende Vorbildung, das lächerliche Dilettantische Wissen Mölern's nur zu oft bemerkbar wird. Wohl finden sich in dem Werke zahlreiche Stellen, welche neue Einblicke in das uralte Kulturleben gestatten, der Verfasser hat viel gesehen und nicht selten mit klarem offenen Blick, sein Urtheil ist im Großen und Ganzen von nationalen und vorgefaßten Sympathien und Antipathien frei, er erzählt durchweg lebhaft und spannend; dennoch finden wir uns immer nur zum Theil befriedigt. Wir fühlen es heraus, der Stoff hat den Verfasser angezogen und interessiert, aber er beherrscht ihn nicht, er verliert ihn wieder zu übermäßigen, noch zu gruppiren, seine Folgerungen und Schlüsse sind einseitig, weil er sich gegen festgehaltene Resultate der Wissenschaft hartnäckig verstockt. Wie dürftig und oberflächlich, wie leicht und ungenügend sind z. B. die Reflexionen über den indischen Cultus und die Religionsphilosophie der Hindus, welches Armutzeugniß stellt sich der Verfasser durch seine ästhetischen und kritischen Streifzüge auf den Gebieten der altindischen Kunst- und Literaturgeschichte aus, welche Kenntniß der politischen Geschichte documentiren einzelne Partien!

Wie bereits bemerkt, hat der Verfasser den gegenwärtigen Zustand Indiens nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Die Mittheilungen reichen bis in die ersten Jahre unferer neunzehnten Jahrhunderts; die Schilderung der Ereignisse aus der neuesten Zeit ist einer spä-

teren Fortsetzung vorbehalten. Auf jeden der beiden Hände verteilen sich sechzehn Capitel. Als Ausgangspunkt ist der Zustand Indiens um die Zeit der Befreiung vor der griechischen Herrschaft nach Alexander's Tode gewählt. Die Benutzung von Drosden hätte Mötern bei der Behandlung dieses Gegenstandes vor Irrthümern und Unsterlichkeiten bewahrt, die ebenso zahlreich als seltsam. In den folgenden sechs Capiteln wird die Geschichte Indiens bis auf die Gründung der englischen Handelscompagnie sehr ungleichmäßig und ohne wissenschaftliche Methode fortgeführt, indem der Verfasser häufig untergeordnete und accidentielle Momente massig und breitfarbig abhandelt, das Hauptfächliche dagegen und Wichtigere nur vorübergehend und sprunghaft skizirt. Eingehend und mit vieler Sachkenntnis ist das achte Capitel, „Die Geschichte der beländisch-ostindischen Handelscompagnie bis zur Gründung Sataria's“ geschrieben. Die drei nächsten Capitel beschäftigen sich mit der Geschichte Indiens bis zum Jahre 1688. Bei dieser Prose beliebt Mötern ein Halt. Die weitere historische Entwicklung wird durch die Einlage von feuilletonistischen Scenenbildern, die sich durch vier Capitel hindurchziehen, retardirt. Diese *Genres*, „Der Hindu und sein Leben,“ und „Die Maharattengeneration in Hindostan,“ „Die Missethäter in Hindostan,“ „Die Erste,“ sind gut, und kein Journal, kein Feuilleton dürfte sich ihrer schämen. Der zweite Theil gibt die Geschichte der englischen Herrschaft in Indien bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Die vollkommen unwissenschaftliche Methode wird hier noch evidentler als in dem ersten Bande; Episoden und Skizzen, *Genres* und Silbouetten unterbrechen die historische Entwicklung fortwährend, Arabesken und Ranken überwuchern in maßloser Fülle. Damit soll nicht geleugnet sein, daß sich einzelne Capitel vortheilhaft auszeichnen. Wir haben niemals eine bessere Charakteristik Suter Ali's und Tippo Saib's gelesen, als sie uns von Mötern im achtzehnten Capitel geboten wird; Capitel zwanzig enthält eine vorzügliche Auseinandersetzung der französischen Colonisation in Ostindien, und das Nämliche gilt vom Capitel vierundzwanzig, der Geschichte des Krieges der Engländer mit den Maharatten. Unter den *Genres* verdienen Capitel sechsundzwanzig und siebenundzwanzig „Hindisches Jagdleben“ und „Indischer Förstereiluxus“ mit aller Achtung und Anerkennung hervorgehoben zu werden. Vieles Nützliche und Lückendrücker scheinen und Capitel einunddreißig und zweiunddreißig unter der Aufschrift „Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien“ und „Ein Schiffbrüchiger;“ vermuthlich war der Verfasser in Berlegenheit, auch in dem zweiten Bande wie in dem ersten sechzehn Capitel herzustellen.

wächst mit jedem Jahre. Schlechte Uebersetzungen sind jetzt ebenso selten, als vor hundert Jahren gute.

Wir erhalten hier vier Stücke: Don Juan von Tirso de Molina; Gräfin und Jose, ein Lustspiel nach Lope de Vega; Das nämliche Dina, Lustspiel von Lope de Vega; Pelsazar, biblisches Frohnleichnamspiel von Calderon. Unser Anschauung am fernsten liegt der Pelsazar; aber er zieht an durch die Scharbeit, mit welcher der Gegenstand behandelt ist, und durch Gedankenreichthum. In den Lustspielen herrscht viel Leben und ein moderner Ton; bei dem einen hat Herr Bronnfeld die Rolle des Uebersetzers mit der des Uebersetzers vertauscht aus Gründen, die er in der Vorrede gut aus einanderseht. Am meisten Interesse muß das alte Schauspiel vom Don Juan erregen, oder wie es hier heißt „El Buraldor de Sevilla, ó El Convidado de Piedra, der Verfasser von Sevilla oder der steinerne Gast.“ Don Juan ist durch Mozart's ansehnliches Werk gleich Kunst und Hamlet ein Gattungsnamen, Eigenthum des Volks und aller Völker geworden; selbst künstlerisch werthlose Quellen über ihn würden die Veröffentlichung ebenso wenig zu scheuen haben, als die albernsten Büchlein und Reime vom Dr. Faust aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie viel weniger gegenwärtiges Drama, das nächst der Oper das Bedeutendste bildet, was die Kunst aus diesem Helden gemacht hat! „Die Sage von Don Juan Tenorio,“ sagt der Uebersetzer, „lebt noch heute in seiner Vaterstadt Sevilla, wo das Volk nicht müde wird, die liebenswürdigen Scenenreize des berühmten Verfälschers in handbunden Romanen zur Guitarre abzuflügeln.“ Gienem dem Don Juan ähnlichen Charakter haben schon andere bedeutende und unbedeutende Dichter vor Tirso de Molina in ernstem oder munterem Stücken behandelt, doch verlohnt erst Gabriel Tellez (ein Pöffe, der seine Mönchskapuze unter dem Namen Tirso de Molina zu verdecken pflegte), ihn im Geiste der Sage allgemein verständlich auszubilden. Tirso de Molina ist unter den spanischen Dramatikern ein großer Meister; Don Juan ist freilich nicht sein bestes Werk, es ist in wenigen Tagen eifertig zusammengeschrieben und hat seine Mängel; doch ist die Charakteristik des Helden vortrefflich, man hat den Don Juan wie er lebt und lebt, und die Lectüre dieses Schauspiels muß Jedem, der die Oper einmal gehört hat, das größte Vergnügen machen.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, von Dr. M. Lazarus. Zweiter Band. Berlin. Heinrich Schindler.

Die allgemeine Anerkennung, welche sich bereits dem ersten Bande dieses interessanten Werkes zuwendet, kann durch den nun erschienenen zweiten Band nur gesteigert werden. Daß der Verfasser mit seltenem psychologischen Scharfblicke jeden Gegenstand zu durchdringen weiß, verleiht allen seinen Schriften das Gepräge einer gründlichen Gediegenheit, und seine Behandlung würde daher an sich selbst schon

Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunsfeld. Zwei Theile. XX. und 279, und 249 Seiten.

Die vier Stücke, welche diese Sammlung bietet, sind meisterhaft übersezt. Die poetische Kraft mag unter den neuern Dichtern im Abnehmen begriffen sein, aber die Gewandtheit, Organismus anderer Völker in unsre Sprache zu übertragen,

wissenschaftliche Bedeutung verleihen; daß er jedoch auch durch die vortreffliche Wahl der Fragen, welche seinen Abhandlungen zu Grunde liegen, sein philosophisches Denken auf allgemein zweckdienliche Weise anwendet und dadurch für weitere Kreise nutzbar macht, verdient vorzugsweise an ihm gerühmt zu werden. Lazarus zeigt durch seine Schriften den allein richtigen Weg, den die Wissenschaft in unsrer Zeit einschlagen muß, wenn sie fruchtbringend sein will, und indem er die höchsten geistigen Ausßerungen des menschlichen Lebens sich zum Vorwurf gewählt hat und sie in ernster und dabei anziehender Form behandelt, gibt er das Beispiel, wie alle Erscheinungen der Wirklichkeit durchgeleitet und zu höherer Anschauung gebracht werden sollen. Hoffen wir, daß er uns noch recht oft Gelegenheiten geben wird, die Anwendung seiner vortrefflichen Methode bei ihm selbst zu bewundern. Um nun auf das vorliegende Buch näher einzugehen, geben wir zuerst kurz die Eintheilung desselben. Es zerfällt in drei Hauptabtheilungen: Die erste ist „Geist und Sprache,“ die zweite „Der Taet,“ und die dritte „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Ränfte“ genannt; alle drei behandeln also wichtige Aufgaben der Psychologie, von denen jede gleich schwierige und gleich interessante Gesichtspunkte gewährt.

Die erste und bei Weitem umfangreichste dieser Abhandlungen geht nach einer trefflichen Einleitung über das Wesen der Sprache überhaupt, auf die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib und somit auf den Zusammenhang dieser Wechselwirkung mit der Lantvorstellung ein. Die Betrachtung der Entwicklung des Geistes bis zur Sprache führt abdann auf den Ursprung der letzteren, und nachdem die verschiedenen Verhältnisse der Seelenbätigkeit mit der sprachlichen Aeußerung verglichen sind, gelangen wir auf das Göttliche und Menschliche, Freie und Notwendige in der Schöpfung der Sprache, woran dann deren Fortbildung und Erlernung sich anschließt. Der Einfluß der Sprache auf den Geist und die Congruenz von Geist und Sprache führen hierauf zur Betrachtung des Menschen als geschichtliches Wesen und zum Schlusse auf die individuellen Sprachelgenthümlichkeiten. Als besonders anziehend dürfte die zweite Abhandlung, „Der Taet“ bezeichnet werden. Lazarus faßt das Wesen des Taetes mit den Worten zusammen: Der Taet ist die schnelle, unreflektirte Anwendung ethischer und sittlicher Ideen; er ist ferner die Diagonale im Parallelogramme der idealen Triebkräfte. „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Ränfte“ ist vorzugsweise deshab von hoher Wichtigkeit, weil dabei Erzielungen und Anschauungen berücksichtigt werden konnten, die z. B. Lessing noch nicht kannte, weil sie eben vollständig der Gegenwart angehören. Denn wir nun schließlich noch die kessende und überall an die hervorragenden Fragen der Gegenwart anknüpfende Behandlungsweise, sowie den musterhaft schönen Stil des Werkes hervorheben, so glauben wir damit genugsam darzuthun zu haben, daß wir demselben im Interesse der Leser die größtmögliche Verbreitung wünschen.

Gedichte und Lascia passare, von Robert Waldmüller. Hamburg. Otto Reifner.

Zwei Gedichtsammlungen, bei deren Beurteilung man in einen eigenthümlichen Conflict geräth. Ueberall tritt das ernste Streben des Verfassers nach strenger Reinheit der Form, überall der tiefstetliche Gehalt wohlthunend und Achtung gebietend entgegen, aber fast nirgend bricht die unwillkürliche Gewalt des eigentlichen Genies bewältigend hervor; man läßt sich angeregt, mitunter erhaben, aber ein eigentliches Gefühl der Begeisterung wird nicht geweckt. Am wirksamsten erheben sich das Gebiet der Schilderung in diesen Sammlungen vertreten, und zwar nicht nur in Bezug auf die Schilderung äußerer Wahrnehmungen, sondern auch auf die Darlegung innerer Anschauungen. Die Reflexion, die mitunter wie im „Rückblick“ von ergreifender Wirkung ist, wiegt vor; von wirklich lyrischem Schwung ist uns dagegen wenig bemerkt worden. Viele dieser Gedichte würden als Theile eines größeren Epos von trefflicher Wirkung sein, während es ihnen an poetischer Bedeutung fehlt, um selbständig einen Zweck ganz zu erfüllen. Unter den meist sehrfabrenen Productionen unsrer zahllosen neueren Lyriker haben diese beiden, von wahrhaft sittlicher Würde des Dichters zeugenden Sammlungen unstrittig auf Anerkennung Anspruch. Die Ausstattung der beiden Bändchen ist sehr elegant.

Von dem bei Robert in Prag und Leipzig erscheinenden Werke „Das Haus Rothschild“ sind bis jetzt fünf Lieferungen versandt worden. Nachdem in den früheren Heften die Entwicklung des Hauses Rothschild geschildert wurde, enthält das zuletzt angegebene Heft Näheres über die Stablissemens in London, Paris, Wien und Neapel.

Bei Otto Reifner in Hamburg erschien kürzlich unter dem Titel Ludwig Umland, Skizze von Gustav Liebert, eine treffliche kurze Charakteristik des greisen Sängers im Schwabenlande. Wir dürfen dem kleinen Werke, neben der anziehenden, allgemein verständlichen Schreibweise große Sicherheit im Erfassen und Klarheit in der Behandlung des Gegenstandes nachrühmen. Die treffenden Worte, mit denen gelegentlich Platen's gedacht wird, sind ein ehrenreiches Zeugniß für des Verfassers gründliche philosophische Einsicht, die überbauet der ganzen Abhandlung zum besonderen Vorzug gereicht.

Der erste Band der gesammelten Erzählungen von Robert Felter, welche in Frankfurt a. M. bei Meißinger und Sohn erschienen, ist kürzlich ausgegeben worden, und enthält die Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde: „Der Reichspostreiter von Ludwigsburg.“



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirtschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Allgemeiner Rückblick

auf die letztverflossenen Wochen.

In wie naher Beziehung auch Politik und Volkswirtschaft zu einander stehen mögen, ein Grundzug wird immer die Ereignisse auf dem einen Gebiet von denen auf dem andern unterscheiden. In der Politik herrscht das trennende, in der Volkswirtschaft das einigende Element vor. Selbst wo in ersterer Einheitsbestrebungen zerfallener Zweige desselben Volkstammes, derselben staatlichen oder kirchlichen Partei auftreten, tritt es doch vornehmlich die Kräftigung des Gleichartigen oder Gleichgesinnten zum Zweck einer um so entschiedeneren Abtrennung vom Ungleichartigen oder Widerstrebenden; denn was Natur durch Ausdrängung der körperlichen Erscheinung, der Sprache, der Lebensweise, was historische Verhältnisse durch Ausbildung der Sitte und Denkungsart unverkennbar gesondert, das strebt — wenn auch des Fieles sich unbewußt — jedes auf seinem Wege dahin, durch Darstellung der Mannichfaltigkeit in der Einheit das Gesamtbild der Menschheit, sowohl mit seinem Licht, wie mit seinen Schattenseiten, vervollständigen zu helfen.

Eine ganz andere Grundfärbung offenbart uns dagegen ein Blick auf die Ereignisse im Bereich der Volkswirtschaft. Ursprünglich unzulänglich von Selbstsucht und Eigennutz getrieben, aber durch gleichartige Zwecke unwillkürlich gleichartigem Streben verbunden, sehen wir hier die Völker der Erde gern und immer eifriger sich die Hände reichen zum gemeinsamen Werke, zum Schaffen und Veredeln der Güter, die das Leben ermöglichern, erleichtern und verschönern, sowie zum wechselseitigen Austausch derselben. Jedes neuermorbene Mittel zur Verwirklichung volkwirtschaftlicher Zwecke, jede Bervollkommnung des Verkehrswezens, jeder Zu-

wachs nationalen Reichthums wird bald Gemeingut auch aller übrigen Nationen. Je stärker aber diese Interessen vorwiegen im Leben der Völker, um so weiter wird das Abstoßende und Vertreibende, das jede neue Gruppierung auf politischem Gebiet hervorzurufen pflegt, in den Hintergrund gedrängt; die Völker lernen sich gegenseitig achten, indem sie gegenseitig ihre Eigenthümlichkeiten und deren Bedeutung für die Gesamtheit besser würdigen lernen, und das Schwert — Vorkämpfer mehr noch als Bekämpfer der Barbarei — wird immer seltener, bald hauptsächlich nur noch zur Abwehr unevillürter Horden gezogen werden. Sind es doch hauptsächlich volkwirtschaftliche Rücksichten, welche dahin geübt haben, daß kein noch so ruhmwürdiger Kriegsbeld in unsern Tagen sein Heer lediglich für einen Eroberungskrieg zu begeistern vermöchte, ja daß die vernünftliche Frage der Armeereduction — eine Nimose auf dem Felde der Diplomatie — bereits zu einer Forderung der Nothwendigkeit formuliert, von den Großmächten Europa's ernstlich in Beratung gezogen wird. Hatte der Präsident Louis Napoleon den lebhaften Aufschwung der Industrie im Auge, zu dem er später als Kaiser den Anstoß gegeben, so durfte er mit Recht behaupten: *L'empire c'est la paix!* Denn die gesteigerte Entwicklung volkwirtschaftlicher Thätigkeit mit ihren tausend und aber tausend ineinandergreifenden Beziehungen und Interessen legt den Nationen eine solidarische Verpflichtung auf — nicht etwa zu feiger Rachgierigkeit, aber zur Achtung gegenseitiger Rechte, mithin zum Vermeiden politischer Konflikte, deren Lösung nur durch das Schwert möglich sein würde. Fordern dennoch Recht und Ehre, Gewalt mit Gewalt abzuweisen, so werden selbst dann noch volkwirtschaftliche Rücksichten, als treue Wächter der Civilisation, sich stark genug beweißen, maßloses Ueberschreiten der Grenzen äußerster Nothwendigkeit zu verbüßen. So vermag auch die Sorge um das materielle

Wohl, obaleich aufschliesslich die endliche Natur des Menschen umfassend, ewige Interessen zur Geltung zu bringen! Forderungen der Volkswirtschaftlichkeit wecken in uns das Bedürfnis derjenigen Güter, die Religion, Philosophie und Humanität uns längst als aneignungswertig in der Ferne gezeigt hatten, aber:

„Nichts wird,“ sagt ein neuerer Dichter*) sehr wahr,

dem Menschen je gegeben,

Wenn das Bedürfnis er dazu nicht fähig;

Es muß ein Streben sein aus tiefer Seele,

Das nach Befriedigung lechzt und sie sich sucht.*

Jenem Streben nach Einheit in der Mannigfaltigkeit, das wir in Vorlebensdem Charakter führt, wird neuerdings durch die sich mehrenden internationalen Versammlungen ein legitimer Ausdruck verliehen. Nicht nur Fragen der Religion, der Wissenschaft oder Kunst, die längst unbestritten als Gemeingut der ganzen Menschheit anerkannt sind, finden gegenwärtig ihr internationales Forum, sondern auch volkswirtschaftliche Fragen, die bisher jede Nation, ja jeder kleine Staat und jedes kleine Städtchen nach eigenem Ermessen zu lösen oder ungelöst zu lassen gewohnt war. Die erste Anregung zu dieser, unserer Zeit ganz eigentümlichen Bewegung moß die Versammlung der amerikanischen und englischen Friedensfreunde zu London im Jahre 1843 gegeben haben, welcher bekanntlich 1848 der erste internationale Friedenscongrès in Brüssel, 1849 der zweite zu Paris und 1850 der dritte in Frankfurt a. M. folgte. In Beziehung auf den speziellen Zweck des Friedenscongrès läßt sich das Resultat dieser Zusammenkünfte nicht besonders hoch anschlagen, um so höher dagegen der moralische Gewinn, welcher der Civilisation aus dem erstmaligen freien Zusammenwirken verschiedener Nationalitäten zu einem gemeinsamen, wenn auch als vag und imaginär verklärten Zwecke erwuchs. Als zweiter und wichtigerer Motor in der angezeigten Richtung ist ohne Zweifel die Konvokation Weltanhänger im Jahre 1851 zu betrachten, sowie nicht minder ihre vier Jahre jüngere Pariser Schwester. Eine Frucht beider war das sich immer weiter verbreitende Verständniß jener solidarischen Verpflichtung aller Nationen zum Schutze einer ungescherten Entwicklung der industriellen und commercialen Interessen. Die internationalen Wanderversammlungen der letzten Jahre endlich bilden eine dritte besinnungsreiche Blüte für den Siegerkranz des künftigen Völkfriedens. In den von uns hier zu besprechenden Zeitraum fallen zwei solcher Versammlungen. Die wegen ihrer Beziehung zur Volkswirtschaft für uns eine besondere Bedeutung haben: wir meinen den katolischen Congreß in Wien und den internationalen Congreß für Wohlbthätigkeit in Frankfurt a. M.

Der erstere, am 31. August eröffnet, zählte unter seinen 487 Mitglidern Vertreter fast sämtlicher europäischer Staaten. Auch waren die meisten Regierungen (mit Ausnahme von Preußen, Neapel, Sardinen, Griechenland, dem Kirchenstaat, den beiden Hessen, Mecklenburg, Estreich und Oldenburg) durch offizielle Delegirte repräsentirt, unter diesen selbst die Türkei,

die in ihrem Repräsentanten Davoud Offendi (mit seinem Familiennamen Davoud Dablon, dem gelehrten Verfasser einer Jakob Grimm gewidmeten deutschen Rechtsgelehrtheit) eine sehr glückliche Wabl getroffen hatte. Eine Vereinbarung über die oft schroff divergirenden Methoden, nach welchen in den verschiedenen Ländern statistische Nachweise zusammengestellt und daraus die für alle Zweige des Staatswesens wichtigen Resultate gezogen werden, sowie der gegenseitige lebendige Austausch dieser Resultate kann nur von den wohlbthätigen Folgen für sämtliche daran theilnehmenden Staaten sein. Unter allen ähnlichen Versammlungen ist deshalb auch keiner von so weittragendem praktischen Einfluß, wie der statistische Congreß; derselbe bat in diesem Jahre seine dritte Versammlung gehalten.

Auf minder scharf abgegrenztem Boden steht der Wohlbthätigkeitscongrès, der die verschiedensten, die öffentliche Wohlbthätigkeit betreffenden Fragen in den Kreis seiner Verathung zieht. Das diesjährige Programm hatte drei verschiedene Rubriken aufgestellt: öffentliche Wohlbthätigkeit, Erziehungswesen und Gefängniswesen, deren Unterabtheilungen aber viel zu zahlreich waren, um sämmtlich zur Besprechung gebracht werden zu können. Das Streben dieser Versammlung kann, obwohl auch für sie jedes Mal offizielle Repräsentanten einzelner Regierungen delegirt waren, vorterr nur dahin geben, gesunde Principien gewissermaßen eine moralische Stütze zu verleihen, indem sie sich für dieselben anspricht. Diesem Zweck aber trat — bei ihrer Verathung in Frankfurt wenigstens — der Antiscluß der Öffentlichkeit und der hohe Eintrittspreis (20 Fr. die Karte) hinderlich in den Weg. Praktischen Einfluß wird sich dieselbe erst noch im Laufe der Zeit zu erwerben haben. Viel bat übrigens nicht gefehlt, daß schon die diesjährige Versammlung eine praktische Bedeutung erlangt hätte, freilich eine wenig bedeutenswerthe, vor der ein guter Genius sie glücklicherweise bewahrt bat. Die aus dem Congreß mit ihren hervorragendsten Kräften vertretene liberale Partei der belgischen Kammer führte nämlich nichts Geringeres im Schilde, als die Verammmlung zur Adoption gewisser in dem bekannten belgischen Wohlbthätigkeitsgesetz ausgefodener (an sich durchaus unverfänglicher) Grundzüge zu bestimmen, um so aleichsam durch die Sanction eines europäischen Actenbuchs ihren Bestrebungen eine gewichtige Stütze zu verschaffen. Noch am Abend vor der Eröffnung beschloß deshalb das Vorbereitungscomité einige dahin bezügliche (die Grenzen der öffentlichen und Privat-Wohlbthätigkeit betreffende) Fragen aus dem bereits am 1. August aufgestellten Programm zu streichen. Ein Antrag auf Wiederherstellung derselben wurde ebenfalls glücklich beseitigt. — Auch dieser Congreß tagte schon zum dritten Male. Die erste Versammlung hatte 1855 zu Paris, die zweite 1856 zu Brüssel stattgefunden.

Ein anderes wichtiges Moment gegenseitiger Annäherung der Völker zeigt sich in der ansehnlichen Zahl von internationalen Verträgen, die neuerdings auf immer liberalerer Basis abgeschlossen werden. Unter den Handels- und Schiffahrtsverträgen sind es namentlich die von

*) Henrik Heeg; Königl. Rene's Tochter.

einer ganzen Reihe europäischer Staaten mit Besien vereinbarten Tractate, welche dieses Land dem Handel des Abendlandes zugänglich machen und der in vielen Zweigen übermäßig gesteigerten Industrie einen neuen bedeutenden Markt öffnen werden. Auch die mit anerkanntem Werthe Conserven eingeleiteten Maßregeln Frankreichs zum internationalen Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentumsrechts sind hieher zu zählen, wenngleich der Gewinn aus denselben zunächst hauptsächlich Frankreich zufällt, das in neuerer Zeit einen ähnlichen Betrag mit dem Großherzogthum Baden zum internationalen Schutz der Fabrikemmel und Etiketten abgeschlossen hat. Gegen diesen Letzteren erheben sich jetzt viele Stimmen in denochbarthen deutschen Ländern, indem sie eine Störung in der Fabrication gewisser Waaren, wie Schanmwine, Seidenstoffe u. A. befürchten, die bisher stets unter französischer Etikette auf den Markt gebracht wurden. Vom allgemein volkswirtschaftlichen und nationalen Standpunkte aus können jene Beträge nur mit Befriedigung aufgenommen werden. Fast jede Aenderung im Gewerbetreiben hat bei ihrer Einführung in einem oder dem andern Zweige der Industrie Störungen oder Krisen hervorgerufen, ja die größten gewerblichen Fortschritte (wir erinnern nur an die Einführung der Dampfmaschine) sind noch immer mit den größten Opfern erkauft worden. Am wenigsten schmer aber, meinen wir, dürften jene Opfer wiegen, welche die nationale Ehre erfordert. Durch langjährige Gewohnheit üblich geworden, ist deshalb der Rißbrauch, welcher bei deutschen Waaren mit fremdländischen Etiketten getrieben wird, nicht minder verächtlich, und zuletzt wird es doch immer die Güte der Waare sein und nicht die Etikette, welche dem Absatz Dauer und Regelmäßigkeit verleiht.

Die gedrückten Verhältnisse des Geldmarktes, schon in unserm Ueberblick vom Monat Juli dieses Jahres mit einigen Worten erwähnt, haben sich seit jener Zeit in mancher Hinsicht noch verschlimmert. Noch immer drückt denselben die ungewohnte Last der in den letzten Jahren, namentlich 1856, durch eine allzu lebhaften Unternehmungslust und einen wahrhaft stürmischen Speculationselster neugeschaffenen Werthe, auf deren enormen Betrag bis jetzt nur ein verhältnißmäßig geringes Bruchtheil eingezahlt worden ist. Bei jeder weiter erforderlichen Einzahlung sehen sich viele Aktienbesitzer, die ihre Capitalien zu stark in Anspruch genommen haben, genöthigt, einen Theil ihrer Papiere loszuschlagen, sei es nun, um sich baares Geld zur Erfüllung jener Verbindlichkeiten zu verschaffen, sei es, um dieser letztern gänzlich überhoben zu werden. Eine natürliche Folge davon ist das Sinken der Werthe und das Steigen des Disconto. In diesen Nachwehen des vorigen Jahres kommen aber auch noch neue Begebenheiten hinzu, welche die Lage der Börsen nur schwerlicher zu machen geeignet sind. Dierher gehören der Rußland im britischen Indien und die Geschäftskrisis in Nordamerika. Der erstere hat die Geldverhältnisse Englands, das genöthigt ist, weit beträchtlichere Baar-

sendungen als bisher nach Indien zu expediren, derart gespannt, daß selbst das Ausbleiben einer einzigen, freilich sehr belangreichen Goldfracht aus Californien, verursacht durch den verhängnißvollen Untergang des Postdampfers „Central-Amerika,“ sich an der Börse aus das Empfindlichste fühlbar machte. Die Reihe namhafter Fallimente mehrt sich in England wie auf dem Continent von Woche zu Woche. Hier haben besonders Frankreich und Oesterreich ein nicht geringes Contingent zu der wahrhaft erschreckenden Menge gesellener Größen gestellt, deren Wunde überdies noch traurige Beiträge zu einer Sittensfilterung unsrer Zeit geliefert haben; wir erinnern u. A. nur an den Proceß Thurneysen in Paris, der in den letzten Wochen das Interesse des Zeitungspublikums so lebhaft in Anspruch nahm.

Die unter solchen Umständen neu auftauchenden gewerblichen Unternehmungen, deren Zahl übrigens noch immer nicht gering zu nennen ist, haben ihre Geldbedürfnisse gewöhnlich schon zum größten Theil im Privatwege gedeckt, bevor sie mit ihrem Project vor das Publikum treten. Gerechtfertigt sind sie, namentlich die in Deutschland gegründeten, entweder durch einen imposanten Bodenreichtum oder durch einen besonders lebhaften Aufschwung in dem betreffenden Gewerbezweige. Unter die ersteren rechnen wir eine ganze Reihe neugebildeter Bergbau-Gesellschaften, von denen und die folgenden vorzugsweise erwähnenswerth erscheinen: die Gesellschaft „Na-Hoffnungsbütte“ zu Steirich in Ober-Schlesien, deren Vesty an Brauneisenteinfeuern sich über 3000 Morgen erstreckt. Ihr Stammcapital ist vorerst auf 600,000 Thlr. limitirt. Nach der im Vorausschlag aufgestellten Rentabilitätsberechnung würde sich der Reingewinn dieser, durch großen Erze reichthum und leichte Förderung begünstigten Unternehmung aus mehr als siebenundzwanzig Procent vom Anlagecapital belaufen. Ebenfalls mit großem Grundbesitz von mehr als 3000 Schefel Landes in der Gegend von Hohenstein im Königreich Sachsen, das sich zu Leipzig am 16. Septbr. eine „Sächsische Steinkohlen-Gesellschaft“ constituirt. Im Vielathale bei Bräx in Böhmen hat sich eine „Actiengesellschaft für Industrie und Bergbau“ mit einem Capital von zwei Millionen Gulden gebildet, die verschiedene mit dem Kohlenbergbau verbundene Industriezweige, eine Glasfabrik, eine Dampfmaschine und Rehnliches zu betreiben bezweckt und ihren Reingewinn voraussichtlich auf zwanzig Procent vom Capital berechnet. In Wien hat sich am 21. Sept. eine ähnliche Gesellschaft gebildet zur Betreibung der Berg- und Hüttenwerke bei Tergove an der kroatischen Militärgränze.

Von neugegründeten Unternehmungen aus dem Gebiete der Industrie im engeren Sinne sind als die bedeutendsten zu erwähnen: eine Gesellschaft zur Herstellung landwirtschaftlich-chemischer Fabricate, namentlich künstlicher Düngemittel und Cement. Das Grundcapital ist auf eine Millen Gulden festgesetzt, der Reingewinn im Vorausschlag auf funfzehn Procent berechnet. Die Fabrik wird in Resensheim in Baiern errichtet werden, die Gesellschaft aber ihren Sitz in München haben. Ein anderes, ebenfalls

*) Disconto = Preis des baaren Geldes.

Ründen angehörendes Unternehmen ist die in Wittenwald zu errichtende Asphalt- und Parafin-Fabrik. Auch dem in letzterem Orte seit langen Jahren eingebürgerten Gewerbe der Salzen-Instrumentenmacher soll im Fabrikwege ein neuer Aufschwung gegeben werden. Eine größere Eisengießerei zur Verarbeitung der reichen Eisenschätze des Barygebirgs wurde in Hannover gegründet, einer schon bestehenden Maschinenfabrik in St. Petersburg durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft mit einem Capital von 1,500,000 S. R. eine sehr beträchtliche Ausdehnung verliehen. Dieselbe Umwandlung hat eine ähnliche große Maschinenfabrik zu Triest erfahren, welche von jetzt an unter dem Namen „Stabilimento tecnico triestino“ weiter betrie- den wird. Auch eine neue Baumwollenspinnerei und Weberei, ein Indutriezweig, der aus dem Continent, insbesondere im Zollverein, noch immer auf einen ergiebigen Markt zu rechnen hat, ist in Offenburg im Großherzogthum Baden im Entstehen begriffen. Eine Zuckerraffinerie mit einem Actiencapital von 500,000 Thlr. wurde in Braunschweig, Rübenzuckerfabriken in Göttingen bei Hannover und in Lependorf bei Korbach errichtet. Als ein neues Beispiel weitverbreiteter Arbeitstheilung verdient die kürzlich in Brüssel in großartigstem Maßstabe in's Leben getretene Schraubenfabrik genannt zu werden. Alle Arten und Größen von Schrauben werden hier bei Weitem sorgfältiger, rascher und billiger gefertigt, als dies bei dem bisherigen Verfahren möglich war. Eine ähnliche Fabrik, deren erstes Muster in Nordamerika zu finden, ist übrigens schon längere Zeit zu Salsford bei Wandrieth in Betrieb. Das voraussichtlich reiche Ergebnis der diesjährigen Weinlese ruft an vielen Orten Glashütten hervor zur Fabrication von Flaschen, unter diesen eine von größerer Bedeutung zu Niederad bei Frankfurt a. M. Als bisher unbekannt oder doch nicht im Fabrikwege betriebene Gewerzweige nennen wir noch eine Unternehmung in Süd-Rußland zur Verwertung thierischer Stoffe, einschließlich solcher, die als Abfälle in Schlächtereien und Gerbereien bisher unbeachtet zu bleiben pflegten. Die Begründer derselben, zum Theil Russen aus den höheren Ständen, zum Theil Franzosen, wohnen in der Nähe des schwarzen Meeres große Schlachtböde, Anstalten zum Einsalzen von Fleisch, zum Aufschmelzen von Talg, Gerbereien und ähnliche Establishments errichten und haben schon ein Schiff mit Maschinen, Material und Arbeitern aus Marjeile nach Kossow am Don kommen lassen. Das Capital dieser Gesellschaft beträgt drei Millionen Silber-Rubel. Ebenfalls neu in ihrer Art ist die Corzettensabrik in Stuttgart, vor Kurzem mit einem Capital von 400,000 fl. auf Grund der schon seit einigen Jahren bestehenden P'Amblischen Fabrik gegründet. Wir erinnern uns noch sehr wohl einer Zeit, wo die öffentliche Meinung mit Energie gegen dies der weiblichen Jugend so verderbliche Collettenrequisit (denn ein Kleidungsstück können wir es doch nicht nennen) zu Felde zog. Wir wollen damit nicht etwa auf das Wartburgfest zurückgreifen, wo bekanntlich neben Jopf und Corporalstock auch ein Corsett neben den Flammen übergeben wurde; wir meinen

vielmehr die Zeit, wo in mehreren deutschen Städten, u. A. in Berlin Frauen, die den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörten, sich gegenseitig zur Abschaffung des Corsetts das Wort gegeben hatten. Ob diese Damen sämtlich ihrem heroischen Entschlus treu geblieben — wer vermag das zu sagen; so viel nur ist mit Sicherheit nachzuweisen, daß diese einzige Fabrik, von der wir hier reden, im vorigen Jahre, als sie ihren Geschäftsbetrieb also noch nicht durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft so weit ausgedehnt, wie gegenwärtig, schon einen jährlichen Umsatz von 700,000 fl. aufzuweisen hatte. Sapienti sat!

Von Hülfsanstalten für Handel und Gewerbe, zu denen wir Versicherungs- und Bank- institute rechnen, sind in jüngster Zeit ebenfalls eine für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht geringe Zahl neu entstanden. Unter diesen nennen wir eine Versicherungsgesellschaft in Oldenburg, eine Rückversicherungsgesellschaft in Frankfurt a. M. In Florenz ist eine Nationalbank auf Anregung der Regierung in der Gründung begriffen, in Lemberg die Errichtung einer Hypothekbank vorbereitet. Ein kaiserlicher Ukas vom 25. August ordnet das gesammte Creditwesen im russischen Reich, ein anderer Erlass von früherem Datum veröffentlicht die Bedingungen, unter welchen kaiserliche Banken in Rußland errichtet werden sollen. Der Entschlußmas zur Gründung des Herrn Vereire in Paris, der noch im vorigen Jahre Europa von einem Ende bis zum andern durchzuckte, durch seine Ueberschwänglichkeit aber nunmehr das Wort „Credit“ fast in Geruch gebracht hat, scheint erst in den letzten Monaten über die Scheren der norwegischen Küste hinausgedrungen zu sein. Ein schwacher Wiederhall jener Bewegung löst jetzt von dort zu uns herüber, wo in jüngster Zeit zu Christiania eine Creditbank in's Leben getreten, für welche in wenigen Tagen 640,000 Speciedthaler gezeichnet wurden.

Der

Handwerker auf der Zeitenscheide.

Von August Lammer's.

Wem es in hinlänglich harten und leibhaftigen Jagen vor Augen steht, was der deutsche Handwerker für ein träumerisches, saagbares, arbeitsscheues und genußsüchtiges Wesen im Vergleich zu seinen angelsächsischen Berufsgenossen haben oder drüben vom atlantischen Ocean ist, der wird ihm sein Mittel nicht verjagen, wenn er ihn auf der Schwelle zweier grundverschiedener Zeiten noch durchgehends ziemlich ratlos schwanken und das Alte mit dem Neuen unfruchtbar mischen sieht. Denn was hat ihn seinen vollen Theil an den Träumereien der großen deutschen Nation binnehmen lassen? Was hat verhindert, daß er mutbig sein Geschick be- zwingen lerne? Was hat ihn bewogen, sorgloser mit der Arbeit und jährtlicher mit dem Gewinne

umzugeben, als zu seinem Weiden diene? Es ist das alte ererbte Axiom, das zur Zwangsjacke geworden ist, seitdem die Nachbaren in ungleich leichtern Gewändern den freudigen Wettlauf des Gewerbs anstellen. Anger Stande, sich länger in diesem Kleide zu bewegen, zieht der deutsche Handwerker in seiner Anhänglichkeit an das Gewohnthe es dennoch nur zögernd und mit ehrlicher Wehmuth an.

Es würde ihm den Wechsel, von dem seine fernere Gesundheit abhängt, nicht wenig, wie es scheint, erleichtern, wenn er niemals gelehrt worden wäre, die goldene Zeit seines Standes in der Vergangenheit zu suchen. Sogar wenn sie dort zu finden wäre, könnte ein weiser Arzt bedeutende Zweifel nützen, ob eine derartige Richtung der Phantasie hervorzubringen und zu befördern wäre. Nach rückwärts blicken, ist jedenfalls ein schlechtes Mittel um vorwärts zu kommen. Nun aber ist die Stelle sogar leer. Eine bloße Antipspiegelung, veranlaßt durch die dicke Wolkenhülle von Einbildungen, welche in Ermangelung klarer Einsicht zwischen uns und jenen früheren Tagen schwebte, hat die Vornehmung eingebürgert, im späteren Mittelalter sei die städtische Bevölkerung und namentlich der Handwerkerstand besser daran gewesen, als jetzt. Die Kulturgeschichte ist da, um diese Fabel aus den Geschichtsbüchern und aus den Zeitungen zu verjagen. Die mittlere Lebensdauer war damals erheblich kürzer als jetzt. Die roheren Bedürfnisse hatten durchgehend das Uebergewicht über die edleren. Der Zufall hatte größeren Spielraum wider Menschenlund; die Beherrschung der außerweltlichen Natur stand noch in ihren Anfängen, und die feindselige Herrschaft des Menschen über den Menschen feierte dafür täglich ihre unseligen Triumphe. Der letzte Schuhmacher von heute, der schon mit einem Fuß im Armenhaus steht, würde nicht mit dem vornehmsten Goldschmied vom Jahre 1400 tauschen. Ein Inasse des Armenhauses hat jetzt an einem Tage mehr Genuße, als so ein alter Bürgermeister von Braunschweig oder von Lübeck in einer Woche. An der Behauptung, daß das Handwerk damals geblüht habe, ist daher nur soviel wahr, daß es nicht lange vorher überall erst entstand, und daß es damals in den Lebensverhältnissen des niederen Volks eine Ungleichheit gab, von der man nun Gottlob schon lange nicht mehr weiß. Wenn ein armer Teufel von Schuhmacher oder Schneider seine heutige Noth mit dem anscheinenden Glanze seines Berufsgenossen zur Zeit von Hans Sachs vergleicht, so ist das etwa derselbe Irrthum, als wenn Jemand das Brandwit des Jahres 1457 für wohlhabiger aufsehen wollte, als das Braunschweig von 1857. Es ist nur im Verhältnis zu Keibelgenen und Bettlern, daß die alten Handwerker so gut gethelt erscheinen. Im Verhältnis zu ihren heute lebenden Nachfolgern beim Keiten und bei der Hobeibank waren sie nicht viel glücklicher gestellt als Bettler und Keibelgner.

Von diesem geschichtlichen Vorurtheil erlöst, bleibt einer Handwerker befangen von einem andern schädlichen Trugschluß. Die Freiheit, wähnt er, sei das hohe Nichts. Fülle die Junstverfassung in sich zusammen, so sei es aus

mit Gesellschaft und Vereinigung. Die Selbstsucht kenne dann keine Schranken mehr. Ber-einbreche die finstere Zeit des Krieges Aller gegen Alle, in dem nar der auf Sieg und Beute hoffen dürfe, der in seinem Kreise der Stärkere sei, wo nicht durch Muskelkraft, so doch durch Fülle des Capitals. Diese traugrigen Besorgnisse sind so grundlos, daß grade das Gegentheil der Fall ist. Die Junste sind eben so viele wohlverwahrte Rester, in denen Selbstsucht und Neid gebähselt, groß gezogen werden. Ihre einjige Lebensäußerung wird bald die immer schwieriger werdende Aufrechterhaltung ungerechter und gebähsiger Vorrechte sein. Ihre Bedeutung scheid und fällt mit dem Zwang, der Tausenden von Kunden zu Gunsten von wenigen Gewerbdgenossen auferlegt wird. Sie fallen denn; und nichts ist aus der Welt hinweg, als die auf ängstlicher Gewalt beruhende Ordnung. Zudem aber diese gesellschaftliche Ordnung aufgelöst wird, entleert Raum, daß eine Ordnung höheren Ranges hervortrete, die nicht mehr auf Zwang, nicht mehr auf Vorrechten ruht, sondern dem freien Willen entspringt und Jedermann gleiche Rechte gewährt, damit so aus freitlichem und befreundetem Zusammenwirken aller Einzelkräfte das höchste mögliche Maß von gerecht vertheiltem Glück hervorgehe.

Das ist denn die Wabl, die der Handwerker sowohl als Einzelwesen, wie als Stand zu treffen hat. Entweder er „mit den alten Göttern zu,“ wie wir es 1848 von ihm erlebten; oder er wendet „Auge und Herz dem Morgen entgegen,“ wie die hannoverschen Gewerbevereine ihm eben in diesem Jahre das Beispiel geben, indem sie den gesellschaftlichen Rückschritt von 1848 gutgemacht zu sehen wünschen. Sie sind für solche Strömungen der Meinung grade das rechte Gefäß. Alles was Handwerker heißt, empfindet nachgrade schwächer oder bestimmter die gewaltige Gährung der Zeit; die heranabende Befreiung sendet ihre Dämmerschatten abmügend voll vor sich her. Nur ist der gewöhnliche Handwerker zu wenig im Stande, über die nächste Noth des Tages hinauszusehen, als daß er sich das Anausbleibliche hinsichtlich zum Bewußtsein bringen und danach für sich banteln sollte. Ihm die Zeichen der Zeit zu entziffern, müssen günstiger gestellte Freunde übernehmen. Die Stätte dieser unschätzbaren Vermittlung ist der Gewerbeverein. Die Theilnahme der sogenannten Gelehrten an den Gewerbevereinen, so sehr sie auch die hannoverschen Junstmänner mit Mißtrauen und Zorn erfüllt hat, ist aus diesem Grunde weit entfernt, die Handwerker zu fördern, vielmehr das entscheidende Mittel, sie aufzuklären und zu rettenden Tbaten zu ermutigen. Der Gelehrte macht sich vermöge des Gewerbevereins zu Ohr und Auge des Handwerkers, um die Fortschritte der äußeren Welt rechtzeitig zu seiner Kenntniß zu bringen. Ohne jemals den kostbaren Schatz anzugreifen, der in unabhängiger Selbsthülle steckt, sorgt der Gelehrte doch für des Handwerkers Bestes mit ebenso großer Hingebung, wie für den Vaner ein wohlgekannter Beamter.

Wo die Gewerbevereine im Sinne dieser ihrer edlen Aufgabe eingerichtet sind, da sind sie bald wahre Hebammen des Vereinswesens für den

bedrängten Stand der Handwerker geworden. Ohne die hohen Ansprüche der Credit-Mobliere erfüllen sie, was jene meist erfolglos wollten, und das in einer zwar niedriger gelegenen, aber in einer zahlreicheren, und vielleicht auch in einer wichtigeren Schicht der Gesellschaft. Vereine der verschiedensten Art eilen rath hinter einander auf ihrer Spur. Der Gewerbeverein wird sich freilich, wenn weise geleitet, hüten, sein eigenes Schicksal unmittelbar an das irgend einer andern Schöpfung zu knüpfen. Es ist ihm genug, auf die von ihm entdeckte Lücke des öffentlichen Lebens soviel geistiges Licht zu werfen, daß die Ummohner die Gefahr erkennen und das Loch stopfen können. Ist dieser Zweck erreicht, so überläßt er die leichtere Sorge der Ausführenden, die es angeht, und schreitet fort zu neuen Bewährungen seines scharfen Blicks und seiner wachsamem Stimme.

Aber die Gewerbevereine dieser gesunden Art sind noch sehr jung; und viele Anhalten von denen, welche sie einem Ort zu verschaffen pflegen, sind vor ihnen schon auf dem härteren Boden der Vereinzelung hier oder dort entstanden. Eine rasche, schwerlich vollständige Uebersicht über sie, den Gattungen, nicht den einzelnen Exemplaren nach, wird von der Fruchtbarkeit der Freiheit einen bessern Begriff geben, als ihn die meisten Menschen hegen. Halte der Leser im Geiste nur immer die entsprechenden Leistungen der Junsverfälschung daneben.

Gewerkschaften für den Verbrauch, leichter zu bilden und gedullicher zu leiten als Gewerkschaften für den Erwerb, sind während des letzten Jahrzehnts auch in Deutschland vielerwärts mit Glück gestiftet worden. Namentlich war es die 1854 auftretende Steigerung der Lebensmittelpreise, was im südlichen Deutschland und in der Schweiz mehrere Consumvereine entstehen ließ. Eine Association, die der bekannte Kaufmann Krautzüge in Gruzur hervorgerufen hat, ließ neulich einen sehr günstigen lautenden Rechenschaftsbericht durch die Zeitungen gehen. Großartigere Versuche sind in England gemacht worden. Unter dem Druck der unerträglichen Löhnung von 1847 wurde in Leeds die sogenannte Volksmühle von ein paar hundert Arbeitern unter verständiger Führung gestiftet, und versorgt jetzt bereits den zwanzigsten Theil der Bevölkerung jener wohlreichen Fabrikstadt mit Mehl. Dieses Mehl hat den gewichtigen Vorzug, unverfälscht zu sein; ja was mehr ist, es hat, weniger vielleicht auf den freiwilligen hochberzigen Nachahmungseifer, als auf den Absatz der übrigen Mühlen wirkend, das Mehlgeschäft der Stadt Leeds durchweg von der früher dort wie anderswo in England stark betriebenen Fälschung gesäubert. Um räumlichen und gesetzlichen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, schloß die Volksmühle nach und nach mit nicht weniger als achtundvierzig in der ganzen Stadt zerstreut wohnenden Mehlhändlern Verträge ab, wonach diese den Vertrieb des Mehls übernahmen, und es seitdem an die Vereinsgenossen gegen Nachmarken, die nicht theurer sind, als die entsprechende Menge Mehl in der Mühle selbst kostet, an Andre zum Tagespreis abgeben. Für reines Mehl bürgt der Verein, der sich fernerseits von jedem seiner

Mehlhändler zehn Pfund Sterling Bürgschaft stellen läßt. Der Reingewinn wird, um Mitglieder zu werben und das Geschäft zu befördern, nach dem Verhältnis der Mehlabnahme vertheilt. Er betrug vom October 1847 bis zum Juli 1854 zusammen 7539 Pfund Sterling; davon fallen aber gegen 600 Pfund in die letzteren Jahre, denn zwei Jahre lang hatte der Verein mit Verlusten zu kämpfen, anstatt Gewinn auszuweisen. Das jährliche Geschäft liegt von 22,000 auf 69,500 Pfund Sterling. Augenblicklich ist der neunjährige Reinertrag auf 8830 Pfund, die Mitgliederzahl auf 5000, die Zahl der Agenten auf sechsundfünfzig gestiegen, und man sagt bereits die Möglichkeit in's Auge, seinen Beizen auf eigenen Grund und Boden zu ernten.

Wir haben aus W. A. Huber's Mittheilungen über englische Handwerker-Gesellschaften hier grade die Volksmühle von Leeds herausgehoben, weil sie die eigentümliche Wirkungsart der Vereine für den Verbrauch unsers Vorkrands nach am deutlichsten darstellt. Auf den ersten Blick enthüllt sich, daß die tausend Pfund durchschnittlichen jährlichen Reingewinns durchaus nicht die Hauptsache sind. Auf die mittelbaren Wirkungen kommt es an. Hätte die Volksmühle es auch niemals zu reinen Erträgen gebracht, hätte sie ihre Geschäfte deswegen längst wieder einstellen müssen, so würde sie immer, einem wohlthätigen Erwitter gleich, auf lange hin das wichtige Geschäft des Mehlhandels in ihrer Stadt von Uebertheuerung und Fälschung gereinigt haben. Vergleichsweise leicht zu bilden, scheinen die Verbrauchvereine dafür auch nur zu vorübergehenden Erfolgen bestimmt zu sein, indem sie eine zufällige Stockung oder Verminderung des alljährlichen Marktverkehrs durch unmittelbares Eingreifen der mündig gewordenen Kunden überwinden. Es kann kaum anders sein. Der Dienst, welchen solche Vereine ihren Theilnehmern und weiterhin der ganzen Bevölkerung zu leisten vermögen, ist kein neuer oder auf andere Weise etwa nicht zu leistend. Was in Ausnahmefällen solche Vereine thun, das ist unter regelmäßigen Verhältnissen das Geschäft des Kleinhändlers mit Lebensmitteln aller Art. Der wäre dieser Mittelmann ganz und gar überflüssig? Das wird schon durch die Allgegenwart und die Zähigkeit seines Daseins widerlegt; und Verbrauchsgesellschaften, die den Beweis seiner Unbedürftigkeit etwa durch die Einföhrung nennentlicher Dienstleistungen bei ihrem eigenen Verkaufsgeschäft führen möchten, würden in mehr als einem Fall unter zweien bald entweder durch Träge oder gar durch betrügerische Beamte beiseite werden, daß Detailhändler kein beiläufiges Vergnügen, sondern ein gutes ehrliches Geschäft mit vollem Anrecht auf Lohn ist. Es wäre daher thöricht zu erwarten, daß Verbrauchvereine eines Tags die Regel werden, die manchem Menschenfreunde so verhasste Gestalt des Krämers oder des Händlers aus dem Leben verdrängen würden. Ganz im Gegentheil werden sie diese Mittelpersonen erst durch das Fegfeuer scharfen Mitbewerbs jagen und dann zu allen bürgerlichen Ehren erheben. Nur wo örtlich einmal Wettbewerb mangelt, oder wenn einmal zu irgend einer Zeit die Welt-

handelsverhältnisse einen Umschwung erfahren. Der der Kleinhandel eines Orts zu träge folgt, entsteht die sociale Lücke, in welche Consumvereine gleich der Erfurter Association und der Volksmühle zu Leeds bequem hineinsassen. Für gewöhnliche Umstände und Zeiten wird ihnen ihre Verwaltung entweder eben soviel kosten, als der Kleinbändler auf den Einkaufspreis seiner Waaren schlägt; oder sie verlassen sich auf die trügerische Sicherheit von ganz oder theilweise unentgeltlichen Diensten. In dieser Begrenzung ihres gesellschaftlichen Verufs werden die Consumvereine den Vorwürfen anheimfallen, welche sie bisher von strengen Wirtschaftskritikern erfahren haben. Hervorragende Mitglieder der wirtschaftlichen Gesellschaft zu Paris machen sich mitunter lustig über Vereine, die den collectiven Kleinbändler spielen und in dieser Tadel der Massenverarmung gewachsen zu sein wähnen. Sie werden indessen wohl die Berechtigung von Vereinen nicht leugnen, welche mit einem geringen Aufwande von Kräften überall da geschwind einspringen, wo in dem wunderrossen Räderwerk des Tausches zufällig ein Rad stehen geblieben ist, oder wo der Kaufseher, der menschliche Geist, einem einzelnen Rade aus Verstum eine verkehrte Richtung gegeben hat.

Noch läßt sich noch eine andere Art von Consumvereinen denken. Wenn die Stadt Leeds durch ihre Volksmühle vor Rechtsfälschung bewahrt werden mußte, so ist das nur ein einzelner unter hundert überall vorkommenden schlimmen Fällen. Seitdem der europäische Waarenhandel in ungeheuren Jiffen sich bewegt, ist es in manchen Mittelpunkten des Umfages ein lobendes Geschäft geworden, diesen oder jenen dafür bequemen Stoff fälschend zu versehen. Dagegen vermag die Polizei, wie viele Augen sie anstellen, wie scharfe Beissen sie aussetzen möge, das Publicum allein nicht genügend zu schützen. Erst wenn über jeder Hand, die sich verlangend nach irgend einer Waare ausstreckt, zwei gute Augen wachen, wird man ihr nicht wehr bieten, als was sie haben und bezahlen will. Da Herüber aber noch mancher Tag hingehen möchte, so dient es vielleicht zur Einschüchterung der Fälschungen und zur Entdeckung ihrer gefährlichsten Stücke, wenn wenigstens in größeren Städten Aerzte, Chemiker und andere Waarenkennner sich im Interesse der verbrauchenden Tausende zur Ueberwachung solcher sträflichen Veruche zusammenschließen. Gegen diese jüngere Gattung von Consumvereinen hat, hoffen wir, die strenge Wissenschaft der Wirtschaftslehre noch weniger als gegen die ältere einzuwenden.

Den Vereinen für den Verbrauch zuzuzählen sind die zahlreich überall vorhandenen Cassen für den Fall von Krankheit, häßlichem Alter und Tod, die jedoch ihrer wirtschaftlichen Grundlage nach, da sie die Abwehr von Zufällen bezwecken, dem Versicherungswesen angehören. Der Geschäft muß einerseits deshalb auf statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung, andrerseits gleich dem aller Handwerksvereinigungen auf Selbsthilfe gegründet werden. Man sollte sie niemals von oben herab in's Leben rufen. Wenigstens zeigen die Freundschaffvereine Eng-

lands gegenüber den französischen Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfе und den preussischen Unterstüßungscaffen, wie leicht die Vermischung des Staats oder überhaupt nur der höheren Stände hier das Spiel verdirbt. In Frankreich hat die Regierung durch den theilnahmlosen Erlaß vom 28. März 1852 das Ubrige gethan, um die zwei bis dreitausend Gesellschaften dieser Art aus gesunden Geschäftsverbindungen zu Amosencassen herabzuwürdigen, was die Anbetung des allmächtigen Staats und damit die Gährung im niedern Volk verewigen heißt. Leider hat die preussische Regierung der Lösung dieses bedeutlichen Beispiels nicht ganz widerstanden. Sie hat hinsichtlich der Fabrikarbeiter gesetzliche Maßregeln ergreifen lassen, welche gegen anscheinende Wohltäten von Götterwerth die kostbare Selbstständigkeit des Arbeiterstandes nicht wenig verkümmern. Zudem sie nun die Fabrikbetreiber allmählig alle zu bedeutenden Beiträgen für die Krankencassen ihrer Arbeiter heranzieht, bestimmt sie lediglich wider Wunsch und bessere Einsicht einen Theil der Löhnung in einer Form zu verabreichen, welche den hülfedürftigen Arbeiter zwar unnothiger Weise stülch und wirtschaftlich herunterdrückt. Die Unterstüßungsvereine haben aber nur genau in dem Maße wahren Werth, in welchem sie auf ehrlicher Gegenseitigkeit beruhen; das heißt, in welchem Maße sie Niemanden zu geben zwingen, der nicht vorkommenden Falls auch seinerseits das Entsprechende empfangt.

Derselbe Prüüstein kommt zur Anwendung bei einer andern Gattung von Vereinen, die sich mit dem Credit des Handwerkers beschäftigen und deshalb den Vereinen zu gemeinschaftlichem Erwerb schon näher stehen. Die Sparcassen, eine ziemlich alte Einrichtung, sind nur rohe und einseitig wirkende Banken. Indem sie Handwerker, Tagelöhner und Dienstboten in dem eichen Triebe der Sparsamkeit ermutigen, ihnen ihr zurückgelegtes Geld anzuvertrauen, das sie dann auf Hypotheken oder Staatspapiere wieder ausleihen, entziehen sie dem allzüglichen Marktverkehr Capital und Umlaufmittel zugleich. Es gilt sie daher zu bestimmen, daß sie auf Erbbe auch Riuth folgen lassen und hüßlich zurückgeben was sie so eifrig binnahmen. Das geschieht vermöge der seit 1848 gar vielfach und vielfach entstandenen Vorschusscaffen. Wenn die Sparcassen aber nicht von Amts- oder Gemeindegewegen in's Leben gerufen sind, so entfragen die Vorschusscaffen dem in der eigentlichen Armenpflege leider nicht hinlänglich befriedigten Wohlbüthigkeitssinn der beäuterten Stände. Unverzinsliche Actien stellen das Betriebscapital her, unentgeltlich arbeitende Beamten übernehmen die Geschäfte, und die Vorschüsse beten sich zu gar keinem oder zu höchst geringem Zins jedem halbwegs bedürftigen Mitbürger an. Die notwendige Folge war auf der einen Seite Läßlichkeit und Betrug bei der Zurückzahlung, auf der andern zunehmend erschaffender Gifer der Verwaltung und abnehmende Zustüsse der Cassen. So drängte sich die innere Nothwendigkeit einer Umgestaltung nach gesunden wirtschaftlichen Geschäftszugrunden bald allenthalben auf. Aus den Vorschusscaffen des Mittelstandes wurden kaufmännisch betriebene Vorschussvereine. Anstatt daß

die Reichen den Armen vorzuschaffen, verbänden sich nun selbständige Schicksalsgenossen zu gemeinsamer Fürsorge für ihren Capitalbedarf. Die beiden Seiten des Bankredits, Zurücklegen und Gutleihen, verschmolzen auch für den lezten Kleinbürger zu einem immer bereiten Bestand, der sein Mannesbedürfnis nicht mehr dadurch kränkte, daß geschenkte Dienste das Ganze oder einen Theil von ihm ansuchten. Noch bevor die Staaten sich durchgehends zur Aufhebung der schwachvollen Bändergesetzte entschließen konnten, befreiten die Vorhubsvereine vieler Orten von der thatsächlichen Herrschaft des Wuchers die, welche bis dahin trotz aller wohlthätigen Fürsorge am erbärmlichsten unter seinem Joch geschmachtet hatten.

Am eigentliche Erwerbsvereine arbeiten zu leben, müssen wir über den Rhein oder über die Nordsee blicken. Bis vor zwei Jahren hatte die englische Genossenschaftsbewegung, deren Ursprung in das dritte und vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurückreicht, ihr eigenes Blatt, das seitdem intessen eingehangen ist, ebenso wie man auch die Versuche einer Zusammenfassung der einzelnen Genossenschaften seit 1854 nicht wieder erneuert hat. Daber kommt es, daß in England so ein Ding wie die Genossenschaftsbewegung fast in keinem Gespräche, auf keiner Zeitungspalte mehr erscheint. Deisn sicherer aber schreitet die Bewegung im Stillen durch ihre eigene Nothwendigkeit fort. Die Zahl der ihr zuzurechnenden Vereine ist im unaussprechlichen Wachsen. Wenn es 1854 unter 250 gewerblichen Genossenschaften 50 zu förmlichen Erwerbszwecken mit je 50 bis 3000 Mitgliebern und je 1000 bis 60,000 Pfund Sterling die einzelne gab, so ist nach Hubers' Schätzung die Zahl jetzt 300. Allen voran erheben die tapfern „Pioniere von Rochdale," die ihren anspruchsvollen Namen durch die That sich zu verdienen suchen. Sie wollten 1844 bei einer Arbeitseinstellung von Flanellwebern den Knoten durch die Begründung einer eigenen Fabrik auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr lösen; allein es fehlte ihnen dergestalt an Capital und Credit, daß sie sich begnügen mußten, einen Verein für wochentlichen Hausbedarf auf die Beine zu bringen. Dieser Gedanke hat sie das furchtbare Nothjahr 1847 glücklicher als die meisten ihrer Brüder betreiben lassen. Rasch aber hat er nach dieser ersten barten Probe größere Umrisse angenommen, denn die Gesellschaft besitz jetzt außer ihrem noch bestehenden Vorrathsbauw Wäble, Schlachtere, Tuchbandlung, Schufter- und Schneiderwerkstätte, Holzschuhmacherei, und Waarenlager zum Großverkauf. Ihr Abjaz betrug im vorigen Jahre 63,198 Pr. St. anstatt 30,000 Pfd. St. im Jahre 1854, und der Reingewinn war 3921 Pfd. Das Vermögen hat seit 1854 um 1888 Pfd. St. zugenommen; der Mitglieder sind 1900 aus 911 geworden. In diesem Jahre ist noch eine Tuch- und Baumwollweberei dazu eröffnet. Die Pioniere von Rochdale besitz ihre eigenen Les- und Gesellschaftsräume, fünfzehnhundert Bände Büchersammlung, und werfen vom Reingewinn bestimmte nicht zu kleine Summen für Unterrichtswecke aus. Will Jemand bebauwen, in dieser Ueberkraft des Schaffens steds Ungezogenheit? solchste Arbeiter dürften sich nicht unter-

fangen, den Fabrikberrn zu spielen, Clubs zu gründen, für den Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, weil für alle diese Aufgaben die Kinder einer höher gestellten Classe geboren und erzogen und vom Staate beauftragt würden? Wollte Gott, es würde Niemand für eine andere Aufgabe als die Arbeit erzogen und Niemandes Arbeit Anderen wider ihren Willen aufgedrängt. Aber was die Pioniere von Rochdale für ihr eigenes Glück und das der Gesellschaft thun durften, ohne irgend eine Behörde um Erlaubnis zu bitten, das wird freilich in Deutschland erst am Ende jener großen und aufsammegelegten Maßregeln der Weirung geschehen können, deren erste in diesem Augenblick aller Orten auf der Tagesordnung stehen.

Die bisher angestellten Versuche zu gemeinschaftlichem Erwerb beschränken sich daher auf die einfachsten Formen. Möbel- oder Schuhmagazine sind ihr ältester Zweig; aber da sie sich meistens eng an die Jungfergruppen anschließen haben, so sind sie in vielen Fällen dem auf der Junst dringenden Geiste des Reiches und des Mißtrauens zur Beute geworden. Nicht von den Jünften ausgegangen, und deswegen mit Erfolg unternommen sind die Vereine zum gemeinschaftlichen Einkauf der Rohstoffe, die vor Allen den Schuhmachern, nächst dem auch Schneidern und Tischlern gezezen kommen. Der kleine Handwerker ist fast durchgehends ein Mann ohne Credit. Wenn er Schuhe macht, so ist tamen gegen eins zu wetten, daß er seinem Lohgeber tief in der Kreide sitzt, und deswegen mit solchem Loder zufrieden sein muß, wie der Lohgeber ihm zusehndt. Den er bedient, dem drückt dafür oder plagt vor der Zeit der Schuh. Dem Schuster und seinen Kunden kann un dadurch geboßen werden, daß er Capital oder Credit genug in die Hände bekommt, um mit dem Lohgeber auf dem Fuße der Gleichheit zu unterhandeln. Das erreicht er zugleich mit Zwerten in der nämlichen Lage durch die Genossenschaft, welche nach den Grundfäden der gesellschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung alsdann dem Capital gegenüber ein geeigneter Empfänger von Credit wird. Hundert arme Arbeiter brauchen sich nur geduldig zu vereinigen, um den Beweis zu liefern, daß in wirtschaftlichen Dingen hundertmal Null Etwas macht. Kun leiden sie, so oft ein Ledermarkt in's Laub rüdt, zu mäztigen Zinsen eine Summe Geldes auf; sie schiden den erfabrensten Lederkennner auf ihrer Mitte damit aus, daß er für den nächsten Zeitraum ihrer Veruftsähigkeit Stoff einkaufe; und Niemand ist vor dem Ledermarkt ein beliebeter Käufer als er, denn er nimmt viel und von allen Sorten, und er bezahlt Alles baar. Seine Genossen aber verfügen von diesem Augenblick an, ohne über Nacht Capitalist zu geworden zu sein, über reichlichen, preiswürdigen und guten Rohstoff. Was von den Schuhmachern wahr ist, das ist schwerlich falsch von Bäckern und Schneidern.

Der Ueberder der besten Form solcher Vereinigungen ist der vortreffliche Schulze-Deilich: ein Mann, der mit seinem eigenen Namen denjenigen seiner bescheidenen kleinen Vaterstadt zu die Spitze der wirtschaftlichen Verwärtung Deutschlands geschoben hat. Zu einer

andern Art von Vereinigung hat der jetzige Leiter der Weimarer Zeitung, Professor Karl Biedermann, das Zeichen gegeben. Sie richtet sich gegen die Verwirrung desjenigen Credits, welchen die Handwerker geben. Das Uebel der langen Rechnungen soll sie bekämpfen. Vereinigung mit Leidensgefährten kann in diesem Falle den Muth erheben, den der Einzelne selten hat: den Muth, einem eingewurzelten Unrecht die Geduld aufzusagen. So verabreden die Handwerker sich erst zu kürzeren Zahlungsrufen als der herkömmlichen zwölfwöchentlichen; theilen sich dann die Namen schlechter Debitoren zur Warnung mit; übertragen ferner einem einzigen Geschäftsführer die Sorge, für sie alle fällige Posten gerichtlich einzutreiben; und werden vielleicht damit endigen, daß sie eine Versicherungsgesellschaft stiften, welche gegen feste Prämien die Gefahr unrentlicher Geschäftsausgänge auf ihre Casse nimmt.

Die Magazine einzelner Jünge sind nicht zu verachten. Aber sicherer, ihrem Zweck zu genügen, sind Gewerbestellen, die dem großen Publicum erlauben, ganze Aushebungen und Ausschattungen unter einem Dache zusammenzulassen. Mit ihnen verbinden sich leicht die schon erwähnten Vorshupvereine, die, wenn sie den Personalcredit der Creditlosen organisiren sollen, einer vorläufigen Stütze des Vertrauens biß auf die Persönlichkeit nicht entbehren können, die sie dann entweder im Bürgen oder im Pfande finden.

Die Krone dieser ganzen vereinsstiftenden Bewegung ist und bleibt aber nach dem Muth der braven Pioniere von Rodtale und ähnlicher französischer oder englischer Gesellschaften die Verbindung zu gemeinschaftlicher Arbeit in derselben oder in mehreren Werkstätten, die dem selbständigen Handwerker alle Vortheile des Fabrikbetriebes in Erreichbarkeit rückt; die, um zahlreich zu entstehen, um englische Erfolge in Deutschland zu wiederholen und wo möglich zu übertreffen, allerdings zuvor die Hinwegräumung aller Zunftschranken bedarf, wie sie auf der andern Seite jedenfalls am überzeugendsten darthut, daß es des hergebrachten traurigen Zwanges nicht bedarf, um fleißige und geschickte Meister zum Erwerb so gut wie zum Verbrauch den Segen vereinter Kräfte erproben zu lassen.

Alein die Fesseln der Zunftverschlingung drücken nicht bloß auf den Nacken der verbrauchenden Tausende. Sie schneiden auch tief in das Fleisch der hervorbringenden Hunderte ein, und gleichen so für beide Theile bei ihrem Fortbestande wie bei ihrer Ausbedung die Rechnung aus. Wie sie dem Handwerker eine wichtige und verkehrte wirkende Bürgschaft für seinen Erwerb zu gewähren in der Welt sind, so büden sie ihm andererseits Pflichten auf, die dem Publicum eine Bürgschaft für gute Verlenung leisten sollen und in Wirklichkeit nicht leisten. Weit entfernt, nur vom Publicum Opfer zu verlangen, verspricht die großmüthige Zunft ihm lauter ausgebildete Meister ohne Beimischung von Puschern zur Verfügung zu stellen. Es willige nur ein, von keinem Andern als den Söhnen der Zunft zu kaufen, so soll es die Sorge der Zunft sein, ihre Söhne zu befähigen, die besten und billigsten Dienste zu leisten. Auch macht

es sich die Zunft mit dieser ihrer Aufgabe gar nicht leicht. Sie weiß vortreflich zu verhüten, daß unreife Knaben ein selbständiges Geschäft anfangen, oder daß ein weiterwandelbarer Kopf bald dieses, bald jenes Gewerbe betreibt. Um der Vordringlichkeit werdender Meister einen Damm zu ziehen, reißt sie das kurze Leben des Mannes in drei streng geschiedene Stufen auseinander, in Lehrjahre, Wanderjahre, und die Jahre des eigenen Verdes. Der Lehrjahre setzt sie vier bis fünf, damit der künftige Familienvater sich bei Zeiten an die mehr nützliche als angenehme Beschäftigung Kinder zu warten gewöhne, und über der fortwährenden Richtung auf sein Gewerbe nicht einseitig werde. Der Wanderjahre müssen mindestens zwei sein. Denn die Welt ist weit, die Heimath mit Zunftmeistern zur Genüge besetzt; und leicht der väterliche Beutel nicht in die Weite, oder leicht der junge Bursch die Arbeit nicht glühender als Studenten pflügen, so ist das Frechten ja eine erlaubte Hülfe und die Zunft bezog es durch regelmäßige Geschenke. Den endlich heimkehrenden Gesellen empfängt an der Schwelle ehrlichen selbständigen Erwerbs, daß er sie nicht allzubehenden Schritts überhübe, das vortreflich ausgesonnene Mittel des Meisterstücks, über dem die bisherigen Pächter der Ordnungsfahrt entscheiden, ob noch ein Liebhaber zu gleichem Wettbewerb zugelassen werden möge. Glücklich bereingeschlüpft in die enge Pforte seiner Zunft, sieht der junge Meister sie zugleich auch hinter sich zufallen, daß am Entweichen dieses des Grabes keine Aussicht bleibt. Mit der einmal erwählten Genossenschaft muß er büßen oder verderben, wie das Schicksal ihr die Würfel wirft.

Die Zunft ist also nicht der Sattel, der auf der unabsehbaren Rennbahn des Lebens den einzelnen Reiter fest und sicher auf seinem Sitz erbieit; sie gleicht den Banden, mit welchen Mojappa auf den rasenden Renner geschmiedet wurde, unfähig sich zu rühren und jedem schrecklichen Zufall hüßlos preisgegeben. Ihr Schutz ist seit dem Anbruch des heutigen Weltverderbens völlig unwirksam geworden. Ihre Geminnisse und Ungerechtigkeiten, einst durch jenen vielleicht entschuldigend, überleben ihn und dauern peinlicher fort. Mit gleicher Wucht ziehen sie hier den Handwerker, dort des Handwerkers Kunden zu Boden, so daß ein neuer Aufschwung unsers Gewerbefleißes wie unsers öffentlichen Wohlstandes von dem Tage anbeden wird, wo die deutschen Staaten sich entschließen, den Handwerker mündig zu sprechen. Kein Zweifel, daß jeder tüchtige, jeder arbeitame und geschickte Handwerksmann diesem Tage sehnsüchtig entgegenbart. Je besser er seine Kraft büßt, desto erntlicher wünscht er, sie frei gebrauchen zu können, und desto freudiger vertraut er, daß auch ohne Gewalt und Zwang da, wo die Kräfte des Einzelnen erlahmen, freie und gleiche Vereinigung der Genossen sich bilden wird. Nicht einmal für den Unterricht der Unmündigen oder für die Ausbildung der noch nicht reifen Nachkommen wird er Zwang wünschen. Denn er ist selbst im Bewußtsein seiner Vaterpflichten zu stolz, als daß er sich in seines Sohnes Erziehung von irgend wem hineinreden lassen möchte; er hat zu

wohl erfahren, wie sicher das Leben durch Strafen und Belohnen die Verantwortlichkeit freier Männer hervorrufft, als daß er ohne Schuldwang, Lehrjahre, Wanderjahre, Meisterstück um die sachmäßige und gemein menschliche Bildung des Nachwuchses im mindesten besorgt sein sollte. Vollkommene Freiheit! in diesem Ruf beginnen die Vorleser des großen Handwerkerheeres den handelnden Abgesandten der Wissenschaften immer entschiedener, immer vertrauensvoller zu begegnen.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

Wenn wir unsern Lesern mittheilen, daß die Atmosphäre der Erde ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff, zwei gasförmigen Elementen, ist, welchen sich in der Luft noch Wasserdampf und relativ geringe Quantitäten Kohlenäure, Ammoniak, sowie Salpetersäure als Normalbestandtheile, zudem aber auch zufällig und in schwankenden Verhältnissen zahlreiche andere, jedoch immer nur höchst spärlich auftretende Massen beigemischt finden, so beabsichtigen wir damit keineswegs, etwas Neues und Unerwartetes zu erzählen, sondern lediglich diese Thatsachen den Lesern wieder in Erinnerung zu bringen, da wir in den folgenden Zeilen den Zusammenhang besprechen wollen, in welchem die Atmosphäre mit der eifrigen Thätigkeit des Menschen und seinem unternehmenden Gewerbsfleiß steht.

Das Lufmeer, welches unsern Planeten gleichförmig umgibt, schließt bekanntlich eine der wichtigsten Bedingungen alles organischen Lebens ein und bildet insbesondere die Grundlage der chemischen Lebensvorgänge, welche ohne Ausnahme nur unter Vermittlung der Luftbestandtheile vor sich gehen können. Die so unendlich mannigfaltigen organischen Stoffe, aus welchen die Pflanzen und Thiere zusammengesetzt sind, verdanken ihren Ursprung der Luft und lehren nach einer großen Reihe der verschiedenartigsten Umwandlungen wieder in dieselbe zurück.

Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gemacht, hier über die so außerordentlich zahlreichen Producte der Lebensfähigkeit in den Organismen zu berichten und namentlich ihre Beschaffenheit näher zu beleuchten, doch können wir nicht umhin, daran zu erinnern, daß alle Substanzen, welche wir wegen ihres ausschließlichen Vorkommens in den lebenden Wesen als organische Körper im engeren Sinne zu bezeichnen pflegen, trotz der überaus großen Mannigfaltigkeit ihrer Beschaffenheit, aus verhältnißmäßig nur sehr wenigen Elementen zusammengesetzt sind, denn während wir bis jetzt überhaupt zweiundsechzig einfache, chemisch unzerlegliche Stoffe kennen, nehmen davon nur vier und zwar selten alle gleichzeitig an der Zusammensetzung der organischen Verbindungen Theil. Es sind dies der Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. In wenigen

bekanntem Fällen gesellt sich noch Schwefel hinzu. Wenn es nun auch gelungen ist, künstlich, ohne Vermittlung lebender Organismen oder ihrer Keime, manche Verbindung in den Laboratorien zu erzeugen, welche mit solchen identisch sind, die wir als Producte der Lebensfähigkeit in Pflanzen oder Thieren aufgefunden haben, so ist doch der überwiegende größte Theil der organischen Stoffe in seiner Entstehung vorläufig an die lebenden Wesen geknüpft und die moderne Chemie beschäftigt sich vorzüglich mit der Frage, wie die organischen Verbindungen entstehen und welche Umwandlungen sie während des Lebens der Organismen erleiden.

Obwohl wir noch weit davon entfernt sind, diesfalls ein klares, zusammenhängendes Bild geben zu können, so hat die neuere Wissenschaft dennoch schon manches wichtige Resultat errungen, und darunter ist ohne Zweifel das hervorragendste die unabweisbare Feststellung der Thatsache, daß die Organismen das Material, aus welchem sie der Hauptsache nach bestehen, der Atmosphäre entnehmen und dieses nach dem Absterben der Organismen wieder in die Atmosphäre zurückföhren. — Dieser Kreislauf einer gegebenen Menge der oben erwähnten Elemente wird durch die Pflanzenwelt vermittelt. Die Pflanzen allein sind im Stande, aus einigen wenigen Verbindungen die Elemente zu entnehmen, sie zu organischen Stoffen zu vereinigen und daraus die ebenso mannigfaltigen als zahlreichen Gebilde und Stoffe herbeizubringen, welche in ihrer Gesamtheit den Pflanzenleib ausmachen. Die Materialien, welche ihnen dabei dienen, sind die Kohlenäure, das Wasser, Ammoniak, die Salpetersäure und vielleicht auch der in der Luft vorfindliche unverbundene Stickstoff. Trotz sehr sorgfältiger Untersuchungen ist letzterer Punkt bisher noch nicht erledigt.

Betrachten wir die Zusammensetzung der erwähnten Verbindungen, so ergibt sich zunächst, daß sowohl die Kohlenäure wie das Wasser und die Salpetersäure Sauerstoff enthalten. Erstere besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff, das Wasser enthält Wasserstoff und Sauerstoff, die Salpetersäure endlich Stickstoff und Sauerstoff und zwar sind die genannten die an Sauerstoff reichsten der drei erwähnten Elemente, welche in der Natur vorkommen. Das Ammoniak besteht aus Wasserstoff und Stickstoff.

Durch eine eigenthümliche bis jetzt nicht näher bekannte Thätigkeit der Pflanzen beginnt gleich bei der ersten Entwicklung des Keimes die Aufnahme dieser Verbindungen und ihre entsprechende Umwandlung in organische Stoffe, welche alle ohne Ausnahme, falls sie überhaupt Sauerstoff enthalten, an diesem ärmer sind als die Kohlenäure, Salpetersäure und das Wasser. Der dadurch herbeigeföhrete Ueberschuß an Sauerstoff findet in den Pflanzen keine Verwendung, sondern wird abgehühen.

Die Pflanzen douchen demnach, so lange sie in voller Entwicklung begriffen sind, Sauerstoff aus und dies geschieht namentlich am Tage unter dem Einflusse des Sonnenlichtes. Der für die Entstehung gewisser, zum Theil sehr wichtiger organischer Substanzen unentbehrliche Schwefel wird den Pflanzen in Gestalt von im Boden vorfindlichen schwefelsauren Salzen zugeführt und

kann den Verbindungen gleichfalls nur unter Abscheidung von Sauerstoff einverleibt werden. Diese, eben kurz angegedenete Fähigkeit, aus Kohlen- und Salpetersäure, Wasser und Ammoniak organische Stoffe hervorzubringen, ist den Pflanzen ausschließlich eigentümlich. Kein Thier, mag es auf einer noch so niedrigen Stufe der Organisation stehen, ist im Stande, die geschilderte Zerlegung und sie begleitende Abscheidung von Sauerstoff zu vermitteln; es ist von der Natur darauf angewiesen, zur Entwicklung und Erhaltung seines Körpers, die in den Pflanzen vorräthlichen, durch die chemische Lebensfähigkeit derselben erzeugten Stoffe aufzunehmen, oder, wie man sich ausdrücken pflegt, sich von Pflanzen zu nähren, während die letzteren ihre Nahrung in der Atmosphäre, außer dem Bereiche der organischen Wesen finden.

Dies gilt natürlich auch von den Thieren, welche andere Thiere als Nahrung benutzen. Die letzteren sind dann nur die Vermittler des Lebensganges der in den Pflanzen bereits vorgebildeten organischen Verbindungen in den von anderen Thieren lebenden Organismus.

Die als Nahrungsmittel ausgenommenen Pflanzenstoffe erleiden bei ihrer diesfälligen Verwendung sehr verschiedenartige chemische Umwandlungen und wir dürfen keineswegs annehmen, daß die Bestandtheile der Pflanzen unverändert an der Zusammensetzung des thierischen Organismus theilnehmen. Während sich aber die chemische Lebensfähigkeit der Pflanzen hauptsächlich in der unter Abscheidung von Sauerstoff stattfindenden Zusammenfügung der Elemente zu organischen Stoffen äußert und die große Bedeutung der Luft für selbe vorzugsweise in dem Vorkommen der Kohlenäure, des Wassers u. s. w. gesucht werden muß, bietet der thierische Organismus der Wirksamkeit der Atmosphäre ein weit ausgedehnteres Feld, denn in viel höherem Maße als bei den Pflanzen macht sich den Thieren gegenüber die große Verwandtschaft des Sauerstoffs zu den elementaren Bestandtheilen der Organismen geltend und die Thiere sind während der Dauer ihres Lebens in einem beständigen Kampfe gegen den mächtig zerstörenden Einfluß des atmosphärischen Sauerstoffs begriffen, welcher Kampf eben die Lebensfähigkeit der Thiere charakterisirt.

Diese Wechselwirkung äußert sich bei den Thieren und Menschen durch die Respiration, deren Wesen eben in einer geregelten Aufnahme von Sauerstoff besteht. Forschen wir nun nach der Function der mittelst der Respirationsorgane in den Thierkörper gelangenden Sauerstoffs, so fann uns eine große Aehnlichkeit des ganzen Vorganges mit der Verbrennung nicht entgehen. Wie und die Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens vielfeiltig lehren, werden bei hinreichend hoher Temperatur alle organischen Körper an der Luft verbrannt. Sie verschwinden vor unsern Augen unter lebhafter Feuererscheinung, indem der Sauerstoff der Luft sich mit den einzelnen Elementen zu gas- und dampfförmigen Producten vereinigt. Kohlenäure und Wasser, welche, wie wir schon früher erzählten, die Bildung der organischen Verbindungen in den Pflanzen vermitteln, entstehen bei diesem Vorgange von Neuem, der Stickstoff entweicht theils unverbunden, theils

in Gestalt von Ammoniak und die beiden letzteren können an der Luft wieder in Salpetersäure übergehen, so daß wir schließlich die wesigen Körper, welche zur Bildung des organischen Stoffes dienen hatten, wieder in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und einfachen Zusammensetzung aus der durch Verbrennung mit dem atmosphärischen Sauerstoff veranlaßten völligen Zerstörung des wunderbar complicirten organischen Baues hervorgehen sehen. Das Können der Thiere und Menschen, mögen die hierzu dienenden Organe was immer für eine Einrichtung besitzen, ist, wie gesagt, im großen Ganzen auch nichts weiter als ein durch den normalen Lebensverlauf geregelter Verbrennungsproceß und liefert theils direct, theils indirect dieselben Producte wie letzterer. Auch die bei der gewöhnlichen Verbrennung so deutliche Temperaturerhöhung stellt sich in allen Thieren ein, welche im Verhältniß zu ihrer Temperaturstufe viel Sauerstoff in der bezeichneten Weise verbrauchen und die sogenannte Lebenswärme verankt ihren Ursprung vorwiegend den durch den eingeathmeten Sauerstoff veranlaßten, der Verbrennung analogen, chemischen Vorgängen im Organismus selbst. Daraus geht aber hervor, daß die beim Ausatmen den Körper verlassenden Stoffe dieselbe Beschaffenheit zeigen müssen wie die aus der Verbrennung hervorgehenden, und dies ist in der That der Fall, da der unverbraucht wieder ausgeathmeten Luft reichlich Kohlenäure und Wasserdampf beigemischt sind, und auch eine etwas größere Menge Stickstoff austritt als eingeathmet wurde.

Wenn also ein thierischer Organismus sein Leben erhalten soll, so muß er die der erwähnten regelmäßigen langsamen Verbrennung verfallenen organischen Gebilde wieder ersetzen, und dies geschieht durch die Nahrung, welche ihm entweder direct oder indirect die Pflanzen darbieten, denen andererseits, wie wir schon erzählten, in diesem wunderbaren Hausbalte die Aufgabe geworren ist, aus den in der Luft, zum Theil in Folge des Respirationproceßes der Thiere, sich ansäufenden einfachen Verbindungen (Kohlenäure, Wasser u. s. w.) wieder organische Stoffe zu erzeugen, welche neuerdings als Nahrung der Menschen und Thiere dienen können.

Ein großer Theil der Pflanzen aber entzieht sich, entweder seiner Beschaffenheit wegen oder aus zufälligen Gründen dieser Verwendung. Die in selben sich bildenden ungeheuren Quantitäten organischer Substanzen werden nicht als Nahrungsmittel benutzt, sondern bleiben in dieser Richtung unwerthet. Sie und die Thiere, welche kein gewaltsames Gute gehunden, schließen den Verlauf ihres Lebensproceßes in längerer oder kürzerer Frist, theils in Folge zufälliger Störungen, theils weil unfehlbar früher oder später in jedem Organismus gewisse, den wichtigsten Lebensfunctionen vorstehende Gebilde für ihren Zweck unzulänglich werden. Die Folge dessen sind der natürliche Tod der Menschen und Thiere, das Absterben der Pflanzen.

Sobald diese eingetreten, gelangt die Atmosphärische zu ihrer vollen Geltung, es beginnt das Stadium der Verweilung, falls nicht ausnahmsweise der abgestorbene Organismus von der

Luft abgeschlossen oder einer sehr niedrigen Temperatur ausgesetzt bleibt.

Unter Wirkung sehr mannigfaltiger, zum größten Theil noch nicht näher gekannter Zwischenproducte verfallen die organischen Stoffe der nun durch den Lebensproceß nicht mehr bestimmten, energischen Wirkung des atmosphärischen Sauerstoffs, und diese äußert sich schließlich in demselben Sinne wie bei der Respiration und Verbrennung. Auch hier bilden sich aus dem Kohlenstoff und Wasserstoff wieder Kohlenäure und Wasser, der Stickstoff entweicht unverbunden oder als Ammoniak, die organischen Gebilde verschwinden und hinterlassen nun die, der mittlerlichen Erde entnommenen, salz- und erdartigen Stoffe, welche die Organismen für ihre Lebensvorgänge oder zu Herstellung ihres Baues (Knochen, Schalen und dergl.) benutzt haben. Was der Erde gebührt, bleibt auf derselben zurück, was die Atmosphäre den belebten Wesen geboten, erhält sie wieder, um es neuerlings dem in den verschiedensten Formen und wechselndsten Verhältnissen beginnenden Leben im Ueberflusse darzubieten.

Wenn der Leser dieser kurzen Darstellung des Kreislaufes der von dem Leben ungetrennten Stoffe bis hierher zu folgen so freundlich war, wird es ihm nicht entgangen sein, daß hier die Natur in einem Zustande gedacht wurde, wie er in Wirklichkeit nicht besteht, denn wir haben von allen Einflüssen abgesehen, welche die Thätigkeit und Bedürfnisse des Menschen auf den durch die Atmosphäre vermittelten Stoffwechsel auszuüben vermögen und in der That auch ausüben. Diese Heilen sind einer Erörterung des angeedeuteten Einflusses gewidmet und eine solche scheint nicht so ganz alles Interesse haar, wenn wir bedenken, welchen kolossalen Aufschwung die Betriebsamkeit der Völker in den letzten Jahrzehnten genommen und in welchem innigen Zusammenhange zugleich die Industrie so häufig mit der Atmosphäre steht.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, alle wichtigeren Industriezweige, welche die eben angeedeuteten Verhältnisse darbieten, gleichförmig zu berücksichtigen. Wir halten es im Gegentheil für passend, nur die hervorragendsten und einflussreichsten zu berücksichtigen, und wollen in dem im nächsten Hefte folgenden Abschnitte vorerst uns mit dem wichtigsten Gewerbe unserer Zeit, mit der Gewinnung des Eisens, etwas eingehender beschäftigen.

Hier aber mögen schließlich noch jene Zahlen Platz finden, welche uns über die Zusammenfassung und Menge der Luft anklären. Man hat bis jetzt nur in sehr dicht besetzten oder zu besondern Zwecken benutzten Räumen weniger als 20,0 Volumprocente Sauerstoff auf

79, Procente Stickstoff in der Luft gefunden. Ueber dem Meere wie auf den höchsten Bergen, in Wäldern und in der Wüste, überall das sich dieses Verhältniß der beiden Hauptbestandtheile der Atmosphäre ganz unveränderlich und mit nur höchst geringen Abweichungen herausgestellt. Die nach dem Dajgen so sehr wichtige Kohlenäure unterliegt hinsichtlich ihrer Menge in der Luft weit größeren Schwankungen. Durchschnittlich kann man in je 10,000 Raumbtheilen Luft 4—5 Raumbtheile Kohlenäure annehmen. In bedeutenden Höhen aber scheint der Kohlenäuregehalt regelmäßig höher zu sein. Am Monte Rosa fanden sich bei 11,000 Fuß Höhe in 10,000 Raumbtheilen Luft 8 Theile Kohlenäure und im Monat August wurden zu Santa Fe sogar 47 Theile nachgemessen. In Räumlichkeiten, wo sich viele Menschen oder Thiere aufhalten, kann die Kohlenäuremenge bis auf das 10fache der zuletzt angegebenen Zahl steigen. Weit spärlicher als die Kohlenäure sind Ammoniak und Salpetersäure in der Luft zu finden. Die Salpetersäure fehlt häufig ganz. Man hat in 1 Million Theilen Luft $1,2-17$ Theile Ammoniak, bei einer anderen Versuchsweise sogar nur 17—31 Theile in 1000 Millionen Theilen Luft nachgemessen. Hinsagen ist die Quantität des Wasserdampfes in der Luft zuweilen sehr bedeutend.

Da theils durch Fäulniß und Verwesung, theils durch die verschiedenartigsten, in den Menschen eingeleiteten chemischen Proceße auch sehr zahlreiche und mannigfaltige andere Verbindungen gas- oder dampfförmig in die Atmosphäre gelangen und fort, wenigstens einige Zeit, unverändert verweilen, so müssen diese Stoffe unstreitig auf die Beschaffenheit der Luft einen bestimmten Einfluß ausüben. Wir bemerken einen solchen auch häufig, indem gewisse Gegenden, entweder in Folge von natürlichen oder künstlichen Ursachen, mit Recht als ungesund bezeichnet werden. So deutlich nun diese Verschiedenheit auch an manchen Orten hervortritt, so wenig läßt sie sich durch die chemische Analyse nachweisen, indem alle Verunreinigungen der Luft wegen ihrer relativ höchst geringen Menge sich der Auffindung mittelst der schärfsten bekannten analytischen Methoden entziehen. Es wird uns dies ganz klar, wenn wir versuchen, uns über die absolute Menge der die Erde umgebenden Luftmenge Rechenschaft zu geben.

Nach annähernd gewiß richtigen Bestimmungen nimmt die Atmosphäre einen Raum von 4,050500,000000,000000 Kubmet. ein. Dies entspricht einem Gew. v. 11,254010,000000,000000 pr. Pfunden. In dieser Masse schwinden 1000 Millionen Gentner irgend eines fremdartigen schädlichen Körpers zu einem unachweisbaren Minimum herab.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die König-Max-Inseln.

So zahlreich die Deutschen sind, die, meistens in fremdem Auftrage und in fremdem Interesse durch kühnes Vordringen in unbekannte Länder unsre geographischen Kenntnisse bereichert haben, so wenig sind Männer unsers Stammes bei den großen nautischen Entdeckungen hervorgetreten. Wir haben keinen Columbus, keinen Cook, und selbst den Scoresby, Palmer, Powell, Weddell können wir keine Namen gleich glücklicher Walzfischfänger und Entdecker in den arktischen und antarktischen Gewässern entgegenstellen. Kogebue und Bellinghausen gehören als Deutsch-Russen nicht zu uns, und sowohl Schamisso, den wir wohl den Unfern nennen dürfen, als die beiden Koster waren nur die Begleiter von Entdeckern. Zu wichtigen Entdeckungen würden wir wohl zu spät kommen, höchstens können wir noch eine Nachlese halten. In den unermesslichen Räumen der Südsee ist dazu am meisten Gelegenheit geboten. Ein junger Pfälzer, G. Neumayer, der auf Kosten des Königs von Baiern Australien bereist, hat in den höheren Breiten, welche die Walzfischfänger im Suchen nach ihrer immer seltener werdenden Beute in allen Richtungen durchkreuzen, eine Inselgruppe entdeckt und sie nach seinem König-Max-Inseln genannt. Die Gruppe erstreckt sich von Süden gegen Norden zehn deutsche Meilen weit, oder von 53° 8' südlicher Breite bis 53° 47', und von Ost gegen West etwa zwölf, oder von 72° 24' östlicher Länge von Greenwich bis 73° 40'. Die Straße, die zwischen den größeren Inseln hindurchführt, hat Neumayer nach dem Schiff, auf dem er sich befand, die La-Rochelle-Straße genannt. Der Breite angemessen sind die Inseln unwirtlich. Von den Gipfeln der Berge, welche nahe an tausend Fuß hoch gefunden wurden, erstreckten sich die Eismassen bis zum Strand des Meeres, wo sie von den wärmeren Gewässern belebt und

angestossen wurden. Nur hier und da blühte kärgliches Grün durch die Schneeflächen, und außer den Schaaren der Albatros und Pinquins, deren Geschrei die Luft erfüllte, war von Leben keine Spur. Zuweilen wurde das krächzende Geschrei dieser Vögel von dem Sturz der Schneegewässer übertönt, welche von einer Höhe von zweihundert Fuß unmittelbar in die See herabstürzten. Die Straße, in der die La-Rochelle fuhr, war voll von Eis. Diese Beschreibung des Entdeckers sagt uns, daß die neu aufgefundenen Inseln höchstens den Nutzen bringen werden, den Südpolfahrern in ihren Buchten Schutz gegen Stürme zu gewähren. Neumayer sah die Gruppe am 10. Januar 1857, also in einer Zeit, die in den Sommer der Australländer fällt, und doch war Alles Eis und Schnee.

Neucaledonien.

Auf seiner zweiten Reise um die Welt entdeckte Cook, als er die Neuen Hebriden, in denen er das Heilige-Geist-Land des Spaniers Quiros erkannte, verlassen hatte, am 5. September 1774 Neucaledonien. So sehr Seefahrer genügt sind, ein Land, das sie nach gefährlichen und mühseligen Fahrten entdecken, mit günstigen Augen anzusehen, verbelebte Cook sich doch nicht, daß Neucaledonien den südlischen und üppigen Eilanden der Südsee, die er bisher gesehen hatte, sehr unähnlich sei. Die sumpfigen Ebenen mit ihren Mangelbäukchen, die dünnen Höhen erinnerten ihn an das westlichere Neuholland, selbst die Bäume (Melaleuken) mit loser schneeweißer Rinde und mit schwarzen wie verbrannten Wurzeln, die er an der Küste von Neufüdwales gesehen hatte, fand er hier wieder. Von den Eingebornen entwarf er, und mehr noch Koster, eine so günstige Schilderung, daß man sie nur dadurch gegen die ganz anders lautenden Berichte von d'Entrecasteaux vor dem Wackel der Unwahrheit hat bewahren können, daß

man angenommen hat, die ersten und bescheidenen Wälder, mit denen Cooß verdeckte, seien früher von roheren Stämmen ausgerottet worden.

Diese Insel hat der Gegenadmiral Fevrier Despointes am 24. und 27. September in Folge eines „Vertrags“ mit einem der dortigen Häuptlinge für Frankreich in Besitz genommen. Ein Augen hat sich für das Mutterland daraus bis jetzt nicht ergeben. Besitzt die Insel auch zwei gute Häfen, im Nordosten Balade, welches das Port de France der französischen Zeltungen sein wird, und St. Vincent im Südwesten, so wimmelt das umliegende Meer doch dergestalt von Korallenriffen, Inselchen und Sandbänken, und die Stürme, die drei Monate lang wüthen, kommen den chinesischen Topkonk so nahe, daß der Schiffer diese gefährlichen Gewässer vermeidet. Um Anstiedler anzulocken, hat man ausgesprengt, daß der Berg „Dybir“ und alle Flüsse und Bäche der Insel Gold enthalten, aber der Strom der auswandernden Goldgräber ist in seinem australischen Bette geblieben. Dem Antrage einer englischen Gesellschaft, Neucaledonien pachtweise zum Anbau von Zucker, Tabak und Indigo übernehmen zu wollen, hat man keine Folge gegeben, wahrscheinlich um der Colonisationsfähigkeit der Franzosen nicht ein amtliches Anerkennungszeugnis zu erteilen. Wie es scheint, weiß man in Paris mit den Südberechtigungen, obgleich man sie auf die Gefahr eines Krieges mit England hin festgehalten hat, weiter nicht anzufangen, als sie zu Verbreitercolonien zu machen. So war es unter Rudolph Philipp und so ist es auch unter Napoleon III. Der Beschluß ist gefaßt worden und im September durch das Abschicken eines ersten Transportes Beurtheiler zur Ausföhrung gelangt. Neucaledonien eignet sich für den Zweck, zu dem man es ausersuchen hat. Täler, von Steilen und mehreren tausend Fuß hohen Bergen umschlossen, eine Bevölkerung von 60,000 Menschenrestern, die den Europäer mit der Küsternheit von Reinschmeckern betrachten und auf jeden Nüchtlung zu kulinarischen Zwecken fahnden werden, ein Meer, das von Rissen und Klippen starrt, und eine Küste, deren beide einzige Eingänge eine müdelose Bewachung gestatten, sind Vortrefflichkeiten und Bedingungen, die man nicht besser wünschen kann. Die unfreiwilligen Anstiedler werden ihren Unterhalt finden, denn Bananen, Delbäume, Nams und Pfeilwurzeln, der philippinische Saft, Inagwer und Zuckerröhr gelbesen gut, doch darf der Regen nicht zu lange ausbleiben, wie es nicht selten der Fall ist.

Es war eine Forderung der Menschlichkeit, daß Gavenne als Strafcolonie aufgegeben werde. Wie Neucaledonien in gesunderlicher Bezeichnung sich bewähren wird, muß die Folge lehren. Das Klima soll nicht unangünstig sein. Schickt die senkrecht stehende Sonne glühende Strahlen, die von den vielen kalten Stellen des Bodens zurückgeworfen werden, so hat auf der andern Seite der kühlende Seewind von allen Seiten Zugang und macht die Luft, wie die katholischen Glaubensboten sagen, mit,

gesund und stärkend. Daß unter den Eingebornen zuweilen Seuchen ausbrechen, und daß eine Krankheit, die man mit dem furchtbaren Namen der Pest belegt, 1846 den dritten Theil der Wälder weggerafft hat, kann nicht ohne Weiteres als Widerlegung des günstigen Zeugnisses mehrjähriger Beobachter zugelassen werden. Wo immer Europäer unter wilden Völkernschaften erschienen sind, haben sie die nachtheiligsten physischen und psychischen Veränderungen hervorgerufen.

Artesische Brunnen in der Wüste.

Frankreich besitzt zwei merkwürdige Männer, Parameste und Gautherot. Der erste ist Geodät, der zweite Arbeiter, und beide haben es im Studium der Quellenkunde durch Geduld, Fleiß und Beobachtungsgabe so weit gebracht, daß sie mit nie fehlender Sicherheit angeben, wo man unter der Erde Wasser finden wird, und in welcher Menge. Durch sie sind unzählige Orte ihres Vaterlandes mit Quellen, selbst mit Wasserkräften für große Fabriken beschenkt worden. In guter Stunde hat die Regierung den Entschluß gefaßt, einen von ihnen, Gautherot, nach Alger zu schicken. Er hat dort zuerst in Algier, Mostagaorm, Argem und Oran gearbeitet, überall mit dem glänzenden Erfolge, daß wahre Aesensquellen zu Tage gefördert worden sind. Gegenwärtig ist er in dem an die Provinz Constantine angrenzenden Theil der Wüste beschäftigt. Es sind dort bis jetzt sechs Brunnen gebodrt worden, die von 108 bis 4300 Litres Wasser in der Minute geben. Der tiefste geht 85 Meter in die Erde, und sein Wasser hat eine Temperatur von + 21° R. Diese Arbeiten sind geeignet, eine wahre gesellschaftliche Klimawölung hervorzurufen. Die dortigen wandernden Stämme, die mit ihren Herden von Ort zu Ort ziehen und manche Störung hervorrufen, werden sich um jene Quellen versammeln und Ackerbau treiben. Bereits hat ein Theil des Stammes der Selmia Vorbereitungen dazu getroffen. Man wird die Pöhrungen tiefer in der Wüste, dem Laufe der Karavanenstraßen folgend, fortsetzen und die Verbindungen mit den östlichen Gebieten und den Sudanländern erleichtern.

Burton und Baikie in Afrika.

Von der neuen Nigrexpedition sind Nachrichten eingetroffen. Sie ist am 29. Juni von Fernando Po nach der Run-Plüftung des Niger abgegangen. Alle Mitglieder und Mannschaften waren gesund und weiler. W. Guegor Laird, der nächst unserm Petermann für die Dampfboot-Expedition von 1854 am meisten thätig gewesen ist, hat diese neue Reise veranstaltet. Er verfolgt abermals die Handelsinteressen, welche zum ersten Mal in den Vordergrund traten, als die beiden Vönder mit lodenden Schilderungen von dem Eisenreichthum am Niger und von dem industriellen Sinn der Landschaft Ruffo oder Nise zurückkehrten. Die Expedition von 1852, an der er selbst Antheil nahm, verlief unglücklich. Von den siebenundvierzig Europäern der beiden Dampfchiffe Quorra und Alburtsch blieben

nur acht am Leben. Laird selbst erkrankte und mußte nach Europa zurückkehren, Richard Vander wurde verwundet und starb in Fernando Po, Oldfield entsagte nach diesem Unfall ferneren Unternehmungen, und Allen war der Einzige, der im Niger weit, bis Rabba vorgedrungen war. Der Erforschung des großen Flusses, den er unterhalb Kanda's bemerkte, hat die Expedition von 1854 gegolten. Es ist der Benue, den man eine Zeit lang Tschadba genannt hat, weil die früheren Reisenden glaubten, daß er ein Ausfluß des Tschad-Sees sei. Die jetzige Reise will R. Gregor Laird dazu benutzen, an gelegenen Uferpunkten Handelsstationen zur Einsammlung von Butter, Baumwolle und andern Handelszeugnissen zu gründen. Mögen diesem Plane bessere Sterne leuchten, als jene Rußerwirthschaft zur Belehrung der Schwarzen, die 1841 der Tschidamündung gegenüber gegründet wurde, aber an der Unordnung der Ansiedler und am Klima schließlich zu Grunde gieng. Hauptzweck ist natürlich die Erforschung des Nigers und seiner Nebenflüsse, insbesondere des Benue, auf dem die letzte Expedition nicht bis zur Einmündung des Faro in gelangen vermochte.

Der Führer des Ganzen ist derselbe Dr. Baikin, der auch die Reise von 1854 geleitet hat. Er ist Arzt und Naturforscher. Dreizehn Europäer begleiten ihn, unter denen der Naturforscher Man, der Botaniker Davis, Lieutenant Glover, Schiffscapitän Grant und mehrere Ingenieure sind. Die übrige Besatzung seines Dampfschiffes Daypring bilden fünfzig Krümmen oder Bemobner der Krü-Küste von Sierra Leona. Holischläger, ein athletischer, ausdauernder und den Europäern auf eine seltene Weise ergebener Menschenschlag, und fünfundsiebzig Eingeborene aus den Grenzländern des Nigers und des Tschad-Sees. Ob man wirklich in Fernando Po, wie die Admiralität vorgeschrieben hat, Neger, welche Engländer lesen und schreiben können, als Passagiere mitgenommen hat, arbt aus den von dem westafrikanischen Postdampfer Gambia überbrachten Nachrichten nicht hervor. Man hoffte durch die Zurückführung israelitischer Krieger im Innern Elemente der Civilisation verbreiten zu können.

Die Zeit zur Reise ist gut gewählt. Am 1. Juli brinnt das verlodische Ankommen des Nigers und hält fünfundsiebzig Tage an. Abgesehen davon, daß die Schiffe in dieser Zeit ein tiefes Rahmwasser finden, bleiben die Mannschaften von den schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und Lachen, die jetzt mit frischem Wasser gefüllt sind, verschont. Vor Ende Juli kann Dr. Baikin Rabba erreicht haben, wo die bei Zauri beginnende Webrasse endet und ein schönes und weites Flußbecken sich öffnet.

Außer östlichen Seite des Continents sind Zvele und Burton (der südne Reisende, der nach Westa und Gattar vorgedrungen ist) thätig. Zielanlagen im Januar in Zanibar an und unternahmen unverzüglich eine Reise nach dem Webrasslande Wambara. Sie glaubten die Schneeberge erreichen zu können, von denen die deutschen

Glaubensboten erzählt haben, und waren noch etwa zwei Grade von dem Klimandsharo entfernt, als sie in Fuga durch Krankheiten zur Umkehr gezwungen wurden. Nach neueren Nachrichten sollten sie nach Atwa oder Quiloa segeln und von dort im Juni aufbrechen, um den Versuch zu machen, ob sich der See Nasia und der große Binnensee Uterewe erreichen lasse.

Die wissenschaftlichen Reisen

auf Befehl und mit Unterstützung des Königs
Kaf von Baiern.

Dr. Neumayer, Dr. J. Roth, Professor Joseph Müller, Dr. Moriz Wagner, Professor Hofmann.

München, im October 1857.

Es wünschen von mir einige nähere Angaben über die gelehrten Reisen, welche von Baiern in den letzten Jahren nach verschiedenen Ländern zu wissenschaftlichen Zwecken ausgegangen sind. Die so mannigfachen projectirten Forschungen und Arbeiten dieser Gelehrten, von denen man, sowohl für Ethnographie und Geschichte als für Erdkunde und Naturgeschichte interessante und wichtige Beiträge erwarten darf, haben die öffentliche Aufmerksamkeit und das Interesse nicht allein in Deutschland sondern auch im Auslande in nicht geringem Grade erregt.

König Maximilian von Baiern, der deutsche Fürst, welcher schon als Kronprinz durch seine Vorliebe für den Verkehr mit den hervorragendsten Gelehrten und Denkern Deutschlands und eine neue Aera für das wissenschaftliche Leben in Baiern hoffen ließ, hat bekanntlich aus seiner Civilliste eine bedeutende jährliche Summe für die Unterstützung wissenschaftlicher Zwecke bestimmt.

Am die hervorragendsten Gelehrten aus allen Fächern des Wissens sind Aufforderungen ergangen, jene Unternehmungen und Arbeiten, deren Ausführung bei dem jetzigen Stand der Forschung besonders reichliche und interessante Resultate verspricht, der königlichen Protection speciell zu bezeichnen. Die Vorschläge gelangen sodann zur nähern Prüfung und Empfehlung an eine Commission, unter deren Mittheilern Thiersch, Liebig, Herrmann, Spruner, Engel, Löber, Pluntzschli, Namen von autem Klang, hauriren und an deren Spitze der Cultusminister von Zwehl steht, ein hochgebildeter Staatsmann, dessen edle Persönlichkeit ihm die Hochachtung aller Parteien gewonnen hat.

An den verschiedenen Unternehmungen, welche theils vom Könige selbst theils auf Kosten des Staates und der Akademie in den letzten Jahren angeregt und unterstützt wurden, ge-

hören auch die wissenschaftlichen Reisen, für die man sich, wie Sie mir schreiben, in Ihrem Leserkreis besonders interessiert. In Baiern selbst erwähne ich als hervorragende Arbeiten dieser Art die Reisen des geistvollen Culturhistorikers Niehl und Friedrich Lentner's für bayerische Culturgeschichte und Ethnographie, sodann die Reisen von Prof. Andreas Wagner für Paläontologie, von Dr. Otto Sendtner für Pflanzengeographie, von Prof. Schafhäütl und Bergmeister Gumbel für Geognosie, von Prof. v. Siebold und Dr. von Heckling für Zoologie. Die Resultate der ethnographischen Forschungen des geistvollen und sinnigen, leider frühe verstorbenen Lentner werden wahrscheinlich von Niehl und Dr. Felix Dahn bei dem Prachtwerke „Bavaria“ benutzt werden, an dessen Bearbeitung sich eine namhafte Anzahl von bayerischen Gelehrten betheiligte.

Unter den wissenschaftlichen Reisen, welche im Auftrage und auf Kosten des Königs in das Ausland für geographische, historische und naturgeschichtliche Forschungen unternommen wurden, erwähne ich vor allen die von Dr. Neumayer nach Australien und den Südpoleiseln.^{*)}

Die Reise des Dr. Johannes Roth nach Palästina wurde auf die besondere Empfehlung unseres würdigen hochbejahrten Hofrath Schubert, mit welchem Dr. Roth bereits früher eine Reise nach Syrien und in das heilige Land gemacht, von Sr. Majestät genehmigt. Der sehr unternehmende, kenntnißreiche Zoolog hat später auch Abyssinien und einen Theil Ostindiens im Gefolge einer englischen Expedition durchwandert. Die bedeutenden Sammlungen, die er damals machte, sind leider nach England gekommen. Ein größeres Werk hat Dr. Roth über seine Reisen nicht publicirt, dagegen mehrere sehr interessante kleinere Abhandlungen, die auf Kosten der Akademie der Wissenschaften gedruckt wurden. Seine diesmalige auf die Dauer von zwei Jahren berechnete Reise hatte hauptsächlich die Lösung eines wichtigen geographischen Problems zum Zweck. Dr. Roth wollte das noch ganz unbekannte Gebiet an der Nordostseite des todtten Meeres und das obere Jordanthal, besonders das linke Ufer dieses Flusses besuchen. Wäre sein Plan ganz gelungen, so würde unstreitig damit eine bedeutende Veredlerung der Geographie des heiligen Landes gewonnen worden sein und wir hätten wahrscheinlich über die fast ganz unzugänglichen arabischen Stämme jener Gegenden Wichtiges erfahren. Leider

scheiterte das kühne Project an jenen unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Fanatismus und die Raubhüfte der Beduinen noch jedem christlichen Reisenden, der Aehnliches unternehmen wollte, entgegensetzte. Dr. Roth hat dafür im verflohenen Winter eine andere Tour durch die Wüste nach dem rothen Meere unternommen, über welche er ausführliche Details an die Akademie der Wissenschaften berichtet. Auch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, den Ausflug nach dem obren Jordan später noch zu machen. Er weilt gegenwärtig in Jerusalem und bearbeitet dort seine gesammelten Notizen. Es sind von diesem Gelehrten auch interessante naturhistorische Sammlungen zu erwarten, für die er ein ausgezeichnetes Talent und Geschick besitzt.

Professor Joseph Müller, einer der gelehrtesten Orientalisten Europa's, zugleich ein gründlicher Kenner der Geschichte, überhaupt ein Mann von der umfassendsten Bildung, wurde nach Spanien gesandt, um die in der einsamen Escorialbibliothek bisher verborgenen, und so gut wie begrabenen Schätze der arabischen Literatur, besonders aus der Zeit der Maurenherrschaft in Spanien, näher zu untersuchen. Man versichert, daß Baron Schod, der geistvolle Uebersetzer des Jirushi, selbst ein gründlicher Kenner der arabischen Sprache, der auch einstmals als Diplomat längere Zeit Spanien demohnte, für die wissenschaftliche Mission Müller's besonders eifrig wirkte, und die ihr entgegenstehenden Bedenken glücklich überwand. Die Sendung Müller's wurde nicht allein von allen Kennern und Freunden der arabischen Literatur, sondern auch von dem größten Theil der gebildeten Bevölkerung Münchens mit ganz besonderer Freude begrüßt.^{*)}

Er arbeitet nun seit acht Monaten in der alten Klosterbibliothek des Escorial, die bekanntlich in ziemlicher Entfernung von Madrid einsam in einer öden, traurigen Gegend gelegen, mit einem so energischen Fleiße, wie ihn wenige Forscher besitzen. Eine eiserne Willenskraft und eine unverwundliche Gesundheit, die aller dortige Mangel an Bequemlichkeit und nahrhafter Kost nicht zu untergraben vermochte, unterstützen ihn dabei. Wenn auch die historische Ausbeute nicht ganz den Erwartungen entsprach, die man von einer nähern Untersuchung der handschriftlichen Escorialschätze, besonders in Bezug auf die Geschichte und Zustände des arabisch-spanischen Reiches, hegte, so ist es doch dem beharrlichen Eifer Müller's gelungen, eine genaue Einsicht

*) Wir geben Näheres pag. 219 in dem Artikel: „Neueres aus der Ferne.“

*) Auch dem berühmten „Fragmentisten“ Fallmerayer wurde eine wissenschaftliche Mission nach Alesan auf königliche Kosten angedoten, die er jedoch aus Gesundheitsrückichten ablehnte.

aller vorhandenen Manuscripte zu nehmen, welche den Brand von 1671 überdauerten. Immerhin wird aus seinen Forschungen eine nicht unbedeutende Verdickeung der Geschichte jener deutwürdigen mauro-arabischen Invasion und Herrschaft in West-Europa hervorgehen, obwohl nach Müller's Briefen die arabischen Historiographen damals in einer noch schwallstigeren Darstellung, immer auf Kosten der Wahrheit, sich gefielen wie ihre Collegen im Orient. Auch hat ihm oft der Zustand der Manuscripte und die unleserliche Schrift in dem verdorbenen maurisch-arabischen Idiom viele Mühe gemacht. Indessen dürfte der heroische Fleiß des gelehrten Orientalisten über alle Hindernisse triumphiren. Er selbst wird genöthigt sein, die ihm angebotene Scheu vor größeren Publicationen zu überwinden. Müller's zahlreiche Freunde und Verehrer hoffen von ihm als Frucht seines spanischen Aufenthalts ein Werk, das seinen Namen in der gelehrten Literatur auf eine lange Reihe von Generationen erhalten wird. Nach dem Schlusse seines Escorialaufenthalts gedenkt Müller noch Andalusien zu besuchen, und wird anfangs des Jahres 1858 in München zurück erwartet.

Dr. Moriz Wagner, der im Auftrage des Königs die Westküste von Central-America, Ecuador, Neu-Granada und Peru zur Fortsetzung seiner früheren Forschungen besuchen wird, ist durch die Empfehlung Humboldt's und Karl Ritter's zu dieser neuen wissenschaftlichen Mission berufen worden. Die Arbeiten dieses berühmten Reisenden sind bekanntlich seit mehr als zwanzig Jahren der Länder- und Völkertunde gewidmet und haben in engeren wie in weiteren Kreisen den Beifall gefunden, welchen umfassende Kenntnisse, gründliche und gewissenhafte Forschungen und die Gabe klarer und gediegener Darstellung sowohl im ethnographischen und politisch-historischen Gebiet, als in der physischen Erdkunde und in verschiedenen Fächern der Naturgeschichte ihm zuwandten. Den Gelehrten ist Moriz Wagner durch seine Werke über Nord-Africa und Armenien, und durch viele kleinere wissenschaftlichen Arbeiten, dem größeren Publicum durch seine verschiedenen Reisebeschreibungen über Persien, den Kaukasus, Nord-America, Costa Rica u. s. w. bekannt. Seine Bücher, die auch von wissenschaftlichen Anhängen begleitet sind, haben besonders in England Anerkennung gefunden, wo sie mehrfach übersetzt wurden. Von den gelehrten Meditaristen Benedig's sind die orientalischen Reiseverste Wagner's auch in das Armenische übersetzt, und weit im Orient verbreitet. Die Leser der Augsburger Allgemeinen Zeitung kennen den unternehmenden Reisenden aus vielfältigen Berichten bereits seit der berühmten französischen Expedition nach Constantine, welche

Dr. Wagner 1837 als Mitglied der wissenschaftlichen Commission Frankreichs begleitet hat. Ein damals in München lebender französischer Marquis hat seine Briefe gesammelt und in französischer Uebersetzung herausgegeben.

Die diesmalige Reise fährt den eifrigen Forscher zunächst nach dem Isthmus von Panama, von wo er dann nach Guayaquil und Cuito zu gehen und die oberen Zuflüsse des Amazonenstromes zu besuchen gedenkt. Er wird später Central-America, wo er schon früher ein bedeutendes Material gesammelt, nochmals besuchen. Wenige beschreibende Naturforscher haben die Kenntniß des Naturcharacters und der Arten in den verschiedenen Welttheilen so bedeutend bereichert wie Moriz Wagner durch seine großen zoologischen, botanischen und paläontologischen Sammlungen, von welchen das meiste in den Museen von London, Paris, Berlin und Wien liegt. Auch die naturhistorischen Staatsammlungen Baierns haben durch ihn viel Neues und Interessantes erhalten. Die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen ist Wagner's besonderes Studium. Seine zahlreichen Freunde, zu welchen auch Einsender gehört, freuen sich sehr, daß auch ihn die königliche Munificenz in den Stand setzte, noch einmal eine große wissenschaftliche Reise, ausgestattet mit allen nothwendigen Instrumenten, nach dem tropischen America zu unternehmen. Seine früheren Reisen hat er auf eigene Kosten gemacht, oft mit den schwersten Entbehrungen kämpfend. Von seinem diesmaligen Aufenthalt in den Cordilleren sind bei seiner unermüdblichen Thätigkeit besonders interessante Resultate, sowohl in Bezug auf die Ethnographie und die alte Geschichte von Cuito und Peru, als hinsichtlich der naturhistorischen Ausbeute, zu erwarten. Wagner, der erst vor Kurzem München verlassen hat, gedenkt zwei Jahre auf diese Reise zu verwenden. *)

*) Nach seiner ausführlichen mündlichen Mittheilung gedenkt Dr. Wagner für den nächsten Winter seinen Aufenthalt auf den Isthmus von Darien und die Provinz Veraguas zu beschränken, welche zwar an einer einzigen Stelle von der Eisenbahn zwischen Ripinwall und Panama durchbrochen, aber in Wahrheit seit der Zeit, wo Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise die nördlichen Küstenpunkte berührte und wo der Jesuit Acosta in seiner „historia natural de las Indias“ ihre Naturwunder beschrieb, eine terra incognita geblieben ist. Dort, in den noch unbefuchten Gegenden der Cordillera-Kette, über deren Form und Deutung nur vage Gerüchte verbreitet sind, wünscht Dr. Wagner ebenso wie an den Gelsen von Nicoya und Comagua besonders Höhenmessungen auszuführen und die äufseren Structurverhältnisse des Gebirgslandes zu untersuchen, nachdem bei seinem früheren dortigen Besuch seine hypsometrischen Instrumente sehr gelitten hatten und seine zuverlässigen Resultate mehr lieferten. Von dort gedenkt er seine Reise nach Ecuador

Der fünfte gelehrte Reisende, welchem der edle König Mar die Mittel angewährt, zur Bereicherung seiner speciellen Studien fremde Länder zu besuchen, ist unser trefflicher Sprachforscher Professor Hofmann, welchen die von Seiner Majestät ernannte Commission einstimmig zu diesem Zweck empfohlen hat. Seine Forschungen sind besonders auf die romanischen und germanischen Sprachen und ihre Literatur concentrirt, und zeichnen sich ebenso sehr durch Tiefe und Gründlichkeit, wie durch geistvolle, eigenthümliche Auffassung aus. Wenige Gelehrte haben das Wort und die Form in gleicher Weise wie Hofmann in ihrer Gewalt. Die Rede, die er im vorstossenen Jahr vor der Akademie über Schmeller's gelehrte Thätigkeit gehalten, riss die ganze Versammlung zur lauten Bewunderung hin. Er ist noch mit den Vorarbeiten zu seiner wissenschaftlichen Reise nach Frankreich, Italien und England beschäftigt, und wird München erst im Laufe des künftigen Jahres verlassen.

Wir erhielten folgende Aufschrift von Herrn John M. Brooke, Lieut. U. S. Navy.

Ueber die verunglückte atlantische Telegraphen-Lanlegung.*)

Washington, 14. Sept. 1857.

Geehrtester Herr!

Vor mehreren Monaten habe ich in gedruckter Form einige Bemerkungen über die Ausführbarkeit der Legung des Telegraphentauens zwischen England und Amerika veröffentlicht, und mit Vergnügen gesehen, daß Sie, wie ich wünschte, meinen Auffah in die Spalten Ihrer schätzbaren Zeitschrift aufgenommen haben. Da ich nun von unserm Hydrographen, Herrn Knorr, höre, daß dem deutschen Publicum eine weitere Beschreibung dieses Gegenstandes nicht unwillkommen sein würde, und da der von der Compagnie gemachte Versuch ein erläuterndes Beispiel der „Tautwellentheorie“ darbietet und zugleich beweist, wie nothwendig es ist, auf mehrere, für das Gelingen der Sache wesentliche Punkte zu achten, so beabsichtige ich jetzt, die Vorgänge bei

und Veru fortzusetzen, wo Cusco, die alte Hauptstadt der Incas, den südlichen Zielpunkt seiner Forschungen bilden soll. Die Illustrirten Deutschen Monatshefte haben aus seiner Feder bereits eine Darstellung des Vulkans Inca, des Erdbebens von San Salvador und der geographischen Verbreitung der Thiere gegeben. Auch von seiner letzten Reise, auf welcher ein talentvoller Maler, Herr Haas aus Dornat, ihn begleiten wird, sind den Illustrirten Deutschen Monatsheften derartige Mittheilungen und Reisejournale veröffentlicht. Die Redaction.

*) Verall. Bd. II, 468 u. ff. Persönliche, die Verhältnisse des Meerestandes betreffende Stellen aus dem ersten Artikel sind in dieser neuen Mittheilung wieder anzuführen. Die Redaction.

der Operation mit meinen früheren Bemerkungen zu vergleichen. Zu einem leichtern Verständniß der Sache ist zu bemerken, daß das Tau 1800 Pfund vor Weite wiegt und gerissen ist, nachdem es auf kurze Distanzen und nur unter dem Druck der Atmosphäre mit einem Gewicht von 7000 Pfund belastet worden war. Eine derartige Probe ist trügerisch, da die Bedingungen, unter welchen sie angestellt wurde, ganz verschieden sind von denen, welche im Verlaufe der Legung eintreten, indem das Tau Formveränderungen ausgeht, die dasselbe nicht nur schwächer machen, sondern auch Anlaß zum Reißen der kuppelnen Leitungsdrähte geben können.

In meinem ersten Aufsatze über diesen Gegenstand habe ich mich über die Zusammenfassung des Taus der Atlantischen Telegraphen-Compagnie wörtlich folgendermaßen ausgesprochen:

„Das Tau der Atlantischen Telegraphencompagnie besteht aus sieben kupfernen mit Gutta-Percha überzogenen Leitungsdrähten. Diese bilden den Kern (a core), welcher mit etwa sieben gedrehten Strängen von Eisendraht, deren jeder wieder aus mehreren kleineren Drähten besteht, spiralförmig umwunden ist.“

„In der Praxis kommt es nun darauf an, ob diese verschiedenen Materialien auf die zweckmäßigste Weise mit einander verbunden sind.“

„Angenommen, die Kupfer- und Eisendrähte lägen gerade und parallel mit einander, so würde, da die relative Dehnbarkeit beider Metalle sich etwa wie vier zu fünf verhält, der Eisendraht eigentlich die Schwannung zu tragen haben und zwar ohne eine Veränderung in der Form des Gutta-Percha-Kerns. In dem Taus aber, welches gegenwärtig angefertigt wird, machen die äußeren Drähte zwei volle Windungen auf den Kern. Es entsteht also die bedeutliche Krage, ob durch die Schwannung oder durch den Druck von fünf- bis sechstaufend Pfund auf den Quadratkoll der Kern zusammengeedrückt werden oder sonst eine Formänderung erleiden wird. Das zwischen die Eisendrähte eindringende Wasser wird das Tau von allen Seiten umgeben und auf jeden einzelnen Draht seine Compressionskraft ausüben; wenn die Gutta-Percha nachgibt, werden auch die Eisendrähte lose werden, sich ausdehnen und die gerade liegenden Kupferdrähte werden die Schwannung zu tragen haben, und wenn auch diese eine Dehnung von zwanzig Procent ihrer Länge aushalten können, ohne zu reißen, so ist doch ein solcher Vorgang gefährlich.“

„Das Gummi Glaticum ist weniger compressibel als das Wasser, und man darf annehmen, daß die Gutta-Percha ihm hierin, wie in anderen Beziehungen, ähnlich ist. Indessen reißt sich diese geringe Compressibilität des Gummi Glaticum nur, wenn dasselbe ganz in's Wasser getaucht ist. Nun bleiben aber Theile des Taus über dem Wasser, und da die Gutta-Percha neben dem Wasser spezifische Gewicht hat, wie das Wasser, so wird ihre Ausdehnung in die Länge, auch annehmen, daß sie incompressibel wäre, hauptsächlich durch ihre Adhäsion an die Kupferdrähte gehemmt werden;

die äußeren Spiraldrähte werden sich in einem gewissen Grade mit der Gutta-Vercha ver-längern.“ —

Der Vorfall nun, welcher die Richtigkeit dieser meiner Behauptungen beweist, und seiner Zeit großes Erstaunen erregte, wird folgendermaßen erzählt:

Wir hatten und kaum von unserm Schrecken über diese Zufälle erholt, als das ganze Schiff aber-mals in große Aufregung versetzt wurde durch die Nachricht, daß die Continuität der elektrischen Lei-tung im Tau verschwunden sei, daß dajetde den elektrischen Strom nicht mehr fortleitete, mit einem Worte, daß alle Verbindung zwischen dem Schiffe und der Kuste, in Folge irgend eines Unfalles am Kupferdraht, mooon jedoch Niemand die Ursache kannte, aufgehört habe. Drittehalb Stunden blieb die Leitung unterbrochen und wir glaubten nicht anders, als Alles sei aus, die dreihundert und einige Meilen, welche die jetzt gelegt worden waren, seien umsonst gelegt, und wir würden umkehren müssen, um Bericht von dem Wirklingen des Unternehmens adju-stirten, in einem Augenblicke, wo die Augen der ganzen Welt auf uns gerichtet waren und wo wir noch dazu hoffen zu dürfen meinten, daß die genügender Aufmerksamkeit und Vor-sicht der Kustig in unsern Händen sei. Die Ingenieur, Capitän Hudson und Prof. Morse waren sämmtlich der Ansicht, daß nichts weiter zu machen sei, als das Tau abzuschneiden, um es von der Abwickelmaschine herunterzu-bringen und auf die zum Aufwickeln bestimmte zu übertragen. Ueber die Möglichkeit des Ge-lingens dieser Operation, welche ernstlichen und wohlbegründeten Zweifeln unterworfen war, so wie über das beste Verfahren dabei, traten Herr le Sauty, der assistirende Physiker, und Herr Bright mit Prof. Morse in Berathung, und letzterer sprach seine Meinung dahin aus, daß die Spannung, welcher das Tau bei seinem Ablauf von den Wickelrädern unterworfen ge-wesen, die Gutta-Vercha geöffnet und dadurch die Isolirung zerstört habe. Dies schien die einzig mögliche vernünftige Erklärung der Sache und sie wurde allgemein als die richtige angenommen. Es waren seit dem Vorfall etwa zwei Meilen Tau abgewickelt worden, und die einzige Frage, welche noch zu entscheiden blieb, war, ob die Aufwickelmaschine mit Sicherheit angewandt werden könne, um diese Taulänge wieder her-auf zu holen. Professor Morse erklärte, daß die Entscheidung hierüber dem Oberingenieur Herrn Bright gebühre und daß nur dieser den Befehl zum Abschneiden des Laues zu geben habe, falls er sich dahin entscheide. Herr Bright entschied sich dahin, und es wurden bereits An-stalten getroffen, seine Befehle zu vollziehen, als Herr le Sauty den Professor Morse benach-richtigte, daß die Leitung wiederhergestellt und die Isolirung nicht zerstört sei. Fünf Minuten später wäre diese Nachricht zu spät gekommen, denn dann wäre das Tau abgeschnitten gewesen und der dadurch von dem Telegraphen getrennte Leitungsdraht hätte kein Zeichen, daß er un-versehrt sei, bis zu seinem Endpunkte auf dem Schiffe fortpflanzen können. —

Betrachten wir, mit Rücksicht auf die hier-hergehörige Stelle meines oben angeführten Auf-sages, die Lage eines Laues, welches mit großer Schnelligkeit sinkt, als das Schiff segelt, so finden wir, daß „die Beschaffenheit der Luroe, welche das Tau auf seinem Wege nach dem Meeresgrunde macht, von der Raschheit seines Sinkens und von der Segelschnelligkeit des Schiffes abhängt. Wenn das Tau, nach-dem es horizontal auf das Wasser gelegt ist, schneller sinkt, als das Schiff segelt, wird es eine Curve bilden, deren concave Seite dem Grunde zugekehrt ist; der obere, beinahe verticale Theil wird gerade, also schneller zu Boden sinken, der untere Theil wird folglich in wellenförmiger Gestalt auf dem Grunde an-kommen,“ und wir gelangen sofort zur Lösung des Problems.

Als im tiefen Wasser eine bedeutende Länge Tau mit vergrößerter Schnelligkeit nach dem Meeresgrunde zu abließ, verursachte die Span-nung, welcher das Tau ausgesetzt wurde, um sein Untersinken zu verzögern, daß die Spiralen der äußeren Drähte sich streckten und so die Spannung auf die Gutta-Vercha und die ver-hältnißmäßig grade liegenden kupfernen Lei-tungsdrähte fiel; die Elasticität der Gutta-Vercha machte es auch dieser möglich, sich aus-zudehnen, die kupfernen Drähte, obwohl sehr dehnbar, konnten doch jener Spannung nicht folgen, zerrissen daher und die Leitung des elektrischen Fluidums war unterbrochen.

Als aber dieser Theil des Laues sich dem Meeresgrunde näherte, wurde er im Laufe der Abwicklung wieder schlaff, die unbeschädigt ge-bliebene Gutta-Vercha zog sich vermöge ihrer Elasticität wieder zusammen und brachte auch die zerrissenen und getrennten Fäden der num-mehr verlängerten kupfernen Leitungsdrähte wieder mit einander in Berührung, und so wurde die Leitung wieder hergestellt.

Es ist ein Glück, daß das Tau nicht vor der Wiederherstellung der Leitung abgeschnitten wurde, sonst würden die Meinungen derjenigen Physiker, welche die Unterbrechung der Leitung lediglich der Abschabung zuschrieben, unvor-ändert und ein Mangel in der Construction unentdeckt geblieben sein. Denn diese Con-struction wurde zwar als nicht ungefährlich, keineswegs aber als die Herstellung einer elek-trischen Leitung gradezu hindern dargestellt, und es war anzunehmen, daß in den meisten Fällen die Kupferdrähte, wenn sie zerrissen, nach Aushebung der Spannung wieder zu-sammenkommen würden. Es ist indessen leicht einzusehen, daß diese Erwartung fehlgeschlagen oder daß durch solche (nur unvollkommene) Berührungen der zerrissenen Drahtenden der elektrische Strom geschwächt werden kann.

Wir kommen nun zu derjenigen Richtung des Laues bei seinem Untersinken, welche von dem Ingenieur der Wirkung der unteren Strömungen zugescrieben wurde, eigentlich aber von der Natur der Curve herrührt, die das Tau bei seinem Untersinken beschreibt. Das Tau suchte unstreitig auf dem kürze-sten Wege unterzusinken, und wenn man den langsamen Fortgang des Schiffes und den

Widerstand des Wassers gegen die seitliche Abweichung des Taus in Betracht zieht, so ergibt sich, daß seine Curve nahezu cycloidisch (kreisförmig) sein mußte.

Die überflüssig abgelaufene und eingesenkte Taulänge war während der Operation so groß, daß selbst 2500 Meilen Tau nicht hingereicht haben würden, um die Strecke von 1600 Meilen zu überspannen.

Die auf dem Schiffe selbst vorgenommenen tiefen Meeressondirungen, obwohl von einander abweichend und deshalb nicht völlig zuverlässig, deuten nicht auf die Existenz unterer Strömungen hin. Auch braucht man nicht erst nach solchen Ursachen der Abweichung des Taus von seiner graden Richtung zu suchen, da dieselben schon in der Beschaffenheit des Taus selbst liegen.

Das Princip, welches uns in den Stand setzt, gegen den Wind zu segeln durch die Reigung der Oberflächen und folgerweise der Theilung und Wiedervereinigung der Kräfte (decomposition und recomposition of forces), ist ebenso wohl anwendbar auf das sinkende Tau, wie auf das Segelschiff, welches, wie man zu sagen pflegt, „dem Winde gerade in's Gesicht fährt (sails into the eye of the wind).“

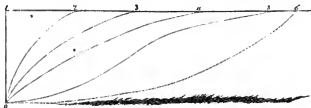
Je größer das spezifische Gewicht eines für die Meerestiefe bestimmten Taus ist, desto schneller sollte das mit der Legung desselben betraute Schiff segeln. Das Tau hätte so eingerichtet und die Abwickelungsmechanik der Art sein müssen, daß diejenige Schnelligkeit zu erreichen gewesen wäre, welche zur Bildung der „Welle im Tau“ nöthig ist. Denn:

„Wenn das Tau, nachdem es horizontal auf das Wasser gelegt ist, schneller sinkt, als das Schiff segelt, wird es eine Curve bilden, deren

des Schiffes in einem rechten Winkel auf das vertical hängende Tau wirkt, dasselbe in Folge des Widerstandes des Wassers eine Curve bilden wird, deren concave Seite dem Grunde zugekehrt ist (02). Bewegt sich nun das Schiff von 2 nach 3 und 4, unter fortgesetztem Festhalten des Taus, so wird der Winkel immer kleiner werden, bis die Ziehkraft des Schiffes beinahe in der Linie des Taus wirkt (04). Wenn hierauf die Schwere des Taus in's Spiel kommt, entsteht am unteren Theil eine Curve, deren concave Seite dem Grunde zugekehrt ist (05), wogegen der obere Theil, da er weniger schnell sinkt als das Schiff segelt, noch seine concave Seite dem Grunde zugekehrt (06). Das Tau erhält somit eine wellenförmige Gestalt und diese bleibt — gleichviel ob man, wie vorausgesetzt, mit einem vertical hängenden oder einfach geneigten Tau abfährt — so lange die Abwicklung an Bord gemäßiget wird. Diese Mäßigung aber ist unumgänglich notwendig, außer wenn das Tau viel leichter wäre als das der Atlantischen Gesellschaft.“

„Diese Welle würde unter gewissen Umständen die Intensität der Spannung des Taus bedeutend verändern.“

„Würde zum Beispiel die Fahrtschnelligkeit des Schiffes, mehr oder weniger plötzlich, so weit vermindert, daß sie geringer wäre als die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sinkt, so würde die Tauwelle sich nach dem Schiffe zu bewegen und die Spannung würde um ein Bedeutendes nachlassen; im nächsten Augenblicke aber würde das Tau, durch Annahme der Position 06 eine ungeheure Spannkraft annehmen. Man müßte alsdann die Fahrtschnelligkeit des Schiffes vergrößern und das Tau ungehindert ablaufen lassen, bis ein bedeutender Theil in mehr horizontaler Richtung auf dem Wasser läge und die Tauwelle so



convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist; der obere, beinahe verticale Theil wird grader, also schneller zu Boden sinken; der untere Theil wird folglich in wellenförmiger Gestalt auf dem Grunde ankommen.“

„Nehmen wir aber an, daß wir ein Tau haben, welches, wenn horizontal auf das Wasser gelegt, weniger schnell unter sinkt, als das Schiff segelt, daß dieses Tau vertical vom Schiffe herunterhängt, wie in obenstehender Figur Taf. I, daß sein unterer Theil bei 0 auf dem Grunde liegt, daß, zur Vermeidung von Beschädigung, die Abwicklung gemäßiget wird und das Schiff unterdessen mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen in der Stunde weiter segelt, so ist klar, daß, da die Ziehkraft

wieder hergestellt wäre. Erwägt man die große Schnelligkeit, mit welcher ein solcher „running out“ vor sich geht, so sind gefährliche Unfälle und überflüssige Anhäufungen des Taus im Meer zu fürchten. Um so wesentlichler ist es daher, einen genauen Intensitätsmesser der Spannung an der Mechanik anzubringen. Dies kann durch die Anwendung elastischer Springfedern geschehen, welche so angebracht werden, daß sie die Spannung des Taus von der Art des Wickelrades erhalten.“

Man scheint jedoch eine irrige Theorie befolgt zu haben und vielleicht fand es, als endlich die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sank, beunruhigend wurde, nicht mehr in der

Gewalt des Ingenieurs, die „Wellentheorie“ in Anwendung zu bringen.

Die Construction der geeigneten Maschinerie ist ziemlich einfach.

Aus den Berichten geht hervor, daß die Schnelligkeit des Schiffes bei feinem Uebergange aus untiefem in tiefes Wasser abnahm, während die Schnelligkeit, mit welcher das Tausant, zunahm. Vergebens suchte man diese Schnelligkeit zu vermindern. Als zu diesem Zwecke ein Gewicht von 3500 Pfund angewendet wurde, verließ der Ingenieur die Maschine und ein untüchtiger Unterbeamter beschleunigte eine Katastrophe, welche rasch und unvermeidlich herannahete.

Und nun, da meine Prophezeiungen (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) bei der Ausführung eingetroffen sind, wird man mich hoffentlich nicht für anmaßend halten, wenn ich die Meinung ausspreche, daß das Unternehmen unter Umständen mit Erfolg gestört werden wird, denn diese Prophezeiung beruht auf gleich gutem Grunde.

Skizzen aus New York.

Von den verschiedenartig eigenthümlichen Zügen, welche sich täglich durch das Gewühl der Beschäftigten und der hin- und herrollenden Wagen winden, fällt keiner dem Fremden mehr auf, als der so mancher Beerdigung. Es ist in Amerika Sitte der Freimaurer und ähnlicher Vereine, im vollen Schmuck ihrer Insignien einen verstorbenen Bruder zu der letzten Ruhestätte zu geleiten. Das zur Schau stellen von Abzeichen, welche in Europa vor der uneingeweihten Menge in heiliges Geheimniß gehüllt werden, ist allein schon genügend, Erläutern zu erzeugen. Der bunte Farbenprunk und der bald reiche, bald schädliche Glitzer stört für das Gefühl des Europäers die ernste Feierlichkeit eines Leichenzuges und gibt ihm den Anschein einer Radkerade. Nicht selten aber sind derartige Beerdigungen, denn wohl jeder Amerikaner gehört irgend einer Loge an, und selbst zum Begräbniß eines Kindes erscheinen die Logenbrüder des Vaters in vollem Ornat. Obgleich längst gewöhnt an die Eigenthümlichkeit dieser Erscheinung, erregte doch unlängst ein durch die Zahl der Theilnehmenden und besonders prunkendes Auftreten auffallender Zug meine Aufmerksamkeit und führte meine Gedanken aus dem Loben der lebenden Metropolis hinweg nach dem stillen Orte der ewig Ruhenden. Vor meine Erinnerung trat das Bild eines Tages, den ich vor Jahren mit einem jezt fernem Freunde zwischen Gräbern und den sie beschattenden Bäumen zugebracht hatte. Von allen jungen Eindringen der und beiden damals „Neuen Welt“ war der des Begräbnißplatzes von New York der tiefste, der befriedigendste gewesen. Unsere beiderseitigen Jersfahrten hatten uns schon zu den Grabstätten mancher europäischen Stadt geführt. In den Kataomben von Rom und auf dem Campo santo von Pisa hatte mein Freund die düstere Melancholie

des Aufenthaltes der Todten gefühlt. Durch das Labyrinth von Péro-la-Chaise waren wir beide suchend nach berühmten Monumenten und der Ruhestätte großer Männer geirrt und hatten in dieser Stadt der Todten nur empfunden, was das lebende Paris bereits im Uebermaß gegeben hatte: Verfrachtung der Neugierde, Ermüdung des Geistes und im Herzen ein schmerzliches Gefühl. Die Denkmäler der Hingeshiedenen riefen uns da alle Verkündigen, alle Täuschungen, alle äquivalenten Leidenschaften der Sterblichen zu; sie sprachen von dem ewig sich erneuernden Kampfe, von dem Beh der ganzen Geschichte der Menschheit.

Aber Bergeisenheit des Lebens mit Frieden Rühen, tiefe Ruhe des Geistes, süßen Frieden des Herzens und die große Lehre der menschlichen Vergänglichkeit fanden wir beide in dem Gaine, welchen New York seinen Hingeshiedenen gewelbt hat. Nicht mit unwillkürlichem Schauer denkt man da des Ortes, wo man ist. Die Natur mit ihrer ganzen Pracht erfüllt so lang die Seele, daß der Tod nur als eine Ausföhung in sie, als eine Rückkehr zu der ewig wiedergebärenden Mutter erscheint. Keit Volk des Alterthums und der Neuzeit hat seinen Begräbnißplätzen in schönerer, vollständigerer Weise den Charakter einer Ruhestätte gegeben, als die Amerikaner. Das Dogma der Religion pflanzt wohl seine Symbole der Strafe und der Verlobung für ein justifictes Leben auf, aber die ewig wahre, sanfte Poesie der Natur legt ihren Alle gleich in Ruhe hüllenden Schleier über die Stätte, wo das, was Staub war, wieder zu Staub wird. Die Silberlöne der kühlen Gewässer und sanft im Laube säuselnde Zeybrue senden dem müden Wanderer ein süßes Schäumlied. „Sein oder Nichtsein“ — diese erschreckende Antithese schwindet darin in ein unbewußtes, schmerz- und fürchtloses Nüstösen in das All. — So fühlten, so dachten wir. —

Von diesen auslebenden Eindringen der Vergangenheit erfüllt, sozate ich unbewußt dem Leichenzuge auf seinem Wege nach Greenwood Cemetery, dem mit Recht berühmten und von Jerem besuchten Begräbnißort von New York.

Jenseits des East Rivers hinter Brooklyn, auf einer waldbedeckten Anhöhe von Long-Island legte man vor siebzehn Jahren mit glücklicher Wahl diesen Begräbnißplatz an, als man die Kirchhöfe innerhalb der Stadt nicht mehr fortbestehen lassen wollte. Posten war auf dem Wege dieser Reform vorangegangen, und gab auch zu gleicher Zeit dem Gedanken derselben die ästhetische Form, welche New York und andere Städte bald nachahmten.

Aber weder die Stadt noch irgend eine kirchliche Behörde hat die Gründung der neuen Begräbnißorte unternommen. Wie die Sorge für die Lebenden, so war auch die für die Todten das Werk von Privatpersonen. Gesellschaften bildeten sich zur Anlage der Grabstätten, wie für die Errichtung eines Gebäudes des öffentlichen Vergnügens. In New York war es ein Giebelingenieur, der den Plan betrieb, und ihn trotz des unzulänglichen Mangels an Theilnahme und Vertrauens des Publicums so weit in Ausführung brachte, daß der neue Begräbnißort im Jahre 1842 eröffnet wurde, aber

nur mit einem Umfange von fünf englischen Morgen Landes. Für den Erfolg des Unternehmens wandte man nun alle Mittel an, welche jede Industrie in Amerika mit so großem Geräusche und so phantastischer Mannigfaltigkeit zu Hüfte ruft. Prospectus, schön ausgestattete Zeichnungen, Broschüren, welche in Prosa und Versen die Herrlichkeit und Angenehmlichkeit der neuen Todtenresidenz beschreiben, wurden in der Stadt und in der Umgegend vertheilt. Durch Veröffentlichung der Namen bedeutender Familien, welche bereits ihren letzten Ruhestattort angekauft hatten, erregte man die Nachahmungslust Anderer. Es wurde fashionable, in Greenwood Cemetery eine Wohnung nach dem Tode zu besitzen, und der Erfolg war gesichert. Rasch dehnte sich nun der neue Friedhof aus, so daß er in wenigen Jahren über zweihundertfünfzig englische Morgen umschloß und noch immer erweitert er sich. Ueber dreitausend Begräbnisplätze wurden in den ersten Jahren schon angekauft. Am den Kauf auch für die weniger Vermittelten zu erleichtern, gestattete man die Abzahlung des Preises durch jährliche Quoten von einem Dollar. So war allerdings bei der Gründung dieser Ruhestätte der Todten auch der Geist des Industrialismus thätig, aber weiter jedoch erstreckte sich sein Wirken nicht. Obgleich das Ganze das Unternehmen einer Actiengesellschaft ist, so wurde doch durch die Statuten dafür gesorgt, daß die Speculation nicht auch auf diesem, dem ewigen Frieden geweihten Plage sein Glücksspiel treibt. Der ganze Ertrag des verkauften Bodens muß für Ankauf neuen Grundes, für die Erhaltung und Verschönerung desselben verwandt werden.

Der praktische Geschäftsgeist des Amerikaners hat unabhängig von dem Staate oder irgend einer andern Autorität eine Reform durchgeführt, über welche in andern Ländern langdauernde, hartnäckige Debatten gehalten wurden. Die Ausführung aber gibt den Beweis, daß der so positive Charakter der Nation in seiner Tiefe auch das poetische Element birgt, und daß dasselbe selbst über den strengen, kühlen Geist des Puritanismus den Sieg davontragen kann. Nicht bloß in ästhetischer Beziehung, auch in philosophischer hat die Art der Anlegung der neuen Begräbnisorte ihre Bedeutung. Die Begräbnisplätze aller Völker sind eine wichtige Seite ihrer Kulturgeschichte. Der hohle Baum des Bilden, die Pyramide des Agyptens, die Grabmäler der Römer längs der Meerstraße, die Gräber in dem Innern der christlichen Kirchen für die Aristokratie der Gläubigen, während dem Volke außerhalb ein geweihter Raum angewiesen ist — dies Alles ist eine Hieroglyphenschrift der Kulturgeschichte. Beweist die Entfremdung der Begräbnisorte aus der Nähe der Kirchen, daß der bürgerliche Sanitätsgedanke den christlichen besieg hat, der ohne Rücksicht auf den Lebenden vor Allen dem Todten unter dem heiligen Schatten der Kirche bewahren wollte, so ist die Anlegung der Friedhöfe in der Form großartiger Parks, deren volles, blühendes Naturleben den Tod verbüßt, das Zeichen einer weiteren Entwicklung. Unbewußt werden die Menschen durch Gräben, Pflanzungen, Bäume die

Dolmetscher des noch nicht verstandenen Gedankens eines Jahrhunderts. Trotz der Kreuze und Wappensprüche, welche noch die Grabmäler von Greenwood Cemetery christlich beiligen, schwebt über ihnen der Geist des Pantheismus. Von den Hunderten, welche der Sommergluth des durch das Leben heißenden New-York entflohen, um den Aufenthalt der Hingeshiedenen aufzusuchen, fühlt sich selten Einer den christlichen Gedanken des Todes, wenn er in diesem herrlichen Park umherwandelt. Breite, auf's Schönste angepflanzte Fahr- und Fußwege führen durch üppige Gehölze, an irischen Rasenplätzen und Teichen mit Springbrunnen vorüber, deren Nymantenfunteinte Wasserfällen munter plätschernd herunterfallen. Aus dem Dunkel der Gehölze, zwischen blühenden Gestrüchen, in der fernern Perspective der Landgänge, aus den Gartenanlagen anmuthig Hügel treten Monumente aus weißem Marmor oder Stein hervor. Die Kunst scheint sie nur zur Verschönerung der Natur errichtet zu haben. Die Lage des Begräbnisplatzes begünstigt diese Täuschung. Hügel und Thäler, romantische Schluchten, dicke Waldstücke theilen den weiten Umfang in stets abwechselnde Scenerien ein. Nirgends dehnt sich vor dem Auge ein monotones, das Auge und den Gedanken betrübendes Feld von Leichensteinen aus. Nur auf einer kleinen sonntagen Hügelhöhe, geschmückt mit niedrigem Strachwerk, ziehen sich regelmäßige Linien dicht aneinander liegender Gräber hin. Kleine weiße Steine zieren sie. Es ist dies die allgemeine Ruhestätte der Kinder. Herausstretend aus dem Dunkel des dichten Haines mit seinen massenhaften Grünsen und oft kolossalen Denkmälern der Reichen oder bekannter Männer, wird der Besucher von einem saft wehmüthigen Gefühle ergriffen bei dem Anblick dieses Plätzchens, auf dem die Kinder des Volkes nach dem Tode sich wiederfinden, wie sie zu den frohen Jugendspielen sich einst versammelten. Eine Sitte voll naiver Poesie ist es, auf den Gräbern dieser Kleinen die Spielzeuge und sonstigen Gegenstände ihrer kindlichen Beschäftigung in kleinen Glasbrännchen niederzuliegen.

Große Summen verwenden die Reichen auf die Errichtung von Denkmälern und die Verschönerung ihrer Grabstätten. Sie sind von eisernen oder reinernen Valustraden umgeben; an den Pfeilern des Eingangs ist der Name der Familie und die Nummer des Platzes angeschrieben. Blumen, Gesträuche und Baumgruppen machen aus dem Innern Raum einen freundlichen Garten; die Todtengruft steht da gleich einem einladenden Landhäuschen. Steinernen Säge daneben deuten wenigstens an, daß die Ueberlebenden dem Hingeshiedenen Stunden der Erinnerung widmen wollen. An andern Punkten geben Reihen von Gräbern in die feilen Felsenwände hoher Hügel tief eingegraben, an denen man durch düstere Schluchtenwege bingibt, diesem Begräbnisorte einen erstern Publikum. Die Monumente sind allerdings mehr durch Massenhaftigkeit und kostspielige Ausführung als durch künstlerischen Werth bemerkbar. Unter denen, welche vor Allen die Aufmerksamkeit der zahlreich besucher auf sich ziehen, steht das eines

jungen Mädchens voran, welches an ihrem siebenzehnten Geburtstag durch einen Fall aus dem Wagen erschossen wurde. In einer hohen gotischen Nische steht aus weißem Marmor ihre Bildsäule; am Fuße des Monumentes in einiger Entfernung liegen zwei betende Engel, Urnen und andere Verzierungen umgeben es. Die Ausdehnung der reich ausgestatteten Grabstätte hat etwas Großartiges, Ueberladung aber löst den Eindruck des Monumentes. Das melancholische Schicksal dieser in der Blüthe des Lebens zum Tode weggerafften einzigen Tochter ist eine Volkssage geworden, und Tausende suchen jährlich ihre Grabstätte auf.

Auch eine Tochter der Prairie, — die junge Indianerin Do-hum-mo ruht mitten unter den Grobherren ihres Landes. Ihr Grabmal auf dem Indian Mount (der Indianerhügel) ist ein einfacher Stein, auf dessen einer Seite ein junger Indianerkrieger dargestellt ist, der verzehrend sucht, seinen Schmerz zu verbergen. Es ist der Gemahl der früh Gestorbenen, der tapfere Cow-Hick-Koe. Auf der andern Seite liest man: Do-hum-mo, Tochter des Non-nou-co-pach-oo-too, Häuptling der Sac-Indianer. — Der alte Häuptling war aus dem fernen Westen mit seiner Tochter nach Washington gereist. Unterwegs fand sie den jungen Krieger — sie liebten und vereinigten sich. Von Washington kamen sie Alle nach New-York. Die reizende Schönheit dieser Blume der Wiese erregte die Bewunderung der New-Yorker und ein Excitement machte sie zum Gegenstand einer gefährlichen Schanzelung. Das ungewohnte Leben und eine Gefährdung suchten die zarte Blume der Wiltznis. Mit allen Ceremonien ihres Stammes wurde ihre Leiche in Greenwood Cemetery beigesetzt. Ihr Grabmal ist einer der gesuchten Punkte der zahlreichen Pilgersfahrten, und trägt gewiß nicht wenig dazu bei, dem Begräbnisplatz von New-York einen eigenbämlichen Charakter zu geben.

Auf einem der höchsten Punkte erhebt sich zur Erinnerung an einen Piloten, der in Ausübung seines wichtigen Amtes umkam, eine hohe Säule in der Form eines Mastes. Auf ihr steht die Statue der Hoffnung mit erhobnem Arme nach dem Himmel zeigend. Unten liegt die weite Bucht, und Schiffe fahren ein und aus. Fernerhin entdecket das Auge die Kluse des offenen Meeres. Der Eindruck, den dieses Monument macht, wird durch seine Lage und den Gedanken an das Ereignis ein tiefer.

Die Anlegung dieser parabolischen Begräbnisorte hat sich aber nicht auf die großen Städte beschränkt. Auf dem Lande selbst ahmt man die schöne Sitte nach. Allerdings geschieht es daselbst mit dem Gedanken der Speculation. Ein schön gelegener, dem Ackerbau wenig geeigneter Punkt wird von dem Eigenthümer in einen solchen Begräbnisplatz umgewandelt und wirft reichen Gewinn ab. Selbst aus der Stadt werden Leichen bis in eine Entfernung von dreißig Meilen dahin gebracht. Es ist Notdurstig geworden, auf einem schönen Friedhofe begraben zu werden, und man könnte sagen, Viele wünschen auch nach dem Tode eine Landresidenz zu bewohnen. Was aber immer

fashionable Gittelkeit der schönen Idee der amerikanischen Begräbnisorte zufügen mag, ihre Bedeutung, ihr ästhetischer Wert können nicht vernichtet werden.

Skizzen aus Constantinopel.

II.

Die Tage zwischen der festlichen Nacht und dem Baicam verfliehen für die Gläubigen, mit Ausnahme des Padiſchah, in der Weise des vorausgegangenen Ramazan. Man saßet, so lange die Sonne am Himmel steht, und nur der Sultan ist nummehr davon ausgenommen. Der Baicam beginnt nicht am Morgen, sondern am Nachmittage. Es war um zwei Uhr oder etwas später, als Kanonen donner von allen Hauptpunkten der Stadt her seinen Beginn ankündete. In den türkischen Stadttheilen, deren Straßen sonst öde und still sind, füllten sich diese sogleich mit Menschen, und ein reges Leben begann die Metropole zu durchströmen. Beim Einlen der Sonne neuer Kanonen donner, und in dunkler Nachstunde eine wiederholte Auflage davon. Den zweiten Theil dieser Nacht bringen Viele hier wachend zu. Es ist diejenigen, welche dem prunkvollen Umtriebe des Padiſchah, und der darauf folgenden Ceremonie des Schamliſſens vorangeht. Wer diesen Schauspielen, mindestens dem ersten beiwohnen will, muß früh aufstehen, und wenn seine Wohnung, wie die meinige, von dem alten Serail oder der schwärzigen Spitze des Constantinopeler Dreiecks weit entlegen ist, sich wenigstens um drei Uhr Morgens bereit auf den Weg machen. Um diese Zeit deckt noch Nebensinnern die Hauptstadt. Nur eine vielfach unterbrochene Linie, welche sich vom Dolma-Bagſcher Palais zur großen Caserne des Reserve-Cavallerie-Regiments und von dort zum Tarim oder dem großen Wasserertheiler und die gerade rue de Péra hinunterzieht, wird seit einigen Monaten von Gaslaternen erleuchtet. Namentlich finster sind die engen Straßen von Galata, durch die hindurch man zu der ersten schwärzigen, über den Hafen oder das „goldene Horn“ südrenden Brücke gelangt. Rings um uns her erschallen die Schritte der dem gleichen Ziel Zueilenden auf dem schlechten und abschüssigen Pflaster. Die Häuser zu beiden Seiten sind unerblickt, nur hier und da bemerkt man ein Licht hinter den kleinen und meistens schmuzigen Fenstern. Endlich erreicht man die bezeichnete Brücke, auf der schon ein breiterer Menschenstrom fluthet. Wie stumm liegen doch rechts und links die Schiffe da, und wie regungslos erscheint das Meer, gleichsam als ob es auch noch im Schlummer läge. Die Pontons, auf denen die Brücke begründet ist, gestehen nach und nach in's Schwanen und der weite Bau zittert seiner ganzen Ausdehnung nach und jetzt mächtig an den Ketten, die ihn verankert halten. Wenn man auf der Stambul Seite des Hafens angekommen ist und wieder festen Fuß gewonnen hat, sieht man auf einen andern Menschenstrom, der wie der, mit dem wir gezogen, den grauen Mauern des Serails sich zuwägt. Um die sogenannte „Hohe Pforte“ zu erreichen, muß man eine weite Umgehung anstellen, denn dieselbe öffnet

sich auf der den königlichen Stadvierteln abgemerkten Fronte, der Sophien-Moschee gegenüber. Eine stattliche Wachmannschaft in roten Uniformen, die an die englischen erinnern, ist davor aufmarschirt und gestattet den Durchgang. Wir treten in einen weiten äußeren Hof ein, in dem außer mehreren anderen Gebäuden das Zeughaus (die vormalige Irenen-Kirche) und das Münzhotel gelegen sind, und gelangen darnach in einen zweiten Hof, der mit seinen Baumgängen und Buschwerk den Eindruck eines Gartens macht. Hier ist es, wo die Ceremonie des Schawflüssens stattfinden wird, nachdem der Sultan seinen Ritz zur Dschami (Moschee) gehalten. Unter einer Art von Schuppen finden wir eine große Anzahl von türkischen Offizieren aller Grade bereits versammelt. Schwarze Tschibuchträger stehen in dichten Haufen umher und sind der Wink ihrer Herren gewärtig, deren Pferde in den langen Baumgängen von in reiche Reitanzüge gekleideten Jees oder Stallknechten auf und niedergeführt werden. Die Paschas machen sich durch ihre reich besetzten Uniformen bemerkbar. Einige derselben sind buchstäblich mit Gold bedeckt und lassen errathen, daß sie in ihrer Schwere keine leichte Bürde auf dem Körper sein können. Inzwischen wird der Kreis der versammelten Militärs immer größer. Auch die höchsten Paschas fanden sich bereit ein. Man erkennt Omer Pascha, den Serdar Dscham an seinem weißen Bart und den zahlreichen von Diamanten schimmernden Orden, die seine Brust bedecken. Er ist zu Fuß und unterredet sich mit einem türkischen Offizier, in dem wir einen der Chefs der hiesigen magyarischen Emigration erkennen. Auch mehrere Minister zeigen sich. Der kleine starke Mann in der reichen Uniform, mit dem frischen Gesicht, ist Behi Rahmet Pascha, der Großmeister der Artillerie. Auf einmal erschallen Trompeten und Alles geräth in Bewegung. Die Jees führen die Pferde vor. In einer Seiten-Allee erkennt man im Dämmerlicht den Sultan, umgeben von einer zahlreichen und glänzenden Suite. Die höchsten Paschas schließen sich dem Zuge an, der sich zum Thore der hohen Pforte bewegt und sich durch den Anschluß immer neuer Reiter in's Unendliche verlängert. Dem Patischah voran führt man seine Leibpferde. Sie sind reich geschmückt, mit kostbaren, von Perlen strotzenden Schabracken bedeckt, und von verschiedenen Corps von Pagen und Hofbedienten umschwärmt, die auf dem Ak-Mendan (dem alten Renn-Platz) aufgestellten Truppen präsentiren das Gewehr, und in dem Augenblick, wo der Sultan aus der „hohen Pforte“ herausreitet, empfangen ihn tosende Wivats, und der laute Ruf: Patischahin sched Ischah pflanzt sich durch die Masse der versammelten muslimanischen Zuschauer fort. Im Gegensatz zu dem strahlenden Glanz der Uniformen, die ihn umgeben, erscheint der Hülfier beinahe einfach. Aber er scheint nur so. An seinem Mantel, der im reichen Faltenwurf seine Schultern umgibt, nimmt man nichts von Goldstickerei wahr. Derselbe reicher ist er mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Unter sich führt der Monarch einen herrlichen Kappen,

dessen Fell wie Sammet glänzt, und der, wie er in stolzer Haltung durch das Spalier der Truppen schiebt, es zu wissen scheint, daß er den Herrscher trägt.

Die Truppenaufstellung bis zur Moschee hin, in welcher der Sultan sein Gebet verrichtete, war bei dem diesjährigen Feste weniger massenhaft und imposant wie bei dem vorigjährigen. Damals hatte man eine entlegene Dschami, Sultan Mehmeds Moschee erwählt; man verfügte außer drei Orluk oder Armeecorps auch über zehntausend Mann Lunesei und über ein Regiment ägyptischer Gusschiere; über vierzigtausend Mann Panden in Linie und senkten die Fahnen vor dem Patischah. Dieses Mal dagegen waren kaum mehr wie eilftausend Mann versammelt. Nichtsdestoweniger war die gesammte Garnison von Constaninopel vereinigt. Das Aussehen dieser Truppen würde unsre Militärfreunde im nördlichen Deutschland wenig befriedigen. Die Sauberkeit der Uniformen des gemeinen Mannes und der subalternen Officiere läßt in einem bedeutenden Maße zu wünschen übrig. Außerdem ist die Haltung nicht besonders. Aber diese Truppen haben sich ausgezeichnet geschlagen, und wenn sie besser bewaffnet und geführt wären, würden sie in Hinsicht auf die Haupt-eigenschaften des Soldaten den besten in der Welt nicht nachgeben.

Nach einer geraumen Zeit kehrt der Patischah durch die „Hohe Pforte“ nach dem Serail zurück. Er steigt vom Pferd und begibt sich, nur vom Großvezir und seinen Schwägern geleitet, nach einem kleinen, unter Bäumen gelegenen Kiosk, in dem die anderen Paschas und Officiere in den Baumgängen auf kleinen Schemeln Platz nehmen.

Wie mir scheint, raucht der Hülfier viele Tschibuch, ehe er sich wieder hinunter begibt, um unter einer offenen Veranda den Schawfluß entgegen zu nehmen. Er nimmt zu diesem Ende auf einem dort aufgestellten breiteten Divan Platz. Am Ende desselben hängt ein Theil des goldschimmernden Ueberzuges, an dem sich herrliche Quasten befinden, nieder, und in der Reihenfolge nach dem Range steht ein jeder für diese Ceremonie zugelassene, um dem Sultan eine Verbeugung zu machen und mit den Lippen den Stoff zu berühren. Es ist das ein ziemlich amüsantes Schauspiel. Man lernt eine Menge türkischer Notabilitäten kennen und kann beobachten, wie die osmanischen Würter und sonstigen höchsten Würdenträger untereinander verkehren. Indeß pflegen nur wenige Zuschauer zugelassen zu werden. — Mit dieser Verhüllung hat der ceremonielle Theil des Bairam sein Ende. Die nachfolgenden zwei Tage pflegen nur dem Vergnügen aller Stände gewidmet zu sein. Es ist das die Zeit, in der die türkischen Kurfsen sein sind, weil Jedermann sich ihrer zu Spazierfahrten bedienen will. Musikanten durchziehen die Straßen; allwärts hört man die Paule, das Tambourin und die Sackpfeife, und auf den freien Plätzen, den Kirchhöfen und Brandstätten tanzen die Hamsa oder Kastiräger nach einer einförmigen und melancholischen Weise.



Erste Abtheilung.

Das
Christkindlein bäckt.

Weihnachtsgeschichte.

Von August Beder.

Es war schon spät im Jahre, lange nach Allerheiligen, und dennoch war das Wetter hell und freundlich. Die Sonne glänzte wie um Johanni, und zarte weiße Fäden hingen in der Luft und flogen langsam dahin gleich Blütenfäden, umspannen Baum und Flur, sowie auch den Bauer, der dort auf der Anhöhe pflügte, wie mit Seide. Der hatte sein Wams ausgezogen, denn es war ihm warm geworden, und öfter, als man es in dieser Jahreszeit zu thun pflegt, mahnte sein lautes „Oh!“ die beiden Ochsen am Pfluge zum Ausruhen. Eben hielt wieder der Bauer an, trodnete den Schweiß von der Stirn und sagte so für sich hin, indem er in das sonnenhelle Feld hineinschaute:

„Ei, ei! das ist einmal ein rechter, ein langer Altweiberjommer! Andreastag vorbei und bereits im Advente und noch immer ein Wetter, wie wir's um Jacobi hatten! Wo soll dieses Jahr der Winter herkommen? Noch hat sich keine einzige Schneegans sehen lassen und wir kriegen wohl grüne Weihnachten, aber auch leider dann wohl weiße Ostern.“

Und wirklich könnte man sich in den Frühling hineinträumen, wenn nicht die Rußbäume

an der Straße drunten leer wären und die Pappeln auf den Wiesen und am Bache heute ihre letzten gelben Blätter im Sonnenschein fallen ließen, — wenn nicht der einförmige Kiebißschrei statt der Triller aufsteigender Lerchen und Grassmüden, statt der lustigen Trompeterstüchden rother Finken allein durch das Feld gehallt hätte. Auch der Storch, der alte Dorfpatron, spazierte nicht mehr gravitätisch, im Bewußtsein seiner Würde, auf den Wiesen herum, — er war ja schon lange fort; nur die leidigen Sperlinge lärmten und schrieten auf dem nächsten Rußbaume, und stritten sich heftig herum, während einige Rabenträhen von den nahen Wasgaubergen krächzend herüberflogen kamen, um sich fed und kühn auf die frisch gezogenen Aderfurchen unsers Landmannes zu setzen. Drunten in dem Wiesenthale, das sich von den Bergen bei Klingermünster in die Ebene herunterzieht, sah man den Rauch einiger Feuerlein hinter den Bachpappeln aufsteigen, denn Kinder, welche dort das Vieh hüteten, hatten sie zu ihrer Belustigung angezündet. Es war ein munteres Treiben auf den sonnigen Wiesen; mitten unter den rosenfarbenen, giftigen Zeitlosen, die da zu Tausenden ausgeschossen waren, ging die Kuhherde ruhig grasen und hüpfen die Kinder, während andere am Feuer saßen und Aepfel, Kartoffeln und Kastanien brien.

Die Sonne hatte sich schon so ziemlich gegen die Berge hingeneigt. — Der Bauer sah an

dem Rauche, der von seinem Heimathsdorfe in der hinter ihm liegenden Ebene aufstieg und sich mit dem Nebel mischend als blauer Schleier über die Häuser und das Wiesenthal breitete, daß es bald Abend würde. Eben lagen zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, die sich traulich an der Hand führten, vom Dorfe her. Die schauten jubelnd in die Höhe und sangen, immer wieder von vorn anfangend:

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Bindel
Für's Christkindel!“

Lächelnd über den Jubel der Kleinen — denn es waren ja seine eigenen Kinder, die ihren Vater aus dem Felde aufsuchen wollten — schaute der Landmann auch empor. Und siehe, hoch oben in der Luft zeigte sich ein schmaler, langer, beweglicher Haufen, der langsam dahinzuschweben schien, — und das waren die ersehnten Wandervögel, die von Norden herziehenden Schneegänse, wie man die wilden Gänse am Oberrhein nennt.

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Bindel
Für's Christkindel!“

„Freilich bringen sie eine weiße Bindel!“ sagte der Vater, indem er die Ohren anhelt und sich auf den Flügel setzte, um seine Kleinen auf den Schoof zu nehmen. „Es wird bald Schnee geben, denn wenn sich die Vögel da drohen sehen lassen, ist der Winter keine Tagereise mehr fern!“

„Gi!“ riefen die Kinder freudig: „Gi, dann kommen die Schneeflocken vom Himmel herabgeflogen, weil die Himmelschäfschen geschoren werden und die Schneegänse sich rupfen lassen! O das ist schön, das ist schön, Vaterle!“

„Gelt, Vater, unsre Mutter, die ja im Himmel ist, hilft dann die Schneegänse rupfen?“ fragte das kleine Mädchen. „Die Mutter hat ja, wie sie noch nicht todt war, auch unsre Gänse daheim gerupft und hat den armen Thierchen nie weh dabei gethan, denn das wäre Sünde, hat sie mir oft gesagt, wenn ich so dabei stand.“

Ein wehmüthiges Lächeln war die Antwort des Vaters.

„Und ich will einmal Schäfer werden, damit, wenn ich sterbe, ich die Himmelschäfschen scheren darf,“ meinte der Bube.

Indes waren die Schneegänse in dem Gewöll, das im Südwesten über dem Gebirg aufgestiegen war, verschwunden; die Sonne selbst war zum Neigen gekommen und ein frischer Nordostwind folgte jetzt der Richtung jener Wandervögel und strich immer fühlbarer über das Stoppelfeld. Der Landmann, der sein Tagewerk vollends verrichten wollte, ermahnte die Kinder, sich hinter den lahlen Nußbaum zu

stellen und sich an den lustigen Krähen zu erfreuen, die led vor ihnen auf dem Ader herumtanzen, während er noch einige Furchen umziehen wolle. Indes waren schon rosenrothe und feuerfarbene Wölkchen vom Gebirge hergezogen. Der Abendhimmel war über den braunen Bergen und Gründen in voller Pracht erglüht, ohne daß es die Kinder bemerkt hätten, bis einer der großen, schwarzen Vögel, die ihnen so viel Spaß machten, plötzlich aufstieg und mitten in den Abendglanz hinein. Ihre Augen, welche dem Vogel gefolgt waren, wurden geblendet von dem goldnen und feuerfarbenen Schimmer der sinkenden Sonne.

„Ach, Vaterle! da sich' her!“ jubelten die beiden Kleinen dem Landmann nach, der das Zugvieh wieder angetrieben hatte, und sie zeigten mitten in die Gluth hinein, in welche die Berge ihre dunkeln Häupter redten und die alte Schloßruine oberhalb Klingenmünster sich scharf abzeichnete. „Was ist denn das, was ist denn das, Vaterle?“ riefen die Kinder.

„Das Christkindlein bädt!“ antwortete der Vater, indem er nochmals sich umwandte. „Das Christkindlein bädt! Wißt Ihr denn nicht, daß bald Weihnachten?! Seht, wenn in der Zeit vor dem Christtage ein so schönes Abendroth ist, so sagen die Kinder, „das Christkindlein bädt!“ und freuen sich und wollen recht brav sein, damit sie auch auf Christtag von all' den guten, süßen Sachen kriegen, welche das Christkindel für brave Kinder bädt! Seid auch Ihr brav, dann bädt es auch für Euch!“

Und damit ging er wieder langsam dem Pfluge nach. Die Kinder aber schauten voll Andacht zum Abendhimmel empor und sagten noch einigem Schweigen: „Wir wollen auch recht brav sein!“

Sie meinten bald ganz deutlich des Christkindleins großen Radosen auf den Bergen zu sehen, — sie sahen den aufsteigenden Rauch und in den glühenden Wölkchen, welche zu Tausenden über den westlichen Himmel zerstreut waren, nichts als feurige Kohlen, wie sie im Dien liegen. Sie konnten sich gar nicht satt sehen und satt träumen von all den Herrlichkeiten, die dort geboden würden, und bald stieg in ihnen das Verlangen auf, näher dabei zu sein.

„Wir wollen hin zu Christkindleins Radosen!“ sagte das Brüderchen und zog einen Apfel aus der Tasche. „Wir lassen uns vom Christkindel einen Apfeltrapsen baden, wie uns die Mutter, die nun im Himmel ist, auch gethan hat!“

„Ja!“ meinte zustimmend das Schwesterchen. „Und wir helfen dem Christkindel die Brotkröbchen und Kuchenbleche tragen, wie wir der Mutter selig geholfen haben.“

„Komm, wir wollen hin zum Christkindel!“

erwiderte das Brüderrhen, und ergriff Schwesterchens Hand. — — —

Der Vater war jezt mit dem Flügel am oberen Ende des langen hügeligen Afers angekommen und konnte somit nicht auf die Stelle hinsehen, wo er die Kinder zurückgelassen hatte. Er hatte so seine eigenen Gedanken in der hereinbrechenden Dämmerung, da er still und langsam dem Flügel folgte, — diese Gedanken waren auch mehr im Himmel als auf der Erde, denn dort oben hinter den rosenrothen Wolkchen wußte er ja sein treues Weib, die gute fromme Mutter seiner Kinder. Manche Thräne floß dem einfachen Manne die wetterbraune Wange ungefehen herunter, — eine eigenthümliche Sehnsucht hatte ihn ergriffen, und er trieb die beiden Zugthiere stärker an, um desto schneller zu seinen Kindern zu kommen. Aber die Kleinen waren nicht mehr da. Er sah sich um; sie waren nirgends zu sehen! Er rief ihre Namen, sie antworteten ihm nicht. Und nun beruhigte er sich in dem Gedanken, die Kleinen mögen wieder nach Hause gegangen sein. Aber es litt ihn doch die Sorge nicht länger auf dem Felde, und während drüben in dem Klingmünsterer Wiesenthal die Feuerlein der kleinen Buben lustig fortbrannten und durch die dürrn Weiden und Pappeln, je mehr es dämmerte, desto heller herüberschimmerten, zog er in möglichster Eile mit seinen Hausthieren dem Heimathsdorfe in der Ebene zu. Aber die Kinder waren nicht dabei und auch nirgends im Dorfe zu erfagen. Niemand wollte sie gesehen haben. Jezt stieg die sorgenvolle Unruhe des Vaters zur schrecklichen Angst. Wieder lief er in's Feld zurück und rief der Kinder Namen. Vergebens. Er untersuchte in der Verzweiflung den Bach längs seinen Ufern, da die Kinder hineingefallen sein konnten. Aber es zeigte sich keine Spur. Jezt richtete er seine Schritte das Wiesenthal hinaus gegen Klingmünster hin und so kam er, da es schon ganz dunkel war, an die Stelle, wo die Feuer der kleinen Ruhhirten gebrannt hatten. Die Kohlen glühten wohl noch fort, aber die Kinder waren schon alle heimgezogen. In gräßlicher, angstvoller Verzweiflung schritt er weiter, — er dachte daran, die beiden Kinder könnten von den ost in der Gegend herumziehenden Diebenern gestohlen worden sein. Gott möge das verhüten und das arme, gequälte Vaterherz eintrweilen stark machen und trösten. Wir aber wollen sehen, was aus den Kleinen geworden ist. —

Es dämmerte bereits, als die Kleinen Hand in Hand und die Augen stets in die Abendgluth gerichtet auf den Pfad lenkten, der in's Wiesenthal führt. Sie freuten sich ungemein darauf, das Christkindlein baden zu sehen

und ihm helfen zu können. Vielleicht war ja auch ihre gute Mutter bei dem Christkindlein und wartete schon auf sie. So gingen sie jezt im Thale zwischen dem leeren Orlen- und Weidengebüsch fort, als sie plötzlich ganz nahe vor sich ein helles Feuer flackernd sahen. Rube und viele, viele Schaafse weideten ruhig auf den Wiesen umher und bläkten die beiden Kinder laut an; dort unter den großen Weidenbäumen, wo das Feuer brannte, war ein lustiges Treiben, daß die beiden Kinder meinten, sie wären am Ziele und dem Himmel nahe.

„Sieh,“ sagte das Brüderrhen aufjubelnd, „da sind wir ja schon. Sieh nur, wie die dorten um das Feuer springen und hüpfen! das sind Kinder wie wir, und wollen wohl auch dem Christkindlein baden helfen!“

„Nein, das sind die Engel, von denen uns die Mutter oft erzählte, und die bei dem Christkindlein wohnen!“ küßerte mit einem heiligen Schauer das Schwesterchen.

„Was thum sie denn jezt? Sieh!“ fragte der Knabe.

„Horch!“ antwortete das Mädchen, ihr Brüderrhen zurückhaltend. „Sei stille, sie singen und erzählen sich Märlein, wie uns auch die Mutter oft erzählt. Hörst Du, das vom „flugen Hirtenbäulen“ und — —“

„Die Andern aber, die dorten vor dem Feuerlein stehen, braten sich Kastanien und Aepfel. Komm, ich laß mir meinen Apfelpfapsen baden!“

„Halt, still! Welches ist denn wohl das Christkindlein?“

„Das Bublein dort im weißen Kittel und den langen Haaren, — das ist's ganz gewiß. Komm, wollen wir es selber fragen!“

Und der Knabe nahm sein zögerndes Schwesterchen fester an der Hand, — die Kinder traten in den Kreis, sich ehrfurchtsvoll umschauend, und wurden dann auch vermuntert angefarrt. Endlich nahm sich das Brüderrhen ein Herz und fragte das Bublein im weißen Kittel, daß von dem Schimmer des Feuers hell beleuchtet war:

„Gelt, Du bist das Christkindel?“

„Ja? Nein!“ sagte das Bublein überrascht ob der Frage und der Erscheinung der kleinen Fremdlinge. „Ja bin das Christkindel nicht!“

„Wer ist es denn?“ fragte das Brüderrhen jezt kleinlaut.

„Von uns Niemand! Es wohnt ja im Himmel und kommt erst auf Christtag! Warum fragst Du denn so?“ ließ sich das Bublein im weißen Kittel vernehmen und sah mit großen Augen nach den kleinen Fremdlingen, während die übrigen schon heimlich lüchelten und lachten. Das Brüderrhen aber antwortete auf jene Frage:

„Weil wir hingehen wollen, wo das Christkindlein bäckt. Wir wollen ihm helfen dabei und ich will mir davon“ — und das Brüderchen zog seinen Apfel wieder aus der Tasche — „einen Apfelkrapsen baden lassen!“

„Ja, das Christkindlein bäckt ja dort oben!“ erwiderte der kleine Weiskittel. „Sieh nur, hoch auf den Bergen dort bäckt es für brave Kinder viele süße Sachen aus Weiskitteln!“

„Nun so wollen wir dahin, — geh' Du auch mit uns!“ entgegnete jetzt das Brüderchen und sein Schwesterchen wiederholte es.

Der Vorschlag leuchtete mir ein, — denn Ihr müßt nur wissen, liebe Leser, daß der kleine Weiskittel Niemand anders war, als der nämliche gute Freund, welcher für Euch diese Weihnachtsgeschichte schreibt. Aber damals war ich noch klein, hatte noch nicht die Furchen auf der Stirn, konnte aber auch kaum erst das Ab.: Wie gesagt, der Vorschlag leuchtete mir ein, denn schon oft war' ich selber gern näher dabei gewesen, wenn ich das helle Feuer am Abendhimmel sah, in welchem das Christkindlein seine süßen Sachen bäckt.

„Ich geh' mit Euch!“ sagte ich und nahm das Mädchen an der Hand, so daß es in unsrer Mitte ging, als wir jetzt die sicheren Buben und das Feuer im Rücken ließen und auf den Wiesen weiter, gegen meine Heimath und die Berge zuschritten. Wenn uns Jemand begegnete und uns fragte, wo wir hinwollten, so sagten wir es, und die Leute lächelten der Einsalt, gingen weiter und hatten keine Sorge um uns, da mich Alle kannten. So kamen wir an den Häusern vorbei über den Bach an den Fuß des Schloßberges.

Mittlerweile war es schon ziemlich dunkel geworden und das Thal und die Häuser lagen ganz in Nebel eingehüllt. Auch ward es schon merklich kühl, ja kalt, — jedoch gab uns der Pfad an dem Berge hinan Wärme, ohne daß wir in Hoffnung des schönen Ziels uns sonderlich müd' gefühlt hätten. Plauderten wir doch ganz selig von den Freuden, die unser warteten, daß wir beschloßen, wenn's uns gefiele, bei dem Christkindlein zu bleiben und ihm stets zu helfen, wenn es für die guten Kinder auf Erden baden wolle.

„Ich halte ihm das Kuchenblech und die Backformen!“ sagte das Schwesterchen.

„Und ich trag' ihm die Brotkröbchen zu und gebe Licht auf die Lebkuchen!“ setzte ich bei. Das Brüderchen aber zeigte wieder seinen Apfel und sagte:

„Und ich lasse mir einen Apfelkrapsen baden! Ihr beide kriegt auch davon!“

„Darauf freuten wir uns recht.“

Wir gingen jetzt im Walde und hatten einen ebenen Weg erreicht. Es war nun schon recht dunkel, und nach und nach über-

fiel uns doch einige Müdigkeit. Jedoch durch die Reste der schwarzen Tannen leuchteten die Flammen und die Gluth der Kohlen des ersehnten Backofens so einladend entgegen, — wir fürchteten uns in dem Walde auch darum gar nicht; und wenn wir jetzt auch schon recht erschöpft waren, so muhten wir doch bald am Ziel sein, denn die Bäume wurden immer lichter, die Gluth schien jetzt ganz nahe, — es war auch hohe Zeit, denn das Schwesterchen konnte bald nicht mehr weiter.

„It's noch nicht da!“ fragte das Mädchen erschöpft.

„Gleich, gleich sind wir dorten!“ sagte ich und wohlgemuth, ja freudig schritten wir weiter. — Nur noch wenige Schritte und der Wald hörte auf. Dort lag nun das Feuer ausgebreitet frei auf den Bergen, — aber es war noch weit dahin und ein dunkles, gährendes, breites Thal trennte uns von jenen Höhen. Wir waren aus dem Walde kommend mit der Biegung des Weges auf eine freie felsige Berghalde hinausgetreten, vor welcher sich das ganze Gebirgsland des Wasgau's von der Lauter bis zur Lucid ausdehnte, mit all seinen Felsgruppen, Thälern und Schluchten. Das merkwürdige Gossersweiler Thal breitete sich in dem Hellsdunkel der Nacht in vielen Zweigthälern zu unsern Füßen aus; der Abendnebel hüllte dicht die trauten Dörflerlein unten ein, aus denen kein Laut als der des Abendglöckchens heraufscholl. Ueber die waldigen Berge spannte sich der Himmelsbogen mit seinen Millionen funkelnder Sterne, — — und weit, weit hinter den letzten Bergen des Westrichs am dunkeln Horizonte glühte noch ein grellrother, breiter Streif, der immer schmaler, immer blasser und schwächer ward, wie wenn ein Kohlenfeuer nach und nach erlischt.

Da sahen wir einander an, enttäuscht und traurig. Es war uns eher um's Weinen als um's Lachen, denn wir waren todtmüde und erschöpft und spürten auch Hunger. Damit stellte sich auch die Furcht ein in dieser Debe des Gebirges. Eines um das Andere von uns setzte sich in das Haidekraut, das die Halbe bedeckte. Endlich sagte ich zu den beiden Kindern:

„Das Christkindlein ist fertig mit baden, — es hat uns nicht dazu gebraucht.“

„Ja, seht nur! Eben macht es den Ofschaller zu!“ meinte mit weinerlicher, kleinlauter Stimme das Mädchen und deutete mit dem kleinen Finger nach Westen, wo die letzten Gluthschimmer so eben hinter aufsteigenden Wolken über dem Felsstamme der Schwanzheimer Berge verschwanden.

„Jetzt krieg' ich keinen Apfelkrapsen mehr!“ sprach das Brüderlein grämlich, indem es den

Apfel schnippfend aus der Tasche holte und in der kleinen Hand wog.

„Jetzt müssen wir ihn ungebaden essen!“ setzte ich hinzu, einen lüsternden Blick nach demselben werfend. Dort im Haidekraut aßen wir drei denn auch zusammen den kleinen Apfel; indem zuerst das Brüderchen ein Stück davon biß, dann das Schwesterchen, dann ich, — und so immer der Reihe nach, bis wir uns noch um den Bogen stritten. Der fiel in das Haidekraut, darauf wir saßen und wir fanden ihn nicht mehr. Das fehlte noch zu unserm Kummer.

Wohl wurde es uns Allen jetzt recht unheimlich in der dunkeln, kalten Nacht im Walde, — es froh uns an allen Gliedern, denn der Wind blies jetzt immer strenger und schärfer um die Bergkante und über die Halde. Das Schwesterchen stimmte bald eine gellende Jeremiade an und dies wirkte auf uns Knaben bald so mächtig, daß wir hingerissen mit einstimmten. Es war ein jämmerliches Terzett und es dauerte geraume Zeit, bis wir nach einander wieder ruhig wurden und nur noch schnippfsten oder schluchzten. Da wir wohl einsahen, daß wir nicht mehr heim konnten, duckten wir uns still und traurig unter einen Felsenvorsprung zusammen, um so vor dem schneidenden Winde etwas geschüpft zu sein. Dem Schwesterchen waren trotz aller Kälte und Furcht schon die schlüßigen Augen zugefallen, das Brüderchen folgte bald nach und nur ich wachte und horchte dem Schnippfen der Beiden, die es noch im Schlafe fortsetzten, und dem Pfeifen des Windes über dem Felsen oder dem Rauschen der Tannen und Föhren im nahen Walde. — Plötzlich, als ich so in Furcht und Grausen und vor Kälte zitternd vor mich hinstarrte, sah ich in zwei funkelnde Augen, — eine zottige, vierfüßige Gestalt hatte sich vor mich hingestellt, — ich dachte an den Besenidel, das Schreckbild der Kinder in meiner Heimath, und stimmte nun mit einmal ein so durchdringendes Zetergeschrei an, daß die beiden Schlosfenben aufstreckten und nach allen Kräften einstimmten. Eine rauhe Stimme aber tönte uns entgegen:

„Wetter! Wie kommt denn das Rest voller Schreihälse daher?“

Die Stimme gehörte aber dem Waldhüter, der mit einem Hunde des Weges kam und uns Kinder fand. Er kannte mich, und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß er uns mitnahm und wechselseitig durch den Wald nach dem Dorfe hinschleppte und trug. In später Stunde kamen wir in meiner Eltern Haus an, wo Alles in größter Verzweiflung nach mir suchte. Auch der fremden Kinder sorgenvoller Vater befand sich im Dorfe und erhielt seine Kinder wieder. — In selbiger

Nacht aber fiel der erste Schnee, der uns Kinder wohl im Walde begraben hätte. — Von der Zeit an konnte ich aber recht schön warten, bis das Christkindlein die gebachten Sachen selbst brachte, — das Brüderchen wollte auch seinen Apfelkrappen mehr vor der Zeit gebaden haben, und das Schwesterchen sah auch ein, daß das Christkindlein Alles allein machen könne. Wenn aber wieder so ein schönes Abendroth am Himmel glühte, so sprachen wir wohl: „Das Christkindlein bädt wieder! Aber lassen wir's baden und wollen wir schon warten. Es braucht uns nicht!“

Das Dünendorf.

Ein Strandleben von Heinrich Smidt.



wischen den fruchtbaren Marschstrecken der langen und schmalen Räfte und der rollenden See liegt in meilenweiter Ausdeh-

nung die weiß leuchtende, hochgethürmte Düne. Nur einige allmähig ansteigende Flächen sind sparsam mit Sandhafer bewachsen. Die meisten Gipfel bleiben kahl und die Stürme wirbeln die Staubsäulen bis zur ungläublichen Höhe. Mühsam erklimmt der Wanderer dies schäpemde Bollwerk und steht inmitten einer Wüste, die nichts Lebendes kennt, als die Bergenten, die in tiefen Höhlen nisten. Hierher kommt Niemand, als um Mitternacht der schlauwe Schmuggler und der Steuerjäger, der Schritt um Schritt, ein stummer Schatten, mit angelegtem Gewehr seiner Spur folgt.

Da plötzlich öffnet sich in dieser „Welt des Sandes“ ein Thal. Der Wanderer sieht überrascht ein Dorf mit einigen zwanzig Häusern. Es sind eigentlich nur Hütten, allein sauber und wohl erhalten. Bäume gedeihen in der rauhen Seeluft nicht; aber vor jeder Hausthür ist ein grünes Fleckchen und im Hochsommer schaut aus manchen Rafen ein helles Blumenauge zum sonnigen Himmel auf.

Es ist eine Fischercolonie, dies in den Dünensand eingehimte Dorf. Seine Bewohner,

abgehärtet in Wind und Wetter, in dem Kampf mit den Elementen erhardt, haben zur Frühjahrs- und Herbstzeit manchen halbverlorenen Segler wieder auf den rechten Steuerkurs gebracht. Aber wenn sie Andern auch das Zbrige erhielten, für sich selbst brachten sie nie Etwas vor sich. Sie sind zufrieden, wenn der für den Winter gesammelte Vorrath reicht, bis der neue Frühling neues Leben in die starren Eismassen bringt, die sich zwischen See und Land aufbauen.

Die Hütten liegen in dem von zwei allmählig ansteigenden Höhen gebildeten Thalesseßel. Nur zwei derselben stehen an den entgegengesetzten Enden der Colonie ein Stück Weges die Anhöhe hinauf und sehen, gleichsam als wären sie die gebietenden Herren, vornehm auf das Dörfchen herab. Und doch sind die Bewohner dieser beiden Hütten grade die ärmsten. Wie vor ihrer Thür, die ihrer Lage nach den Seestürmen am meisten ausgesetzt ist, nie ein Graßhalm keimt, so hat das Glück nie einen Fuß über die Schwelle dieser Thür gesetzt.

Die beiden Männer vom Berge haben manchen Strauß zur See bestanden und sich bei harter Arbeit an einander gewöhnt. Die Bewohner des Thales halten sich strenge abgeschlossen. Als Jene einst an die eine oder andre Thür klopfen, um sich von den heranwachsenden Töchtern eine zum Weibe zu erbitten, wurden sie mit einem Korbe heimgeschickt. Sie blieben unbeweibt. Da sie für Niemand zu sorgen hatten, wurde ihnen das Wenige, was sie besaßen, noch gleichgültiger. Der Regen sickerte durch das Dach ihrer Hütten. Der Wind strich durch die zerbrochenen Fenster.

Sonst mochte es kaum zwei Männer geben, die in einem so engen Verkehr standen und zugleich so unähnlich an Charakter waren. Hans Blader von der Westerböhe war mürrisch, finster, in sich gelehrt. Er haderte mit seinem Geschick und grollte mit der ganzen ihm bekannten Welt. Sah er irgendwo das Feuer aus dem Herde heller leuchtend, oder den Hausmann seinen Vorrath leuchtend heranschleppen, wandte er sich fluchend ab oder rief eine Verwünschung hinter ihm her. Die Leute merkten es bald und gaben es ihm tüchtig heim. Wie sollte das Licht in ein so umdüstertes Leben dringen?

Auf der Osthöhe wohnte Broder Jens, ein stiller, besonnener Mann. Er hatte zwar keine Urjache, seinen Nachbarn besonders dienstfertig zu sein; aber er war freundlich, grüßte Jeden und stand bereitwillig Rede. Er beneidete den Wohlhabenden nicht, sondern sagte nur manchmal lopschüttelnd, wenn er sein leeres Reg aus der See zog:

„Wunderlich! Die großen Fische kommen

nicht zu dem kleinen Mann und für die Kleinen sind die Maschen meines Reges zu groß.“

Manchmal kam es aber doch vor, daß dieser oder jener Jang gelungener ausfiel. Dann gingen die beiden Höhenbewohner in das nächste Bauerdorf, wo sich immer Ausläufer fanden, die ihnen ihre Waaren abnahmen. So ein Tag war heute gewesen. Sie hatten einige Schillinge in der Tasche, was lange nicht der Fall gewesen war.

Beide waren auf dem Wege zur Schenke, um sich vor dem Heimgehe einmal gültlich zu thun. Da traf es sich, daß ein Bauer den Broder Jens im Gespräch aufhielt. Er hatte den armen Dünenfischer bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt und wohl im Gedächtniß behalten. Darum grüßte er ihn jetzt freundlich und meinte, zur Schenke läme er noch früh genug; er solle mit ihm kommen, denn er wolle ihm einen Verdienst nachweisen.

Nach zwei Stunden, als es bereits stark dämmerte, verließ Broder Jens den Bauerhof und ging der Düne zu. Er dachte der Schenke nicht mehr. Die Aussicht auf eine lohnende Arbeit war ihm verheißen und dann hatte er mit dem Bauer eine reichliche Mahlzeit gehalten. Was ihn aber im Herzen fröhlich machte, das waren die guten Eindrücke, die er unter jenem Dache empfingen. Das stille Familienleben hatte ihn angeheimelt. Neidlos, wie er war, sah er das fremde Glück nicht mit glistigen Augen an. Aber eine tiefe Sehnsucht erwachte in seinem Herzen und als er in seine einsame Hütte trat, seufzte er laut.

Hans Blader war gradewegs zur Schenke gegangen und schimpfte bei einem Krüge Bier auf den Nachbar, der ihn sitzen lasse. Da er die Zeit nicht hinzubringen wußte, trat er an den nächsten Tisch, wo einige lose Bursche — Stranbläuser oder andre Laugenidtsche — saßen und doppelten. Nicht lange dauerte es und Hans Blader saß mitten unter ihnen. Bald waren die wenigen Schillinge hin. Sie reichten nicht einmal, die Trink- und Spielschuld zu deden. Als er dem Wirth nicht gerecht werden konnte, warf ihn dieser, von dem Gelächter der Uebrigen angefeuert, zum Hauße hinaus. In dem Zustande der größten Aufregung kam Hans Blader heim.

Ein fürchtbares Unwetter, welches schon während des ganzen Abends gedroht hatte, brach plötzlich los und warf sich mit aller Macht auf die erschrodene See. Der Blitz riß die herabhängenden Wolken auseinander und ließ die See taghell aufleuchten. Der Donner rollte durch die Dünenhöhlen. Von den einschließenden Höhen stürzte der Regen herab.

Wenn der Donner rollt und der Blitz leuchtet, springt der Küstenbewohner von seinem

Lager auf und eilt dem Strande zu, wo die See ihm die schäumende Brandung in's Gesicht wirft. Sein geübter Blick erspäht, was jedem Binnenländer ein Räthsel bleiben würde.

Aber in dieser Nacht liegt der Schlaf bleiern auf den Bewohnern des Dünen Dorfes. Es hört Keiner das Heulen des Sturmes, den herabrauschenden Regen, die brandende See. Halb erschreckt fährt wohl Einer aus seinem Traumschlaf empor, sinkt aber gleich darauf, unverständliche Worte murmelnd, auf sein Lager zurück.

Nur auf der Ost- und Westhöhe wird das Unwetter gehört. Beide Bewohner derselben sind von den Erlebnissen des Tages erregt. Der Schlaf flieht sie. Sie stehen in der geöffneten Thür und schauen erwartungsvoll auf die See. Jeder Augenblick kann etwas Unerwartetes bringen, das eines entschlossenen Mannes Beistand erfordert.

„Wenn ein Schiff in diesem Sturm an unser Eiland verschlagen würde!“ sprach Hans Blader vor sich hin. „Vielleicht bei der gelben Düne oder da herum. An ein Loskommen ist nicht zu denken. Da wäre noch ein Fang zu machen.“

Hans Blader dachte an das damals geltende Strandrecht, das eigentlich das schreiendste Unrecht war. Es gab einen gesetzlichen Vergelohn, der dem Gerechteten die Haare sträuben machte, und in der Kirche betete man mit Herz und Mund für einen gesegneten Strand.

Der Sturm, so heftig er war, dauerte nicht lange. Bald hatte es abgeweht. Die Wolken verloren sich und der Himmel wurde klar. Wer der wilden See entkommen war, fand einen Leitstern, dem er getrost nachsteuern konnte.

„Es ist ein Gang!“ sagte Hans Blader zu sich selbst. „Wenn ich Etwas will, muß ich es gleich wollen, bevor sie unten im Dorfe die Bitterung kriegen, oder irgend ein schäbiger Steuerjäger von drüben herauskommt. Das Volk hat eine feine Nase. Frisch daran. Ich kenne jede Furth und bin mit Tagesanbruch der gelben Düne feilwärts.“

Er verließ sich mit dem Nothwendigsten und ging hinab zum Strande, wo sein Boot lag. Vorsichtig steuerte er hart am Ufer entlang durch die Binnenlaiden, oft von der schäumenden Brandung überholt, in steter Gefahr, von einer Welle gefaßt und in die See gerissen zu werden. Endlich kam er bis zu der vorpringenden gelben Düne, unter deren Schutz sein Boot wie in einem Leiche lag. Hier war nirgends Etwas zu sehen. Aber der Morgen dämmerte auch laun.

„Vielleicht da oben!“ dachte Hans Blader, sprang aus seinem Fahrzeuge und kletterte die Düne hinan. Oben angelangt, schrie er laut auf. Ein kleines Küstenschiff, halb Schooner,

halb Galeas, wie solche in jenen Gewässern häufig gesehen werden, lag, von der Brandung auf die Seite geworfen, in der Nähe des Strandes. Mit Blispeschelle war er unten. Da lag auch das gekenterte Boot des gestrandeten Schiffes. Das Ende eines zerrissenen Kabels hing darüber hin. Der kundige Seemann begriff, daß die Mannschaft versucht hatte, eine Verbindung mit dem Schiffe und dem Lande herzustellen. Aber das Kabel riß und das Boot kenterte. Wohin hatte die Fluth die Leichen getrieben? Der vor einer Stunde umfegende Stromgang hatte sie vielleicht seewärts fortgeschwemmt.

Hans Blader sah sich nicht weiter darnach um. Er dachte laun daran. Er hastete sich ab, an Bord zu kommen. Das gekenterte Boot mit den geknickten Rippen war nicht zu flotten. Die Ebbe strömte reichlich ab. Er konnte vielleicht durch die Brandung waten. Das Glück war mit ihm. Der schäumenden See gewohnt, wußte er derselben geschickt auszuweichen und stand bald feilwärts von dem Wrack.

Kaum auf dem Verdeck angelangt, bellte ihn ein Hund an, der mit einem Tau an den Mast gebunden war, damit ihn die See nicht fortspüle. Hans Blader bekümmerte sich nicht um das Thier und ging gradewegs in die Kajüte.

Ein erschreckender Anblick bot sich dar. Auf dem Boden lag eine weibliche Leiche. Ein morscher Dedsbalken, der bei dem heftigen Stöße brach, hatte ihr im Herabstürzen den Schädel zerschmettert. Einen Augenblick stand er erbleichend vor der Leiche, dann aber wandte er sich ab. Er war, von einer unsichtbaren Macht getrieben, an Bord dieses Schiffes gekommen. Von dem Ausbruch des Sturmes an bis zu dieser Minute hatte es in seinem Innern gesprochen: „Dein Glück blüht! Greife zu, aber schnell!“

„Und das will ich auch,“ sagte er zu sich selbst, „keine Nacht soll mich hindern zu nehmen, was sonst Andern in die Hände fällt, die nach mir kommen. Das da ist eines von den Fahrzeugen, die mit den nordischen Inseln Handel treiben, und wenn sie heimsteuern, ist das Spindje mit guten Silberthalern gefüllt. Da wäre ich auf einmal all mein Glend los.“

Nach trat er zu den beiden Pfeilern, zwischen denen der Schraub besüßlich ist, worin der Capitän sein eignes, sowie das ihm anvertraute Geld, die Schiffspapiere und andre werthvolle Gegenstände aufbewahrt. Die Thür war bald gesprengt. Eine reiche Beute lagte ihm entgegen.

Was Hans Blader auch immer erhoffte, so weit hatte seine Phantasie sich doch nicht verfliegen. Ein großer Beutel mit Thalern stand

vor seinen Augen. Hinter demselben entdeckte er einen zweiten kleineren, worin er, als er ihn mit zitternden Händen öffnete, eine große Zahl blanker Goldstücke fand.

Es dauerte einige Zeit, bevor sich die Aufregung legte; dann aber steckte er das Gold in die weiten Taschen seines Wamises und warf den Sack mit Thalern auf die Schulter. Als er hart bei der Leiche vorüberging, schauerte er unwillkürlich zusammen und murmelte, um sein Gewissen zu beschwichtigen: „Wenn ich das da in Sicherheit gebracht habe, will ich sie begraben.“

Er kam glücklich an den Strand zurück. Das Geld konnte er nicht offen durch das Dorf tragen. Die Nachbarn hätten es gesehen und ihm sein Recht daran verstimmt. So beschloß er, den Sack zu vergraben und zur Nachtzeit in Sicherheit zu bringen. Bald war die leichte Arbeit geschehen und als Wahrzeichen einige Steine auf die Stelle gelegt.

Nun dachte Hans Blader flüchtig daran, an Bord zurückzukehren, um die todt Frau abzuholen. Da glitt, wie zufällig, sein Blick längs der gelben Düne. Auf ihrer Spitze sah er einen Mann stehen. Er erschrak, denn er hielt sich für entdeckt. Aber bald überzeugte er sich, daß Jener so stand, daß er ihn gar nicht sehen konnte, und schnell beruhigt sagte er vor sich hin:

„Der da wird auch an Bord gehen und kann statt meiner dies Werk verrichten, um so mehr als er nichts Anderes zu thun findet. Dahem aber können sie sich in Acht nehmen. Bis heute haben sie mich mit Füßen getreten; von dieser Stunde an trete ich sie.“

Er kehrte zu seinem Boote zurück und fuhr bis zum Landungsplatz des Dorfes. Mit seinen leeren Netzen stieg er kuckend die Westhöhe hinauf. Zwei Männer, die des Weges kamen, sahen sich an und der Eine sagte:

„Da kommt Hans Blader. Ist bei dem Unwetter die Nacht draußen gewesen und hat keine Fische gefangen. Thut mir eigentlich leid.“

„Was leid!“ sagte der Zweite. „So lange der Ael lebt, hat er mit keinem Christenmenschen auch nur das geringste Mitleid gehabt. Warum sollen wir es mit ihm haben? Möchte es Euch auch gar nicht rathen, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Er würde Euch schon abführen. Ob es heute Nacht etwas gegeben hat? Es soll tüchtig gebristelt haben.“

„Meine Alte sagt es!“ entgegnete der Erste. „Können uns ja einmal umthun.“

Die beiden Männer beschloßen, sich nach einem Brack umzusehen, das Hans Blader schon ausgebeutet hatte, und dem jetzt der

Mann zuschritt, der auf der Spitze der Düne sichtbar wurde.

Dieser Mann war Broder Jens. Auch er trat in der Nacht vor die Thür hinaus und folgte dem Verlauf des kurzen, aber gewaltigen Unwetters mit kundigem Auge. Sein richtiger Blick zeigte nach der gelben Düne, die sich zu Lande leichter erreichen ließ, und da stand er nun. Als Hans Blader an der Ostflanke seinen Schatz vergrub, stieg er, ohne eine Abnung von dem zu haben, was in seiner Nähe vorging, an der Westflanke herab. Er sah das gestrandete Schiff und versuchte, es zu erreichen. Mit einem tiefen Athemzuge betrat er das Deck. Der Hund am Mast winselte ihm entgegen. „Armes Vieh!“ sagte Broder Jens und band ihn los. Der Hund sprang empor; die Zunge hing ihm aus dem Halse.

„Dir fehlt's am Besten,“ fuhr Broder Jens fort, und sah sich nach dem Wasserfasse um. Halb hatte er den Hund getränkt, und da ein Fischer sich selten auf eine Schwimmsahrt begibt, ohne mindestens ein Stück Brot in der Tasche zu haben, theilte er seinen Vorrath mit dem hungernden Thier. Erst dann sah er sich näher auf dem Verdeck um, des Hundes nicht achtend, der zur Kajütaklappe sprang, und als er die Thür eingeklinkt fand, jämmerlich winselte. Als er endlich die Thür öffnete, sprang der Hund heulend die Treppe hinab. Gleich darauf stand Broder Jens vor der erschlagenen Frau. Er begriff, wie Alles gekommen war und sagte:

„Das Volk hat das Schiff verlassen, um Hülfe vom Lande zu holen. Dabei sind sie verunglückt. Das ist mir klar. Aber laßt uns weiter sehen.“

Ehe er dies ausführen konnte, sah er, wie der Hund die Leiche verließ und an die Thür trat, welche in die anstossende Kammer führte. Rasch drückte er sie auf und blieb vor Erstaunen mit halb offenem Munde stehen. Von der Decke herab hing eine schwebende Wiege, und in derselben lag ein dem Anscheine nach dreijähriges Kind, das die Armechen weinend dem Hunde entgegenstreckte, der zu ihm hinaufsprang.

„Das sind seltsame Beutestücke!“ dachte Broder Jens. „Aber es ist meine Christenpflicht, zuerst dies kleine unschuldige Menschenleben zu retten. Wir behalten wohl schmales Wetter den Tag über und ich komme mit den Nachbarn zurück, um der todtten Frauen letzten Liebedienst zu erweisen. Erst aber will ich sehen, ob ich nichts von Papieren finde, die zu bergen sind, für den Fall, daß ein Unglück geschehe, während ich weg bin.“

Er trat zu dem Spindje, aus welchem Hans Blader das Geld nahm, und fand zu

seiner Verwunderung denselben nicht nur offen, sondern den Inhalt auch durcheinander geworfen, während doch vor dem Beginn der Reise Alles so festgefuhrt wird, daß es sich nicht verrücken kann. Es mußte schon Jemand vor ihm hier gewesen sein. Aber wer? Ober hatte der Schiffer selbst, bevor er vom Bord ging, das ihm Unentbehrlichste herausgenommen? Darüber zu grübeln war jetzt nicht Zeit. Er steckte mehrere Papiere und eine Brieftasche zu sich, nahm das Kind auf den Arm, pffiff dem Hunde und stieg vom Bord in die rauschende See. Der Hund sprang ihm bellend nach.

Das war ein Wunder, als Broder Jens das Dorf betrat. Er erzählte, was geschehen war und sagte dann, die Gemeinde müßte das Kind erziehen. Als aber Einige dies mit barschen Worten von sich wiesen, meinte er, daß er es selbst behalten werde. Der Herrgott habe es ihm sichtbarlich zugeführt und er werde es nicht verstoßen. Eine Frau, die herzugetreten war, sagte:

„Das ist gut gedacht, Nachbar, gib mir aber einstweilen das Kind. Es weint zum Erbarmen und ich will es tränken. Verweile siehe Tu zu, was für weiteres Strandgut Du findest.“

So geschah es. Alles, was im Dorfe an Mannsvolk vorhanden war, ging nach dem Steert des Sandes am Fuße der gelben Düne, nur von Hans Blader war nichts zu sehen; seine Thür blieb verschlossen.

Besonnen gingen die Männer an ihr Werk. Die Fluth war im Wachsen und das gestrandete Schiff vom Lande nicht mehr zu erreichen. Darum wurden schnell die Bötje gestlotted. Ihr erstes Geschäft war, die Leiche an das Land zu bringen. Es gab hier noch keinen Gottesader mit der Bezeichnung „Heimathstätte für Heimathlose;“ darum bereiteten sie ein Grab auf einer hochgelegenen Stelle der Düne, und als sie die Leiche da hineinlegten, sprachen sie ein stilles Gebet. Auf das zugeschüttete Grab legten sie darauf sieben Steine in Form eines Kreuzes. Das ist der fromme Brauch am Strande. Mag auch der nächste Sturm den Dünensand darüber hinwerfen, daß es vor den Augen der Menschen verschwindet; dem Auge Gottes ist das Werk der Barmherzigkeit offenbar.

Von den Kaufmannsgütern, die sich am Bord befanden, vermochte man bis zum Abend nur wenig zu bergen. Als die Sonne unterging, erhob sich der Sturm aufs Neue und mit solcher Heftigkeit, daß beim Anbruch des Tages das Fahrzeug zu einem rettungslosen Wrack geworden war.

Die Strandreiter, die unterdessen auch Kunde bekommen, eilten mit dem Strandvoigte her-

bei und das Beutemachen auf eigene Hand hatte ein Ende.

Broder Jens ging in sein einsames Haus auf der Ostküste zurüd, nicht ohne das gerettete Kind mit sich zu nehmen, begleitet von dem Hunde, der sich nicht von ihm trennte. Das Kind war ein schmuckes Mägdelein, das nur einzelne unf Zusammenhangende Worte in einer Sprache zu sagen wußte, die hierorts Niemand verstand. Auch die Papiere, welche Broder Jens gerettet, waren so geschrieben, daß die beiden einzigen Dorfbewohner, die überhaupt lesen konnten, nach einer gewissenhaften Prüfung erklärten, sie verstünden nichts davon. Wollte Broder Jens etwas Näheres wissen, so möge er den Bauernvoigt oder den Pastor im Kirchdorfe zu Rathe ziehen. Er versprach es auch; aber die nächste Sorge war immer die erste. Gab viel zu schaffen in der Hütte eines armen Mannes, wo statt eines Kostgängers sich deren plötzlich drei einfanden. So wurde die Untersuchung der Papiere immer weiter hinausgeschoben und am Ende gar vergessen.

Aber mit dem Mägdelein war ein Segen in die Hütte des armen Fischers gekommen. Es hatte ein holdseliges Angesicht und die Augenlein blidten so hell. Die Weiber im Dorfe, die selbst Kinder hatten, rechneten dem Broder Jens seine That hoch an. Sie leisteten ihm Vorschub mit Kleidungsstücken und sonstigen Dingen, die einem jungen Kinde nöthig sind, und wovon die Männer nichts wissen. Aber auch den Hausvätern ging es zu Herzen, und sie sprangen mit Rath und That bei. Als die Kunde von dem Ereigniß in das nahe große Dorf kam, wo der Bauer wohnt, der auf den armen Fischer große Ehre hielt, hatte vollends alle Noth ein Ende. Es kamen der Liebesgaben so viele, daß er sie kaum verbrauchen konnte. Was aber die Hauptsache war: die Kundschaft vergrößerte sich und er hatte so vielen Verdienst, daß er bald sein kleines, halbverrottes Boot auslegen und an den Kauf eines neuen, sechsten denken konnte.

So gingen nun die Tage fröhlich hin.

Eine Reihe von Jahren war verstrichen. Das aus dem Schiffbruch gerettete Mägdelein war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen. Broder Jens nannte sie Heilwig. So hieß seine Mutter und er hatte das hübsche Kind gleich im ersten Augenblicke so lieb gewonnen, daß er es nicht ferundlicher zu nennen wußte, als mit diesem Namen. Als Heilwig heranwuchs, nahm sie sich des Hauswesens tüchtig an, und brachte im Arbeiten etwas vor sich. Alle Weibskleute mußten es eingestehen.

Herrschte nun in der Hütte auf der Osthöhe ein sich mit dem Laufe der Tage steigendes

friedliches Glück, hatte es sich dagegen unten im Dorfe allmählig gar sehr verändert. Finsternes Unheil senkte sich auf das einsame Dünenborf herab. Und dieses Unglück braute zusammen in der Hütte des Hans Blader auf der Westerböhe. Er hatte es den Dorflern geschworen, daß er ihnen die Verachtung, die sie ihm bewiesen, heimzahlen wolle, sobald er könne. Und er hat es gethan, wie ein rechter Teufel, sobald ihm dazu die Nacht gegeben ward. „Von Haus und Hof sollen sie mir, so wahr ich das Leben habe,“ sprach er schon damals in seinem Grimme, als er noch nicht wußte, wie er diese gottlosen Worte wahr machen sollte und er wiederholte sie in jener Nacht, als er den am Fuße der gelben Düne vergrabenen, vom Bord der gestrandeten Schooner: Galeas entwendeten Beutel heimbrachte.

Ein paar Tage nach jenem Ereigniß begab er sich mit großem Geräusch auf die Reise. Ihm war darum zu thun, daß Jedermann erführe, er sei nicht etwa nach dem nächsten Kirchdorfe gewandert, sondern nach der Hasenstadt am Westfiord. Dahin jage ihn ein Traum der letzten Sonntagnacht und man werde schon erleben, daß er das Glück heimbringe auf die Westerböhe. Aber dann wolle er von derselben herabblommen, daß Alle zittern und bebem sollten.

Das erzählten die Leute einander. Und wie es zu geschehen pflegt, malte der Zweite das Bild mit grelleren Farben als der Erste, und der Dritte ging noch einen Finselstrich weiter als der Zweite. So wuchs das Gerücht, bis Hans Blader heimkam, einen Kettel vom besten Luch auf dem Leibe, große Stiefeln an den Füßen und eine nagelneue Pelzmütze auf dem Kopf: Alles Dinge, die man in dem Dünenborfe nur hier und da an hohen Festtagen und auf Westerböhe bislang nie sah.

Hans Blader hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach der Schenke zu gehn und sich in seinem Staate zu zeigen. Als er eintreten wollte, kam Broder Jens grade vom Strande herauf, und der von ihm gerettete Hund sprang bellend vor ihm her. Als dieser den Hans Blader erblickte, stellte er sich ihm in den Weg und zeigte ihm grimmig fleischend die Zähne. Das Thier schien den Mann wiederzukennen, der erbarmungslos an ihm vorüber ging, als er an dem Mast festgebunden war.

Broder Jens hatte genug zu thun, den Hund an sich zu loden. Sein früherer Raat sah ihn mit einem grimmigen Blicke an und rief höhnisch:

„Thust Dir wohl etwas zu gute auf das Beutestück, das Du Dir von Deiner Strandfahrt mitgebracht hast? Aber so hoch Du

Deine Nase auch trägt, ich bringe Dich doch herunter von Deiner Ökthöhe, Du Lump.“

„Wenn Du über den Lump, den Du in Dir hast, auch einen noch so feinen Kitzel ziehst, ist er darum doch deutlich zu erkennen!“ entgegnete Broder Jens und wollte noch ein schweres Wort hinzufügen. Da fiel sein Blick auf den Hund, der noch immer unruhig war. Er gedachte des offenen Schranks am Bord der Schooner-Galeas, worin Alles unter und über einander lag. Ihm fiel die todte Frau ein, und das hilflose Kind in der Kammer. Ihn überließ ein Frösteln. Es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Hans Blader hatte polternd und scheltend die Schenke betreten, worin ihm nichts gut genug war. Bald nachher erzählte die Wirthin der Nachbarin, Hans Blader habe drei Nummern geträumt, die er in die Lotterie gesetzt und ein großes Geld gewonnen habe. Ihr Mann sei verschuldet und der Hans Blader habe ein Gebot auf das Gewesen gethan. Viel werde, wenn die Schuld bezahlt sei, nicht übrig bleiben; aber man komme doch los von den Gläubigern und könne an einem andern Orte von vorn anfangen. Als Hans Blader später nach Hause ging, war er Herr der Schenke und die seitherigen Wessiger mußten andern Tags abziehen. Das hatte er bei dem Kaufe ausgemacht.

Noch waren nicht drei Wochen in's Land gegangen, da besah der Bewohner der Westerböhe noch drei andere Gewesen, die der Schenke zunächst lagen. Er hatte den bisherigen Wessigern ihr Eigenthum abzuschwazgen gewußt, indem er sie in ihren Vorurtheilen bestärkte. Es war nämlich auch bis in diese unwirthliche Gegend die Kunde gekommen von dem großen Glücke, das der deutsche Auswanderer macht, wenn er nach America kommt. Eine große Zahl von Morgen des festesten Bodens würde für einen Spottpreis und ganz abgabenfrei verkauft und wer eine Hand voll Geld mitbringe, der könne nit leichter Mühe ein großes Glück machen. Das gefiel den Leuten, die hier im steten Kampfe mit der See ein mühevolltes Dasein fristeten, und da ihnen die Aussicht auf ein künftiges Herrntleben eröffnet ward, griffen sie mit beiden Händen zu.

Und wie Hans Blader es mit den Ersten machte, so that er es nach und nach mit den Uebrigen. Man konnte sagen, daß er binnen Jahresfrist Herr des Dorfes ward, denn entweder kaufte er Haus und Land an sich, oder er schoß Geld vor und ließ sich eine Verschreibung geben. Die Häuser der Ausgewanderten vermietete er an Solche, die als erste Bedingung geloben mußten, sich nach seinem

Gebote zu richten und nichts Anderes zu wollen, als was ihm recht sei. Auf diese Weise gewann er immer größere Macht im Orte und man konnte sagen, er habe seine Drohung wahr gemacht, alles Volk im Dorfe zu zwingen, ihm dienlich zu sein.

Nur mit Einem vermochte er nichts anzufangen und das war Broder Jens auf der Osthöhe. Darum wuchs sein Groll gegen diesen und er sann Tag und Nacht, wie er ihm ein-Wein stelle. Es fiel ihm aber nichts bei, und er konnte nichts thun, als in der Schenke seinen Zorn in Bier und Brantwein zu ersäufen. In dieser Schenke ging es wüst her. Sonst ließen die Dorfleute nur an Sonn- und Festtagen oder wenn die See reiches Strandgut lieferte, Etwas darauf gehen. Jetzt war das anders. Sie hatten Nichts mehr zu verlieren und konnten Nichts mehr gewinnen. Bei harter Arbeit fristeten sie nothdürftig ihr Dasein. Was Wunder, daß sie bei der Flasche Zerstreung suchten. Da ward getrunken, so lange die sauer erworbenen Pfennige reichten, oder der Wirth borngen wollte. Dazwischen ward gespielt, und das Spiel war der Deckmantel für Lug und Trug. Das gab Anlaß zu harten Worten und empfindlichen Reden. Vom Worte schritt man zur That, und mancher Abend endete mit einer rohen Schlägerei. Anfangs stemmten sich die Weiber dagegen. Als sie aber sahen, daß ihre Ermahnungen nichts fruchtete, gingen sie entweder lamentirend zum Dorfe hinaus, oder sie folgten den Männern in die Schenke und ließen es zu Hause gehen, wie es wollte. So stürzte denn der letzte Rest vollends zusammen.

Von all dem Treiben blieb die Osthöhe unberührt. Broder Jens hatte zwar nichts Sonderliches vor sich gebracht, aber er hatte stets einen solchen Verdienst, daß er die drei Pfennige, die einem redlichen Arbeiter zu gönnen sind, immer vorrätzig hatte, nämlich den Zehrpennig, wovon er lebt, den Nothpfennig, zu dem er greifen mag, wenn Krankheit oder andre Trübsal ihn an seinem Herde heimfucht und den Ehrenpfennig, der die Kosten deden muß, wenn ein frohes Ereigniß Einkehr bei ihm hält. Ein solcher Tag war nun aus der Osthöhe noch nicht erschienen; aber Broder Jens behielt guten Muth. Er dachte, indem er einen blanken Thaler zu dem zweiten in der Pappschachtel legte, die in dem Wandschrank stand: „Man kann nicht wissen! Es ist noch nicht aller Tage Abend und was heute nicht ist, geschieht vielleicht morgen.“

Und Broder Jens dachte nicht ohne Grund so. Es gab eines Tages ein eiliges Geschäft für ihn. Ein Bauer, der seines Vootes bedürftig war, sandte seinen Sohn auf die Osthöhe. Nun fand der junge Peter Marten

zwar den Schiffer nicht zu Hause; aber er traf die Heilwig, über deren Anblick er die ganze Bekümmung vergaß, sehr geschämig that, allmählig dreister ward, und zuletzt ein Lauges und Breites schwahte, was eigentlich Niemand verstand, auch die Heilwig nicht. Aber es gefiel ihr gut. Als er ihr zum Abschiede die Hand gab, ward sie über und über roth, und lächelte verlegen, als er hinzusetzte, er werde bald wiederkommen.

„Bald“ ist eine längere oder kürzere Frist, je nachdem die Leute sind. Bei Peter Marten dauerte sie drei Tage; das zweite Mal noch einen weniger. Stets hatte er ein Gewerbe und stets vergaß er, es zu bestellen. Und er blieb doch lange genug oben, um sich auf das Vergessene wieder zu besinnen.

Ein wohlhabender Bauernsohn besuchte eines armen Fischers Finkeldind! Grund genug, die mühsigen Weiber im Dorfe aufzuheben, die es der armen Heilwig nicht gönnten, daß sie still und ehrbar in dem Hause ihres Pflgeväters lebte, dieweil sie selbst immer tiefer in Noth und Elend versank. Peter Marten's Vater wußte bald von den Gängen seines Sohnes und wettete das Blau vom Himmel herunter. Broder Jens aber sagte zu dem Burfchen:

„Von heute ab kommst Du mir nicht wieder. Dein Vater wird eine Heirath nicht zugeben, und daß Du auf etwas Anderes sinnst, will ich nicht hoffen, sonst schlage ich Dir die Knochen im Leibe entzwei. Du hast hier so viele Gewerbe bestellt, so bestelle nun auch das, was ich Dir sagte, Deinem Vater. Das ist Dein Bescheid und von Morgen ab mußt Du Dir einbilden, der Weg, der aus Deinem Dorfe hier heraus führt, sei durch eine Sturmboe verhandet.“

Peter Marten ging traurig davon. Aber er mußte sein letztes Gewerbe richtig bestellt haben, denn der Alte sagte nach einiger Zeit zu seinem Gewatteremann:

„Mein Peter thut mir leid, weil er sich so grämt; aber die Betteldirne, die noch oben drein ein Finkeldind ist, kann ich ihm doch nicht geben. Die ganze Gemeinde läme in Aufrand. Dem Fischer muß ich es aber nachsagen, daß er ein Einschen hatte. Er wies dem Jungen die Thür und hat sich für alle künftigen Besuche bedankt.“

Mit der Heilwig ging es nicht besser als mit dem Peter. Sie schwieg, aber sie grämte sich im Stillen. Die Dirne lachte nicht mehr. Die rothen Waden bleichten, die Augen standen oft voll Wasser. Ihr Pflgeväter grämte sich auch; aber er vermochte es nicht zu ändern und sagte, um sich zu trösten:

„Ich that meine Pflicht. Wie hätte ich bestehen sollen hier und in der Ewigkeit, wenn die Eltern der Dirne vor mich hintreten und

ih'r Kind von mir wieder fordern, das der Herrgott in meine Arme legte?"

Wer hätte es gedacht, daß Jemand in der Nähe war, der ein Recht hatte, dies anvertraute Gut zurückzufordern?

Von dem Dünendorfe geht es in einem Augenblicke in die große nordische Königsstadt am Sund, die einer Perle im Golde gleicht. Ein schwerbeladener Kaufahrer steuert an den Hasenbatterien vorüber und legt bei der Zollbude an. Und kaum ist der Verkehr hergestellt, als ein ältlicher Mann mit ergrautem Kopfe an das Land eilt, sich in die Knie wirft, den Erdboden küßt und weinend die Hände zum Gebet faltet. Eine dicke Menschenmenge sammelt sich um ihn.

Der Mann ist einer jener Unglücklichen, die sich auf dem Schiffe eines Staates befanden, welcher mit dem Dey von Tunis und Algier keinen Vertrag geschlossen hatte, wodurch ihnen, gegen einen an die Barbaren zu zahlenden Tribut gestattet wurde, die Mitteländische zu befahren. Es gab eine solche Zeit, wo christliche Könige sich demüthigten vor den Türken, indem sie mit ihnen solche Verträge schlossen. Diese Zeiten sind Gott sei Dank vorüber. Damals aber bestanden sie noch. Das Schiff, welches keinen Türkenpaß hatte, wurde, wie es in der Seesprache heißt, condemnirt, und die Mannschaft sowie die Passagiere auf dem Sklavenmarkte verkauft. Sie trugen dann diese schmachvollen Ketten so lange, bis es der christlichen Barmherzigkeit gelang, sie loszulassen und ihnen die Freiheit zurückzugeben.

Ein solches trauriges Geschick hatte dieser Mann viele Jahre ertragen. Jetzt ging er zur Freiheit ein. Er ward mit Jubel bewillkommenet und von einer großen Menschenmenge nach dem Hause geleitet, welches er früher bewohnte; denn er war in der Königsstadt am Sund geboren.

Aber, wie hatte sich hier Alles verändert. Als der Mann, der Knudson hieß und ein angesehenener Handelsmann war, sich von seiner Familie trennte, geschah es, um eine Reise nach der Mitteländische zu thun, die zwar gefahrvoll, aber auch lohnend war. Knudson that es, um sich die Möglichkeit zu verschaffen, desto eher in unabhängiger Ruhe nur den Seinigen leben zu können. Während seiner Abwesenheit sollte seine Familie bei einigen Verwandten auf dem Festlande leben. Um sie sicher dorthin zu bringen, hatte er selbst eine Schooner-Galeas befrachtet und dem Schiffer Frau und Kind, sowie bedeutende Baarschaften übergeben. Er selbst brachte die Seinigen an Bord und sah sie von der Zollbude abfahren. Tages darauf trat er seine Reise an, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte.

Er betrat sein Haus und kannte es nicht wieder. Fremde Menschen wohnten darin, die nichts von ihm wußten. Ein Mann wies ihn achselzuckend an einen Advocaten, der früher die Gerechtfame des verstorbenen Knudson vor Gericht aufrecht erhalten haben sollte. Nach vieler Mühe gelang es ihm, mit Hilfe dieses Ehrenmannes, einzelne Trümmer von dem Vermögen zu retten, das ihm gehört hatte. Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß in der langen Zeit seiner Abwesenheit sein Weib nicht Schritte gethan hatte, von ihm etwas zu erfahren. Mit großem Eifer, aber auch sehr bekümmert, machte er sich daran, sich nach ihr zu erkundigen. Seine Verwandten auf dem Festlande wußten nichts. Man antwortete, die Abreise von Knudson's Frau und Kind sei zwar brieflich gemeldet, aber ihre Ankunft wäre nicht erfolgt. Als man lange genug vergeblich gewartet, sei an Frau Knudson nach Kopenhagen geschrieben. Der Brief kam unerschlossen und mit der Bemerkung zurück, daß die Empfängerin sich nicht mehr alldort befände.

Jetzt wandte sich Herr Knudson an die Schiffsfahrts-Commission und ließ Tag und Stunde der Abreise, sowie die Namen und die Zahl der Mannschaften und Passagiere, nebst dem Bestande der Ladung, womit die Schooner-Galeas „Soroe“ befrachtet war, genau feststellen. Mit diesem Documente begab er sich nach dem Bestimmungsort des Schiffes und überzeugte sich, daß es weder zu der Zeit, da es möglicherweise eintreffen konnte, noch überhaupt angefangen war. So blieb nun nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß es verunglückt sei. Aber wo?

Von hundert Unglücksfällen zur See erhielt er Kunde. Einer ereignete sich an dieser Stelle, der andre an jener. Auch von einer Schooner-Galeas, die nahezu der gelben Düne geblieben, war die Rede. Näheres konnte nicht angegeben werden, da schon Fischerleute am Bord gewesen wären, bevor die Behörde von dem Fall Kenntniß erhalten hätte. Von den Schiffspapieren sei nichts vorgefunden.

Die gelbe Düne! — Dieser Name weckte eine wehmüthige Empfindung in der Brust des vielgeprüften Mannes. Mit unsichtbaren Banden zog es ihn dahin.

Im Dünendorfe trieb Hans Blaker sein Unwesen fort. Die Seefahrer erzählen von der harten Behandlung, welche die Neger auf den Plantagen der westindischen Inseln erdulden müssen. Männer, welche die afrikanische Sklavenkette schleppten, können noch nach Jahrzehnden nicht ohne Thränen von dem Leid erzählen, welches sie ertragen. Von der Sklaverei in dem Dünendorfe sprach Keiner. Sie war eine freiwillig eingegangene.

„Es ist mein!“ sagte Hans Blader zu sich selbst und lachte dabei ingrimmig, denn er hatte Niemand, der Freude darüber empfand. Sein Leben bestand darin, wucherische Zinsen einzuziehen, die seine Schuldner ihm zahlen mußten und die mit harter Grausamkeit erpreßten Thaler durch die Gurgel zu jagen. Das trieb er heute wie morgen, bis die Stimme des Gewissens ihn laut mahnend rief. Dann fuhr er von seinem Sige auf und stürzte ruhelos in den Dänenthäkern umher, bis er ermattet zusammenbrach.

Broder Jens lebte in gewohnter Weise dahin. Nur Heilwig's Kummer betrübte ihn. Seit der Trennung von ihrem Geliebten lachte sie nicht mehr. Eben jetzt trat sie zum Vater und meldete mit einiger Erregtheit, daß Peter Marten's Vater, der seit Kurzen das Amt des Bauernvoigts bekleidete, mit einem städtischen Herrn die Osthöhe heraufsteige. Ihre Waden glühten bei dieser Mittheilung und eine Thräne glänzte in den schönen Augen. Der Vater hatte es wohl bemerkt. Er sagte ihr ein freundliches Wort und ging dann dem unerwarteten Besuche entgegen.

Es war Herr Knudson, der in Begleitung des Bauernvoigts kam, um über die am Steert der gelben Düne gestrandete Schooner-Galeas Erkundigungen einzuziehen. Broder Jens erzählte, was er wußte, ohne gleich der Leiche und des geretteten Kindes zu erwähnen und fügte hinzu:

„Auch von den Papieren, die am Bord waren, weiß ich. Es war Alles, was ich in dem Spindje des Capitäns fand. Die Thür desselben war zerbrochen; es mußte also schon Jemand vor mir am Bord gewesen sein.“

„Und wo sind diese Papiere geblieben?“ fragte Knudson hastig.

„Die nahm ich mit. Aber was darin stand, weiß ich nicht, denn ich kann nicht lesen. Verlangt hat sie Niemand. Wollte immer damit zum Pastor, oder auf das Amt; ward aber von einem Tage zum andern verschoben und zuletzt habe ich sie gar vergessen. Will aber gleich sehen, wo sie geblieben sind.“

Broder Jens kramte in seiner Truhe und brachte ein Paket halb verwitterter Papiere zum Vorschein. Knudson ergriff sie und rief sie entfaltend:

„Sie sind es! Hier der Vaudrief der Schooner-Galeas Soroe; der Reskriptions und die Connoissemante. Und da die Wertpapiere, die ich dem Schiffer anvertraute. Ich hielt sie für verloren und gewinne nun Alles wieder, durch Euch. Aber was rede ich viel von Geld und Gut, da mir doch etwas viel Wichtigeres am Herzen liegt.“

Er hielt inne, als fürchte er sich, weiter zu fragen. Der Hund, den Broder Jens vom

Brod gerettet, war herangerufen. Das Thier war alt geworden und hatte das Springen längst verlernt. Aber es zeigte eine eigenthümliche Unruhe und hielt sich nahe an Knudson.

„Das war auch einer von der Besatzung der Soroe,“ sagte der Fischer und zeigte auf den Hund, der ein dumpfes Geheul ausstieß. Der Kaufherr betrachtete das Thier aufmerksam und sagte nach einer Pause:

„Herr des Lebens, wenn es nicht gar so wunderbar wäre, würde ich sagen, das ist mein Tiras.“

Bei diesem Namen richtete sich der Hund hoch auf und bellte laut; dann aber sprang er an Knudson auf und klammerte sich fest an diesen.

Der Kaufherr konnte seine Rührung kaum bemeistern. Er sah zu dem Fischer auf und sagte:

„Und Ihr wißt Nichts von den Passagieren, die am Bord gewesen sind?“

„Ich weiß davon, Herr. Aber weil es Euch so nahe angeht...“

„Sagt es nur grade heraus. Weib und Kind, die am Bord waren, sind todt.“

„Zum Theil ist es, wie Ihr sagt, Herr. Ich fand eine Frau, die von einem herabgestürzten Deckbalken erschlagen ward. Sie hat auf der gelben Düne ein christliches Grab bekommen. Was Ihr aber von einem Kinde sagt; ein Mädchen war es doch, Herr?“

„Ja, ein Mädchen. Johanna hieß sie, mein einziges Kind. Wo?...“

Broder Jens reichte dem Erschütterten die Hand und sagte:

„Ich nannte das gefundene Kind Heilwig nach meiner seligen Mutter und habe sie in Gottesfurdt erzoget. — Wohin, Herr? fast Euch. Ihr sollt Euer Kind sehen. Aber ich muß ihr erst ein Wort sagen. Die Heilwig ist zwar ein starkes Mädchen, aber eine solche Kunde möchte ich ihr doch nicht unvorbereitet bringen. Ich will mit ihr sprechen.“

Er that es. Und als Vater und Tochter sich fest umschlungen hielten, ging er mit dem Bauernvoigt hinaus und sagte:

„Ihr habt groß aufgetrumpft, als Euer Sohn um das arme Fischerkind freite und wolltet von Nichts wissen. Was werdet Ihr nun sagen, wenn der reiche Kaufmann dem Sohne des Marschbauern die Wege weist?“

Knudson hatte seine Tochter wieder. Er hatte das Grab seines Weibes besucht und sagte auf dem Rückwege zu dem Fischer:

„Was ich Euch schuldig ward, werde ich wohl nimmer zahlen können; doch findet sich wohl ein Ausweg, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen. Aber noch Eins. Ihr meintet, es sei schon Einer vor Euch auf dem Brod gewesen, und das muß sein, denn von dem

baaren Gelde, das ich dem Capitän mitgab, habt Ihr nichts mehr gefunden?"

Baares Geld! Wie Schuppen fiel es dem redlichen Fischer von den Augen. Er sah zu der Westerhöhe hinauf und rief als hätte er eine Eingebung: „Hans Blader!“ Dann aber zog er den Kaufherrn mit sich fort und ging geraume Zeit mit ihm am Strande auf und ab.

In jenen Gegenden wechseln Wind und Wetter oft mit der Stunde. So heute. Dichte Wolfenmassen stiegen auf. Der Sturm brausete, die See wogte. Der Donner hallte in den Dünen wieder; Blitze zuhren zischend herab. Hans Blader saß in seiner Stube hinter dem vollen Krüge. Er war so verhaft, daß selbst die Strandläufer und Schmuggler nicht mehr mit ihm trinten mochten. Das mehrte seinen Grimm. Schwarze Gedanken reiften allmählig in seinem Hirn. Mit blöden Augen stierte er vor sich hin und entschlummerte mit einem Fluche auf den Lippen.

Da rollte ein langhallender Donner über das Dach seines Hauses hin. Ein Blizstrahl schlug so dicht vor dem Fenster nieder, daß es in der Stube taghell ward. Dazwischen flammten die Fadeln auf, die man draußen anzündete. Broder Jens mit dem Kaufherrn und dem Bauernvoigt waren auf der Westerhöhe erschienen und traten in die Behausung des Hans Blader.

Aber dieser sah sie nicht. Die Traumbilder, die ihn in seinem wüsten Schlummer ängstigten, dauerten fort. Er konnte die finstern, formlosen Gestalten, die ihn ängstigten, nicht verjagen; auch wachend trieben sie mit ihm ihr entsephenvolles Spiel und er fuhr aufschreiend zusammen, als es ihm in die Ohren gellte:

„Steh auf, Hans Blader. An der gelben Düne liegt ein Brud!“

Er stöhnte. In seinen Ohren klang es fort: „Wir waten mit der Ebbe an Bord. Den Hund lassen wir festgebunden, damit er nicht verräth, was wir in der Casüte thun.“

„Hund! weg mit dem Hund!“ lallte Hans Blader. „Will hinunter.“

Er wälzte sich stöhnend, während es vernehmlich um und in ihm sorttönte:

„Wie viel Goldstücke waren in dem Beutel?“

„Hundert!“ antwortete er, auch im Traumschlafes lügend.

„Es waren fünfhundert, Hans Blader. Und in dem großen Beutel waren tausend Thaler, die Du auch gestohlen hast.“

„Rein! Rein!“ freischte er, hoch emporsahrend, und die Stimme rief:

„Nimm Dich in Acht! Du trittst ja die todt' Frau mit Füßen.“

Da brach er zusammen. Er sank in die Knie und sprach mit bebenden Lippen:

„Ich will Alles bekennen!“

Die Männer, die herbeigekommen waren, traten vollends ein. Hans Blader war halb von Sinnen. Der Bauernvoigt hatte ein Paar handfeste Furchen bei sich, die während der Nacht das Haus bewachen sollten. Als der Gerichtsdiener früh Morgens erschien, fand er Hans Blader vom Schlage getroffen.

Ein Jahr war vorübergegangen. Der Bauernvoigt hatte seinen Hof an den Sohn abgegeben und dieser wirthschaftete mit seiner jungen Frau so vergnügt, daß Alle ihre Lust daran hatten. Broder Jens blieb in seiner Hütte, aber er lebte darin mit aller Bebaglichkeit. Auch Knudson blieb. Die eigentliche Heimath war ihm entfremdet und er liebte sein Kind über Alles. Auf der Westerhöhe erhob sich an der Stelle, wo die Hütte des wüsten Hans Blader stand, ein schönes Häuschen, worin der Kaufherr manchen Tag zubrachte und Zeuge des Glückes war, was über die Bewohner des Dünenorfes gekommen, seit er die Fesseln brach, womit sie viele Jahre belastet gewesen. Frohe Gesichter schauten aus den Fenstern und vor den Thüren grüntem wieder die Rasenplätze, die der Sommer mit duftenden Blumen schmückte.

Kara - Djordje.

Von

Siegfried Kapper.

Die Erscheinung, daß ein Einzelner durch die Außerordentlichkeit seiner Thatkraft die ganze Masse eines Volkes aus der Ruhe gewohnter Zustände, und wären diese noch so unleidliche, bis zum offenen Kampfe gegen das Bestehende mit sich fortreißt, ist stets nur eine ausnahmsweise. Die Regel ist die Entwicklung mächtig umgestaltender Bewegungen aus der Masse selbst, und der Einzelne, den sodann die Bogen der Ereignisse emporheben, ist nur ihr concreter Exponent. Zwischen ihm aber und ihnen besteht hinfort eine verhängnißvolle Wechselwirkung. Denn selbst ein Product der Bewegung, wirkt er durch das Besondere seiner individuellen Natur aus sie wiederum zurück, und wird so zu ihrem Fatum. Ein Beispiel in riesigem Maßstabe ist Napoleon I.; ein interessantes Beispiel in beschränkterem bietet uns die Geschichte jenes Freiheitkampfes, dessen Schauplay zu Anfang dieses Jahrhunderts das gegenwärtige, der Worte tributäre Fürstenthum Serbien gewesen.

Zwei Gestalten vorzüglich sind es, welche aus der großen Reihe bemerkenswerther Persönlichkeit bei diesem Kampfe in den Vorder-

grund treten, und deren eigene Geschichte eben so durch diesen Kampf, wie die Erfolge desselben durch die Einflüsse ihrer persönlichen Naturen entscheidend bedingt wurden: Kara Djurdje und Milosch Obrenowitsch. Große Mehrlichkeiten untreulich wählten diesen beiden Charakteren ob, und doch wieder, durch wie weit auseinandergehende Gegenstände sind sie geschieden! Einer wie der Andre aus der großen Masse des serbischen Volkes hervorgegangen und in seinem Ganzen ein treues Abbild des Charakters desselben, theilen beide das Loos einer unerfrockenen Jugend und des Mangels selbst der nothdürftigsten Vorbildung für die Rollen, welche zu spielen die Geschichte ihres Volkes ihnen vorbehalten. Doch machen an dem Einen die mildernden Einflüsse eines innigeren Familienlebens sich bemerkbar und kann das Beispiel eines ältern Bruders und die mitterlebte Geschichte zehn kampferfüllter Jahre wenigstens als eine Schule der Erfahrung gelten, während uns der Andre gleich von Haus aus herber gestimmt erscheint, und keine andre Vorstufe als die des Heidenthums für sich aufzuweisen hat. Bewundern wir an Beiden einen Grad persönlichen Muthes, der selbst bei einem Volke, dem verwegenste Tapferkeit nationale Tugend ist, zum Vorbilde dienen konnte, so zeigt doch als Stärke des Einen sich vorwiegendes Kriegstalent und insbesondere der Kampf selbst, während die des Andern mehr die kluge Benutzung der Erfolge ist. Die Thaten des Einen kennzeichnen übrigens jähe, wilde Gewaltthaten, und wo diese des Schauplatzes entbehrt, unheilvolle Unsicherheit, die des Andern Ueberlegung, Vorbedacht, bis zur List gesteigerte Berechnung und nicht selten eine gewisse angeborene diplomatische Klugheit.

Was aber Einem wie dem Andern abgeht, das ist jener höhere, Bewunderung erregende Schwung, welcher wahrhaft bedeutenden Charakteren es nicht nur möglich, sondern nothwendig sein läßt, mit aufopfernder Hingebung an ihre Mission in der siegreichen Erfüllung derselben oder im Untergange für sie allein ihren Ruhm zu suchen. In manchen Stücken an Cincinnatus erinnernd, fehlt ihnen doch dessen Seelengröße und Kraft der Selbstverleugnung. Sie vertreten die Sache des Vaterlandes, verlieren aber keinen Augenblick darüber ihre eigene aus den Augen. Daß die Consequenz, zu welcher solche Naturen ihr Handeln führt, für sie selbst nur eine tragische sein kann, ist ein Ausfluß jener Gerechtigkeit, welche der Geschichte wie der Poesie gleich eigen ist, und schiene es auch, als sei sie bei dem Einen von Beiden dennoch nicht eingetreten, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß es nicht immer grade der physische Tod sei, worin man diese Erfüllung zu suchen hat.

Wie das Geschick seines Vorgängers sich erfüllt, wollen wir in dem Folgenden zu entwickeln versuchen, nachdem wir einen kurzen Rückblick auf die Zustände in Serbien gethan, welche sein Ausreten bedingten.

Ein Theil des großen, aus der Unterjochung der verschiedenartigsten Völkerstämme hervorgegangenen Osmanenreiches hatte Serbien, von dem Augenbilde, da es seine Selbstständigkeit an Murad I. eingebüßt, die bittern Geschichte aller jener Provinzen zu theilen gehabt, in welchen mit den ehemaligen staatlichen Verhältnissen nicht auch der christliche Glaube dem Halbmonde gewichen war; die ganzen Jahrhunderte hindurch dem vollen Trude des zügellosesten Satrapenthums ausgelegt, war seine nicht mehr unbedeutende Cultur darüber zu Grunde gegangen, hatte von dem entwickelten Gemeindeleben kaum ein klägliches Schatten sich in den entlegenen Gebirgen zu erhalten vermocht. Seine Höhe jedoch hatte dies Mißgeschick zu Ende des vorigen Jahrhunderts erreicht, als die Erkenntniß der Pforte, neue Bahnen betreten zu müssen, mit dem Widerstande ihrer eigenen bewaffneten Macht in Conflict gerieth. Von ihr, die über die höchsten Aemter im Reiche verfügte und dem Padißchah Befehle vorschrieb, durfte am allerwenigsten der Raja sich der Schonung versehen. Was der Pascha nicht nimmt, nimmt der Bey; was der Bey nicht nimmt, nimmt der Aga; was der Aga nicht nimmt, nehmen die Janitscharen, und was die nicht nehmen, das mag auch der Teufel nicht mehr, galt in Serbien namentlich als Sprichwort. Ja selbst bis in das Innerste des christlichen Familienlebens erstreckte sich diese Insofern. In den Augen des Kadi aber hatte nie ein Muselman Unrecht, nie ein „Erbin“ Recht.

Wir begreifen, wenn unter diesen Verhältnissen die wehr- und rechtlose serbische Raja vor ihren Bedrückern sich immer mehr zurückzog, schaarweise Städte und Dörfer verließ, den Pflug zerstückerte, dafür die Streitmacht in die Faust, das Gewehr über die Schulter, Pistole und Schlitzmesser in den Gurt nahm, sich selbst für vogelfrei erklärte und in den Gebirgen und an den Saumwegen sich einem Leben ergab, das zwischen dem des Guerillero und dem des Räubers die unerfreuliche Mitte hielt. Wir finden es ferner nur folgerichtig, wenn mit dieser nothgedrungenen Selbstauscheidung der Geist der Nachgiebigkeit, Grausamkeit und List, kurz der Verwilderung unter der serbischen Bevölkerung auf eine schreckenerregende Weise heranwuchs, so daß das Heidenthum nicht nur von den Türken, sondern auch von den Christen der benachbarten Länder mit Grauen und Entsetzen angesehen wurde. Die Folgen dieser Anomalie konnten nicht

lange ausbleiben. Je verwegener die Acte der Rache, desto höher stieg die Erbitterung bei den Türken, und desto weniger versäumten diese einen Anlaß, die vollsten Repressalien zu üben. Die Vordersten dabei, weil auch die zumeist gehaßten und angegriffenen, waren stets die Janitscharen. Die Muthlosigkeit dieser, jeder Regel und Mannszucht spottenden Banden ging so weit, daß sie ihre Opfer, die sich vor ihnen auf österreichischen Boden geflüchtet, bis auf den Märkten Syrmiens und des Banats aussuchten. Als mit einer der Ursachen des Krieges, welchen Kaiser Joseph II. im Vereine mit Katharina II. an die Pforte erklärte, waren Seitens Oesterreichs die von den Janitscharen auf österreichischem Boden verübten Gewaltthätigkeiten angeführt. Zahlreiche Haibuden traten damals als Freiwillige in die österreichische Armee, in welcher man sie als brauchbare Terraintundige gern willkommen hieß. Zum ersten Male unter diesen begegnet wir auch der Gestalt Kara-Djordje's, eines wie hundert Anderer, die herüber geritt waren, und dem es damals wohl eben so wenig Jemand anah, welche Zukunft seiner noch harrte, als er selbst es ahnen mochte.

Ueber seine Herkunft und früheste Vergangenheit ruht immer noch ein nicht gänzlich gelüfteter Schleier. Nach Erforschungen an Ort und Stelle selbst ist Kara-Djordje nicht lange vor 1770 in Wischnjewski, einem kleinen Dorfe in der Nahia von Kragejewas, von Eltern geboren, welche den Ackerbau betrieben. Sein Vater hieß Pero oder Petar, — nicht Petronje, — daher auch sein eigentlicher Abstammungsname Petrowitsch. Den türkischen Beinamen „Kara,“ schwarz, welcher dem serbischen ern oder erni entspricht, verdankt er seiner, selbst in Serbien ungewöhnlich dunklen Hautfarbe, deren Auffallendes wohl durch die knochige, hagere, durch eine stark vorragende Nase markirte Gesichtsbildung, durch das rabenschwarze Haar und die aus tiefen Höhlen hervorlumelnden schwarzen Augen noch erhöht werden mochte. Wahrscheinlich vor den Gewaltthätigkeiten der Janitscharen hatte sein Vater sich frühzeitig tiefer in's Gebirge zurückgezogen und in dem sicherer gelegenen Dorfe Topola seinen Wohnsitz genommen. Der in dem jungen Djordje sehr früh zu einer bedeutenden Erbitterung geübene Türkenhaß steht hiermit in einem ganz wohl erklärlichen Zusammenhang. Man erzählt, daß er, kaum den Knabenjahren entwachsen, schon den Kampf mit den Türken gesucht, deshalb unter die Haibuden gegangen und einen oder mehrere Türken erschlagen habe, und daß dies zunächst die Ursache gewesen sei, warum er sich gezwungen gesehen, nach Oesterreich zu fliehen. Die Art und Weise, wie er (1787 oder 1788)

Serbien verließ, die ängstliche Hast, mit welcher er all seine kleine Habe zusammenraffte und so rasch als möglich das syrmische Ufer zu erreichen bemüht war, macht es allerdings sehr wahrscheinlich, daß er nicht minder Grund gehabt, sich den Türken zu entziehen, als sie, ihm nachzustellen. Als mit dem Blutvergießen auf eine Weise vertraut, vor der wir zurückschauern, zeigt ihn uns übrigens ein letzter Augenblick auf serbischem Boden, in welchem er den eigenen Vater, da dieser sich weigerte, mit ihm das Land zu verlassen, mit eigener Hand niederschoss. Diese That erschließt einen tiefen Blick in ein eben so hartes als verwildertes und durch die fortwährende Nahrung von Haß und Groll an dem, was gut und böse, fast irragewordenes Gemüth. Man hat, um das sonst Unverantwortliche derselben zu mildern, sie grade als einen Act außerordentlicher Kindesliebe zu deuten versucht. Nicht den Türken habe der Sohn den alten Vater in die Hände fallen lassen wollen. Der Gedanke, daß diese ihn qualvoll zu Tode martern würden, habe ihm unerträglich erschienen, als der, ihn mit eigener Hand zu tödten. Uns scheint nur wie mit einem gewaltigen Striche der ganze Mann der Zukunft ebenso grauenvoll als bezeichnend in ihr hingestellt.

In der Masse seiner Kameraden verlieren wir Djordje Petrowitsch im österreichischen Freicorps aus den Augen. Es läßt sich nur vermuten, daß er sich irgendwie bemerkbar gemacht haben müsse, da wir ihn nach dem Frieden von Sistowa (1791) mit der Charge eines Feldwebels bestattet, den österreichischen Dienst quittiren und in seine Heimath zurückkehren sehen.

Wiewohl dieser Friede unter Andern nicht nur die Entfernung sämtlicher Janitscharen aus Serbien, sondern auch allen Serben, welche gegen die Pforte gefochten, die vollständige Amnestie stipulirt, sehen wir Kara Djordje dennoch bald wieder in den Gebirgen und in Gesellschaft einer Anzahl Gleichgesinnter den Haibudentampf fortsetzen; — vielleicht, weil er den Türken im Verwufstsein mancher seiner früheren Thaten nicht recht traute und für diese durch die Amnestie sich wenig geschützt fühlte. Müde jedoch des Haibudenlebens, wendet er sich nach Kurzem wieder nach Syrmien, wo er der Verwendung seines ehemaligen Obersten eine Waldhegerstelle in den ärarischen Forsten verdankt. Aber die syrmischen Wälder sind es nicht, in denen er Ruhe finden kann. Immer wieder zieht es ihn nach Serbien zurück, wo unter Hadshi-Mustafa-Pascha's humaner Verwaltung eine Zeit dauernden Friedens erstanden zu sein scheint. Man weiß, daß Kara Djordje damals Nichts so sehr wünschte, als daß dem immer

so blieb. Er sehnte sich nach der Ruhe eines friedlichen Hauswesens und nach dem Segen eines ehrsamten Gewerbes. So richtete er sich dem in Gemeinschaft mit seinem Bruder Milenko in dem alten Vaterhause zu Topola ein und begann das ehrsamste Gewerbe, das ein serbischer Djaur eben damals unternehmen konnte, — die Rüstung von Schweinen und deren Verkauf nach Ungarn.

Die Janitscharen indes fanden bald einen

blick ersehen, um das ganze faule Gebäude, in dessen dumpfem Kerker man sie zusammengepfercht hielt, und das doch in seinen wichtigsten Tugenden gelodert war, wie Ein Mann mit einem fähnen Stöße über den Haufen zu werfen.

Ein Regiment des Schreckens, wie es bisher ohne Beispiel gewesen, begann nun in Serbien. Selbst der letzte Rest der Ordnung war gelöst, der letzte Schein des Rechts ver-



Kara-Djurdje.

Anlaß, wiederzukehren, und diesmal nicht ohne die ausgesprochene Trobung, für Alles Vergangene die blutigste Rache zu nehmen und ihre alten „Rechte“ wieder zur Geltung zu bringen. Mäanderung und Todtschlag begannen von Neuem. Die Scene eröffnete der Mord des Knezen von Lammawa. Den Fortgang bildete der Einbruch in Belgrad und die schmachliche Ermordung Hadshi-Mustafa's selbst, nachdem er, um den zwiesachen Friedensbruch zu rächen und zum abschreckenden Beispiele sechsunddreißig der Schuldigen hatte hinrichten lassen; den Schluß die Selbstproclamation der Janitscharen zu Herren des Landes, die Vertreibung eines großen Theils selbst der türkischen Grundbesitzer und die Einsetzung einer Art Janitscharenregierung in den Personen von vier der Verwegensten aus ihrer Mitte.

Bedenkt man, daß so etwas in einem Staate von orthodoxem Absolutismus möglich gewesen, so begreift man in der That nicht, wie nicht schon damals die gesammte Christenheit im osmanischen Staate den Augen-

höht. Die am Tage liegende Ohnmacht des Sultans erhöhte nur noch den Stolz der neuen Usurpatoren und mit diesem die jammervolle Lage des Landes. Wieder ließ man den Pflug stehen, brachte die Heerden in die Sicherheit der Wälder, und Männer, die kurz zuvor erst ihr halb räuberisches Waldleben mit den Gewerben des Friedens vertauscht, kehrten wieder zu demselben zurück. Unter ihnen auch Kara-Djurdje.

Die Unerträglichkeit eines Zustandes, wie dieser, mußte bald auf Mittel sinnen lassen, wie sich keiner zu entleiben. Den Serben, im Vergleich mit der Janitscharenwirtschaft, erschien das ehemalige Spabiregiment ein wünschenswerthes. Die Spabi,^{*)} deren eine große Anzahl mit in den Gebirgen und in Oesterreich flüchtig war, vergaßen in den Serben die ehemaligen Untergebenen und erkannten in ihnen nur noch ihre Leidgenossen. Nichts natürlicher, als daß man gegen den gemein-

*) Die türkischen Grundherren.

jamen Widersacher einander die Hand bot. Man wollte den Weg des Friedens versuchen, und legte durch eine Deputation die Bitte um Abhülfe dem Padiſchah zu Füßen; zugleich aber befehlt man die Nothwendigkeit der Selbsthülfe im Auge, und setzte sich mit den Freunden in Oesterreich in Verbindung, um einen bewaffneten Zustand vorzubereiten. Beides schlug fehl. Der Padiſchah, ohnmächtig wie er war, beschränkte sich darauf, die Janitscharen mit räthselhaften Worten zur Ruhe zu verweisen, die sie als eine Schändung des Islams deuteten; der Inhalt eines ausgegangenen Briefes verrieth den bewaffneten Aufstand. Die Janitscharen zögerten nicht, der von zwei Seiten ihnen drohenden Gefahr mit blutiger Hand zu begegnen und die ersten Tage des Februar 1804 sahen über ganz Serbien ein beispielloses Blutbad verbreitet.

Einer der Ersten, gegen den sich die Vollstrecker des Blutgerichts wandten, weil Einer dersenigen, den man schon von lange her auf der Nacheliste hatte, war Kara-Djordje. Heerden und Hof preisgebend stüdtete er unter den Augen seiner Verfolger in die Tiefe der Gebirgswälder. Von der Höhe eines Berges herab sah er sein Haus in Flammen ausgehen, seine Herde war von den Janitscharen fortgetrieben worden. Nichts war ihm geblieben, als seine Waffen und ein Häuflein Genossen, — Freunde aus seiner ehemaligen und gegenwärtigen Huldzeit, und mit diesen war er nun entschlossen, den Rache- und Vernichtungskrieg gegen die Türken auf eigene Faust zu beginnen. Wenige Tage darauf schon sah man in Sibniza, einem Dorfe in der Nahia Belgrad, das Haus des dortigen von den Janitscharen eingeseßten türkischen Beamten in Flammen aufgehen und den Beamten selbst auf offenem Plage von Kara-Djordje's Leuten den Todtschlag erleiden.

Die Kühnheit dieser That trug Kara-Djordje's Namen mit der Schnelle des Erstaunens durch das halbe Land. Das Signal war gegeben, die Fahne der Tscheta *) ausgesteckt, jede Stunde brachte ihm neue Zugüge. Niederkennend was ein Türkenhaus, niedermetzelnd was ein Türke war, zog er von Ort zu Ort, überall zu Gleichem ermutigend, überall seinen Anhang vermehrend. Zum ersten Male sind in allen Ortschaften, von der Donau zwischen der Kolubara und Morawa aufwärts, Aller Augen auf ihn gerichtet und folgen die Waffenfähigen seinem Anse. Aber auch an andern

Orten hatte man mittlerweile zu den Waffen gegriffen; in den östlichen Bezirken unter Anführung des reichen Milenko Stoikowitsch und seines Freundes Pero Theodorowitsch, — in den westlichen unter der Leitung des Aneſen Jakub Menadowitsch und des Popen Luka Lazarewitsch. Bald konnte man sagen, das ganze Land sei im vollsten Aufstand begriffen, und die Janitscharen, statt die Christenausröthung fortzusetzen, mußten vielmehr darauf bedacht sein, ihr eigenes Leben zu sichern. Von Belgrad aus, wohin sie sich zurückgezogen hatten, ließen sie Kara-Djordje zu einer Zusammenkunft unweit Belgrad bitten, um ihm einen Vergleich anzubieten. Außer der Zusage einer bessern Behandlung und der Einstellung aller Willkür spielte unter den Anerbietungen Gold eine Hauptrolle. Vorzüglich den Einflußreichern sollte aller Schaden ersetzt und ihnen überdies noch ein Namhafteß auf die Hand gezahlt werden, wogegen sie wieder das Volk beruhigen, den bewaffneten Haufen auseinandergehen heißen sollten. Allein was die Menge verlangte, war die gänzliche und unbedingte Entfernung der Janitscharen aus dem Lande. Kara-Djordje, seinerseits zu einer Ausöhnung am allerwenigsten geneigt, war der Erste, welcher die Unterhandlungen abbrach, und mit den Seinigen in die Waldtiefen der Schumadia sich zurückzog. Die andern Führer sahen sich nöthig, ihm zu folgen. Hiermit aber auch waren die Würfel gefallen, und der ernstlichste Kampf für beide Theile unausweichlich geworden.

Die Janitscharen ihrerseits wandten sich nun nach Bönien, Makedonien und Bulgarien um Zuzüge. Da aber eigentlich sie auf dem Boden der Rebellion standen, so konnten sie Beistand nicht von den Pascha's, sondern nur von abenteuernden Gefinnungsgenossen erwarten.

Auch die Serben mußten an Kräftigung denken. Als die Grundbedingung eines erfolgreichen Widerstandes erkannten sie ganz richtig ein enges Aneinanderſchließen der bisher unabhängig von einander aufgestandenen Führer. Zwar sollten diese nach wie vor in ihren heimatlichen Nahia's den Aufstand leiten. Die oberste Leitung des Ganzen aber sollte Einer übernehmen. In der Schumadia, der Gegend, wo Kara-Djordje sich erhob, scheint dieser Gedanke zuerst gefaßt worden zu sein. Hier auch kam man zusammen, um ihn zu verwirklichen. In der That aber war dies nicht ganz leicht. Weber hatte bisher Jemand durch besondere Fähigkeiten sich bemerkbar gemacht, noch sonst ein Uebergewicht erlangt. Zudem war man noch immer weit entfernt, dem ganzen Vorgange, den man leblich als eine Expedition der Nothwehr betrachtete, eine größere Tragweite beizulegen, und die

*) So heißt im Serbischen der Streifzug sowohl als die Truppe der Streifzügler. Wer eine Tscheta unternehmen wollte, steckte zu diesem Behufe an einer bestimmten Stelle eine Fahne aus, um welche sich die Teilnehmer versammelten.

Angehörnern vor Allem mochten nicht mehr, als unumgänglich nöthig, damit zu schaffen haben. Das blutige Strafgericht, das im Falle des Mißlingens unausbleiblich hereinbrechen mußte, stand ihnen vor Augen. Ein Mann, der ohnehin bereits bloßgestellt wäre, säien ihnen daher der geeignetste. Man dachte sogleich an Kara-Djordje; allein erst nach mancherlei hin- und wieder Vorschlägen kam man auf ihn wieder zurück. Insbesondere Theodosje, Anez von Traiskaz, einer der Ansehnlichsten und Einflußreichsten, der jedoch in den Ausgange des Unternehmens grade am allerwenigsten Vertrauen setzte, schlug ihn vor. Ohne Schwierigkeit, meinte er, könne man im Falle des Mißlingens Den preisgeben, während im Falle eines glücklichen Ausganges seine Vergangenheit verhüllt werde, daß er nicht zu sehr erstarrte. Kara-Djordje'n entging es nicht, wie man über ihn dachte, und er suchte der Wahl auszuweichen. In der That nahm er sie auch erst nach langem und vielseitigem Zureden an. Der treulose Vorbehalt aber, mit welchem man bei dieser Wahl gegen ihn vorgegangen, ist ihm nie wieder aus der Erinnerung gewichen.

Unn mehr jedoch, mit dem Titel eines „Commandanten in Serbien“ bekleidet, warf er sich mit dem ganzen ihm eigenen Kriegseifer auf seine nächste Aufgabe, die darin bestand, die Schaaren von Abenteurern, welche den Janitscharen aus Bosnien und der Bulgarei bereits zu Hülfe zogen, aufzuhalten, und die Janitscharen selbst mit raschen Handschlägen aus den letzten Plätzen zu treiben. Der Erfolg war ein vollkommener. Schabaz und Boscharewah, ohne Entsch, waren bald gefallen, und mit reicher Beute an Waffen, Kleidern und Pferden konnte er auch schon gegen Belgrad rücken.

In Constantinopel indessen hatte man von diesen Vorfällen nicht ugeru vernommen. Galt es ja, den Uebermuth der Janitscharen einmal recht gründlich zu demüthigen. Ja man ertheilte sogar dem Pascha von Bosnien, Bekir, die Befehung, mit einem Theil seiner Truppen die Serben zu unterstützen. Belgrad zu halten, konnten die Janitscharenhauptlinge nun nicht denken. Nur die Wasserseite war frei. Sie benutzten daher den Ausweg, räumten auch diese Stadt und stüchteten sich nach Ada-Kaleh, einer kleinen Insel festung unterhalb Orichowa, wo sie Schutz erwarteten durften. Bekir und Kara-Djordje besetzten hierauf Belgrad, mit Ausnahme der Citadelle, welche Guschana-Mi, ein Parteigänger der Janitscharen, zu übergeben sich weigerte. Von hier aus erließ Bekir an den Aga von Ada-Kaleh den Befehl, die vier Janitscharenhauptlinge den Serben auszuliefern. Sofort aber, da dieser Befehl unbeachtet blieb, drang

ein Häuflein Entschlossener nächstlicher Weise in die Feste, tödtete die Ueberraschen, und am folgenden Tage schon sah Kara-Djordje deren Köpfe zu seinen Füßen. —

Die Erklärung, die von Bekir hierauf erfolgte, lautete dahin, daß dem Begehren der Serben nun vollständig Genüge gethan sei; sie sollten daher die Waffen niederlegen und friedlich in ihre Wohnsitze zurückkehren. Dieser Aufforderung nachzukommen fanden aber die nun einmal Bewaffneten sich nichts weniger als geneigt. Mit Recht erhob sich die Frage, was man denn eigentlich schon so Großes erungen habe, daß man die Waffen wieder hinlegen dürfe; und die Erhebung fing zuerst an, den Charakter einer Revolution anzunehmen. Ermutigt durch die günstigen Erfolge, waren mit dieser Wendung wohl auch diejenigen einverstanden, die früher so sehr gefürchtet hatten, sich zu compromittiren. Allein es schien ihnen auch die höchste Zeit, den Mann zu entfernen, dessen Ansehen bereits größer geworden, als sie es je für möglich gehalten. Ueber sie selbst hinweg ging bereits Kara-Djordje's Einfluß. Auf graden Wege aber war das kaum zu bewirken. Sie schlossen sich daher der Ansicht Bekir's an, und verlangten von Kara-Djordje, daß er, da vorläufig kein Grund zur Fortsetzung des Kampfes bestehe, das Commando niederlege. Eine Auflösung der Truppen befürchtete man nicht; denn schon war man zu einer neuen Wahl bereit, und mit dem Einzelnen für den Fall eines Widerstandversuches gedachte man leicht fertig zu werden. Am kühnlichsten dabei drang Anez Theodosje in den Commandanten, — derselbe, der vor Kurzem erst dessen Wahl so eifrig betrieben. Ja er erklärte ihm offen, daß er in keinem Falle weiter sich dazu verstehen werde, seine Anordnungen zu beachten. „Dann empfangt, was dem Reuterer gebührt!“ fuhr Kara-Djordje empor, und streckte den Anez, wie einst seinen Vater, mit einem Pistolenschuß zu Boden.

Dieses Widerstandes von einem Manne, in dessen zweifelhaftem Ruße man die sicherste Bürgschaft gegen sein Emporkommen zu besitzen geglaubt, hatte man sich nicht versehen, und statt auseinanderzugehen, — schritt man zur Stelle noch zu den Berathungen, welche die Sachlage erforderte. Denn Bekir-Pascha, bei dieser Haltung der Serben, hatte sich von Belgrad zurückgezogen und war bereits wieder in Bosnien. Man sah ein, daß man ihn jeden Augenblick mit verstärkter Macht von dort zurückerrwarten dürfe. Der Bestand einer christlichen Macht schien nothwendig. Von Oesterreich, wie Kara-Djordje mit besonderer Vorliebe dies wohl anregte, war Nichts zu erwarten. Bei einer Zusammenkunft, welche man den Serben in Petersburgin zugesagt,

hatte sich wohl Kara-Djordje, österreichischerseits aber Niemand eingefunden. Man glaubte daher, sich lieber nach Petersburg wenden zu sollen, wo eine frühere Deputation (1804) bereits gute Aufnahme gefunden hatte. Allein die Antwort, die man diesmal von dorthier erhielt, war eine wenig befriedigende. Sie rieth, sich lediglich der Gnade des Padiſchah zu unterwerfen. Niemand täuſchte ſich über die Troſtloſigkeit dieſes Rathes, und nur um ihn nicht unbeſorgt zu laſſen, entſandte man neuerdings eine Deputation an den Padiſchah, um ihm die Wünſche der ſerbiſchen Raja zu ſagen zu legen.

Kara-Djordje indeß benutzte die Zeit, um die Türken noch aus einigen feſten Plätzen zu werfen, namentlich in den ſüdlichen Gebirgsbezirken, die bis dahin in die Bewegung nur erſt wenig hineingezogen waren.

Die Antwort aus Konſtantinopel war ausgefallen, wie man ſie erwartete. Der status quo, wie er vor dem Gewaltregimente der Janiſſcharen geweſen, ſollte wieder hergeſtellt werden. Uebrigens erhielt Ali-Paſcha den Befehl, von Niſa auszubrechen und in Serbien mit Gewalt der Waffen dieſe frühere Ordnung wieder einzuführen.

Nach war die Kriegsmacht, welche Kara-Djordje beſchlugte, eine ſehr geringe; eine Anzahl geſchiedener Hauſen ohne Kriegskunſt und Diſziplin, wie ſie eben die einzelnen Führer um ſich zuſammengerufen hatten. Das ganze ſchwere Geſchütz dieſer Armee beſtand in einer einzigen Kanone, welche überdieß noch Privateigenthum des reichen Jalub Renadowiſch war. Nichtdeſtoweniger unternahm er es, mit dieſem regelloſen Hauſen an der Straſe von Niſa ſich in den Hinterhalt zu legen, und dem Paſcha den Einmarſch in Serbien zu verwehren. Ali verſuchte zwar den Marſch zu forciren, und war wirklich bereits über Paratſin hinaus gedrongen, als Kara-Djordje ihn zu umgehen drohte, und ſo faſt ohne Schwertſtreich den Rückzug anzutreten zwang. Noch in derſelben Nacht war von Ali das Feld geräumt.

Die moralische Wirkung dieſes Erfolges war eine ſehr große. Alle Mißgunſt ſchien in dem Laumel der Freude vergeſſen, und Kara-Djordje, deſſen angebornem Feldherrntalente man dieſen Sieg verbandte, wurde von den Führern und ihren Truppen einſtimmig zum rrvhovni vozid, das iſt oberſter Anführer, erhoben. Auch zur Bildung einer Art oberſter Landesbehörde ſchritt man, welche die innern Angelegenheiten einſtweilen leitete, die Kriegsbeſteuern erheben und das Recht pflegen ſollte. Die angeſehenſten und einfluſtreichſten Männer der einzelnen Bezirke traten in ihr zuſammen, und kein bemerkswerther Ausbruch von Uneinigheit ſtörte dieſen erſten

Anſatz zur Verwirklichung des nun immer bewußter hervortretenden Befreiungszweckes.

Auch that dieſe Einigkeit ſehr noth; denn ſchon hatten die Paſcha's Beſitz in Boſnien und Ibrahim in Albanien den Befehl, mit ihrer vollzähligen Kriegsmacht die Grenzen des aufrühreriſchen Gebietes zu überſchreiten. Das Erſte, worauf Kara-Djordje unter dieſen Verhältniſſen ſah, war die Befetzung der wichtigern Plätze im Süden, die Organization des Aufſtandes in den Grenzbezirken gegen Albanien und die Vertheidigung der Paſſe. Wieder, wie unlängſt gegen Ali, übernahm Peter Theodorowitſch die Hauptſtraße bei Paratſin, unfern welchen Ortes er ein verſchanztes Lager aufſchlug; Milenko Stoilowitſch die Donau und Jalub Renadowiſch im Vereine mit Andern die Grenzmarken gegen Boſnien. Bald gab es auch zu thun. Der Vortrab des boſniſchen Expeditionsheeres brach mit dem Frühjahr 1806 ein. In den kleinen Scharmüßeln, die es ſetzte, neigte der Sieg bald auf die eine bald auf die andre Seite. Nun aber erſchien die Hauptmacht, die Ortſchaften, welche ſie berührte, im Sturm unterwerfend, und ſchonungslos Nord und Feuerbrunnſt um ſich verbreitend. Renadowiſch mußte weichen, und bald war der halbe Weſten in ihrer Gewalt. Hier ergab man ſich auf Gnade und Ungnade, dort warf man die Waffen hin und ſtürzte ſich in ſchredenverbreitende Flucht. Schon erſchienen die erſten Hauſen auf dem Wege nach Belgrad. Erhöbt noch wurde das allgemeine Entſetzen durch die Botſchaft, daß nun auch Ibrahim Paſcha vor dem verſchanzten Lager Milenko's erſchienen ſei. Und was das Verzweifelte der Lage auf die Spitze trieb, war der Schrei „Verath!“ der an allen Ecken und Enden über die Anführer erging, und die Schritte dieſer vollends lähmte.

Die Wiederunterjochung Serbiens war ſo viel wie vollzogen. Auf Einem nur noch haſteten Aller Augen — auf Kara-Djordje. Begleitet von Janlo Katiſch, einem der heldenmüthigſten jüngern Führer, ſehen wir ihn, indeß Stoilowitſch ſein verſchanztes Lager gegen Ibrahim hält, gegen die Drina aufbrechen. Zwiſchen Sowlat und Klizenje zueiſt gelingt es Katiſch, dem Vordringen der Boſnialen Einhalt zu thun. Er beſiegelt den Tag mit ſeinem Tode. Kara-Djordje wendet ſich hierauf gegen Sotol, und drängt den Feind auch von hier über die Drina zurück. Die Zadar überſchreitend erſcheint er ſodann in der Matſchwa, — dem Flachland an der Einnüßung der Drina in die Save, — um hier den Kern der boſniſchen Macht aufzuſuchen. Auf dem Felde bei Miſchar, hart am Save-Ufer, kommt es zur Schlacht, noch deren dreitägiger Dauer die Truppen Petri's

sich genöthigt sehen, in wilder Flucht endlich das Land zu räumen. Aber nicht nur von der Drina an allen Punkten, — mit Ausnahme der Festung Schabas, — ziehen die Türken sich zurück. Auf die Kunde vom Mißlingen der Expedition im Westen räumt auch Ibrahim im Süden das Feld. Die Gefahr ist beschworen und die allgemeine Zuversicht nimmt einen erneuten Aufschwung, als man diesen Letztern auch noch die Initiative zu Friedensvorschlägen ergreifen sieht.

Wie oft getäuscht, gab man diese dennoch Gehör. In der That auch kam in Constantinopel eine Vereinbarung zu Stande, die geeignet gewesen wäre, den Serben zu genügen und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Allein zur förmlichen Gewährleistung schien die Pforte sich Zeit lassen zu wollen, um sie von dem Ausgange des Krieges abhängig zu machen, mit welchem Rußland ihr eben drohte. So nahm denn Kara-Djordje, der diese Eventualität nicht erst abzuwarten gesonnen war, im Spätherbst des Jahres noch den Krieg wieder auf, und zwar diesmal mit der ausgesprochenen Tendenz einer Division zu Gunsten Rußlands, welches wieder einmal der serbischen Erhebung einigen ermunternden Beifall zugeht, und in der Person des Staatsrathes Rodosin, man weiß nicht recht ob einen Rathgeber oder Ueberwacher ihr zugesandt hatte. Zuwörderst noch vor Einbruch des Winters war es ihm um Belgrad zu thun, in dessen Citadelle noch immer Guschanz-Ali, der abenteuernde Parteilänger der Janitscharen, fast während Soliman-Pascha, von Belir's erster Besetzung zurückgeblieben, die untre Stadt hielt. Noch im December nach einem verzweifelten Widerstande war die Stadt in seinen Händen, und Soliman sah sich genöthigt, mit dem Reste seiner Truppen sich zu Guschanz-Ali in die Citadelle zu werfen. Allein auch diese, von der Wasserseite umgangen, capitulirte bald unter der Bedingung, daß Guschanz-Ali freien Abzug haben, und Soliman vor der Hand umangefochten darin bleiben sollte. Doch schon im März 1807 sah dieser aus Mangel an Lebensmitteln sich genöthigt, den freien Abzug zu erbiten, und da inzwischen auch Schabay gefallen und an der Donau namhafte Vortheile errungen waren, so konnte Kara-Djordje mit Recht sich Herr des Landes nennen.

So verloren die Sache der Serben zu Anfang des Jahres 1806 geschehen, für so gesichert konnte sie nun zu Ende 1807 angesehen werden. Das Verdienst dieses Erfolges war einzig das Kara-Djordje's. In den Tagen der allgemeinen Verzweiflung sah man ihn allein jene kaltblütige Ruhe und jenen sichern Ueberblick bewahren, ohne welcher große Kriegserfolge gar nicht zu erringen sind.

An seinem unerschütterten Muth erholte sich der der übrigen Führer; sein persönliches Beispiel schuf aus jedem einzelnen Krieger einen todtverachtenden Helden. Denn nicht von ferne, umgeben von einem zahlreichen Generalstabe und einer hastenden Schaar Galoppins war er gewohnt, die Schlachten zu leiten. Nur soweit General, als es die allgemeinen Anordnungen betrifft, sah man ihn vielmehr stets einen der Vorbersten in den Reihen, nicht einmal durch den Anzug von seinen Mittämpfenden unterschieden und nur an der gefürchteten schwarzen Mütze kenntlich, die langröhrlige Damascenerflinte in der Rechten, Pistolen und Handjir im Gürtel, in den Feind stürmen. „Haidemo! Udarimo!“ Drauf und dran! waren seine einzigen Commandoworte. Das übrige that das Beispiel seiner hochgewachsenen, breitschultrigen, äußerst gewandten Gestalt, die überall auftauchte, wo es am härtesten herging, und der die Haufen mit Siegesgewißheit nachzudrängen gewohnt waren. Bei Uchipse, zu Fuß kämpfend, machte er persönlich Gefangene. Bei der Einnahme von Belgrad war er im blutigsten Gedränge einer der Ersten auf den Wällen. Die Bewunderung, die ihm das Volk dafür zollte, grenzte aber auch an jene, die es nur für die liebergeleiteten Helden des Alterthums zu hegen gewohnt ist, und wäre wohl im Stande gewesen, selbst seine Gegner für immer zu entwaffnen, wenn er selbst nur auch außer des Schlachtfeldes sich über sie zu erheben vermocht hätte. Allein da eben bewoiffnete er sie nur noch mehr gegen sich.

Die Gräulichkeiten bei der Eroberung von Belgrad, — der capitulationsbrüchige Ueberfall des abziehenden Guschanz-Ali, — die treulose Verfolgung und Beraubung Solimans, — die drei darauf folgenden Bluttage von Belgrad, sollen ohne Weiteres ihm mit zur Last, der nicht den ersten Willen oder nicht die Fähigkeit gehabt, dergleichen Rückfälle in's Halbenthum bei Kriegeren zu verhüten, die für die Freiheit sich erhoben. Zumal da es gerade seine nächsten Freunde und Anhänger waren, die sich die Jügel am freiesten schließen ließen und die Sache der Nation nahe daran brachten, in einen großartigen Beutezug auszuarten, rief er die Stimme seiner alten Widersacher auf's Neue gegen sich wach.

Die Wafferruhe, welche das Jahr 1808 brachte, gab diesen Mißthimmungen die lang-ersehnte Gelegenheit, laut zu werden. Nicht an ihn selbst zwar wagte man sich zuwörderst heran. Sein Ansehen stand zu befestigen, und selbst außer Landes hatte man sich bereits gewöhnt, die Erhebung der ganzen Nation mit seiner Person zu identificiren. Auch konnte man, außer den wiederholten blutigen

Ausbrüchen seines Zähornes, gegen ihn selbst nichts Bestimmtes vorbringen. Seine Lebensweise war nach wie vor höchst einfach. Er wohnte in seinem Heimathsdorfe Topola, baute hier, wenn er nicht etwa gegen die Türken stand, mit eigenem Arm seine Felder, trieb keinerlei Brunn und liebte selbst den Wein nicht mehr, als irgend einer der andern Wojwoden. Auch nicht der Vorwurf, durch Vortemachen sich mehr als Andre bereichert zu haben, konnte ihn treffen. Wohl aber gegen seine Freunde und Rathgeber trat man auf. Im drückenden Bewußtsein seiner geistigen Unzulänglichkeit gleich von Andeainn gegen den Senat auf's Höchste argwöhnisch, hatte er, gegen diesen sich zu schützen, sich mit einem Kreis inniger Vertrauter umgeben, dem es nicht schwer ward, bald ihn selbst zu beherrschen. Dazu zählten vornehmlich Maden Milowanowitsch und Miloje Petrowitsch, beide wie er ehemalige Haidulen, und Zwan Zogowitsch, ein österröichischer Serbe nicht ohne vielseitige Ausbildung, aber von sehr zweifelhaften Grundsätzen, der Secretär des Senates. Endlos waren die Egoismäßigkeiten und Bedrückungen, welche diese, gestützt auf Kara-Djordje's Gönnerschaft und in seinem Namen sich zu Schulden kommen ließen. Eine Zeitlang tyrannisirten sie selbst den Senat in aller Form. Aber ebenso wenig als die Schwärze, mit welcher der Commandant die Versammlung niederzuschmettern drohte, als diese einmal etwags ihm Mißthätiges beschloß, vermochten die drei Freunde den Senat auf die Dauer einzuschüchtern. Man verlangte von Kara-Djordje ihre Entfernung und er mußte sie sich gefallen lassen. Die Vorbereitung eines neuen Schlags gegen seine Person sah er, und vielleicht nicht mit Unrecht, darin, daß grade seine Gegner im Senate immer entschiedener auf die Herbeiziehung russischer Truppen drangen. Nur ein neuer großer Erfolg im offenen Felde konnte seine Feinde verstummen machen, ihn selbst in diesem kritischen Momente vor dem zugebadeten Untergange bewahren. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald bieten.

Der Waffenstillstand war abgelaufen und der Ausdruck der Feindseligkeiten Aufstands gegen die Türkei stand bevor. Es ließ sich erwarten, die Worte werde für's Erste nicht Zeit noch Macht genug haben, um sich mit großer Energie auch gegen Serbien zu wenden, und diese Günst des Augenblicks, jedoch nicht ohne zuvor die Wiederaufnahme seiner Freunde in den Senat zu erzwingen, nahm er wahr, um einen Plan auszuführen, den er im Stillen ausgebrütet, und der durch seine Kühnheit sowohl als Tragweite und Ueberrascht. Es galt ihm nämlich nichts Geringeres, als die christliche Bevölkerung Bosniens, der Her-

zegowina und Albanien's gegen die Porte zu insurgiren, und zu diesem Behufe mit Montenegro sich in Verbindung zu setzen, welches begeistert dazu die Hand bot. Nachdem er das Commando an der oberen Morawa diesmal in die Hände seines Vertrauten Miloje Petrowitsch gelegt, sehen wir ihn auch alsbald, nunmehr mit einer genügenden Anzahl Kanonen versehen, die Gebirge im Südwesten überschreiten, um auf dem kürzesten Wege Montenegro zu erreichen. Ueberall vor ihm weichen die Türken zurück. Von allen Seiten strömen ihm bewaffnete Jünglinge der Christen zu. Und schon hat er in Kowipasar, dem entscheidenden Punkte auf diesem Herreszuge, festen Fuß gefaßt, — als die Schreckensnachrichten grade von jenem Punkte, dessen Obhut er seinem treuesten Freunde vertraut, seinem Siegeszug plötzlich ein Ziel setzen. Rußland war durch unvorhergesehene Hindernisse abgehalten worden, den Feldzug zu eröffnen. Die türkische Armee, die in Bulgarien stand, benutzte den Moment, und rückte, wie schon früher, durch das Morawenthal in Serbien ein. Pero Theodorowitsch, der heldenmüthige Verteidiger dieses Postens gegen Ibrahim Pascha, verlegt durch die Zurücksetzung, die er diesmal erfahren, wandte den Rücken. Stevo Eindschelitich, der Uebermacht allein gegenüberstehend, war zu schwach, um sich zu halten, und Miloje Petrowitsch aus persönlichem Haß überließerte ihn hilflos den türkischen Säbeln. Stevo, aus Verzweiflung, sprengte mit den Seinigen sich in die Luft, und lieferte so den Türken das grauenhafte Material zu jenem Schädelturm, den man heute noch, mehr ein Denkmal serbischer Zwietracht als türkischer Barbarei, bei Rissa sieht. Kara-Djordje schiebt in Eilmärschen an die Morawa. Allein es ist zu spät. Des ganze östliche Drittheil des Landes ist verloren. Nur seinem todesverachtenden Auftreten gelangt es, einen Theil der zerstreuten Haufen zu sammeln und vorerst wenigstens den Rest des Landes vor der Ueberfluthung durch die türkische Herresmacht zu bewahren. Aber auch das Verlorne, nachdem zu Anfang des Herbstes endlich die russische Armee unter Bagration die Donau überschritten, gewinnt er wieder.

Zum zweitemale (1809) hatte Kara-Djordje die Sache der Serben auf dem Schlachtfelde gerettet. Allein der Widerstand, den er nun einmal im Senate gegen sich noch gerufen, sollte damit nicht gebrochen sein. Zu Neujahr 1810, in der Volksversammlung, drach er erst recht aus. Offen trat hier Jolub Renadowitsch mit der Anklage hervor, der einzige Uebergeber der erfahrenen Mißgeschickte bei Kara-Djordje, der dem Verlangen der Nation nach dem bewaffneten Beistande Auf-

lands stets entgegen gewesen sei, — nannte seine Freunde und Rathgeber Feinde des Czaren und des Verderben der Nation, und erklärte die Sache des Vaterlandes für verloren, wenn die usurpirte Gewalt den Uebelgefinnten nicht bei Zeiten entwunden würde. Zu schwere Schuld lastete auf Miloje, als daß Kara-Djordje dessen Verbannung, zu schwere Anklagen erhoben sich gegen Maden und Zwan, als daß er deren neuerliche Ausschließung aus dem Senate hätte verhindern können. Wieder dachte er daran, sich Oesterreich in die Arme zu werfen. Allein schon war Menadowitsch zuvorgekommen und eine Deputation nach Bukarest entsandt, um das Einrücken russischer Truppen zu erbitten. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft ging sogar so weit, unterwegs noch seinen offenen Abfall von Kara-Djordje und — vom Senate zu erklären. Es hielt den Augenblick für gekommen, an die Stelle Weider sich selbst zu setzen. Und noch schneller war ein Anderer gewesen, Pero Theodorowitsch, der beleidigte von der Nowara, der, seit jener Katastrophe stüchsig, in Gesellschaft des russischen Staatsraths Rodosin früher schon in Bukarest sich eingefunden hatte, und hier auf eigene Faust die Rolle eines Mandatars der serbischen Nation und Anklägers Kara-Djordje's spielte.

Unstreitig ist diese Episode der serbischen Revolution eine der unerquicklichsten. Sie haben unter dem Schilde des Patriotismus persönlichen Haß, Mißgunst, Eitelkeit, Habgier und Angeberei eine häßlichere Rolle gespielt. Im russischen Hauptquartier, wo der Führer der Gesandtschaft, Milan Obrenowitsch, angeblich auf Kara-Djordje's Veranlassung verhaftet, starb, mußte man dies wohl durchschauen. Man versprach zwar den gewünschten Beistand, allein man gedachte dabei ausdrücklich und anerkennend Kara-Djordje's als obersten Führers der Nation; — eine Genugthuung, die, flug berechnet von Seiten Rußlands, Kara-Djordje ebenjowohl für Rußland zu gewinnen, als seine eignen Gegner niederzuschmettern geeignet war.

Und sogleich, von dieser Seite gesichert, geht er einen Schritt weiter. Er tritt damit auf den Gipfelpunkt seiner Größe, — zugleich aber an den Rand seines Verderbens.

Nur eingeschüchtert sind seine Widersacher, noch nicht vernichtet. Stoilowitsch und Theodorowitsch an der Spitze treten sie zu einer Verschwörung zusammen, deren Ausbruch auf die Zeit der Volksversammlung zu Neujahr 1811 angelegt ist. Mit der Anklage Maden's, des wieder zur Macht gelangten, wollte man beginnen, die Verbannung Kara-Djordje's sollte der Schluß sein. Allein Maden ist auf seiner und auf seines Gönners Hut. Eines entscheidenden Kampfes gewärtig, erscheint

Kara-Djordje an der Spitze zahlreicher Bewaffneter in Belgrad. Die Verschwörer jedoch, uneinig unter einander, bleiben aus. Entschlossen ergreift Kara-Djordje den Augenblick, läßt sich von der Volksversammlung zum Haupte der Nation ausrufen, — decretirt eine neue Eintheilung des Landes, durch welche der Einfluß seiner Gegner vollends gebrochen wird, — besetzt die neuen Districte mit seinen Anhängern, und ernennt, unter Maden's Vorzug, ein förmliches Ministerium, nicht ohne die Klugheit, auch seinen Gegnern den Eintritt in dasselbe freizustellen. Jakob Menadowitsch folgt diesem Rufe; Milenko und Pero, da sie sich nicht unterwerfen wollen, gehen in die Verbannung. Milosch Obrenowitsch, der Erbe Milan's und die letzte Stütze der Verschwörung, beugt sich dem Gospodaren.

Der Haiduk der Schumadia steht nun thatsächlich auf dem Gipfel monarchischer Gewalt und an ihm nur liegt es, sich darauf zu behaupten; denn schon ist die verhängnisvolle Probe im Anzuge, in welcher es sich bewähren soll, ob er nicht nur zu erreichen, sondern auch zu besitzen verstehe. Allein es ist nicht zu verkennen, daß von dem Augenblicke an, da er sich auf der Höhe seines Glückes steht, statt des Muthes der Behauptung die unsäglichste Angst vor dem Verluste sich seiner bemächtigt. Er fühlt es, daß er nicht verstehe, die Macht festzuhalten, und klammert sich deshalb zitternd an sie an; das Bewußtsein geistiger Augenügendheit, der Mangel höheren Schwunges und die blutigen Erinnerungen seines Vorlebens drücken lähmend auf seiner Seele.

Ehurschid-Rajcha bietet ihm im Namen des Sultans den Fürstentitel und ein souveränes Verhältniß an, ähnlich dem der Donaufürstenthümer. Er hat den Muth nicht, zuzugreifen, und wendet sich, die Sicherheit, die er in sich selbst vermisst, auswärts suchend, an Rußland um die Erlaubniß dazu, in dessen Hände er überhaupt, aller Besinnung bar und vollständig resignirt, sein und des ganzen Landes Geschick legt.

Die Concessionen bezüglich Serbiens, über welche die Pforte mit Rußland im Bukarester Frieden übereinkam, überstiegen nicht das Maß des Mindestmöglichen und überlieferten die Serben jowohl als ihr erwähltes Oberhaupt ganz der Barmherzigkeit des Padißchah. Allerdings konnte Rußland, in einem Augenblicke, wo es ihm, von Frankreich bedroht, darum zu thun war, mit der Pforte um jeden Preis Frieden zu haben, für seinen Schützling kaum mehr thun. Allein die Enttäuschung Kara-Djordje's war darum nicht minder bitter. Geru nun hätte er den Fürstentitel von der Hand des Sultans auch ohne Rußlands Erlaubniß angenommen; jedoch die

Flotte schrieb nun die Räumung der festen Plätze, die Auslieferung der Waffen und Munitionsvorräthe, und die Wiedereinsetzung der vor Jahren schon verjagten türkischen Grundherrschaften in ihre alten Besitze und Rechte vor. Hierauf gab es keine andere Antwort, als die vor fünf Jahren: „kommt, und holt sie!“ Allein — sollte man es glauben, daß der Held vom Nitroschelde bereitwillig nicht nur die Festungen, daß er selbst seine Kanonen anbot? Diese halbe Unterwürfigkeit, um nicht ganz zu fallen, rief ein stummes an sich selbst Anzuerkennen im ganzen Lande hervor und bildet den tragischen Wendepunkt in Kara-Djordje's Geschid. Schon rüden die Türken statt der Antwort mit aller Heeresmacht an Serbien heran. Es bleibt keine Wahl, es muß wieder zur Damascenerin gegriffen, — die Würfel des Kriegsglücks müssen noch einmal geworfen sein! Und einmal noch leuchtet in Kara-Djordje der geborene Held der Waldgebirge auf. Die festen Plätze und die Ebenen, mit Ausnahme Belgrads, Semendria's und Schabab', das sie doch nicht zu halten, will er preisgeben, und als ob ein unwiderstehlicher, geheimnißvoller Zug ihn dorthin zurückzöge, woher er ausgegangen, mit concentrirter Macht sich in die unzugänglichen Gebirge werfen. Von hier aus auf verborgenen Waldwegen will er die Türken sodann umzingeln, sie von ihren Depots abschneiden, und ihnen die Wahl lassen, den Unbilden des Hungers und des Winters zu erliegen, oder bei dem Versuche, durch die unwegsamem Flüsse sich durchzuschlagen, zu verbluten. Und wäre er auch sieglos da gefallen, der Tod in den schneeverwehten Schluchten hätte seinem Dasein wenigstens einen glänzenden Abschluß gegeben! — Allein seine Zuversicht war bereits gedrohen und er zieht den eben so kühnen als wohlberechneten Plan vor den Vorschlägen seines Anstern's Maden zurück, der vor Allem nur die Grenzen vertheidigt wissen will. Kara-Djordje sollte zu gleicher Zeit ein Reservecorps im Centrum des Landes zusammenziehen, um sich dorthin zu wenden, wo es nöthig wäre, den Ausbruch zu geben. — Die Folgen dieser unheilvollen Zerplitterung der Kräfte blieben nicht aus. Die einzelnen Führer an den Grenzen suchten wie Spartaner; vornehmlich Beliso an der Donau, ein ehemaliger Haidut und treuer Anhänger Djordje's. Allein seinen Hülfesruf hörte Niemand, und der Erste angegriffen, fällt er mit den Letzten seiner Leute. Ueber seine Leiche hinweg überschwemmen die Türken das Land. Maden selbst zieht sich vor Churhid ebenso ohne Schwertschlag zurück, wie er es bereits einmal gethan. Den Uebrigen fehlt der Zusammenhang, Einer an dem Andern wird irre, Einer um den Andern verlangt Zuzüge

und Befehle von Kara-Djordje: — dieser aber ist weder bei einem Reservecorps noch sonst wo zu finden. Vage Gerüchte gehen über ihn umher; die Einen wollen ihn wie eine fabelhafte Erscheinung in Jagodina gesehen haben, die Andern in Topola, die Dritten in Semendria. Semendria aber ist ebenso gefallen wie die andern Festungen, und als man dem Feinde voran nach Belgrad eilt, um Kara-Djordje möglicherweise doch hier noch zu finden, — hat er (2. October 1813 —) gefolgt von einem Theile seines Anhanges, Serbien bereits verlassen und sich auf einem Nahne nach Oesterreich geflüchtet. Alle Erregungenschaften der Freiheitskämpfe von neun Jahren waren preisgegeben, Serbien auf's Neue dem Regimente des Halbmonds überliefert. —

Man hat diese Flucht, welche über Serbien neue Jahre des Elends heraufbeschwor, verschieden zu erklären, wohl auch zu rechtfertigen gesucht. Gegner behaupten, er habe, da er die Sache der Revolution für fernert unholdbar erkannt, seine Schätze in Sicherheit bringen wollen. Freunde sagen, die Serben selbst, die ihn nicht zu würdigen gewußt, hätten ihn zu diesem Schritte des Ueberdrußes gedrängt. Der unparteiische Beurtheiler muß sich außer Stande erklären, einen Grund der Entschuldigung aufzufinden. Erklären nur läßt sich der unverantwortliche Schritt durch den tragischen Zerfall Kara-Djordje's mit sich selbst. Emporgehoben von der Revolution, verstand er es nicht, sie zu vollenden. Auf dies Verschulden aber ist der Untergang gesetzt.

Von Oesterreich wurde Kara-Djordje lediglich als Revolutionär behandelt und nach Graz in Sicherheit geschafft, um bald darauf an Rußland, man weiß nicht recht ob freigegeben oder ausgeliefert zu werden. Genua, Vessaradien wurde ihm zum Aufenthalt angewiesen. Zwei Jahre verlebte er hier in unthätiger Zurückgezogenheit, während in Serbien zuerst der ganze Druck der Vorzeit wiederkehrte, um das Volk bis zu dem verzweifelten Schritte eines erneuten Aufstandes zu drängen. Noch hat Serbien ihn nicht vergessen, und selbst Milosch Orenowitsch, nunmehr der einflussreichste unter den Ansehn, wünscht ihn wieder an der Spitze der Erhebung zu sehen. Er kommt nicht. In Serbien unterdessen hilft man sich so gut es angeht. Man schlägt unter Milosch's Orenowitsch Führerschaft einen Mittelweg zwischen bewaffneter und friedlicher Transaction ein, und nicht ohne Erfolg. Da erscheint im Frühjahr 1817 Kara-Djordje, plötzlich und unerwartet, wieder auf serbischem Boden. Man vermutet, daß er sich der Hätierie in die Arme geworfen, zu deren Gunsten er Serbien gegen Zuficherung der erblichen Fürstenwürde zu revoltiren ge-

baute. Mit einem russischen Basse versehen, taucht er zuerst in den Bädern von Rebadia auf. Von hier eilt er zu dem Wojwoden Wuija, seinem Gastfreund aus alten Tagen, der in einem kleinen Dorfe unweit Semendria seinen Wohnsitz hat, und den er in sein Vertrauen einweiht, doch nur, um bald zu erkennen, welcher argen Täuschung er sich über die Sachlage in Serbien hingeeben, wo bei der außerordentlichen Vorsicht, mit welcher Milosch Obrenowitsch das Geschick Serbiens zwischen Revolution und oftensibler Loyalität eben zum Ziele zu leiten sich bemühte, an einen erfolgreichen Aufstand nicht zu denken war. Schwere Trübsinn überfällt ihn, und ein merkwürdiger Anfall, den sein Gastfreund an dem Schlafenden mittelst eines Reiss selbst ausführt, macht seinem Leben ein Ende. —

Vielfach ist dieser Tod commentirt worden. Bald hat man die Schuld daran von Milosch Obrenowitsch völlig abzuwälzen, bald sie ihm ganz zuzuschreiben gesucht. Bald heißt es, Karaitschi, damals Pascha in Belgrad, habe den Kopf Kara-Djordje's kategorisch verlangt, bald wieder, Milosch Obrenowitsch habe ihn damit überrascht. Thatsache ist, daß Kara-Djordje's Erscheinen mindestens zu hartnäckigen Parteilämpfen in Serbien Anlaß zu werden drohte, und daß Milosch Obrenowitsch ein lebhaftes Interesse hatte, sie hintanzuhalten. Es mag wahr sein, daß er an Wuija lediglich den Auftrag erlassen, den keineswegs undachstenerwerthen Kivalen um jeden Preis außer Landes zu schaffen; ferner wahr, daß Wuija den Auftrag mißverstanden, oder auch an dessen Ausführbarkeit zweifelnd, zu dem sichereren Mittel des Nordes seine Zuflucht genommen habe. Von der Erfüllung des tragischen Geschickes Kara-Djordje's wird die Geschichte den Namen Milosch's Obrenowitsch nie sondern können. Ihm sandte Wuija den Kopf des Unglücklichen, und von ihm wieder erhielt ihn Karaitschi-Pascha, um die ausgestopfte Haut dem Sultan zu senden, der sie mit der Bezeichnung: „Dies ist der Kopf des berühmtesten serbischen Haram-Paschi, genannt Kara-Djordje,“ an der Pforte des Serrails öffentlich ausstellen ließ.

Kara-Djordje's Gebeine und sein Schädel ruhen in der Kirche von Topola, wo sie Milosch-Obrenowitsch feierlich deßwegen und darüber ein Denkmal setzen ließ, welches Kara-Djordje den Befreier Serbiens nennt.

Auf dem Fürstenthum dagegen, den Milosch Obrenowitsch in Serbien gründete, sitzt, während Milosch in fremden Landen enttrohnt umherirrt, Kara-Djordje's Sohn Alexander.

Carl Friedrich Gauß.

Von

Carl Völsche.

Die Monatshefte würden sich einer Unterlassungsünde schuldig machen, wenn sie des Mannes ungedenkt blieben, der von allen Söhnen der berühmten alten Welfenstadt zunächst neben dem Lessingsdenkmale ein ehernes Standbild verdient — der Mitwelt zu Ruhm und Genugthuung, der Nachwelt zur Nachahmung auf der von ihm gebrochenen Bahn. Ich meine Carl Friedrich Gauß, auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften unstrittig das größte Genie, das in Braunschweig das Licht der Welt erblickte, eine der ersten Helden deutschen Namens und einer jener gewaltigen Heroen des Geistes, deren Ruf bereits bei jungen Jahren weithin über die heimischen Grenzmarken drang und deren Ruhm wachsen wird, so lange die ewigen Gestirne des Firmamentes den Scharfsinn der Menschen fesseln und so lange der Gedanke auf den Schwingen des Elektromagnetismus den Sturm im Fluge überholen wird. Und dieser geniale Denker war zugleich ein ebenso edler und harmonischer, wie energischer Charakter, sein warmes Herz schlug für alles Gute und Wahre und er war seinem resoluten und zugleich gemessenen Wesen wie seiner rüstigen Erscheinung nach ein bedieher echter Mann in des Wortes schönster Bedeutung. Sein auf den 23. Februar fallender Todestag erinnerte mich an die Gelegenheitschrift, welche W. Sartorius von Waltershausen im vorigen Jahre bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen ließ: „Gauß zu seinem Gedächtniß.“ Manche Züge, die über den merkwürdigen Bildungsgang des großen Mathematikers im Braunschweiger Volke lebten, habe ich zwar hier vermisst und wohl manches Erhebliche wird der künftige Biograph noch berichten können; nichtsdestoweniger aber ist das Sartorius'sche Gedendbuch reich genug an strappanten Zügen. Dieser emsige Naturforscher, der über seinen angestrengten wissenschaftlichen Untersuchungen über die vulcanischen Erscheinungen aus Island und auf Sicilien die Heimath nicht vergessen, hat zu dem Nachruhe an seinen Lehrer und Freund auch Jugenbeindrücke aus dem Braunschweiger Leben mitgebracht. Der Anknag, zu dem es seiner Gediegenheit in Urtheil und Stolz wegen Anwartschaft hat, ist bisher dem Gauß'schen Gedendbuche noch nicht geworden, wohl weil sich auch die Gebildeteren der Nation noch immer viel zu sehr vor den in Hochquart gedruckten Schriften

unser Universitätsprofessoren scheuen oder doch wenigstens so lange zu warten pflegen, bis die Journalistik ihnen Anregung bringt. Es ist dies ein Grund mehr für mich, nach dem wohlgetroffenen Sartorius'schen Charakterbilde für Ihre Leser eine kleine Federzeichnung zu unternehmen, wobei ich besonders die Entwicklungsgeschichte berücksichtigen werde. Schon hier zu Anfange aber möchte ich vielen Lesern und Leserinnen das Gedendbuch empfehlen — sie werden sich reich belohnt finden.

Der Mann, „dem keine Nation in der Gegenwart einen gleichen an die Seite setzen kann,“ der einer der Marksteine zwischen den Jahrhunderten war, von denen ein neuer Kulturzustand unseres Geschlechts ausging, und der Einer des Dreigestirns in der Geschichte der Mathematik ist — „für das Alterthum Archimedes von Syrakus, nach dem Schlusse des Mittelalters Newton und für unsre Tage Gauß“ — wurde zu Braunschweig am 20. April 1777 geboren. In dem kleinen Hause auf dem Wendengraben stand seine Wiege.*) Dieses Haus wurde 1804 von Gauß' Vater verkauft und dafür ein anderes in der Mühlenstraße erworben, in welchem jedoch Carl Friedrich nicht gewohnt hat, da er in der Zeit vor seinem Rufe nach Göttingen am Steinwege eine bescheidene Wohnung gemiethet hatte.

Gauß' Vater, ein rechtschaffener, achtungswerther und in seinem Kreise wohl gelittener schlichter Bürgermann trieb in früheren Zeiten in der guten Jahreszeit das Maurerhandwerk, daneben Gärtnerei, in der Reifezeit war er Markthelfer und außerdem Rechnungsführer einer Lodenkasse; überhaupt war er in allerlei Nebengeschäften, die später das Hauptgeschäft ganz verdrängten, thätig, wie dies bei seinen Standesgenossen nicht selten zu sein pflegt und in jenen Tagen noch viel häufiger vorkam. Carl Friedrich's Mutter Dorothea, geb. 1742, kam um das Jahr 1769 nach Braunschweig und verheiratete sich daselbst 1776 mit Gauß' Vater, der aus erster Ehe schon einen 1768 gebornen Sohn Georg hatte, der am 7. August 1854 zu Braunschweig starb, nachdem er den Vater in allen Geschäften treulich unterstützt und dessen Amt als Verwalter der Lodenkasse bis zu seinem Tode vorgestanden hatte. Frau Dorothea bestätigte die Regel, daß ausgezeichnete Söhne ausgezeichnete Mütter zu haben pflegen, in hohem Grade. Sartorius, der sie in Göttingen noch gekannt haben wird, schreibt über sie sehr treffend: „Sie war eine Frau von natürlichem klugen Verstande, schlichtem, humoristisch heitrem Sinne und festem Cha-

ralter; ihr großer Sohn war ihr einziges Kind, ihr Stolz!“ Kernig und rüstig und wohlgenuth, wie sie war, erreichte sie das ungewöhnliche Alter von fast 97 Jahren, von denen sie die letzten zweiundzwanzig bei dem Sohne auf der Göttinger Sternwarte zubrachte.

Der Wendengraben war bis in die zwanziger Jahre, wo wir ihn in eine stattliche Straße haben verwandeln sehen, ein offener Abzugslanal, wie sie in den alten Städten, häufig vorkamen und jetzt überall einer besseren Sanitäts- und Bau-Ordnung weichen müssen. In diesem Graben hätte der kleine Carl Friedrich beinahe einen vorzeitigen Tod gefunden, wenigstens war es des Mannes früheste Erinnerung, daß er hier fast schon entselt aus dem Wasser, an dem er unbeaufsichtigt gespielt hatte, gezogen wurde.

Der Knabe zeigte einen so regen Geist und eine so scharfe Fassungskraft, daß er das Lesen von selbst lernte, indem er sich da und dort bei den Hausgenossen Auskunft erholte; für Zahlenverhältnisse aber entwickelte er schon in der frühesten Jugend eine solche Sicherheit, daß er später oft scherzweise behauptete, „er habe früher rechnen als sprechen können.“ Bezeichnend ist ein Vortell, den Gauß oft zu erzählen pflegte, wie sein Vater an einem Sonnabend-Abend seinen Maurer-Genossen den Wochenlohn auszahlte und nach geschlossener Abrechnung soeben zum Geldbeutel griff, als sich der laum dreißährige Knabe, welcher der Verhandlung von seinem Lager aus zugehört hatte, erhob und rief: „Vater, die Rechnung ist falsch, es macht . . .“ indem er eine bestimmte Summe angab. Der Kleine war als Kopfrechner im Hause bereits so geschult, daß Vater und Gesellen die Abrechnung noch einmal vornahmen, und der Befund ergab genau die Summe, welche der Knabe angegeben hatte.

Als Gauß sieben Jahre alt war, wurde er in die Catharinen-Schule geschickt, die damals unter Wüttner's strengem Regimente stand. Diese Schulkollegie hatte bei Weitem nicht jene Stillschlichkeit, wie die Classen der jetzigen Bürgerschule am Steingraben. Wüttner ging in dem niedrigen, von Kindern vollgestopften Zimmer mit der Karwatze auf und ab, Klud und Segen ertheilend je nach Leistung der Schüler und nach eigener Stimmung. Der Knabe blieb hier zwei Jahre lang im großen Haufen; erst als er in die Redenklasse emporrückte, machte sich seine Begabung bemerklich. Wüttner ließ die Schüler, welche zuerst fertig waren, ihre Redentafel zu unterst auf den Tisch mitten in der Classe legen; die Aufsichtigung erfolgte je nach der Fertigkeit der einzelnen Schüler bis zum letzten. Gauß war jedoch in die Redenklasse aufgenommen worden, als der Lehrer ein Abdrumpel aufgab. Kaum aber war die

*) Gauß' Geburtsort wurde im Sommer 1857 restaurirt und mit einer Gedendtafel versehen, welche die einjährige Aufschrift trägt: In diesem Hause wurde Carl Friedrich Gauß am 20. April 1777 geboren.

Zahlenreihe ausgesprochen, als der Knabe schon seine Tafel mit den Worten: „Ligget k!“ (Da liegt sie!) auf den Tisch schob. Als am Schluß der Stunde die Tafeln nachgesehen wurden und viele Schüler mit der Klarweise von ihren Fehlern überzeugt wurden, fand sich auf der untersten Tafel nur eine Zahl, aber diese war die richtige. Büttner erwiderte sich jetzt als treuen Lehrer, indem er sich des Knaben warm annahm, sogar ein neues, damals sehr beliebtes Rechenbuch aus Hamburg verschreiben ließ und — als damit sein Latein am Ende war — erklärte, nun könne der Junge bei ihm nichts mehr lernen. Darin hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun stand dem Schulmonarchen aber als Gehülfe ein junger Mann zur Seite, der mehr Sinn für mathematische Studien und großen Eifer, sich fortzubilden, besaß. Zwischen Bartels — der im Jahre 1836 als Professor der Mathematik an der Universität Dorpat starb, ein trefflicher Mensch und auch ein tüchtiger Mann in seinem Fache war — und dem damals zehnjährigen Gauß bildete sich nun schnell eine Strebensoffenheit, die für Beide gleich wichtig und für die Wissenschaft überhaupt epochemachend werden sollte. Bartels sorgte für mathematische Werke, die dann von Beiden gemeinschaftlich studirt wurden; er war es auch, der dann als Herald des Ruhmes für seinen jungen Freund bei hochstehenden Personen Theilnahme zu wecken wußte. Durch jene Werke kam Gauß in den Besitz des binomischen Lehrsatzes in voller Allgemeinheit und wurde bald mit der Lehre der unendlichen Reihen bekannt, welche ihm den Weg in die höhere Analysis eröffnete; und durch seines Freundes Begeisterung wurde das junge Genie dem bedeutenden Geographen und Verfasser von Reisebeschreibungen, Geheimen Staatsrath Zimmermann empfohlen und diesem Gönner aller aufstrebenden jungen Leute so nahe gebracht, daß Beide fortan in Beziehungen und Briefwechsel blieben bis an Zimmermann's Tod im Jahre 1815, wo derselbe in dem Augenblicke, als die Leiche des am 16. Juni 1815 bei Cuatrecasas gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm beigesetzt wurde, so von Jammer erfaßt ward, daß ihn der Schlag rührte. Durch Zimmermann und den Geheimen Rath von Ferone wurde später Herzog Carl Wilhelm Ferdinand auf den jungen Mathematiker aufmerksam gemacht, der ihn sich zum ersten Male im Jahre 1791 vorstellte, ihn mehrfach beschenkte und von 1792 an zur Fortsetzung seiner Studien unterstützte.

Gauß hatte im Jahre 1788 das Catharineum bezogen, sehr gegen den Willen seines Vaters, der höchst rauh und roh sein konnte und an dem Wunderkinde ungleich weniger

Gefallen fand, als er an einem handfesten Maurerlehrling gefunden haben würde. Auf dem Gymnasium kam Gauß seiner übrigen bedeutenden Kenntnisse wegen sogleich in die zweite Classe; denn obgleich das Latein und Griechisch auch auf dem Catharineum die Rangstufen bedingte, so haben sich doch von jeher die Lehrer dieser Anstalt durch große Liberalität und durch jenen schönen Sinn für Förderung und Entwicklung von Talenten, die mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ausgezeichnet. Gauß entsprach dem Vertrauen seiner Lehrer in solchem Grade, daß er nach zwei Jahren zur Prima versetzt werden und im Februar 1792 das Collegium Carolinum beziehen konnte. Alte und neue Sprachen, vorzüglich aber schon tiefgehende mathematische Arbeiten füllten hier seine Zeit aus. „Vornehmlich scheint er,“ wie Sartorius vermuthet, „durch die Werke von Euler und Lagrange den Umfang seines Wissens erweitert und aus Newton's Principien den göttlichen Geist geschöpft und der Methode jenes unsterblichen Mathematikers sich bemächtigt zu haben.“ In Newton erkannte Gauß seinen geistigen Ahnherrn, dessen bahnbrechende Mission fortzusetzen schon damals in ihm Voratz und freudigste Bewusstseins gewesen ist.

Am 11. October 1795 besog Gauß die Georgia Augusta, noch unentschieden, ob er Philologie nicht zu seinem Protostudium machen solle. Bei Henne hörte er philologische Vorlesungen, die ihm mehr gefielen als Kästner's mathematische Collegia. Dagegen war er in den Ruhestunden, die dann wohl oft den größeren Theil der Zeit in Anspruch nehmen mochten, mit seinen eigenen Untersuchungen und Entdeckungen beschäftigt. Sein Studentenverkehr war unter solchen Verhältnissen natürlich äußerst beschränkt.

Eine Entdeckung, die er 1795 machte und die allein ihm schon einen unsterblichen Namen in der Geschichte der Cultur gesichert haben würde, entschied die bestimmte Richtung seines Lebens für Mathematik. In diesem Jahre nämlich entdeckte Gauß in Göttingen die Methode der kleinsten Quadrate und im folgenden (am 30. März 1796) er fand er die Theorie der Kreisheilung, von welcher die Construction des Siebenzehnecks als ein specieller Fall erscheint.

Nach Vollendung seiner Studienzeit lehrte zu Michaelis 1798 Gauß nach Braunschweig heim, wo er nun sofort zur Herausgabe seiner *Disquisitiones arithmeticae* schritt. Um die Universitätsbibliothek in Helmstedt zu benutzen, weilte er hin und wieder dort, wo er die Bekanntschaft des Bibliothekars Bruns und des Mathematikers Pfaff machte. Pfaff's Unterricht brauchte Gauß jedoch nicht mehr, „denn alle seine großartigen Forschungen sind aus der innersten Tiefe seines Genies mit solcher

Allgemeinheit, mit solcher Vollendung der Form in's Dasein getreten, daß sie keine Spur eines fremden Einflusses an sich tragen; sie zeigen dieses merkwürdige Gepräge in den ersten Jugendarbeiten des großen Mannes und haben es bewahrt bis zu den Arbeiten seiner letzten Tage, wie dieses später durch seinen wissenschaftlichen Nachlaß in ein klares Licht

Umriffe derselben zu Papier zu bringen. So haben denn die größten Entdeckungen meist über ein Jahrzehnt, selbst über ein halbes Jahrhundert gelegen, ohne daß sie zu einer weiteren Kenntniß des wissenschaftlichen Publicums gelangten.* (Sartorius S. 21.)

Im Jahre 1801 wurde ihm die erste der seitdem ihm so zahlreich erteilten öffentlichen



Gauß' Geburtshaus in Braunschweig.

gelesen werden wird.* (Sartorius S. 19.) — Im Jahre 1801 wurden unter dem Beistande des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand die schon 1795 begonnenen Disquisitiones herausgegeben — ein epochenmachendes Werk, mit dessen Erscheinen für die Zahlentheorie ein neuer Zeitraum anhebt. Materielle Gewinn hatte Gauß dadurch nicht; ein Pariser Buchhändler, dem ein großer Theil der Exemplare in Commission gegeben war, machte Bankrott.

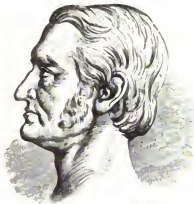
Neben diesem gewaltigen Werke beschäftigte sich Gauß damals mit einer Reihe anderer wichtiger Untersuchungen, die in die verschiedensten Theile der Mathematik, so wie in die theoretische und praktische Astronomie eingreifen und gleichfalls als Bahnbrecher zu betrachten sind. Eine Entdeckung überstürzte in seinem fruchtbaren Geiste die andere, „so daß sich kaum Ruhe fand, auch nur die äußeren

Ehrenausszeichnungen in der Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften in Petersburg zu Theil. Die unsterblichen Lorbeeren, welche des jungen Mannes Haupt bereits schmückten, waren allerdings nur den Blicken des kleinen Kreises des tiefer eingeweihten gelehrten Publicums sichtbar; erst Piazzi's am ersten Tage des neuen Jahrhunderts in Palermo gemachte Entdeckung eines kleinen Planeten — des ersten der seitdem bis auf fünfundvierzig gebrachten Asteroidengruppe — machte die Gauß'sche wissenschaftliche Größe auch in weiteren Kreisen bekannt. Als die europäischen Astronomen sich gegen Ende des Sommers vergeblich abmühten, den neuen Stern, der jetzt den Namen Ceres führt, aufzufinden und das Jahr 1801 fast zu Ende gegangen war im vergeblichen Suchen, da machte Zach in seiner monatlichen Correspondenz

benz (December 1801) darauf aufmerksam, daß nach den Berechnungen des Dr. Gauß in Braunschweig der Ort am Himmel, wo der Planet wieder zu finden sei, nothwendig um sechs bis sieben Grade weiter als Burchardt, Olbers und Piazzi berechnet hatten, nach Osten ausgedehnt werden müsse. Und richtig erfolgte nach Gauß' Bemühungen durch Zach am 7. December 1801 und durch Olbers am 1. Januar 1802, also am Jahrestage der ersten Entdeckung, die Wiederauffindung dieses „Sandlörneins am Meeresstrande“ des Himmels, wie Zach sich ausdrückte und hinzufügte: „Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden

die russische Regierung entzogen worden, da diese sich alle Mühe gab, ihn für Petersburg zu gewinnen.

Zur Schließung persönlicher Freundschaft war Gauß am 22. Juni 1802 nach Bremen gereist, wo er drei Wochen bei Olbers wohnte und auch einen Ausflug zu Schröter nach Lilienthal machte. Die Andeutungen, welche Sartorius über das herzliche, innige Einvernehmen zwischen diesen Männern, so wie zwischen Gauß und Zach in Gotha und andern Astronomen jener Zeit gibt, sind ein so reizendes wissenschaftliches Idyll, wie es in jener äußerlich so sturmbewegten Zeit nur



Carl Friedrich Gauß.

und kann nun immer wieder verloren gehen, da die Eklipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkommt.“ Die Geschichte der Ceres-Wiederentdeckung bietet somit ein interessantes Seitenstück zu der Entdeckung des Neptun nach Leverrier's Berechnungen.

Die Auffindung der Ceres und was sich dabei in der gelehrten Welt ereignet, hatte den Eifer der Astronomen lebhaft angeregt. Am 28. März 1802 erfolgte durch Olbers die Entdeckung der Pallas, um deren Bahnberechnung Gauß sich gleichfalls so hohe Verdienste erwarb, daß ihm dafür im Jahre 1810 vom Institut de France die von Lalande gestiftete goldene Medaille für das beste astronomische Werk oder die merkwürdigste Beobachtung zu Theil wurde.

Durch Olbers' rastlose Bemühungen für seinen jungen Freund gelang es, obwohl erit nach einigen Jahren, Gauß einen Ruf zur Leitung der neuen Sternwarte, welche die hannoversche Regierung für die Georgia Augusta beschloffen hatte, nach Göttingen zu verschaffen. Fast wäre er dem Vaterlande durch

etwa noch in Weimar und Jena zu finden war. Bei dem Aufenthalte in Bremen — um nur eine Episode auszuheben — geschah es, daß Olbers eines auf dem Kulenkamp'schen Comptoir in Bremen arbeitenden jungen Mannes Namens Bessel aus Minden erwähnte, der sich Abends in den Feierstunden und auch Nachts eifrig mit Astronomie beschäftigte und großes Talent verrathe. Durch Olbers' Vermittelung entstand zwischen beiden großen Astronomen ein Verlehr, der zweiundvierzig Jahre — vom December 1804 bis zu Bessel's Tode am 17. März 1846 — dauerte und der Wissenschaft reiche Früchte getragen hat.

Am 22. November 1804 verlobte sich Gauß mit Johanna Osthof zu Braunschweig. „Das Leben steht wie ein ewiger Frühling mit neuen glänzenden Farben vor mir!“ schrieb er damals seinem Freunde Bartels. Am 9. October 1805 vermählte er sich mit ihr, aber ach — das Glück sollte nur wenige Jahre dauern. Nachdem Johanna ihm drei Kinder geboren, starb sie an den Folgen der Geburt des jüngsten Sohnes am 11. October 1809 in Göttingen, wohin im Sommer 1807 endlich der

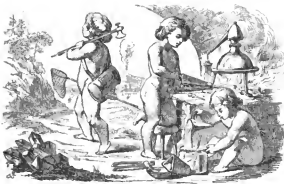
Auf erfolgt war, so daß Gauß im Herbst dieses Jahres seine dortige Wirksamkeit antreten konnte. Die ersten Göttinger Jahre wurden ihm zu einem wahren Dornenpfad, da die Georgia Augusta dazumal von dem Kaiser Napoleon arg mißhandelt wurde und Gauß z. B. noch gar kein Gehalt bezogen hatte, als ihm bereits zweitausend Francs französischer Kriegscontribution auferlegt wurden. Obers riß ihn unverhofft aus der Noth, indem er ihm eines Tages die Summe schickte. Gauß ließ das Geld nach Bremen zurüdgehen, doch kurz darauf erhielt er auch einen Brief von Laplace, der ihm anzeigte, er habe in Paris bereits für ihn die 2000 Franken eingezahlt. Auch diese Freundlichkeit nahm Gauß nicht an, sondern erstattete nach einiger Zeit Capital und Zinsen; doch verdient dieser Zug erwähnt zu werden, da er ein ebenso großer Schandfleck an Napoleon's Ruhmesäule, wie ein schönes Blatt im Lorbeerkränze der drei Astronomen bildet. Auch der Fürst Primas aus Frankfurt schickte Gauß in anonymer Zusendung tausend Gulden und Justus Bertholomäus erwies sich ihm in jener schweren Zeit so verbindlich, daß der Kreis noch bei dem Erscheinen von „Friedrich Bertholomäus' Leben“ des Verewigten mit warmer Anerkennung gedachte.

In der ersten Göttinger Zeit schrieb Gauß sein unsterbliches Werk: „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium.“ Um auch den Laien einen Begriff von den ungeheuren Erfolgen der Gauß'schen Theorie zu geben, führt Sartorius (S. 41) folgendes merkwürdige Beispiel an: Der berühmte Mathematiker Euler hatte die Bahn des Cometen von 1769 (?) einer Berechnung nach von ihm selbst verbesserten Methoden unterworfen, welche drei volle Tage der angestrengtesten Arbeit erforderte und das Erblinden des ausgezeichneten Mannes nach sich zog. Gauß hat später dieselbe Aufgabe nach seiner Theorie, indem er die Uhr dabei auf den Tisch legte, in Einer Stunde glücklich überwunden! „Freilich,“ fügte er hinzu, als er dieser Rechnung gelegentlich gedachte, „würde ich auch wohl blind geworden sein, wenn ich drei Tage lang in dieser Weise hätte fortrechnen wollen.“

Ich schlicke meine kurze Skizze mit diesem Zuge Gauß'scher Genialität; wen ein tieferes Eingehen in die reformatorische Thätigkeit des Mannes interessiert, der findet bei Sartorius manches gute Wort und manches schlagende Urtheil. Nur das sei noch erwähnt, daß im Jahre 1840 die langersehnte allgemeine Theorie des Erdmagnetismus erschien, mit der ein neuer Grundpfeiler in der Physik gelegt ward. „So wie Newton's schaffender Geist die Astronomie auf ein leibtes Princip, welches die ganze Wissenschaft beherrscht, zurückgeführt hat, so ist es Gauß in ähnlicher Weise gelungen, das bis dahin verschleierte Problem des Erdmagnetismus glücklich zu überwinden, dessen Lösung bei den verborgenen liegenden Erscheinungen und der unvollkommenen Beobachtungsweise etwa zwei Jahrhunderte länger auf sich warten ließ.“ (Sartorius.)

Wer bis vor fast drei Jahren das Göttinger Museum betrat, der konnte zwischen elf und ein Uhr Mittags regelmäßig im Lesezimmer einem rüstigen Greise begegnen, der mit ungemeiner Regsamkeit und Gewandtheit den Honig aus dem Zeitungs- und Zeitschriften-Balke zu saugen wußte: es war der alte Gauß, der immer rüstige, welcher von der Sternwarte zu Fuß hereinkam, um Leib und Seele zu erfrischen und gelegentlich mit Collegen und Studenten einige freundliche Worte und Blide zu wechseln. Als wir ihn mit Alexander von Humboldt bei der Jubelfeier der Georgia Augusta Arn in Arn vorausschreiten sahen, da sprachen wir jungen Leute unter einander: „Solch ein Alter — Welch ein Glück und Welch ein Aufraz für Leben, sein Talent in seiner Weise so redlich und rastlos zu verwenden.“

Ich habe nie ein Wort mit dem Verewigten gesprochen und ich bin nicht dazu angethan, mich in seine Schätze vertiefen zu können, doch seit ich in jungen Jahren in Braunschweig von ihm reden hörte und so oft ich ihn in Göttingen sah, jedesmal überkam mich ein Gefühl erhebender Ehrfurcht und Liebe. Und wie mir ist es wohl Manchem ergangen: so wirft wahre Größe, selbst ohne es zu ahnen und ohne es zu wollen, veredlend auf junge Gemüther!



Zweite Abtheilung.

Wesen und Ursprung des Höhenrauchs.

Von A. Uhde.

Fast regelmäßig um die Zeit der Obstbaumblüthe, gewöhnlich bei anhaltend trockenem Wetter und oft grade an den sonnigsten Tagen, nicht selten auch später im Jahre, nach Johannis und im Herbst, stellt sich im nordwestlichen Deutschland und in Holland, meistens mit nördlichen Winden ein eigenthümlicher Nebel ein, den man mit dem Namen Höhenrauch, im Westphälischen Haarrauch (Haar oder Hardt bedeutet in der westphälischen Mundart eine mäßige Höhe), und in Holland mit dem Namen *Veeroos* oder *Veendam* bezeichnet. Nach dem mittleren und südlichen Deutschland hinein wird derselbe immer schwächer und immer seltner bemerkt; er erscheint hier gewöhnlich nur als eine mehr oder minder starke Trübung der Luft, welche die Fernsicht verschleiert. Gegen die Nordseeküste hin lagert er sich aber oft so dicht auf die Landschaft, daß schon auf hundert und weniger Schritte kein Gegenstand mehr deutlich durch ihn zu erkennen ist, und daß die Sonne nur noch als gelbrothe Scheibe hindurchscheint, die jedes Auge ungetrübter betrachten kann.

Das ist nicht der feuchte Nebel, der sich in der Morgen- und Abendfäulung heiterer Sommertage wie ein Schleier über frische Wiesen gründe hinzieht, nicht der equidante „Dampf der Thäler,“ der vor den Strahlen der steigenden Sonne in dem reinen Aether zerfließt; es ist *trouner*, schwerer Rauch, Höhenrauch, nicht Höhennebel, wie ihn die Sprache des Volks ganz treffend bezeichnet, Rauch, der weder Pflanzen noch Thiere erquidht, der auch der brennendsten Sonne nicht weicht, der ihr

Licht nur trübt und röthet, wie ein mit Ruß geschwärztes Glas, aber nicht in Farbenglanz verklärt, wie der feuchte Duff des Morgen- und Abendhimmels. Es ist Rauch, der riecht. Keiner nur einigermaßen empfindlichen Nase wird dieser eigenthümliche brandige Geruch entgehen, zumal da, wo der Höhenrauch noch dichter ist. Und wer jemals den Rauch eines schwälenen Torffeuers gerochen hat, der wird die Verwandtschaft des Höhenrauchs mit dem Rauch des brennenden Torfs nicht leicht verkennen.

In der That für den Bewohner und Anwohner der Hochmoore der norddeutschen und holländischen Niederungen bedarf es des Beweises nicht, daß der Höhenrauch nichts anderes ist als der Qualm seiner brennenden Moore. Er nennt deshalb auch den Höhenrauch seinem Ursprunge gemäß „*Moordampf*,“ — holländisch „*Veentool*“ oder „*Veendamp*“, „*Veene*“ heißen die Colonien, welche im Torfmoore durch Entwässerung und regelmäßigen Abbau desselben entstehen. Nur in den entfernter liegenden Gegenden, wo man mit den Lebensverhältnissen der Moorcolonisten weniger bekannt ist, kann man über den Ursprung des Höhenrauchs noch zweifelhaft sein. Nur fern von der Heimath konnte dem unwillkommenen Gaste die Ehre widerfahren, von höherer Abkunft gehalten zu werden, — für die Ausgeburt eines ungeborenen „*gerplaten Ormitters*,“ ja wohl gar für „*loosatischen Ursprungs*.“ Der oldenburger und der friesische Bauer lächeln, wenn sie hören, was Alles oben im Lande aus ihrem guten Bekannten gemacht wird, und was man ihm

Uebles nachsagt, daß er die Baumblüthe und die Kornblüthe verderbe, und den Regen vertreibe, und die Brustleiden vermehre. Aber man sieht, man braucht nur weit her zu sein, und für was Rechtes zu gelten, im schlimmen wie im guten Sinne, und die gewagtesten Vermuthungen finden willigen Glauben, wenn ihnen der Reiz des Ungewöhnlichen und Geheimnißvollen zur Seite steht.

Der Höhenrauch — so schließt man — ist eine Erscheinung des Luftmeers; er kommt zu gewissen Zeiten, mit gewissen Winden, unter gewissen Witterungsverhältnissen; er ist ein Meteor. Unter ähnlichen Umständen erlebte man sonst wohl ein Gewitter. Drohende Gewitterwolken steigen am Horizonte herauf; sie kommen näher und — lösen sich in trockenen, brenzlich riechenden Nebel auf. Auch wo der Blitz durch ein Gebäude gefahren ist, hinterläßt er einen schwefel- oder phosphorähnlichen Geruch. Selbst schon der elektrische Funke einer kräftigen Elektrisirmaschine verbreitet diesen eigenthümlichen Geruch. Was ist der Höhenrauch anders als ein nicht zur Vollenbung gekommenes, — in der Sprache des Volks ein „zerplantes“ oder „kerpirtes“ Gewitter? der Rückstand oder das Erzeugniß der gesüchteten aber nicht geborenen Blitze?

Wenn ein Wetterbeobachter in der Nähe von London, der aber nie die Kiesenstadt selbst gesehen hätte, bemerkte, daß der Wind in gewissen Richtungen ihm regelmäßig einen nebelartigen Rauch zuführte, der seinen Lustkreis trübte und verbüster, zu gewissen Tages- und Jahreszeiten stärker oder schwächer, und von gewissen anderen Witterungserscheinungen, als Regen oder Trodniß, Wärme oder Kälte und dergleichen begleitet zu sein pflegte; so würde er zunächst, und zwar anscheinend mit vielem Rechte, behaupten, daß dieser nebelhafte Rauch selbst eine Witterungserscheinung, ein Meteor sei. Wenn er nun aber weiter folgerte, dieser Rauch müsse deshalb auch atmosphärischen Ursprungs, ein Erzeugniß von weißer Kräfte und Vorgänge im Luftmeer sein, was würde man zu seinen noch so scharfsinnigen oder geistreichen Erklärungsversuchen weiter sagen, als — daß er eben die Schornsteine Londons nicht gesehen habe?

Der berühmte Londoner Rauch (London smook) kann mit ebenso gutem Rechte ein Meteor heißen, wie unser Höhenrauch. Wer diesen noch immer aus rein natürlichen Vorgängen anders Luftmeers, als das Erzeugniß elektrischer oder von weißer Kräfte, herleiten zu müssen glaubt, oder gar, weil diese nicht ausreichen, den Ursprung desselben jenseits der Atmosphäre in dem ungelannten Weltraume sucht; der hat eben unsre brennenden Heiden und Torfmoore

nicht gesehen, die das Räthsel auf die einfachste und natürlichste Weise lösen.

In dem Tieflande längs der Nordseeküste von der Südersee bis zur Niederelbe, in den nördlichen Provinzen Hollands und den Niederungen des Königreichs Hannover und des Großherzogthums Oldenburg zwischen der Oms, Weser und Elbe, liegen ausgedehnte Heiden und Moore, welche lange jeder Ader- und Wiesenkultur unzugänglich blieben. Zuerst in Holland, erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland lernte man diesen unfruchtbaren Boden für den Anbau von Buchweizen, Hafer und Roggen u. dergleichen zu machen, durch das sogenannte Moor- und Rasenbrennen.

Die eigentlichen Moore, zum Unterschiede von den tiefer gelegenen, sumpfigen Torfmooren und Bruchern Hochmoore genannt, sind Ablagerungen von Torf auf einer Unterlage von Sand- und Thonschichten, mit einer Decke von Gräsern, Moos und Heide überzogen, die einige Fuß höher liegen, als das angrenzende Land, so daß das Grundwasser aus ihnen dahin abfließen, und wenigstens die obere Decke im Sommer austrocknen kann. Gräben durch das Moor gezogen, erleichtern den Abzug dieses Grundwassers und das Austrocknen an der Oberfläche. Sobald im Frühjahr das Moor bis auf einige Zoll tief trocken geworden ist, wird diese obere Schicht aufgehackt und unter Wind angezündet. Das Feuer glimmt mehr, als es mit Flamme brennt. Es erzeugt sich also ein gewaltiger dicker Qualm. Der Colonist, in Holzschuhen über den glimmenden Boden schreitend, hilft durch Ausfodern mit einer langstielligen Hade nach, um das Feuer gleichmäßig zu verbreiten, und dämpft es durch ausgeworfene feuchte Erde, wenn es bei zu lebhaftem Lustzuge in eine Lohse ausgeschlagen will. Denn man beabsichtigt mehr ein Verkohlen als ein Verbrennen der Moortede. In den so durch Kohle und Asche gezwungenen Boden, oft wenn er noch heiß ist, streut man die Aussaat, namentlich Buchweizen, der darin oft trefflich gedeiht. Dasselbe Verfahren läßt sich vier bis höchstens acht Jahre auf derselben Stelle wiederholen. Die Ernten werden zuletzt immer spärlicher. Alsdann muß man das getrannte Moor zwanzig bis dreißig Jahre in Ruhe lassen, bis es wieder ganz mit Gras und Moos überwachsen ist und aufs Neue in derselben Art beadert werden kann.

Die beschriebene Art der Beadertung der Hochmoore ist in Holland erfunden und erst im Jahre 1712 durch den Prediger Bolenius zu Hatzhausen in Ostfriesland eingeführt, der zu dem Ende den Breenbauer Jan Kruse aus dem Groningenschen kommen ließ.

Auf Haiden und wüsten Aengern wird das Brennen in der Weise ausgeführt, daß man die Haide- und Rasendecke ein paar Zoll tief abshält, die abgeschälten Stücke, sogenannte Soden oder Plassen, in Haufen zusammenpackt und anzündet. Die gebrannte, mit Asche und Kohle gemengte Erde wird über den Boden ausgestreut und macht denselben bei weiterer Cultur fruchtbar. In manchen Gegenden werden Haidekraut und Rasen auch ohne weitere Vorbereitung angezündet, um durch die Asche den Boden zu düngen, der alsdann bessere Gräser und Kräuter, insbesondere für Schafweide, erzeugt. Das Rasenbrennen ist in England und Frankreich seit langer Zeit üblich gewesen, erst später in Holland bekannt geworden, von da erst seit dem Jahre 1814 in Ostfriesland eingeführt und seitdem immer weiter verbreitet, über die Gelle'sche oder Lüneburger Haide, den Trömling u. s. w. Jetzt ist diese Art der Bodencultur bis auf wenige Meilen nördlich von Braunschweig vorgebrungen und scheint mit jedem Jahre an Ausdehnung zuzunehmen. Auch in vielen Gegenden Westphalens, im Osnabrück'schen und Münster'schen, desgleichen im Siegen'schen, im Sauerlande, in der Eifel, im Westerwalde und an andern Orten ist sie einheimisch geworden.

Das eigentliche Moorbrennen findet im größten Maasstabe in dem Küstenlande zwischen der Südersee und der Unterweser statt, wo die Hochmoore am dichtesten zusammengebrängt liegen und nahezu ein Viertel der ganzen Bodenfläche einnehmen. Egen berechnet in einer vortrefflichen Abhandlung „über den Ursprung, Erscheinung und Verbreitung des Haarrauchs“, welche als Programm der Real- und Gewerbeschule zu Elberfeld vom Jahre 1835 erschienen ist, die Größe des Flächenraums, über welchen die genannten Moore verbreitet sind, zu ungefähr 580 Quadratmeilen, und nach amtlichen Angaben die Fläche der Moore, welche im Jahre 1820 gebrannt sind, zu etwa $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Man überschätzt gewiß nicht, wenn man nach der Ausdehnung, welche zeitlich das Moorbrennen gewonnen hat, die Fläche, auf welcher jetzt im nördlichen Holland und im nordwestlichen Deutschland gebrannt wird, auf sechs Quadratmeilen anschlägt. Kann man sich wundern, wenn auf einem so ausgebreiteten Feuerherde, wo Tage lang ein nur langsam glimmendes Feuer feuchter Stoffe, wie Torferde und Haidekraut, unterhalten wird, so viel Qualm und Rauch sich erzeugt, daß davon das ganze nördliche und mittlere Deutschland bis zum Süden hin mehr oder minder dicht übersogen wird? Man muß diese dicken Rauchmassen auf den brennenden Mooren selbst gesehen haben, die oft so dicht sind, daß

man nicht zehn Schritte weit hindurch sehen kann, ja daß sie den Moorbauer zu ersticken drohen, um ihre weite Verbreitung nicht mehr überraschend zu finden. Wie große Räume durchdringt der Rauch einer einzigen glimmenden Pfeife Tabak oder Cigarre! Wie weit fährt der Wind den Rauch eines einzigen brennenden Hausens Kartoffelstroh oder Cueten! Und wie wenig nasses Holz oder feuchter Torf, in einem schlecht ziehenden Ofen oder Herde brennend, reicht hin, große Zimmer, ja ein ganzes Haus mit Rauch, der Nase und Augen reizt, zu füllen! Man vergleiche damit die Größe des Feuerherdes auf den Mooren, der an manchen Tagen viele Tausend Morgen beträgt, die Menge der Brennstoffe, die auf einer so ausgebreiteten Fläche glimmen, und die Dauer des Brandes, der an langen Sommertagen von Morgens früh bis Abends spät unterhalten wird, und man wird es nicht befremdlich finden, daß die Rauchmassen solcher Moorbrennde mehrere hundert Fuß hoch über mehrere hundert Quadratmeilen Fläche sich ausbreiten. Egen führt einzelne Fälle an, wo der Moordampf, von seiner Quelle an durch die unzweideutigen Beobachtungen verfolgt, an einem Tage eine Ausdehnung von mehr als tausend Quadratmeilen gewann. Er hat Beobachtungen des Höhenrauchs in Tabellen zusammengestellt, nach welchen sich die Fortschritte desselben von Emben und Aurich in Ostfriesland aus an demselben Tage bis Halle und Gotha, bis Elberfeld und Coblenz, bis Amsterdam und Brüssel fast von Stunde zu Stunde verfolgen lassen. Ich selbst erinnere mich, daß in dem heißen und trocknen Sommer 1834, wo wir in Oldenburg, meinem damaligen Wohnorte, gewaltig von dem Moordampfe zu leiden hatten, bei stehendem Nordwinde allemal etwa zwei Tage später in Basel ein ungewöhnlich stark riechender Höhenrauch bemerkt wurde. Im Juni 1854 hatten wir hier in Braunschweig um Mittag einen sehr dicken Höhenrauch und an demselben Abend beobachtete ihn ein Freund von mir in Carlsbad, wo er einem heftigen Gewitter aus Nordwest voraufging. In diesem Jahre (1857), wo die Trockenheit des Frühjahrs das gleichzeitige Brennen der Moore begünstigte, wurden wir hier schon in der zweiten Woche des Mai, dann um die Mitte des Juni und auch wieder im Juli vielfach durch sehr dichten Höhenrauch heimgesucht, und um dieselbe Zeit, namentlich im Mai und Juni, während der Wind bei wolkenlosem Himmel unverrückt aus Nord, Nordwest und Nordost blies, wurden vielfach Klagen laut aus Sachsen, Thüringen, Baiern und der Rheingegend, daß der abscheuliche Höhenrauch den schönen Frühling, die Baum- und die Kornblüthe verderbe. Es muß schlimm gekommen sein, da ein Mitglied

des Kreisrathes zu Ansbach sich dadurch zu dem Antrage bewogen gefunden hat, die königlich bayerische Regierung zu ersuchen, dahin zu wirken, daß den Moorbauern Niederbayerns das ganz Deutschland belästigende schädliche Moorbrechen verboten werde, das immer mehr als der Urrprung des bösen Höhenrauchs anerkannt werde. — Ein Freund erzählt mir, daß der General von Müßling bei seinen Vermessungen in Westphalen mehr als dreißigmal, wenn der Höhenrauch das Gesichtsfeld seines Fernrohrs verdunkelte, gegen die Windrichtung angetrieben sei, bis er die Quelle desselben aufgefunden, und daß er immer ohne Ausnahme einen Moor- oder Rasenbrand angetroffen habe. Von dem großen Gauß habe ich es selbst gehört, daß ihn der Höhenrauch bei seinen Vermessungen des Königreichs Hannover oft behindert habe: daß der Höhenrauch von den Moorbränden der Küstländer herrühre, galt ihm für eine allbelannte ausgemachte Sache. Ebenso klagte der Vermessungsdirector von Ehrenl in Oldenburg bei seinen Vermessungen jenes Herzogthums, daß ihm der Höhenrauch oder Moordampf seine Arbeiten vielfach störe: Moordampf und Höhenrauch sind ihm, wie aller Welt dort, gleichbedeutende Begriffe.

Aber erstaunlich, sagt man, ist doch eine so schnelle Verbreitung des Höhenrauchs oder, wenn er das ist, des Moordampfes über so weite Länderstreden. — Ich meine nicht. Ein Wind, der sich nur zehn bis zwölf Fuß in der Secunde fortbewegt, also ein sehr mäßiger Wind, führt den Rauch in zwölf Stunden schon zwanzig Meilen weit, in vierundzwanzig Stunden vierzig Meilen. Ein Wind, der in der Secunde dreißig Fuß zurücklegt, ein lebhafter Wind, aber noch lange kein Sturm, trägt Wolken schon in einem Tage über hundert Meilen weit.

Allein wie können die schweren Rauchmassen in der viel leichteren Luft sich so lange schwebend erhalten, ohne zu Boden zu sinken? Denn ist der Höhenrauch wirklich Rauch, so ist er eben sein vertheilte Kohle, und Kohle, schwerer als Wasser, ist wohl über tausend mal schwerer als Luft. — Allerdings würde in völlig ruhiger Luft der schwerere Rauch bald zu Boden sinken. Aber die Kohle ist im Rauch unendlich fein vertheilt; die einzelnen Staubchen haben verhältnißmäßig zur Masse große Oberfläche und finden deshalb bei ihrer Bewegung in der Luft verhältnißmäßig großen Widerstand; der leiseste Luftzug reicht daher schon hin sie schwebend zu erhalten. So bestehen Nebel und Wolken aus unzähligen vielen Wasserbläschen, die auch viel schwerer sind als Luft. Gleichwohl werden diese Bläschen von bewegter Luft weithin getragen, ohne herab-

fallen zu können. Erst wenn sie in größeren Massen zusammenfließen, fallen sie als Regentropfen herab. Selbst die viel schwerere und viel weniger fein vertheilte vulcanische Asche wird oft vom Winde viele Meilen weit fortgeführt. So wurde am 1. Mai 1812 die westindische Insel Barbados von einem Aschenregen übershüttet, der von einem Ausbruche des zwanzig Meilen westlich gelegenen Vulcans Morne Carou herrührte, und am 20. Januar 1835 fiel auf Jamaica Asche herab, welche der Vulcan Cosiguina in Nicaragua in Mittelamerika ausgeworfen hatte. — Ein Baumblatt, eine Flaumfeder, ein dünnes Stück Papier, ein Flocken Baumwolle fallen langsam schaukelnd zu Boden und werden von einem mäßigen Luftzuge weithin fortgeweht: zu einem Ballen fest zusammengebrückt fallen sie rasch, mit geringem Widerstande der Luft.

Mit der erdhigen Luft wird der Rauch der brennenden Moore vom Boden in die Höhe getrieben, nach Umständen mehr oder minder hoch, bis zu hundert, auch wohl ein paar hundert Fuß, selten höher und gewiß niemals bis zu der Höhe unsrer Sommerwolken von mehreren tausend Fuß. Der Wind nimmt diese Rauchwolken mit sich fort, allerdings auch über Anhöhen und Berge von mehreren hundert, ja einigen tausend Fuß Höhe. Man beobachtet den Höhenrauch auch auf den höchsten Bergen des Harzes und des Thüringerwaldes, wie auf den Höhen- und Bergzügen Westphalens und des Rheinlandes. Aber der Höhenrauch hebt sich gewiss nur äußerst selten über den Boden, den Wolken gleich, so daß die untere Luftschicht rein und durchsichtig bliebe, sondern er wälzt sich über den Boden hin, als schwere Masse immer zu sinken bestrebt, so daß die untere Luftschicht in der Regel von ihm am dichtesten getrübt ist. Man sieht das am auffallendsten, wenn der Höhenrauch als scharf begrenzte Wolke in die reine Luft vordringt.

Aus der Ferne gesehen haben solche Rauchwolken, wenn sie mit rasch aufspringendem Winde am Horizonte heraufziehen, die täuschendste Aehnlichkeit mit den dicken, geballten Hausenwolken, die uns ein nahendes Gewitter verkünden. Sie thürmen sich höher und höher auf, den Himmel verdüsternd; ein brausender Sturm geht ihnen voran und — statt des gehofften labenden Regens mit Blitz und Donner schütten sie glanz- und geräuschlos unerquicklichen trodnen Nebel von häßlich brenzlichem Geruche über uns aus. — Das sind die geplatzten Gewitter, die statt Regen, Blitz und Donner den verhassten Höhenrauch gebären.

Es ist wohl erklärlich, wie nach solchen Vorgängen die biblisch faßbare Erklärung des

Höhenrauchs aus dem Plagen eines Gewitters in dem Glauben des Volks sich festsetzen konnte, obwohl dem aufmerksamen Beobachter auch schon in der Form Unterschiede zwischen den Rauch- und den feuchtesten Gewitterwolken hätten auffallen können. So z. B. die trübere, schmutzigere Farbe der Rauchwolken, und ihre festere, weniger wandelbare Begrenzung, indem die Ränder der wässrigen Haufenwolken bei dem steten Wechsel sich niedererschlagender und wieder verflüchtigender Dunstbläschen, aus denen sie bestehen, unaufhörlich ihre Form verändern. Es ist auch verzeihlich, daß selbst Physiker und Physiker von Ruf in der Jugendzeit der Electricitätslehre, als der große Franklin in dem Blicke nur die höhere Potenz des Funlens seiner Elektrifizirmaschine erlannt hatte, den Höhenrauch wie manche andere noch unerklärte Naturerscheinungen aus dem geheimnißvollen Walten dieser überall verborgenen und überall durchblickenden Naturkraft ableiten zu können meinten. Aber wie noch jetzt, nachdem das Gebiet der elektrischen Wirkungen nach vielen Richtungen heller beleuchtet und schärfer begrenzt ist, selbst Männer, die darauf Anspruch machen, den Fortschritten der Naturlehre gefolgt zu sein, immer und immer wieder auf die wunderliche Idee von zerplakten Gewittern zurückkommen mögen, das ist schwerer begreiflich.

Man weiß, daß ein Gewitter entsteht, wenn eine kältere und eine wärmere Luftschicht sich heftig an einander reiben. Die kältere Luft pflegt zugleich ärmer, die wärmere reicher an Feuchtigkeit zu sein. Bei dem heftigen Einstromen der einen in die andere erzeugt sich zugleich die Electricität und der Niederschlag der Feuchtigkeit zu Regen oder zu Schnee, Schloffen (Graupeln) oder Hagel, je nachdem die Temperatur der kälteren Luft mehr oder minder tief ist. Die Ausgleichung der erregten hochgespannten Electricität geschieht im Blitz. Das Gewitter ist also ein Vorgang, ein Proceß im Luftmeer, nicht etwas Fertiges, Gewordenes, Substantielles. Was ist also ein zerplaktes, ein ungeborenes Gewitter? — Ich kann noch immer nicht besser darauf antworten, als ich es den beharrlichen Verehrtern des elektrischen Ursprungs des Höhenrauchs gegenüber schon einmal gethan habe: ein Concert, das nicht gespielt, ein Feuerwerk, das nicht abgebrannt ist.

Man weiß ferner, daß die Electricität chemische Zersetzungen und chemische Verbindungen wägbarer Stoffe mit großer Kraft einleitet, daß sie aber selbst etwas Unwägbares, vielleicht nur eine Thätigkeit der wägbaren oder eines eigenthümlichen unwägbaren Stoffes ist und sich niemals in einen wägbaren Stoff

verwandeln oder wesentlich neue wägbare Stoffe, die nicht aus den vorgefundnen durch Zersetzung oder Verbindung entstehen könnten, erzeugen kann. Wie soll nun die Electricität das Wasser der Gewitterwolken in einen trocknen staubigen Körper — wir meinen, in feinvtheilten Kohlenstaub verwandeln? Es ist wahr, die Chemie hat noch kein Mittel nachzuweisen, daß der Höhenrauch, wo er so verdünnt ist, daß man über seine Beschaffenheit zweifelhaft sein kann, grade Kohlenstaub ist. Daß er aber eben kein feuchter, nasser, sondern ein trockener Nebel ist, weisen unsre hygroskopischen Instrumente und unsre Kenntnisse von dem Verhalten des Wasserdampfes auf das Bestimmteste nach. †

Wie nun, wenn auf den Höhenrauch doch noch Regen, und Regen mit Blitz und Donner, ganz unzweideutige Gewitter folgen? Ich habe aus den letzten Jahren mehrere Fälle angemerkt, den letzten vom 31. Juli d. J., wo es hier in Braunschwieg in dichten Höhenrauch recht lustig hinein regnete, bligte und donnerte. Ist nun das zerplakte Gewitter wieder neu geboren, oder trotz des Zerplatzens doch noch geboren? Derselbe Nordwestwind brachte den Höhenrauch und wenige Stunden später den Gewitterregen.

Es gibt Leute, die der überzeugenden Kraft der Thatfachen so viel nachgeben, daß sie zugestehen, der Höhenrauch möge in vielen Fällen von den brennenden Mooren und Heiden herstammen, daneben aber noch eine andere Art Höhenrauch kennen wollen, die sie aus, wenn auch noch unerklärten, elektrischen Vorgängen in der Atmosphäre, aus Aushauchungen der Erde oder gar aus Einflüssen von außerhalb der Atmosphäre, kosmischen Einflüssen, ableiten zu müssen glauben. Die Annahme einer von dem Moordampfe verschiedenen Art des Höhenrauchs wollen sie aber damit rechtfertigen, weil es auch Höhenrauch gebe, der nicht rieche, ferner zu allen Zeiten des Jahres, auch dann, wenn kein Moor gebrannt werde, und auch mit Winden, die aus Gegenden kommen, wo entschieden kein Moor oder Rasen gebrannt wird. — Daß es auch Höhenrauch ohne den eigenthümlichen brandigen Geruch gebe, beweist nicht viel. Durch Verdünnung des Rauchs kann sein Geruch leicht so weit abgeschwächt sein, daß er auch von einer empfindlichen Nase nicht mehr wahrgenommen wird, während doch die Trübung der Luft, die er bewirkt, beim Hindurchsehen durch ausgedehnte Massen noch sichtbar bleibt. Ob es zu allen Jahreszeiten, auch in den kalten Wintermonaten, wirklich trocknen Höhenrauch gebe, möchte ich bezweifeln. Vom Frühjahr bis spät in den Herbst hinein werden bei trockenem Wetter Moor und Rasen gebrannt,

im Herbst namentlich für die Cultur von Winterkorn und Kaps. Unbefangene Beobachter geben auch nur von dieser Zeit Beobachtungen des Höhenrauchs an, und Egen sagt ausdrücklich, daß er und alle seine Gewährsmänner nur zu solchen Zeiten Höhenrauch bemerkt hätten, wo wirklich Moor oder Rasen gebrannt sein kann. Ob also nicht als angeblich winterlicher Höhenrauch gewöhnlicher feuchter Nebel mit untergelaufen sein mag? Wenn aber zuweilen Höhenrauch mit Winden bemerkt wurde, die aus Gegenden kommen, wo entschieden kein Moor oder Rasen gebrannt sein kann, wie z. B. auf der Nordsee mit nördlichen Winden, so vergesse man doch nicht, daß die Winde nicht selten auf Umwegen zu uns kommen, „meist Lügner sind,“ wie Dove sagt, weil sie „nicht aus der Gegend kommen, aus welcher sie sagen.“ So kamen auch die oben angeführten Aschenregen von westlich gelegenen Vulkanen, während unten der entschiedenste Nordost-Passatwind wehete. Der entgegengesetzte obere Passat hatte die Asche mit sich fortgenommen. Kann nicht Ähnliches bei dem häufigen Windwechsel auch in unsern Gegenden vorkommen? Der Fall, daß der Höhenrauch mit Winden in der Richtung von den brennenden Mooren herkommt, bleibt aber immer die Regel, daß er mit Winden aus anderen oder gar entgegengesetzten Richtungen kommt, die Ausnahme. Auf zehn Fälle, in welchen die Regel gilt, kommt ungefähr ein Ausnahmefall. So erscheint der Höhenrauch bei uns in Braunschweig in der Regel mit Nordwest-, oder mit Nord- oder Nordostwind, in Aurich in Ostfriesland fast nur mit südlichen, in Osnabrück mit Ost-, Süd- und Südwestwinden, — an jedem Orte mit den Winden, die aus der Gegend der Moorbrände kommen. —

Es möchte danach von den Widersachern unsrer Ansicht erst noch zu beweisen sein, daß es außer dem Höhenrauche, der sich aus den Moor- und Rasenbränden ableiten läßt, auch noch anderen, aber wirklich bestimmt charakterisirten Höhenrauch gebe. Bis dahin wird man wohl thun, der alten Regel der Naturforschung treu zu bleiben: nicht mit Bielelei zu erklären, wo man mit Wenigem ausreicht. Ueber die ganz haltlosen Vorstellungen, wie sich die Entdecker einer zweiten ganz besondern Art von Höhenrauch dessen Entstehung erklären zu müssen glauben, ist natürlich vorläufig noch gar nicht zu streiten.

Schließlich nur noch ein paar Worte über die Beschuldigungen, die man dem Höhenrauche zur Last legt. Er soll den Regen vertreiben. Es mag damit geben wie mit dem uralten Glauben, daß der Mondschein Kälte bringe (*frigida luna*). Weil helle Nächte

kälter sind als die mit bedecktem Himmel (wegen der ausstrahlenden Wärme), und nur bei hellen Nächten der Mond scheint, so soll der unschuldige Mond die Kälte bringen. Kämpz freilich scheint zu meinen, daß an dieser Beschuldigung des Höhenrauchs etwas Wahres sein könne. Der Höhenrauch bestehe aus fein vertheiltem Kohlenstaub. Kohle aber sauge als sehr hygroscopischer Körper mit Lebhaftigkeit die Feuchtigkeit, den Wasserdampf der Luft auf. Deshalb sei es, daß bei feuchter Luft der Höhenrauch, durch den aufgezogenen Wasserdampf schwerer gemacht, eher zu Boden sinke. Er könne also immerhin mit dazu beitragen, die Luft trockner zu machen und dadurch die Bildung des Regens zu erschweren. Auch möge der Höhenrauch als guter Leiter der Electricität unter Umständen die Bildung von Gewittern behindern können. Mir scheint es jedoch, als wäre die Masse der als Höhenrauch in der Luft vertheilten Kohle viel zu gering, um den Feuchtigkeitsgehalt derselben so weit zu vermindern, daß dadurch der Regen aufgehoben werden könnte, wenn nur sonst die Bedingungen zum Regnen vorhanden sind. Auch steigt ja der Höhenrauch selten in die höheren Regionen, wo bei uns im Sommer vorzugsweise die Regenwolken entstehen. Oft genug regnet es auch, wie schon erwähnt, mitten in den Höhenrauch hinein, zuweilen mit Blitz und Donner, und dann hilft uns der Regen meist bald von dem lästigen Gaste befreien. — Die Sache wird sich umgekehrt verhalten. Weil nur bei und nach anhaltend trockenem Wetter, zumal bei den vorherrschend nördlichen Winden im Frühjahr, die Moore und Heiden hinreichend ausgetrocknet sind, um angezündet werden zu können und uns mit Höhenrauch zu versorgen, so gibt man ihm Schuld, was doch nur Schuld an ihm ist.

Es wird eben keine andere Bewandniß mit der andern Anschuldigung haben, daß der Höhenrauch die Baum- und die Kornblüthe verderbe. Die viel daran Wahres ist, dürfte schwer zu ermitteln sein. Die Erfahrungen dieses Jahres und manches früheren sprechen glänzend zu Gunsten des Höhenrauchs. Wir haben selten grade zur Zeit der Obstbaum- und der Kornblüthe so vielen und so dicken Höhenrauch gehabt — und selten eine so ausgezeichnete Obst- und Kornerte. Die dürre Kälte und die Nachfröste, welche in andern Jahren zur Blüthezeit den Höhenrauch begleiten, mögen der Blüthe viel verderblicher sein als dieser selbst. Der Kohlenstaub wenigstens ist gewiß nicht schädlich und es müßten schon die übrigen Verbrennungsproducte sein, die mit ihm weit und breit die Luft durchdringen. Aber eben dieser weiten Verbreitung und dadurch bewirkten,

starken Verdünnung wegen werden auch sie dem Pflanzenwuchs nicht sonderlich nachtheilig sein.

Für Engbrüstige und Brustleidende aller Art mag dagegen auch schon dieser geringe Zusatz irrespirabler Stoffe zu der eingeathmeten Luft lästig und sogar schädlich werden können, so gut wie Tabaks-, Osen- und Küchenrauch, zumal in der Nähe der Moore, wo der Höhenrauch noch als jugendlicher Moordampf selbst Gesunden oft unerträglich werden kann. Doch hört man in jenen Gegenden darüber weniger klagen, vielleicht weil man dort an den Torfquahl der offenen Herde wenigstens in den Wauerhäusern mehr gewöhnt ist, oder — weil man das Uebel für unvermeidlich hält.

Ich fürchte, der Höhenrauch wird noch lange für uns ein unvermeidliches Uebel bleiben, das wie bisher noch eher zu- als abnehmen wird, trotz aller Beschwerden, mit denen man schon, so lange das Moorbrennen besteht, gegen ihn zu Felde gezogen ist, und trotz der landesherrlichen Verordnungen, mit denen man wiederholt das Moorbrennen wenigstens zu beschränken versucht hat. Eine solche Verordnung ist schon im Jahre 1726, also bald nach Einführung des Moorbrennens vom Herzoge Ernst August für das Osnabrückische, später für Ostfriesland von der hannoverschen Regierung erlassen. Man hat immer von der Durchführung der beschränkenden Verbote wieder absehen müssen. Denn das Interesse, wenn man will, das Gebot der Selbsterhaltung der Moorcolonisten ist immer stärker gewesen als solche Verbote. — Das beste, vielleicht das einzige Mittel, von welchem Abhülfe zu erwarten wäre, möchte sein, daß man eine Culturemethode erfinde, welche dem Moorbauer das Moorbrennen ersetzte, ohne die Nachbarn in gleicher Weise zu belästigen.

Das aber hoffe ich noch zu erleben, daß der Höhenrauch aus den Meteorologien, wenn auch nicht aus den Köpfen mancher Wetterbeobachter, als ein Meteor wieder verschwinden wird.

Vom Blute.

Von

Professor Dr. J. Vogel jun.

„Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling ist
Das ist lebend'g Blut in frischer Kraft,
Das neue Leben sich aus Leben schafft.“
H o c k e.

Wegen seines innigen Zusammenhanges mit dem thierischen Leben gehörte das Blut von jeher — schon zu einer Zeit, da die

exacte Methode als die allein richtige sich noch nicht zur herrschenden in der Erforschung der Natur erhoben — unter die Gegenstände, welche Aerzte, Physiologen und Chemiker mit besonderer Liebe und Theilnahme studirten und bearbeiteten. Nicht jener bisweilen abenteuerlichen Ansichten über die geheimnißvolle Natur und Bedeutung des Blutes wollen wir erwähnen, — jener Ansichten, die der ersten Morgenämmerung der Wissenschaft angehören, ehe sie sich noch des vollen Sonnenaufganges zu erfreuen hatte, — sondern zunächst wollen wir aus dem beinahe unermeßlichen Materiale nur einige wenige Thatfachen hervorheben, wie sie die moderne Wissenschaft mit ihren verfeinerten Aggregatwaffen, dem Mikroskop und chemischen Agentien über diesen „ganz besondern Saft“ festgestellt hat. Dabei verachten wir aber nicht die Forschungen einer vergangenen Zeit. Nicht selten trifft es sich, daß die mühsame und langjährige Arbeit eines treumeinenden Forschers nach Kurzem schon durch das glückliche Bemühen eines anderen modificirt, ja verdrängt wird. Wie überall so auch vorzugsweise auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erforschung der Natur muß sich der Nachfolger auf die Schultern des Vorgängers schwingen und doch hat Keiner vergeblich gearbeitet, nur durch die Nähe des Einigen, ja durch seinen Irrthum vielleicht ist erst das gemonnene Resultat des Anderen möglich geworden und wir können jenem Gelehrten nicht Unrecht geben, der von sich rühmte: „Ich mache Untersuchungen, in denen irren zu können schon eine Ehre ist.“ Es steht nun einmal nicht zu ändern, der Eine hat die Nähe, der Andere den Lohn. Nehulich wie wir im Leben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf den verfloßenen Abschnitt des Daseins wohl mit vornehm bedauerlichen Mienen herabsehen und recht klug geworden zu sein meinen, wenn wir uns in demüthigenden Vorstellungen unsers Zustandes von ebendem über uns selbst erheben, der Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit schmeicheln, — so ist es auch in der Wissenschaft. Nur durch redliches Zusammenwirken vieler nähern wir uns Schritt für Schritt der Wahrheit. Das Wahre der Gegenwart aber ist gleich dem Guten und Schönen stets nur organische Entwicklung aus dem Wahren, Guten und Schönen früherer Perioden und es ist nicht gut, wenn man in der Meinung, die Gegenwart hoch zu ehren, alles Frühere mißachtend daneben in tiefsten Schatten stellt.

In der Naturgeschichte des Blutes gibt es, ungeachtet sich von jeder namhafte Gelehrte mit dieser Substanz beschäftigt haben, noch so manche dunkle Punkte; die Gerinnung, der Geruch, die Menge des Blutes u. s. w. sind immer noch von räthselhaften Begleitern um-

geben; in der neuesten Zeit haben die Arbeiten J. Jones' über mehrere dieser noch nicht aufgefällten Verhältnisse einiges Licht verbreitet und zwar auf dem Wege der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Dieser Gelehrte hat nämlich bei seinem Aufenthalte in Georgien Gelegenheit gefunden, das Blut verschiedener Thierclassen, von Schlangen, Fischen und anderen kaltblütigen Thieren zu untersuchen. — Thiere, deren Blut theils wegen der Unzugänglichkeit ihrer Aufenthaltsorte, theils wegen der Schwierigkeit, sie sich, außer an Ort und Stelle, lebendig zu verschaffen, schwerlich bis jetzt Gegenstand chemischer Untersuchung geworden ist.

Nur in den allgemeinsten Umrissen wollen wir, was uns theils aus eigener Anschauung, theils aus den neuesten Arbeiten über das Blut gerade nahe liegt, mittheilen, so weit es auch für ein größeres gebildetes Publicum verständlich und von Interesse zu sein scheint.

Als erste und wichtige Thatsache ergibt sich, daß das Blut durch das ganze Thierreich hindurch bei gesteigerter Entwicklung auch durchgängig concentrirter erscheint. Das specifische Gewicht des Blutes einer Schlange beträgt z. B. 1036 (das Wasser zu 1000 angenommen), das des Menschen und der warmblütigen Säugethiere überhaupt 1050. Beim Blute des Menschen erfordert das Gesehlecht eine Verächtigung. Nach R. Wagner ist das Blut der Männer dicker und wenigstens um $\frac{1}{1000}$ schwerer, als das der Frauen. Das specifische Gewicht des Frauenblutes beträgt nur 1050, das der Männer nie unter 1053, bei robusteren Männern kommen die specifischen Gewichte 1058, ja 1059 nicht selten vor. Auch das Lebensalter ist nicht ohne Einfluß auf die Consistenz und das Gewicht des Blutes. In der Jugend finden wir es stets dünner und leichter, als bei Erwachsenen, bei Neugeborenen am dünnsten und leichtesten. Wenn man daher vom leichten Blute der Jugend spricht, so ist dies nicht eine Nebenart, die allen tieferen Grades entbehrend sich nur metaphorisch auf den leichten Sinn der Jugend bezieht, sondern es ist ein sprichwörtlich gewordener Ausdruck, der sich unbewußt auf eine physiologische Wahrheit gründet. Man sagt bekanntlich den Schwaben nach, daß sie erst mit vierzig Jahren gelichtet werden, d. h. den Lichtsinn der Jugend ablegen; das hängt doch gewiß mit der Consistenz ihres Blutes zusammen, indem ihr Blut wohl erst im vierzigsten Jahre das gewöhnliche specifische Gewicht der Erwachsenen erreicht. Ueberhaupt wäre es aber bei so manchen wichtigen Vorkommnissen im Leben und im Staatshaushalte, wie z. B. bei Heirathen und Anstellungen nicht übel, wenn man die Blut schwere des Individuums, welches

man heirathen oder anstellen will, kennen lernte; daraus ließe sich doch a priori mit Sicherheit ein Schluß ziehen. Zu so ernsthaften höchst wichtigen Ehrenstellen wie Geheimrath, Professor zc. sollten unmaßgeblich nur die Zahlen über 1054 zugelassen werden, während die Individuen unter 1054 zum leichteren Vorpостdienste als Literaten, Journalisten zc. verwendbar wären.

Versuche über die Wirkung des Hungers und Durstes auf die Constitution des Blutes haben gelehrt, daß der Wassergehalt des Blutes sich im Allgemeinen rascher verminderte, als der Gehalt an festen Bestandtheilen. Die Blutkörperchen widerstanden dabei der Resorption ebensowenig, als die übrigen Bestandtheile.

Daß jedes organisch-animalische Wesen seine eigenthümliche Geruchsatmosphäre habe, ist bekannt genug; wir erinnern nur an den Ziegenbock und Verwandte, wissen wir ja auch, daß der Hund seinen Herrn am Geruche erkennt. Diese Gerüche finden jedenfalls, wenn auch nur mittelbar, im Mute ihren Träger, indem immerhin die Secretionen in besonderen Organen durch das Blut vermittelt werden. Durch Zusatz von Schwefelsäure wird aus dem Blute der eigenthümliche Geruch des Individuums deutlich entwickelt. Wenn es auch zu weit gegangen und übertrieben ist, bei gerichtlichen Fällen auf diese Weise durch den Geruch den Ursprung und die Natur eines Blutes zu ermitteln zu wollen, ob z. B. das Blut von einer Frau, nicht aber von einem Manne herrühre, so kann man doch hierdurch das Blut von einem Carnivoren oder Herbivoren wohl unterscheiden. Auch das getrocknete Blut bewahrt Jahre lang die Eigenschaft, durch Schwefelsäure den der Thiergattung eigenthümlichen Geruch zu entwickeln. In meiner Präparatensammlung befindet sich ein Glas mit der Aufschrift: „Getrocknetes Ochsenblut,“ welches mit der Universität den Umzug von Landshut nach München gemacht hat, also mindestens dreißig Jahre alt sein muß. Dieses Blut entwickelt bei der Behandlung mit Schwefelsäure einen unverkennbaren Stallgeruch; getrocknetes und Jahre lang aufbewahrtes Fischblut ergibt mit Schwefelsäure übergoßen den eigenthümlichen Fischgeruch, das Blut der Carnivoren urinösen Schweißgeruch. Das Klima ist hierauf nicht ohne Einfluß. So besitzt das Blut der Neger, welche bekanntlich eine riechende Hautausdünstung haben, einen starken, eigenthümlich unangenehmen Geruch. Dieß hängt offenbar mit der Erfahrung zusammen, daß der Geruch organischer Körper um so intensiver und auffallender ist, je mehr sie dem Lichte und der Wärme ausgesetzt sind, stärker hervortretend zwischen den Wendekreisen, mehr verschwin-

dend gegen die Kote hin, wie dies am deutlichsten an den Pflanzen der Tropengegenden bemerkt wird.

Ueber die normale Menge des Blutes im menschlichen Körper, sowie überhaupt im Thierkörper ist es schwer, eine allgemein richtige Ansicht zu gewinnen, einmal, weil die Blutmenge nach Alter, Geschlecht, Constitution und Individualität des Organismus eine verschiedene ist, dann aber aus dem Grunde, weil die quantitative Bestimmung des Blutes mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und es eigentlich noch an einer genauen Methode dazu bis jetzt gebricht. Einleuchtend ist es, daß man durch das Auffangen des Blutes beim Verbluten oder durch die Gewichtsbestimmung des ganzen Körpers vor und nach der Verblutung die Blutmenge zu gering erhält, indem unter Umständen ein großer Theil des Blutes in der Leiche verbleibt. Welsberg sammelte bei der Hinrichtung einer Frau vierundzwanzig Pfund Blut, während in einem anderen Falle bei einem durch das Schwert hingerichteten Verbrecher der Unterschied des Körpergewichtes vor und nach der Hinrichtung nicht ganz dreizehn Pfund betrug. Man sieht, die nach dieser Methode gewonnenen Resultate weichen zu weit von einander ab, als daß sie vergleichbar sein könnten. Dagegen muß man durch das vorgeschlagene Zerhacken des ganzen Körpers und sorgfältiges Auswaschen der einzelnen Körpertheile offenbar die Blutmenge zu groß finden, indem zugleich die übrigen Flüssigkeiten des Organismus dem Blute beigemengt mit in Rechnung kommen.

Ohne nun hier auf die mannigfachen, mitunter complicirten Methoden der Blutmengebestimmungen einzugehen, welche indeß alle nach Umständen genaue Resultate ergeben können, will ich nur einer in neuester Zeit angegebenen Untersuchungsmethode erwähnen, welche in den Fällen, wo sie anwendbar ist, auf eine einfache Weise genaue Resultate ergibt. Sie beruht auf der Thatfache, daß unter allen Theilen des Organismus sich nur in der Nische des Blutes und der Haare Eisen befindet. Es wird daher zuvörderst aus einer gewogenen Menge des dem Thiere entzogenen Blutes der Eisengehalt bestimmt, dann der ganze Thierkörper, nachdem er sorgfältig von allen Haaren befreit worden, eingewaschen und in der gesammelten Nische ebenfalls das Eisen bestimmt. Aus der Vergleichung des Eisens in einer gewogenen Blutmenge mit der in der Nische des ganzen Körpers ergibt sich die Blutmenge des Individuums selbst.

Die genauesten Untersuchungen haben auf das Entschiedenste die physiologisch wichtige Thatfache ergeben, daß die Blutmenge in den kaltblütigen Thieren weit geringer ist, als in den

warmblütigen; hierin liegt eine interessante Erklärung des Unterschieds zwischen diesen beiden großen Thierclassen.

Ob der Mensch in der That das Vorrecht einer größeren relativen Blutmenge vor allen Thieren besitze, kann noch nicht mit Bestimmtheit behauptet werden. Die gewöhnliche Annahme von einundzwanzig Pfund Blut im Erwachsenen entspricht ungefähr dem achten Theile des ganzen Körpergewichtes, eine neuere auf Versuche gegründete Annahme von neunzehn Pfund dem elften Theile des Körpergewichtes. Nach den vorliegenden zahlreichen Beobachtungen ist im weiblichen Körper die Blutmenge offenbar geringer, als im männlichen.

Ist das Blut aus seiner lebendigen Strömung getreten, so erleidet es bald eine wesentliche Veränderung, es zerfällt in zwei getrennte Theile: in eine feste Masse, den Blutkuchen, und in einen darüber stehenden flüssigen Theil, das Blutwasser. Es ist sehr schwer, dieses Gerinnen des Blutes richtig aufzufassen. Schon in der frühesten Zeit, zur Zeit Hippokrates, war die Ursache, warum das Blut, sobald es aus dem Verbands des lebenden Organismus tritt, gerinnt, der Gegenstand vielfacher und mühsamer Untersuchung. Bald mußte es ungenügend erscheinen, als Ursache dieses Phänomens die Ablösung des Blutes, die Einwirkung der Atmosphäre, die eintretende Kälte u. zu betrachten; so nahm man denn nach dem in der Naturwissenschaft so oft anwendbaren metaphysischen Rathe:

„Im Ganzen — haltet Euch an Worte! —
Denn eben wo Begriffe fehlen,

Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

bald einen Verlust der Anziehungskraft der einzelnen Theilchen des Blutes, bald einen Mangel des Nerveneinflusses an, — Nebenarten, die natürlich zur Erklärung des dunkeln Vorganges keinen Beitrag liefern. Vielleicht ist es der Chemie vorbehalten, den Schlüssel dieses Räthsels zu finden, d. h. nachzuweisen, welchen Umständen es zuzuschreiben ist, daß der im lebenden Blute flüssige Faserstoff, bald nachdem er aus der Ader gestossen, in festen Zustand übergeht. Zahlreiche Beobachtungen haben gelehrt, daß das Blut um so schneller gerinne, je geschwächer der Organismus ist, dem es entzogen, so daß z. B. die letzten Portionen, die einem beinahe blutleeren Thiere entströmen, weit schneller als die ersten gerinnen: das Blut der Greise gerinnt früher, als jenes von jungen Personen, ebenso das Blut der Frauen immer etwas früher als das der Männer. Daß durch verschiedene innerlich gegebene Arzneistoffe, z. B. durch häufigen Quecksilbergebrauch, das Blut an seiner Gerinnbarkeit verliert, ist bekannt. Ob

die Beobachtung richtig ist, daß Menschenblut Monate lang ungeronnen und unzerlegt im Magen eines gesunden Blutegels und ohne allen Geruch bleiben kann, vermag ich nicht zu entscheiden. Wenn auch diese und ähnliche Beobachtungen nicht dazu berechtigen, in dem Gerinnen und Zerfallen eine Analogie mit dem wirklichen Sterben zu erblicken, so beweisen sie doch, daß der Vorgang der Blutgerinnung mit der eigentlichen Lebensspannung zusammenhängt.

Es erinnert unwillkürlich an den Homunculus in „der innersten Phiole“ des Samulus Wagner, jenes „trocknen Schleimers,“ wenn man von den Bemühungen liest, sogenanntes künstliches Blut zu erzeugen. Man meint, den alten Plinius reden zu hören, und doch war es der berühmte Chemiker Fourcroy, welcher aus den wesentlichsten Theilen, woraus das Thierblut notorisch besteht, mittelst der galvanischen Electricität eine dem Blute ähnliche Flüssigkeit hervorgebracht haben wollte. Die Blutbildung gehört zu den unnachahmlichen Naturprocessen, die von dem Leben des ganzen Organismus und seiner Theile abhängen; der lebende Organismus allein vermag diesen Lebenssaft hervorzubringen.

In diätetischer Beziehung ist das frische Thierblut, welches der wilde Auerländer verschleckt, ein wahrer Labretalk für die Isolländer und andre rohe Völker, z. B. für die Büchse in Oberegypten, die vorzüglich das noch warme Blut geschlachteter Schafe gern trinken. Sogar frisches Menschenblut ist als Medicament nicht verschmäht worden. Plinius erzählt, daß die ausfälligen Egypter sich des frischen, noch warmen Menschenblutes zum Baden bedient, und nach Zonaras sollen die Priester des capitolinischen Jupiter's Constantin dem Großen dasselbe Mittel bei einer ähnlichen Krankheit angerathen haben. Wenn es auch wohl nur eine Sage ist, daß sich bisweilen Tyrannen der Vorzeit, nur um ihre Kräfte zu mehren und zu stärken, im Menschenblute zu baden pflegten, so ist dagegen doch heutzutage noch der Genuß des Blutes von enthaupteten Verbrechern auch von gebildeten Völkern als ein Mittel gegen manche Krankheiten, unter andren gegen Epilepsie im Gebrauche.

Die Transfusion des Blutes, d. h. die directe Ueberführung des Blutes von einem Individuum zum andern wurde zuerst in Frankreich an Verbrechern versucht, damals aber bald wieder gesehlich untersagt. Sie kommt, ihres zweifelhaften Erfolges wegen, in der neueren Zeit wohl nur selten zur Anwendung.

Neben der medicinischen Anwendung hat das Blut auch eine Bedeutung in der Technik. In frischem Zustande zum Klären trüber Flüssigkeiten, z. B. in den Juderaffinerien;

in der Färberei mit Crapp wurde es als desoxydierendes Reductionsmittel von den Armeiern schon längst zur Darstellung der feinsten und dauerhaftesten Farben für nothwendig gehalten. Zum Entfärben wird die Blutkühle wegen ihrer feinen Vertheilung sehr geschätzt.

Da das thierische Leben an den Kreislauf des Blutes geknüpft ist, so wurde schon in den ältesten Zeiten der Sitz des Lebens und der Seele im Blute angenommen. Deshalb wohl war es den Hebräern nach den Urkunden des alten Testaments durchaus nicht erlaubt, Blut allein zu genießen, noch auch Fleisch in seinem Blute, d. h. Fleisch von einem erstidten Thiere, dessen Blut nicht ausgeflossen war: Ich habe den Kindern Israhel gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen. Denn des Leibes Leben ist in seinem Blute. Wer es isst, der soll ausgerottet werden. Das Blut ist die Seele, darum sollst Du die Seele nicht mit dem Fleische essen.“ Da das Blutessen bei den Egyptern der Heiden gewöhnlich war, so wurde der Gesetzgeber bei diesem strengen Verbote des Blutes nebenbei offenbar von der Absicht geleitet, die Opfer der Israheliten von den heidnischen hiedurch auf des Bestimmteste zu unterscheiden. Uebrigens ist dieses Verbot auch in sanitätspolizeilicher Beziehung ein sehr weises gewesen, namentlich für jenes heiße Klima, da sich aus dem verwendeten Blute bekanntlich ein scharfes Gift entwickelt, welches wir im Wurmgifte als eine ranzige Säure kennen gelernt haben.

Es bleibt immer merkwürdig, daß die Sprache der verschiedensten Völker von jeder die Worte „Herz und Blut“ mit „Gemüth und Muth“ synonym gebraucht hat; sie wurde hier offenbar von einem richtigen Gefühl geleitet, so wie denn auch die Ausdrücke „Kaltblütigkeit, heißes und erhitztes Blut“ als Bezeichnungen von Gemüths- und Leidenschaftlichkeitsaffectionen nach verschiedenen Graden schon längst im Munde des Volkes waren, ehe sie die Wissenschaft sanctionirte.

Man weiß aus den Erzählungen Aller, die in der unglücklichen Lage gewesen, das Blut ihres Gegners im Zwitampf zu vergießen, daß das fließende Blut des Feindes die glühendste Rache des Herzens auslöst; der Anblick des mit dem Leben entströmenden Blutes verböhnt den brennendsten Haß. Bei den Opfern der Juden und Heiden schon war immer das Blut die Hauptsache, in dem fließenden Blute des Opfertieres lag die Kraft der Versöhnung, ohne die Darbringung des Blutes waren alle übrigen Stücke des Versöhnungsamtes vergeblich, — eine Vorbedeutung der versöhnenden, reinigenden und heiligenden Kraft des Blutes, welches zum Heile und zur Erlösung für Alle vergossen worden ist.

Eine Küstenfahrt in Japan.

Reise des Langbootes der Vereinigten Staaten Corvette Vincennes
von Simoda nach Hakodade.

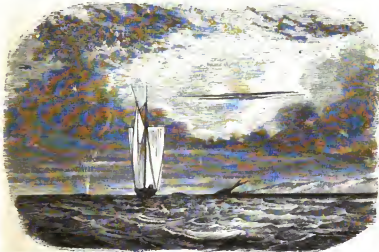
Original-Bericht von John Mercer Brooke, Flotten-Lieutenant, und
Ernst Knorr,

Secrétaire und Kartograph der Vereinigten Staaten-Expedition zur Durchforschung des nördlichen Stillen Meeres.

(Schluß von Seite 47.)

So endete unser Besuch in Utsiura. Bei unserer Rückkehr nach dem Boote fanden wir nicht nur unsern Wasservorrath ergänzt, sondern die Officialen hatten auch aus freien Stücken einige Bündel Brennholz herbeischleppen lassen. Wie überall waren auch sie nicht zu bewegen, die Zahlung, die wir nach unsern Instructionen dafür boten, anzunehmen; so verführerisch glänzende Dollarsstücke wir auch

es blieben aber noch die verschiedenen Landmarken und der Zug der Küste zu bestimmen. Zu diesem Zweck maßen wir eine Basis quer über den Hafen vermittelst einer Patent-Knotenschnur, die sehr richtige Resultate gibt, sobald einem Fahrzeuge nur eine Schnelligkeit von drei bis vier Knoten die Stunde mitgetheilt werden kann. Hierbei kamen wir jedoch ganz unerwartet in nicht geringe Gefahr; wir geriethen nämlich beim Eingange des Hafens in außerordentlich hohe Kollwogen, welche



Walffische in der Nähe des Bootes.

auszuden mochten, blieben sie doch standhaft. Unsere Leute hatte man weniger streng beobachtet, als uns selbst; unser Cornvain hatte sogar auf Einladung eines Priesters den Tempel besucht und beschriftet ihn ganz ähnlich dem großen Tempel in Simoda. — Nicht nur von dem offenen Briefe hatten die Beamten Abschrift genommen, sondern sie hatten auch eine nach ihrer Weise getreue Zeichnung von dem Boote, von der Kanone und von den verschiedenen Geräthen, die ihnen in's Auge gefallen waren, gefertigt.

Beim Einlaufen in diesen Hafen hatten wir die nöthigen Sondirungen vorgenommen,

wiederholt den Dablbord unter Wasser setzten und das Boot fast füllten, da wir das Wettertuch hatten niederlassen müssen, um die Ruder gebrauchen zu können. Wir wandten schnell den Bug zur See, doch bewegte sich kein Lüftchen, welches die Segel hätte füllen können; uns blieben nur die Ruder und erst nach harter Arbeit gelang es uns, die offene See zu erreichen, wo eine sanfte Brise die glasige Fläche des Wassers aufzurühren begann. Auch hier folgten uns die Boote der Japanesen. Sie sahen unsre Gefahr und hielten sich vielleicht in der löblichen Absicht uns so nahe, Hülfe zu leisten, falls wir füllten; ihre eigenen

breiten und flachbodigen Boote glitten leicht über die Rollen weg.

Wir passirten eine große Zahl mit Boyen bezeichnete Fischerstationen und konnten an denselben erkennen, daß die Strömung hier eine östliche Richtung nimmt und sich etwa zwei und eine halbe Meile die Stunde fortbewegt. Das Sentblei brachte aus dreißigdreißig Faden gebrochene Muscheln und runderliche Fragmente von Sandstein herauf, Zeichen, daß auch eine starke Strömung am Boden Statt habe.

Da wir das Vorgebirge Daido-Saki nicht ohne astronomische Beobachtungen zu passiren wünschten, reisten wir das große Segel und lepten unsern von einer Landspitze, die Siebold Kaminoto nennt, das Boot für die Nacht gegen den Wind. Sandsteinlager in parallelen Schichten, die sich etwa zweihundert Fuß hoch fast senkrecht über einander erheben, springen hier weit in die See; von ihnen ansteigt das Land allmählig noch ungefähr dreihundert Fuß auf und bietet in der Ferne das Bild eines rauh geflügelten Felses, auf welchem Dünghügel in großer Zahl regelmäßig vertheilt sind. Die Cultur scheint sehr gering zu sein.

Während der Nacht hatten wir eine leichte Peise von Südosten; nach und nach verlor sich auch diese und vollständige Windstille fiel ein. Der Mond stieg wie ein großes Silberschild hoch in den klaren Himmel, doch gab er nicht hinreichendes Licht, die Wallfische zu sehen, welche wir während der ganzen Nacht rings um uns hörten. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in der tiefen Stille der hohen See, die unwillkürlich zum Nachdenken einladet, von dem schwachen Athmen eines solchen See-Ungethüms, dem das Mäuschen des biden Wasserstrahles folgt, welchen es hoch in die Luft wirft, aufgeschreckt zu werden. Ojt müssen sie uns bis auf hundert Fuß nahe gekommen sein. Am nächsten Morgen sahen wir sie in großer Zahl und zwar ausschließlich von der Art, die der Seemann Budelische (humped backs, delphinus orca L.) nennt. —

Erst gegen zehn Uhr des Vormittags war der Wind stark genug, die Segel zu schwellen; er kam von Süden her, war also günstig und bald ließen wir Kaminoto hinter uns zurück. Von diesem Punkte bis etwa zur halben Entfernung von Daido-Saki wird die Küste von einer fortlaufenden Reihe von Sandsteinvorsprüngen unterbrochen, auf dessen nördlichem eine mächtige Eide ganz isolirt sich hoch über den Unterbusch erhebt und gleichsam die Hügelkette terminirt, da von hier aus Daido-Saki ein flaches Sandufer in tiefem Bogen einspringt. Auch nördlich von diesem Vorgebirge erreichen die Gebirgszspornen erst bei

Daido-Saki, vor welchem von Siebold irthümlich eine Insel placirt, das Ufer, bieten aber hier eine ganz eigenthümliche Formation. Wohl zwei Meilen lang erstreckt sich ein etwa hundert Fuß hohes senkrechtcs Gestade, das aus zwei scharf geschicbenen gleich hohen Niederlagen besteht, die untere dunkelbraun mit vertical laufenden grauen Linien gezeichnet, die obere von hellbraungelber Farbe ohne Stratification. So regelmäßig und so eben sind diese Wände, daß sie mehr Werken der Kunst als Gebilden der Natur gleichen. Das Grün, mit dem sie überall gleichmäßig bekleidet sind, läßt sie wie ungeheure Wälle erscheinen, die man, von scharfen, regelmäßigen Wasserrißen getäuscht, mit ausgedehnten Parapeten getront glaubt.

Die Bucht zwischen Daido-Saki und Daido-Saki ist wohl fünf Meilen tief und von dichtem Walde bekrönt, doch scheint sie ohne Hafen zu sein. Wir sahen während dieses Tages überhaupt nur eine Junke und zwar unter Daido-Saki ziemlich fern vom Ufer ankern, gingen daher nicht tiefer in die Bucht, von der wir vielleicht nicht wieder unter Segeln hätten auslaufen können.

Wir begegneten hier einer großen Zahl von schwarzen Albatrossen; auf einen derselben, der bei der Seite eines todten Seevogels schwam, schossen wir und obwohl die Kugel dicht bei ihm einschlug, ließ er sich doch in seinem Mahle nicht stören. Ganz bezeichnend nennt der Seemann diesen Vogel den Geier der See; ausgewachsen mißt er von Flügelende zu Flügelende zwölf Fuß; seine Augen erscheinen in dem dunklen Grau der Farbe lauernd und seine Gefräßigkeit ist Otel erregend. Beliebter, wenn auch laum minder gefräßig, ist sein weißer Namensgenosse, der Begleiter der Schiffe in den südlichen Seen. Noch größer, wie jener, — wir fingen einen im stillen Meer, der sechzehn Fuß über die Flügel maß — macht seine Farbe ihn freundlicher und hebt sein großes blaues Auge, das sanft, fast menschlich zu blicken scheint, wenn er in großen Vögen das schnellstegebende Schiff umkreist und ihm so oft mehrere Tage hindurch folgt, ohne zu rasten; man hat berechnet, daß er tausend englische Meilen in vier und zwanzig Stunden durchfliegen kann. Es ist wahrhaft wunderbar, wie leicht diese großen Thiere in schiefer Fläche über das Wasser dahingleiten, nur hin und wieder sich durch einen Flügelschlag einen neuen Impuls gebend; der untere Flügel scheint fast die See zu berühren, doch sieht man nie dieselbe sich furchen. Man fängt sie leicht an Angelbaten, die man mit Fleisch oder nur mit einem Lappen lödert und dem Schiffe nachschleifen läßt. Merkwürdig genug werden sie auf dem Verdeck stets seekraut, wenigstens erbrechen sie.

Auch können sie sich von demselben nicht wieder erheben; die Elasticität des Wassers muß ihnen helfen, dem schwereren Körper den erforderlichen Aufschwung zu geben.

Der Gebirgssporn, welcher das Cap Daiho-Saki bildet, senkt sich gegen Norden zu sehr sanft in das Meer hinab, bis er in niedere Felsen und Brandung ausläuft. An seiner südlichen Seite liegt unter den Baumgruppen eines sandigen Abhanges ein Fleden, gegen welchen wir feuerten, um für die Nacht zu ankern. Als wir indeß sahen, daß schwere Brandung sich hier überall weit in das Meer hineinzog und daß alle Fischerboote sehr hoch auf das Ufer geschleppt waren, wendeten wir uns westlich gegen einen zweiten Fleden, den wir in einer von zwei Vorsprüngen gebildeten Bucht eben erblickt hatten. Doch näher gekommen, fanden wir auch hier keinen einladenden Ankerplatz und feuerten daher wieder in die offene See hinaus. In etwa zwei Meilen Entfernung vom Ufer legten wir uns alsdann unter geriffen Segeln gegen den Wind und suchten unsre Theertücher. Wir hatten während dieses Tages einen namhaften Weg zurückgelegt und recht gute Materialien für eine Karte gewonnen.

Am Morgen des 3. Juni fanden wir uns wieder vier Meilen nordöstlich von Cap Daiho-Saki. Der Boden des Meeres vor diesem niedrigen Küstenstrich ist natürlich ganz verschieden von dem, wo sich Gebirgsmassen plötzlich herabsenken: das Blei zeigte überall geringere Tiefe und brachte feinen braunen oder blauen Sand herauf.

Der stete Wechsel der Formation macht diesen Theil der Ostküste Japans ganz besonders interessant und ohne Zweifel wird die Geologie, wie alle übrigen Zweige der Naturwissenschaften hier reiche Ausbeute finden. Leider war unsre Zeit zu gemessen, um unsre Zwecke nach secundären Richtungen hin irgendwie auszubehnen; unsre Instruktionen empfahlen auf das dringendste Eile, da die Vincennes noch in diesem Sommer in das arktische Meer hinaufzuziehen hatte und deshalb Peter-Pauls-Hafen in Kamtschatka im Anfange des Juli erreichen mußte. Wir konnten nur mit Bedauern auf das undurchforschte geheimnißvolle Land blicken, das in seiner eigenthümlichen Schönheit sich wie ein Panorama vor unsern Augen entrollte.

Nachdem wir die äußerste Spitze von Daiho-Saki in eine südliche Richtung gebracht hatten, legten wir bei, um Längen-Observationen zu machen und die nöthigen Winkel zu messen. Nordwestlich von der Spitze zeigte sich jetzt ein sehr großer Fleden, vor welchem mehrere Ankerplätze vor südöstlichen, das feste Land vor westlichen Winden. Wir sondirten in funfzehn

Faden und fanden den Boden aus kleinen runden Kieseln und gebröckelten Kammuscheln (*Venus mercenaria* L.) bestehend. Die weißgestrichenen, durchweg geräumigen Häuser des Fledens, gewiß über fünfshundert an Zahl, boten, von dem Grün der umgebenden Gärten und Baumgruppen gehoben, einen recht freundlichen Anblick. Die Funken lagen dem Anscheine nach in einem Hasen, der von einem Riff gebildet wurde; die See brach vor ihnen. Der Eingang in denselben schien östlich von der Stadt zu sein, wo ein Fläshen sich in die See ergießt; doch würde ein großes Schiff, auch ohne einzulaufen, wenigstens vor südlichen Winden eine hinreichend geschützte Abrede zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt finden. Dichte Massen von Leuten umstanden den Strand, wahrscheinlich von unsrer Erscheinung herbeigezogen, doch nahte sich uns kein Boot, im Gegentheile eilten die wenigen, die nicht auf das Ufer gezogen waren, auf das Schnellste in den Hasen.

Zehn Meilen nordnordwestlich von Daiho-Saki beginnt eine Sandhügelfette, die sich mehrere Meilen entlang der Küste fortzieht. Das Hochland tritt soweit in das Innere zurück, daß wir es bei klarem Wetter nicht mehr sehen konnten.

Um zehn Uhr Vormittags passirten uns drei große Funken in unbeholfenen Versuchen, südwärts hin zu laviren; mit ihren gewaltigen Segeln sahen diese schwerfälligen Gesäße Ungeheuern der See ähnlich, und selbst die Verzerrungen trugen bei, den Anblick seltsamer zu machen; die großen Holzbilder an den Schiffsschnäbeln sollten vielleicht Elefantentrüffel vorstellen.

Gegen Abend waren wir wieder vor einer klippigen Küste, etwa sechs Meilen davon entfernt, auch trat das Hochgebirge wieder näher. Das Senkblei brachte aus vierzig Faden Stücke von Quarz und kleine runde Kiesel. Eine Bucht schnitt auch hier tief in das Land, doch sahen wir überall Brandung und hielten uns daher hier nicht weiter auf, sondern machten alle Segel, um zu einer genaueren Durchforschung der Bai von Sendai, der wir uns jetzt näherten und die für den Handel ganz besonders wichtig ist, Zeit zu gewinnen.

Die Nacht hindurch sammelten sich bei leichtem Winde dunkle Wolken am Horizonte, und mit Tagesanbruch begann Regen zu fallen, der fortwährend heftiger wurde, während der Barometer bedeutend fiel. Wir waren eben vor Kono-Saki, konnten aber aus einer halben Meile Entfernung kaum die Küstenlinie erkennen. Eine Feinung setzte von Südosten ein und bald ging die See so hoch, wie der Mast unsers Bootes. Es gelang uns zwar, das felsige Kono-Saki zu wettern,

aber wir durften es nicht wagen, der Küste nahe zu bleiben, da, soweit wir sehen konnten, die See dort über schwarzen Felsklüffen heftig brach. Die Luft wurde immer dichter und dunkler, bis wir nichts mehr sahen als Nebel und schäumende, haushohe Wellen. Wir mußten wieder die hohe See suchen, doch dort wehte der stets wachsende Wind

Außer gelegentlichen Commandoworten hörte man keinen Laut im Boote; jedes Auge suchte ängstlich in den einander jagenden schwarzen Wolken die Gefahren des nächsten Augenblicks zu lesen.

Plötzlich schoß ganz nahe dem Wetterbug eine Schaumfäule mehrere Ellen in die Höhe. Gewiß lag leewärts vor uns ein Felsen, weit



Das Boot im Sturme.

grade gegen die Breitseite der langen Wogen, die uns zu erdrücken drohten. Klugheit rieth nun, uns wieder den Häfen zu nähern, die wir gestern gesehen hatten, um im Falle der höchsten Noth versuchen zu können, dort einzulaufen. Bei Daiho-Saki war der nächste derselben, doch lag derselbe bereits achtzig Meilen hinter uns. Uns blieb indeß keine Wahl, wir wendeten uns und lösten alle Segel, die wir einem solchen Winde entgegenzusetzen wagen durften, in der Hoffnung, für die Nacht Daiho-Saki so nahe beizulegen, daß wir es, sollte es nöthig sein, schnell erreichen konnten.

Die guten Eigenschaften unsers Bootes erfüllten uns bei dieser Gelegenheit in der That mit Bewunderung. Als ob der Gefahren sich bewußt, die es ringsum bedrohten, und dadurch angespannt alle seine Kräfte zu entfalten, sentte es für einen Augenblick seinen Bug unter dem Drucke des großen Segels, hob ihn dann ebenso schnell und flog wie ein Pfeil dahin, einmal bergan und über den Kamm einer mächtigen Welle, und dann wieder bergab in den Kessel, den diese mit der Vorkängerin bildete. Der weiße Schaum seiner Spur verschwand schnell in dem Flugwasser der überstürzenden Rollwogen.

detachirt vom Lande, oder ein Riff, auf welches wir in wenigen Secunden geworfen sein würden. Die Befehle: „Ruder hart nieder,“ „Segel gesenkt,“ „bereit zum Refsen“ jagten einander, gefolgt von dem scharfen Krachen des Rudergriffes, der in der Hand des Struckmannes brach, und von dem wilden Flattern der Segel, als das Boot sich gegen den Wind umlegte, während Ströme von Wasser über das Deck her einstürzten. Schnell waren zwei Reeße gebunden, und eben wollten wir bei dem Winde daran eilen, als der Ruf: „Ein Wallfisch, ein Wallfisch!“ erscholl. Der Quartiermeister, dessen scharfe Augen die Gefahr durchspäht hatten, zeigte uns den Strahl, der aus dem Kessel zwischen den Rollen hervorbrach, gefolgt von dem schwarzen Rücken des Ungethüms, das dann, auf einmal das Wasser peitschend, sich in die Tiefe versenkte. Auf ihm hatte die See gebrodet; keine Felsen, kein Riff hatte uns bedroht.

Unser Boot war nun, da es befreit von dem Drucke der Segel gegen die See lag, ganz besonders leicht und lebhaft. Wie eine Ente hob es sich aus dem Schaum, in welchem die gegen seinen Bug brechenden Wellenkämme es jedesmal zu begraben schienen.

und so wohl zufrieden waren wir mit seinen Leistungen, daß wir beschloßen, jetzt beizulegen und nicht weiter südlich zu gehen. Das Segel wurde soweit eingebunden, daß nur die äußerste Spitze eine Fläche bot, der Lotmast wurde heruntergenommen, der Klüverbaum eingezogen, überhaupt Alles gesichert. Die Mannschaft legte sich auf die Enden der Wetzertücher, um denselben durch das Gewicht ihrer Körper mehr Haltbarkeit zu geben, und, obwohl es noch hoch am Tage war, waren bald die müden Augen der Mehrzahl zugefallen.

Lange werden wir des lustigen Walfisches gedenken und der Nacht, welche dem Schreden, den er uns eingejagt, folgte. Rings um uns in tiefter Finsterniß tobten mächtige Koller zu der heulenden Musik des Sturmwindes, und hochaufliegender Gischt zeigte von Zeit zu Zeit an, daß wir von einem Berg in einen tosenden Kessel hinabstießen. Heftiger Regen fiel die ganze Nacht hindurch und erstarrte mit dem scharfen Norder unsrer Glieder, die wir nur theilweise verbergen konnten. Wir sehnten uns nach Licht. Endlich erhob sich der Mond, und gegen vier Uhr ließ auch Wind und Regen nach; schnell konnte sich nun auch die See beruhigen, da die südöstliche Deining eine sehr regelmäßige gewesen war, und ihr nicht die kurze, in allen Richtungen durcheinander laufende Bewegung mitgetheilt hatte, welche so oft die ersten Stunden nach dem Sturme gefährlicher macht, als der Sturm selbst.

Bei Tagesanbruch sprang der Wind nach Süden um und verlor sich allmählig ganz. Die warmen Strahlen der Sonne durchbrachen das Gewölk, wir konnten unsre triefenden Kleider ablegen und bei einem lang ersehnten Feuer trocknen. — Fröhliches Gelächter und Scherz machten beim Frühstück die Kunde in dem Kreise, der vor wenigen Stunden einem naßen Grabe fern von der theuern Heimath entgegen gesehen hatte; — vorzüglich aber wurde das Boot gepriesen: seine Schnelligkeit, die Art, wie es den Rollen auswich, wie es an den Wind ging (luffte) waren die Thematik der Bewunderung, und Jac erklärte, er sei bereit, in ihm die Welt zu umsegeln. In der That hätte selbst die Vincennes nichts Besseres leisten können.

Nach unserm Mahle war die See schon soweit niedergegangen, daß wir im Stande waren, unsre Längenbeobachtungen zu machen und unter Segel zu geben. Das Wetter begünstigte uns auf jede Weise, und schon gaben wir uns der Hoffnung hin, noch vor Sonnenuntergang die Bai von Sendai zu erreichen, als plötzlich gegen Mittag, wie wir eben unsern gestrigen Wendepunkt wieder gewonnen hatten, der Wind matt wurde und

ganz aufhörte. Wir lagen anscheinend bewegungslos auf dem Wasser, wurden aber von der uns günstigen Strömung, wenn auch nur langsam, vorwärts getrieben. Während kein Lüftchen sich bewegte, schien die Sonne von dem wolkenlosen Himmel so brennend herab, daß es nach den Mühen des letzten Tages zu anstrengend gewesen wäre, zu den Rudern zu greifen. Wir benutzten unsre Ruhe, um die alte Ordnung wieder herzustellen und unsre Waffen zu unteruchen und zu putzen. Kein Segel und selbst kein Vogel war sichtbar. Die tiefe Ruhe wurde nur unterbrochen, wenn ein Walfisch um uns herumspielte und einen Wasserstrahl in die Luft blies.

Die ganze Nacht hindurch blieb der Wind leicht und unstät, und wir sanden am Morgen des sechsten, daß wir nur einen geringen Fortschritt gemacht hatten; doch erhob sich gleich nach Tagesanbruch von Süden her eine leichte Brise, welche stätig zu bleiben versprach. Wir entdeckten jetzt einen Fischer vor uns und versuchten ihn zu sprechen, allein der gute Mann schien in solchen Schreden zu gerathen, als wir lufften, daß wir unser Segel wieder füllten, ohne ihn in seinem friedlichen Beruf zu stören.

Gegen zehn Uhr bewegten wir uns mit angenehmem irischem Winde, gegen welchen wir alle Segel ausbreiten konnten, mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in einer Stunde. Die Küste südlich vom Cap Kono-Saki krümmte sich einwärts, und ist ein niedriger Sandstrand, häufig von weit vorspringenden Feldmassen unterbrochen, die indes nirgend Schutz gewähren. Das Vorgebirge selbst wird von einem Bergstattel gebildet, der von einer mehrere tausend Fuß hohen Gebirgskette im Innern ausläuft. Auf seiner Südseite liegen drei Flecken, von denen der südlichste ein künstliches Bruchwasser zu haben schien. Eine Anzahl von Jumen lag dort vor Anker. Um zwei Uhr hatten wir den scharf zugespitzten äußersten Punkt des Vorgebirges gewettert und steuerten nun wieder der Küste zu, die von hier an sanft zu einer Bank ansteigt, welche weithin in ungefähr hundert Fuß Höhe fortläuft. Wir hatten uns derselben genähert, und segelten nun in geringer Entfernung ihr entlang. In dem Schatten, den sie warf, entdeckten wir vor uns zwei Gegenstände, die Leuchthäusern' täuschend ähnlich sahen, die indes bald sich als Sandsteinsäulen erwiesen, welche irgend ein Phänomen von dem Festlande getrennt und tiefer in das Wasser geschoben hatte. Ein paar Bäume, die in auffallend gleicher Form die Gipfel beider krönten und wie große Laternen erschienen, hatten diese Ähnlichkeit lange bewahrt. Das Land war sehr stark bewaldet

und bot dem Auge ein üppiges Grün. Es fiel allmählig nach Norden hin ab. An manchen Stellen war die obere Stratification der Bank ganz verschwunden, dort aber trat die untere Schicht, die eine gleich ebene Oberfläche hatte, einige hundert Ellen weiter in die See. Die Brandung erlaubte uns nicht zu landen; sie erstreckte sich soweit, daß wir uns eine gute Meile vom Ufer halten mußten, wo wir einen Boden von feinem, braunem Sande fanden, in welchem Stimmertüchchen glänzten. Die Temperatur des Wassers an der Oberfläche war hier 60°, die der Luft 66°.

Der Gesamteindruck, den diese Region machte, war ein sehr gefälliger. Das Land war nicht so gebrochen, als wir es südlicher gesehen hatten; es war wellenförmig, während die Uferbänke vollkommen eben hinliefen, bis sie in weiter Ferne in das Meer zu tauchen schienen. Alles, was das Auge sah, war grün, in allen Schattirungen, von dem Dunkel der fernem Gebirge bis zu dem gelblichen Hell, welches das Meer gürte.

Unsern vom Lande in offener See lag eine Junk vor Anker, die keine Spur von Leben zeigte. Träge sich an ihrem langen Grastau wiegend, gleich sie einem verlassenen Hause in der Wüste. Wir stuwerten ihr zu, und als wir dicht unter ihrem Hintertheile vorbeisegelten, fiel es Herrn Kern, welcher unter den Indianern Amerita's gelebt hatte, ein, durch die tiefe Stille den Angriffsschrei dieser Völker erschallen zu lassen. In wilder Hast wurde augenblicklich eine Lute aufgehoben, aus der sich das geschorene Haupt eines Japanesen herausbeugte. Der Ausdruck dieses Gesichtes wird nie aus unserm Gedächtnisse schwinden; es starrte uns an, als ob es die Todten sähe, welche das Meer aus seiner Tiefe zu Tage gefördert. Kopf an Kopf drängte sich gleich darauf durch alle Oefnungen, und das Flechtwerk des hohen Hinterkastells gleich bald einer lebenden Arabeste. Der Wind trieb uns schnell vorüber, doch so lange das Auge sehen, das Glas sie unterscheiden konnte, starrte die Masse von dem braunen Kumpf der Junk uns in lautlosem Staunen nach. Wahrscheinlich hatten sie eben Siesta gehalten, als der Schrei sie aufschreckte und vielleicht hat unser Scherz ihren Sagentreis mit einem fliegenden Holländer bereichert.

Gegen Abend setzte der günstige Wind nach Nordost um, und um den Verdruß voll zu machen, logerte sich auch der Nebel so dicht, als ihn Neu-Englands Küste nur erzeugen kann, dicht über das Meer. Es blieb uns nichts übrig als beizulegen und der Ruhe zu pflegen. Die Morgensonne vermochte nicht, die dicke Luftmasse ganz zu zertreiben, doch konnten wir die Küste erkennen und, uns gegen dieselbe wendend, ein Fischerboot ent-

decken, welches dem Lande eiligst zuruberte. Demselben folgend bemühten wir uns, Anzeichen eines Hafens zu entdecken, indes vergeblich. Der Ort, wohin die Japanesen ihr Boot stuwerten, war durch einen Halbzirkel von Rissen bezeichnet, die vor dem zur Zeit trocknen Bette eines Bades zu liegen schienen. Wir sahen eine Anzahl von Junken hoch auf dem Uferlande; die größte schien in einem Sturm gestrandet zu sein, die andern mochte man hinaufgezogen haben, als die See ruhig war. Ein paar finster und arm aussehende Hütten waren zwischen den Bäumen einer Thalshlucht sichtbar. Wir beobachteten den Lauf des Fischerbootes sorgfältig; es wand sich nahe der Küste durch einen schmalen Streifen blauen Wassers, der ost in der Brandung, die von beiden Seiten es mit Flugwasser bedeckte, zu verschwinden schien, bis es sich plötzlich ganz kurz gegen das Land lehnte und bald von den Kollwogen auf den Sand getragen wurde, wo die schnell hinausspringenden Leute es eilig aus dem Bereich derselben schleppten. Da unser Boot für solch ein Manöver zu groß war, legten wir um und wendeten uns von der Küste fort.

Die graue Nebelwolke im Osten hatte sich inzwischen einigermaßen aufgehellt; der Wind war immer noch leicht und die See glatt, so daß wir unsre Ruden mit Vorteil brauchen konnten. Bald füllte auch ein leichter Wind von Osten die Segel und erleichterte die Arbeit der Leute. In Zwischenräumen von ein bis zwei Meilen fanden wir die Uferbänke von mehr oder minder breiten Schluchten durchbrochen, aus denen stets kleine Fischer- oder Bauerndörfer hervorlugten. Nebertall waren die Boote auf das Ufer gezogen. Gegen Mittag passirten wir wiederum eine Junk vor Anker. Allmählig war es so klar geworden, daß wir Mittags-Beobachtungen machen konnten; auch wuchs der Wind und machte das Rudern unnöthig. Gegen Abend wurde es indes wieder stiller. Wir vermochten kein Landungspfläzchen zu erpähnen, wo wir Holz und Wasser, welches knapp geworden war, hätten einnehmen können, und mußten daher versuchen, solches von einer Junk zu erhalten, welche wir erreicht hatten. Eine dicke Masse von Köpfen fierte von dem Bollwerk derselben hervor; sprachlozes Entsetzen sahen sich Aller zu bemächtigen, als wir beidrehten und dicht neben ihr anlegten. Niemand regte Hand oder Fuß, obwohl wir sie durch Zeichen daten, uns ein Lau zuwerfen, um uns daran festzumachen; selbst dann noch bewegte sich Niemand, als unser Corwain die hohe Seite der Junk hinaufstettete und uns das Ende eines ihrer Ankeratae reichte. In wenigen Augenblicken waren wir fest und stiegen durch die Eingangsluke auf das Verdeck des bezau-

berten Schiffes. Der Anblick von Fleisch und Blut und freundlichen Gesichtern in der Nähe belebte nun auch plötzlich die bisher starre Masse, die sich schnell glücklich zu fühlen schien, die Fremden zu bewirthen. Sie gaben uns Holz, Reis und Soja (eine pikante Sauce, mit der sie fast alle Speisen würzen und die zumeist aus Sektang bereitet wird), auch boten sie uns so viel Wasser, als wir trinken mochten, machten uns aber begreiflich, daß sie nur so viel hätten, als sie selbst nothwendig brauchen. Sie führten uns in die Cajüte und beströmten uns dort mit solcher Masse von Fragen, daß wir in unsrer beschränkten Zeichensprache unmöglich nur den zehnten Theil beantworten konnten. Wir gaben dem Capitän unser leeres Trinkglas und machten ihn dadurch überaus glücklich; wie hoch er es schätzte, konnten wir an der Eile sehen, mit der er es vor andern habgierigen Widen in einem Schranke verberg. Die Junk nahm hier ein Cargo von Reis ein, der in kleinen Flachbooten vom Lande herbeigebracht wurde.

Nachdem wir die Neugierde unsrer Wirthe so weit als thunlich befriedigt und auch unsre Wünsche wenigstens theilweise erfüllt gesehen hatten, böten wir diesen gutmüthigen Leuten Lebewohl, machten uns wieder los und stachen in See, um für die Nacht Raum zu gewinnen, da es frisch zu wehen drohte und es auch bald von Nordost her begann. Wir wagten es nur ein Neß zu nehmen und legten während der Nacht eine so gute Strecke zurück, daß wir bei Tagesanbruch zu unsrer Freude das Hochland erblickten, welches nordwärts die Bai von Sendai terminirt. Doch wieder ersah der Wind und ehe die Sonne sich einige Grade über den Horizont erhoben hatte, war es ganz windstill. Um unsre Geduld noch mehr zu prüfen, kam gegen zehn Uhr eine Brise grade von dort, wohin wir wollten, und mit ihr derselbe dicke Nebel, der uns gestern belästigt hatte. Wir standen zur Küste hin und lavirten sehr kurz, um irgend einen kleinen Hafen zu finden, während dichter Regen fiel und der Wind von Minute zu Minute wuchs, doch entdeckten wir Nichts als eine einzige Hütte dicht am Strande, mit einem Jöhnenstode, von welchem eine rothe Flagge mit einem Wimpel darüber wehte.

Bei Anbruch der Dämmerung war das Wetter in der That drohend geworden; schwarze Witterwolken lagerten dicht über der phosphorescirenden See und rings um uns her erschollte das dumpfe Losen der Brandung. Da eine Leuchte dicht vor uns lag, mußten wir unter doppelgerefftem Segel bleiben, zogen aber den obersten Mast und den Klüverbaum ein. Zwar setzte gegen Ritternacht der Wind nach Westen um, so daß wir auch das dritte Neß nehmen konnten, allein es hatte

allen Anschein, als ob er sich noch weiter nach Süden drehen und in einen heftigen Sturm ausarten würde. Es blieb dies eine höchst unangenehme Nacht; wir hatten kein Mahl lochen können und waren durch und durch naß.

Am Morgen lag das östliche Vorgebirge von Sendai, gegen welches wir den letzten Theil der Nacht unsern Lauf gerichtet hatten, eine imposante Felsenmasse in grotesker Schönheit dicht vor uns; die Wollen zersplittern sich und das helle Morgenlicht, das den Glanz eines Planeten auf dem blauen Himmelsbilde kaum zu erbleichen vermochte, zeigte uns in weiter Ferne die schneeigen Häupter der Gebirge im Innern. Mit dem Eintritt in die Bai begannen wir unsre Arbeiten für eine Recognoscirung derselben. Der Morgen war so schön, die Luft so erfrischend, daß wir das Ungemach des gestrigen Tages schnell vergessen hatten. Das Boot glich bald einer schwimmenden Waschanstalt, wo sich eine Leine anbringen ließ, waren Kleider zum Trocknen aufgehängt; ein freundliches Feuer loderte in der Mitte, und um den Theesessel über demselben drängten sich Alle, ängstlich auf den lang entbehrten wärmenden Trank hartend und durch muntere Scherze auch die letzten Schläfer erweckend. Wir gingen nur langsam voran. Endlich erblickten wir über dem Abhange eines Hügel die Masten einer bedeutenden Zahl von Junken und steuerten auf dieselben los, da unser Holz- und Wasservorrath nun ganz erschöpft war, und wir nothwendig denselben ergänzen mußten, sollten wir auch wieder nur Seefahrer darum ansprechen können. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto stärker wurde die Strömung, welche zur See hinaussepte; wir mußten die Ruder zur Hilfe nehmen und erreichten erst nach harter Arbeit eine Bank, über welche sich das Wasser eines Hüschens mit reisender Schnelligkeit ergoß. Da erst sahen wir, daß die Junken in diesem Strome vor einem bedeutenden Städtchen ankerten. Zur Rechten derselben lag ein von starkem Holze quadratförmig gebautes Leuchthaus von ungefähr fünfzig Fuß Höhe, mit überhängendem Dache und einer Kuppel auf demselben, die als Laterne diente. Entlang der ganzen Bank brachen die Wogen und wir mußten uns links halten, wo das Wasser am tiefsten zu sein schien. Am Rande der Fahrstraße, die wir hier fanden, ankerte ein Kanoe mit einem Manne, der hoch über seinen von einem breitrandigen Hute bedeckten Haupte ein weißes Banner mit einer Inschrift schwang, von der wir vermutheten, daß sie uns den Eingang verpagte, weshalb wir dieser Erscheinung gar keine Aufmerksamkeit schenkten, sondern in Ruderlänge ruhig passirten. Eine überraschend schöne Scenerie bot sich unsern

staunenden Augen, nachdem wir eine hügelige Landspitze umrundet und die eigentliche Mündung des hier über hundert Ellen breiten Flusses erreicht hatten. Vor uns konnten wir den ruhigen graden Lauf desselben meilenweit verfolgen. Zu unsrer Rechten stieg unmittelbar vom Ufer aus ein Hügel steil an, und um diesen herum wand sich zwischen Fels-

ragte über Kopf, so daß mehr denn tausend Gesichter uns entgegenstierten. Langsam rüderten wir in einer Entfernung von etwa zehn Ellen diese Linie entlang. Nicht ein Laut war zu hören außer dem dumpfen Summen der staunenden Masse und dem Platschen der Ruder, wenn diese im Tacte in's Wasser fielen. Zudem war es windstill, und die



Bai von Sendai.

blöden ein Pfad bis zu dem Tempel, welcher unter riesigen Bäumen halb verstedt die Spitze krönte. Am Fuße des Hügel stand ein zweiter Tempel in einem geräumigen, gepflasterten Hofe, der in einem breiten Landungsdamme von gehauenen Steinen in den Fluß hinein auslief. Unmittelbar an diesen schloß sich das Städtchen, das zwar nicht großartige Bauwerke zeigte, aber eben durch Einfachheit und Niedlichkeit das Auge fesselte. Wiesen mit hohem, wogendem Grase waren auf dem rechten Ufer in weiter Ferne von waldbigen Hügeln begrenzt. Seite an Seite lag vor dem Fleden eine große Zahl von Zunten, einige wohl von vierhundert Tonnen und mehr. Das Ganze war belebt von Tausenden von Gestalten, die in ängstlicher Hast zum Ufer eilten.

Da die Japanesen den Fremden den Eintritt in ihre Tempel eher gestatten, als in andre Gebäude, und solche dem Gaste selbst als Wohnung anweisen, steuerten wir dem erwähnten Landungsdamme zu, gerieten aber auf den Grund, ehe wir ihn erreichen konnten, und mußten unsern Cours ändern.

Inzwischen hatte sich das Ufer mit Japanesen gefüllt. Ein Heer schien aufmarschirt; in einer Strecke von mehr denn hundert Ellen stand Mann an Mann, acht bis zehn Reihen tief. Das Ufer stieg amphitheatralisch; Kopf

Strahlen der Sonne ergossen über das Ganze das hellste Licht. Endlich kam das Commando: „halt Wasser,“ das Boot stand still und auch wir blieben einige Minuten lang regungslos, während die Japanesen wie gebaubert auf die Fremden blickten, welche so unerwartet in ihren stillen Strom gedrungen waren. Wir riefen ihnen einen Gruß zu, doch Keiner antwortete oder bewegte sich nur. Erst als wir ein Papier in ihrer Briefform in die Höhe hielten, um dadurch anzudeuten, daß wir mit den Behörden zu sprechen wünschten, traten einige Personen aus der Masse und eilten in die Stadt. In wenigen Minuten erschienen die Beamten in ihrer Amtstracht, von Fahnen-trägern und einer großen Zahl ihrer Untergeordneten begleitet. Alle führten die Abzeichen höherer Classen auf der Rückseite ihrer Kleider, die meisten in blauem Felde eine weiße Kugel, umgeben von sieben andern; einige hatten Amtsstäbe oder Gürtel von rother geflochtener Seide mit schweren Troddeln, Alle aber trugen zwei Schwerter. Eilig wurden einige Boote in das Wasser gestochen und bald lagen diese neben dem unsern. Wir hatten inzwischen eine rothe merikanische Decke über einige Kästen divanartig gebreitet, und luden nun die beiden Officiere, welche in unser Boot gekommen waren, ein, darauf Platz zu nehmen. Dies thaten sie denn auch, doch offenbar in Bee-

legenheit und selbst in Furcht, namentlich zitterte der Jüngere, der dem Range nach der höchste schien, förmlich fieberhaft. Auf ein Papier hatten wir diejenigen japanischen Schriftzeichen nachgebildet, welche Lebensmittel, Holz und Wasser ausdrücken. Dies überreichten wir dem Chef, der alsbald uns zu verstehen gab, daß wir Alles haben sollten, was wir wünschten. Wir setzten ihnen daraus einigen Kuchen und Branntwein vor, welcher letztere vorzüglich zu munden schien und namentlich seine Wirkung auf den heldenmüthigen Führer nicht verfehlte, denn ebenso zaghaft, als er zuerst erschienen war, ebenso vertrauensvoll und mittheilhaft wurde er jetzt, schäde nur, daß wir die Ergießungen seines Herzens nicht verstehen und daher nicht genug würdigen konnten. Während sie unsern schon oft erwähnten offenen Brief lasen, nahmen wir Gelegenheit, die beiden Herren näher zu betrachten. Der Chef war klein, doch von intelligentem und gefälligem Aeußern, das vereint mit der Keckheit seiner Kleidung von vorn herein den Mann von Position verräth; sein Gefährte glich dem wohlgenährten, gemüthlichen Inhaber einer fetten Pfunde, der Wohlstandigkeit ebenso zu handhaben weiß, als er bei dem Bocale jovial zu sein versteht. Unser Whisky ließ uns sehr bald diesen Uebergang wahrnehmen, und Klugheit sowohl als sehr nothwendig gewordene Oekonomie riefen uns, es bei einer Flasche bewenden zu lassen.

Wie die Beamten von Sino-Dama, hielten auch diese bei wichtigen Perioden des Briefes inne, um sie zu besprechen und ihren Beifall zu erkennen zu geben. Auch sie ließen ihn von ihren Schreibern copiren, als wir uns weigerten, ihnen das schon sehr abgegriffene Papier auf ein paar Stunden mitzugeben.

Inzwischen schienen auch die am Ufer versammelten Massen zu der Einsicht gekommen zu sein, daß wir gefahrlose menschliche Wesen seien. Das Schmeigen war allmählig in lautes, fast tolles Treiben übergegangen. Alle Boote waren in das Wasser geschoben worden und hatten sich schnell mit Personen jeden Alters gefüllt, die uns nun förmlich einleiteten. Der Strom bot eine Scene wilder Verwirrung. Boote trachten allaugenblicklich gegen einander, Weiber und Kinder schrien, Männer sprangen in das Wasser, um sich an unser Dablbord festzuklammern und so uns näher zu sein, die Jungen waren bis zu den Nasenspitzen mit Menschen bespizt; wer nicht schwimmen konnte, watete in's Wasser, so weit er es wagen durfte, ja unter diesen war ein völlig blinder Mann, der, mit dem leblosen Gesichte gegen uns gewendet, wohl eine Stunde lang bis über dem Gürtel im Wasser stand, um einen Laut von den Abendländern zu erfassen. Die Polizei, deren lange Bambus-

stöcke sie erkennbar machte, hatte keine geringe Mühe, wenigstens einige Ordnung zu erhalten, obwohl sie Brägel nicht sparte. Man rief sich den Kopf, der mit dem Rohre eben Bekanntschaft gemacht hatte, und lärmte und drängte wie früher. Plötzlich fiel ein Pistolenschuß. Für einen Augenblick trat Todtenstille ein, die indeß bald durch ein ohrenzerrendes Durcheinanderschreien in einem Nachboote dicht neben uns unterbrochen wurde. Dort hinein sahen wir, wie schnell und energisch japanische Polizei durchgreift. Unser Corporal war mit einem geladenen Pistol in das Boot hinübergegangen und war unvorsichtig genug gewesen, es einigen Neugierigen in die Hände zu geben. Wie er sagt, hatte es den Befehlen gemäß kein Zündhütchen, dennoch entlud es sich, als einer der Japanesen den Hahn spannte und losdrückte. Die Tiger stürzten alsbald die überall gegenwärtigen Polizisten über diesen Unglücklichen, obwohl Niemand beschädigt worden war. Augenblicklich war er und sein Nachbar zu Boden geworfen und ihre Hände so straff über dem Rücken gebunden, daß die Adern auf der Stirn schwellen und der Schmerz ihnen Thränen auspreßt. Unstre Fürsprache war vergebens, vielleicht schadete sie im Gegentheile den Armen, da den Polizisten dadurch Gelegenheit gegeben wurde, ihre Wichtigkeit und ihren Amteifer auch vor uns zu paradien. Sie wurden in ein kleines Boot geladen und an das Ufer gerudert, sicherlich um dort ihre Neugierde hart genug zu kühen. In unserm Vergnügen bemerkten wir, daß wir durch unsre Vermittelung bei der Masse erhöhtes Zutrauen gewonnen hatten.

Nur Personen von Rang wurden in's Boot ausgenommen und diesen zeigten wir Alles, was sie interessieren konnte: Waffen, Instrumente, Bücher u. s. w. Besonders gefielen die Illustrationen zu Cuvier's „Königreich der Thiere“; Löwen, Elephanten und Giraffen riefen ihre Bewunderung hervor, doch am meisten staunten sie das Nilpferd an, das sie an irgend eines der Thiere ihres eigenen Landes erinnern mußte, denn sie hielten sich lange damit auf und stießen wiederholt grunzartige Töne aus. Unter den Abbildungen der Köpfe verschiedener Rassen erkannten sie augenblicklich die eines japanischen Kopfes nach Siebold heraus, auch schien das Subject der Abhandlung, zu der diese bildlichen Darstellungen gehörten, ihnen nicht fremd zu sein. Sie fragten bei allen nach dem Lande, das sie repräsentirten, und wir mußten staunen über die Zahl der Namen, die sie kannten. Die Affen, die sie wohl zu kennen schienen, machten ihnen gar viel Spaß, wie sie denn überhaupt sehr gern über Komisches lachen. Herr Kern krächte, als wir zum Hühnerge-

schlecht kamen, wie ein Hahn, und nun mußte er krähen, bis er müde wurde und nicht mehr konnte. Dennoch ließen sie nicht nach mit Bitten, bis nach langer Zeit ein lehtes Krähen sie befriedigte.

Nicht allein waren unsre Besucher begierig, Alles zu sehen, sie kosteten auch alles irgend Eßbare, und tauschten Bemerkungen mit einander aus. Wir mußten Manches verborgen halten, weil unser geringer Vorrath so vieles Verlangen nicht gestattete. Zum Scherz und weil sie auf das uns versprochene Wasser sehr lange warten ließen, füllten wir aus einer Ballasttonne ein Glas mit Seewasser und reichten es dem Vornehmsten. Dieser, wahrscheinlich eine kostbare Mischung der Jantwas darin vermuthend, schlürfte gierig einen Mund voll, spie es jedoch schnell aus und sah uns erstaunt an, worauf wir ihm mit läglischen Worten begreiflich zu machen suchten, daß wir kein besseres Trinkwasser hätten, und solchen Erfolg hatte diese kleine List, daß wir in einer halben Stunde alle unsre Fässer mit köstlichem Quellwasser gefüllt sahen. Auch schleppte man jetzt Eimer mit Thee und gekochtem Reis herbei, in dessen Bereitung die Morgenländer uns so sehr übertreffen und der grade hier in Japan von vorzüglicher Güte ist. Zugleich aber gab man uns zu verstehen, daß man ohne höheren Befehl uns nur für einen Tag versorgen dürfe. Was man uns öffentlich gab, durfte sich nur eben aus Thee und Reis ausdehnen, denn was besonders Leute niederer Classen uns sonst noch zutragen, namentlich Eier, brachten sie in Taschen und Kermeln versteckt und gaben es uns mit großer Vorsicht und Heimlichkeit. Unter solchen Umständen mußten wir, um möglichst viel zu erlangen, wieder zur List unsre Lust nach nehmen. Wir machten unsre Wirthe belannt und zeigten ihnen, wie nöthig es sei, den möglichst größten Appetit an den Tag zu legen, wo möglich schon heute Vorrath für morgen zu essen. So sehten sich diese denn auch mit allem Eifer an's Werk, und Eimer nach Eimer wurde leer, bis zum Staunen der nahestehenden Menge auch kein Körnchen Reis mehr vorhanden war. Auf diese Weise durften wir morgen so viel erwarten, als nöthigen Falles für drei bis vier Tage reichen konnte, wenn wir uns auch dadurch, wie wir offenbar sahen, den Ruf von Vieslesern aufgeheftet hatten. Der Thee, mit dem wir unser einjaches Mahl hinunterspülten, war vorzüglich; wir fanden ihn besser, als gut gepriesenen chinesischn, obwohl letzterer von Kennern gewöhnlich vorgezogen wird.

Der Tag ging zu Ende, wir mußten uns nach einem ruhigen Nügden für die Nacht umziehen, da wir Alle recht herzlich müde

waren. Wir deuteten unsern Wirthen an, daß wir die Nacht über im Flusse bleiben würden und ungestört zu sein wünschten, daß wir aber morgen früh aufbrechen würden, sobald man uns mit den versprochenen Vorräthen versorgt haben würde. Wenn wir recht verstanden, ersuchte man uns, drei Tage zu warten, bis Instruktionen vom Bringen des Districts eingeholt wären, daß man sicherlich dann uns Alles, was wir bedürften, im reichsten Maße geben und daß hohe Personen aus dem Innern kommen würden, um mit eigenen Augen zu sehen und mit uns zu verhandeln. Hieraus durften und wollten wir natürlich nicht eingehen und wiederholten unsre feste Absicht, den Hasen morgen zu verlassen. Wir hoben darauf unsern Anker ein und legten uns in einiger Entfernung vom Ufer wieder fest. Ein paar Kanoe's folgten zwar, wurden aber von einem Wachboote abgehalten, uns nahe zu kommen. Der Abend war herrlich; wir hatten alle Aussicht auf eine gute Ruhe. Doch stand uns noch eine Prüfung bevor. Wir hatten kaum ein Viertelstündchen geruht, als die Wache meldete, daß eine Zahl von Booten nahe. Acht oder neun große farbige Papierlaternen bewegten sich über den glatten Wasserspiegel und einförmiger Gesang begleitete den regelmäßigen Fall von Rudern. Bald erkannten wir unsre Freunde, die Beamten, welche so substantiell für die Bedürfnisse des Tages gesorgt hatten, und als sie neben uns anlegten, sahen wir zu unserm Schrecken wieder große Töpfe, angefüllt mit rauchendem Reis, ohne Zweifel um endlich unsern Appetit für den Tag ganz zu befriedigen. Das Gelächter, in welches die Rannschost unwillkürlich ausbrach, schien man für einen Ausbruch von Freude zu nehmen, es spiegelte sich in den zufriedenen Mienen der gutherzigen Geber wieder, und, wie eine Gutmüthigkeit die andre hervorruft, beschloßen unsre Leute, die ja den Glauben an ihre Unerfättlichkeit selber hervorgerufen hatten, sich lieber zum Opfer zu bringen und einen neuen Angriff auf die Töpfe zu machen, als die Freude der Geber zu stören; denn was nicht gegessen werden konnte, mußte, wie man es früher gethan hatte, zurüdgenommen werden. Dem gesunden Körper und dem guten Willen gelang das Un glaubliche. Bis auf einen gewaltigen Korb, der auf die Seite geschmuggelt wurde, verschwand Alles, und gegenseitig mit einander wohl zufrieden, trennten wir uns für die Nacht, in der für Manchen von uns ein gehöriges Alpdrücken nicht ausblieb.

Mit dem Grauen des Morgens erschienen wieder unsre Wirthe und der ewige Reis und Thee, doch diesmal mit einer größeren Menge in allen Falten der Kleider verborgener Eier.

Ganz besonders eifrig in der Sorge für unsre Wohlfahrt erwies sich der fetter Begleiter des Beamten, der den ersten Besuch gemacht hatte. Die Matrosen hatten ihn schon gestern den alten „Capitän Keis“ getauft, und lange wird er als solcher in unsrer Erinnerung leben. Wieder versuchte man uns zu längerem Verweilen zu überreden. So sehr wir aber auch Gelegenheit zu lang entbehrten körperlichen Bewegungen auf dem festen Lande wünschten, mußten wir uns diese doch versagen, da wir hier zu viele Beamte und Soldaten gesehen hatten, um es wagen zu dürfen, unsre kleine Schaar zu vereinigen. Man mochte uns überhaupt eine Falle stellen wollen, die Freundlichkeit der Leute mochte nur List sein. — Wir bestanden daher fest auf unserm Beschlusse und warteten nicht einmal auf das versprochene Holz. Als wir den Anker hoben, sah man unsern Ernst, und der Verdruß, der eben in den Zügen der Beamten sichtbar wurde, erhöhte unser Mißtrauen. Die Boote eilten schnell zum Ufer und in wenigen Minuten sahen wir einen Mann mit einer Fahne auf der äußersten Landspitze, der uns offenbar durch die Brandung auf der Bank vor dem Eingange in den Fluß dirigiren sollte. Sehr vorsichtig folgten wir seinen Weisungen, bis wir in weniger als sechs Fuß Wasser in heftige Kollwogen geriethen, und beschloßen, uns besser ganz auf unser eigenes Auge zu verlassen. Wir steuerten in ruhigeres Wasser, verloren zwar auf der Bank ein Ruder, passirten dieselbe aber glücklich und waren wieder ungefährdet Herren unsrer Bewegungen.

Bei freundlichem Wetter und gutem Winde segelten wir die Küste entlang, bis wir noch im Laufe des Vormittags eine kleine Insel dicht bei dem Festlande erreichten, welche abgelegen genug schien, und auf ihr mit Sicherheit unsern Füßen für ein paar Stunden Bewegung verstaten zu können. Es war ein niedriger Basaltselsen, von Cedern und Gesträuch überwuchert, mit einer kleinen Bai. Wir liefen in dieselbe ein und fanden dort unermuthet ein kleines Dörfchen so versteckt zwischen Felsblöcken, daß wir es erst sahen, als wir auf ein paar hundert Ellen nahe gekommen waren. Schnell hatten uns ein Duzend kleiner Boote, bis zum Sinken mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt, umringt, die uns an's Ufer folgten. Wir landeten, machten ein Feuer an und die Leute zerstreuten sich, um Schaalenthiere, Austern und wilde Zwiebeln, die hier in großer Zahl wachsen, zu sammeln. Eine Anzahl schöner Fische wurde für Knöpfe eingehandelt und bald war ein Mahl fertig, so würzig, als wir es lange nicht gehabt hatten. Die um uns versammelten Bewohner des Dörfchens schienen ebenso gutmüthig als arm. Sie

konnten uns nichts Anderes geben, als Fische, und mit diesen hätten wir unser Boot vollladen können, denn das ganze Ufer entlang waren Bündel zum Trocknen ausgebreitet.

Ein Theil der Leute mußte beim Boote Wache halten, während die übrigen sich ergingen, und die ersteren konnten ihre Zeit nicht besser verwenden, als daß sie Fleisch für mehre Tage brieren, wobei sie sich der Enterpiten als Spieße bedienten. Nicht wenig überraschte diese freie Verwendung der Waffen die Japanesen. Sie hielten die übrigen sorgfältig in den Scheiden und waren selten zu überreden, uns dieselben näher betrachten zu lassen. Bei ihnen schienen sie mehr Zeichen der Würde und Schmutz zu sein, dafür waren ihre Waffen aber auch weniger dauerhaft, wenn auch von vorzüglichem Stahl. Die Säbel schienen wie Feilen gehärtet zu sein; sie gestatteten kein Biegen.

Nachdem wir die Mittagshöhe der Sonne gemessen hatten, gingen wir wieder zur See, von allen Booten gefolgt. Die starke Strömung zwang uns, die Ruder zu gebrauchen, um nicht gegen vorspringende Felsen getrieben zu werden, aber bald wurde der Wind stärker, wir erreichten die hohe See und verloren unsre Begleiter; doch begegneten wir andern Fischern, welche uns schöne große Fische von hellrothlicher Farbe zuwarfen, ohne dafür etwas zu fordern oder zu erwarten. In einem der Boote, das an das unsre anlegte, saß ein wohlgekleideter Mann, offenbar von hohem Range, der von Ijolona zu kommen und uns schon zu kennen schien. Dieser reichte ein schön lackirtes Kästchen, dessen verschiedene Abtheilungen Lebensmittel mit Gewürzen, namentlich auch ein zimmernes Gefäß mit Saki enthielten, unter unsre Leute herum mit der Aufforderung zuzulangen, und namentlich dem Letztern brav zuzusprechen, was denn auch so völlig geschah, daß der kleine Vorrath bald verschwunden war; wir füllten das Gefäßchen indessen wieder mit Branntwein aus, bevor wir es zurückerreichten.

Inzwischen war ein Unwetter aufgefliegen, die Fischer suchten Schutz und wintten uns zu, ein Gleiches zu thun. Ein paar Boote, die einem Vorsprung zuwärt, hinter welchem wir jetzt wieder ein Städtchen erblickten, erbieten sich, uns in's Schlepptau zu nehmen, und mehr um zu sehen, ob es ihnen auch Ernst wäre, warfen wir ihnen ein Tau zu. Sogleich machten sie dieses fest, und handhabten mit Eifer ihre mächtigen Ruder. Auch wir blieben nicht müßig, und es begann ein Bettkampf, in welchem unsre größere Kunst den stärkern Mustern den Sieg nicht streitig machen konnte. Das Tau blieb lose, aber wir gewannen keinen Zoll, obichon wir unsre ganze Kraft aufboten. Der Regen fiel dicht,

als wir unter dem Vorprünge in einer niedlichen kleinen Bai Anker warfen; wir beeilten uns, unsre Theertücher über uns zu spannen und andre Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. Unsre Freunde, die neben uns anlerten, kamen zu uns, wir rauchten unsre Pfeifen und unterhielten uns, so gut Zeichen es den neuen Bekannten erlaubten. Bald ließ der Regen nach, und die milden Strahlen der Abendsonne zeigten uns eine wunderhübsche Landschaft. Die See war durch hohe Vorprünge vor unsern Blicken ganz ausgegeschlossen; rings um uns zog sich ein braungelber Streifen einer Küste von Sand und kleinen Quarzstücken, welcher sanft zu einer grünen Bank anstieg, die von einer steilen Hügelkette hoch überragt wurde. Gruppen majestätischer Cedern bedeckten die Höhen und Abhänge, während in den Tiefen dichter Unterbusch mit einer mittelmäßig hohen Baumart wechselte, die große lilienartige Blumen von weißer und gelber Farbe trug. Herr Perry machte hier wie überall Sammlungen, die das Herbarium des Botanikers bereicherten.

Nach dem Gedränge, das wir in Awa und Jofona um uns zu dulden gehabt hatten, ertrugen wir leicht und gern die Neugierde der kleinen und ordentlichen Zahl von Booten, die sich auch hier um uns versammelte, doch unterließen wir es nicht, gewaltiges Vordrängen mindestens zu beschämen. Einige Personen hatten ohne Erlaubniß unsern Vordröbel erklettert, der vorlaueste derselben sollte nun für Alle büßen. Wir hatten eine kleine Handdruckpumpe, um das Boot von Wasser frei zu halten, die sehr kräftig wirkte; die Mündung derselben richteten wir gegen einen Fuß des nicht wenig erschauerten Japanesen, und sobald er denselben hob, gegen den andern. Unfreiwillig machte er zum Ergötzen unsrer Leute wie der versammelten Menge einige komische Was, bis er Hals über Kopf, von seinen Genossen gefolgt, in sein Boot sich stürzte. Wir wiesen dann den Schlägel umher und zeigten die Mechanik der Vorrichtung, und fast maßlos war der Spott, der sich nun über den armen, sich fernhaltenden Sünder ergoß. Er war selbst nicht zu bewegen, von dem Branntwein zu kosten, den wir jetzt herumreicheten; überhaupt schien man demselben zu mißtrauen. Als aber unser Quartiermeister Brown auf unsern Wint einem alten, sehr bedenklichen Herrn das Glas aus der Hand nahm und ihm zeigte, wie man echt seemannisch trinkt, stürzte dieser, ehe Brown einen tüchtigen Zug hatte nehmen können, über ihn her, entriß ihm das Glas und leerte nun den Rest, die bessere Hälfte eines Bierglases, sich umschauend, als wolle er den Spott-Beifall, der ihm wurde, hervorzuziehen.

Das ganze Boot wurde sorgfältig untersucht und fand denselben Beifall wie überall, vorzüglich gefielen auch hier die Bildersprüche, die wir mit uns führten. Unsre Freundlichkeit erntete den aufrichtigsten Dank, den dazulegen man sich auf jede Weise bemühte. Man steckte uns kleine Nippflachen, die der Japanese besonders liebt und vielfach erzeugt, in die Hand: unter andern kleine metallene Glöckchen von vorzüglichem Tone, hölzernen Götzenbilder und Amuletten. Auch Kupfermünzen gab man uns, und ein Stück Puppe mit Stempelschrift, welches sich später als Papiergeld erwies, das erste und einzige, was wir in Japan gesehen. Nirgend anders hatte man so etwas gewagt.

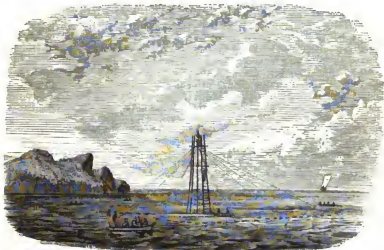
Der ruhige Genuß, den wir diesen guten Leuten bereiteten, wurde plötzlich durch die Ankunft einiger größerer Boote unterbrochen, und zu unserm Erstaunen war es wieder das complacente Antlitz unsers „Capitän's Reis,“ der hinter den gewaltigen Reisörben hervorlugte, die man alsobald in unser Boot schlepte. Der Gute war uns meilenweit gefolgt, vielleicht fürchtend, daß der Ort, wo er uns vermuthete, nicht Reis genug erzeuge, um unsre Niesenmagen zu befriedigen. Wie früher hatte er alle Taschen voll von Eiern, Radieschen und kleinem Badwert. Für Lieutenant Brooke hatte er ein zierliches Holzstückchen mit Bonbons in verschiedenen Formen, meistens Nachbildungen von Thieren. Wir konnten ihm nur herzlich die Hand schütteln und danken, essen aber konnten wir diesmal nicht mehr, doch ließ er uns den Vorrath zurück. Mit Mühe nur war er zu bereben, einige Kleinigkeiten, Messer, Knöpfe u. s. w. anzunehmen. Wir hatten den Leuten in Jofona mit unserm Verdacht doch wohl Unrecht gethan; des „Capitän's“ Handlung zeugte offenbar vom Herzensgüte.

Der größere Theil unsrer Leute hatte den Abend an der Küste, um ein Feuer lagernd, verbracht; jezt bat man uns, sie zurückzurufen, wahrscheinlich die Waffen fürchtend, ohne welche keiner der Leute das Boot verlassen durfte. Wir gewährten ihnen gern. Man ließ uns früh allein, und die als Wohnung dienenden mit Stroh gedeckten Boote der Fischer hielten sich in solcher Ferne, daß wir nicht gestört wurden.

Mit Tagesanbruch verließen wir diesen freundlichen Hafen, von allen Booten begleitet, die so früh schon bemannt waren. Unser Weg führte uns bei einer permanenten Fluderstation vorbei. Eine Plattform stand fünfzehn bis zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel auf Pfählen um einen hohen Pfosten, von welchem Tau zu den äußersten Enden des Gerüdes liefen. Um dasselbe war in einem Kreise von etwa hundertfünfzig Ellen Durchmesser

ein Netz gelegt, getragen von drei bis vier Fuß langen Holzblöden. Auf der Spitze des Mittelpfahles war wieder eine kleine Plattform von ein paar Fuß Durchmesser, auf welcher einige Personen Wache hielten. Die Fangweise scheint sehr einfach. Man öffnet das Netz und läßt Fische in den Kreis dringen. Die Wächter können von ihrem Sitz

von Sendai liegen drei Inseln, die eine von demselben nur durch einen engen Canal getrennt, die anderen weiter gegen die Bai hin. Schon diese gewähren hintereinander Schutz gegen Winde, die von der See her kommen, doch bessere und geräumigere Ankerplätze finden Schiffe in den reichen Buchten dieser großen Bai, und überall liegen Dörfer



Fischerei.

aus das Netz wieder schließen, sobald sie eine genügende Zahl von Fischen im Kreise sehen; dasselbe wird alsdann zusammengezogen, und die Fische aus den Schlingen, in denen sie sich verwickelt, gelöst. So wenigstens verstanden wir „Capitän Reis,“ der sich immer noch nicht von uns getrennt hatte. Es muß ein Ueberfluß von Fischen in diesen Gewässern sein, wenn sie sich so leicht fangen lassen; sie scheinen überhaupt nicht hoch im Werthe, denn man war sehr freigebig damit und bestand darauf, sie in unser Boot zu häufen. Der Wind füllte unsre Segel, und es war Zeit, uns nun auch von „Reis“ zu trennen, der alle seine Ueberredungslist aufbot, uns zur Rückkehr zu bewegen, um auf den großen Mann vom Innern zu warten, der uns mit Allem, was unser Herz nur wünschte, überschütten würde. Mit Thränen in den Augen gab er uns endlich den letzten Händedruck, und so lange wir sehen konnten, stand er aufrecht in seinem Boote mit emporgehobenen Händen, gleichsam als wolle er uns segnen. Das gute Herz dieses braven Mannes machte selbst das Auge harter Matrosen feucht, als er so für immer unsern Blicken entschwand. Friede sei mit ihm.

Unsern vom östlichen Vorgebirge der Bai

chen, die Lebensmittel liefern können, sobald der Handel bis hierher sich Eingang verschafft. An Gegenständen des Austausches kann es in einer so angebauten Gegend nicht fehlen, es war dies nächst der Umgegend von Jeddo der reichste Landstrich, den wir gefunden. Die Häuser waren im Allgemeinen geräumig und nett, viele mit Schiefer gedeckt, die Leute gut gekleidet und wohl genährt. Wir hatten sehr häufig gute Pferde und fettes Rindvieh auf den Wserbänken weiden sehen. Ueberall blühte Wohlstand durch.

Das Wetter war schön, der Wind günstig, und immer niedriger erschien der etwa fünfhundert Fuß hohe Balakfelsen, aus welchem die erwähnte Insel am Ost-Cap besteht. Ebenso schnell verlor die Küste den Anschein der Wohlhabenheit; sie wurde wilder, bot weniger bebauete Flecken, und die Fischerboote, die wir trafen, sahen arm aus. Die Leute in denselben hatten keine Netze, sondern warfen Speere nach den Fischen, die sich an der Oberfläche zeigten; aber auch sie waren gutmüthig und gaben uns von ihrem ärmlichen Vorrathe auserwählte Stücke. Wir legten bis zum Untergang der Sonne nach dem Patent-Log dreiundvierzig Meilen zurück, mußten aber jezt Segel einziehen und reffen,

da der wachsende Wind das Bugspriet des Bootes in die Wellen drückte und überdies bei zu großer Schnelle unsre Winkelmessungen zu unsicher wurden. Vor Anbruch der Dunkelheit sahen wir die Höhen von Obofima, und konnten sie wenigstens annähernd mit dem Hochlande von Sendai verbinden.

Der Wind ließ während der Nacht nach und am Morgen hörte er ganz auf. Es war eine so durchsichtige Luft, daß wir die Höhen, welche wir gestern zu verlieren geglaubt, noch immer sahen, obwohl wir neue vierzig Meilen gemacht hatten. Vergeblich warteten wir auf den Wind, der sonst nach Stillen gegen zehn Uhr anzufegen pflegte; das Wasser blieb spiegelglatt und sein tiefes Blau erhöhte die Schönheit des vor uns aufgerollten Bildes, dessen Hintergrund schneebedeckte Gebirgsmassen bildeten, während die Kronen der Basaltfelsen der Küste hochgewachsene Cedern trugen. Bimssteinstücke, über Bord geworfenem Schiffszwiebad täuschend ähnlich, trieben in Massen vorüber, von dem vulcanischen Ursprung des Landes zeugend, und zwischen ihnen tanzten Medusen und besonders zahlreich die jartgefärbten portugiesischen Kriegsschiffe, eine Nautilusart. Ein Rudel von Porpoisen erhöhte das Leben der Scene. —

Der Wind blieb aus, und als er endlich in der Nachmittagsstunde aufsprang, kam er von Norden, uns grade entgegen. Es blieb uns nichts übrig, als zu den Rudern zu greifen und einen Platz für die Nacht zu suchen. Wir steuerten der Oeffnung einer der Baien zu, die in großer Zahl in das Land schneiden. Auf unserm Wege passirten wir zwei wohlange-

baute Inseln unfern der hier sehr ebenen und gleichfalls gut cultivirten Küste. Auch die Spitze, welche die nördliche Seite der Bai bildet, ist vom Festlande getrennt, doch schien der Canal keine hundert Fuß weit und selbst für unser Boot nicht befahrbar. Ein Dörfchen war auf der Höhe der Felsenbank, welche senkrecht in das Wasser hinabsteigt, sichtbar. Doch zeigte sich nirgends ein Landungsplatz, im Gegentheile sahen wir eben bespülte Risse und unsahrbares Wasser, soweit wir die Bai übersehen konnten, wir lenkten daher unsern Weg zu der nördlichsten der erwähnten Inseln zurück, um unter dem Schutze derselben zu antern. Wie alle Vorsprünge, war sie von Basaltarten gebildet, dicht bewachsen, wenn auch kaum dreihundert Ellen in längster Ausdehnung. An einer nördlichen Bucht an der Innenseite lag auf einem gewaltigen Felsstücke, welches ein sehr einfacher Brückensteig mit der grünen Ebene verband, ein Häuschen, von Fischergeräth umgeben, ein anderer Pfad führte zu einem Quell des klarsten Wassers. Ueberall wucherten Moosrosen von seltener Größe und Schönheit unter andern Blumen, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Hunde klappten uns entgegen, als wir die Felsen erklimmen, doch keiner der Bewohner ließ sich sehen, und als sie endlich vorsichtig hinter den Büschen erschienen, hielten sie sich in scheuer Ferne. Wir muhten die Felsen mit unsern Schwergen klingen machen, — das sicherste Mittel, um Zutrauen zu erwecken, — ehe sie zu uns kamen und uns behüßlich waren, ein Feuer zu machen. Endlich nahmen sie auch gern an unserm einfachen Mahle Theil.

Wir schloßen diese Nacht auf Rutter Erde,



Insel nahe bei der Küste.

und erwachten gestärkter und frischer, denn lange. Die Fischer kehrten eben von ihrer nächtlichen Arbeit zurück und hatten unter andern einen gewaltigen Tintenfisch, von dem wir durchaus etwas zum Frühstück nehmen mußten. Eine ganze Stunde Kochens ließ ihn zähe wie Leder, der Geschmack war rindfleischähnlich. Auch See-Eier (*echinus esculentus*) drängte man uns auf, allein wir verweigerten es uns gern, von dieser Delicatesse zu kosten.

Der Wind blies uns auch diesen ganzen Tag über entgegen, und wir mußten hart rudern, ohne viel zu gewinnen; ja, während der Nacht verloren wir sogar mehr als zehn Meilen, wie uns die Landmarken am nächsten Morgen zeigten. Auch am darauffolgenden Tage waren wir wenig mehr begünstigt; wir würden ungebildet geworden sein, wenn uns nicht die größere Genauigkeit unsrer geometrischen Arbeiten, die dadurch möglich wurde, wenigstens einigermaßen getrübt hätte. Das einzige ungewöhnliche Erlebnis des Tages war die Jagd auf einen riesigen Seelöwen, der dicht bei unserm Boot auftauchte, dann ebenso plötzlich verschwand, um im Kielwasser wieder zu erscheinen und seinen tigerähnlichen Kopf hoch über dem Wasser mit weitoffenem Maule mit uns um die Wette zu schwimmen, bis eine Kugel seinen Kopf streifte und eine zweite ihn in die Tiefe schickte.

Eine andre Entschädigung für unsre harte Arbeit war die pittoreske Schönheit der Küste, der entlang wir uns den Weg gegen die Strömung erkämpften. Mächtige Ueberhänge von gelben und rothen Felsarten drohten allaugenblicklich in die Fluthen zu stürzen, die unermüdet durch Zeit sie weithin untergraben hatten. Aus jedem Spalt derselben wuchsen Bäume von äußerst zierlichen Formen und allen Schattirungen, von schwarzgrün zu roth. Seltsam gestaltete Felsen saßen das Ufer ein, gegen welches die See zischte und lodete. Ost waren es Säulen, alten Ruinen ähnlich, dann minder parallele Stratificationen, die ebenso vielen Dächern nebeneinander glichen. An einer Stelle gurgelte das Wasser tief in eine Höhle hinein, um als Schaumstaub wieder hinausgeworfen zu werden. Wäre es Nacht gewesen, würden wir geglaubt haben, ein Tugend von Wallfischen suche sich aus Untiefen zu befreien. Eine halbe Meile südlich von einem Vorsprunge, den wir den „rothen Kliff“ nannten, fiel eine breite Cascade von hundert Fuß Höhe in die See.

Die Kliefen und Cedern, welche diese Höhen bedecken, liefern Brennmaterial, wie es schien, selbst für ferne Gegenden; wir sahen, wie die Küstenbewohner sie sählten, von den Abhängen auf den Strand hinabstürzten und in Junken verladen.

Nachdem wir eben eine felsige Landspitze auf Auberlänge umsegelt hatten, führte uns der Cours dem Laufe der Küste entlang, fast südlich. Zu unsrer Rechten erstreckte sich eine geräumige Bai, an deren Strand ein bedeutender Flecken lag, von grünen, fruchtbaren Feldern umgeben. Das Fahrwasser wurde leicht; ein Canal führte uns in eine kleine Bucht, die Sonne ging eben unter, und wir legten unser Boot für die Nacht fest.

Auf Kliffen, welche einen schmalen Sandstrand so weit überhingen, daß man ihren Sturz jeden Augenblick hätte fürchten sollen, standen einige ärmliche Hütten. Durch eine Schlucht brach sich ein lebhaftes Flüsschen seinen Weg zur Küste, und unserm vom Ausflusse sahen wir gleichfalls einige Hütten, die indeß verlassen zu sein schienen. Sie waren verfallen, und Schlingpflanzen rankten um die Pfosten und quer über die Thür, von Singvögeln belebt; ein lichter Fied, der offenbar zum Garten gehörte hatte, wucherte von Unkraut, unter welchem Moosrosen herrlich blühten. Neugierig das liebliche Blätzchen durchsuchend, stiegen wir im dichten Rosengebüsch auf einen Grabhügel, über welchem ein Stab lehnte, der ganz mit Schriftcharakteren bedeckt war, ein Bündel schmaler Ederbrettchen lag zu Füßen, ebenfalls voll von Zeichen, die mit jenem sicher die Geschichte der Familie erzählen sollten, die hier noch vor kurzem gebauft zu haben schien. Ernst überstam unwillkürlich die kleine Schaar, als das Verständniß der Scene ihr klar wurde. Die Bretter, die der Matrose ergriffen hatte, um damit sein Feuer zu nähren, wurden sorgfältig zurüdgelegt und der Stab wieder aufrecht gepflanzt. Die Ruhestätte der Todten ist doppelt heilig dem Seemann, dem sein Beruf in der unergründlichen Tiefe das letzte Bett bereitet.

Entweder war dieses Blätzchen wirklich unbewohnt, oder die Furcht hatte es für den Augenblick so gemacht, denn auch das hohe Feuer, das wir banten, zog Niemand herbei. Wir waren uns selbst überlassen und konnten uns ungestört den Phantasmagorien hingeben, welche die romantische Scene unwillkürlich dem Halbschlummernden vorführte.

Einer der Leute erklaumte die Spitze des nächstgelegenen Felsens und sah über die Kliffe hinweg, welche die Bucht und den Eingang zu derselben umschlossen, die Bai, welche wir schon gestern bemerkt hatten. Er schilderte die Schönheit derselben mit den glühendsten Farben. Sie war ringsum geschnitten und der ganze Rand meilenweit auf das Sorgfältigste kultivirt. Zwar sah er kein Städtchen, doch eine Anzahl von Hütten unter Baumgruppen, von denen die üppigen Korn- und Reisfelder oft unterbrochen wurden. Dorthin hatten wir

auch ein größeres Fischerboot segeln sehen, und unzweifelhaft war es ein herrlicher Hafen. Leider war unsre Zeit zu kurz gemessen, als daß wir uns eine nähere Erforschung desselben hätten gestatten können. Nach einer erfrischenden Nachtruhe mußten wir unsern Lauf wieder nach Norden richten.

Wieder war es ein finsterner Morgen, und kaum

fern des Strandes und traten ohne Umstände in dasjenige, welches durch Rauchwolken ein gutes Feuer verrieth, dessen wir so sehr bedurften. Wohl hundert Personen, meist Männer, in weite Graslinnen-Ueberwürfe gekleidet, die Füße in Flechtwerk von Seetang gehüllt, saßen in weitem Halbkreis hier um einen gewaltigen Ofen, über welchem in



Salzwert

hatten wir die nördliche Spitze der Bai, deren Eingang etwa eine und eine halbe Meile breit ist, erreicht, als schwerer Regen zu fallen und Nebel das Land auszuschließen begann. Auch die Strömung und der Wind traten uns entgegen; wir konnten unsern Weg nicht sehen und waren gezwungen, Schutz zu suchen. Glücklicherweise war wieder ein kleiner Hafen in der Nähe, wie überhaupt kleinere Küstenfahrer die ganze nordöstliche Küste von Riphon entlang allaugenblicklich eine Zufluchtsstätte finden können. Uns um eine niedrige Spitze von Basaltsteinen, auf welcher zwei Adler horsteten, wendend, gelangten wir in eine breite Schlucht, umringt von hohen Felsen, von denen einer ein kleines Beden abschloß, welches gegen den Wind vollkommen geschützt war, wenn auch die See hin und wieder eine hohe Welle hineinrollte. Wir konnten uns Glück wünschen, so gelagerten Schutz gefunden zu haben, da das Wetter sehr böse werden zu wollen schien.

Das Landen bei so hochgehender See war nicht wenig schwierig; wir mußten bis an den Gürtel in's Wasser springen, um das Boot nicht gegen die Uferfelsen schleudern zu lassen. Wir eilten daher zu einer Häufersgruppe un-

einer mächtigen Pflanze Wasser brodelte, das durch eine Rohrenleitung fortwährend frisch zuliess. Es war ein Salzwert, dessen Wärme sämtliche Umwohner herbeigezogen zu haben schien. Große Klode und selbst kleine Bäume wurden von rüstigen Gefellen unter Leitung einer hämmigen Frau von einem Holzstoße im Winkel des Raumes zum Herde gerollt und mittelst Schaustangen in die Flammengluth gestoßen. Arbeit, die den Schweiß in Strömen rinnen machte und bebagliches Nichtsthun sahen einander in die Augen.

Unser unerwarteter Eintritt unterbrach kaum die ersten, wohl aber sprangen die Rüstigen alle auf die Füße, doch erkannte man augenblicklich, welches Bedürfnis uns grade hierher geführt hatte und machte Platz vor dem Feuer. Wenn wir an dem Geschlechte des Wesens, das in dieser plutonischen Werkstatt als Meister wirkte, noch irgend Zweifel haben mochten, wurde dieser durch das echt weibliche Mittel zerstreut, mit dem sie uns unter ihren besondern Schutz nahm, doch welche Gewalt sie ausüben konnte, zeigte sich, als sie ohne Ceremonien die ganze Zahl der Rüstiggänger mit ihrer Stange hinaustrieb, um die brüdennde Lust mehr erträglich zu machen. Außer den Schür-

frachten durften nur einige wenige Männer und Knaben bleiben, welche mit Fertigung von Strohhäutalen beschäftigt waren. Ungeachtet konnten wir unsre Kleider trocknen, da weder Meisterin noch Knechte sich viel um uns kümmerten. Bald beschlich uns Langeweile, und da der Regen nachgelassen, suchten wir wieder das Freie, nachdem wir durch einige Knöpfe uns dankbar bewiesen und große Freude bereitet hatten. Zu unsrer Verwunderung hatte sich die Masse zerstreut und die Häuser waren alle verschlossen; man war entweder sehr zurückhaltend oder fürchtete sich vor uns. Zum Boote zurück konnten wir nicht; dasselbe war in der Mitte des Beckens vor Anker gegangen, um nicht von den Rissen vor dem Ufer zu leiden, und die Wache konnte uns weder sehen noch hören, da der Nebel undurchsichtig war und das Loben der See unsre Stimme erstickte. Uns blieb nichts übrig, als den Vorbau eines Hauses, dessen überragendes Dach den Regen abhielt, in Besitz zu nehmen und es uns so bequem zu machen, als einige umherliegende Matten es erlauben wollten. Die Japanesen schienen uns Verstecken uns bewacht zu haben; sie sahen, wir konnten mit dem Boote nicht communiciren, ohne zu demselben zu schwimmen, und brachten uns daher, vielleicht ungern, einige Lebensmittel, Mehlbrot, geröstete Eideeln, Reis und Fische. Essen ist ihre Religion. Sie leben, um Nahrungsmittel zu erzeugen und zu genießen. Einige Fischer lehrten vom Fänge heim, während wir hier sahen; sie schienen gemeinschaftlich gearbeitet zu haben, denn die ganze Beute wurde in verschiedene gleiche Haufen getheilt, von denen jeder der Zurückgekehrten einen in Besitz nahm; der letzte gehöre uns, gab man uns zu verstehen. Ein Theil der Fische wurde alsbald vor dem Feuer des Salinenojens mit großer Geschwindigkeit gebraten. Die Eingeweide wurden entfernt und ein Stock durch die Kiemen getrieben und derselbe an der Ofentür so befestigt, daß der Fisch genügt gegen die Flamme hing und langsam röstete. Sei diese Methode oder unser guter Appetit die Ursache: Fische haben uns nie seiner geschmeckt. Zu unserm Erstaunen sahen wir bei dieser Gelegenheit, daß die Japanesen den eisen Klumpfisch (*Petrodon mola*) essen.

Unter den Leuten, die sich Nachmittags um uns sammelten, sahen wir auch einige Beamte in wasserdichten Papierröden, welche uns zwar nicht selbst anredeten, doch Erkundigungen von den Fischern über uns einzuziehen schienen, diese niederschrieben und davoneilten.

Der Regen wurde wieder stärker; wir mukten in der Saline bleiben. Gegen Abend hörten die Arbeiter aus, man breitee Strohmatten vor das Feuer und lud uns ein, dar-

auf zu schlafen. Gern thaten wir dies, doch waren wir vorsichtig genug, abwechselnd Wache zu halten.

Der Anbruch des nächsten Tages brachte klares Wetter und eine reine, erfrischende Luft; wir konnten uns einen kleinen Spaziergang nicht ver sagen. Rache und weiße Rosen blühten herrlich zu beiden Seiten des Pfades, den wir einschlugen, und zu unsrer Ueberraschung fanden wir auch ein bedeutendes Feld unsrer Kartoffeln, die ersten, die wir in Japan gesehen; die Pflanzen waren noch jung, kaum sechs Zoll hoch, doch standen sie frisch und versprachen viel. Ein kleiner Bach führte uns zu einem Becken frischen Wassers, unter Bäumen versteckt, in dem wir ein langersehntes Bad nehmen konnten. Bei unsrer Rückkehr war man beschäftigt, das Salz in Strohhäute von etwa zwei Scheffeln zu verpacken und am Strande aufzuschichten; wir zählten gegen vierzig derselben.

Es war Huthzeit und die See rollte noch immer so wild, daß wir es nicht wagen durften, unser Boot dem Ufer zu nahe zu bringen; die Japanesen stießen eins ihrer kleinen Boote in's Wasser und setzten uns über; unsern Fischhausen vergaßen sie nicht.

Die Leute im Boote hatten eine sehr unangenehme Nacht verlebt; durchnäht, erfaltet und ohne warmes Mahl waren sie selbst nicht ohne Besorgniß um die Sicherheit desselben geblieben; sie hatten alle Ursache, ihre glücklichen Gefährten zu beneiden.

Ohne Verzug setzten wir Segel, wenn auch der Wind nicht eben günstig war. Bald zwang uns eine starke Strömung nach Süden zu, zu den Rubern zu greifen und uns der Küste ganz nahe zu halten. Endlich sprang der Wind nach Südost, wir konnten alle unsre Segel ausbreiten und eilten lustig zuerst bei ausgebehntem, gut cultivirtem Tafellande, dann bei einer hügeligen Landschaft vorbei. Gegen ein Uhr Nachmittags passirten wir Cap Kuro-Saki und zwei Stunden später Misaki, von welchem leiteten, etwa eine halbe Meile lang, ein Riff von spitzigen Felsen, oft kaum von Wasser bedekt, ausläuft. Auf diesem samnte sich gerade eine Anzahl von Seehunden, bewacht von einem gewaltigen Thiere auf der äußersten Spitze; wir blieben so fern, daß sie sich nicht hören ließen.

Während der Nacht zogen wir kein Segel ein und schossen so schnell dahin, daß das Wasser über dem Vordertheile oft hoch aufschäumte. Am Morgen des 17. hatten wir Cap Sirija-Saki erreicht; wir umgelenkten es und liefen in die Straßen von Sangar, in welcher Katobabe, das Ziel unsrer Reise, liegt. Auch hier sahen wir wieder auf den niedrigen Felsen, die von Vorgebirgen auslaufen, eine

Heerde von Seehunden von jedem Alter, von acht Fuß bis zu einem halben Fuß herab; wir waren in freudigster Stimmung, hatten nun nicht mehr zu eilen und konnten es uns nicht versagen, zu versuchen, einen dieser Vurschen als letzte Trophäe mitzunehmen. Fast wären wir dadurch im Angesicht des Hafens zu Grunde gegangen. Wir schossen mit einer

sah, ausrief: „Sie geht durch!“ Ein tiefer Zug löste sich aus jeder Brust. Es wäre sicherer Tod für Alle gewesen, einen der Felsen zu berühren, denn der gewaltigen Strömung hätte der stärkste Schwimmer nicht widerstehen können, sie würde ihn unsehlbar in die Tiefe getrieben haben. Ein Ruder oder ein Wasserfaß möchte vielleicht der einzige Schlüssel unser



Das Boot im Strudel.

Schnelligkeit von sieben Meilen die Stunde dahin, alle Augen auf die gehoffte Beute gerichtet, als wir uns plötzlich mitten in einem Riff sahen, über welches das Wasser in wilder Schnelle gurgelte. In demselben Augenblick fiel ein Schuß aus Kern's Büchse, die Seehunde verschwanden, doch Niemand dachte mehr an sie. Schnelle Befehle folgten rasch auf einander, doch wollte das Boot nicht lauern und die mächtige Strömung trieb es mit der Breitseite gegen Felsenspitzen, die eben aus dem Wasser hervortraten. Es gab nur eine Möglichkeit des Entkommens, und diese war, mitten durch die Gefahr den Weg zu nehmen, wenn auch alle Wahrscheinlichkeit gegen den Erfolg war. Der Befehl „Helm hart darnieder“ brachte uns im Nu in den lodenden Strudel, „Steuerbord,“ „Bort,“ „Grabe,“ wechselten mit einander, wie Fels nach Fels unter dem Wasser sichtbar wurde. Unwillkürlich hoben wir uns in den Eiben, wie wir jeden Moment erwarteten, aufzustehen. Athemlose Stille herrschte im Boote, bis endlich ein alter Matrose, der das Wasser dunkel

Geschickes gewesen sein, der unsre Befährten im nahe Hafen erreicht hätte.

Das Herz gefüllt mit Dank gegen die gütige Vorsehung, die so sichtlich mit uns gewesen war, setzten wir unsern Weg fort. Zu unserm Linken sprang die Nordküste von Nippon tief zurück, einige geräumige Baien bildend, auf deren gasreichen Hügelabhängen zahlreiche Vieheerden weideten. Rechts trat Jesso immer bestimmter aus der Ferne hervor und die Rauchmollen lagerten über dem Vulcane, der die Südspitze bildet. Trotz des günstigen Windes änderten die Landmarken kaum ihre Lagen, die Strömung, die uns grade entgegen kam, war der Kraft des Windes fast gleich. Nur zwischen den Meuten sauden wir sie später in gleicher Stärke. Schaumlinien bezeichneten den Ort, wo sie mit einem Strom von entgegengesetzter Richtung zusammenstieß. Dorthin lenkten wir unsern Lauf, und kaum hatten wir die Linie überschritten, als Räume und Hügel vorbeiflogen, und dennoch das Wasser unserm Boote zuvorzueilen schien. Wahrscheinlich hatte die obere Strömung nur

etwa fünf bis sechs Zoll Tiefe, während darunter das Wasser weniger schnell floss.

Unsre Vermessungsarbeiten hatten ein Ende, sobald wir uns an die äußersten Bergspitzen angeschlossen hatten. Wir wußten, daß die Straße von Sangar von den drei Schiffen genauer niedergelegt worden war, als wir es konnten. Ungehört durften wir nach Zeichen forschen, die die Nähe unsrer Genossen verkündeten. Endlich entdeckte das süße Auge eines Matrosen die dünnen Linien entfernter Schiffsmasten. „Ein Segel!“ erschallte es von seinen Lippen, und schnell wußte man auch, daß es die Vincennes sei.

Sie schien in der Straße zu ankern, denn die niedrige Zunge, welche das Gibraltar ähnliche Vorgebirge, auf dem Hakodade liegt, mit dem Festlande verbindet, war unter dem Horizont doch bald hob es sich; wir steuerten gegen den Felsen, welcher vor der äußersten Spitze liegt. Auch die Hancock und die Cooper erkannten wir jetzt. Es wurde Nacht und wir befestigten eine Laterne am Mast, um unsre Ankunft zu telegraphiren. Der Wind wurde unstät, wir ließen die Segel nieder und griffen zu den Rudern. Noch einmal gerietten wir in der Dunkelheit auf ein Felsentriß, doch hier war keine Strömung und leicht konnten wir wieder ausweichen. Endlich sahen wir die Lichter des Schiffes, die Leute ruderten mit doppelter Kraft und wenige Minuten brachten uns unter ihre Seite. Der Quartiermeister erkannte den Ruderschlag des Bootes eines Kriegsschiffes, und augenblicklich schallte durch alle Räume der alten Vincennes: „Die Lauch ist da, die Lauch ist da!“

Die

33. Versammlung

Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Von Dr. F. Schödlcr.

Vonn ist das Ziel! — Diese Berle unsrer Universitäten, gefaßt rings in den Smaragdgrütel des Siebengebirgs — durch ein ehernes Band verbunden mit dem herrlichsten Edelstein deutscher Baukunst, mit dem Dom zu Cöln. Welch ein Reichthum, wclch eine Fülle des Lieblichen und des Erhabenen, des Anmuthigen und Großen drängt sich in diesen wenigen Worten zusammen. Und Alles dies in einem Jahre, wo eine lang entbehrte Sonne dem mürrisch gewordenen Vater Rhein ein freundliches Gesicht abgewann, wo die Neben nicht bloß, wie der alte Claudius singt, „am Rheine wachsen“

— sondern auch reifen und einen Wein versprechen gleich dem unvergesslichen Kometentrunk von Anno Ess. Dazu Ruhe und Frieden im ganzen großen deutschen Vaterland — nirgends Mißwachs, Cholera und Kartoffelkrankheit, keine Ueberschwemmung blühender Provinzen — keine allgemeine Krise im Kampfe von Haufe und Waise — keine Panique, keine Sipos und Galgen — keine — doch genug der Negationen — „Treu! Euch des Lebens!“ Auf, nach Vonn!

Wenn das Vorstehende geeignet erscheinen durfte, schon in jeder „fühhlenden Brust“ einen Zug nach Vonn zu erregen, so müßte dies um so viel mehr der Fall sein bei den Naturforschern und Aerzten, da zu Vonn's Reizen an und für sich noch die am 18. September begonnene dreißigstägige Versammlung dieser gelehrten Wandergesellschaft sich gesellte. Und auch in dieser Beziehung sagen wir, daß ein Jeder sich etwas versprechen dürfte von einem Orte, wo Wissenschaft und Natur sich so förderlich nahe liegen und ergänzen. Sind auch die bedeutenden Errungenschaften der Forschung nirgends isolirt und gebunden, vielmehr durch die Hülfsmacht der Presse und den behenden Verkehr rasch und sicher allwärts verbreitet, so erscheint doch Manches localisirt und nur am Ort seiner Entstehung, in seiner naturwüchsigcn Umgebung recht und ganz verständlich, und es liegt grade hierin mit ein Hauptreiz und Hauptgewinn der gelehrten Wanderungen.

So mußte die Nähe des Siebengebirgs mit seinen Trachyten, die Nachbarschaft der Eifel, dieser classische Boden für das Studium erloschener Vulcane und vulcanischer Producte, eine mächtige Anziehungskraft auf Mineralogen, Geologen und Geognosten jeder Schattirung üben, die denn auch in der That höchst zahlreich und gehaltreich vertreten waren. Die Pöhsler und Chemiker mochten sofort an die trefflichen Mechaniker Fessel^{*)} und Geißler denken, von welchen der erste die sinnreiche Wellenmaschine construirte, während der zweite gewiß als unübertroffener Glasbläser einzig in seiner Art ist. Für Mathematiker und Astronomen mußte sicherlich Arglande'r's Sternwarte, sowie Dickert's Kiefenmodell des Mondes im nahen Boppelsdorf besonderes Interesse versprechen, der Mediciner erinnerte sich, daß von Vonn der Helmholz'sche Augenspiegel ausgegangen ist, und so war denn schon von vornherein jeglicher Richtung eine lohnende Perspective eröffnet. Kein Wunder also, wenn aus allen Gauen Teutschlands, sowie aus den Nachbarländern in Nord und Süd, Ost und West —

^{*)} Jetzt in Cöln.

und zwar aus letzter Richtung, vom nahen Belgien, Holland und Frankreich ein besonders zahlreicher Zuzug nach dem Versammlungspunkt stattfand. In der That ergibt denn auch die Liste des Tagesblattes die Zahl von 446 Mitgliedern und von 514 Theilnehmern, so daß im Ganzen nahezu 1000 Personen als naturforschender Körper hier vereinigt erscheinen.

Vergleicht man mit dieser Masse die bescheidenen Zahlen, welche die Versammlungen in den ersten zehn Jahren ihrer Entstehung aufweisen, wo die gelehrten Gäste noch nach Dutzenden gezählt werden und erst sehr allmählig zu den Hunderten sich erheben, so muß eine Zahl von tausend Naturforschern, die grade der Stärke eines englischen Infanterieregiments gleichkommt, gewiß einen großartigen Eindruck machen. Und dieser wird noch erhöht, wenn wir hinzufügen, daß wir in diesem Verzeichniß so viele unserer ausgezeichnetsten Männer, so viele wahre Förderer der Wissenschaft finden. Aber verschweigen wir es nicht — auch sehr viele illustre Größen der Naturwissenschaft „glänzen durch ihre Abwesenheit.“ Es fehlte der dreihundertsechzigsten Versammlung gewiß nicht am lebenerregenden und bewegenden Sauerstoff, aber auch nicht an gehöriger Verdünnung desselben mit anderen Elementen und als ob nicht etwa die Geister allzusehr aufeinander plagen sollten, hegen wir in den Reihen der Mitglieder und Theilnehmer einer nicht unbeträchtlichen Zahl solcher eingeschalteter, die als Rentner, Particulier, Kaufmann, Notar, Referendär u. s. w. jeder anderen Kategorie eher zu entsprechen scheinen, als dem §. 6 der Statuten: „Beitritt haben Alle, die sich wissenschaftlich mit Naturkunde oder Medicin beschäftigen.“

Wir werden später Veranlassung haben, nochmals auf die Zahlenverhältnisse und Zusammensetzung der Versammlung zurückzukommen, denn für jetzt, nachdem wir den Schauplatz eröffnen und die Personen eingeführt haben, gilt es, sie auftreten, handeln und sprechen zu lassen. Das Gesamtbild des großen, um uns her sich abspielenden Drama's kann jedoch unmöglich aus einem einzigen Gesichtspunkt erfasst und überblickt werden, denn es zerfällt wieder in eine Reihe von Gattungen, die nicht weniger mannigfaltig und gemischt Natur sind, als das heroische, das lyrische Drama, das Melodrama, die Komödie, das Vaudeville, bis zu den lustigen Purlquesen, Scherzo's und kleinen Mäcetten herab, für welche alle wir Analogien finden — glücklicherweise mit Ausnahme der Tragödie. Im Ganzen sind es jedoch hauptsächlich vier Formen, in welchen sich Thätigkeit und Genuß der Versammelten offenbaren, nämlich

erstens in den allgemeinen Sitzungen, zweitens in den Sectionssitzungen, drittens in den gemeinsamen Festlichkeiten und viertens in dem privaten Verkehr der kleinen Kreise. In reizendem Wechsel lösen sich diese Erscheinungsformen des sechstägigen Versammlungsbases theils einander ab, theils laufen sie anmuthig, in einander vermennt und übergehend im großen Ganzen fort. Nicht leicht wird ein Gast erschienen sein, der nicht in der einen oder anderen Weise seine Befriedigung gefunden hätte, und ihr Werth und ihre Rangordnung ist selbstverständlich für jeden Einzelnen ein Besonderes.

Beginnen wir mit den allgemeinen Sitzungen. Es sind dies gewissermaßen die großen Staatsactionen der Versammlung, wo die Redner meist, auf hohem Rothurn einhersehreitend, durch ein erhabenes Pathos zu wirken suchen. Sie bilden ohnehin das Alpha und Omega — Anfang und Schluß des Ganzen, und ihr wesentlichster Theil sind die feierlichen Eröffnungsreden von Seiten der Herren Geschäftsführer, die freundlichen Bewillkommungsreden von Seiten eines Vertreters der Stadt, in welcher die Versammlung tagt und welcher herkömmlicher Weise jedesmal das Beiwort der „gastlichen“ beigelegt wird. Hier werden endlich die gerührten Dant- und Abschiedsreden gehalten, untermischt mit den erforderlichen Hochrufen. Zwischen Anfangs- und Schlußsitzung fällt eine weitere allgemeine Sitzung, in welcher die Wahl des künftigen Versammlungsortes entschieden wird, wobei es mitunter zu lebhaften und interessanten Erörterungen kommt. Auch findet sich fast jedesmal eine Veranlassung, wiederholt zu beschließen, daß an der Urverfassung, an den Leipziger Statuten vom Jahre 1822, Nichts geändert werden soll, und die Naturforscher bewähren sich hierdurch gewiß als eine Gesellschaft von höchst conservativem Charakter! Frankreich hat seitdem seine Statuten mehrmals gründlich umgeändert.

Vorstehendes bildet den officiellen Theil der allgemeinen Sitzungen. Außer demselben pflegen hier Vorträge von allgemein wissenschaftlichem Interesse in populärer Form gehalten zu werden, welche namentlich auch bei Nicht-Naturforschern, bei hohen Männern, gebildeten Einwohnern der gastlichen Stadt u. a. m. Interesse für Wesen und Personen der Wissenschaft wecken und befördern sollen. Man hält jedoch diese Partie der Zusammenkünfte so ziemlich für ihre schwächste Seite, ja es ist hieraus vielfach die Meinung abgeleitet worden, als ob dem deutschen Gelehrten überhaupt die Fähigkeit abgehe, einen andern als den Rathgeberton anzuschlagen, als ob ihm jene Klarheit, Gedrungenheit und

Lebendigkeit gänzlich mangle, die so häufig mit Humor gewürzt den Hauptreiz der Vorträge bei ähnlichen Versammlungen in England bilde, welsch letztere zudem in mehrfacher Hinsicht als Muster empfohlen werden. In der That sind wiederholt so verfehlte Vorträge in dieser Richtung vorgekommen, daß für die Bezeichnung derselben alsbald der technische Ausdruck eines „unter fortlaufendem Beifall gehaltenen Vortrages“ sich einstellte.

Wer jedoch Gelegenheit hatte, jenen Vorträgen ausgezeichneten Gelehrten beizuwohnen, die nach dem Vorgang von Humboldt und Liebig in Berlin und München für ein nicht gelehrtes Publicum bereits mehrmals sich wiederholten, der wird unsern Männern der Wissenschaft freudig zuerkennen, wie sie die oft schwierigen Ergebnisse und Probleme der Forschung ansprechend und faßlich darzustellen im Stande sind. Auch fehlt es nicht an Beispielen höchst gelungener dergleichen Vorträge in allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlungen; wir erinnern nur an die Vorträge von Dove und Quenstedt, die in Tübingen gehalten und mit größtem Beifall aufgenommen wurden.

Und dennoch werden die „allgemein ansprechenden Vorträge“ nie recht prosperiren und ihre Vorkommen wird eine Ausnahme bilden. Der bei Versammlungen in England, sowie in den Auditorien von Berlin und München sich ergebende Erfolg setzt ein Publicum voraus, welches nur kommt, um zu hören, das seinem Redner stille hält, der ohnehin mehr im Stande ist, Zeit, Raum, Vertlichkeit und Stimmung abzumessen und hiernach sich einzurichten. Bei unsern Naturforscher-Versammlungen ist dies wesentlich verschieden. Hier dünkt sich fast ein Jeder berufen, selbst zu handeln, selbst aufzutreten und zu sprechen, oder doch allermindestens mehr den Kritiker abzugeben, als den Zuhörer. Da ist es unendlich schwieriger, die Menge zu fesseln, zumal wenn durch allzu große Ausdehnung akustisch ungünstiger Localitäten das Verstehen des Redners ohnehin erschwert wird. War aber bereits eine längere Debatte vorausgegangen, hatte gar schon ein unglücklicher Redner die Ungeduld der Zuhörer erregt, winten endlich im Hintergrund ein Festessen und ein Ausflug — dann wird es kaum der besten Kraft gelingen, Ruhe und Festigkeit in den wankenden Gliedern herzustellen und gar Mancher trägt gerechtes Bedenken, diese Aufgabe zu übernehmen. Daher kommt es, daß die allgemeinen Sitzungen für die Naturforscher selbst mehr ein geschäftliches, als ein wissenschaftliches Interesse haben, welsch letzteres sich vielmehr in den Sections-sitzungen concentrirt. Geträufelt fühlt sich freilich der „Beitrag zahlende“ Dilettant und Laie, der

gar zu gerne grade die berühmtesten Naturforscher gehört hätte, wie sie so recht geistreich über Entstehung und Untergang der Welt — über Kraft und Stoff — über Leib und Seele — und dergleichen mehr, sich vernehmen lassen sollten.

In der ersten allgemeinen Sitzung haben wir vernommen: von Röggerath (erster Geschäftsführer, Bonn) „Begrüßungsrede;“ Kilian (zweiter Geschäftsführer, Bonn) „Geschäftliche Mittheilungen;“ Kaufmann (Bürgermeister, Bonn) „Willkomm;“ Schulz (von Teidesheim) „Antrag gegen die Vorlesung gedruckter Abhandlungen;“ Schulz-Schulzenstein (von Berlin) „Werth der Naturwissenschaften für die menschliche Bildung;“ — der Redner spricht sich entschieden zu Gunsten einer in der organischen Welt wirkenden Lebenskraft aus, im Gegensatz zu jener Richtung, die auch hier nur das Resultat allgemein wirkender Kräfte erkennt. — Müller (von Dorpat) „Ueber die Fixsterne.“ — Die Annahme einer Centralsonne, um welche die ganze FixsterneWelt sich bewege, sei anzugeben; vielmehr erscheine der Schwerpunkt des Fixsternsystems als Centrum der Bewegung. — Außerdem wurden noch von Hamel (Petersburg), v. Siebold (Bonn), Drescher (Frankfurt) einige Bemerkungen zur Geschichte der elektrischen Telegraphie mitgetheilt.

In der zweiten Sitzung wurde nach Erledigung mehrerer Geschäftssachen die statutenmäßige Bestimmung des Versammlungsortes für das nächste Jahr vorgenommen. Es konnte der Gesellschaft nur erfreulich sein, daß von nicht weniger als vier Städten hierzu Aufforderungen und Einladungen vorlagen, nämlich von Kofnod, Düsseldorf, Ems und Karlsruhe. Für letzteres entschied die Versammlung fast einstimmig und als Geschäftsführer wurden erwählt Professor Eisenlohr und Medicinalrath Volk. Es sprachen bei dieser Verankassung Schrötter (Wien), v. Carnall (Wreslau), Kuer (Düsseldorf).

Es folgten alsdann einige Vorträge: Schwarz (Sigmaringen) „Ueber Seelenheilande;“ Helmholz (Bonn) „Ueber das Sehen mit beiden Augen und in's Besondere über Beurtheilung der Entfernungen.“ Es mochten sich bei diejem höchst interessanten Vortrage die oben angeführten Mifstunde des allzu großen Locales und der Unruhe des ab- und zutretenden Publicums bedauerlich fühlbar. Von den zur Erläuterung dienenden Apparaten konnten kaum die Nächsten Vortheil ziehen. Es befanden sich darunter zwei Vorrichtungen zur Verbesserung des Fernsehens, insofern, als entfernte Gebirgsgereihen und Wände, Wolken- oder Baumpartien sich gleichsam in ihre hintereinandergerückt erscheinende Bestand-

theile auflösen, so daß man z. B. nicht auf eine zusammengeballte Wolkenmasse, sondern in die Tiefe eines Wolkensimmels hineinblickt. Hierzu dient vorzüglich das Tele-Stereoskop, welches die Eigenschaft des Fernrohres und des Stereoskops vereinigt. Auffallend erschien die Bemerkung, daß unsre gewöhnlichen Operngläser an einer Unvollkommenheit leiden, wodurch die in Betrachtung genommenen vollen Gesichter etwas platt gedrückt, mongolenartig — die Profile etwas verzogen, vogelkopfförmig erscheinen sollen. Im Interesse unsrer Schönen ist es gewiß wünschenswerth, daß diesem Mangel baldigst abgeholfen werde.

Der letzte Redner, Schimper (von Schwefingen) verbreitete sich darüber, was man bisher beim Erscheinen der Radieschen, rothen Rüben, Erdbeeren, Ananas u. s. w. auf unsern Mittagstafeln Alles hätte beobachten können und sollen, nämlich in Beziehung auf die Structur der Zellhaut und Fruchtbildung. Der unter fortlaufender Theilnahme endigende Vortrag schien jedoch mehr den Appetit zu reizen, als über diese Dinge Aufklärung zu gewähren.

Die dritte allgemeine Sitzung war eine ganz außerordentliche, denn nicht nur, daß sie ausnahmsweise anberaumt war, sondern auch, daß sie eine Geldfrage zur Erörterung vor das Forum der Naturforscher brachte — Beides bisher unerhört und noch niemals dagewesen. In der That kamen die Gemüther schon etwas erregt zur Sitzung, denn nicht Wenige waren verstimmt, daß die obnehin mehrfach verkümmerten Sectionssitzungen abermals durch eine unfruchtbare Discussion verkürzt werden mußten.

Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Verwendung von 8700 Gulden, die bei der vorjährigen Versammlung in Wien als Ertrag der Eintrittsgelder erübrigt worden waren, da Kaiser Franz Joseph großmüthig alle Kosten übernommen hatte. Im Widerspruch mit dem §. 18 der Statuten, nach welchem die Gesellschaft mit Ausnahme ihres papiernen Archivs „kein Eigentum“ besitzt, war dieselbe unversehens in die Verlegenheit gerathen, über Geld verfügen zu sollen. Aber Geld macht Sorgen, das zeigte sich deutlich. Schon bei der Versammlung in Wien konnte sich keine durchschlagende Meinung für eine sofortige Verwendung dieser Summe bilden und es wurde der Ausweg gewählt, die dortige k. l. Akademie der Wissenschaften zu beauftragen, der diesjährigen Versammlung in dieser Beziehung Vorschläge zu machen, indem dieser die definitive Entscheidung anheimstellte wurde.

Nach dem von Professor Schrötter, als ständigem Secretär jener Akademie erstatteten Bericht sollte das Capital der Leopoldi-

nisch-Karolinischen Akademie als Stiftung, mit jährlicher Verwendung der Zinsen nach eigenem Ermessen zugewiesen werden.

Diesem Vorschlag folgte eine lebhaftere Discussion, indem die Herren Braun (Berlin), Leubuscher (Jena) und Erlenzmeyer für denselben sprachen, während andererseits Helmholz (Bonn) mit Eifer darauf drang, daß die Gesellschaft das Geld behalten und die Zinsen durch Belohnung gelöster Preisfragen, zur Unterstützung strebsamer Naturforscher verwenden solle. Auch Wuyet unterstützte diesen Antrag. Bei der endlichen Abstimmung entschieden sich jedoch 118 gegen 58 Stimmen für den Vorschlag der Akademie zu Wien, wonach der Leopoldina das Capital überwiegen wird.

Es ist heutzutage gewiß ein überraschender Fall, eine Gesellschaft zu sehen, die ein so beträchtliches ihr zugefallenes Geschenk von 8700 Gulden ohne Weiteres wieder verschönt. Wir haben nachträglich manche gereizte Stimme gegen diesen Beschluß sich äußern hören. Allein grade diese Erregtheit befestigte unsere Ansicht, daß Geldfragen fatale Fragen sind für eine gelehrte Körperschaft. Es wurde die Besorgniß ausgesprochen, daß die hieraus entstehenden Erörterungen stets einen Theil der für wissenschaftliche Verhandlungen bestimmten Zeit und Kraft in Anspruch nehmen, daß sie leicht zu dem in das söbliche Göttermahl geschleuderten Erisäpfel werden möchten.

Professor Helmholz führte zwar mit Lebhaftigkeit die Versammlungen der englischen Naturforscher als nachahmenswerthe Muster in praktischer Auffassung und Verfolgung ihrer Zwecke auf. Dort würden stets durch die Beiträge zahlreicher „Theilnehmer“ namhafte Summen aufgebracht und sofort zu irgend welchen wissenschaftlichen Zwecken bestimmt. Allein vergessen wir nicht, daß in Hinsicht wissenschaftlicher Versammlungen wir Deutschen das Original sind, welchem England nachahmte, unter Modificationen unsrer Praxis, die für jenes Land gewiß als zweckmäßig und förderlich erscheinen. Bei der geringen Zahl von Fachgelehrten in England und der größeren Zahl von Dilettanten, die sich mit der Natur befassen, ist die Heranziehung eines möglichst großen Publicums dort ganz berechtigt. Wir können durchaus nicht in die oft gehörte Klage mit einstimmen, daß in Deutschland zu wenig für Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten und aufstrebender Talente gethan werde. Wir behaupten vielmehr, daß in keinem Lande der Welt in dieser Hinsicht im Ganzen günstigere Verhältnisse vorliegen als bei uns. Zu den zahlreichen, über das ganze Deutschland zerstreuten Universitäten sind neuerdings noch eine große Anzahl höherer technischer Schulen gekommen, gleich jenen mit allen Hülfsmitteln

der Forschung ausgestattet, so daß hierdurch schon ein außerordentlich zahlreiches Personal ex officio auf den Cultus der naturwissenschaftlichen Disciplinen hingewiesen ist. Wem bekannt ist, daß in England und Frankreich noch in jüngster Zeit Männer, die zu Stellung und Ruf sich emporgerungen haben, wie Kanc, Gregory, Reignault, Gehrhard, erst nach Ueberwindung der brüdensten Verhältnisse dahin gelangt sind, dem werden die zahlreichen Wege, die in Deutschland dem Strebsamen geöffnet sind, als leicht zu beschreitende Bahnen erscheinen.

Freilich sind die meisten dieser Lehrstellen mit keineswegs glänzendem Einkommen ausgestattet und Professor Helmholz mochte dies im Sinne haben, als er in voller Versammlung seine Rede mit den Worten eröffnete: „Die deutschen Naturforscher sind arm.“ Es ist schade, daß nicht sämtliche Bonner Hotelinhaber Zeuge dieses und öffentlich ausgestellten Armuthszeugnisses waren, sie würden dann vielleicht in ihren Rechnungen etwas rücksichtsvoller gemein sein. Diese Herren Gastwirthe schienen gradezu von einer entgegengesetzten Auffassung auszugehen und die Gesellschaft der Naturforscher für eine ihnen bescheerte Nach-Saison anzusehen, für eine Art von Stoppelherbst, der extra scharf gepreßt werden muß. Vielleicht schwebte Denselben Einiges von den glänzenden Verhältnissen ihrer illustren Berliner Landleute vor, oder sie gedachten des großartigen Festes, welches der allverehrte Rektor der Naturforscher der ganzen Versammlung gab, als dieselbe in Berlin tagte. Genug — die Naturforscher zahlten in Bonn wie Cavaliere!

Noch ein anderer Punkt der Discussion möge kurz berührt werden. Es wurde angeführt, daß aus Mangel an Unterstützung so häufig deutsche wissenschaftliche Entdeckungen in's Ausland wandern müßten, um dort eine praktisch-nützliche Anwendung zu finden. Wir geben zu, daß dieses früher mehrfach der Fall gewesen sein mag. Gegenwärtig ist hierzu sicher kein Grund vorhanden. Wer jetzt etwas wirklich Brauchbares gefunden hat, dem stehen überall Tausende zur technischen Ausbeutung zu Gebote und mit jenen vierhundert Gulden Zinsen würde auf diesem Gebiete überhaupt wenig auszurichten sein. Freuen wir uns, daß grade Deutschland vorzugsweise das Land ist, wo die Wissenschaft noch um ihrer selbst willen cultivirt wird, freuen wir uns aber auch, daß neben den Männern der reinen Wissenschaft allmählig eine Reihe wissenschaftlich gebildeter Techniker austritt, welche im Stande ist, das zu Tag geförderte edle Erz rasch auszumünzen und in nützlichen Cours zu setzen und die Wissenschaft an die Praxis zu vermitteln.

Aber unser Capital von 8700 Gulden sollte der Leopoldina überlassen werden — das schien denn doch bedenklich. Diese Leopoldina ist nachgerade ein etwas obsoletes Institut geworden, nirgends sichtbar und greifbar als in der Person ihres jeweiligen Präsidenten, dessen Wohnsitz zugleich Sitzpunkt der Akademie ist. Indem dieselbe vorzüglich der naturgeschichtlichen Richtung sich zuwendete, war sie den Vertretern der exacten Wissenschaften ziemlich entfremdet und außer den papiernen Orden, die in Gestalt von Diplomen und Titeln von derselben ertheilt wurden, hörte man wenig von ihrer Existenz. Aber es wurde doch mit großer Wärme hervorgehoben, wie diese unsichtbare Loge schon gar manchem jungen Gelehrten dadurch nützlich geworden ist, daß sie seine Erstlingsarbeiten abdrucken ließ und verbreitete. So wurde ihr denn die Ragnieszung und Verwendung der Zinsen überwiesen und wir wollen hoffen, daß diese alterwürdige Akademie, die grade durch diese belebte Verhandlung einmal recht an's Licht gezogen worden ist, nunmehr auch eine Ehre darin suchen werde, im Geiste echter Wissenschaft über die gebotenen Mittel zu verfügen.

Wir kommen endlich zur vierten und letzten allgemeinen Sitzung. Diese Schlusssitzungen haben viele Aehnlichkeit mit jenem Lanze, der hierzuland der „Kehraus“ genannt wird und den Ball beschließt. Die Reihen sind gelichtet; gar mancher Freund wird vermißt, doch andre halten noch standhaft aus, aber bei Gastgebern und Theilnehmern mischt sich dem Genuß des letzten Augenblicks doch auch das befriedigende Gefühl bei, daß nun bald Alles vorüber ist und süße Ruhe und alte Gewohnheit wieder in ihre Rechte eintreten. Die Stimmung ist weich und recht geeignet, unter gegenseitigem Lob und Dank in Liebe und Freundschaft auseinanderzugehen.

Mit Vorträgen traten in der Schlusssitzung auf: Schaafhausen (Bonn), „Ueber Entwicklung und Einheit des Menschengeschlechts;“ Biалобозы (Leipzig), „Ueber die Reifen im inneren Afrika;“ von Siebold (Bonn), „Ueber Japan.“

Auf die Abschiedscomplimente der Herren Geschäftsführer und die Hochrufe für Seine Majestät den König von Preußen erwiederte Professor Schrötter aus Wien mit dem Dank der Gesellschaft und einem dreimaligen Hoch für die Naturwissenschaften.

Als zweites Moment, in welchem sich Leben und Wirken der Naturforscherversammlungen offenbare, haben wir im Eingang die Sectionssitzungen bezeichnet. Hier ist es schwerer, dem Nichttheilnehmigen ein Bild zu geben, denn in nicht weniger als in zwölf verschiedene

Arme theilt sich der breite Strom der Naturwissenschaften ab, die der Einzelne unmöglich gleichzeitig verfolgen kann. Die meisten Berichte schlüpfen daher auch leicht über diese Partie hinweg und verweisen auf die ausgegebenen Tagblätter, worin ja Alles ausführlich mitgeteilt sei. Aber gerade diese Tagblätter gelangen nur in die Hände der anwesenden Naturforscher, für die Abwesenden und das größere Publicum dürften daher aus dem Innern kommende Nachrichten wohl erwünscht sein. Freilich würde ein vollständiges Wiedergeben der Sitzungsberichte über die Thätigkeit aller Sectionen weit die Grenzen überschreiten, welche in dieser Zeitschrift bei größter Liberalität für die Naturwissenschaften in Anspruch genommen werden dürften, selbst wenn dieselbe noch die frühere kleine Trudzschrift beibehalten hätte, auf deren Befestigung wir doch eigenhändig angetragen haben. Eine Auswahl zu treffen, eine Art von Blumen- oder Aehrenlese zu veranstalten ist eine müßliche Sache. Es würde dies einen Berichterstatler erfordern, der in allen Fächern competent wäre und alle Vorträge mit angehöret hätte. Wenn wir jedoch im nachfolgenden alle diejenigen mit Namen anführen, welche einen Vortrag gehalten haben, und ihren Wohnort und den besprochenen Gegenstand in möglichst kurzer Beschreibung hinzufügen, so glauben wir doch für viele Leser eine willkommene Mittheilung zu machen. Die Fachmänner bezeugen da manchen bekannten Namen und Dingen, aus welchen sie sich ungefähr ein Bild des Weltens in ihrer Section construiren können; die übrigen Leser, auch wenn ihnen die meisten Namen unbekannt sind, wenn sie über die durch Abkürzung oft mangelhaft bezeichneten Gegenstände der Vorträge in der Regel weder Kenntniß noch Urtheil besitzen, sie vermögen doch zu erkennen, wie hier aus allen Theilen Deutschlands, von dem entferntesten Ausland die Ideen, die Beobachtungen, die Thatfachen, die Lehrobjecte und Lehrmittel zusammengetragen und lebendig und unmittelbar in Anregung, Austausch und Bewegung gebracht werden. Der Laie, der von den Naturforscherversammlungen gewohnt ist, nur den äußern Apparat, die Festessen und Festpartien und die unergiebigen allgemeinen Sitzungen zu sehen und hiernach geneigt ist, sich nicht immer das günstigste Urtheil über „tant de bruit pour peu de chose“ zu bilden — er wird erstaunt sein über die Fülle des in den einzelnen Sectionssitzungen gebotenen Stoffes. Derselbe wird freilich einwenden, daß in den täglich dafür verwendeten zwei bis drei Stunden diese Fülle eine um so stüchtigere Behandlung bedingen mußte. Allein abgesehen davon, daß gerade das Bedeutende

und Interessante sich in der kürzesten Zeit zur Geltung bringt, ist es hauptsächlich das Nachhingen der angeschlagenen Saiten und das Mitschwingen der verwandten Saiten, worauf es hier ankommt. Nach Schluß jeder Sectionssitzung sieht man, wie da und dort kleine Gruppen sich bilden, die ausgezogenen Saiten weitererspinnen; für die ganze Dauer des Zusammenseins, auf Weg und Steg wird das aus den Sitzungen gekommene Material verarbeitet und ausgenutzt.

Wir stellen der nachfolgenden Aufzählung jedesmal die Namen der Präsidenten voran, welche für die einzelnen Sitzungen von den Mitgliedern der Sectionen aus ihrer Mitte erwählt worden sind. Da diese Auszeichnung den anerkanntesten Männern zu Theil wird, so repräsentiren die Tagespräsidenten, soweit dies ausreicht, die Elite der jeweiligen Versammlung.

Und nun zur Sache!

Section für Geologie, Mineralogie und Paläontologie.

Tagespräsidenten: Röggerath (Bonn), v. Merian (Basel), G. Rose (Berlin), v. Carnall (Breslau), H. v. Meyer (Frankfurt), v. Dechen (Bonn).

Vorträge: Jäger (Stuttgart): „Entstehung regelmäßiger Formen in den Gebirgsarten.“ Bolger (Frankfurt): „Entwicklungsgeschichte der Felsarten; Entstehung der Erdbeden durch Auswaschungen.“ Bichler (Innsbruck): „Geognostische Karte von Tyrol.“ v. Dechen (Bonn): „Geognostische Karte von Rheinland-Westfalen; geognostische Karte von Deutschland.“ Plieninger (Stuttgart): „Zahnbildung vorweltlicher Thiere.“ v. d. Borne (Bodum): „Geologie von Pommern.“ v. Hingenau (Wien): „Die Sandsteinveränderungen in den Karpathen.“ Raud (Grefeld): „Zinngehalt in Brauneisenstein; Beziehung der Flächenausbildung der Krystalle zu ihrem Fundort.“ v. Strombeck (Braunschw.) : „Gliederung des Pläners am Harze.“ G. Rose (Berlin): „Granit und Gneiß des Riesengebirges.“ E. Schimper (Schwefingen): „Gestaltung der Flußgeschiebe.“ Murchison (London): „Neueste geologische Publicationen in England.“ v. Carnall (Breslau): „Geognostische Karte von Ober-Schlesien; geognostische Karte der russisch-polnischen Steinkohlengebirge.“ Daubrée (Straßburg): „Bildung des Schwefelkylpers in Plombières.“ v. Abich (St. Petersburg): „Schlammvulcane.“ Beissel (Aachen): „Das Bergelgebirge bei Aachen.“ Gerhard (Leipzig): „Bildung von Dolomit und Stein Salz.“ v. Vanhuyß (Frankfurt): „Geognostische Karte von Limburg.“ v. d. Rarl (Saun): „Verfeinerungen der westphälischen

Kreidebildungen." Schnigler (Cöln): „Veränderung des specifischen Gewichtes bei Krystallbildungen." M. Braun (Altenberg): „Eigenthümlichkeiten im Auftreten der Blende in Schweden und am Rhein." St. Claire-Deville (Paris): „Topographische Karte von Guadeloupe." Kömer (Breslau): „Untersuchung des jurassischen Wejzergebirges." —

Section für Botanik und Pflanzenphysiologie.

Tagespräsidenten: v. Siebold (Bonn), Braun (Berlin), Nägeli (München), W. Schimper (Straßburg), Engelmann (Missouri).

Vorträge: Schulz: Schulenstein (Berlin): „Ueber Lebenssaftgefäße." Bronner (Wiesloch): „Wilder Wein." Karl Schimper (Schwefingen): „Beiträge zur Morphologie." Prillieux (Paris): „Das Aufspringen der Samentapieln der Orchideen." Nägeli: „Pilze in der Krankheit der Seidenraupen; Anordnung der Gefäßbündel in den Stammtheilen." Hoffmann (Gießen): „Reimung der Pilze." Cohn (Breslau): „Reimung einer Polvociace; Schwarzpender Kernpilz auf Algen." De Vary (Freiburg): „Copulation der Desmidiaceen und Zygneem." Jode (Bremen): „Ueber Copulation." Schüb (Calm): „Varietät der Belladonna." Braun (Berlin): „Reimung von Celebogyne; Monographie der Characeen." v. Siebold (Bonn): „Pflanzenkunde in Japan." Casparini (Neapel): „Saugwurzeln und Wurzelauwüchse." Wirtgen (Coblenz): „Pflanzengeographie des Coblenz-Neuwieder Bedens." Deben (Aachen): „Fossile Flora der Aachener Kreide." Pringsheim (Berlin): „Werth der Florideenfrüchte." Caspary (Bonn): „Stellung der Gattung *Chroolepus*; Stamm der Rymphaceen." Cienkowski (Petersburg): „Ueber Pseudogonidien." Sinning (Düren): „Abnorme Bildung von *Pinus sylvestris*." De Vary: „Fructification der Hymenomyceten." —

Section für Zoologie.

Tagespräsidenten: Troschel (Bonn), van Beneden (Löwen), Eversmann (Kalan), van der Hoeven (Seiden), Grube (Breslau), Leuckart (Gießen).

Vorträge: Verloren (Utrecht): „Schubart's Zeichnungen von Eingeweidewürmern." Leuckart (Gießen): „Eier des Spulwurms; Drohnenbrütigkeit; Verhältniß der Echinodermen zu den Anneliden." Kubinyi (Pesth): „Einrichtung zoologischer Gärten." Sonnenburg (Bonn): „Zoologie des Kriosteles." Förster (Aachen): „Parasitische Hymenopteren." Grube (Breslau): „Bedeutung des Dedels der Schnecken; Lage des Darms der Anneliden." Eversmann (Ka-

lan): „Pflanzen- und Thierwelt südasiatischer Steppen." Bach (Woppar): „Pflanzenbefruchtung vermittelt durch Insecten." Mübius (Hamburg): „Entstehung der Perlen; neue Asteridien." Keder (Insterburg): „Der Bojanus'sche Körper der Rajaden." Claus (Cassel): „Bau der Cylloplaxlarven." Carus (Leipzig): „Ansicht seiner Icones Zootomicae." Jäger (Stuttgart): „Absterben der Zähne." Schaum (Berlin): „Generationswechsel der Blattläuse." van Beneden (Löwen): „Entwicklung von *Lumbriconais*." Töpffer (Hamburg): „Züchtung der neuen Seidenraupe *Bombyx cynthia*." Dönhoff (Orlag): „Wärmeentwicklung durch saltblütige Thiere." Harley (London): „Vorgeigung interessanter Eingeweidewürmer (*Pentastoma*).“ Troschel (Bonn): „Werth des Dedels der Schnecken für die Classification; Mittheilungen über die Gattung *Lithophagus*." Leonhardi (Prag): „Die Knochographie als Hülfsmittel systematischer Forschung." Krohn (Bonn): „Actinotrocha und ihre Metamorphosen." Blanchard (Paris): „Vorgeigung seines Werkes: *L'organisation du regne animal*." —

Section für Physik.

Tagespräsidenten: Blücker (Bonn), v. Ettingshausen (Wien), J. Müller (Freiburg), Bunsen-Ballat (Utrecht), Eisenlohr (Carlsruhe).

Vorträge: Böttger (Frankfurt): „Exploirendes Chlor-Antimon." Beer (Bonn): „Erscheinungen an einer dem Einfluß der Schwerkraft entzogenen Flüssigkeit." Reusch (Tübingen): „Vorrichtungen zur Combination elektrischer Ströme; zur Demonstration der Anziehung und Abstoßung elektrischer Ströme; zur Erzeugung von Ringen mit Tabakrauch; Polarisations-Focometer." Meyerstein (Göttingen): „Erläuterung seines Spectrometers." Dove (Berlin): „Phänomene bei Betrachtung farbiger Zeichnungen durch farbige Gläser; Abstumpfung des Gehörs bei Eindrücken von längerer Dauer; Heberbarometer mit capillarem Verschluß." Meyer (Bonn): „Schichtung und magnetische Ablenkbarkeit des elektrischen Lichtes." Weiß (Nürnberg): „Neue Formeln aus der analytischen Dioptrik." Preitel (Emden): „Beziehungen zwischen Gewitter, Windrichtung und Barometerstand; — ferner zwischen Regenmenge und Höhenunterschieden desselben Ortes." Boshca (Lenden): „Mechanische Theorie der Electrolyse." Bunsen-Ballot (Utrecht): „Regeln für die Abweichungen des Barometers mit dem Regen, der Richtung und Stärke des Windes; die Electricität ein Bewegungszustand, analog der Wärme." Böttger (Frankfurt): „Optisches Bild durch die Cornea von *Aeschna grandis*." Althaus (Sagner-

hütte): „Temperatur des Sonnenkörpers.“
 Plücker (Bonn): „Magnetisches Verhalten
 der Krystalle; Schichtung des elektrischen Lichtes
 und Einwirkung des Magneten auf dasselbe.“
 Gläserer (Siege): „Telegraphie und elek-
 trische Uhren.“ Greis (Wiesbaden): „Coer-
 citivkraft von Eisen und Stahlsorten.“
 Silbermann: „Hahn für Luftpumpen; Messer
 der Reeresstiefe.“ Helmholz (Bonn): „Ob-
 jective Natur der Combinationstöne.“ Geis-
 ler (Bonn): „Ueber sein Barometer von neuer
 Construction.“

Section für Chemie.

Tagespräsidenten: Bergemann (Bonn),
 Fresenius (Wiesbaden), v. Baumhauer
 (Amsterdam), Mohr (Coblenz), Kuhlmann
 (Ville).

Vorträge: Schischloff (Petersburg):
 „Neue Derivate aus der Knallsäure.“ Welt-
 zien (Karlsruhe): „Einwirkung wasserfreier
 Phosphorsäure auf Harnsäure.“ v. Baum-
 hauer (Amsterdam): „Einwirkung von Sal-
 petersäure auf Chlorate und von Salzsäure
 auf Nitrate; ein neuer Kaliapparat; geruch-
 loser Apparat für Schwefelwasserstoff; Um-
 wandlung des rothen Phosphors in gewöhn-
 lichen.“ E. Mohr (Coblenz): „Einwirkung
 des Eisenchlorids auf Jobwasserstoff.“ Wit-
 ting (Haar): „Das Blut der Crustaceen
 und Mollusken; Untersuchung der Reeres-
 algen.“ Böllner (Eöln): „Fabrication
 des Kalisalpeters aus Chilisalpeter.“ Abt
 (Mastadt): „Comprimirte Arzneiräuter.“
 Wöttger (Frankfurt): „Explosives Chlor-
 antimon; Hoch- und Tiefzäpfung auf Zink;
 Erlöschung und Hervorrufung des Tons der
 chemischen Harmonica durch gleiche Töne;
 Färbung der Flamme im Luftzug einer far-
 bigen Flamme.“ F. Mohr (Coblenz): „Fort-
 schritte in der Mahalanalyse.“ Fleitmann
 (Nsterloh): „Entwicklung von Sauerstoff aus
 Chloralkal und Kobaltorydhydrat.“ Schröter
 (Wien): „Darstellung des Caffeins; Umwand-
 lung des rothen Phosphors.“ Volger
 (Frankfurt): „Bildungsgeschichte des Granits.“
 Grahe (Arafan): „Destillationsproducte der
 echten Chinarinde und ihrer Basen.“ Kuhl-
 mann (Ville): „Niration der Farben auf
 Zeugen und bei Anstrichen.“ Marquart
 (Bonn): „Fabrication des Phosphorchlorids.“
 Neubauer (Wiesbaden): „Oxydation des
 Leucins und der Aetzsäuren.“ Schloßberger
 (Tübingen): „Blut des Fötus; Amniotisch-
 fäul.“ Fresenius (Wiesbaden): „Eisen-
 cyanür.“ Schwarzenbuch (Würzburg):
 „Untersuchung der Hyänenanache globosa.“

Section für Mathematik und Astronomie.

Tagespräsidenten: Argelander (Bonn),
 Mädler (Dorpat).

Vorträge: Heiß (Münster): „Die Stern-
 schnuppen — Beobachtung der diesjährigen
 Augustperiode.“ Cantor (Heidelberg): „Ueber
 einige Mathematiker des sechzehnten Jahrhun-
 derts.“ Mädler: „Ueber Mondlugeln; Er-
 klärung von Diderots Mondrelief.“ Arge-
 lander: „Ueber den veränderlichen Stern
 im Schilde.“ Zsch (Tübingen): „Verein-
 barung für die Berechnung der speciellen
 Störungen der kleinen Planeten.“ v. Riese
 (Bonn): „Ueber gewisse Abänderungen in
 der Anordnung der magnetischen Declinations-
 beobachtungen.“

Section für Anatomie und Physiologie.

Tagespräsidenten: Helmholz (Bonn),
 Schröder van der Koll (Utrecht), von
 Mayer (Bonn), Brolik (Amsterdam), Don-
 ders (Utrecht).

Vorträge: v. Mayer (Bonn): „Verglei-
 chung der Schädel der Botofuden und Chinesen;
 über Hall's Methode zur Errettung Ertrunkener;
 über die Structur des Rückenmarkes.“ Har-
 ley (London): „Ueber Ausrottung der Neben-
 nieren an Thieren.“ Klob (Wien): „Krank-
 hafte Entartung der Nebennieren; das Fo-
 ramen ovale cordis.“ Fid (Zürich): „Ueber
 Endoömofo; Einfluß der Muskel auf die Kno-
 chenform; Vorzeigung von Milzpräparaten.“
 Helmholz (Bonn): „Endoömofo; Bewegung
 der Gehörnöschelchen; Myographion, Apparat
 zur Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit
 der Reizung in den Nerven; über den mecha-
 nischen Tetanus.“ Wittich (Münigsberg):
 „Endoömofo.“ Donders (Utrecht): „Endo-
 ömofo; Einfluß der Nerven auf den Entzün-
 dungsproceß; über die Natur der Vocale und
 der Flüsterstimme.“ Gerlach (Erlangen):
 „Das Auffassungsvermögen thierischer Häute
 für Farbstoffe; über die Bindungen des klei-
 nen Gehirns; über das periphere Umbiegen
 der Zellenausläufe.“ Schaashausen (Bonn):
 „Anwendung der Färbung bei mikroskopischen
 Beobachtungen; zur Kenntniß der Schadelbil-
 dung der ältesten Menschenrassen.“ Czer-
 ma (Kraufau): „Stellung des Baumens beim
 Aussprechen der Vocale; über gewisse elektro-
 motorische Erscheinungen bei Muskelzusammen-
 ziehung; Einfluß elektrischer Reizung auf Trü-
 sensecretion.“ Bruch (Gießen): „Stellung
 des Nesselkopfes beim Aussprechen der Vocale.“
 Weller (Gießen): „Ganglienzellen und Aus-
 läufer, durch Carmin gefärbt, vorgezeigt.“
 Kuhmaul (Heidelberg): „Versuch über plötz-
 lich eintretende Gehirn-Anämie.“ Lenhoffed
 (Mausenburg): „Verhalten der Nervennurzeln
 zur weissen Substanz.“ Schröder van der
 Koll (Amsterdam): „Ueber das verlängerte
 Mark.“ Böcker (Bonn): „Einfluß der Fett-
 nahrung auf Harnausscheidung.“ Müller
 (Würzburg): „Entwicklung der Knodensub-

stanz; über Chorda dorsalis und Chamäleon-Augen." Kueke (Leipzig): „Ein neues Ophthalmitrop." Reber (Insterburg): „Zur Beobachtung der Dotter-Notation des Säugethier-Eies; mikroskopische Beobachtungen an sogenannten Sonnenstaub." Voigt (Kra-lau): „Verbreitung der Hautnerven." Heyn-sius (Amsterdam): „Ueber Harnsecretion." Fuchs (Karlsruhe): „Ueber die Durchschnei-dung des Vagus."

Fügen wir noch hinzu, daß die in vor-
stehender Uebersicht in möglichster Kürze an-
gedeuteten Vorträge meist durch Vorzeigung
von Objecten, Abbildungen, Modellen, Appa-
raturen, durch Demonstrationen und Versuche
erläutert wurden, daß mancherlei Schriften
und Gegenstände an die Interessenten vertheilt
wurden, so wird gewiß auch der Laie sich
eine annähernde Vorstellung machen können
von der Fülle wissenschaftlicher Anregung,
welche eine solche Naturforscherversammlung
nach allen Richtungen gewährt.

Wir erinnern uns eines englischen Wer-
kens mit dem Titel „little things“ —
„Meinigkeiten“ — worin für junge Frauen
jene kleinlich erscheinenden Dinge ausgeführt
und erörtert sind, die in einem Hauswesen
eine so große Rolle spielen, die in ihrer Sum-
mirung eine solche Bedeutung erhalten, daß
von ihrer Beachtung oder Vernachlässigung
Wohl und Wehe einer Familie abhängen
kann. Solcher „little things“ gibt es in
den praktischen Wissenschaften unzählige. Sie
sind es, die man aus den Büchern nicht lernt,
weil kaum Jemand sich die Mühe nimmt,
Vergleichen zu beschreiben; sie sind es, welche
sich bei solchen Zusammenkünften so leicht
und weithin vermitteln und verbreiten.

Ueberblicken wir das in den Sectionen zur
Verhandlung Bekommene, so läßt sich in
mehreren derselben die Strömung erkennen,
in welcher ihre Disciplinen in diesem Augen-
blicke vorzugsweise sich bewegen. In der
mineralogischen Section herrschte die geo-
logische Richtung entschieden vor; ganz beson-
ders fällt die allerwärts rege Thätigkeit auf,
durch genauere geognostische Karten mehr und
mehr ein richtiges Bild von der Zusammen-
setzung der Erdrinde zu gewinnen. Die unlängst
— namentlich in England — fast zur Modesache
gemordene Petrofactologie erscheint dagegen
mehr in den Hintergrund tretend. In der
Botanik und Zoologie sind es vorzüglich
die niedersten Stufen, gleichsam die Anfänge
der organischen Welt, welche die Aufmerksam-
keit der Forscher absorbieren. Die Eingeweide-
würmer erfreuen sich dabei einer ganz beson-
deren Vorliebe. Die Systematik tritt in beiden
Fächern weniger hervor. In der Physik
behauptet noch immer die Electricität mit dem

verwandten Ragnetismus die Präponderanz.
Am wenigsten läßt sich in den Verhandlungen
der chemischen Section eine vorherrschende
Richtung erkennen. Die lebhafteste Anregung
wurde hier durch einige eifrige junge Ver-
treter der französischen Substitutions- und
Typpenlehre gegeben. In den anatomi-
scho-physiologischen Arbeiten begegnen wir
vorherrschend solchen, welche den Erscheinungen
der Endosmose sich zugewendet haben, jener
merkwürdigen Durchsaugungskraft der structur-
losen Häute, welche in den Lebenserscheinungen
der Pflanzen und Thiere eine so wichtige Rolle
spielt.

Von den allerlei „Meinigkeiten," die wir
zu profitiren Gelegenheit hatten, wollen wir
auch dem Leser einige mittheilen, deren Aus-
führung ihn vielleicht entschädigen wird für
seine Mühe, uns bis hierher zu folgen.

Aus sechs Kartenblättern verstehen die Kin-
der hier zu Lande durch bloßes Umbiegen der
schmalen Ränder und Zueinanderchiebung
einen hohlen Würfel zu konstruiren. Wenn
diese Kunst abgeht, der befestigte die Wände
durch Siegellack oder sonst ein Bindemittel.
Inmitten einer beliebigen Wand schneide man
eine kreisrunde Oeffnung etwa von der Größe
eines — — oh deutsche Münzvielfalt, die
hier die Anweisung erschwert — indessen wir
bleiben bei dem hier landesüblichen kleinen
Kreuzer, welcher drei bis vier Linien im
Durchmesser hat. Der Apparat ist jetzt fertig.
Ein Tabakraucher bläst nun einige Ladungen
Tabakrauch durch die Oeffnung in den Würfel.
So oft man nachher an die der Oeffnung
gegenüberstehende Seite von außen mit dem
Finger leise anschlägt, steigt aus ersterer ein
schöner Ring von Rauch empor und wirbelt
in die Luft, zum Erstaunen und Ergözen aller
Raucher, die es in ihrem Geschäft noch nicht
zu solcher Meisterthat gebracht haben. Der
bekannte Taschenspieler Zanzen von Am-
sterdam besetzte nach einer gelungenen Pro-
duction hinzu: „Mit diesem Stüd hab'
ich viel Geld verdient."

Das zweite Stüd erfordert etwas mehr
Vorbereitung. Man läßt sich von einem Che-
miker oder Apotheker eine sogenannte chemi-
sche Harmonika herrichten. Es besteht diese
aus einer Flasche, aus welcher Wasserstoffgas
durch eine Röhre mit feiner Oeffnung ent-
weicht. Man zündet das Gas an und hält
über das Flämmchen eine Glasröhre, die al-
sbald einen lauten und anhaltenden Harmonika-
ton erklingen läßt. Durch Auf- und Ab-
schieben der Röhre sucht man genau einen
Punkt zu treffen, an welchem der Ton ge-
wissermaßen an dem Grenzpunkt seiner Er-
stanz steht, so daß die geringste weitere Ver-
schiebung sein Erlöschen bewirkt. Die sorg-
fältige Ermittlung dieses Punktes ist eine

Hauptfache. Wird nun, während die Röhre unter diesen Umständen tönt, genau der ihr eigne Ton von einem Instrument oder von einer menschlichen Stimme angeschlagen, so verstummt die Röhre augenblicklich. Umgekehrt, kann die zum Schweigen gebrachte Röhre durch Anschlagung ihres Tones wieder zum Mitsingen animmt werden. Diese interessanten Erscheinungen finden selbst dann Statt, wenn der angeschlagene Ton aus großer Entfernung kommt. Sie wurden, als vom Grafen Schaffgotsch herrührend, in der chemischen Section ausgesetzt, wo es freilich schwer hielt, einen reinen Harmonilaton nachzuahmen, da Tags vorher Luftfahrt nach Stolzenfels mit Einkehr in Coblenz und Remagen stattgefunden hatte.

Wir hätten nun von dem ganzen reichen Bilde der dreiuunddreißigsten Naturforscherversammlung, welches im Eingange dieser Beschreibung in vier Einzelblätter zerlegt worden ist, die beiden ersten Blätter vollendet und ständen somit in der Hälfte unrer Aufgabe. Doch ersichere nicht, verehrter Leser — die Besprechung der „großen gemeinsamen Festlichkeiten“ wird nur ein kleines Blättchen ausfüllen und die Erlebnisse und Ergebnisse des privaten Verkehrs, der „kleinen Kreise“ bleiben eben Privatfache. Wir nähern uns dem Schluß.

Große Zweckessen, Festbälle, Concerte und Luftfahrten mit den obligaten Neben, Blechmusikern, Illuminationen und Völlerschüssen sind heutzutage etwas so Gewöhnliches, daß hier die Phantasie am leichtesten sich helfen kann, wenn ihr nur einigermaßen die Scenerie geliefert wird. Die Scenerie des Rheins setzen wir aber als bekannt voraus und zu den vielen charmannten und entzückenden Berichten, die über diese Neufestlichkeiten der Versammlung frisch von der That weg in alle Blätter geslogen sind, wollen wir nur einige Abschnitte nachliefern, indem wir jenen rofigen Lichtbildern etwas Schatten zusetzen.

Wir erinnern uns keiner Versammlung, die so viel des Gedränges und Getümmels geboten hätte als die diesmalige. Schon dies war ein viel gerühter Mißstand, daß zu jeder Festlichkeit eine besondere Karte erobert werden mußte, was mit einem empfindlichen Zeitverlust für die Sectionsitzungen verbunden war. Wir konnten keinen irgend aus dieser scheinbaren Vorsichtsmaßregel entspringenen Vortheil gewahren und hätten mehrfache Ungelenkenheit erpart, wenn, wie sonst üblich, die gelösten Aufnahmskarten überall als Zugang eröffnender Talismanen benutzt worden wären.

Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten, für große Massen Festlichkeiten anzuordnen und zu leiten, und wissen wohl, daß bei solchen Gelegenheiten auch der gewiegte

Mann mitunter ein wenig aus dem Tact kommt. Aber ein solches Zerren wie es diesmal bei den Luftfahrten und insbesondere im Casino von Eöln um die Erfrischungen vorkam, kann weder für die Teilnehmer, noch für die Festgeber angenehm und erquickend sein.

Um so mehr erscheint es gerathen, die ohnehin mehr und mehr steigende Zahl berechtigter Teilnehmer nicht durch einen maßlos eindringenden Schwarm bloßer Vergnüglinge so anschwellen zu lassen, daß für Alle jeder Genuß verkümmert und die würdige Haltung des Gastes bedroht wird. In dem Verzeichniß der diesjährig Versammelten zählen wir nahezu 300 specielle Naturforscher, fast 300 Aerzte und 350 Leute gemischter Qualitäten, als Rentner, Kaufleute, Oeconomen, Studenten, Angestellte der verschiedensten Art ic.

Also über ein Drittel der Gesellschaft aus Elementen bestehend, die dem eigentlichen Zweck derselben fremd sind, die nur eine Gelegenheit zu Vergnügen suchten! Wir können nicht einsehen, welchen Vortheil dieser Zusatz gewähren soll, denn das aus den Aufnahmekarten von denselben erhobene Geld compensirt sich wieder durch die für die größere Menge entstehenden größeren Kosten.

Wir verlangen durchaus keine ängstliche Abschließung und Abperrung einer gelehrten Kaste, und bei Abzählung der angeführten 300 Naturforscher wurde mit hinreichender Liberalität verfahren. Es mag vielmehr ausdrücklich und unentgeltlich jedem Interessenten gestattet sein, den Sectionsitzungen beizuwohnen und soweit eine Tribune es erlaubt, auch den allgemeinen Sitzungen. Wir haben auch in der That nirgends eine Controle der Sectionsitzungen wahrgenommen; jeder anständige Mann konnte die betreffenden Locale betreten und zuhören, ohne daß dadurch ein Gedränge entstanden wäre. Auch bei den Festmahlen haben die Herren Gastgeber nirgends eine abwehrende Aufsicht ausgeübt. — Alle waren willkommen. Dies halten wir für die Dilettanten und planlosigsten Reisenden zureichend; sie sollten dagegen entfernt bleiben von den für die Naturforscher und Aerzte speciell gebotenen Festlichkeiten. Welches Interesse konnte es denn wohl für die Städte Coblenz und Eöln oder den Fürsten von Fürstenberg haben, etliche Hundert schau-, es- und trinkluftige Bajsagiere aufzunehmen und zu bewirthen, die außer den angeführten Qualitäten mit den Naturforschern Nichts gemein haben? Es wird im Gegentheile ein solcher Zusatz die Folge hervorrufen, daß viele der Berechtigten sich lieber zurückziehen und daß die wahrhaft gastfreien und großmüthigen Leistungen am wenigsten Denen zu Gute kommen, welchen sie zugebachet waren. — „Videant consules!“



Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

III.

Es gehört wohl unbedingte Bewunderung der alten Schule dazu, um vor der Taufe Christi von Francesco Francia (410) wirklich warm zu werden. Das ist doch keine Taufe, wie Johannes die Muschel vor dem Täufling hält! Dieser Jüngling in jierlich geschwungener Stellung mit den in conventiöner Anmuth sich berührenden Fingerspitzen und dem demüthig gesenkten Haupte, ist doch nicht der Heiland im Beginn seiner welterschütternden Laufbahn, auf dessen Nahen man sich nur mit Reue und Buße vorbereiten konnte! Das Wunder, daß er auf der Fläche des Wassers wie auf Eis steht, entschädigt nicht für den Mangel geistiger Größe, so wenig als der streng gezeichnete Umriß für den Mangel einer ausdrucksreichen Bewegung. Todt ist die Hand des Engels, der das Buch hält; eine leere Nachahmung Christi das Händefalten des andern; beide zeigen nicht mehr Theilnahme an der Handlung, als gewöhnliche Ministranten in der Messe, und als sie freilich bei dieser Darstellung erwecken kann. Nur das Aeußerliche, die Art zu zeichnen, die gewissenhafte Art des Farbauftrags geben nach meiner Ansicht dem Bilde einen Werth.

Wir haben in diesem Saale noch einige Werke von großem künstlerischen Werthe zu betrachten, wenn sie auch nicht alle zu den Gemälden ersten Ranges zählen. Vor Allen wird unser Auge angezogen durch die Farben-

pracht und Kraft des großen Altargemäldes (67) von Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagna-Cavallo, den wir mit Lanyi zur bolognesischen Schule rechnen. Freilich weist die nebenhängende Copie der St. Cecilia von Rafael sehr handgreiflich auf die Quelle, aus welcher der bolognesische Meister geschöpft; allein es bleibt ihm doch das eigenthümliche Verdienst, mit der großartigen Anordnung der römischen Schule, einen Ernst der Darstellung und Charakteristil, den Giulio Romano nie erreicht, und eine Selbständigkeit der Farbengebung vereinigt zu haben, um welche ihn größere Meister hätten beneiden können. Ueber das Bild theilt uns übrigens der Katalog die beinahe lustige Notiz mit, daß es für dreihundert Ducaten in Bologna gekauft, aber zugleich durch ein anderes Bild ersetzt worden, wofür man vierhundert Ducaten geben, das mithin um hundert Ducaten mehr werth sein mußte.

Das Oxyer Abraham's von Andrea del Sarto (28) ist eine kunstgeschichtliche Celebrität. Vasari spricht davon mit einer Begeisterung, die kaum einer Steigerung fähig ist und die nachfolgenden Zeiten, in denen man noch unempfindlicher gegen den Unterschied einer unmittelbaren und einer theatralischen Darstellungsweise geworden war, und die correcte Zeichnung, die Virtuosität der Ausführung mehr in's Auge faßte als Charakteristil der Personen und Wahrheit der Handlung, haben ihn noch überboten. Die Gegenwart ist etwas lauer dagegen geworden und hält sich vornehmlich noch an den schönen Körper des der Laokoongruppe nicht ganz fremden Jünglings. Dennoch ist die Geschichte des Bildes nicht uninteressant, das im Jahre 1529 von dem florentinischen Edelmann Gio. Bett. della Valla für den König

Franz I. von Frankreich gekauft worden, um den Künstler, der sich durch eine überreilte Flucht aus Paris (1519) sowie durch Wortbrüchigkeit und Gelberveruntreuungen des Königs Zorn zugezogen, wieder mit ihm auszuföhnen. Das Bild kam aber nicht nach Frankreich. Der Besteller della Balla, wurde 1530 nach der Rückkehr der Medicer nach Florenz (und nach Andrea del Sarto's Tode) seiner Freiheit beraubt; das Gemälde wurde von Fil. Strozzi gekauft und an den Marchese Alfonso D'avalos geschickt, der es in seiner Villa auf der Insel Ischia aufstellte. Von dort gelangte es in die herzogliche Galerie zu Modena und mit ihr nach Dresden.

Die Dresdner Galerie besitzt sieben Bilder von Benvenuto Tisio genannt Garofalo, die mehr oder weniger als Beispiele gelten können, wie weit es ein Künstler von Talent, aber ohne Genie, durch Fleiß und Befolgung guter Muster bringen kann, zugleich aber auch, wie wenig erquicklich solche Anstrengungen sind. Da fehlt bald Einheit und Zusammenhang in der Composition (125), bald lebendiger Ausdruck (121), und selbst wo ihm eine Zeichnung Rafaël's zu Gebote stand, wie bei dem Bacchuszug (127), weiß er die Hügel einer geistreichen Anlage mit trodner Hand auszuwischen. Eine Ausnahme macht das räthselhafte, im Katalog „Neptun und Pallas“ genannte große Gemälde (124), das von großer Schönheit der Zeichnung und der Linien ist. Der alte Katalog schreibt das Bild dem Fr. Francia zu und sieht darin eine Allegorie auf die Familie Toria, mit dem Urahn derselben und der Religion.

Von einem andern Ferraresen, Dossio Dossio, zählt die Galerie neun Bilder. Sie sind in der That großentheils nicht sehr bedeutend, einzelne, wie der Traum (117) sogar geschmacklos; die meisten hatten beim Anlauf andere Namen, Garofalo, Parmeggianino, Ann. Caracci etc.

Wer sich viel in den Sälen von Gemäldegalerien bewegt, dem kann die Bemerkung nicht entgehen, daß die meisten Besucher sich da selbst wie in der Fremde befinden; rathlos schweifen ihre Augen von Bild zu Bild; häufig folgen sie irgend einem Vertrauen einflößenden Vortreter und suchen dann nach den Schönheiten des von ihm mit Eifer betrachteten Werkes. Welch ein Schreck, wenn der Mann, sich selbst und den Ort seiner Studien vergessend, plötzlich in den Monolog ausbricht: „Abshüchlich! So viel Mühe um Nichts!“ Wem es nun weniger um die Erkenntniß des Werthlosen, als um den Genuß im Guten und Schönen zu thun ist, wie soll er sich diesen stellen? Es ist ein gar leidiger Trost, zu sagen: „Ich verstehe nichts von der Kunst; aber das oder das Bild gefällt mir!“ Ganz gehueer

ist's Einem dann doch nicht bei der Verwerfung desselben durch eine Autorität. Es wird eben dann doch nichts übrig bleiben, als daß man sich dem Studium der Sprache der Kunst unterzieht, so gut als man englisch oder indisch lernt, um zu verstehen, was englisch oder indisch geschrieben ist. Man muß sich Nebenhaft geben lernen über die Wahl des Stoffes für ein Bild, über die Art der Auffassung, über Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung der Handlung sowohl als der Charaktere, über die Anordnung, über den Styl in den Formen und der Farbe, über den Geschmack bei der Wahl derselben, über Haltung, Wirkung und Harmonie, über technische Meisterhaftigkeit u. s. w. u. s. w. Selten trifft man auf ein Werk, das nach allen Seiten hin befriedigt; noch seltener aber auf eines, das nicht wenigstens nach Einer hin eine Befriedigung gewährt. Und so würde zuletzt alle Kunstthätigkeit vor dem Beschauer zu ihrem Rechte gelangen und jeder Beschauer für sein besonders Interesse entsprechenden Genuß finden.

Zu diesen Betrachtungen führte mich das Gemälde von Palma giovine (227), der zwölfjährigen Maria erster Tempelgang. Es ist eine erstaunliche Bewegung in dem Bilde und so wird man leicht verleitet, die Darstellung für lebendig zu halten. Allein wenn auch Leben nicht ohne Bewegung denkbar ist, so ist doch Bewegung noch nicht Leben. Untersucht man die Figuren genauer, so findet sich, daß die Gesten nichts zu bedeuten haben und daß die ganze Lebhaftigkeit keinen höhern Werth hat, als das laute, nachdrückliche Aussprechen wenig- oder nichtsagender Worte. Schreckt eine solche Entdeckung von der weiteren Betrachtung des Bildes ab, so wird man doch wieder angezogen werden können durch die Bemerkung, daß der Künstler, der allerdings die Grundbedingungen eines vollendeten Kunstwerkes ungenügend erfüllt, doch an einigen andern Stellen beachtenswerthe Gaben zeigt, wie hier, wo wir eine überaus wohlthuende Farbenharmonie, geschlossene Haltung und eine bewundernswürdige Freiheit und Fertigkeit des Vortrags sehen. Freilich ist's nicht viel, wenn man von einem Prediger rühmt, er spreche sehr gelaßig, mit einem wohlklingenden Organ und mache viele Bewegungen.

Ungefähr derselben, nur um etwas spätern Zeit angehörig als Palma ist Alessandro Turchi, genannt l'Orbetto aus Verona. Die Sammlung besitzt zehn Bilder von ihm. Auch hier ist nicht ein Geist der Composition, der uns anzieht, nicht Phantasie noch Schönheitssinn in irgend augenfälliger Weise; aber die ganz ungemaine Kraft der Ausführung, die Abrundung der Gestalten machen in Verbindung mit kenntnißvoller Zeichnung selbst ohne besondere Feinheit des Geschmacks einen

bleibenden Eindruck, wie z. B. der David mit dem Schwerte und Haupte Goliath's (312) so wie ein verwandtes eines verwandten Künstlers, die Judith mit dem Haupte des Holofernes von A. Parotari, genannt Padovanino, da überdies beide Gemälde von sprechendem Ausdruck sind.

Es reißt sich hier sogleich noch ein Künstler an, bei welchem ebenfalls das malerische Talent über den künstlerischen Geist und Geschmack das Uebergewicht zeigt, Domenico Tetti aus Rom, der mit elf Bildern im Katalog aufgeführt ist. Er hat auf eigenthümliche Weise die Schulden eingefordert, welche ein Jahrhundert vor ihm niederländische Maler in Italien gemacht. Wenn ein Rubens, Schoreel, Hemskerk, Floris u. c. ihre deutsche Herkunft verleugnen, aus Rafael's und Buonarroti's Farbentöpfen gemalt, so erhalte sich Tetti dafür bei Rubens und Van Dyk, ja sogar bei den Genremalern, denen er die Schilderung gemeiner Zustände absah. Wie aber unsre Deutschen wohl aufhören konnten Deutsche zu sein, ohne dafür Italiener zu werden, so hat Tetti zwar die ideale Auffassung der italienischen Kunst ausgegeben, nicht aber die niederländische Naivetät dafür erlernt oder erworben, weil eben Naivetät sich nicht erwerben oder erlernen läßt. Dafür hat er die Keuschlichkeiten, Farbe, Geschmack, Costüme, u. c. trefflich und treffend nachgeahmt.

Doch wenden wir uns lieber noch zu einigen ältern Bildern! Da ist eine Tochter der Herodias mit dem Haupte Johannis (17) von einem unbekanntem mailändischen Meister. Nicht allein des Täufers abgeklagene Haupt ist leblos, auch aus dem Gesicht der Königstochter ist alles Blut zurückgetreten. Sie ist auf dem Gange zur Mutter mit dem gräßlichen Opfer, und in sichtbarem Kampfe innerer und äußerer Bewegung, indem die Wendung des Kopfes der des Körpers nicht folgt, wohl aber das Auge, das nur den Weg sucht, aber über das Haupt hingleitet. Die strenge, fast trockne Zeichnung in Verbindung mit den großen, edlen Formen, und der suchtbare Ernst des Ausdrucks weisen auf Beltraffio als Urheber hin, nicht auf Leonardo, wofür es einst verkauft worden; auch nicht wie von Cuandt will, auf Marco d'Oggione, der wärmer in der Farbe; noch weniger auf Salaino (wie der Katalog andeutet), der viel weicher in den Formen ist. Dagegen erinnert das Bild lebhaft an die S. Barbara Beltraffio's im Berliner Museum.

In derselben Saale hängt ein Bild von der Hand Giulio Romano's, eine heilige Familie (61), bekannt unter dem Namen „Madonna della scodella,“ den auch ein Gemälde Correggio's in Parma führt, und einst gemalt für den Herzog Friedrich von Mantua. Es

scheint fast als wäre der Künstler in Verlegenheit gewesen, was mit dem Stoff anzufangen sei. Die alte Kunst hatte lediglich die dogmatische Bedeutung vor Augen, wenn sie die Madonna mit dem Kinde malte, und nur hie und da wird der Menschwerdung Gottes einige Rechnung getragen. Allmählig erwacht das Verhältniß zwischen Mutter und Kind und Rafael wandte sich mit Vorliebe dem zu, um die ganze Fülle des sich hiemit erschließenden lieblichen und rührenden Gemüthlebens sich und seiner Kunst zuzuführen. Giulio fand diese Seite des heiligen Familienlebens vollkommen abgeweidet und mochte zu einem neuen Anbau derselben Art um so weniger Lust haben, als sie weder seiner Denkweise, noch der herrschend gewordenen der Zeit mehr entsprach. Sollte nun doch der Stoff wieder in die Werkstatt, so mußte ihm ein neues Interesse abgewonnen werden; die heilige Familie theilte mit andern nicht nur das Glück der Mutter-sorge, Liebe, der Freude, der Andacht u., sondern auch die Aufgabe jeglicher körperlichen Belege; das Kind muß zu essen und zu trinken haben, gewaschen und gebadet werden. Und so führt uns denn Giulio an den Waschtisch der heiligen Jungfrau, und zeigt uns, wie sich das heilige Kind benimmt, wenn es auf dem Rand einer Schüssel stehend mit Wasser begossen wird. Wäre die Aufgabe mit dem Gemüth und dem zarten Schönheitsinn Rafael's gelöst, so würde sicher der unbedeutende Vorgang uns zu Herzen geben; hier aber, wo kein besondrer Zug die Handlung beseelt, die Formen aber mit ihrer etwas starren Idealität ihr das Gepräge des großen oder gar des Erhabenen aufbrüden, das zu dem Gegenstande im grellsten Contrast steht, kann es zu einer irgend befriedigenden Wirkung nicht kommen. Dennoch hat das Bild einen nicht zu übersehenden Werth, da es im Ganzen nur sehr wenige Sammlungen gibt, die sich rühmen können, ein Werk Giulio's zu besitzen, der, nachdem er die Hälfte seines Lebens Rafael gedient, die andre Hälfte ausschließlich der Ausführung der vornehmlich architektonischen Pläne des Herzogs von Mantua widmete.

Wir haben früher die Auffassungsweise des Correggio besprochen und daran erinnert, wie er unter dem Einfluß der Verweltlichung der kirchlichen Kunst durch das Bedürfnis nach Heiterkeit dazu gekommen. Es scheint, daß in Folge von Bekanntschaft mit seinen Gemälden Andrea del Sarto das Bild von der Vermählung der heiligen Katharina gemalt, das in diesem Saal unter No. 27 aufgestellt ist. Lachend, als gälte es einen Kinderpaß, steht der Christusknabe der jungen Heiligen den Ring an den Finger; heiter lächelt auch St. Margareth, da Johannes sein Lammchen gegen ihren Dachen in Schutz nimmt.

Ohe wir zur Sixtinischen Madonna gehen, lassen Sie uns eine Nachlese halten in den Cabinetten; denn nach jener, fürcht' ich, haben wir für Nichts mehr Augen, als für den Heimweg. — Eines der interessantesten und schönsten Cabinettbilder der Dresdener Galerie ist die Anbetung der Könige No. 412. Man hat es neuer Zeit, ich weiß nicht auf wessen

schaft. Die Könige mit großem Gefolge sind angekommen und stehen und knien mit Verehrung und Geschenken vor dem Kinde, das seinen Segen mit beiden Händen ertheilt. Wohl herricht Anmuth in allen Bewegungen, aber die Anmuth ist nicht der Beweggrund, wie dies fast durchweg bei Perugino der Fall ist; vielmehr geht eine jede aus der Darstellung selbst her-



Andrea del Sarto.

Verantwortung, dem Francesco Francia zugeschrieben, nachdem es einige Menschenalter hindurch als ein Werk des Pietro Perugino gegolten. Nach meiner Ansicht sind beide Zeichnungen falsch; doch weist die Behandlung und Farbenwahl mehr in die umbrische Schule als nach Bologna. Was aber die Composition betrifft, so ist sie so originell im Gedanken, so neu in den Motiven der Darstellung und selbst der Anordnung, daß ich bei keinem der bekannten Meister, am allerwenigsten aber bei Francia dafür einen Anhaltspunkt finde, der die engagierten Grenzen der Phantasie überschreitet. Die Scene spielt vor einem Tempel (oder Palast) in einer weiten, herrlichen Land-

vor, und so ist auch der Ausdruck der Gesichtszüge lebendig und vollkommen entsprechend, selbst der Unterschied in der Andacht der Könige und der Knechte mit Bestimmtheit hervorgehoben. Gut in der Zeichnung sind besonders die Gewänder in Form und Anordnung vortrefflich, und ein edler und freier Geschmack macht sich in den Waffen und Trachten bemerklich.

Welchen wunderbaren Variationen ist dasselbe Thema in der Phantasie der Künstler selbst solcher, die sich nahe stehen, unterworfen! Die Anbetung der Hirten No. 53, die als Copie nach Rafael (ohne nähere Angabe über das Original) aufgeführt ist, zeigt uns

die Hirten bei ihrer Andacht in so leidenschaftlicher Aufregung, daß sie ihren Platz schwerlich Andern respectvoll eingeräumt haben würden, und wenn diese Andern dreifache Kronen getragen. Und doch, obgleich sie heranstürmen zur heiligen Hütte, wie eine Fuge im Oratorium, wie presbyterianische Schwärmer zum Altar, hält ehrfurchtsvolle Scheu sie gebannt,

Kunst an sich. Dagegen unterscheidet er sich von ihr, die sich innerhalb eines bestimmten kirchlichen Ideenkreises hielt, wesentlich durch die Wahl des Stoffes. Sein Bild würde ohne die zufällige Kenntniß einer altitalienischen Novelle unerklärlich sein. Daraus aber erfahren wir von dem seltsamen Testament eines Königs, der demjenigen seiner drei Söhne nach



Rubens.

und über den um das heilige Kind gezogenen Zauberkreis streben sie verlangend die Arme hinein. Die ganze Conception mit ihrer mehr rhetorischen als gefühlvollen Darstellungsweise liegt nach meinem Ermessen der Natur Rafael's zu fern und paßt viel mehr zu der etwas wilden, mehr von Reflexion als von Empfindung erwärmten Phantasie Giulio Romano's, wie denn auch die Formen in Köpfen und Körpern seine, nicht Rafael's, Handschrift zeigen.

Gleichfalls zu den seltenen Meistern gehört der Florentiner Fr. Albertini, gen. Baechia cca. Obgleich der Mitte des 16. Jahrhunderts mit seiner Thätigkeit angehörend, hat er doch noch viel von den Formen der alten

seinem Tode die Krone bestimmt, der am besten sein Herz treffen würde. Der Leichnam wird an einen Baum gebunden, die beiden älteren Söhne haben bereits von Bogen und Pfeil Gebrauch gemacht; der jüngere Sohn aber erklärt, daß es ihm unmöglich sei, den Pfeil auf das Herz des Vaters abzuschleßen, worauf der Richter ihm, als demjenigen, der das Herz des Vaters am besten getroffen, die Krone zuerkennt. Der Versuch, neue Stoffe dramatisch zu bearbeiten, war — wie erwähnt — der Malerei jener Zeit neu. Um so bedeutender erscheint der Künstler, der, wenn auch nicht eine im Ganzen wirkungsvolle Composition hervorgebracht, doch allen einzelnen Figuren Leben

und sprechenden Ausdruck zu geben verstanden. Die Malweise freilich erinnert mit ihrer entschwindenden Kraft der Farben und der größeren Weichheit der Umrisse an die sinkende Zeit der Kunstblüthe.

In der ältern Kunstperiode, da man den Gemälden noch nicht den Werth der Wirklichkeit beilegte, und bei der Unvollkommenheit der Kunstmittel nicht einmal beilegen konnte, hatte es durchaus nichts Auffallendes, verschiedene Scenen einer Geschichte auf derselben Wand oder Tafel neben einander, ohne alle architektonische Abtheilung, abgebildet zu sehen. Die Kunst gab damit nichts, als eine Erzählung in einzelnen Bildern, zwischen denen man in Gedanken den Faden einschleiben mußte. Wie sich aber die Gestalten bis zur Täuschung abrundeten, Linear- und Luftperspective die Räume zur Wirklichkeit ausdehnten und die Formen den Schein des Lebens erhielten, da mußte man empfinden, daß zwei durch die Zeit geschiedene Vorgänge nicht in demselben Raume mehr Platz hatten, daß am allerwenigsten dieselbe Person an derselben Stelle zwei-, drei- und mehrmal gesehen werden konnte. Dennoch hat man sich nur schwer von der alten, lustigen Weise getrennt, die dem Maler für seine Phantasie einen so großen Spielraum ließ, und lieber den Vorwurf des Widerspruchs über sich ergehen lassen. So ist im Palaß Pitti zu Florenz ein Gemälde des Andrea del Sarto, auf welchem die ganze Geschichte Josephs abspielt. Der Art ist auch das Gemälde No. 25 der Dresdener Sammlung von Andrea's Freund und Stubengenossen, Francia Rigio, auf welchem die Geschichte von David, Bathseba und Urias ausführlich geschildert ist. Links sehen wir Bathseba mit ihrem Dienerinnen im Bade (beiläufig! eine Sammlung vor trefflicher Modellstudien und zwar nach demselben Modell in den verschiedenartigsten Stellungen!), auch entdekt man den König auf der Zinne seines Palaßes. Weiterhin finden wir den betrogenen Feldhauptmann Urias an der Tafel des Königs und weiter in der Mitte des Bildes, vor seinem Hause unter den Stuecken schlafend, weil er seiner Pflicht zu fehlen fürchtete, wenn er — obgleich auf des Königs Geheiß — sich's dabem wohl sein lassen wollte, so lange ein Feind seines Herrn im Felde stand; dann links die Abgabe des verhängnißvollen Briefes, mit welchem David, um sich in den ungehörten Besitz seines Weibes zu setzen, den treuen Diener verrätherisch dem Tode überlieferte. Uebrigens verdient das Bild in künstlerischer Beziehung besondere Beachtung, da es, ungeachtet seiner novellistischen Form in der Darstellung, doch eine sehr ernste Zeichnung und Färbung hat.

Von Vincenzo di San Gimignano

berichtet uns Vasari, daß er als Schüler und Freund Rafael's in Rom vor treffliche Arbeiten in Fresco geliefert, daß er aber, seit er in Folge der Einnahme Roms durch die Franzosen 1527 nach seiner Vaterstadt zurückgelehrt, nichts rühmensewerthes mehr geleistet habe. Ist dies richtig, so hat er das kleine Madonnenbild der Gallerie, No. 59, noch unter dem Einfluß Rafael's und der Luft von Rom gemalt; denn es ist reizend! voll Gemüth und Anmuth, voll wahrhaftiger Empfindung; dabei schön in den Formen, von reiner Zeichnung und geschmackvoller Anordnung; und nur der Silberton der Farbe läßt etwas mehr Kraft zu wünschen übrig.

Zur Begriffsbestimmung eines Gegenstandes gelangt man oft am sichersten und raschesten durch die Vorstellung seines Gegentheils. So gewinnen wir häufig durch fremden Widerspruch die Klarheit der eigenen Gedanken; oder es tritt durch eine falsche Bemerkung gereizt die Wahrheit von selbst hervor. „Das ist doch eine echt katholische Madonna!“ So sagte vor der Sixtinischen eine begeisterte Freundin der Kunst zu mir. Wie noch hatte ich diesem Bilde gegenüber an irgend eine Con fession gedacht; der an mich gerichtete Ausspruch ließ mich sogleich empfinden, warum? „Der Meinung dürften nicht Alle sein,“ erwiderte ich, „und vielmehr die Madonna von Altötting, Montenero oder von Loreto für katholischer halten. Denn dafür sind Wunder unerlässlich; und Wunder, Mirakel nämlich, hat meines Wissens die Rafaelische noch nicht gethan, es sei denn —“ „O, ich bitte,“ fiel mir die Dame in's Wort; „Sie wollen mich veräppeln! Das wird nicht ankommen! Nein, Maria ist in der katholischen Kirche die Königin des Himmels, und so hat sie Rafael hier vor uns aufgestellt, in aller Hoheit und Majestät.“ — „Sonderbar,“ fiel ich ein, „wie ein und derselbe Gegenstand zwei ganz gesunden Augenpaaren so ganz verschieden erscheinen kann! Ich erinnere mich, es ist eine alte Tradition, hundertfältig in Verse gebracht und zweihundertfältig in Prosa niedergelagt; ich glaube sogar, ich habe sie selbst einmal ausgenommen und weiter gegeben: die Sixtinische Madonna sei das Ideal der „Himmelskönigin,“ wozu dann natürlich die „Majestät“ gehört. Aber die Traditionen, Leute, halten selten aus, bei Lichte besehen. Nun lassen Sie uns einmal, ohne Rücksicht auf die Tradition, auf das Bild sehen, auf diese uns entgegenwachsende himmlische Gestalt! Ist ihre Seele voll Majestät, oder voll Bewußtsein ihres Glücks? Icht ein anderer Gedanke in ihr, als der des Berufes-Trägerin des Weltheilandes zu sein, und sprich, sie ihn nicht klar und mit rührender Bescheidenheit aus? Das ist aber nicht „katholisch“ in Ihrem Sinne; das ist die weltgeschichtliche

Auffassung, wie sie allein Rafael's und seines herrlichsten Werkes würdig ist, und wie sie Zug für Zug durch das ganze Gemälde zu erkennen ist.

Wir müssen, um das Bild richtig zu fassen, auf ältere Darstellungen desselben Gegenstandes zurückgehen; denn jedes Ideal hat seine Geschichte, in der Kunst wie in der Mythologie. Im Altardienst wird durch den Priester bei der Wandlung auf symbolische, oder wenn Sie es realistisch nehmen, auf wunderhafte Weise Christus immer neu geboren. Zu diesem „Verbum caro factum“ gehört das Altargemälde, das Christuskind, und da es nicht ohne die Mutter sein kann, auf deren Armen oder Schooß. Da in ihm alle Geschlechter gesegnet sein sollen, so geben die Künstler ihm die segnende Handbewegung und zwar nach kirchlicher Vorschrift, die griechischen anders als die lateinischen. Die Madonna bleibt dabei immer Nebenfigur, nur um des Kindes willen gegenwärtig. Inzwischen ist Alles dem Wandel unterworfen und so hat sich auch in der Kirche ein Cultus der Mutter Christi gebildet, welcher nach und nach dem Kind die Nebenstelle angewiesen. Dieser Madonnencultus, wenn er auch schon vor der Reformation in der Kirche gepflegt worden, ist ein ganz besonderes Merkmal der spätern Zeit (wie er erst in allerneuester Zeit in dem Dogma der unbesleckten passiven Empfängniß eine neue Spitze erhaltet) und darum — weil erst im Gegensatz gegen Protestantismus von Katholicismus die Rede sein kann — echt katholisch. Dieser Auffassung ist Rafael bei der Sirtina nicht gefolgt. Ein Blick auf das Bild genügt, um zu erkennen, daß hier der Nachdruck nicht auf der Mutter, sondern auf dem Kinde liegt, das die ursprüngliche Idee des Fleisch gewordenen Wortes in unübertrefflicher Macht und Vollkommenheit darstellt. Aber Rafael ist nicht nur zur Reinheit der alten Auffassung zurückgekehrt, sondern er hat sie auch mit neuer, lebendiger Empfindung durchdrungen. Die segnende Handbewegung war allmählig zur Ceremonie geworden und damit ihre Wirkung abgestumpft. Nur der Gedanke, daß in Christus alle Geschlechter der Erde gesegnet sein sollten, lebte in ungeschwächter Kraft. Er bedurfte in der Hand des Genius der Ceremonie nicht, um ausgesprochen zu werden. Rafael gibt dem heiligen Kind Gestalt und Züge, die die Machtvollkommenheit zeigen, mit welcher es einst die Welt erschüttern, der Menschheit neue Ziele und neue Bahnen vorzeichnen und jedem Einzelnen die Mittel ewiger Glückseligkeit an die Hand geben wird; aber die Hände ruhen im Schooß und kein äußerliches Zeichen vermittelt den Gedanken. In dieser Wirklichkeit des Gedankens ohne die hergebrachte Form erkenne ich die geschichtliche Bedeutung des

Bildes, sowie in der Sincerität und Klarheit, womit er ausgesprochen, die Größe Rafael's. Denn nicht einmal copiren läßt sich der eigentliche geistige Gehalt dieses Bildes, geschweige von Neuem hervorbringen.*

Von einer andern Seite erging die Frage an mich, was wohl Rafael sich bei den beiden Engelknaben gedacht, die unten auf der Brüstung liegen? „Sie werden,“ erwiderte ich, „von der neuesten Arbeit von Cornelius gehört haben, der Erwartung des Jüngsten Gerichts? Ja glaube, daß Rafael bei der Sirtinischen Madonna etwas Aehnliches, nur allerdings mit größerer Berechtigung vor Augen gehabt. Auch hier handelt es sich um die Erwartung einer himmlischen Erscheinung. Denken wir uns das Bild an seiner Stelle; die Gemeinde im Gebet vor dem Altar, harrend auf die weltliche Gegenwart des Heilandes. Noch ist der Vorhang herabgelassen; aber vorn an der Brüstung haben vor ihm ein Paar Himmelsknaben Platz genommen, der nahen Ankunft des Göttlichen gewärtig. Ueber ihnen thronen die Schutzheiligen des Altars, St. Sirtus und Sta. Barbara in derselben Absicht. Nun öffnet sich der Vorhang und Madonna schwebt hernieder mit dem heiligen Kind, das die Schätze des Himmels und der Erde verteilen und allen Seelen den Frieden geben kann. Nun wendet Barbara sich herab zur Gemeinde, um sie zum Mitgebet aufzufordern; nun weist Sirtus mit bittend empfehlender Geberde auf die Betenden und blickt zu der Gottheit empor. Aber die Engelknaben bleiben ruhig in ihrer Stellung; was sie erwartet, ist gekommen und sie versenken sich in den vertrauten aber immer neubejeligenden Anblick.“

„Wie schade darum,“ äußerte die oben erwähnte Freundin der Kunst, „daß das Bild nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle, überhaupt nicht mehr in einer Kirche ist!“

„Es thut mir leid, Gnädigste,“ mußte ich antworten, „daß heut' unsre Ansichten so weit auseinandergehen. Auch hier muß ich sagen: Gottlob! statt: Schade! Allerdings gehört der Kirche das Verdienst, dieses Kunstwerk wie viele tausend andre und die ganze Kunstkunstwüchse hervorgerufen zu haben. Wenn aber die Kunst im Dienst der Kirche Kräfte entwickelt, die über das Bedürfniß der Kirche weit hinausreichen, wohl aber an anderer Stelle Großes leisten können, so tritt diese von selbst zurück. Warum ist denn keines oder fast keines der großen Meisterwerke der Malerei an seiner ursprünglichen Stelle? Weil die Kirche den Hauptnachdruck nicht auf das Altarbild, sondern auf den Altardienst legt, weil der Priester seine Messe liest und die Gemeinde sie mit demselben Raufe der Andacht hört, ob ein altes oder neues, ein gutes oder schlechtes

Gemälde, ein Original oder eine Copie über dem Altar steht. Freilich war es zuerst großentheils Prachtlust, der die aus der Kirche genommenen Kunstschätze dienen mußten, und diesem Wechsel bin ich gern erbödig, mit Ihnen meine Zustimmung zu versagen. Nicht in dem Puzzimmer und dem Salon der Großen ist die bleibende Stätte für Werke, die geschaffen sind, Alles, was Empfindung hat für das Schöne, zu erfreuen und zu erheben. Sie gehören dem öffentlichen Leben! Und hat dieses eine Stelle, wo sie Allen leicht zugänglich sind, wo der Laie sich an ihnen erquidet, der Künstler sich an ihnen bildet, und Jedermann von ihnen lernen, und sie verstehen lernen kann, so wollen wir Gott und Allen dafür danken, die uns diese Stelle bereitet. Denken Sie sich, daß wir, um die Sirtinische Madonna zu sehen, jedesmal nach Vercenza reisen und dort warten müßten, bis der Altar frei wäre, wenn wir nicht vorzögen, sie während der heiligen Messe zu betrachten. Es wäre doch sehr unbequem! Und welchen Wechselfällen wäre sie dort bei Kirchensesten, Renovationen, Illuminationen und Processionen ausgesetzt; nicht gerechnet daß, wie tausendfältige Erfahrung lehrt, der heilige Ort durchaus keine Gewähr eines sichern Wohnsitzes bietet, und daß der goldne Schlüssel auch Kirchenschlößer öffnet und geistliche Gewissen zuschließt. Darum preiße ich das Glück, daß das herrlichste aller Bilder, die Werke der Raphaelischen, wie der christlichen Kunst überhaupt, da es nicht im Vatican eine Stelle gefunden, nach Dresden geführt, diesem Weltreisepiel, wo es seit seiner Ueberfiedelung dahin schon Hunderttausende erhoben und entzückt und mit den höchsten Wundergaben der Kunst vertraut gemacht hat.

Der rebhelle Philosoph von Berner schuldigt die Deutschen, sie wüßten nicht zu rechter Zeit aufzuhören. Dieser Ausspruch Voltaire's, und nicht etwa Erschöpfung des Vorrathes nennenswerther Gegenstände in der italienischen Abtheilung, führt mich heute aus ihr und in die deutsche, zunächst zu den Niederländern. Von Rubens sind viele und ausgezeichnete Bilder in der Sammlung; doch den Umfang seines Werthes und seiner Gaben kann man hier nicht so gut kennen lernen als in München oder in Wien. Rubens' künstlerisches Vermögen tritt am stärksten und reinsten an Gegenständen aus dem wirklichen Leben hervor, dem vergangenen wie dem gegenwärtigen, nicht bei symbolischen, religiösen, mythologischen und dergleichen Aufgaben. Ueberall aber ist ihm die Grazie gezogen durch den Mangel an Zartgefühl und Geschmad. So bewundernswürdig seine dramatische Darstellungsgabe ist, so verfällt er doch leicht in Uebertreibung und in's Theatralische, oder

wenn er wahr bleibt in's Niedrige und Gemeine. Selbst bei dem reizenden Bilde (dem schönsten von ihm in der Sammlung), dem „Liebesgarten“ (No. 803), wo unter der Herrschaft von Liebesgöttern sich heitre Menschen gütlich thun, wo er selbst mit seiner Frau, seine Freunde mit ihren Frauen und Geliebten, dem Entzücken eines sichtlich beglückten Taseins sich hingeben, streift die Darstellung über die Grenze hinüber, welche das Schicksaltheitsgefühl in geselliger Gemeinschaft der Sinnenlust gezogen. Dies abgerechnet ist das Bild, vornehmlich unter der reizvollen Wirkung von Farbenpracht und Harmonie ein mit kunstreichsten Händen aus beglückenden Göttern und beglückten Menschen gewundener frischer Blumenstrauch.

Noch energischer tritt sein Talent der Darstellung heraus in der „Schweinsjagd in waldiger Gegend“ (No. 801). Hast der Verfolgung, Entschlossenheit des Angriffs und wilde Flucht sind an Thieren und Menschen mit gleicher Lebendigkeit und Wahrheit geschildert, so daß man Augenzeuge des Moments in der Wirklichkeit zu sein glaubt. Das ist nirgend eine gesuchte, oder falsche Bewegung, eine jede ist durch den Augenblick geboren und bezeichnet ihn auf das vollständigste; dazu sind alle Figuren mit einer Leichtigkeit gezeichnet, als seien Pinsel und Farbe zu handhaben wie Zunge und Wort. Auch die Landschaft mit den Baumgruppen links und der Fernsicht rechts ist von der gleichen naturgemäßen und entsprechenden Wirkung.

Daß Rubens ganz besondere Freude an wilden Thieren hatte, hat er uns in vielen großen Gemälden gezeigt. Zu den glücklichsten der Art gehört die Tigerin, die ihre Jungen säugt (No. 798), zu der eine andre (oder ist's der Gemahl?) mit einer Jagdbeute herzuspringt, während Onkel Löwe einen Besuch abstattet bei der Wöchnerin.

Unter den Bildnissen, deren viele sehr schön, doch keines ersten Ranges ist, ziehen immer seine beiden Söhne (809) am meisten an: gewiß wegen der überaus anmuthigen Composition und des liebenswürdigen Ausdrucks der beiden Knaben; denn die Ausführung betreffend wird es mir schwer, die freie, sichere Hand des Meisters darin zu erkennen. Die Galerie Pichetenstein in Wien hat, wie der Katalog sagt, dasselbe Bild; es ist mir leider! nicht gegenwärtig genug, um sein Verhältniß zu dem Dresdner bestimmen zu können.

Das Bild No. 796, wo man ein altes Weib mit ein paar Knaben in einer Höhle am Kohlenbuden sieht, verdient Beachtung, weil es gewissermaßen als die Quelle oder als eine der Quellen betrachtet werden kann, aus welcher Hobnhorst, Ger. Dow u. A. ihre Licht- und Feuersecte geschöpft; wie denn Rubens

nach allen Seiten hin der sehr herabgekommenen Kunst neue Lebenkräfte zugeführt, neue Anregungen gegeben. In der Hinsicht ist auch die Landschaft (No. 800), das Escorial in Spanien, trotz seiner grünen Felsen mit rosenrothen Lichtern von Bedeutung.

Bei Bildern aus der Geschichte, namentlich der von ihm mit Vorliebe behandelten

Jenna, dem sie zur Geißel gegeben war, stüchsend zu entrinnen.

Biblische oder sonstige Heiligen-Bilder von Rubens wirken meistens nur durch eines der Kunstmittel, über die er mit vollkommener Freiheit gebot; nicht durch die Sache selbst oder den inwohnenden Gedanken. So ist die Bathseba im Bade, der ein Mohr einen



Rembrandt.

römischen, vermißt man in dem Reichthum ausdrucksvoller Motive und höchst anschaulicher Schilderungen die einem Kunstwerk unerlässliche Bedingung eines guten Geschmacks. Rubens aber kann selten bei vorkommenden Gelegenheiten der Versuchung widerstehen, eine kleine Ungezogenheit anzubringen; und ebenso selten gelingt es ihm, durch schöne Anordnung der Trachten und Gewänder seiner fast immer wunderbaren Farbewirkung volle Befriedigung zu geben. Dies Alles gilt in verschiedenen Graden von dem Bilde No. 806, wo Clotia mit ihren Gefährtinnen durch den Tiber schwimmt, um dem Etruskertönig Por-

Brief bringt, (allerdings nicht gerade eine Heiligengeschichte!) doch nur durch die fast mächtigste Durchsichtigkeit und Lebenswahrheit der Farbe bedeutend; der heil. Hieronymus (Nr. 791.) ebenfalls durch die lichte, warme Carnation und die Leichtigkeit und Geualität, mit welcher die saltencide Haut eines halbverhungerten häßlichen alten Mannes im Bilde wiedergegeben ist, während nicht Ein Zug an den großen, fleißigen Kirchenvater und tiefsinnigen Denker erinnert. Das Gemälde gewinnt übrigens durch das nebenstehende (928) von A. n. van Dyk ein besonderes kunstkräftiges Interesse. Offenbar sind beide Bilder nach dem-

selben Modell gemalt, und so sehr ist auch das letztgenannte der Manier von Rubens entsprechend, daß sehr unabweisbare Gründe vorhanden sein müssen, um die gegebene Zeichnung zu rechtfertigen; namentlich übertrifft die Gemeinheit der Formen und Züge bei Van Dyl sehr, während die Meisterschaft der malerischen Behandlung ihm und Rubens in gleichem Grade eigen ist.

Zu dem „Jüngsten Gericht“ der Münchener Pinakothek besitzet die Dresdner Galerie die Skizze (805). An dem großen Bilde in München hat Rubens schwerlich einen Pinselstrich gemacht. Er pflegte bei der Unmasse von Bestellungen, dem Beispiele der Bildhauer gemäß, nur die Skizzen zu machen, und die Gemälde selbst unter seiner Oberaufsicht ausführen zu lassen. Ten Unterschied solcher Skizzen und ausgeführter Gemälde kann man an den beiden großen Legendenbildern im Belvedere zu Wien (aus dem Leben des heiligen Ignatius und des heiligen Franz Xaver) deutlich sehen, wo Skizze und Ausführung einander gegenüber hängen. Ost auch machte Rubens nur einen gezeichneten Entwurf und übergab schon dessen Weiterbildung zur Farbenskizze einem begabten Gehülfen. Der Art scheint mir die Skizze zum Jüngsten Gericht hier zu sein, die nicht leicht und flüchtig genug gemalt und sogar in der Farbe schwerer ist, als man bei Rubens gewöhnlich findet.

Ist die Mythologie eine Verkörperung der Natur, so muß sie unter naturalistischer Behandlung grade das einbüßen, was ihr Wesen ausmacht, die Verkörperung. Rubens' Jo ist eine ganz gewöhnliche Kuh, und sein Mercurius ein gemeiner Mörder. Aber das Bild (804) fesselt dennoch unsere Blicke durch die ungewöhnlich feine und lebendige Zeichnung, durch Licht und Gluth der Farbe. Dagegen macht das „Quos ego!“ (788) mit seinem sehr gemeinen Reptun, und seinem ganz trocknen Colorit trotz der feurigen Pferdeköpfe einen durchaus widrigen Eindruck. — Zu den Werken der Sammlung gehört das Urtheil des Paris (802). Freilich sind die Götterinnen offenbar Damen der höhern niederländischen Gesellschaft, die uns und dem bairischen Preisrichter ihre Netze eifersüchtig enthüllen, und uns somit aus dem Gebiet der kühlen Dichtung in die blutwarne Wirklichkeit versetzen; aber die Virtuosität des Vortrags und der Fleiß der Ausführung, unter denen die Frische und Lebendigkeit der Farben nur noch gesteigert erscheinen, machen dieses kleine Gemälde zu einem der kostbarsten Schätze der Galerie.

Von Van Dyl sind achtzehn Bilder in der Galerie; doch nicht alle dienen zur Verherrlichung seines Namens. Des heiligen Hieronymus (928) gedachte ich bereits. Die heilige Jungfrau als Himmelskönigin (930)

ist — die Farbenpracht abgerechnet — ein wirklich unangenehmes Bild voll Eitelkeit und lächelnder Affectation in Mutter und Kind; aber von grandioser Schönheit ist das Bildniß Karl's I., Königs von England (931). Hier hat die Kunst das Unglaubliche geleistet, indem sie uns an die treue Darstellung des geistig Unbedeutenden fesselt; denn indem sie den charakterlosen Fürsten uns vorführt wie er war, thut sie es doch auf eine Weise, die von ihrer Macht und seiner irdischen Herrlichkeit vollgültiges Zeugniß ablegt.

Die Dresdner Sammlung hat unter so vielen Vorzügen auch den, eine große Zahl von benannten Werken Rubens'cher Schüler zu besigen. Der Vorzug hat freilich eine eigenthümliche Färbung. „Will ich meine Fehler kennen lernen,“ sagt einmal Jean Paul, „so lese ich meine Nachahmer.“ Und das ist's, was uns die Schüler des großen Meisters zum Besten geben. Vor Allen ist es Jordans, der es sich angelegen sein läßt, die Geschmacks-härten und Kohheiten von Rubens in einer neuen vermehrten Auflage vorzuführen. Nicht besser verfahren Cornelis Schut, und Abraham von Diepenbeck; Erasmus Quellinus läßt in ein Paar religiösen Bildern nicht nur die Palette, sondern auch die läbliche religiöse Denkwürdigkeit des Meisters sehen; nur Jan Wildens geht mit seinem Jäger (853) einen eignen Weg, auf welchem es uns mitten in seiner Winterlandschaft warm um's Herz werden muß.

Im nächstfolgenden Saale ist Rembrandt der Tonangeber. Seine Phantasie ist eine Zauberin, die ihm mit der Blendlaterne leuchtet. So hat ihn treffend Cornelius dargestellt im Corridor der Münchener Pinakothek. Man weiß nicht, was man bei ihm mehr bewundern soll, die Eigenthümlichkeit seiner Darstellungsweise oder die Virtuosität seiner Ausführung. Jedenfalls gehören sie beide zusammen, wie man an seinen Nachahmern, denen vor allen die Virtuosität abgeht, deutlich wahrnehmen kann. Wir können diese kaum irgendwo so klar vor Augen haben als in den beiden Bildern von der Grablegung Christi (Pro. 1155 u. 1156), bei welchem letztern ich mich in dem seltenen Fall befinde, ein von der Tradition als „Copie“ bezeichnetes Bild für ein Original zu halten. Beide Bilder sind nach meiner Ansicht Originale und wenig mehr als Skizzen (zu dem ausgeführten Werke in der Münchener Pinakothek). Die Eigenthümlichkeit der Darstellung beruht hauptsächlich auf Rembrandt's wahrheitsliebender, so zu sagen profaischer Auffassungsweise. Er nimmt die heiligen Personen nicht nach ihrer historischen Bedeutung, sondern nach ihrer wirklichen Stellung im Leben und wählt als Muster dafür ähnliche Verhältnisse aus dem ihm nächstgelegenen Leben, wobei er allen-

falls einen Unterschied von Bornehm und gering beachtet und für testamentliche Personen die Söhne und Töchter Israels aus dem täglichen Verkehr als Muster benutzte. Eine Grablegung Christi wird sich demnach bei ihm von der irgend eines armen Sünder's in Nichts unterscheiden, als höchstens durch ausgesuchte Häßlichkeit aller Theilnehmer. Denn Rembrandt findet Wahrheit, Unmittelbarkeit des Ausdrucks nur in den untern Volksschichten und diese sind in der Regel spärlich bedacht aus dem Füllhorn der Schönheit. Dafür sind auch diese Gestalten alle so sprechend wahr und ergreifend in Allem, was sie thun und empfinden, daß man darüber ihre Häßlichkeit vergißt — dem wer denkt beim Anblick tiefer Schmerzen an Schönheit? — und über Alles wirft ein magisches Licht aus der Ferne seine Zauberstrahlen in die dunkle Höhle und auf den Vorgang. Das alles, so höchst originell es ist, erhält nun aber erst einen besondern Reiz durch die Virtuosität des Vortrags, in welcher ihm Keiner gleichkommt. Wie wild auch die Striche hingezeichnet, die Farben oft nur hingewischt sind: es ist das feinste Gefühl in jeder Linie, die zarteste Nuancirung in jedem Ton, und dabei eine Leichtigkeit der Ausführung, die an das Violinspiel Paganini's oder die Pianophantasien von Köstl erinnert.

Gleich virtuosenhaft, aber viel sorgfältiger in der Ausführung ist „Das Festmahl der Esther und des Ahasverus.“ Hat man sich an der wunderbaren, wie hingegauberten Malerei, an dem über das Ganze ausgeflohenen, noch im schattigsten Winkel schimmernden Lichtglanz ergötzt, und betrachtet nun die ausdrucksvollen Mienen und Bewegungen aller anwesenden Personen, die von Freude durchdrungene Ruhe der königlichen Frau, den Eifer ihres königlichen Herrn, wie er gegen Beamte oder Bedienten allerhand Dinge an den Fingern heranzuzählen scheint, sieht man die zum Theil boshafte Spannung in den Gesichtern derer, die ihm zuhören, und vergegenwärtigt sich die Geschichte von Esther und Ahasverus, so findet man nirgend eine Stelle, auf welche die Darstellung paßt. Es könnte doch nur eines der beiden Gastmähler bei Esther sein, davon die Geschichte spricht; dann aber fehlt der dort anwesende Haman, und keine Epibe erklärt des Königs Handbewegung. Deshalb hat man schon früher andre Erklärungen des Bildes versucht und Herr Dr. Mosen glaubt sogar im Ahasverus Simson zu erkennen, welcher den Philistern Räthsel aufgibt. Vorläufig glaube ich weder an diese Räthsel, noch vermag ich die des Bildes zu lösen und suche mich einstweilen der erkennbaren Verdienste desselben zu vergewissern und zu erfreuen. Ich betrachte mit Lust den verschiedenartigen Ausdruck der heitern Spannung in vielen Gesichtern, wie

des hohnvollen Uebermuthes im Turbantopfe; ich durchlaufe die Tischgesellschaft und bemerke mit Vergnügen, wie sie sich ihren eignen Interessen des Lebens hingibt und Wein und Liebe zu würdigen versteht, und wie ihr auch die dritte Trudengabe beim Festmahl, die Musik, nicht fehlt. Und während dessen scheint das Licht auf den beiden Hauptpersonen immer heller, die Dunkelheit aber über ihre Geschichte immer dichter zu werden. Das Bild ist mit der Jahrzahl 1638 gezeichnet.

Wenn Rubens mythologische Gegenstände im niederländischen Costume zeigt, so ist das ernstlich gemeint; es ist sein Geschmack so. Bei Rembrandt hat die Uebertragung der Fabel in die Wirklichkeit das Gepräge einer lustigen Travestie. Ja man würde bei dem durch einen großen Steinadler verübten Kindesraub (1154), wobei die Angst des Knaben auf höchst drastische Weise ausgedrückt ist, gewiß nie an die „Entführung des Ganymedes“ gedacht haben, wenn nicht das geflügelte Raubthier wirklich mit unverkennbarer Rücksichtnahme seine Beute in Klauen und Schnabel hielt. — Auch Rembrandt war, wie Rubens, in allen Gebieten der Malerei heimisch. Er malte auf sehr geistreiche Weise Landschaften, denen er vorzugsweis eine düstre Stimmung gab, wie dem Bilde mit der Mühle (1157), in welcher man, obgleich sie von hohen Bergen umgeben ist, unbefangen sein väterliches Haus im Flachlande bei Leyden wiedererkennen zu müssen geglaubt hat. So leicht nimmt man es mit der Bilder-Laufe und Erklärung. Als ein Beweisstück von Rembrandt's beispielloser Virtuosität im Malen muß auch die „Rohrdommel“ (1158) betrachtet werden, bei welcher das Licht über die weichen, farbigen Federn sanft herabzusinken scheint, ohne auch nur die kleinste Form zu vermissen.

Unter den 20 Bildern von Rembrandt sind 13 Bildnisse, und unter diesen mehrere von außergewöhnlichem Werthe, wie namentlich das seiner Tochter (Nr. 1160). In deutschen Galerien findet man selten Bildnisse Rembrandt's, die nicht in der ihm besonders eignen starken Lichteffectmanier gemalt wären. In Holland dagegen und in England sah ich mehrfach Bildnisse von überwiegender Pracht einer einfach durchgeführten, lebendigen, frischen Farbe, ohne den blendenden Gegensatz breiter Schattenmassen. Zu diesen kann man auch das Bild von seiner Tochter zählen. Weniger angenehm, weil unruhig und stödig ist das Bild, auf welchem Rembrandt sich selbst mit seiner jungen Frau auf dem Schoße in Lebensgröße abgebildet hat (Nr. 1159).

(Schluß folgt.)

Eine

Theaterkritik der Karschin.

Von Dr. Adolph Glaser.

Zwischen den vielen Reliquien des Ebert'schen Briefwechsels — dessen Veröffentlichung in einer Zeitschrift, die sich die Hauptaufgabe gestellt hat, dem geistigen Leben der Gegenwart zum Organe zu dienen, nicht ohne Unterbrechung bewerkstelligt werden kann — findet sich auch eine große Anzahl von schriftlichen Ergüssen der Karschin, die fast sämtlich in Versen an den befreundeten Ebert oder an dessen Frau, Luise, geb. Gräf, gerichtet sind und im betannnten enthusiastischen Tone der Gleim'schen Sappho alle erdenklichen Begebenheiten und kleinen Vorfälle verherrlichen, oder mit Hinguziehung sämtlicher hohen Herrschaften des Olymps einzelnen Personen den Tribut ihrer Verehrung huldbigend darbringen. Die Karschin hielt sich auf der Durchreise zu ihrem Freunde Gleim nach Halberstadt, sowie auf der Rückreise von dort, jedesmal in Braunschweig längere Zeit auf; sie lernte die Gastsfreundschaft im Gräf'schen Hause und die milde Hand des edlen Herzogs Karl Wilhem Ferdinand kennen, und hatte somit Veranlassung genug zu Dankes- und Ruhmesoden; auch verblieb sie später in fortwährender brieflicher Verbindung mit ihren dort gewonnenen Gönnern. Diese Briefe sind größtentheils nur für die bessere Kenntniß der stets vom naivsten Enthusiasmus hingerissenen und darin oft tommischen Erscheinung der Karschin von Bedeutung. Es bedurfte wirklich nur eines sehr geringen Anlasses, um sie zu versüßigten Mittheilungen zu reizen, wie dies z. B. der nachfolgende poetische Bericht an Mademoiselle Gräf, die nachherige Gattin Ebert's, beweist.

Ein trauriger Bericht.

Guten Abend, liebste, nahe,
 Vielgeehrte Nachbarin,
 Höre nur, was jüngst geschahe
 Unserer guten Schobingin;
 Ach! ein Hund lag an der Kette,
 Dem des Wärtners Pünktlichkeit
 Pulver gab zur Mittagzeit,
 Und die gute Schobing red'te
 Mit dem Wertuer sorglos,
 Und das Thier, abgesehen groß,
 Dachte, daß Sie milend hätte
 Ihn zu nehmen, was der Mann
 Dargebracht zum Mittagshmause;
 Grimmig sprang's auf Sie heran,
 Daß es Ihr den Kopf zerkaufe.
 Mit der Klau, und mit dem Zahn
 Wollt' er Sie zerreißen.
 Da fiel Sie auf's Angesicht,
 Ließ sich in die Lende beißen,
 Und die Wunde heilt noch nicht.
 Trauriger Bericht.

Während die Karschin sich in Braunschweig aufhielt, spielte dort gerade die Koch'sche Schauspielergesellschaft, und die begeisterte Freundin der Kunst wohnte einer Aufführung der *Miß Sara Sampson* bei. Ihr Urtheil über die Darstellerin der Titelrolle dürfte bei manchem heutigen Bühnenhelden den Wunsch nach gleich hingebender Bewunderung erwecken.

An

Mademoiselle Gräf

über die *Miß Sara Sampson*.

Sonst's Mädchen, dessen Herz
 Allzuwohl von Mitleid'smerz
 Immer brachen wollte,
 Da die göttlichfromme *Miß*
 Sterbend einen Brief zerriß,
 Der dem Räuber zeigen sollte,
 Daß die schlane Teufelin
 Warum, zu so schönes Leben
 Einer solchen Angelin
 Durch ein tödtlich Pulvergeben
 Schnell und mörderisch gerandt.
 Helbes Mädchen — ach! wir alle
 Haben sicherlich geglaubt,
 Daß hier *Sara Sampson* saße,
 Daß das Gift Ihr nach und nach
 Wie ein Gift in Eis verwandelt,
 Daß Ihr liebend Herz brach
 Und im Brechen göttlich dankte,
 Welche Täuschung, welche Kunst,
 Der Natur so nachzuahmen,
 Daß wir voller Liebesgunst
 Theil an einem Tode nahmen,
 Den der Dichter nur erdacht.
 Groß bleibt Lessing, der die Rolle
 Für die Spielerin gemacht,
 Welche das empfindungsvolle,
 Welche, fromme Herz befißt,
 Das die *Sara* haben mußte,
 Die vom Himmel unterstützt
 Jung und schön zu sterben wußte.
 Groß ist diese Spielerin
 Und sie soll es ewig bleiben!
 Kleine, süße Lauberrin,
 Heiße Ramler's Griffel schreiben,
 Dessen Schrift unsterblich ist,
 Sag' Ihm, daß du fast zersehmen
 Durch der *Stark's* Blicke bist,
 Als sie vor der bitterstolzen
 Warum auf den Knien lag.
 Ihm allein ist es gegeben,
 Er — und Er allein vermag
 Ihren Ruhm empor zu heben,
 Wo die Spielerin ist glänzt,
 Die der Schöpfer der *Zeit*
 Dankbarlich bekränzt,
 Sage, daß es ihm gebühre,
 Weit Ihn selbst der *Stark's* Spiel
 In der Seele rühre,
 Denn auch er ist ganz Gefühl.

Die Darstellerin, deren Spiel unsre *Karschin* so bezauberte, ist *Frau Starke*, für welche *Lessing* die Rolle der *Sara* zuerst bestimmte. Sie ist in *Deventer's* Geschichte der Schauspielkunst mehrmals erwähnt.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen, von R. Lehrs, Professor in Königsberg. Leipzig, bei Teubner. 1856.

Es sind nun hundert und fünfundsanzig Jahre her, daß Voltaire in seinem Temple du goût das Vollmaß seines beißenden Spottes über das Philologenthum damaliger Zeit ausschüttete. Er begibt sich unter der Leitung des Abbé Rothelin auf den Weg zu jenem Tempel; allein sie finden viele Hindernisse. Da treffen sie Schaaeren von Commentatoren, welche sich bemühen, durch Conjecturen die Lücken in den Alten wieder herzustellen und dicke Bände zu schreiben über ein Wort, das sie nicht verstehen. Volkstrost mit gelehrten Blattarbeiten, gelbledernen Angeichts, rothbäutig, dinsten geschmückt und Staubverweht feuchen diese Leute einher unter der Last eines Hauses griechischer Autoren. Auf die Frage Voltaire's, ob sie keine Religion hätten mitzugeben und im Tempel des Geschmacks sich zu entziehen (so décrasser), läßt er sie erwidern:

Co n'est pas là, grâce au ciel, notre étude:
 Le goût n'est rien: nous avons l'habitude
 De réfléchir au long, de point en point,
 Ce qu'on pensa; mais nous ne pensons point.

Daß diese ägende Sprache, wenn das Ausgelen derselben damals begründet sein mochte, jetzt nicht mehr anwendbar ist, bedarf keiner Frage. Freilich nicht die Philologen als solche, sondern unsere Dichterkürken haben und den Weg zur classischen Schönheit wieder erschlossen, haben uns an ihrem eigenen Beispiele gezeigt, was die Ateu und sein können und sein müssen. Das gegen verstehen es viele Philologen auch heute noch, das Gebiet, welches sie als ihre Domäne beanspruchen, mit den Dornenbeden ihrer Com-

mentare, Citate und Excurse unnahbar zu unschränken. Ist dem vielleicht nicht so? — Wir wollen nur auf einige unbedrängte Thatfachen aufmerksam machen. Wir sehen unfre Jünglinge, nachdem sie die Mühen des Naturalitäts-examens überwunden, getrost und ruhig ihre Classiker bei Seite legen, um sie der Regel nach niemals wieder aufzuschlagen. Wir sehen auf unsern Universitäten, wie von allen Dozenten, die nicht geradezu Broccolegia lesen, am wenigsten die Philologie es vermögen, ein Häuflein von Zuhörern um sich zu sammeln, denen es lediglich um Geistesbildung zu thun wäre. Ist das nur die Schuld des Materialismus, des banausischen Treibens der Gegenwart? Wir sehen endlich, daß die wissenschaftlichen Schriften und Journale der deutschen Philologen der Regel nach für einen Nichtgenitzigen so unlesbar sind, wie Arbeiten über Deralkrit und Sybraalistik. Es bedarf nur eines Blickes in die ganzbaren der philologischen Journale, um zu erkennen, daß die Geistesfreuden, welche die Verfasser derselben von Blatt zu Blatt getragen haben, auf die Erwackung der Sehnsucht nach gleicher Seelenstimmung bei Andern keinen Anspruch machen können. Und doch beschäftigen sich solche Blätter mit einem Stoffe, der nicht mehr einer Nation, einer Zeit angehöret, sondern die Bestimmung in sich trägt, Gemeingut der Menschheit zu sein.

Zu dertartigen Lucubrationsen rechnen wir jedoch die Aufsätze aus dem Alterthum von Lehrs keineswegs. Zwar die Bezeichnung populär hätte immerhin fehlen können, oder sie muß in einem andern Sinne als dem üblichen verstanden werden; denn sie kann hier lediglich ein Fingerzeig sein, daß diese Aufsätze nicht bloß für Philologen bestimmt sind, sondern auch für Andre, vorausgesetzt, daß ihnen das glückliche Loos gefallen ist, sich einer classischen Bildung zu erweuen. Auch fehlt es im Anbange nicht an einem Paar von Aufsätzen, deren ein Philologe vom reinsten Wasser der anschließenden Jüngzeit sich nicht zu schämen hätte. Die andern Aufsätze dagegen sind geschmackvolle, und vor allen Dingen lehr-

reiche Abbildungen voll Kunst Sinn und heiterer Lebensfrische.

Als eine solche tritt uns zuerst entgegen der Aufsatz: Ueber die Darstellungen der Helena in der Sage und den Schriftwerken der Griechen. Durch die Bezugnahme auf Goethe's Helena bringt Lehrs unserm Dichterkarften die haltigste Anerkennung dar, daß erst durch ihn sich ein eingehendes Verständniß erschlossen habe. Lehrs reich und schön durchgeführte nach unsrer Ansicht ist die Grörterung (Seite 11), welchen Antheil nach Homer Helena an ihrer Entführung habe. Helena ist weder nach der Ilias, noch nach der Odyssee frei von Schuld; aber indem Lehrs diese Schuld in das rechte Licht stellt, weist er und in der Homerischen Behandlung eine hübsche psychologische Erkenntniß des alten Dichters nach. Es ist ein abermaliger Beleg zu der alten Erfahrung, daß in der Betrachtung eines Kunstgegenstandes an der Hand eines Kenners sich auch dem weniger geübten Auge da Schönheiten aufthun, wo es dieselben bislang nicht abnte. Und in dieser Beziehung sind Homer, Hesiodus, Sophokles, wie möchten auch gern, wenn Lehrs es gestattet, den Euripides hinzuzufügen, unerlöschliche Fundgruben.

Nicht minder interessant und geistreich geschrieben ist der Aufsatz über den Reiz der Götter: die uralte Vorstellung, daß die Götter eifersüchtig sind auf zu ausgesetzete Geschicklichkeit (und Glück) der Menschen, weil sie fürchten, von den Menschen, die sich selbst genügen, in ihrer gebührenden Ehre sich geschmälert zu sehen. Lehrs weist nach, in welcher Gestalt und diese Vorstellung bei Hesiodus, bei Homer, bei den Römern entgegentritt. Wenn wir Etwas an dieser Darstellung vermüssen, so ist das die weitere Ausföhrung des Gedankens, daß die Anschauung, welche bei den Griechen sich in die Vorstellung vom Reize der Götter knüpfte, eine allgemein menschliche sei. Lehrs berührt es Seite 44, daß der Austernd Reiz im Deutschen nichts der griechischen Vorstellung Widersprechendes enthalte, überdies uns schon durch unsre Dichter vertraut geworden sei. Er weist auf den Ring des Polukrates hin, auf Stellen im Wallenstein, in der Brant von Messina:

Tenn mit der nächsten Morgenröthe Strahl
Ist sie die Meise, und des Diamant Reiz
Wird keine Macht mehr haben über mich.

Allein nicht erst unsre Dichter haben uns mit solchen Vorstellungen vertraut gemacht. Daß ein hohes Glück, hohe Ehren durch irgend ein Leid erkauft werden müssen, um sich dieses Ausdrucks zu bedienen, ist eine auch in unserm Volk tief begründete Meinung. Eben sie hat im Mittelalter Viele zu der Selbstentäußerung bewogen, ein Leben voll Pracht und Reichthum mit ärmlichen Klostermauern zu vertauschen. Wir erinnern an jene ergreifende Stelle in der Limburger Chronik, welche auch Berg im Leben Stein's I. 4. vorführt. Eine Anfrau des Geschlechtes vom Stein hatte zwei Söhne, die Ritter waren, und vier Töchter, deren jegliche einen Ritter zum Manne hatte. „Und als die vier Ritter bei ihrer Schwiegermutter im Hause waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr, und da sie zu Tisch

bei einander saßen, da hatte die Frau sechs Ritter beisammen über ihrer Tafel sitzen, der waren vier ihre Söhne und zwei ihrer Söhne, und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie so bei einander über der Tafel saßen, da sagte die Frau: dieser Ehren ist zu viel. Darauf hatte Niemand Acht: sehr kurz danach über diese Frau auf und geht heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch die Wahrheit erfahren können, wozin sie kommen wäre.“ Die Philosophen aller Zeiten von Plutarch an, der dem Herodot wegen dieser Meinung vom Reize der Götter Böswilligkeit gegen dieselben vorwirft, haben diese Ansicht geteilt; aber es steht zu vermuten, daß diese und andre Volksgelungen ein eben so hohes Alter erreichen werden, wie alle Philosophie.

Daran schließt sich ein Aufsatz über die Ehbrie, die Ueberhebung. Man hört wohl einmal die Meinung aussprechen, als habe der Polytheismus keine eigentliche Moral. Reht doch eine ähnliche Auffassung auch wieder in Schiller's Göttern Griechenlands: damals war Nichts heilig als das Schöne — als sel das Schöne auch der Maßstab des sittlichen Tuns gewesen. Diesen Irrthum zwar bekämpft Lehrs nicht ausdrücklich; aber er entwidelt in geistreicher Weise, wie das *μυθὸν ἄγασ*, das Maßhalten in jeder Beziehung als der Kern des griechischen Sittengesetzes erschien. „Es ist diese Vorstellung der eleganten Angelpunkt ihrer religiösen Moral.“

Den der Stilk geht Lehrs über zu den eigentlichen Religionsverstellungen der Griechen, indem er mit den Horen und Nymphen beginnt und fortschreitend von ihnen aufsteigt zu den hohen olympischen Göttern. Er hält dies für die allen zweckmäßige Anordnung. Man könnte darüber rechten; aber man wird Lehrs die Anerkennung nicht verlagern, daß seine Durchführung derselben eine höchst anregende und belehrende ist. Bei der Besprechung der Nymphen eröffnet er die Frage über das Naturgefühl der Alten, welche durch Humboldt's Kosmos angeregt ist, und findet es wunderbar, daß man zum Beweise desselben für nöthig gefunden, eine Menge Stellen aus den Schriftstellern anzuföhren. Der Beweis eines höchst lebendigen Naturgeföhles war einfach, wenn man nur zunächst der Nymphen sich erinnerte. Daß man dieser hierbei gar sehr vergaß, ist ein bedauerlicher Beweis, wie leblos das, was wir Mythologie nennen, in den Köpfen der Gelehrten ist, wie wenig noch immer mit den sogenannten mythologischen Namen und Gestalten das religiöse Gefühl verbunden wird, welches sie durchdrüden und welchem sie ihr Leben, ihre Bereutung, ihre Schöpfung verdanken. Bessen wir, daß sich mehr Philologen finden, welche in ähnlicher Weise wie Lehrs und mit gleicher Gewandtheit der Darstellung den Beleg liefern, daß ihr Wissen nicht ein rein zünftiges, d. h. ein todtes ist, sondern auch Kunde „in freierlicher Erholung und, wenn es sein mag, Erhebung einladen“ könne.

Diesen Aufsätzen folgen noch zwei andre über Literatur und literarische Zustände der Alten. Diejenigen der Römer in der ersten Kaiserzeit werden treffend zugleich und ergöhlich geschildert, und mit gleichem Humor dann das Treiben der

griechischen Soubodisten jener Zeiten behandelt. In geringerem Grade wird der Aufsatz über Wahrheit und Dichtung in der griechischen Literaturgeschichte die Aufmerksamkeit der Philologen beanspruchen, weil er sich mit Einzelheiten beschäftigt, z. B. mit der Sage von der Delphinentabir des Arion. Aber hier müssen wir noch eine Seite der Darstellung von Lehrs berühren, die keineswegs unsern Beifall haben kann. Daß Lehrs als antelassischer Philologe die Romantik nicht lehren mag, daß er sie eigentlich etwas ausst, darf ihm wohl Niemand verübeln. Allein dies sollte sich eben auf die Richtung der Romantik beschränken, und nicht so bei Wege lang auch Personen treffen. Wir wollen den Fall, den wir im Auge haben, vorlegen. Lehrs bespricht den Homnus des Arion, der von Welcker ungemein gelobt, von G. Hermann doch auch ein carmine venustissimum genannt ist. Die Ansicht von Lehrs ist unangenehm. Zwar will er venustas in Bezug auf die Form zugeben; doch kommt er dann zu dem Urtheile, daß in dem Gedichte kein Gedanke ist, und fährt fort Seite 204: „Das Gedicht könnte von Ubland sein; wie es aber von Schiller z. B. schon nicht sein könnte, so kann bei den alten griechischen Dikern jedes Bruchstück, das man sich aufschlagen möchte, den Unterschied schlagen empfinden lassen.“ — Ist denn das die rechte Art und Weise, einen Mann von solcher Bedeutung, von solchen Verdiensten und deutscher Sprache und Literatur, wie Ubland, in die Besprechung zu ziehen? — Daß der ästhetische Maßstab auch bei Kundigen oft ein sehr verschiedener ist, ergibt sich ja schon aus der Thatfache hier selbst, daß die Urtheile von Welcker und Lehrs über den Homnus des Arion fast diametral auseinander streben. Und wie kann denn nun der Verfasser fast im selben Athem seinen Lesern zuzurufen, daß sie sein Urtheil über Ubland annehmen würden, wie ein Axiom, das sich von selbst versteht?

Abgesehen von solchen Einzelheiten erkennen wir gern und mit Dank an, daß das Buch und vielfache Anregung und reiche Belehrung geboten habe, und wünschen dasselbe vielen andern Lesern.

L'empire des Tsars, un septième des terres du globe, au point actuel de la science. Strassbourg. Vve Berger Levrault et fils.

Diese großartig angelegte Arbeit des bekannten Gelehrten ist die fünfte, die derselbe nun schon über Rußland veröffentlicht hat. Als Schnigler im Jahre 1829 seinen „Versuch einer allgemeinen Statistik des russischen Reichs“ herausgab, führte er denselben nur als den Vorläufer eines umfassenderen Werkes ein. Sechszwanzig Jahre sind seitdem verstrichen und die damaligen Verhältnisse haben dringender als jemals erörtert, daß, wer über Rußland im Klaren bleibt, sich einer gefährlichen Fabelhaftigkeit und eines Verkennens der wichtigsten oaterländischen Interessen schuldig macht. Der Ausdruck des

englischen Ministers, Herzogs von Newcastle, zu Anfang des orientalischen Krieges vor dem Parlament: „Wir wissen von alle dem so gut wie gar Nichts!“ hätte — meint Schnigler in der Vorrede zu seiner neuesten Arbeit — die gelehrte Welt schamroth machen müssen, wenn die nicht völlig unschuldig an dieser Unwissenheit der englischen Staatsmänner über Rußland wäre. Schnigler hat die rühmendwerthe Gewohnheit, bei jeder Angabe seinen Gewährsmann zu nennen, und setzt uns dadurch in den Stand, die Nöherzeugung in uns zu befestigen, daß neun Zehntel der Kunde über dieses „Siebentel der Erde“ von deutschen Gelehrten herrührt, voran von Humboldt, Ritter und Blasius. Was deutsche Professoren und Hauslehrer, Générale und Ärzte, Industrielle und Kaufleute für Rußlands Größe und Civilisation, wie für die Erstbefähigung seiner reichen materiellen Schätze gethan, ist an Umfang nur mit den unberechenbaren Nachtheilen zu vergleichen, welche der Einfluß des russischen Absolutismus seit hundertachtzig Jahren auf die Gestaltung der deutschen Staatsverhältnisse durch Ja und Nein geübt hat. Doch wir wollen nicht anfragen, sondern entwickeln; aber wir können nicht umhin, auf die „friedfertige Stimmung“ der jetzigen russischen Politik, von der auch Schnigler in seinem Vorworte so Hohes rühmt, mit der Thatfache zu antworten, daß es auch unter Alexander I., wie unter Nikolaus I. eine Periode gab, wo alle Welt von Frieden und Freude voll war, und wo tief einschneidende Reformen in der Verwaltung, Erstbefähigung der Grenzen u. s. w. auf der Tagesordnung standen. Darin haben die russischen Schutzredner vollständig Recht: groß genug ist das Czarenreich, aus diesem Grunde brauchte es keine Eroberungen mehr zu machen. Aber nicht die Quantität, sondern die Qualität der Staaten bedingt deren volkliche Größe und weltgeschichtliche Bedeutung. Auf diesen Fundamentalsatz bei der Beurteilung der russischen Machtverhältnisse hat Schnigler nicht Rücksicht genug, im Uebrigen ist seine gelehrte Compilation recht geeignet, uns Stoff und Gelegenheit zu einer gerätigten Nebenricht über diesen an politischem wie wissenschaftlichem Interesse so reichen Gegenstand zu geben.

Durch seine dermalige politische Organisation zerfällt Europa in zwei ungleiche Hälften, von denen die östliche unter einen Hut gebracht, die westliche viertelhaft ist. Alle natürliche Grenzlinie zwischen der abendländischen und russischen Hemisphäre bezeichnet Schnigler den Weichsellauf im Nordwesten, den Dniestr im Südwesten, da beide Flüsse auf den Karpathen ihre Quellen haben. Das Czarenreich hätte demnach in Preußen noch etwas zu zute, in Persien aber etwas zu viel. Daß über letztern Punkt die russische Diplomatie jedoch nicht allzu großmüthig denkt, lehrt der achtmonatliche Streit über Volgrad. Von den zehn Millionen Quadratkilometer, die Schnigler Europa gibt, kommen nur vier und eine halbe Million auf den Westen, dagegen fünf und eine halbe Million auf Rußland. Gegen Asien hatte das Czarenreich eine natürliche Grenze im Nordosten am Ural, im Südosten am Kaukasus, doch hat es die eine Schranke schon vor dreihundert (im Jahr 1580), die andre vor hun-

dert Jahren (1730) überschritten, und in der jüngsten Zeit ist es in Ostasien bereits bis zur Mündung des Amur nach Süden vorgedrückt, während die neuesten Bewegungen in Persien und China beweisen, daß die russischen Vorposten nimmend daran sind, Hochasien zu erklimmen, um dereinst als Herren und Gebieter niederzustiegen in die Länder des gelben und blauen Flußes, des Indus und Ganges und des Gupprat und Tigris. Rußland ist aber mit Asien längst nicht mehr zufrieden gewesen, es hat auch auf Nordamerika die Hand gelegt und hat, „nachdem es sich auf einer großen Strecke asiatisch gemacht, auch von Amerika seinen Theil haben wollen,“ wie Schupler sich echt diplomatisch ausdrückt, um darauf den Satz zu bauen, daß das Garentum das größte Reich ist, welches die Weltgeschichte kannte; denn weder das Römerreich in seiner Blüthe, noch das macedonische in seinem höchsten Bestande, noch das arabische in den besten Zeiten der Abhalien, noch das von Tchingi-Khan und Tamertan hatte einen solchen Umfang, das Reich Karl's V., in welchem die Sonne nicht unterging, war durch Meere zerissen, während das russische eine zusammenhängende Masse bildet.

Das russische Reich bildet — mit Ausnahme des durch den Ocean abgetrennten, doch für die Machtverhältnisse des Garentums unerheblichen amerikanischen Theiles — eine einzige fest verbundene Masse, deren Länge von den äussersten Punkten, Kalsich und Petropawlowsk auf Kamtschatka, 14,000 Kilometer beträgt. Wenn beide Punkte durch eine Eisenbahn verbunden wären, auf der man etwa dreißig Kilometer in der Stunde machte, so bräuchten wir zehnmal vierundzwanzig Stunden, um das russische Gebiet der Länge nach von Südwest nach Nordost zu durchfliegen. — Aber dieses ungeheure Reich hat eine Masse von todtliegendem Grund und Boden!... Allerdings, antwortet Schupler; doch wenn wir, das russische Amerika ganz außer Spiel lassend, die ganze nördliche Hälfte von Sibirien, so wie das Gouvernement Archangel und den Norden von Finnland abschneiden, so bleiben uns immer noch dreizehn Millionen Quadratkilometer, d. h. eine Fläche, welche die von ganz Europa um ein Drittel übersteigt und größer ist als die der Vereinigten Staaten, die — wie unser Gewährsmann sich gut russisch ausdrückt — „bestimmt zu sein scheinen, dermaleinst die Welt mit Rußland zu theilen!“ Die nordamerikanische Union hat nach Engelhard 146,717 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt, also etwa acht Millionen Quadratkilometer; doch ist diese Angabe zu niedrig gegriffen; mit Hinzurechnung der von Mexico erworbenen Gebietsstücke ist die Union mit neun Millionen gewiß nicht zu hoch anzuschlagen. So Rußland kann sich an Umfang mit China messen, das nach Engelhard (Dieterich's Mittheilungen S. 287) 231,021 geographische Quadratmeilen, also etwas über 12,700,000 Quadratkilometer groß ist.

Aber diese kolossale Räumlichkeit hat auch ihre zwei Seiten. Es ist wahr, Rußland besitzt die Vorgezogenheit aller Klimate, vom isländischen Moose bis zur Baumwolle, vom Bierwasser bis zum Traubenfasse der jüdischen Reim und der

wilden Rebe Mingreliens, vom Renntiere bis zum Kamel, vom Sibiräen bis zum Schafel und jetzt sogar im nördlichen Amurlande bis zum Tiger, vom Platina des Ural, dem Gold des Altai und den kostbaren Steinen bis zum Stein, Kupfer und Graphit, vom dem neuerdings große Lager südlich vom Baikalsee gefunden wurden; es ist wahr, Rußland hat die Schlüssel zu China in Händen, ihm gehören die wichtigsten Häfen am schwarzen und caspischen Meer, wie am Krassie und an der Osker; es ermöglicht zu Lande den Thee direct von den Chinesen, Wolzenge aus Tsbibet, Peize von den Samojeden und Erbe von den Bucharen und Persern; und es ist nicht minder wahr, daß diese Länder theils die Urflur, theils die langjährigen Standorte der meisten Völker des jetzigen Abendlandes sind: der Goten, die vom südblichen Ural und dem schwarzen Meere nach Skandinavien zogen, der Slawen, die sich nach und nach von Kamtschatka bis über die Elbe und südlich bis Korea ausbreiteten, der Hunnen, die auf den catalanischen Gefilden ihre Entscheidungsschlacht schlugen, der Avaren, deren „König“ Karl der Große brach, der Magyaren, deren krumme Säbel die Völker in Ungarn und Siebenbürgen zu Boden warf, und der Türken, deren ältere Stammgenossen als Petichenezen, Rumanen und Liven noch jetzt in ihren früheren Wohnsitzen weilen, und vielleicht auch der Khasaren, die im Gefolge der Mongolen und Tartaren im Morgenland und Abendland Schrecken erregten; — aber es ist nicht minder wahr, daß Kaiser Nikolaus ein feurig eingelebter mußte: „Mes plus grands ennemis, ce sont les distances!“ und daß der Uebermuth der Militär- und Civilbureaucratie und das Mißtrauenssystem der Gouverneurs und Adligen, sowie der Kleinmuth des gemeinen Mannes zum großen Theile auf dem Uebelthate beruht, den der Russe in die Formel gebracht hat: „Gott ist groß und der Czar ist weit!“

Von Petersburg hat man bis Moskau 678 Werste, bis Kasan 1445, bis Jekaterinenburg 2384, bis Tobolsk 2949, bis Irkutsk 6017, bis Jakutsk 8738, bis Daberg 9793, bis Petropawlowsk 13,593, d. h. 3400 Meßstunden! In gerader Linie beträgt die Entfernung von der westlichsten polnischen bis zur östlichsten sibirischen Grenze allerdings nur 10,000 Kilometer oder fast eben so viele Werste, aber wer die gebohnten Straßen einhalten muß, hat von Kalsich bis Petropawlowsk 14,400 Werste zu machen. Außer den Vereinigten Staaten kann also kein civilisierter Staat durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphenträfte zu seiner Concentrirung der Macht und Intelligenz mehr gewinnen als Rußland, die modernen Mittel der Kommunikation sind dieser Staatsmaschine also noch ungleich unerlässlicher, als den compacteren westeuropäischen Staaten. Ein anderer Nachtheil dieser russischen Flächenkolossalität ist die ungeheure Grenzlinie mit ihren tausendfachen Bindungen, die Rußland zu überwochen hat. Die russische Gränze mit Norwegen und Schweden mißt 925 Kilometer, die mit Preußen 1303, die mit Oesterreich 1103, die mit der europäischen Türkei 503 und die ganze Linie, welche es zu

Wasser (die Dnieprinie mißt 2488 Kilometer) und zu Lande gegen Westeuropa zu decken hat, bat 6322 Kilometer Länge. Im Süden wird Rußland auf 2000 Kilometer vom schwarzen und auf 1296 vom asowischen Meere berührt, die Landgrenze gegen die asiatische Türkei und Persien beträgt 948 Kilometer; vom Caspisee wird russisches Gebiet auf 3703 Kilometer berührt; weiter nach Osten wird Rußland vom Aralsee berührt; die Grenzlinie gegen die turkestanischen Khanata und China ist nach Meridianen berechnet etwa 4000 Kilometer lang, wird aber in ihrer wirklichen Entwicklung von Schanghai auf 12,000 Kilometer geschätzt. Die russische Küstenentwicklung am stillen Meere beträgt etwa 8000, die am nördlichen Ozeanmeere mindestens 10,000 Kilometer. Wenn man die Entwicklung der russischen Gesamtgrenzlinie, auf 44,000 Kilometer anschlügt, so kommen davon etwa 17,000 auf die Landgrenze und 27,000 auf die Küsten. Zur Veranschaulichung wollen wir darauf aufmerksam machen, daß Frankreich 4700 Kilometer Grenzen hat, wovon 2240 auf die Landgrenzen und 2460 auf die Küstenentwicklung fallen.

Wie groß jedoch die russische Küstenentwicklung auch erscheint, zu der so wichtigen Gliederung des Ganzen trägt sie außerordentlich wenig bei: das europäische Rußland hat auf einen Kilometer Küste 628 Quadratkilometer Flächenraum!

Der Flächeninhalt des europäischen Rußland beträgt genau 100,429 geographische Quadratmeilen, der des asiatischen 247,736, der des amerikanischen 27,247, die Gesamtgröße des russischen Reiches in allen drei Theilen also 375,412 Quadratmeilen oder 30,647,660 Quadratkilometer.

Schmoller schweigt förmlich in Vergleichungspunkten zur Verherrlichung der russischen Riesflaen. Rußland, schreibt er unter Andern S. 34, ist in drei Theilen 20 1/2 Millionen Quadratkilometer groß; das gesammte Land auf der Erdoberfläche beträgt 135 1/2 Millionen, wovon das russische Gebiet also ein Sechstel oder 6.47 umfaßt, es ist also fast so groß wie die Hälfte von Asien und von Amerika. Das europäische Rußland ist größer als die weisse Hälfte von Europa und fast so groß wie ein Achtel von Asien.

Von diesen 5 1/2 Millionen Quadratkilometer (oder genauer 100,429 geographischen Quadratmeilen) besaß der Czar vor dem Russisch-Frieden von 1721 nur vier Millionen, der Zuwachs hat somit in Europa allein in 135 Jahren 1,637,955 Quadratkilometer betragen, d. h. dreimal so viel als Frankreich Flächeninhalt hat, und diese „Erzungenkassen“ bestehen fast durchweg in fruchtbarem oder doch merkantilisch oder strategisch wichtigem Grund und Boden. Von jenen 20 1/2 Quadrat-Kilometern kommen 1,827,240 (oder 33,224 Q. M.) auf theils tributbares, theils noch um seine Unabhängigkeit im Kampfe begriffenes Gebiet: auf den Kaukasus 80,000, auf die Steppe der Kirgis-Kaisaken 1,009,140 und auf das Land der Tschuktschen 738,300 Q. M.; das russische Amerika ist als Macht-Basis für Rußland so gut wie nicht vorhanden, da es nur als Pelz- und Fischereiflotten Werth hat; und auf das euro-

päische Rußland fällt mindestens 1 Mill. Q. M., auf Asien 5 bis 6 Mill. Q. M., vielleicht auch sogar 8 bis 9 Mill. in Folge des Klima's unbedaubaren Landes. Aber trotz alledem bleibt dem Czar in Europa noch immer viermal so viel culturfähiges Land, als Frankreich Flächeninhalt hat, und in Asien ein Gebiet, das unsern Erdtheil an Größe übertrifft und zur Hälfte zu Walds, Weide- und Ackerland-Benuhung trefflich geeignet ist, ganz abgesehen von den enormen Metallschätzen, die es birgt. Und doch ist dieser russische Kolos noch bei Weitem nicht zufrieden; jede neue Post aus Mittel- und Sibirien bringt uns neue „Erwerbungen“ oder neue Beweise der ungeheuren Anstrengungen, die von den russischen Unterbänkern, Gesandten, Beamten, Gelehrten, Ingenieuren, Militärs und von den russischen Heeren gemacht werden, um die ungeheure Grenzlinie mehr und mehr nach Süden vorzuschieben.

Es konnte nicht unsere Absicht sein, Schmöller auf den 700 Seiten des ersten Theiles seiner auf ein halb Duzend von Bänden angelegten Arbeit Schritt vor Schritt referierend und commentirend zu begleiten; bald vielleicht wird uns der zweite Theil, der die höchst interessante ethnographischen Verhältnisse des Czarereiches behandelt wird, Veranlassung geben, auf unsern Obenstand zurückzukommen und ihn zu ergänzen.

Aus dem Wuste deutscher Schriften, die mehr oder weniger durch den orientalischen Krieg hervorgerufen wurden, empfehlen wir zur Orientirung für populäre Zwecke namentlich das bei Scherube in Gottha erschienene: „Menschen und Dinge in Rußland“ und Alexis Beck's „Rußlands Entwicklung bis zum Frieden vom 30. März 1856“ (Leipzig bei Brockhaus), der besonders die Reiseverle von Wlaskin, Kobl, Moritz Wagner, Koch und Hartmann benutz und auch die älteren Memoiren, so wie die Biographien Peines, Vincke's u. f. w. berücksichtigt hat.

Englischer Literaturbericht.

Die bedeutendste und interessanteste Griseinung der letzten Zeit ist Livingstone's im November ausgegebene Beschreibung seiner Reisen in Süd-afrika. Der große Entdecker hat seine sechsjährigen Reisen und Griseinisse in einen einzigen Band zusammengepreßt, weil — er nicht gern schreibt. Er sagt wörtlich: „Ich glaube, daß ich den afrikanischen Continent lieber noch einmal durchkreuzen, als ein zweites Buch schreiben möchte. Es ist weit leichter zu reisen, als die Reise zu beschreiben.“ Was er über sich selbst mittheilt, zwingt uns, ihn noch mehr als früher zu achten und zu lieben. Wie Munro Park ist er ein Schotte, und seine Familie stammt von Ulva, einer der Hebriden. Das Pachtgut, auf dem seine Großeltern dort wirthschafteten, wurde für die Pedurafnisse zu klein, und so wanderten sie nach Glasgow aus, in dessen Nähe Livingstone's Vater einen Iberiden errichtete. Der Sohn, unser Reisende, mußte vom zehnten Jahre an in der nächsten Baumwollenfabrik sein Brot selbst verdienen. Wenn die Arbeit, die um sechs

Ubr Morgens begann, um acht Uhr Abends aufhörte, ging der Knabe mit seiner lateinischen Grammatik in die Abend Schule und setzte seine Studien zu Hause bis weit nach Mitternacht fort, wenn die Mutter ihm das Buch nicht aus der Hand riß. In der Fabrik lag die Grammatik auf der Maschine, die unter seiner Aufsicht stand, und so oft er zum Anknüpfen der Fäden hin und her ging, warf er einen Blick hinein. Von der Grammatik ging er zu Horaz und Virgil über und las nach und nach alle Bücher, die in seine Hände fielen, am liebsten Reisebeschreibungen und Erzählungen von fremden Völkern, Romane nie. Der Vater züchtete ihn dafür, daß er solchen Verken vor dem „Praktischen Christentum“ den Vorzug gab, aber der Sohn ließ sich prägen und las weiter. Wurde ihm eine längere Ruhe, dann durchstreifte er Kanarkidire nach Pflanzen und Steinen. Die ersten Verbesserungen sah er in einem Kalksteinbrüche. „Wo kommen diese Muscheln in diese Felsen?“ fragte er den Steinbrecher. „Als Gott die Felsen schuf, da schuf er auch die Muscheln in ihnen,“ war die Antwort. Wenige Jahre später verdiente er im Sommer so viel, daß er im Winter in Glasgow Griechisch, später Theologie und Medizin studiren konnte. Noch vollendeten Studien erklärte er seinen Entschluß, als Glaubensbote nach China zu gehen. Der Krieg machte die Ausübung dieses Entschlusses unmöglich. Uebrigens war nicht dazu bestimmt, in Gutschiff's Fußstapfen zu treten, sondern dazu, in Afrika eine neue Bahn zu brechen. Im Jahre 1840 betrat er am Cap den Continent, den er zuerst von Meer zu Meer durchzog. Nach drei Monaten besand er sich auf der äusersten Station im Norden, mitten unter den Wuschuanen.

Neben einem Werke wie das Uebrigens'iche können die andern neuen Reisebeschreibungen wenig Beachtung finden. Zwei wollen wir kurz erwähnen. Capitän Parler Snow (A Two Years Cruise off Tierra del Fuego, Patagonia etc.) erzählt seine Beobachtungen am Cap Horn, die er im Dienst der Mission als Befehlshaber der Nacht Allen Gardiner machte. Das Verdienst des Buches liegt weniger in den gelungenen Naturschilderungen, als in der richtigern Würdigung der Patagonier und Feuerländer, die wir in dem Buche erhalten. Nach Snow stehen diese wilden Stämme über den Australiern und über den meisten Negersämmen, und es ist nicht wahr, daß die Feuerländer in Zeiten der Hungersnoth „zuerst die alten Frauen, dann die jungen Frauen und zuletzt die Hunde essen.“ Die Patagonier sind bessere Jäger als die nordamerikanischen Indianer und der Diebstahl steht bei ihnen in so hoher Achtung, daß ein junger Mann wenig Aussicht hat, eine Frau zu bekommen, wenn er nicht zuvor Proben seiner Geschicklichkeit in der Aneignung fremden Eigenthums abgelegt hat.

Ein frischer Geist weht in James Hamilton's: Ethal, Hed'as und Eudan. Der Reisende hatte sich bereits früher durch eine Reise in die Corenaira und die Dase des Jupiter Ammon rühmlichst bekannt gemacht, und dieses neue Buch zeigt ihn abermals als einen guten Beobachter und angehenden Erzähler. Obgleich er nicht in

das innere Arabien eingebrungen ist, „wo es große Striche fruchtbarer und dicht bevölkerter Ländereien gibt,“ ist seine Schilderung der Wüste und ihres Lebens doch der Glanzpunkt seines Werks. Seine Reise von Sawakin quer durch die äthiopische Wüste nach Gbartum am Zusammenfluß des Blauen und Weißen Nils werten ihm wenige Europäer nachmachen, aber was bedeutet sie gegen die Reise der Pilger aus Sabore, mit denen er am rothen Meer zusammentraf, die von ihrem Vaterlande über Suahir nach Mekka angewandert waren, Kairo einen Besuchsbesuch gemacht hatten und jetzt im Besatz standen, mit ihrem einzigen Kastrir, einem stillen Jiel, über Bagdad zurückzukehren!

Politik im Gewande der Reisebeschreibung behandelt das Parlamentsmitglied Maquire. Außer einem irischen Katholiken wird Niemand im Staube sein, in der Regierung und Verwaltung des heutigen Kirchenstaats nichts als Stoff zu begeisterten Lobsprüchen zu finden. Allerdings macht er sich seine Aufgabe leicht, indem er die neueste Geschichte Roms nicht etwa entstell, sondern arabesque aus seiner Phantasie heraus und nach seinem Bedarf erfindet. Einige Anketzen lesen sich gut. Die Einführung der Gasbeleuchtung hatte mit einem Heer von Schwierigkeiten zu kämpfen, und die niederen Classen ließen sich nicht anreden, daß das Gas alles Leben tödten werde. Da gab Fürst Toria eine Abendgesellschaft, und dießglich leuchteten in den Sälen und Gärten zwölfbundert Gaslammen aus, die Niemand den Tod brachten. Der Sieg der neuen Beleuchtung war entschieden, und jetzt brennt vor jedem Marienbilde „eine Dreieinigkeit glänzender Lichter.“

Verdientene neue Bücher erzählen von persönlichen Erlebnissen im Krimfeldzuge. Obriente: nant Alexander (Passages in the Life of a Soldier) gibt Erinnerungen an dem caudonischen Auszuge von 1849 in den Kauf, und diese sind das Beste im Buche. In dem Tagebuch eines Baschi Boyat von Obriente: nant Walmsley erzählt der Titel Hoffnungen, die der Anhalt nicht erfüllt. Dachten alle englische Officiere, die mit der Jähmung dieser interessanten Unregelmäßigen beauftragt wurden, ebenso viel wie Herr Walmsley an gazellenartige Orientalinnen, Garremgebeimnisse und das Treiben der vornehmen Welt von Pera, so ist es nicht zu verwundern, daß die wilden Freiwilligen des Isiamos blieben, was sie waren.

Mit einer Seite des Krimfeldzugs, die überall sonst vernachlässigt wird, beschäftigt sich Alexis Sever's „Rüdenfeldzug.“ Herr Sever ist der bekannte französische Koch, der seit Jahren dafür kämpft, die abschreckliche englische Küche liebenswürdig zu machen. In der Krim erließ er eine Mission, die ihn in seinen Augen vollkommen berechtigt, seinen Namen neben den der barmherzigen Schwester Miss Nightingale zu setzen. Er lebte in dem Krankenbause, wo sie als tröstender und besender Engel von Welt zu Welt ging, noch mehr, er belebte die englischen Soldaten, wie sie zu leben und zu ledern dachten, um des Krankenbause und der Mißentzehrung zu können. Dieser Mann hat seine ernte: Zeite, und seine erfolgreichen Bemühungen, den

englischen Soldaten gesunde und kräftige Nahrung zu verschaffen, sind ohne Frage philanthropischer Natur. Dennoch wirkt sein Buch komisch durch die unmittelbare Verbindung, in die er seine Rüche mit dem Siege der Verbündeten bringt. Wo seine Kunst ihre Grenze fand, läßt er von Dier Pascha mittheilen: „Derr Sover,“ sagte der rubingekrönte Serlaeker zu ihm, „Sie sind im Punkte der Rückkunft ein sehr geistreicher Mann, aber ich würde Sie noch viel höher schätzen, wenn Sie meine Soldaten mit Nichts satt machen könnten.“ Jeder Schriftsteller hat seine Berühmtheit über den wahren Entdeckungsgarand des türkisch-russischen Krieges, und auch Sover hat seine. Fürst Mentshikoff war in Konstantinopel, so ein friedlicher Ausgang seiner Mission war so gut wie gewiß, denn der englische Gesandte hatte ihn zu Tisch geladen, und der Russe hatte zugesagt. Da will es das Schicksal, daß die Sultanim-Mutter stirbt, und wegen der Bestrauer keine diplomatischen Freise stattfinden können. „Das Banquet fand nicht statt, wohl aber der Krieg.“

Ohne alle durselke Beimischung wird die sociale Frage, die in Sover's Reformen hineinschleift, von William Lucas Sargant (The economy of the Labouring Classes) mittelst statistischer Vergleiche beleuchtet. Wenn der Franzose Le Plan wanzig Jahre lang im Süden, Norden, Osten und Westen reiste, um die Nahrung, die Kleidung, das Handgeräth der Arbeiter der verschiedensten Länder durch eigene Beobachtungen kennen zu lernen, so beschränkte sich Herr Sargant auf eine Zusammenstellung der Resultate, die ihm die nationalökonomischen Werke und Reisebeschreibungen seiner Bibliothek geben konnten. In einem Cardinalpunkte hat das Lesen ihn zu einem richtigern Schlusse geführt, als den Franzosen das Erben. Le Plan folgert aus seinen Wahrnehmungen, daß die Freiheit das Wohlbedürfnis des Menschen vermindere. Herr Sargant antwortet darauf: „Ich gebe zu, daß in diesem freien Lande vielleicht weit mehr gebungert wird, als in Burginien und Carolina. Der Grund liegt auf der flachen Hand. Er ist nicht der, daß der Herr läbig wäre, für seine Diener besser zu sorgen, als diese selbst für sich sorgen würden, wenn sie frei wären, sondern es ist der, daß die Slaverei oder die Leibeigenschaft in dem bevölkerten Ländern zu herrschen pflegt. Siege nicht neben uns eine ebenso fruchtbare und zehnmal größere Insel aus dem Grunde des Meeres auf, so würden unsre Arbeiter dorthin strömen, und für die Zurückbleibenden wäre mit einem Male Nahrung in Fülle da.“

An Werken über das classische Alterthum fehlt es auf dem englischen Büchermarkte nie. Die drei Handwörterbücher des Alterthums (1. griechische und römische Alterthümer; 2. Biographie und Mythologie; 3. Geographie), die unter der Redaction von Dr. W. Smith erschienen, sind nun fertig. Alle Mitarbeiter sind ihrer Aufgabe gewachsen und haben die Resultate der neuesten Forschungen, insbesondere unsrer deutschen Gelehrten, gewissenhaft geprüft und benutzt. Der dritte Band unterliegt den Einwänden, daß er zu viel Geschichte gibt und die

biblische Geographie, der doch ein besonderer oierter Band gewidmet werden soll, in seinen Kreis zieht. Wegen das ganze Werk haben wir zu bemerken, daß sein hoher Preis — fast zwölf Pfd. Sterl. — Unbenützte von seiner Benutzung ausschließt. Wir müßten an dieses große Werk die Erwähnung einer vortrefflichen Monographie, der Vorlesungen über den Aufbau der Römer“ von dem Oxford Professor Daubenu. Der Schluß, zu dem der Oxford Gelehrte bei seinen Untersuchungen gelangt, daß die großen Antiquitäten mit Selarwirtschaft nicht bloß zum Verfall der guten Sitten, sondern auch zum Untergang des Staats sehr viel beitragen haben, ist derselbe, den unsre Gelehrten gefunden haben. Neu war wenigstens für mich der Nachweis, den Herr Daubenu führt, daß die Römer die Viehzucht vernachlässigt und sich wohl mit dem Wästen von Högeln, unter denen Bacten und Drosseln eine große Rolle spielten, nicht aber von Ochsen und Schafen, beschäftigt haben. Eine besondere Ausgabe der dritten Decade des Titus Livius von Gumprecht hat einen praktischen Zweck im Auge. Man sagt in England allgemein über die mangelhafte Bildung der Officiere. Um den Angehörigen zu Hülfe zu kommen, bietet Dr. Gumprecht ihnen den zweiten punischen Feldzug mit Hingusung strategischer und anderer Anmerkungen. Die philologischen Zusätze überwiegen aber, und unter diesen Umständen bezogen wir Zweifel, daß der Herausgeber die Classe von Lesern, für die er gearbeitet hat, finden werde.

Hätte ich bei dieser Uebersicht die Reihenfolge der Bücher nach ihrem innern Gehalt oder nach ihrer Bedeutung für die Zeit bestimmen dürfen, so würde ich Demy Worles's „Eden Luther's“ unmittelbar auf Livingstone haben folgen lassen. Wie Herr Worles in der Vorrede erklärt, wollte er „eine einfache, unparteiische und wahrhaftige Erzählung der öffentlichen Handlungen, der persönlichen und häuslichen Begebenungen des großen Reformators in einer gekürzten und lesbaren Form geben. Wir fügen dieser bescheidnen Erklärung hinzu, daß der Verfasser Alles, was er in den zahllosen Schriften über Luther, deutschen und fremden, gefunden, kritisch geühtet und zu einem sprechend ähnlichen Bilde der Reformationszeit verarbeitet hat. Wir vermüssen in dem schönen Bude nur das Eine, daß dem außerordentlichen Ginstuß, den Luther durch seine Lieder übte, nicht genug Berücksichtigung geworden ist. Heinrich Heine hat manchen Unstimm geschrieben, aber kein Ausrufwort, „Eine feste Burg ist unser Gott“ sei die Marterthat des sechzehnten Jahrhunderts gewesen, ist wahr.

Eine der Monographien, die sich mit englischen Grafschaften und Städten beschäftigen, die Geschichte Peteröfelds von dem Geistlichen J. Williams, bringt ein Uincum, die einzige öffentliche Rede Gibbon's, die man kennt. Der Geschichtschreiber des römischen Reichs in seinem Verfall hielt sie in Peteröfeld, als er bei seiner ersten Bewerbung um einen Parlamentsstich durchgefallen war. Vielleicht daß dieser unglückliche Erfolg die scharfen Ausfälle auf Wahlumtriebe und das ganze, erst durch die Reformbill befehi-

tlate Babststern hervorgerufen, in denen Gibbon sich ergeht. Die Versicherungen dieser Rede, wie er im Parlament gehalten haben würde, hat Gibbon, als er einige Jahre vermöge der Gönnerschaft Lord Eliott's glücklich war, nicht gehalten. Er hat nie gesprochen, oder, mit seinen eigenen Worten zu reden, „seine Klugheit verurtheilt ihn, sich mit der demüthigen Stellung eines Stummen zu begnügen.“

Ohne daß die letzte Zeit an poetischen Schöpfungen unfruchtbar genannt werden kann, selbste es ihr doch an jeder hervorragenden Erscheinung. Thaderav hat eine Sammlung seiner ersten Arbeiten herausgegeben; es ist Bekanntes und längst Ueberlegtes. Charles Reay, der sich durch seinen dreibändigen Roman *It is never too late* zu mend einen ehrenvollen Platz erobert hat, gibt drei Erzählungen unter dem bloß auf die erste passenden Gesamttitel: „Der Strom wahrer Liebe fließt nie sanft dahin.“ Futter für Leihbibliotheken, auch Frauenromane mit tadelloser Moral, sind genug am Markte. Wir lassen sie bei Seite, um zwei Curiosa hervorzuheben. Das erste ist ein von Amerika importirter Roman: *The Refugee*, der sich auf phrenologische Beobachtungen stützt, das zweite eine „an alle protestantische Christen“ gerichtete Erzählung: *Abben Land's von William Smith Kosfito*, die mit schauererregenden Beispielen belegt, daß Jeder, der ein Grundstück kauft, das einmal, gleichviel in welcher fernsten Zeit, der Kirche gehört hat, geheimnißvollen Züchtigungen Gottes unterliegt, namentlich niemals Kinder haben wird.

Die erwähnenswertheften Uebersetzungen deutscher Werke waren die von Runo Fischer's *Deo von Verulam* und von Freitaa's „*Soll und Haben*.“ Der letztere Roman ist sogar zweimal übertragen worden, von Mistrey Malcolm und von einem Unbekannten. Der anonyme Uebersetzung hat Ritter Bunsen eine Vorrede mitgegeben, die dem Roman in England nicht nützen wird. Man nennt sie geradezu einen Puff und will sich nicht überzeugen, daß *Soll und Haben* ein nationales und classisches Werk sei, von dem eine neue Aera des Romans datiren werde.

Das Buch der *Pflanzenwelt* von Dr. Karl Müller. Leipzig, Verlag von Otto Eyamer. Der Verfasser dieses Buches, durch seine trefflichen Beiträge zu der Zeitschrift „*Die Natur*“ rühmlich bekannt, hat damit den Versuch einer kosmischen Botanik gewagt und dazu die zweckmäßigste Eintheilung gewählt. Er bereitet in seinem ersten Theile den Leser zu einer botanischen Reise um die Welt vor, um dann im zweiten Theile diese Reise selbst mit ihm anzutreten, eine ebenso zeitgemäße wie überhaupt wichtige und anregende Belehrungsform. Der erste, also vorbereitende Theil gibt eine theoretische Anschauung der Erscheinungen in der Pflanzenwelt, und wir sind darin dem anerkanntwerthen Be-

streben begegnet, überall an die Hauptinteressen und Begriffe der Gegenwart anzuknüpfen, ein Standpunkt, der sich schon durch die äußere Eintheilung in die Capitel: „*Der Pflanzenstaat*“, „*Geschichte der Pflanzenwelt*“ und „*Die Physiognomie der Gewächse*“ erkennen läßt. Der zweite Theil, die eigentliche Reise um die Welt, gibt kurze, aber sehr aufschaulich gezeichnete Uebersichten vom Vegetationscharakter der verschiedenen Erdtheile. Viele trefflich angeführte Holzschnitte und Abbildungen in Tondruck dienen dem Werke zum Schmuck und zu lehrreicher Erläuterung.

Als werthvolles Festgeschenk ist das im Verlag von G. Bellmann unter Kayser's Redaction in Prag erschienene „*Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858*“ zu empfehlen. Der ziemlich starke Band enthält namentlich in Bezug auf novellistische Beiträge sehr Anerkennenswerthes und verdient in dieser Beziehung jedenfalls besondere Beachtung. Die Novelle „*Bianche*“ von Victorinus Lorm ist ebenso fein geschrieben wie geistreich angelegt. Unter den poetischen Gaben zeichnen sich namentlich die Gedichte von Otto Requette, Moriz Hartmann und Siegfried Kayser vortbeilhaft aus.

Wir glauben auf die bei J. J. Weber in Leipzig erschienene Reliefkarte von Vorder-Indien in Farbendruck aufmerksam machen zu dürfen; dieselbe bietet besonders Zeitungslesern ein anschauliches Bild des Landes, nach welchem jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Die beigelegte Uebersicht der Städte und ihrer Bevölkerung ist zweckmäßig und praktisch.

Eduard Tempeltes's *Kivtämneka* ist nun in sehr geschmackvoller Ausstattung im Buchhandel erschienen. (Berlin, bei G. S. Schröder.) Das Werk wird ohne Zweifel nicht verbleiben, jeden Leser zu befrriedigen, und überall, wo es ihm noch nicht vergönnt war, in lebendiger Wirklichkeit von der Bühne herab zu vollen Geltung zu kommen, seinen unverkennbar hohen Werth zur geistigen Anschauung zu bringen.

Von Heinrich Pröhle's geschmackvollem Bächlein: „*Aus dem Garze*“ (Leipzig, Hermann Mendelssohn) ist eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage ausgegeben worden. Die elegante Ausstattung ist den geistlichen Schilderungen ganz entsprechend, und macht das Werkchen zu einem Festgeschenke für die Verehrer der herrlichen Gegend besonders geeignet.

Die beiden letzten Bände des diesjährigen Jahrgangs vom *Album deutscher Originalromane* (Prag und Leipzig bei J. L. Kober), welche zu Anfang December erschienen, werden einen Roman von Aloys Blaser, „*Die Familie Schaller*“ betitelt, enthalten.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

II.

Wenn wir in dem vorhergehenden Aufsatze ein allgemeines Bild des Einflusses der Atmosphäre auf die organischen Wesen und umgekehrt zu geben versuchten, so geschah dies vorzüglich in der Absicht, hervorzuheben, daß in ihren Endresultaten die Vorgänge und Producte der gewöhnlichen Verbrennung mit jenen des Lebensprocesses und der Verwesung eine große Ähnlichkeit darbieten. Es dürfte nicht überflüssig sein, hier etwas näher auf die Erscheinung einzugehen, welche man mit dem Ausdrucke: Verbrennung bezeichnet und die in der Industrie eine so hervorragende Rolle übernimmt.

Sobald zwei Körper eine chemische Verbindung eingehen, so wird dadurch ein gewisser Wärmegrad erzeugt, der je nach der Natur der sich vereinigenden Stoffe und nach verschiedenen andern Umständen auch eine verschiedene Intensität darbietet. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die den chemischen Verbindungsact begleitende Wärmeentwicklung um so bedeutender sei, je einfacher das Product der Vereinigung zusammengesetzt ist, weshalb auch die Verbindung von nur zwei Elementen, bei ihrer Entstehung, in der Regel eine namhafte Temperaturerhöhung hervorruft, welche sich zuweilen so sehr steigert, daß die sich vereinigenden Stoffe sowohl, als auch das Product ihrer Vereinigung, mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit zu glühen und damit zu leuchten beginnen.

Diese Erscheinungen, deren Gesamtheit

eben die Verbrennung vorstellt, beschränken sich nicht auf diejenigen Körper, welche man im gewöhnlichen Leben für mannigfaltige Zwecke zu verbrennen pflegt, sondern zeigen sich auch bei vielen andern Elementen, die von jedem allgemeineren Gebrauche wegen ihrer Beschaffenheit oder Seltenheit vollständig ausgeschlossen sind. Hier aber kommen nur jene Materialien in Betracht, die man allgemein der Verbrennung unterwirft, theils um das dadurch hervorgerufene Licht, theils um die dabei erzeugte hohe Temperatur zu benutzen. Wenn wir unsre gewöhnlichen Leucht- und Brennstoffe in Anwendung bringen, so geschieht dies also, indem wir eine chemische Verbindung veranlassen, in deren Folge sich Licht und Wärme entwickeln.

Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß die Naturwissenschaft, so großartig ihre Entwicklung in der neueren Zeit auch geblieben ist, für die Verbrennungsercheinungen keine genügende Erklärung zu geben im Stande ist und wir uns vorläufig mit der genauen Kenntniß der Thatfache begnügen müssen, ohne den nächsten Grund derselben anders, als auf hypothetischem Wege erschließen zu können. Völlig erwieien ist es aber, daß unter gleichen Umständen, d. h. wenn dieselben Körper sich miteinander verbinden, in allen einzelnen Fällen die Menge der Wärme, welche bei der chemischen Vereinigung auftritt, sich gleich bleibt.

Unsre Brennstoffe enthalten ohne Ausnahme Kohlenstoff und Wasserstoff, meistens zugleich Sauerstoff und in geringer Menge auch Stickstoff. Die Verbrennung wird bekanntlich bei ihrer praktischen Anwendung durch die Luft vermittelt und in dieser ist es wieder nur ein Bestandteil, der Sauerstoff, welcher sie zu unterhalten vermag. Bei der gewöhnlichen

Verbrennung verbindet sich demnach der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der Brennmaterialien. In diesem Vorgang nimmt jedoch der Sauerstoff, der sich in dem Brennmaterial etwa vorfindet, gleichfalls Antheil, während der Stickstoff größtentheils unverbunden entweicht.

Die Producte sind sehr einfacher Natur und wurden schon in dem vorhergehenden Abschnitt erwähnt. Ist die Verbrennung eine vollständige gewesen, haben sich nicht gewisse Antheile des Kohlenstoffs einer völligen Vereinigung mit Sauerstoff entzogen, so erhalten wir schließlich, mag der verbrennende Körper noch so complicirt zusammengesetzt gewesen sein, nur Kohlenäure, Wasser und freien Stickstoff. Die Kohlenäure und das Wasser sind, gleich allen chemischen Verbindungen, stets und ohne Ausnahme völlig constant zusammengesetzt. Wir finden im Wasser immer auf 1 Gewichtstheil Wasserstoff 8 Gewichtstheile Sauerstoff; die Kohlenäure aber enthält auf je 6 Theile Kohlenstoff 16 Theile Sauerstoff.

Die Eigenschaften des Wassers sind so allgemein bekannt, daß es wohl ganz überflüssig wäre, hier darauf einzugehen. Von der Kohlenäure mag aber erwähnt werden, daß sie ein farbloses Gas vorstellt, welches durch sehr starken Druck zu einer farblosen sehr beweglichen Flüssigkeit verdichtet werden kann, deren Siedepunkt bei 80° unter dem Nullpunkte des Thermometers liegt, so daß sie bei einem Temperaturgrade, bei welchem längst das Quecksilber zu einem festen hämmerbaren Metalle erstarrt (gefroren) ist, dieselben Erscheinungen darbietet wie das Wasser in der Kälte desselben. Der Geruch des Kohlenäuregases ist schwach säuerlich. Für sich eingeathmet wirkt es erstickend, doch schadet es keinesfalls, wenn es in nur geringer Menge gleichzeitig mit der Luft eingeathmet wird, wie das schon besprochene Vorkommen der Kohlenäure in der Luft beweist. Die guten Quellwasser verdanken ihren erstickenden Geschmack zum Theil der darin reichlich vorhandenen Kohlenäure, die auch bekanntlich als Würze vieler künstlichen Getränke (Schaumweine, Sodawasser) geschätzt und beliebt ist.

Bei der Anwendung der Brennstoffe spielt jedoch gleichzeitig eine andre Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff eine wichtige Rolle. Der Kohlenstoff geht nämlich mit dem Sauerstoff noch eine zweite Verbindung ein, welche weniger Sauerstoff enthält als die Kohlenäure, indem sich darin auf 6 Gewichtstheile Kohlenstoff nur 8 Theile Sauerstoff finden. Diese Verbindung heißt Kohlenoxyd und bildet sich unter mancherlei Umständen, namentlich wenn die Verbrennung des Kohlenstoffs bei unzureichendem Zutritt von Sauerstoff

Statt findet. Es ist ein farbloses, giftiges Gas, welches, an der Luft angezündet, mit blauer, wenig leuchtender Flamme verbrennt und dadurch in Kohlenäure übergeht. Es nimmt das Kohlenoxyd dann noch einmal soviel Sauerstoff auf als es schon enthalten hat und die Verbindung von 6 Theilen Kohlenstoff mit 8 Theilen Sauerstoff geht somit in jene von 6 Theilen Kohlenstoff mit 16 Theilen Sauerstoff d. i. in Kohlenäure über. Diese Umwandlung des Kohlenoxyds in Kohlenäure kann auch in der Weise vor sich gehen, daß der Sauerstoff gewissen Verbindungen desselben entzogen wird.

Man nennt im Allgemeinen alle Verbindungen des Sauerstoffs Oxyde. Sämmtliche Metalle und unter diesen natürlich auch das Eisen, mit dessen Gewinnung wir uns hier beschäftigen wollen, bilden mit dem Sauerstoff Oxyde und die in der Natur vorfindlichen Oxyde des Eisens, welches man auch häufig und reichlich in andern Verbindungen (z. B. mit Schwefel) antrifft, stellen dort, wo sie in großer Menge auftreten, die Erze vor, die uns dieses wichtigste aller Kupmetalle liefern. Das Eisen bildet mehrere Oxyde. Für die Gewinnung des Eisens sind jedoch nur das Eisenoxydul und das Eisenoxyd von Wichtigkeit. Ersteres enthält auf 28 Gewichtstheile Eisen 8 Theile Sauerstoff, letzteres dagegen auf dieselbe Menge Metall 12 Theile Sauerstoff. Eine Verbindung dieser beiden Oxyde findet sich natürlich als ein sehr wichtiges Eisen Erz und wird Magnetisenstein genannt, da sie magnetisch ist. Der Rotheisenstein der Mineralogen, von welchem die meisten Varietäten, unterscheiden, ist dagegen unverbundenen Eisenoxyd, welches letztere mit Wasser vereinigt ein andres Eisen Erz, den Brauneisenstein bildet. Endlich muß noch des Spatheisensteins Erwähnung geschehen, welcher eine Verbindung des oben angeführten Eisenoxyduls mit Kohlenäure ist und, obwohl ärmer an Eisen, sich wegen anderer Umstände zur Gewinnung eines guten Productes besonders eignet.

Es wird wohl dem Leser nicht unbekannt sein, daß man das Eisen in drei wohlunterschiedenen Formen verwendet, nämlich als Gußeisen, Stahl und weiches oder Schmiedeeisen (Etabeisen). Die Verschiedenheit dieser Modificationen des Eisens beruht, der Hauptsache nach, auf einem verschiedenen Gehalt an Kohlenstoff, welches Element in keinem, dem gewöhnlichen Gebrauche zugeführten Eisen fehlt. Eine Beimengung von Kohlenstoff ändert die Beschaffenheit des Eisens in hohem Grade ab. Ganz reines, kohlenstoffreies Eisen ist sehr strengflüssig, so daß selbst die mächtige Hitze des Hochofens es nicht zum Schmelzen zu bringen vermag und letzteres

nur durch besondere Vorrichtungen wie z. B. das Knallgasgebläse zu erzielen ist. Es hat eine viel geringere Härte als kohlenstoffhaltiges Eisen, ist dagegen aber sehr zähe und dehnbar; endlich läßt es sich schweißen.

Diese letztere Eigenschaft, welche nur wenigen Metallen zukommt, ist für die Verwendung des Stabeisens, dessen Kohlenstoffgehalt sehr gering ist und dem Eisen nur eine etwas größere Härte, als jene des ganz reinen Eisens ist, ertheilt, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir sie nicht etwas näher betrachten sollten. Jeder Leser hat gewiß schon einen Blick in die Werkstätte eines Schmiedes geworfen und beobachtet, wie dieser dem Eisen durch Hämmern und Schlagen die verschiedensten Formen zu geben vermag. Um dies leichter bewerkstelligen zu können, wird aber das Eisen in dem lebhaft unterhaltenen Schmiedefeuere zu starkem Glühen erhitzt. Dies hat seinen Grund in der namhaft größeren Dehnbarkeit, welche dem Eisen bei höheren Hitzeegraden zukommt, eine Erscheinung, die wir noch bei vielen andern Metallen wahrnehmen. Würde aber das Eisen bis zu jenem Grade erhitzt, welcher ein helles Leuchten mit weißem Licht (Weißgluth) hervorruft, so ändert sich seine Beschaffenheit noch weiter; es wird weich und klebrig. Wir können diesen Zustand am Besten mit dem des weichen Wachses vergleichen, an welchem Jedermann die Eigenschaft kennt, sich in die verschiedensten Formen bringen und durch Vereinigung kleinerer Stücke zu größeren, völlig zusammenhängenden Massen umformen zu lassen. Was nun beim Wachs in sehr mäßiger Wärme eintritt, wird beim weichen Eisen erst in der Weißgluth erzielt. Man ist aber dadurch in den Stand gesetzt, mehrere Stücke verschieden geformten Eisens zu einem Ganzen zu vereinigen und so vielerlei Geräthe anzufertigen, welche aus einem einzigen Stücke des Metalls entweder gar nicht oder mindestens mit großer Mühe hergestellt werden könnten.

Beim Stahl finden wir einige der Eigenschaften des Stabeisens wieder. Auch er ist, wenigstens in vielen Sorten, schweißbar, aber gleichzeitig läßt er sich viel leichter schmelzen als das weiche Eisen, und daher durch Guß in verschiedene Formen bringen, was, wie erwähnt, beim Stabeisen nicht gelingt. Die ausgezeichnete Eigenschaft des Stahls ist aber die Fähigkeit, nach Art seiner Behandlung die mannigfaltigsten Härtegrade anzunehmen, was ihn neben seiner Dehnbarkeit, Schweißbarkeit und Schmelzbarkeit besonders zur Anfertigung von vielerlei Geräthen geeignet erscheinen läßt, welche weder aus Stab- noch aus Gußeisen hergestellt werden können.

Der Stahl enthält 1 bis 2 Procente Koh-

lenstoff. Im Gußeisen sind $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Procente Kohlenstoff vorhanden und dieser ändert die Eigenschaften des Eisens vorzüglich dahin ab, daß kohlenreiches Eisen weder schwach noch dehnbar ist, dagegen aber schon bei einer Temperatur schmilzt, welche auf Schmiedeeisen ohne Wirkung bleibt.

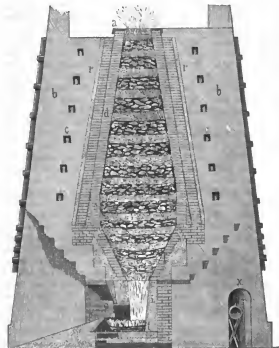
Wenden wir uns nun zur Gewinnung des Eisens zurück, so gewährt uns die unmittelbare Erzeugung des weichen Eisens aus den Erzen nur mehr ein kulturhistorisches Interesse. In einigen außer dem Bereiche des Weltverkehrs liegenden Theilen der Pyrenäen, in Persien, Indien und andern, unsrer modernen Industrie verschlossenen Ländern wird zwar jetzt noch aus besonders reinen Erzen unmittelbar ein ausgezeichnetes stahlartiges Schmiedeeisen erzeugt. Die Menge desselben ist aber verschwindend klein gegen die kolossale Quantität Eisen, welche uns alljährlich die Hohöfen liefern. Diese erzeugen aber nur das kohlenstoffreiche Roheisen (Gußeisen) und dürfen auch kein andres Product hervorbringen, da nur dieses den hinreichenden Grad von Schmelzbarkeit besitzt, um das Eisen im flüssigen Zustande bequem aus dem Ofen schaffern zu können. — Die Hauptaufgabe bei dem Betriebe eines Hohofens ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Es soll das in den Erzen als Sauerstoffverbindung vorhandene Eisen zunächst in metallisches Eisen umgewandelt, dann mit Kohle verbunden und endlich durch hinreichende Hitze geschmolzen werden, wonach man es ausfließen läßt, um neuen Quantitäten des Productes Platz zu machen.

In diesen wenigen Worten ist das Wesentliche des sogenannten Hohofenprocesses angedeutet. Dieser wird aber dadurch etwas verwickelter, daß die Erze keineswegs völlig reine Verbindungen vorstellen, sondern immer eine gewisse, nach den Fundorten schwankende Menge von verschiedenen, der Hauptzacke nach aus Verbindungen der Kieselsäure mit Kalk, Thonerde, Bittererde und ähnlichen Basen bestehenden Geringarten beigemischt enthalten, die entweder schon an sich bei der im Ofen herrschenden Temperatur schmelzbar sind oder erst durch passende Zusätze von andern Mineralien ein entsprechend schmelzbares Gemenge liefern, welches die Hohöfen-Schlacke bildet. Diese Schlacke ist jedoch, wie wir bald sehen werden, keineswegs ein unnützer Ballast, dessen Entstehung nur als ein die Eisenproduction erschwerender und hemmender Uebelstand zu bezeichnen wäre, sondern sie trägt zum Gelingen des Processus wesentlich bei und wenn uns die Natur irgendwo ein völlig reines Erz in zureichender Quantität bieten würde, so wären wir genöthigt, beim Verschmelzen eines solchen Erzes Gesteine zuzusetzen, welche eine passend beschaffene Schlacke lieferten, wobei

wir uns freilich auf die eben hinreichende Menge beschränken würden, während wir jetzt häufig Erze zu verschmelzen genöthigt sind, die weit über das nöthige Maß hinaus Schlacke bilden.

Werfen wir nun einen Blick auf die untenstehende Zeichnung, welche den Durchschnitt eines in voller Thätigkeit befindlichen Ho-

bißel enblich ber Herd t, welcher bestimmt ist, die Schmelzproducte, nämlich das Rotheisen und die Schlacke, aufzunehmen. Die Höhe des Ofens von der Basis bis zur Gicht beträgt gewöhnlich dreißig bis vierzig Fuß. Der in dem Hohofen herrschende außerordentliche Hitzeegrad erfordert, daß die Ofenwände aus möglichst schwer schmelzbarem Material



ofens darstellt und die alle wesentlichen Theile desselben ersichtlich macht. Wir entnehmen daraus zunächst, daß der Hohofen einen sogenannten SchachtOfen vorstellt, b. h. eine Heizvorrichtung ist, die in ihrer Form an einen Schacht erinnert und nur an der obern Mündung a mit dem Brennstoff, sowie den darin zu verschmelzenden Erzen versehen werden kann. Die oben erwähnte Mündung heißt bei allen Schachtöfen Gicht (Wichtöffnung). Von dieser aus erweitert sich der Schacht d des Ofens in Gestalt eines Kegels nach abwärts, der mit seiner Basis sich an ein kleines cylindrisches Stück e anschließt, welches den weitesten Theil des Ofens vorstellt und den Namen Kohlenlad führt. Von diesem an verengt sich der Ofen wieder und bildet abermals einen, aber diesmal verkehrt gestellten Kegel f, die Rast, welche sich an den engsten, nur wenig konisch gefalteten Theil des Ofens i, das Gestelle, anschließt. Den untersten Theil

konstruirt sind. Man kleidet deshalb den Schacht, sowie die Rast mit feuerfesten Backsteinen aus und verwendet besondere Sorgfalt bei Herstellung des Gestelles, wo die höchste Temperatur herrscht, da dort, wie wir bald sehen werden, der Verbrennungs- und Schmelzproceß vor sich geht. Der ganze Ofen ist, bis auf den vorderen, unteren Theil (die Brust), von starkem Mauerwerk b gestützt und umgeben, in welchem sich zahlreiche Canäle c vorfinden, die bestimmt sind, der Thätigkeit Austritt zu gewähren und so, namentlich beim Beginn des Betriebes, das Bersten der Mauern zu verhindern. Ein um den Schacht und Kohlenlad ausgeparter concentrischer Hohlraum r (die Füllung) wird mit Schlacke und dergleichen ausgefüllt, um die Wärme in den oberen Theilen des Ofens besser zusammenzuhalten, während man häufig die Rast und das Gestelle vor zu rascher

Zerstörung durch Abschmelzen in der Weite schützt, daß man selbe mit hohlen Räumen umgibt, in denen Luft circulirt.

Wie aus der Abbildung ersichtlich ist, wird der Herd nicht vollkommen geschlossen, sondern der den tiefsten Theil der Vorwand bildende sogenannte Lämpelstein o ist so gestellt, daß er mit dem Wallstein p, welcher den Herd nach vorn abschließt, einen Zwischenraum hervorbringt, durch den man in den Herd leicht mit verschiedenen Geräthen hineinlangen und daher nöthigenfalls erstarrte Eisen- und Schlackenmassen, welche den guten Fortgang des Processes wesentlich beeinträchtigen würden, herauschaffen kann. Auch dient dieser Zwischenraum, um die über dem Rotheisen sich ansammelnde Schlacke herauszuholen oder sie über die aus einer starken Eisenplatte construirte schiefe Ebene abfließen zu lassen. Für das flüssige Eisen ist aber ein anderer Ausweg bestimmt, indem der Wallstein den Herd nicht

vollständig abgrenzt, sondern zwischen der einen Seitenwand und dem Wallstein ein kleiner Spalt gelassen wird, der mit Thon vermaacht ist, in welchen man, sobald das Eisen abgeloßen (abgestochen) werden soll, mit einem eisernen Spieß eine Oeffnung schlägt, die nach bedingtem Abfisch wieder mit Thon verschlossen wird.

Wie sich schon aus der in der Zeichnung ersichtlichen Anordnung des im Ofen vorfindlichen Materials ergibt, werden die Erze und Brennstoffe bei der Gicht schichtenweise abwechselnd eingetragen. Sie sinken, in dem Maße als ihre Vorgänger unten in den Schmelzraum gelangen, immer tiefer herab und machen so wieder neuen Quantitäten der Beschickung Platz. Der Brennstoff wird im Gestelle verkehrt, die mineralischen Bestandtheile der Beschickung aber sammeln sich als Schlacke und Roheisen im Herde an und werden in der oben erwähnten Weise aus dem Ofen geschafft. Dies setzt sich so lange fort, bis durch Zufall oder die andauernde Einwirkung der starken Hitze die Wände des Gestelles eine so starke Abnutzung erlitten haben, daß die Fortführung des Schmelzprocesses unmöglich erscheint, wonach die sogenannte Campagne des Ofens beendet ist und dieser für den Wiederbeginn einer neuen Campagne vorgerichtet werden muß.

Wenn wir uns nun über die im Innern des Hohofens stattfindenden chemischen Vorgänge unterrichten wollen, so ist es am passendsten, zunächst die Frage zu erörtern, was im Ofen stattfinden würde, falls man denselben lediglich mit dem Brennstoff beschickt hätte, ohne gleichzeitig auch Erze einzutragen. Die Brennmaterialien, welche man im Hohofen verwendet, sind entweder Holzkohlen oder Coaks. Wenn in einigen Gegenden auch Steinkohlen, ja selbst Holz und Torf zur Verwendung kommen, so ändert dies an der Wichtigkeit der obigen Mittheilung insofern Nichts als die genannten unverlohten Brennstoffe auf ihrem Wege zur Kaste und zum Gestelle in Folge der im Ofen herrschenden Hitze dieselbe Veränderung erleiden, als wenn sie zuvor außerhalb des Ofens in Reibern, Coaksöfen und dergleichen der Verlohtung unterworfen worden wären. Zur eigentlichen Verwendung gelangen daher immer nur verlohtte Brennmaterialien.

Die Kohle, mag sie nun von Holz, Steinkohlen oder Torf herkommen, ist keineswegs reiner Kohlenstoff, sondern enthält immer noch etwas Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff, und zudem die unorganischen Substanzen, welche nach der Verbrennung die Asche liefern, und an der Bildung und Zusammenfügung der Schlacke theilnehmen. Doch besteht die Hauptmasse jeder Kohle aus Kohlenstoff, und

dieser ist in unserm Falle stets der eigentliche Brennstoff, welcher endlich zur Benutzung gelangt. Um die Verbrennung zu vermitteln, bedürfen wir einer entsprechenden Quantität Luft. Diese wird durch ein hinreichend starkes Gebläse in den Ofen geschafft, welches die Luft durch weite Röhren, die in unserer Abbildung bei x sichtbar sind, und sich dort, wo sie in den Ofen hineintragen, zu Düsen verengen, preßt. Die Düsen liegen in andern kurzen, aber viel weitern Röhren, deren Querschnitt meistens einen Halbkreis bildet, die in den Ofen etwas hineintragen und Formen heißen. Im Hohofen werden die Formen häufig zu zwei oder drei, passend in den Wänden vertheilt, etwa in der Höhe der Basis des Lämpfkeines o eingelegt, so daß meistens von mehreren Seiten Luft in den Ofen einströmt. An diesen Stellen tritt die Luft unter einer bestimmten, ziemlich starken Pressung in den Schmelzraum, und begegnet dort der Kohle, welche sich in Folge der beständig unterhaltenen lebhaften Verbrennung in heftiger Weißgluth befindet. Indem nun der Sauerstoff der Luft durch die Wirkung des Gebläses in die porösen Kohlen mit einer gewissen Lebhaftigkeit eindringt, veranlaßt er an vielen Stellen zugleich die Bildung von Kohlenäure und erregt dadurch eine sehr hohe Temperatur. Die Kohlenäure hat aber nur eine ganz vorübergehende Existenz, denn der im Ueberschuss vorhandene glühende Kohlenstoff veranlaßt fast unmittelbar nach ihrer Bildung ihre Umwandlung in Kohlenoxyd aus bereits oben erörterten Gründen. Wäre die Luft ganz frei von Wasserdampf, was sie in der Wirklichkeit nie ist, so könnte im Gestelle sich nur ein Gemenge von Stickstoff und Kohlenoxyd bilden. Der beigemengte Wasserdampf aber erleidet durch die glühende Kohle eine Zerlegung. Der Sauerstoff des Wassers verbindet sich nämlich mit dem Kohlenstoff zu Kohlenoxydgas, und der Wasserstoff wird frei. Es mengt sich also den beiden erwähnten Gasen auch Wasserstoff bei. Die drei Gase steigen nun, von der beständig nachströmenden Luft verdrängt, nach aufwärts, und erhitzen die im obern Theile des Gestelles und in dem tiefern Theile der Kaste befindlichen Kohlen soweit, daß diese heftig glühen, ohne aber dort irgend eine Verbrennung mehr veranlassen zu können, da die Gebläseluft schon unten ihres freien Sauerstoffs vollkommen beraubt wurde. Die aufsteigenden Gase können daher die obern Schichten nur erhitzen. Sie setzen ihre diesfällige Wirkung bis zur Oeffnung fort, vermitteln, falls unverlohtte Brennmaterialien zur Anwendung kamen, in der obern Hälfte des Schwachtes die Verlohtung derselben und trocknen die Stoffe endlich vollständig aus. Das Kohlenoxyd

und der Wasserstoff entzündend sich endlich, sobald sie durch die Gichtöffnung an die Luft gelangen, und überdecken erstere mit einer mächtigen, aber wenig leuchtenden Flamme.

Wenn aber im Gegenfatz zu dem eben beschriebenen Vorgange mit dem Brennstoffe abwechselnd die sauerstoffhaltigen Eisenerze in den Ofen eingetragen werden, so sinken diese allmählig nach abwärts und müssen auf diesem Wege sehr wesentliche chemische Veränderungen erleiden. Die Einwirkung beginnt auch hier mit einer vollständigen Austrocknung. In der untern Hälfte des Schachtes aber, wo durch aufsteigende Ofengase schon eine ziemlich hohe Temperatur hervorgerufen wird, muß nach dem schon oben Mitgetheilten das Eisenerz seinen Sauerstoff an Kohlenoxyd abgeben, welches sich dadurch zum Theil in Kohlen-säure umwandelt. Eine ganz analoge Wirkung äußert auch der Wasserstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff zu Wasser vereinigt. Die Sauerstoffverbindungen des Eisens werden, wie sich die Chemiker auszudrücken pflegen, reducirt, sie erleiden eine Reduction. Es ist klar, daß diese um so vollständiger sein wird, je leichter die Gase in das Innere der Erzmasse eindringen und mit den Eisenverbindungen in vielfältige Berührung treten können. Um ihnen diese wichtige Function möglichst zu erleichtern, werden die Erze für den Schmelzproceß durch das sogenannte Rösten vorbereitet, indem man sie entweder in Ofen oder in Haufen mit Brennstoff abwechselnd geschichtet einer höhern Temperatur aussetzt, welche hier hauptsächlich eine passende Auflockerung und Zerklüftung der Erze bezweckt. Nach erfolgter Reduction der Erze stellen diese ein Gemenge von feinertheiltem Eisen mit den übrigen nicht reducirbaren und verunreinigenden Bestandtheilen der Erze dar. Das Eisen ist in diesem Zustande nun befähigt, sich während seines Herabsinkens mit Kohlenstoff zu verbinden, zu welchem Elemente es eine große chemische Verwandtschaft zeigt. Zum geringsten Theile findet die Kohlung des Eisens durch die unmittelbare Berührung mit dem glühenden Kohlenstoff statt, da dieser als ein unschmelzbarer, nicht flüchtiger Körper in die noch starre Erzmasse nicht eindringen vermag.

Wie bei der Reduction, sind auch hier wieder vorzugsweise Gase wirksam, insbesondere das Kohlenoxyd. Diese Verbindung gibt nämlich, wenn sie bei hoher Temperatur mit Eisen in Berührung kommt, an das Metall Kohlenstoff ab und verwandelt sich dadurch in Kohlen-säure. Dies geschieht nur in dem tiefern Theile der Raft, und dort bildet sich also das Kohlenstoff-eisen, dessen Entstehung sich in dem obern Gestellraum fortsetzt. Durch die wechselseitige Einwirkung des Stickstoffs

der Gebläseluft, des Kohlenstoffs sowie des in der Beschickung als Sauerstoffverbindung vorhandenen Metalles Kalium, wird eine in starker Hitze flüchtige Verbindung, das Cyan-kalium hervorgebracht, welches aus den oben erwähnten Elementen besteht und auf das Eisen ebenfalls lothend wirkt, wie das Kohlenoxyd. Diese zwei Stoffe sind es nun, die beim Herabsinken das Eisen mit Kohlenstoff versehen und es in jene Verbindung überführen, welche, sobald sie in den eigentlichen Schmelzraum gelangt, gleichzeitig mit der Schlacke flüchtig wird und sich als Roheisen in dem Herde ansammelt. In dieser Periode der allmählichen Veränderungen, welche das Erz bei seinem Hinabgleiten durch den Ofenraum erleidet, ist die Mitwirkung der Schlacke von höchster Wichtigkeit. Sie hat nämlich die Aufgabe, das herabschmelzende Metall vor dem Einflusse der Gebläseluft zu schützen und im Herde das Eisen zu bedecken. Würde sie fehlen, so läme der Sauerstoff, welcher dort eindringt, und dessen Wirkung sich lediglich auf die Verbrennung der Kohlen beschränken soll, mit dem Roheisen in mannigfaltige Berührung, in deren Folge auch der im Roheisen enthaltene Kohlenstoff verbrennen, und das Roheisen in weiches Schmiedeeisen umgewandelt werden müßte, welches sich wegen seiner Strengflüssigkeit gar nicht aus dem Ofen schaffen ließe, und dessen Entstehung somit eine baldige Unterbrechung der Schmelzcampagne zur Folge hätte.

Hat die Schlacke diesen wesentlichen Dienst einmal geleistet, so sinkt sie zu einem laßigen Nebenproduct herab, welches nur ausnahmsweise irgend eine beschränkte Verwendung, z. B. um Ziegel daraus zu formen, findet, in der Regel aber auf die Halde oder in den Bach geworfen wird.

Wir haben nun das Erz durch alle seine Stadien verfolgt, welche es behufs seiner Umwandlung in Roheisen durchzumachen hat. Dieses wird zum Theil unmittelbar zur Herstellung von Gufwaren verwendet. Sehr viel Roheisen dient aber zur Erzeugung von Schmiedeeisen und Stahl. In dem folgenden Abschnitt wollen wir uns mit der Entstehung dieser beiden wichtigen Producte beschäftigen.

Der gegenwärtige Betrieb der elektromagnetischen Uhren. Von Dr. Schellen.

Je größer der Aufmerksamkeit geworden ist, den die Industrie nach allen Richtungen hin gewöhnt hat, je lebhafter von Tag zu Tag der Verkehr sich entwickelt, den Eisenbahnen und

Dampfschiffe zwischen den entferntesten Völkern vermitteln, je weiterdieser das Essem wird, in welchem das öffentliche Leben, Künste, Gewerbe und Unternehmungen der ausgebreitetsten Art in einander greifen und sich gegenseitig betingen, um so lebhafter wird das Bedürfnis gefühlt, die wahre Zeit an den verschiedenen Stellen einer Stadt oder auch eines größeren Establishments übereinstimmend anzugeben; ja es sind die Folgen, welche aus den abweichenden Angaben der Zeitmesser für den Geschäftsbetrieb und für alle Verhältnisse des Lebens hervorgehen, so streng, daß von jeder die schärfste Unterfuchungen der Physiker, wie die angestrengtesten Arbeiten der Mechaniker darauf gerichtet waren, um mehrere Uhren auf einige Zeit in einem übereinstimmenden Gange zu erhalten. Aber selbst die vereinigtsten Bestrebungen der Theoretiker und der Techniker, um von den Speculationen eines bekannten deutschen Kaisers nicht zu sprechen, haben sich der Lösung eines solchen Problems nicht gewachsen gezeigt; die Resultate dieser Anstrengungen haben zwar vielfach eine große praktische Bedeutung gewonnen, aber sie haben zuletzt doch bewiesen, daß eine vollständige Gleichmäßigkeit der Bewegung von so zusammengehörigen Mechanismen, wie sie in den Uhren enthalten sind, nicht erwartet werden darf, wenigstens so lange nicht, als diese von einander unabhängig arbeiten und die einzelnen in ihnen liegenden Triebkräfte nicht durch den Eingriff einer gemeinschaftlichen andern Kraft geregelt, ihre Ungleichheiten ausgeglichen werden.

Von einer solchen regelnden Kraft aber muß ein Doppelteltes verlangt werden; sie muß erstens in die Ferne wirken und von irgend einem Punkte aus ihre regulirende Thätigkeit auf die Triebkräfte oder die Mechanismen noch so weit von einander entfernt stehender Uhren ausüben, sie muß zweitens auch diesen regulirenden Eingriff auf alle einzelnen Uhren gleichzeitig bewirken können.

Es ist bekannt,^{*)} daß der galvanische Strom diesen beiden Anforderungen in ausgezeichneter Weise zu entsprechen vermag; er wirkt nicht bloß von einem gegebenen Punkte aus in die weitesten Fernen, um dort Magnetnadeln aus ihrer ruhigen Süd-Nord-Stellung abzulenken oder auch, um ermittelte der Elektromagnete Eisenplättchen, Anker genannt, anzuziehen, sondern er vollzieht diese seine Wirkungen auch mit einer Geschwindigkeit, für welche uns die Anschauung feht.

Es lag in der That bei der ungeheuren Geschwindigkeit, mit welcher die galvanische Thätigkeit, Strom genannt, die Leitungsträfte durchläuft und seine Wirkungen gleichzeitig in jedem beliebigen Punkt seiner Bahn ausführen kann, der Gedanke nahe, daß in ähnlicher Art, wie durch den Telegraphen die Gedanken fast momentan beliebig vielen eingeschalteten Stationen mitgetheilt werden können, auch die Zeit sich werde telegraphiren und die von irgend

einer richtig gehenden Uhr angegebene Stunde sich beliebig schnell auf beliebig viele andere Uhren weiter übertragen lassen.

Die erste Idee, den galvanischen Strom zur Regulirung mehrerer Uhren anzuwenden, gebührt einem Manne, der auch um den elektromagnetischen Telegraphen sich sehr verdient gemacht hat, dem Professor Steinheil in München. Die Einrichtung, welche er auf Befehl des Königs von Baiern an den Uhren des königlichen Instituts für junge Damen in München einführte, hatte nur den Zweck, die Uebereinstimmung der in den verschiedenen Sälen und Corridors befindlichen gewöhnlichen Uhren am Ende einer jeden halben Stunde herbeizuführen. Gut gearbeitete Uhren werden nämlich im Verlaufe einer halben Stunde nur wenig, höchstens um einige Secunden von einander abweichen. Um nun am Ende einer jeden halben Stunde den verschiedenen Uhren die vollkommenste Uebereinstimmung mit der Normaluhr des Saales wiederzugeben, brachte Steinheil an jeder Uhr einen kleinen Elektromagnet nebst Anker an, welche sämtlich in derselben Drahtleitung, die von einer kleinen galvanischen Batterie ausging, eingeschaltet waren. In der Normaluhr, welche die wahre Zeit angezeigte hatte, war für gewöhnlich die Drahtleitung unnerbrochen, so daß der galvanische Strom nicht circuliren konnte; in dem Augenblick aber, wo die Normaluhr die halbe oder ganze Stunde schlug, wurde durch eine besondere Vorrichtung, wie wir sie sogleich noch näher kennen lernen werden, die Drahtleitung geschlossen und der galvanische Strom durch die Elektromagnete aller einzelnen Uhren hindurchgeleitet. Die Magnetisirung der Hufeisen erfolgte also in allen Uhren gleichzeitig und die Anker derselben wurden ebenso gleichzeitig angezogen. Ein jeder Anker oder hatte eine Gabel, welche durch die Ankeranziehung derartig in den Uhrzeiger eingriff, daß dieser vor- oder zurückgeschoben und genau auf die halbe oder ganze Stunde gerückt wurde, wenn er nicht zufällig schon darauf zeigte. Auf diese Weise erfolgte also der regulirende Eingriff des galvanischen Stromes nur von halber zu halber Stunde; die Uhren konnten innerhalb einer solchen Periode von einander abweichen, am Ende einer jeden halben Stunde aber mußte die Uebereinstimmung aller von der Normaluhr wieder hergestellt werden.

In der Steinheil'schen Einrichtung tritt demnach der galvanische Strom nur als Regulator für ein gewöhnliches, durch eine Gewicht- oder Federkraft in Bewegung gesetztes Uhrwerk auf. Der berühmte Erfinder des elektrischen Zeigertelegraphen, Professor Wheatstone zu London, that im Jahre 1840 einen wesentlichen Schritt weiter, indem er den Betrieb der Uhren vom telegraphischen Standpunkte aus betrachtete, und wie bereits oben angedeutet ist, eine Uebereinstimmung zwischen sämtlichen Zeitmessern einer Stadt dadurch hervorzubringen gedachte, daß eine einzige richtig gehende Uhr, die Normaluhr der Stadt, ihre Zeit von Minute zu Minute den durch die ganze Stadt erstellten elektromagnetischen Zeigerwerken durch einen galvanischen Leitungsdraht zutelegraphirte, und dadurch jedes Zeigerwerk von Minute zu Minute

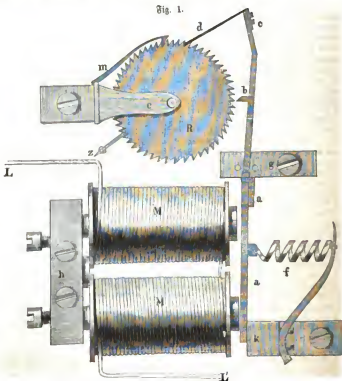
^{*)} Vergl. den Artikel von Uhde: „Ueber elektromagnetische Telegraphen.“ im 9. Hefte dieser Zeitschrift, dessen Bekanntheit wir bei dem Leser voraussetzen dürfen.

genau dieselbe Zeit anzeigt, welche von der Normaluhr angezeigt wird.

Seit dieser Zeit haben sich fast alle Erfinder und Constructeure von elektrischen Telegraphen mit der Verbesserung und der Einrichtung elektromagnetischer Uhren beschäftigt. Das man dabei, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, anfangs sehr weit von dem Princip der Einfachheit abging, das uns nicht wundern. Anstatt die Wheatstone'sche Erfindung praktisch im Großen auszuführen und die Zeit einer richtig gehenden Gewicht-Uhr durch einen Leitungsdraht auf beliebig viele eingeschaltete Zifferblätter vermittelt der Elektromagnete telegraphisch von Minute zu Minute oder auch, wo es erforderlich wäre, von Secunde zu Secunde zu übertragen, bemühte man sich, Uhren zu construiren, welche frei von jeder Normaluhr ohne Gewicht oder Federkraft bloß durch elektromagnetische Triebkraft im Gange erhalten werden. Sind derartige Uhren, die nicht aufgezogen zu werden brauchen, und in denen alle Theile, die in den gewöhnlichen Uhren vorkommen, namentlich die Gewichte, die Feder, der Pendel, die Hemmung, das Räderwerk fehlen, wohl geeignet, die Bewunderung des Kenners wie des Nichtkenners auf sich zu ziehen, so ist ihr Nutzen doch nur äußerst gering anzuschlagen im Verhältnisse zu der Wheatstone'schen Einrichtung, durch welche die vollständigste Uebereinstimmung in der Zeitangabe

bei beliebig vielen ganz von einander entfernten stehenden Zifferblättern erreicht werden kann. Wir wollen uns daher in dem gegenwärtigen Artikel auch nur mit jenen elektromagnetischen Uhren beschäftigen, deren Betrieb eine richtig gehende Normaluhr voraussetzt, und wählen für die Beschreibung derselben aus der zahlreichen Classe derartiger Einrichtungen eine der einfachsten aus, nämlich die elektromagnetische Uhr der berühmten Telegraphen-Constructeure Siemens und Halske in Berlin.

Der wesentlichste Theil einer solchen Uhr ist ein kleiner Elektromagnet MM (Fig. 1), welcher vermittelt des den Schenkel M und M gemeinschaftlichen eisernen Fußes h auf einer Platte festgeschraubt ist. Wie ein solcher Elektromagnet eingerichtet ist und wie er unter dem Einflusse eines galvanischen Stromes plötzlich magnetisirt werden und dann seinen Anker anziehen kann, wissen die Leser aus dem citirten Artikel von Uhren im neunten Hefte dieser Zeitschrift. Vor den Polen dieses Elektromagneten steht fast vertikal der plattenförmige eiserne Anker aa, um den unteren Endpunkt k, wie um ein Scharnier drehbar. An dem verlängerten Ende c des Ankers ist ein stählerner Stößel d angebracht, und etwas tiefer sitzt eine stählerne Schneide b. R ist ein Zahnrad mit sechzig sägezahnartig geformten Zähnen, die Axe desselben liegt in einer Platine o; sie ist nach der Seite, die von dem



Befchauer abgewendet ist, also nach hinten verlängert und trägt vor dem Zifferblatte den gewöhnlichen Minutenzeiger z.

So ist ein galvanischer Strom durch die Drahtleitung LL', also um den Elektromagneten MM circuitirt, wird dieier plötzlich magnetisch und zieht den vor ihm stehenden Anker aa an; der Stößel d stößt durch diese Bewegung einen Zahn des Rades K fort und der Minutenzeiger z springt vor dem Uhr-Zifferblatt um eine Minute weiter. Dabei fällt die Schneide b sofort in eine Zahnluke ein und verbietet, daß durch den kräftigen Stoß des Stößels bei jedem Stoße niemals mehr als ein Zahn fortgestoßen werden kann. Bei dieser Bewegung des Rades K von rechts nach links hebt sich der leicht federnde Sperrhaken m und läßt den rechts vor ihm liegenden Zahn unter sich wegpasseiren, fällt aber gleich darauf in die nächste Zahnluke wieder ein.

Wird darauf der galvanische Strom in der Leitung LL' unterbrochen, so verschwindet der Magnetismus plötzlich wieder aus dem Elektromagneten und eine angemessen gespannte Abreißfeder f zieht den Anker aa wieder in seine durch den Aufhäftstift g abgegrenzte Ruheelage zurück. Bei dieser rückgängigen Bewegung des Ankers gleitet der ebenfalls federnde Stößel d über den schiefen Rücken des rechts vor ihm liegenden Zahnes hinüber, indem er sich ein wenig biegt, und springt dann in die nächste Zahnluke ein, zum nächstfolgenden Stoße bereit. Bei dieser rückgängigen Bewegung des Ankers und Stößels würde durch die Reibung über den schiefen Rücken des Zahnes das Rad K sich entgegengesetzt wie vorhin drehen, wenn dieses nicht durch den Sperrhaken m verhindert würde. Man sieht hieraus, daß das Rad K und dessen Ace sich durch die in Pausen von einer Minute nach einander folgenden Ankeranhebungen nur in einer einzigen Richtung von d nach m drehen, der Zeiger z also auf dem hinter dem Mechanismus befindlichen Zifferblatte ebenfalls nur in dieser Richtung vorrücken kann.

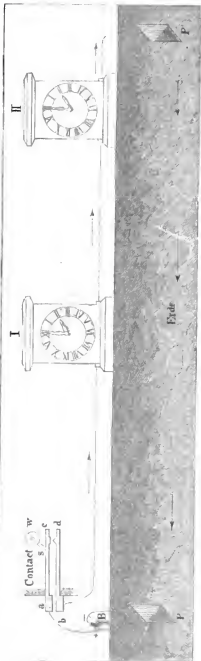
Hieraus ist klar, daß bei jedem Durchgange des galvanischen Stroms durch den Leitungsdrabt LL' das Rad K um die Breite eines Zahnes, der Zeiger also um eine Minute auf dem Zifferblatte vorrückt, und daß bei sechzigmaliger Circulation des Stromes das Rad und der Zeiger einen Umlauf vollenden.

Es ist also nur erforderlich, damit der Zeiger z wirklich ein Minutenzeiger werde, daß genau mit jeder Minute der Stößel d einen Zahn des Rades K fortschiebe, oder daß der Strom in jeder Minute einmal durch den Draht des Elektromagneten MM hindurchgeleitet und dann wieder unterbrochen werde.

Legteres ist die Aufgabe der Normaluhr und der darin angebrachten sogenannten Contactsvorrichtung.

Die Normaluhr ist, wie bereits angeführt, eine gewöhnliche aber richtig gehende, durch Gewicht oder durch Federkraft bewegte und durch einen Pendel regulirte Uhr, also eine Pendule, Wanduhr, oder bei der Anlage von elektrischen Uhren, welche durch die ganze Stadt vertheilt werden sollen, eine gut gehende Thurmuhre u. dgl.

Fig. 2.



Unter ihren Rädern muß sich ein solches befinden, welches in jeder Minute einmal rund geht. Ist ein solches Rad in der Uhr grade nicht vorhanden, so kann in allen Fällen leicht ein solches Rad nachträglich eingefügt werden, so daß man jede gute Uhr ohne Schwierigkeit zu einer Normaluhr verwenden kann.

Da die übrigen Theile der Normaluhr außer dem genannten Minutenrade auf den Betrieb der elektrischen Uhren ohne allen Einfluß sind, so beschäftigen wir uns hier nur mit der Wirkung dieses Minutenrades. In der Fig. 2 ist dabei mit Weglassung alles Uebrigen in der linken Hälfte der Zeichnung von der Normaluhr nur die Welle w des Minutenrades gezeichnet, von welcher also angenommen wird, daß sie in jeder Minute einmal rund geht.

Auf der Welle w ist ein Stift s angelöthet, der also in jeder Minute einmal in seiner tiefsten Stellung nach unten ankommen wird. ac und bd sind zwei neußilberne oder stählerne Federn, die vorn mit Platinplättchen oder Spigen versehen sind, um die Metallflächen frei von Rost zu erhalten. Dieselben sind an zwei außerhalb des Uhrgehäuses angebrachten Metallklammern a und b angelöthet, sind gewöhnlich in ihrer Ruhelage außer aller Berührung und lassen dann nur einen ganz kleinen Zwischenraum zwischen sich. Rückt jedoch bei dem Rundlaufe der Welle w der Stift s in seine tiefe Lage nach unten, so drückt er die obere Feder c gegen die untere d und bringt dadurch die vorhin getrennten Federn mit einander in Berührung. Bald darauf rückt der Stift s weiter nach rechts in die Höhe und verläßt die Feder c; diese springt in die Höhe und berührt den Contact zwischen den Federn ist wieder aufgehoben.

Es folgt hieraus, daß, wenn die Normaluhr im Gange ist, in jeder Minute der Contact zwischen den Metallfedern c und d einmal hergestellt und wieder aufgehoben wird.

Dieselbe Figur zeigt zugleich, in welcher Weise die Batterie B, welche den galvanischen Strom erzeugt, mit der Contactvorrichtung der Normaluhr in Verbindung gesetzt wird und wie beliebig viele elektrische Uhren in die Drahtleitung eingeschaltet werden und durch die eine Normaluhr ihren übereinstimmenden Gang erhalten.

Der eine Pol der Batterie wird durch einen Metalldraht mit der einen Klammer a, der andere mit der in dem feuchten Erdreich liegenden Metallplatte P oder auch, wo eine solche vorhanden ist, mit der Gasleitung verbunden. Von der Klammer b der untern Feder läuft ein Metalldraht, der von der Erde sorgfältig zu trennen (zu isoliren) ist, nach der ersten elektrischen Uhr I. In diesen Uhren sind die in der Fig. 1 mit L und L' bezeichneten Enden des Elektromagnetdrahtes an den beiden Seiten des den Mechanismus einschließenden Uhrgehäuses festgeklammert. Der Leitungsdraht geht also zuerst nach der linksseitigen Klammer der Uhr I, von der entgegengesetzten Klammer dieser Uhr läuft die Drahtleitung nach der linksseitigen Klammer der Uhr II, von hier nach der Uhr III u. s. w., von der rechtsseitigen Klammer der

lehten elektrischen Uhr geht die Leitung endlich zu der andern Erdplatte P'.

Es ist aus dem Betriebe der elektrischen Telegraphen bekannt, daß der galvanische Strom sehr wohl durch das feuchte Erdreich hindurchgeleitet werden kann, ja daß er den Weg zwischen den metallischen Platten P' leichter durchdringt, als einen gleich langen Metalldraht. So ist also die Normaluhr den Contact zwischen den Federn c und d herstellt, bildet sich für den Durchgang des galvanischen Stromes ein geschlossener Weg, der aber stets zwischen c und d unterbrochen ist, wenn die Federn sich nicht berühren, weil der galvanische Strom nicht durch die Luft passieren kann.

Vorur ein solches System von Uhren in Betrieb gesetzt wird, erhalten ihre Zeiger genau denselben Stand, den die Normaluhr hat. Wird darauf die Normaluhr in Gang gesetzt, so rückt alsobald nach Beendigung der Minute der Stift s gegen die obere Feder und schließt den Contact. Sofort schießt aus der Batterie B der galvanische Strom durch die ganze Drahtleitung in folgender Richtung: Von + Pol nach a in die Feder c, von hier über das sich berührende Platin nach d und b, der Strom tritt dann in die Leitung und geht zur Uhr I, läuft hier um den Elektromagneten MM (Fig. 1) und durch L, hinaus durch die Drahtleitung zur Uhr II, wie der Pfeil es anzeigt, ebenso in allen andern eingeschalteten elektrischen Uhren, von der letzten Uhr endlich in die Erdplatte P', dann durch die feuchte Erdoberfläche zurück wieder nach der Platte P' und hierauf zum - Pol der Batterie B.

Sobald also der Stift s die Federn c und d in Berührung bringt, circulirt der galvanische Strom wegen seiner beispiellos großen Geschwindigkeit plötzlich und gleichzeitig um jeden Elektromagneten der magnetischen Uhren, und in diesen Allen springt in Folge des Ankeranzuges der Minutenzeiger um ein Feld weiter.

Wenn gleich darauf der vorströmende Stift s in der Normaluhr die Berührung der Federn c und d aufhebt, ist auch der Weg für den galvanischen Strom unterbrochen. Dieser verschwindet plötzlich, die Elektromagnete aller Uhren verlieren ihren Magnetismus, und es fallen in allen elektrischen Uhren die Anker gleichzeitig ab, um ihre Ruhelage wieder einzunehmen, wie es vorhin beschrieben ist.

Nach Verlauf einer jeden Minute wiederholt sich dasselbe Spiel und es ist klar, daß auf eine solche Weise die Normaluhr das Ende einer jeden Minute allen eingeschalteten elektrischen Uhren telegraphirt, und daß diese von Minute zu Minute mit der Normaluhr und mit einander vollkommen übereinstimmen müssen.

Würde das Rad w der Normaluhr statt in jeder Minute in jeder Secunde einmal rund gehen, oder vollzöge diese Uhr auf irgend eine andere Weise in jeder Secunde einmal den Contact der Federn c und d, so würde in den elektrischen Uhren auch in jeder Secunde einmal ein Ankeranzug erfolgen, der Zeiger würde also Secunden anzeigen und die Uhren wären Secundenuhren.

Es versteht sich von selbst, daß die Bewe-

gang des Minutenrades R Fig. 1. in den elektrischen Uhren auf dieselbe Weise, wie es in allen Taschenuhr- oder Wanduhren geschieht, durch ein paar Zwischen- oder Wechselräder auf die Bewegung des Stundenzeigers übertragen wird, so daß also zunächst nur der Minutenzeiger durch die elektromagnetische Kraft seine Bewegung erhält, der Stundenzeiger aber von dem Minutenzeiger getrieben wird.^{*)}

Der gegenwärtige Betrieb der elektromagnetischen Uhren ist bereits ein sehr ausgedehnter. Nicht bloß in vielen großen Stadttheilen und in den verschiedenen Localen vieler Eisenbahn-Stationengebäude, sondern auch in nicht wenigen Städten auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen, Privathäusern u. s. w. arbeiten die elektromagnetischen Uhren mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit. In Preußen, z. B. auf den größten Stationenhöfen der Köln-Mindener Bahn, in Belgien, Frankreich u. A. sieht man nicht selten vor einem des Abends erleuchteten sehr großen Zifferblatte den großen Zeiger von Minute zu Minute springen; es ist eine elektrische Uhr, welcher vermittelt ein paar Leitungsdrähte durch eine im Zimmer des Inspectors stehende Normaluhr die richtige Zeit minutenweise telegraphirt wird.

In Gent, Brüssel, Marseille und, wie die öffentlichen Blätter berichtet haben, in der neuesten Zeit auch in Paris, sind dergleichen elektrische Uhren durch die Haupttheile der ganzen Stadt verbreitet; selbst in den auf den Gassen der Hauptstraßen oder auf den öffentlichen Plätzen befindlichen Gaslaternen sind kleine elektrische Uhren eingeschlossen und durch Leitungsdrähte, die in isolirender Gutta Percha eingeschlossen unter dem Erdboden fortgehen, mit der in der Regel auf dem Rathhause aufgestellten Normaluhr verbunden. Daß alle solche Uhren genau dieselbe Zeit anzeigen müssen, welche von der Normaluhr angegeben wird, ist nach dem Vorstehenden von selbst klar.

In Leipzig waren bereits im Jahre 1854 zwölf Straßen und mehrere Plätze durch den Mechanikus Stöhrer mit einer auf dem Rathhause befindlichen Normaluhr durch Leitung in Verbindung gebracht. Der Leitungsdrabt von Kupfer ist dort ohne Isolation unter den Gesimsen der Häuser, welche sich meistens zwischen dem Partee und dem ersten Stockwerke befinden, fortgeführt, also dem Anblick fast ganz entzogen. Straßenüberzüge sind meistens vermieden oder über dem zweiten Stock angebracht. Im Ganzen waren damals über fünfzig Uhren im Betrieb, welche alle durch eine kleine galvanische Batterie in der vorstehend beschriebenen Weise bewegt wurden.

Gegen alle Erwartung war in vier Jahren des Betriebes eine absichtliche Zerstörung des Leitungsdrabtes nicht ein einziges Mal vorgekommen. Einmal nur wurde der Draht durch den Abzug eines Hanses aus Unvorsichtigkeit getroffen. Nicht geringe Bedenken gegen die

Aufnahme der elektrischen Uhren in die Privatwohnungen erregte anfangs die Befürchtung, es möge die Leitung vom Blitz getroffen und dieser dadurch an dem Trabe entlang in die Häuser geführt werden. Die Erfahrung von vier Jahren, in denen viele und schwere Gewitter über die Stadt Leipzig niedergeschlagen sind, hat indeß auch hier jede Beforgnis beseitigt; nicht ein einziges Mal wurden während eines solchen Gewitters die Uhren in ihrem übereinstimmenden Gange gestört. Die gesammte Leitung ist übrigens, wie bei allen Telegraphen, durch besondere eingerichtete Blisableiter an mehreren Punkten hinreichend geschützt; einige starke Blitze entluden sich wirklich in solche Blisableiter vor Häusern, ohne jedoch eine irgend merkliche Spur zu hinterlassen.

In Leipzig werden die Kosten der Gesamtanlage, des Betriebes und der Benutzung der Uhren durch einen jährlichen Beitrag der Uhrenbesitzer gedeckt. Derselbe beträgt für die Benutzung einer gewöhnlicheren Uhrensorte nur zwei Thaler, nimmt aber in denselben Maße ab, als sich der Betrieb erweitert und die Anzahl der Beteiligte vermehrt.

Das deutsche Bankwesen.

Von

Adolph Wagner.

Der gemeinsame Name Banken bezeichnet eine Reihe von Anstalten, welche nach Wesen, Zweck und Einrichtung sehr verschieden sind, weil sie verschiedenen wirtschaftlichen Bedürfnissen ihre Entstehung verdanken. Der Hauptsache nach gibt es viererlei. Nämlich erstens Banken, welche zur Aufbewahrung und mitunter zur Umschreibung der bei ihnen von verschiedenen Personen hinterlegten Gelder zwischen den Contos der Deponenten dienen, im letztern Falle heißen sie Girobanken. Sodann Banken, welche aus eigenem Capitale oder aus selbst aufgenommenen Geldern Darlehen gewähren und zwar meistens gegen Sicherheit von Wechseln oder Kaufpändern auf kurze Zeit, worin das Geschäft der Discontobanken und Lombardbanken, und drittens gegen Sicherheit von Grund und Boden auf längere Termine, worin das Geschäft der Hypothekbanken besteht. Endlich viertens Banken, welche mit eigenem und zuweilen auch fremden Capitalien speculiren und auf eigene Rechnung Geschäfte machen, indem sie Effecten an- und verlaufen, sich an Gründung von Unternehmungen beteiligen u. s. w. Das ist im Wesentlichen der Geschäftskreis der Credits-, Mobiliars- oder Creditanstalten. Die deutschen Institute dieser Art haben sämmtlich die bekannte französische Gesellschaft des Credit-Mobilier in Paris zum Vorbilde, welche uns in einem folgenden Aufsatze beschäftigen soll. Gegenwärtig wollen wir einen Blick auf die Geschichte und jetzige Lage der deutschen Giro- und Discontobanken werfen, also des

^{*)} Wir behalten uns vor, diese sehr einfache und interessante Vorrichtung, wodurch der Minutenzeiger auf den Stundenzeiger wirkt, nächstens besonders zu beschreiben und durch Zeichnung zu erläutern.

eigentlichen Handelsbankwesens. Gerade die jetzige Gestaltung desselben kann schwerlich ohne einen solchen historischen Rückblick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, in welchen diese Banken errichtet wurden, und auf die Bedürfnisse, welche sie befriedigen sollten, verstanden werden.

Gegen Ausgang des Mittelalters geriethen die Münzverhältnisse in ganz Europa allmählig immer mehr in eine unheilvolle Verwirrung. Zwei Umläufe waren daran vor Allem Schuld. Der damalige Stand der Technik gestattete nämlich noch nicht die Herstellung der einzelnen Münzstücke desselben Nominalwerthes in vollkommener Gleichheit des Metallgehaltes und der äußeren Form, wodurch die Möglichkeit eines Gewinnes mittelst Beschneidung oder Einschmelzung der vorwichtigsten oder größeren Stücke entstand. Obgleich die Regierungen diese unter dem Namen des „Kippens und Wippens“ der Münzen bekannten Operationen bei schweren Strafen verboten, gaben sie doch selbst noch viel mehr Gelegenheit dazu, indem sie sich nicht scheuten, beständig im Geheimen den Münzfuß zu verschlechtern, d. h. eine immer größere Anzahl Münzstücke desselben Namens aus der dem Münzfuß zu Grunde liegenden Gewichtseinheit edlen Metalls von bestimmter Reinheit, also z. B. aus der Kölner Mark fein Silber zu schlagen. Gesah dies schon in England, wie vielmehr in den übrigen europäischen Staaten und namentlich in Deutschland, wo allmählig fast jeder Reichthum vom Kaiser für die Ausübung des Münzregals erworben und daraus ein möglichst einträgliches Gewerbe zu machen suchte. Die Stände weitesterten daher sordlich in der Herabsetzung des Münzfußes, besonders der Scheidemünze, bei deren Ausprägung der größte Vortheil war und bei der sie hoffen konnten, die Verschlechterung länger verborgen zu halten. Indessen war dies doch immer nur auf kurze Zeit möglich und erleichterte zugleich die Herausziehung und Beschneidung der besseren älteren Münzen noch mehr. Auf diese Weise verschlechterte sich dann die durchschnittlich im Umlaufe befindliche Münze bald so sehr, daß man offen den Münzfuß herabsetzen mußte, wie man es hieher schon im Geheimen gethan. In den Ländern an der Rheinmündung war z. B. im Jahre 1226 der Schilling der vierunddreißigste, 1451 der hundertundsechzigste, 1546 nur noch der zweihundertundsiebzigste Theil einer Mark f. S.

Bevor der Handel sich in größerem Umfange entwickelte und durch die Ausbildung des Credit- und Wechselwesens eine ganz neue Gestalt annahm, war dieser Zustand immer noch zu ertragen. Er wurde unendlich mit der Umwälzung der Handelsverhältnisse gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wie konnte der Werth einer in der Zukunft zu leistenden Geldabgabe, z. B. eines in drei Monaten fälligen Wechsels berechnet werden, wenn das Preismaß, das Geld, so stark schwankte? In großen Handelsplätzen, wo das Uebel am meisten gefühlt wurde, trieb daher das dringendste Bedürfnis zuerst zu zweckmäßigen Einrichtungen der Abhilfe, wie

sie Bläse wie Venedig, Genua, Barcelona schon im Mittelalter trafen. Im Norden gebührt dieser Ruhm zuerst Amsterdam und Hamburg. Daß der Handel dieser beiden Städte, welcher namentlich seit dem Falle Antwerpens einen gewaltigen Aufschwung nahm, der Verbesserung des Münzwesens ganz besonders bedurfte, wird Jeder begreiflich finden, der weiß, daß der Metallgehalt des holländischen Guldens von 1542 bis 1608 um achtundvierzig und des Schillings in Hamburg um sechzig Procent in den zwölf Jahren von 1609 bis 1621 reducirt wurde. Die Amsterdamer Kaufleute kamen daher auf das Aushilfsmittel, die noch cursirenden vollwichtigen Gulden aus der Circulation zu ziehen, ne bei gemeinsamen Cassiren zu deponiren und mittelst Kameisungen auf ihre Guthaben ihre Zahlungen zu machen. Diese Methode wurde alsdann im Jahre 1609 bei der Gründung der Amsterdamer Wechselbank zu Grunde gelegt und nach deren Kuster zehn Jahre später die berühmte, noch jetzt bestehende Hamburger Girobank errichtet. Alle größeren Wechsel wurden bei Strafe bei der Bank zahlbar gemacht, jeder Kaufmann nahm ein Folium und mittelst Ab- und Zuschreibens vom Folium des Einen auf das des Andern wurden alle Zahlungen bewerkstelligt. Daß der Verschlechterung ausgelegte kleine Geld, wie Schillinge, Sechsolinge, durfte nur bis zum Betrage von fünf Procent der eingebrachten Summe an der Bank angenommen werden, deren eigentliche Münze der Speciesthaler, 1 = 3 Mark, war und bis zum Jahre 1770 blieb, wo man die Kölner Mark f. S. als Bährung der Bank festsetzte und bei der Einbringung zu 27 Mark 10 Schilling annahm. Erst indem so die Münze völlig verlassen war, hatte man ein ganz stabiles Preismaß gewonnen. Abgegeben von diesem letzteren Vortheile, welchem Amsterdam wie Hamburg einen guten Theil ihrer großartigen Wechselgeschäfte verdanken, liegt der wirtschaftliche Nutzen der Girobanken in der sichern Aufbewahrung der kaufmännischen Cassenbestände und der bequemen Zahlungsart. Dieser Vortheil führte schon frühzeitig vieler Orten die Kaufleute dazu, gemeinsam ihr baared Geld bei bestimmten Personen zu hinterlegen, welche für die Aufbewahrung wohl eine Gebühr bezogen. Mitunter entwickelte sich dann hieaus ebenfalls die Sitte, mit Anweisungen auf diese Depositare und durch bloßes Umschreiben in ihren Büchern die Zahlungen auszuführen. Mit diesem Geschäfte wurden wohl die Goldschmiede, wie im siebzehnten Jahrhundert in London, oder auch die Geldwechsler betraut, die letzteren finden wir schon im hohen Alterthum, und in den großen deutschen Verkehrscentren, wo im Handel und Wandel viele fremde Münzen zusammenströmten, deren Auswechslung oder Metallwerthschätzung notwendig war, wurden schon im frühen Mittelalter Geldwechsler ordentlichlich installiert. Kechnliche Bedürfnisse wie in Hamburg führten übrigens schon im Jahre 1621 zur Gründung einer förmlichen Girobank in Nürnberg, und auch die Wiener Stadtbank und die Berliner königliche Bank sollten mit als Girobanken dienen, sowie auch

die meisten neuern Banken das Umschreibegeschäft betreiben.

Ganz andre Bedürfnisse wie die bisher erörterten führten zur Entstehung des modernen Handelsbankwesens. Man muß den Organismus der Güterproduction und des Handels der Neuzeit kennen, um die Nothwendigkeit der Disconto- und Lombardbanken richtig zu würdigen, wozu folgendes Beispiel dienen möge. Angenommen ein sächsischer Fabrikant verfertige Tuch für den nordamerikanischen Markt, das er zu diesem Behufe an ein Leipziger Haus absetzt. Dies sendet das Fabricat an einen Hamburger Exporteur und der letztere beauftragt ein New Yorker Importhaus mit dem Verkaufe. Hier wird das Tuch an einen Detaillisten abgesetzt und erst durch dessen Hände geht es in den Consum über. Der Fabrikant kann die Zahlung des Preises nicht sofort von dem Leipziger Kaufmann erhalten, noch dieser vom Hamburger, denn der letztere muß erst die amerikanischen Remessen empfangen haben, und auch der Kaufmann in New York muß dem Detaillisten eine Zahlungsfrist gewähren, bis derselbe von seinen Kunden das Tuch baar bezahlt erhalten hat. Erst dann könnte also jeder der früheren Verkäufer oder Abgeber und somit zuletzt von Allen erst der Fabrikant bezahlt werden. Dieser müßte also bis dahin seine weitere Fabrication unterbrechen, könnte daher dem Wollhändler keine neue Wolle, noch dieser dem Schafreibeiger ablaufen, so daß auch hier eine Störung in der Wollproduction entstände. Denken wir uns diesen Vorgang bei tausend Baaren beliebig wiederholt, so liegt alsbald die höchst störende Unterbrechung der Güterproduction und des Handels klar vor Augen. Das Bedürfniß bestand daher hier darin, sofort nach Ablieferung der Baaren den Preis baar bezahlt zu bekommen. Auf folgende Weise wurde es befriedigt. Jeder Käufer in der betrachteten Reihenfolge acceptirte einen von seinem Verkäufer für den Betrag des Preises auf ihn gezogenen Wechsel von so und soviel Monat Versfallzeit, wodurch er also baare Bezahlung nach Verlauf einer angemessenen Frist versprach, während deren er glaubte, die Baare seinerseits abgesetzt und selbst Bezahlung erhalten zu haben. Ein solcher Wechsel war mittelst Indossaments übertragbar, und fand sich nun ein Bestzer baaren Geldes, welcher ihn kaufen mochte, so war das Bedürfniß des Ausstellers, die Zahlung sofort zu erhalten, befriedigt. Da der Werth des Wechsels, die Solidität des Acceptanten und des Trassanten vorausgesetzt, um den Disconto geringer war, als eine gleiche Summe baaren Geldes, so mußte natürlich der Wechsel um den Betrag des Disconto für die Zeit, welche er noch zu laufen hatte, billiger abgegeben werden. Nun fanden sich wohl besonders in Handelsplätzen Personen, welche grade Geld müßig liegen hatten, dessen sie erst in einiger Zeit bedurften, mittelst Ankauf oder „Discontirung“ eines Wechsels konnten sie daher auch für diesen Zeitraum einen Zins genießen. Indessen mit der zum ungestörten Fortgange von Industrie und Handel nothwendigen Regelmäßigkeit war doch

hieraus nicht zu rechnen, vielmehr bedurfte es dazu besonderer Anstalten, welche ein für allemal das Wechselbiscontiren zu ihrem stehenden Geschäfte machten. Grade hier lag aber die Schwierigkeit, denn wer sein Geld regelmäßig zum Discontiren benutzte, verlangte natürlich den üblichen Profit aus Handelsgeschäften zu ziehen, den hohen Disconto, welchen er aber dann hätte abgeben müssen, konnte der Fabrikant oder Kaufmann doch nicht bezahlen, da hierdurch sein Vortheil, sofort wieder in Besitz seines baaren Capitals zu gelangen, ganz verschwunden wäre.

Das Ausbühlmittel fand sich in einer Aenderung, welche mit dem oben erwähnten Geschäfte der Gelddeponitäre vor sich ging. Diese mußten bald wahrnehmen, daß immer ein größerer oder geringerer Saldo bei ihnen stehen bleibe, und daß regelmäßig zu gewissen Zeiten mehr Geld bei ihnen liege, wie zu andern, denn auch wenn jeder Deponent zeitweilig einmal sein Geld ganz herausgäbe, nie thaten dies doch Alle gleichzeitig. Unbeschadet aller Ansprüche an sie hätten sie daher diesen Saldo oder einen größeren Theil der Gelder auf kurze Zeit, bis sie der Depositen wieder bedurften, gegen gute Sicherheit anleihen können, wenn dies nicht eine Verletzung ihres Contracts gewesen wäre. Da bildete sich nun der Vertrag zu Aler Vortheil in der Art um, daß die Depositare gegen Aufgabe der bisher bezogenen Gebühren die Erlaubniß erlangten, die Gelder zum Theil ausleihen zu dürfen, wenn sie nur nach wie vor die Depositen auf Verlangen ausgabten, mit andern Worten es wurde aus dem Depositem ein stets fälliges Darlehen und aus dem bisherigen Depositar ein Bankier. Auf länger oder mit Stundigungsfrist hinterlegte Gelder wurde ferner auch eine Verzinsung gewährt, wodurch natürlich der Reiz, alles müßig liegende Geld in die Bank zu tragen, erhöht ward. Der geschilderte Vorgang ist in England um das Jahr 1645 nachzuweisen. Schon früh bildete sich die Sitte an, für die Guthaben bei einem Depositar oder selbst bei einer Girobank, wie z. B. der Amsterdamer, sich Schuld-scheine ausstellen zu lassen, welche bei genügender Solidität ein bequemes Umlaufmittel an der Stelle von Geld wurden, wenn sie auf den Inhaber lauteten. So entstanden Banknoten, welche also zuerst ebenfalls Schuld-scheine für eine bestimmte, bei der Bank liegende Summe Geldes waren, aber mit der Umgestaltung des Deposits zum Darlehen ihren modernen Charakter tröcker auf den Inhaber gestellter Sichtwechsel oder stets fälliger Zahlungsversprechen annahmen. Auch hier lehrte die Erfahrung, daß ein kleinerer Baarvorrath zur Einlösung der bei der Bank einlaufenden Noten genüge, mit Benutzung derselben begannen sich daher eine besondere Rotenemission als selbständiger Geschäftszweig neben dem Depositen-geschäft auszubilden. Um stets alle ihre Gläubiger auf deren Verlangen befriedigen zu können, mußte die Bank einen genügenden Baarfonds halten, dessen Größe natürlich nur von ihr selbst nach ihren Erfahrungen bestimmt werden konnte. Um ganz sicher zu geben,

mußte sie aber auch den übrigen Theil ihrer Depofiten und Noten so anlegen, daß sie sofort oder nach ganz kurzer Zeit wieder im Befitze ihrer Ausländer fein konnte, und dies war eben nur möglich bei fo fichern Darlehen, wie der Wechsel-Discontirung für den Handels- und Gewerbestand oder bei kurzen Vorkäufen auf Waaren. Diese letzteren waren nämlich ebenfalls ein dringendes Bedürfniß der Fabrikanten und Kaufleute, indem sie dadurch in den Stand gefetzt wurden, mittelst Verpfändung ihrer Waaren das ihnen vielleicht grade sehr nothwendige baare Geld zu erlangen, ohne zu ruinösen Preisen oder in sehr unangünstigen Momenten verkaufen zu müffen. Indem ein Capitalist jetzt mittelst Empfang von Depofiten und Ausgabe von Noten fein Capital vermehrte, konnte er auch bei einem niedrigen Discontosage den üblichen Gewinn für fein Geld erzielen.

Hätte man in den Banken immer das gesehen, was sie find, nothwendige Glieder im wirtschaftlichen Organismus der Gegenwart, und sie sich demgemäß frei entwickeln lassen, so würde mit der Umgestaltung der ältern Gewerbe- und Handelsverhältnisse und mit der Ausdehnung besonders des Fabrikwesens das Bedürfniß nach Banken fühlbar geworden und namentlich in den großen Centren des Handels und der Gewerbe würden sie entstanden und organisch mit der Volkswirtschaft ver wachsen fein. Vermuthlich würden sie sich aus den Geldwechsel- und den reinen Depofitengeschäften heraus gebildet haben, so daß sie naturgemäß immer in den Depofiten das wichtigste Mittel zur Geschäftsbetreibung gesehen hätten. Davon wäre die gute Folge die gewesen, daß der Gebrauch der Banknoten sich organisch aus dem Depofitengeschäft entwickelt hätte und nur zur bequemern Führung desselben üblich, mithin nie Hauptfache geworden wäre. Genügten die Privatetablissemens nicht mehr, so würden mit der Ausbildung des Associationswesens überhaupt die Theilnehmenden, d. h. die Handels- und Gewerbetreibenden, welche der regelmäßigen Discontirung und Vorkäufe bedurft hätten, ein Capital zusammengehoffen, eine Gesellschaft gebildet haben, welche mit den Depofiten ihrer Partner und den Noten, welche diese angenommen hätten, die nothwendigen Darlehen gemacht haben würde. An die beschränkte Haftbarkeit für den Einkauf allein, wie jetzt bei den durch Privilegien errichteten Banken, wäre dann gar nicht zu denken gewesen, wodurch wiederum die Geschäftsführung vortheilhafter, das Bankwesen solider geworden wäre. Einer solchen freien Entwicklung hat sich aber das letztere nirgends anders als in Schottland zu erweuen gehabt. Bis zur Peel'schen Gesetzgebung vom Jahre 1845 hat hier keinerlei staatliche Einmischung Statt gefunden, ganz dem Bedürfniß entsprechend konnten sich Depofiten- und Zeitbanken bilden, und doch hat sich von all' den ausposaunten Uebeln der Bankfreiheit hier nichts ereignet.

Statt dessen hat die Regierungspolitik in den Banken von vornherein etwas Fremdartiges geüben. Die Plätze von Handelsstädten, wie Venedig, Genua, Amsterdam, Hamburg

wurde, indem man die Wirkung für die Ursache nahm, ihren Banken allein zugesprochen. Deshalb versuchte man mittelst Errichtung von Banken die eigenen Länder ebenfalls zu Wohlstand und Macht zu erheben, ebe noch irgend ein reelles Bedürfniß nach dergleichen Anstalten existirte. Das System der Staats- oder Rationalbanken bildete sich, indem jeder Staat eine Bank besitzen wollte, die „den Geldumlauf fördern.“ „Handel und Gewerbe unterstützen und beleben“ sollte. Um das Institut mächtig genug hinzustellen, statete man es mit allen möglichen Privilegien und Monopolen aus und wunderte sich, wenn nun der Wohlstand nicht alsbald auf's Commando erschien. Das ganze Geldwesen des Landes sollte von der Bank regulirt, alle Geldgeschäfte auf sie concentrirt werden. Besonders wurde das Augenmerk auf die Notenausgabe gelenkt, denn da ein bedeutender Handel und Verkehr noch nicht vorhanden war, der Depofiten hätte liefern können, so konnte nur hierdurch die Bank sich in den Besitz von Fonds setzen. Sie bekam ein „ausschließliches Privileg“ auf Notenausgabe. Die unglückselige Folge hiervon war, daß auf die Creation von Zetteln immer das Hauptgewicht gelegt, darin eigentlich die einzige Möglichkeit, Bankgeschäfte zu betreiben, gesehen wurde, eine Ansicht, die leider jetzt noch vielfach die herrschende ist und viel zu dem üblen Zustande des Bankwesens beigetragen hat. Diese Staatsbanken waren zudem in so enger Verbindung mit den Regierungen, daß sie nothwendig in kritischen Zeiten ganz in deren Gewalt gerietben und durch große Vorkäufe an sie zu Grunde gingen. Sobald dann aber Handel und Gewerbe sich wirklich ausdehnten und nun ein Verlangen nach Disconto- und Lombardbanken entstand, so hinderten die der Staatsbank verliehenen Privilegien die Ausbildung eines vernünftigen Bankwesens im Lande, man mochte davon nichts aufheben, legte höchstens der Bank die Verpflichtung auf, dem Bedürfniß nach Credit durch Errichtung von Filialen und Agenturen an den einzelnen Plätzen nachzukommen, und konnte doch dadurch das gerechte Verlangen nie befriedigen.

Dieser Abtrieb der Bankgeschichte paßt auf die meisten Länder der modernen Civilisation, er paßt namentlich auch auf Deutschland. Nirgends eine naturgemäße Entwicklung, Alles in falsche Bahnen getrieben, und daher gegenwärtig ein höchst unerquicklicher Zustand. Der aufgeklärte Despotismus des vorigen Jahrhunderts sah in den Banken Volksbeglückungsmitteln, die dem Handels- und Gewerbetreiben des Landes „applicirt“ werden müßten. So hatte gleich die erste deutsche Bank, die Wiener Stadtbank vom Jahre 1705, der unklaren Idee von der wunderbaren Wirkung der Banken auf den Wohlstand des Landes ihre Entstehung zu verdanken. Sie ging nach wechselvollem Geschehnisse in den napoleonischen Kriegen mit Zurücklassung einer endlosen Menge ganz entwertheten Papiergelds, das sie dem Staate hatte vorkchieben müffen, zu Grunde. Ihre Nachfolgerin, die österreichische Rationalbank, ging ebenfalls nicht aus einem Bedürfnisse des

Handels hervor, sondern wurde zu dem Zwecke, mit ihrer Hülfe in das Papiergeldwesen Ordnung zu bringen, im Jahre 1819 gegründet. Zu diesem Behufe blieb ihr das ausschließliche Privileg der Notenausgabe in der ganzen Konarchie, sonst trieb sie die regelmäßigen Discontogeschäfte u. s. w. und wurde durch die enge Verbindung mit der Regierung und die großen Vortheile, welche sie ihr gewähren mußte, im Jahre 1848 zur Suspension ihrer Baarzahlungen genötigt, ein Zustand, in welchem sie sich beinahe noch heutigen Tages befindet. Ähnliche Hoffnungen auf die Zauberkraft der Banken scheinen Friedrich den Großen im Jahre 1765 zu Gründung der königlichen Bank zu Berlin bewegen zu haben, um den Wohlstand seines durch den Krieg gänzlich erschöpften Landes wieder zu heben. Mit dieser Bank waren auch Discontocassen verbunden. Der König gab ihr ein Betriebscapital von acht Mill. Thalern und verschaffte ihr weitere Fonds durch Zwangsweise Zurückweisung der Depositen von Gerichten, Pupillen, Kirchen u. s. w., welche sie zu 2½ und 3 % verzinsen mußte. Von der gleichfalls gestatteten Banknotenausgabe scheint nur ein beschränkter Gebrauch gemacht worden zu sein. Um ihre Gelder nur placieren zu können, begann die Bank bald gegen Hypothek auszuliehen, ein Beweis für das geringe Creditbedürfnis des Omerd- und Handelslandes. Die Verbindung mit der Regierung führte in den französischen Kriegen ebenfalls dahin, daß die Bank ihren Verbindlichkeiten gegen ihre Deponenten nicht nachkommen konnte.

Am Frühesten würden wir offenbar die Entstehung von Banken in den deutschen Seestädten erwarten. In der That tauchte in Hamburg ein ernstliches Project zu einer mit der Bank zu verbindenden Discontocasse bereits im Jahre 1755 auf, ohne daß es damals, noch bei verschiedenen spätern Gelegenheiten, wo eine momentane drückende Höhe des Disconto ähnliche Pläne hervorrief, zur Verwirklichung gekommen wäre. Nur für ein vorübergehendes Bedürfnis wurden wohl auf kurze Zeit Disconto- und Waarenvorschusscassen errichtet, wie in den schweren Handelskrisen von 1763 und 1799 und im Jahre 1848. Die besondern Verhältnisse des Geschäftsbetriebs der ersten deutschen und continentalen See- und Handelsstadt, wo immer viele Capitalien zeitweilig von Privatdiscontours zum Selbstdiscontieren verwendet werden, aber auch der solide, in commercialen Dingen merkwürdig jah am Alien und Hergebrachten hängende Geist eines Hamburger „Ehrbaren Kaufmanns“ erklären es daher, daß erst im vorigen Jahre, also 101 Jahre nach dem ersten Vorschlage, Discontobanken und zwar zwei auf einmal entstanden. In Bremen und Lübeck ward bei dem nach den Kriegen herrschenden Mißtrauen der Geldbesitzer das Bedürfnis nach Banken lebhaft gefühlt, es entstanden daher dort 1817, hier 1819 Discontocassen auf Actien, welche im vorigen Jahre zu größern Zettel- und Depositenbanken umgewandelt wurden. Auch in Stettin durfte 1824 eine Zettelbank, die verzinsliche Depositen annahm, errichtet werden. Die in München 1834 gegründete Bank ließ

hauptsächlich auf Hypothek aus, obgleich sie ebenfalls Noten emittirte. Sonst betriebte die königliche Bank mit ihren Comptoirs das Creditbedürfnis des Publicums und auch die preuß. Seeanbahnungsgesellschaft machte Wechselgeschäfte.

Mit der Gründung des Zollvereins, welcher der deutschen Industrie das ihr Nothwendigste, einen großen heimischen Absatzmarkt, gab, begann eine neue Aera der wirtschaftlichen Entwicklung unsers Vaterlandes. Daß daher mit dem raschen Aufschwung von Fabriken und Handel sich das Verlangen nach Discontobanken bald einstellte, werden wir nach dem Vorigen begreiflich finden. Durch die Gründung der Leipziger Bank suchte Sachsen im Jahre 1839 das Bedürfnis seines Handelslandes zu befriedigen. In Preußen gab man der Agitation um Bankconcessionen, dem lebhaften Ausdruck eines vermehrten Creditbedürfnisses, nur insoweit nach, als eine Umgestaltung und Erweiterung der Berliner Bank zu einer unter dem Namen Preussische Bank mit zehn Millionen Thalern Capital sich bildenden Actiengesellschaft im Jahre 1846 vorgenommen wurde, bei der der Staat mit einem Einfluß von Anfangs 1½ Mill. theilhaftig blieb, wofür er den Löwenanteil am Gewinne erhielt. Diese Anstalt durfte für 21 Mill. Thlr. Noten ausgeben und hatte das Monopol der Annahme verzinslicher Depositen. Die Vermehrung ihrer Provinzialcomptoirs sollte alle gerechtfertigte Anforderungen an die Bank befriedigen. Bald darauf entstand, als erster Ausdruck einer Reaction gegen die preussische Bankpolitik dicht an der Grenze die Dessauische Landesbank. Erst im Jahre 1848 verstand sich Preußen zu weiteren Zugeständnissen und erließ, nachdem schon im Juni eine städtische Bank zu Breslau mit den Befugnissen der Stettiner genehmigt worden, unter dem Namen von „Normalbedingungen“ eine Reihe von Vorschriften, welche bei der Gründung von Privatbanken maßgebend sein sollten. Ob in einem Landestheil ein Bedürfnis nach einer solchen Bank vorhanden, das behielt sich die Regierung nach ihrem Ermessen zu entscheiden vor. Das Stammcapital einer jeden sollte höchstens eine Million Thaler betragen und nur bis zum Betrage desselben sollte die Zettelausgabe gestattet werden, da aber der Gesamtbetrag der von allen diesen Banken auszugebenden Noten sieben Millionen nicht übersteigen sollte, so konnten überhaupt nur höchstens sieben Banken mit je einer Million Noten entstehen. Und doch war die Zettelausgabe diesen Banken zur Geschäftsführung durchaus nothwendig, weil ihnen die Annahme verzinslicher Depositen und selbst die Verbriefung unverzinslicher zu Gunsten der Preussischen Bank untersagt, mithin die einzige Möglichkeit, sich die nothwendigen Fonds sonst zu verschaffen, entzogen wurde. Indessen trotzdem der Handelsstand verschiedener preussischer Städte alle die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, scheint die Regierung das Vorhandensein eines reellen Bedürfnisses nicht anerkannt zu haben, denn bis Ende des Jahres 1855 wurde nur eine Bank auf Grund der Normalbedingungen genehmigt, der 1850 gegründete Berliner Raf-

senverein, dem es nur bei den besondern Verhältnissen Berlins möglich war, eine bedeutende Summe unverzinslicher Gelder an sich zu ziehen, welche er seine gute Rentabilität verdankt. Die Bitten um Concessionen für Privatbanken bilden in den Jahren 1850—1856 einen lebendigen Krampf in den Handelskammerberichten von Götting, Düsseldorf, Magdeburg, Stettin, Königsberg u. a. m.

Nach den Jahren 1848—49 begann wie in der ganzen civilisirten Welt, so auch in Deutschland eine Periode eines bis dahin ungeahnten Aufschwungs von Handel und Gewerben. Ueberfüllung und Anflug an der Politik trieb die Emüther gewaltiam von den bisherigen Interessen ab in den Kampf der materiellen hinein, und diese Tendenz wurde durch den besuchenden Einfluß des californischen und australischen Goldes noch erhöht. Gerade bei uns begann zur Anfang der funfsig Jahre die eigentliche Großindustrie sich gewaltig auszudehnen. Der deutsche Bergbau entwickelte sich in einer Weise, welche selbst Englands Erbauern und Eisersucht erregte. Preußen wurde der nach England am meisten Kohlen fördernde Staat der Welt, seine Kobaltproduktion stieg von 2 1/2 Millionen Centner 1849, auf 5 1/2 1855. Eine Menge großer Fabriken, zum Theil Actienunternehmungen entstanden, besonders die lange zurückgebliebene Baumwollenspinnerei vermehrte sich rasch erheblich, wie überhaupt die Fabrication von Spinn- und Webstoffen. Die Maschinenfabrication wurde zu einem der wichtigsten deutschen Gewerbszweige. Der Werth der Waarenausfuhr des Zollvereins, 173 Millionen Thaler 1850, stieg auf 185 Millionen 1852, 251 Millionen 1853, 334 Millionen 1854, 309 Millionen 1855, wovon in den letztgenannten vier Jahren allein auf die Ausfuhr von Ganzfabricaten ein Betrag von resp. 102, 140, 165, 143 Millionen fällt. Kurz grade die Establishments, welche durch die ganze Art ihres Geschäftsbetriebes auf zeitweilige Unterstützung mit Credit rechnen mußten, vermehrten sich in außerordentlicher Weise. War es deshalb ein Wunder, wenn das Verlangen nach Discountbanken immer größer wurde? Ist es nicht klar, daß ein reelles Bedürfniß danach damals vorlag, das man gegenwärtig, wo im Trubel der auf die Ueber speculation nothwendig folgenden Krisis alle gute Folgen der Speculation beharrlich ignoriert werden, doch unmöglich wegläugnen kann? Und war es nicht sehr natürlich, daß solche Banken, denen Preußen in seinen großen Provinzialstädten hartnäckig die Concession verweigerte, im nahen zollvereinsländischen „Auslande“ errichtet wurden, die freilich ganz auf Preußen berechnet waren und durch Commanditen hier Geschäfte machten? Von solchen Banken war die erste die (taum in diese Kategorie zu stellende) Braunschweiger und die Weimarer Zettelbank, beide vom Jahre 1853; 1854 wurde die Frankfurter Bank errichtet, deren Berechtigung wohl nirgends bezweifelt werden wird. Dazu kamen erst gegen Ende 1855 die Darmstädter und Oeraer, welche indessen beide erst im Sommer und Herbst vorigen Jahres

eröffnet wurden, und nach der Friedensnachricht vom Januar 1856 wurden dann einige weitere Banken errichtet, wovon vier, die zu Sonnerhausen, Reiningen, Lugemburg, Gorba allenfalls als rein oder hauptsächlich auf Preußen und Sachsen berechnet angesehen werden können, die andern zu Lübeck, Bremen und Hannover dagegen ein völlig eigenes Verkehrsfeld beizien; aus dem Anfange dieses Jahres datirt ferner noch die auch auf ausländischen Geschäftsbetrieb berechnete Bieleburger Bank. Daß übrigens Preußen selbst die Irrigkeit seiner bisherigen Bankpolitik anerkannte, geht aus der Aenderung derselben deutlich hervor. Gegen Ende 1855 gab es dem Drängen seiner Provinzialstädte zur Genehmigung von Privatbanken auf Grund der Normativbedingungen endlich nach, und gestattete die Errichtung einer solchen zu Götting, welcher seitdem sechs andere zu Magdeburg, Königsberg, Dortmund, Posen, Danzig und Hagen gefolgt sind. Auch erkannte das preussische Gouvernement die Unangenehmheit der den Privatbanken gewährten Mittel, worüber so lange vergeblich Beschwerden geführt war, dadurch an, daß es ihnen im September dieses Jahres die Annahme verzinslicher Depositen, freilich wieder nur bis zum Betrage des Actien Capitals, erlaubte. Aber ein noch viel augenscheinlicheres Desavou der Politik, welche jede Vermehrung des Creditbedürfnisses ignoriert hatte, enthielt der Vertrag der Regierung mit der Preussischen Bank vom 28. Januar vorigen Jahres (Gesetz vom 7. Mar). Durch denselben wurde ihr die Vermehrung ihres Capitals um 5 Millionen Thaler, zugleich aber eine unbeschränkte Rotenemission unter der Bedingung erlaubt, freis dafür 1/3 in Baar, 2/3 in discountirten Wechseln liegen zu haben, da „den gesteigerten Anforderungen des Verkehrs gegenüber eine angemessene Erhöhung der Betriebsmittel der Bank nothwendig sei.“

Diese kleindeutschen Banken sind seit geraumer Zeit, namentlich seit Ausbruch der anoch herrschenden Geldkrise im September vorigen Jahres jählichen Angriffen von allen Seiten ausgesetzt gewesen. Jedensfalls kann dies kein Vorwurf sein, daß die Banken an seinen obskuren Orten gegründet wurden, kein Mensch hätte auf Actien einer Sonderhäuser oder Oeraer Bank gezeichnet, wenn in den großen Städten hätten Banken errichtet werden dürfen, wo man ihrer bedurfte. So mußte sich das nominelle Domicil in irgend einem Provinzialstädtchen befinden. Der übelste Punkt lag bei den neuen kleindeutschen wie allen übrigen Banken darin, daß sie von vorn herein privilegiert wurden, drei ja viermal mehr Noten emittiren zu dürfen, als sie Baarfonds hatten und deshalb recht mit Rücksicht auf solch ein Privileg gegründet wurden. Aber das war und ist leider der allgemeine Brauch in Preußen sowohl wie in andern Staaten, und die mitteldeutschen Banken bedurften noch ganz besonders der Rotenausgabe, um überhaupt Bankgeschäfte zu treiben, da sie bei der ihnen eigenthümlichen Betriebsweise auf große Depositionsummen nicht

zu rechnen hatten. Die ganz außerordentlich man aber die Größe der von ihnen ausgegebenen Summe Noten allgemein übertrieben hat, werden wir weiter unten noch sehen. Eine ganz eigentümliche Anklage gegen diese neuen Institute besteht ferner darin, daß sie durch ihre „übermäßige Notenausgabe“ recht eigentlich die Schwindelkriegen provocirt hätten, welchen wir die jegige Wechselamität zuschreiben müßten. Eine solche Behauptung, so oft und viel sie in den ersten Organen der Zeitungspressen breit getreten ist, schlägt den Thatsachen geradezu in's Gesicht. Die Paniken, an welche man bei diesem Vorwurfe denkt, sind die folgenden acht, zu Luxemburg, Darmstadt, Weimar, Gotha, Oera, Sondershausen, Meiningen und allenfalls Dessau. Nun fällt bekanntlich die Periode der Uebervaluation in das Frühjahr und Sommer 1856. Im September brach die Krisis aus und seitdem kann man von neuen „Schwindelunternehmungen“ gewiß nicht mehr reden. Da nun von den genannten acht Paniken die zu Luxemburg, Gotha und Meiningen gegen Ende des vorigen Jahres noch gar nicht eröffnet waren oder wenigstens noch keine Notenausgaben hatten, so kann sie offenbar der gemachte Vorwurf gar nicht treffen. Von den fünf andern aber begann die Zettelausgabe der Darmstädter Bank erst im December und der Geraer und Sondershäuser auch erst Mitte des Sommers. Am Jahreschluss war aber die ganze Notenausgabe dieser fünf Banken nur 12,796,900 Thaler oder 7,794,000 Thaler mehr wie Ende 1855, und der Betrag der durch Baarbestände nicht gedeckten Noten war 8,627,000 Thaler, oder nur 5,648,000 Thaler mehr wie am Schlusse des Vorjahres, während binnen derselben Zeit sich die Notenmenge der genannten sechs preussischen Banken um 27,696,000 Thaler auf im Ganzen 51,031,000 Thaler hob, und die Summe der durch Baar nicht gedeckten Noten immer noch um 19,266,000 Thaler zunahm.

Wir müssen uns nun zu den Maßregeln wenden, welche das Entstehen der kleindeutschen Zettelbanken bei den andern deutschen Regierungen, namentlich der preussischen hervorrief, und zu einer kurzen Betrachtung der jetzigen Lage der deutschen Banken, wie sie durch jene Maßregeln entstanden ist. Es war natürlich, daß Preußen nicht ruhig zuschauen konnte, wie seine Bankpolitik zum Nachtheil gemacht werde. Das Gesetz vom 14. Mai 1855, wodurch die Zahlungseistung mittelst ausländischer Werthezeichen zu Appoints unter zehn Thaler verboten wurde, war zwar hauptsächlich gegen das Papiergeld der kleinen deutschen Staaten gerichtet, denn von den damals schon bestehenden Banken gab nur die Dessauer Notizen zu kleineren Beträgen aus. Die gute Folge des Gesetzes war aber, daß die später entscheidenden, auf Preußen berechneten Banken von vorne herein gar keine so kleine Notizen emittirten. Denn solche sind der Verschönerung mehr ausgesetzt und drängen sich in die Kanäle des Verkehrs ein, aus welchen sie besser ausgeschlossen werden, da es wünschenwerth ist, hier nur Metallgeld zu haben. In England

ist der kleinste erlaubte Betrag einer Note circa 33 Thaler (5 Pf. St.), in Schottland und Irland 6 $\frac{1}{2}$ Thaler (1 Pf. St.), in Frankreich nach dem neuesten Vertrag mit der Bank 13 $\frac{1}{2}$ Thaler (50 Fr.). Die Summe von 10 Thaler könnte vielleicht passend noch höher gegriffen werden. Ein direct gegen die außerpreussischen Banknoten gerichtetes Gesetz wurde dagegen erst am 25. Mai dieses Jahres erlassen, wodurch der Gebrauch derselben zu Zahlungen gänzlich vom 1. Januar 1858 an verboten wurde, nachdem eine hierauf gehende Drohung vom April 1856 der Gründung von Banken und Emissionen von Notizen nicht hatte Einhalt thun können. Derselben Weg hatte die bairische Regierung schon im Januar dieses Jahres eingeschlagen, während die königlich sächsische in einer Verordnung vom 18. Mai den wirklich ankündigen und zu gerechten Bedenken anlassgebenden Punkt ganz allein richtig in's Auge faßte, indem sie nur die Notizen der Banken zur Benutzung bei Zahlungen verbot, welche in Leipzig und den Orten, wo sie Agenturen und Zweiggeschäfte unterhielten, keine Einlöschungskassen errichten wollten. Es ist klar, daß, wenn allgemein von jeder deutschen Regierung das preussische Beispiel befolgt wäre, bald ein völlig unheilvoller Zustand entstanden sein würde, und daß noch jetzt ein solcher einzutreten droht, wenn Preußen starr auf der eingeschlagenen Bahn beharrt. Indessen glücklicher Weise war und ist dies hier keineswegs die Absicht, vielmehr wurde gleich bei Erlass des Gesetzes preussischer Seite die Bereitwilligkeit erklärt, mit den einzelnen Staaten über die Zulassung der Notizen ihrer Zettelbanken zu verhandeln, und im Laufe des November sollen denn auch aus ergangene Einladung die Abgeordneten der Zollvereinsregierungen in Berlin tagen, um sich über gemeinsame Grundzüge für eine deutsche Geldsurrogatcirculation zu vereinbaren. Die Beschränkung auf den Zollverein möchten wir kaum tabeln, jedenfalls kann mit Oesterreich, so lange dieser Staat eine uneinlösbare Papiervaluta hat, nicht nach gleichen Grundzügen verhandelt werden.

In Deutschland bestehen gegenwärtig fünf- unddreißig Zettelbanken, wozu als sechsunddreißigste dem Vernehmen nach eine in Oldenburg in der Errichtung begriffene kommt. Bei der unnatürlichen Richtung, welche bei uns das Bankwesen einschlugen mußte, war es, wie wir sahen, natürlich, daß auf die Zettelausgabe immer das Hauptgewicht gelegt wurde. Der reinen Discontobanken ohne Notenausgabe besitzen wir daher nur fünf, wovon eine schon mehr zu den Credits Mobilien zu rechnen ist. Sie repräsentiren zusammen ein Stammcapital von 40 $\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, und hatten Ende vorigen Jahres etwa 17 Millionen Thaler Deposten. Jene sechsunddreißig Zettelbanken vertheilen sich auf dreiunddreißig Städte und zweiundzwanzig Staaten, von denen Lübeck und Braunschweig je zwei, Sachsen drei und Preußen elf besitzen. Von größeren Staaten gibt es nur in Württemberg, Baden und Kurheßen keine Zettelbank. Von jenen sechsund-

dreißig liegt eine in Oesterreich, die bereits erwähnte Nationalbank, mit 103 1/2 Million Gulden Capital und gegenwärtig circa 397 Millionen uneinlösbarer Noten, mit welcher wir uns nicht weiter beschäftigen werden, einunddreißig liegen im Zollverein und vier in andern deutschen Ländern. Demnach fällt in dem außerösterreichischen Deutschland eine Zettelbank auf etwa eine Million Einwohner, ein Verhältniß, das durchaus nicht übertrieben ist. Selbst in Schottland mit seinem außerordentlich ausgebildeten Zweigbanksystem kommt schon auf 1/10 Million Menschen eine selbständige Zettelbank, und in England sogar auf 1/12 Million. Von den fünfundsiebzig deutschen Banken sind neun noch nicht eröffnet oder es liegen keine Rechnungsnachweise vor, was bei einigen der unbedeutenderen der Fall ist. Die übrigen sechsundzwanzig Banken wollen wir der Uebersicht und einiger notwendiger Vergleiche wegen in drei Classen theilen, nämlich in preussische, in solche, welche ein genügendes heimisches Bekleidungsbedürfnis, nämlich die Baierns, Sachsens, Hannovers, Westfalens, Frankfurt, Lübeck und Bremens, und welche wir kurz als die „großdeutschen“ bezeichnen können, und endlich in die übrigen „kleindeutschen“, welche wenigstens zum Theil auf einen fremden, meist preussischen oder sächsischen Markt berechnet sind, wohn die fünf thüringischen Banken und die zu Kuremburg, Darmstadt, Homburg, Dessau und Braunschweig gehören. Die Zahlen im Folgenden beziehen sich außer bei zwei preussischen, fünf großdeutschen und den drei zuletzt genannten kleindeutschen Banken, wo meistens nur die ältern Angaben von Ende 1856 vorliegen, sämmtlich auf den Stand am 30. September dieses Jahres.

Es versteht sich von selbst, daß das Bestreben jeder soliden Bank dahin gehen muß, stets ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, also ihre Noten einlösen, ihre Depositionen ausbezahlen zu können. Aber wenn man sich je eingebildet hat, es lasse sich das mit absoluter Gewissheit erreichen, so hat man sich einer arzen Täuschung hingegen. Denn dann müßte für Noten und stetsfällige Depositionen ein Baarbestand zu ganz gleichem Betrage gehalten werden, das hieße aber, obgleich es wirklich von gewissen Seiten her verlangt wird, die Betreibung des ganzen jetzigen Bankwesens unmöglich machen, wie dies aus unsern frühern Auseinandersetzungen schon erhellt. Selbst die strengste Gesetgebung konnte daher nie ein solches Ansehen stellen. Vielmehr muß jede vernünftige Bankpolitik sich mit der Erreichung der folgenden beiden Punkte zusuchen geben. Einmal muß für die Schulden der Bank, Noten und Depositionen, ein Baarfond gehalten werden, welcher in allen irgend wahrscheinlichen und berechenbaren Fällen die stets Einlösbarkeit dieser Verbindlichkeiten sichert, und zweitens müssen die der Bank nach Abzug eines solchen Baarfonds noch verbleibenden eigenen und angelegenen Gelder so sicher placirt werden, daß Noteneinhaber und Deponenten auch dann noch ihre Forderungen vollauf genügend gedeckt finden, wenn einmal unter außerordent-

lichen Umständen die Baarzahllungen vorübergehend suspendirt werden müßten, mit andern Worten, die Banken sollen immer einen so großen Baarfond halten, welcher sie möglichst immer vor zeitweiliger Einstellung ihrer Baarzahllungen schützt, und sie sollen ihre Gelder immer so anlegen, daß sie nie völlig insolvent werden.

Bei einer naturgemäßen Entwicklung des Bankwesens, wie wir sie im Anfang schilderten, würden natürlich die einzelnen Banken nach eigenem Ermessen und Maßgabe ihrer Geschäftserfahrungen die Größe dieses Baarfonds bestimmen. Die staatliche Bevormundungspolitik wollte und konnte dies nicht zugeben. Es ist daher meistens eine bestimmte Quote der stetsfälligen Schulden der Bank baar zu halten in den Statuten befohlen worden. In Deutschland hat man diese Quote meist auf ein Drittel der ausgegebenen Noten gesetzt, namentlich auch in Preußen in den Normativbedingungen. Es ist aber dann völlig inconsequent, die Depositionen, wenigstens die stetsfälligen ganz ungedeckt zu lassen, wie sich dies zum Beispiel in Folge der Beschränkung des Drittels auf die Noten im September vorigen Jahres bei der Preussischen Bank gezeigt hat, wo für Depositionen u. s. w. so gut wie gar keine Deckung übrig blieb. Natürlich kann auch Niemand wissen, ob das Drittel immer genügen wird, denn durch die Erfahrung ist es nicht ausgefunden worden. Indessen kann es in Ermangelung einer andern üblichen Zahl beibehalten bleiben, obwohl wir ein anderes Verhältniß, etwa 1/2 oder auch 2/3 wie bei der Leipziger Bank anempfehlen möchten. Die allgemeine Festsetzung eines solchen Verhältnisses und die Ausdehnung auf die stetsfälligen Depositionen oder ähnlichen Verbindlichkeiten der Banken durch die Berliner Bankconferenz wäre daher wünschenswerth. Jedemfalls verdient eine solche Quotenbestimmung des Baarfonds den Vorzug vor dem Principe der Peel'schen Acte bei der Bank von England, dessen Annahme man für Deutschland auch mehrfach vorgeschlagen hat. Danach darf nämlich nur eine bestimmte Summe Noten gegen Staatspapiere u. s. w. emittirt werden, 14,475,000 Pfund Sterling bei der Bank von England, und jede Note über diesen Betrag hinaus muß durch bares Geld gedeckt sein. Das Gesetz hat sich durchaus nicht erprobt und führt nothwendig zu gewaltthätigen, höchst störenden Convulsionen auf dem Geldmarkt, während die Quotenbestimmung viel schmerzhafter ist. Uebrigens müßte bedingungslos auch bei dieser unter besondern Umständen eine zeitweilige Ueberschreitung des Verhältnisses von 1 : 3 gestattet werden, wenn man nicht ähnliche Erfahrungen, wie 1847 und 1857 mit der Peel'schen Acte in England machen will. Die Vorschritt eines Viertelbaarfonds bei der bairischen und einigen kleindeutschen Banken bedürfte demnach der entsprechenden Veränderung. Die Größe der Notenausmission und das Deckungsverhältniß der Schulden der drei von uns aufgestellten Classen deutscher Banken zeigt die folgende Uebersicht, in der übrigens der Posten

der Depoſiten (incl. Giro-, Contocorrentſchulden u. ſ. w.) auch die nicht ſofort fälligen Gelder mitumfaßt *).

Banken.	Noten.	Baar auf Folter.	Baar auf 100 Thlr. Depositen.	Baar auf 100 Thlr. Noten auf Depoſiten.
8 preuß.	74825000	30773000	30 Thlr.	112160000
9 all-öſtr.	17452000	11227100	60	20306000
10 fl.-öſtr.	18000000	7220000	40	21200000
26 provinzieller	111050000	58230000	31	102700000

Demnach war die Deckung der Noten der kleindeuſchen Banken zwar zehn Procent geringer als die der preußiſchen, aber die Deckung ſämmtlicher Verbindlichkeiten war bei beiden faſt die gleiche, und wenn man nur die ſieben Banken, von denen die Angaben pro 30. September vorliegen, in's Auge nimmt, ſo waren deren Noten allein auch zu fünfundsiebzehn Procent durch Baar gedeckt, dies war der Zuſtand inmitten der Geldflenne, — ein Beweis, wie dieſe Banken viel beſſer ſind, als ihr Ruf. Die ganze Rotencirculation kann man gewiß noch nicht beſonders groß nennen, da auf Preußen pro Kopf nur 4³/₄, das andere Deutschland noch nicht 2, und beide zuſammen nur 3¹/₄ Thaler kommen, während dieſer Betrag in Großbritannien 10, in Frankreich 4¹/₂ Thaler iſt. Am beſtigten ſchreit man immer gegen die kleinen Banken, weil ſie das Land mit Noten „überſchwemmen“, zuviel Noten ausgeben. So jezt dieſe Behauptung allen gefunden national-öconomifchen Begriffen widerſpricht, und durch die genaueſten wiſſenſchaftlichen Erörterungen und Ausſagen ſachverſtändiger Pratiſer vor dem Parlament in England eine „Uebermiſſion“ als unmöglich nachgewieſen iſt, ſo braucht man ſich doch nur an die obigen Zahlen zu halten. Auch kann man nicht ſagen, daß die kleindeuſchen Banken erſt in Folge des drohenden preußiſchen Notenverbots eine „übermäßige Emiſſion in die nöthigen Schranken zurückgeführt hätten“ und ſolche geworden wären, da das Maximum der ſieben erwähnten Banken im April dieſes Jahres nur 14¹/₂ Miſſion zu ſiebenundsiebzehn Procent durch baar gedeckte Noten war, und jezt noch 12¹/₂ Miſſion beträgt, wie denn auch der andre Vorwurf, daß die kleindeuſchen Banken durch ihre alles Maß überſteigende Zettelausgabe das Silber aus dem Lande drängten in ſich ſelbſt verſätk, wenn man weiß, daß alle jezt in den letzten einundzwanzig Monaten nur um 11 Millionen ihre Noten vermehrt haben, während gleichzeitig die preußiſchen Banken dies ſelbſt nach Abzug des zum Theil eingezogenen Staatspapiergeldes um 43¹/₂ Miſſion thaten, und die Zunahme der durch Baar nicht gedeckten Noten bei jenen nur 7¹/₂, bei dieſen aber 35 Millionen Thaler beträgt. Der Phantaſie auf dieſem Gebiete den Flügel ſchneiden zu laſſen, iſt doch ein eigenes Beweisverfahren.

Eins der wichtigſten Erforderniſſe einer gefunden Banknotencirculation beſteht aber darin, daß die Zettel nicht nur dem Namen nach ein-

lösbar ſind, ſondern auch jederzeit ohne Mühe und Koſten von dem Inhaber eingelöst werden können. Gerade hierin liegt der ſchwächſte Punkt des kleindeuſchen Bankweſens, der merkwürdiger Weiſe auch in den Beſchlüſſen der Frankfurter Bankdirectoren-Conferenz im October d. J. ganz übergangen iſt. Da die kleinen Banken meiſtens an ganz andern Orten Geſchäfte machen und Noten emittiren, ſo genügt es nicht, wenn die letzteren nur am Domicil der Bank einlösbar ſind, ſondern es muß durchaus verlangt werden, daß ſich auch bei den Filialen oder Agenturen Einlöſungscaffen befinden. Dies um ſo mehr, weil die Orte des Domicils größtentheils ohne alle Handelsbedeutung ſind, ſo daß ſich die Noten nicht von ſelbſt wieder dahin ziehen. Die letzteren ſind allerdings Wechſel, aber auch dieſe verlieren an ihrem Paricourſe, wenn auf Ora oder Reiningen große Summen lieſen. Nur der Weimarer Bank gebührt der Ruhm, ſolche Caſſen gleich Anfangs errichtet zu haben, wie ſie die erwähnte königliche ſächſiſche Verordnung mit Recht zur Bedingung der Zulaffung fremder Banknoten gemacht hat. Dieſe Verordnung iſt darin wohl noch zu liberal, daß ſie für die Einlöſung größerer Beträge als hundert Thaler noch eine dreitägige Friſt geſtattet. Ein andres Verlangen iſt, daß die Noten immer in harten Thalern oder Gulden, nicht auch in ¹/₂ oder ¹/₄ Thalersſtücken eingewechſelt werden müſſen, da die Auszahlung irgend größerer Summen in letzteren Tage erfordern würde. Den Zeitungen nach ſoll die Thüringiſche Bank zu Sonderhausen ſich einer ſolchen Zahlungsweiſe in kleinen Stücken ſchuldig gemacht haben. Auch dieſen Punkt überdehen die Beſchlüſſe der Frankfurter Bankconferenz, die Beſteller wird auf beide ihr beſonderes Augenmerk zu richten haben. Uebrigens löſen auch die meiſten andern deuſchen Banken ihre Noten nur bei der Hauptbank ein.

Der wiſſenſchaftliche Zweck der Handelsbanken iſt, den Handel- und Gewerbetreibenden die notwendigen Vorſchüſſe unter der Form der Wechſeldiscontirung und Beleihung von Baaren zu gewähren, die hierdurch gedotene Anlegung ihrer Fonds ſollte daher von dieſen Banken um ſo mehr angenommen werden, weil ſie die ſicherſte und zweckmäßigſte Deckung ihrer Noten und Depoſiten bildet. Denn allein durch ſolche Darlehen auf kurze und beſtimmte Friſten ſind ſie im Stande, immer im Voraus zu wiſſen, wie viel Geld an irgend einem zukünftigen Tage ihnen wieder zufließen wird, ſie können daher hier ihre Darlehen ganz nach Maßgabe ihrer Bedürfniffe, d. h. der auf ſie ſälligen Anſprüche reguliren. Diskonto- und Lombardgeſchäft iſt denn auch bei den meiſten deuſchen Zettelbanken die Hauptſache. Die übliche Regel, nur Wechſel mit drei Unterschriften, alſo drei für das Darlehen Faßbaren und höchſtens drei Monat Verfallzeit zu diſcontiren, wenn ſie auch nicht immer unbedingt aufrecht erhalten werden ſoll, ſollte doch als Richtſchnur beſtehen bleiben. Wichtigter wäre es vielleicht, auf die Natur der einzelnen Wechſel zu ſehen. Die Reihe der Traſſanten und Traſſaten, welche

*) Weitere ſtatistiſche Details findet der Leſer in meiner kürzlich erſchienenen Schrift: „Beiträge zur Lehre von den Banken.“ Leipzig 1857.

wir oben bei der Erörterung des modernen Wirtschaftskörperorganismus beispielsweise bildeten, ist eine naturgemäße, und eine Bank sollte sich bestreben, womöglichst nur aus ihr hervorgegangene Wechsel zu discountiren, gegen andre aber sehr auf der Hut sein, um sich nicht in einem Rege der Wechselreiterei plötzlich gefangen zu sehen. Mehrere britische Banken sind dadurch erst ganz kürzlich wieder zu Fall oder wenigstens zum starken Wanken gebracht. Bei Darlehen gegen Unterpfand darf natürlich nur ein Theil des Pfandwertes vorgestreckt werden. Besondere Vorsicht ist bei Vorkäufen auf Papiere nöthig. Ganz besonders ist vor Beleihung eigener Actien, und gar zum Börsencourse, zu warnen, hier ist ein gänzlich Verbot am ersten am Platze. Wir müssen zugestehen, daß in dieser Hinsicht die Statuten vieler Banken Manches zu wünschen übrig lassen, namentlich auch die verschiedener kleindeutscher, obgleich man allen zur Ehre nachsagen muß, daß sie von den zu lagen Befugnissen ihrer Statuten nur geringen Gebrauch gemacht haben. Die acht preussischen Banken besitzen gegenwärtig ein Wechselportefeuille von 80 $\frac{1}{2}$ Millionen, die acht großdeutschen von 20 $\frac{1}{2}$ Millionen, und die zehn kleindeutschen von 18 $\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, ihre Rotenemission ist also bei allen hierdurch mehr als vollständig gedeckt, außerdem haben diese drei Classen Lombardbestände von resp. 14 $\frac{1}{2}$, 10 $\frac{1}{2}$ und 6 Millionen Thaler und die kleindeutschen besitzen ferner noch 12 $\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Contocorrentforderungen, während diese bei den preussischen Banken nur $\frac{3}{4}$ und den andern nicht ganz 3 Millionen betragen.

Die Ausleihungen von Zettel- und Depositenbanken gegen Hypothek, wie sie von verschiedenen deutschen Banken gemacht werden, mögen zwar eine völlig solide Fundirung von Roten und Depositen bilden, aber sie entbehren einer bei diesen Banken durchaus notwendigen Eigenschaft, der raschen und festen Realisirbarkeit. Kam wie über irgend einen Punkt im Bankwesen herrscht daher darüber Einigkeit, daß das Hypothekengeschäft entweder ganz aus dem Geschäftskreise der Zettelbanken auszuschließen oder in die engsten Schranken zu ziehen sei. Dagegen verläßt die Fassung mehrerer Banken gar sehr, so vor Allem die der Bayerischen Bank, deren Roten ausdrücklich zu $\frac{3}{4}$ durch einen doppelten Betrag ausstehender Hypotheken auf Grund und Boden gedeckt sein sollen, ferner der Baugener, der Kassauischen Landesbank, des Braunschweiger Reichsbankes. Bei diesen, wie bei einigen andern Banken müßte daher auf entsprechende Aenderung der Statuten gedrungen werden. Ganz ebensovornig kann man den Banken Effectenhandel auf eigene Rechnung und Aneignung eines größeren Theils ihres Capitals darin erlauben, besonders Ankauf von Actien, vor Allem der eigenen, sollte unbedingt verboten werden. In dieser Hinsicht bedürfen die Statuten fast aller kleindeutschen und auch einiger anderer Banken, worin Effectenhandel ausdrücklich gestattet wird, durchaus der Aenderung, obgleich man auch hier zugeben muß, daß nach den geringen Effectenbeständen zu schließen, diese Banken sich in

löblicher Weise factisch davon fern gehalten haben. Die preussischen Banken haben gegenwärtig circa 7 $\frac{1}{2}$ Millionen, die großdeutschen 2 $\frac{1}{2}$ Millionen, die kleindeutschen 2 Millionen Thaler Effecten. Nur solche Fonds, welche sonst zeitweilig müßig lägen, müßten in ganz soliden, Courschwankungen wenig ausgelegten Papieren angelegt werden dürfen. Die Fundirung der Roten mit meist eines gleichen Betrages bei der Regierung zu deponirender Staatspapiere, die man nach nordamerikanischem Muster so oft in Deutschland empfohlen hat, kann nur ihre Rechtsfertigung ändern, wenn mit den Roten so unklare Ausleihungen wie in den Vereinigten Staaten gemacht werden, vor zeitweiliger Suspension der Barzahlungen kann sie natürlich nicht schätzen, wie das gegenwärtige Beispiel der New Yorker Banken zeigt. Endlich ist noch eine völlige Trennung unserer Banken von allen Credit-Mobilitätsgeheimnissen durchaus zu verlangen, weder mit Roten noch Depositen sollten Creditanstalten operiren, denn bei der ihnen eigenen Betriebsweise kann nicht nur nicht die feste Einlösbarkeit, sondern nicht einmal die schließliche Bezahlung von Roten und Depositen auch nur mit einem Scheine von Bewisheit garantiert werden, denn wer wollte ein Maß für die mögliche Entwerthung ihrer Effectenbestände oder für die Verluste bei ihren Unternehmungen bestimmen? Nur zwei deutsche Credit-Mobilitäts sind zugleich Zettelbanken, der zu Lübeck und der zu Meiningen, woch letzterer unter dem Namen eines Realisationsfonds eine besondere nur aus Wechseln und baarem Gelde bestehende Deckung für seine Roten von seinen übrigen Geschäften abgefordert hat. Das genügt aber noch nicht. Die Berliner Conferenz wird dabei mit Recht darauf binwirken haben, daß Zettelausgabe — wir möchten fast auch Depositenempfang hinzufügen, denn nach ihrem französischen Vorbilde haben alle deutsche Creditanstalten anscheinliche Depositenposten — und Credit-Mobilitätsgeheimnisse völlig zu trennen, doch ferner der Effectenhandel und als notwendiges Corollar das Hypothekengeschäft den Zettelbanken unterlag und endlich die Beleihung von Wertpapieren besonders regulirt werde.

Als notwendige Grundlage der Bankfähigkeit bedarf es eines eigenen Stammcapitals. Es soll in erster Linie für die aus einem unrichtigen Placement der Roten- und Depositen-capitalien etwa sich ergebenden Verluste gleichsam als Reseruanonhalt eintreten. Die enge Verbindung, welche man indessen meistens in der Weise zwischen Stammcapital und Zettelausgabe gezogen hat, daß letztere jenes nicht übersteigen, wie bei den preussischen Provinzial- und den meisten andern deutschen Banken, oder sogar nur eine Quote desselben erreichen, wie zum Beispiel bei der Münchener und Meiningener Bank, oder wenigstens nur ein bestimmtes Vielfaches des eingewählten Capitals, zum Beispiel das Doppelte bei der Eurenburger und Darmstädter Bank betragen darf, diese Verbindung ist durchaus nicht begründet, daher auch der Schrecken vor der „unbeschränkten Rotenemission“ unnöthig, da es nicht auf das Dürfen, sondern auf das Können ankommt

und wie bereits bemerkt, eine übermäßige Zettelausgabe einer nach den bisher entwickelten soliden Grundsätzen getriebenen Handelsbank in das Reich der Unmöglichkeit gehört. In dessen gilt die Beschränkung der Notenausgabe auf das eingezahlte Capital bei uns als ein so unumstößlicher Fundamentalsatz, von dessen höchsten für „geleitete Dienste“, wie die der Preussischen Bank bei Einziehung des Staatspapiergelds, von dessen Einhaltung absteht. Er wird daher aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Berliner Konferenz vielleicht mit Ausnahme zu Gunsten einiger „selbständiger Banken“ allgemein angenommen werden, und ist auch gegenwärtig wenig praktisch, da außer der Leipziger und preussischen Bank noch keine einzige nur so viel Noten als ihr Capital beträgt, ausgegeben hat. Jedenfalls ist die Festsetzung der Notenbefugniß auf die Höhe des eingezahlten Capitals auch ungleich passender als der vielfach gehörte Vorschlag, sie nach Maßgabe der Kopfzahl der einzelnen Länder zu bestimmen, denn derselbe ist principiell unrichtig, da nicht auf jeden Kopf der Bevölkerung eine gleiche Menge Noten oder Geld gerechnet werden kann, und hat gewiß am wenigsten in Deutschland auf allgemeine Anerkennung zu hoffen. Das Capital der acht preussischen Banken beläuft sich auf 23½, der acht großdeutschen auf 27½, der zehn kleindeutschen — allerdings mit Einschluß des ganzen Capitals der Reiniger Creditbank — auf 32½ Millionen Thaler. Daher sind die sämtlichen Schulden für Noten und Depositen gegenwärtig bei der ersten Classe durch eine Activa Masse in Baar, Wechseln, Lombards, Contocorrentforderungen und Activen zu 127, bei der zweiten zu 161, bei dritten, den verschiedenen kleindeutschen Banken aber sogar zu 217 Procent gedeckt.

Die Bestimmung, daß der Betrag der Noten außer durch eine Quote Baargeld vollständig durch discountirte Wechsel gedeckt sein müsse, empfiehlt sich jedenfalls am meisten. Will man dann diesen Fonds von den übrigen Bankbeständen getrennt verwahren und verwalten, so möge man es thun, obgleich das keine Formsache ist. Er könnte dann auch prioritätsföhrlich für die Sicherheit der Noten verhaftet sein, nur muß in diesem Falle die Bedingung gestellt werden, daß in ähnlicher Weise auch für die Depositen ein Fonds, aus einer gleichen Quote Baar, Wechseln und allenfalls auch Lombardforderungen bestehend, ausgeschrieben werde. Die prioritätsföhrliche Verhaftung des ganzen Actien Capitals für die Noten allein, wie sie die Frankfurter Bankconferenz vorgeschlagen, enthält eine ganz unbillige Ungerechtigkeith gegen die Deponenten, und sollte nie zugelassen werden. Man muß nur bedenken, daß allgemein in der weitem Entwicklung des Bankwesens das Depositengefchäft bald wieder den ihm gebührenden Hauptplatz einnimmt, und die Noten dagegen ganz zurücktreten, wie das Beispiel Englands und jüngst noch bei mehren nordamerikanischen Banken, speciell der New Yorks zeigt, welche bekanntlich nicht weil sie ihre Noten, sondern weil sie

ihren Deponenten deren Guthaben nicht auszahlen konnten, die Zahlungen suspendiren mußten. Man wird es daher später entscheiden zu bereuen haben, wenn man jetzt alle Fürsorge nur auf die Noten richtet und ihnen auf Kosten der Depositen einen bevorzugten Schutz gibt.

Vor Allem sollte die Berliner Konferenz aber für gehörige Oeffentlichkeit und Durchsichtigkeit in allen Angelegenheiten der Banken sorgen, um hierdurch dem Publicum Gelegenheit zu einer Kontrolle zu bieten, welche es besser als jede Aufsichtsbehörde des Staates ausüben wird. Die regelmäÙige Publication wenigstens allmonatlicher Status, welche den meisten preussischen und kleindeutschen Banken schon befohlen ist, ist dazu das erste Erforderniß. Wenn auf die beschriebene Art OeichmäÙigkeit der Statuten aller Banken erreicht worden ist — thätlich sind die Grundsätze der Verwaltung bei allen schon ziemlich dieselben, — so ist kein Grund einzusehen, weshalb die Noten aller Banken nicht untereinander angenommen werden sollten, woraus sich dann ein so treffliches Austauschsystem bei unsern jeßigen leichten Communicationen ausbilden konnte, wie es wesentlich zur Begründung der Solidität der schottischen Banken mit beigetragen hat. Auch wäre dann die Annahme aller Noten bei den Staatscassen der verschiedenen Länder ohne Bedenken, so daß wir ein höchst bequemes Umlaufmittel für den größten Theil von Deutschland erhielten. Hoffen wir, daß auf dem Wege der Vereinbarung in Berlin wieder Manches gut gemacht werde, wenigstens soweit dies möglich ist, da das Deutsche Bankwesen durch eine unrichtige Bankpolitik von dort aus mit Gewalt in falsche Bahnen getrieben worden ist.

Allgemeiner Rückblick

auf die leptverflossenen Wochen.

Die Geldkrise.

Die wirtschaftliche Existenz der Völkter bildet nicht minder als die politische einen Organismus für sich, der, wie Alles was dem Leben angehört, gewisse Phasen durchzumachen hat, die dem befangenen Blick der Gegenwart bald als Förderungen, bald als Hemmnisse erscheinen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, sich aber stets als naturgemäÙe Entwicklungsstufen darstellen werden. Auch die gegenwärtige Krise des gesammten Geschäftslebens, von der wir in unsern Ueberichten schon mehrfach zu reden Gelegenheit hatten und die in dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, noch immer nicht ihren Culminationepunkt erreicht zu haben scheint, ist unzweifelhaft nur eine solche Entwicklungsphase, jenen krankhaften Zuständen vergleichbar, die in den Uebergangsperioden der verschiedenen Lebensalter taum jemals dem menschlichen Körper erspart werden. Handel und Industrie haben durch die tiefenhafte Ausdehnung

des VerkehrsweSENS, durch das Heringziehen einer ganzen Reihe ehemals unbeachteter Länder und Völker in das Culturleben und durch eine wesentliche Umgestaltung der Weltwirtschaft einen mächtigen Aufschwung erfahren, der sie in neue Bahnen gedrängt und ihnen so viele neue Grundlagen und Bedingungen geschaffen hat, daß wir das Zusammenwirken aller dieser Verhältnisse mit vollem Recht als eine neue Epoche bezeichnen dürfen.

Gewaltig gähnte in dem letzten Jahre die irdische Lebenskraft in dem reiferenjüngsten Körper. Gleich Blüten des Frühlings sproßten Tausende von kleinen und großen Unternehmungen hervor; Millionen neuer Werthe schossen auf und gingen sich bald wie unbequeme Schlingpflanzen an die athemlos arbeitenden Böden; kolossale Vermögen wurden über Nacht gewonnen und glückliche Erfolge löbner Speculationen, oft selbst gedankenlosen Zutappens, reichten zu immer vermögnerem Unterfangen. Aber die Blüten des Frühlings reifen nicht alle zur Frucht! Erst wenn die Nachtfröste und die Stürme über die prangenden Feste dahingefahren sind und ihre verderbliche Ernte gehalten haben, kann der Gärtner den Ertrag des künftigen Herbstes bemessen. Was aus dieser strengen Sichtung lebend hervorgegangen, wird auch ferner des Daseins sich freuen dürfen, und was zerbrochen und zertrümmert den Rasen bedeckt, hat — wie sehr wir dessen Verlust auch bedauern — durch seine Auscheidung jenem kräftigeren Theil nur den nothigen Raum zu geordneter Entwicklung verschafft. Die gegenwärtige Krise ist nicht Anderes als ein solcher Frühlingssturm, der reinigend und scheidend das ganze Gebiet kommerzieller und industrieller Thätigkeit durchbraust, jener verderblichen Ueberspannung der Kräfte ein Ende macht, das Abenteuerliche verweht, das Problematische in die Grenzen des Möglichen zurückweist, dem wahrhaft Lebensfähigen aber Licht und Lust verschafft und nebenbei den Principien der neuen Epoche rasch die erforderliche Geltung erzwingt. Das Zerbrechen starker Feste, das Zersplittern ganzer Stämme selbst darf und nicht irre machen. Auch in Zeiten politischer Stürme leiden Unschuldige mit den Schuldigen. Wie für die Mitglieder einer Familie in Betreff der Familienehre, so bezieht auch für ganze Generationen der Menschheit in ethischer Beziehung eine solidarische Verbindlichkeit, der Jeder — schuldig oder nicht — seinen Tribut zu leisten gewärtig sein muß.

Außer dem Verdienst einer säubernden und scheidenden Thätigkeit, ist kritische Perioden, wie der gegenwärtigen, auch noch die wohlthätige Wirkung zuwerfennen, daß sie scharfe Streiflichter auf die wirtschaftlichen Zustände der Nationen werfen und diese Zustände unverhüllt erkennen lassen, als es in glücklicheren Zeiten möglich ist. Das sind dann die Augenblicke, in welchen allein sich der Grad des nationalen Wohlstandes und die Fortschritte, die derselbe gemacht, mit einiger Zuverlässigkeit berechnen lassen. Was wir in unserer vorigen Uebersicht als besonders charak-

teristisches Moment der Volkswirtschaft hervorgehoben haben, das Streben der Mannigfaltigkeit zur Einheit, das gegenseitige Austausch erworbenener Vortheile, die Theilnahme Aller an den Fortschritten Einzelner, dieses Moment, so günstig es auch in Zeiten des allgemeinen Aufschwungs einwirken muß, wird natürlich beim Eintritt ungünstiger Verhältnisse die schlimmen Folgen dieser letzteren auf nicht minder weite Kreise übertragen. Aber ebendieselbe Umstand macht es auch dem Culturhistoriker erst möglich, in wirtschaftlicher Beziehung eine Ration mit der andern zu vergleichen. Die gegenwärtige Krise ist zu einer solchen Betrachtung noch nicht reif; wir befinden uns vielmehr noch mitten in derselben. Indes lassen sich doch schon einzelne vorläufige Schlüsse ziehen, zumal in Betreff unserer nächsten Umgebung. Und da dürfen wir wohl mit lebhafter Befriedigung den erfreulichen Umstand hervorheben, daß trotz der vielerzweigigen kommerziellen Beziehungen zu England und Amerika, dem eigentlichen Herd der jetzigen Krise, die Verhältnisse in Deutschland, bis zur Stunde wenigstens, noch keinen besorglichen Charakter angenommen haben. Das ist jedoch nicht etwa so zu verstehen, als ob der deutsche Handelsstand seine Verluste zu tragen hätte. Im Gegentheil, dieselben können nicht anders als sehr bedeutend sein, weil das Geschäft mit jenen Ländern mindestens die Hälfte aller Geschäfte in Deutschland umfaßt, aber — was unstrittig viel höher anzuschlagen — es scheint auch, daß die Kraft vorhanden ist, jene Verluste zu tragen, ohne zu unterliegen. Im Vergleich mit andern Ländern ist die Zahl der bis jetzt vorgekommenen Fallissements nur eine verhältnismäßig geringe zu nennen. Ruhten die Geldinstitute ihren Wirkungskreis auch beschränken und die und da zu außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln im Verkehr greifen, so sind sie doch ihrer Verbindlichkeit überall nachgekommen und einzelne derselben haben sich als treffliche Stützen des Handels bewährt, ohne doch darum so läbrende Restriktionen eintreten zu lassen, wie es die Banken von England und Frankreich (durch Erhöhung ihres Zinsfußes bis zu 10 Procent) zu thun gezwungen waren. Die Erhaltung des nationalen Wohlstandes offenbart sich ferner auch in der eigenthümlichen Wahrnehmung, daß bei Weitem mehr Capitalisten das Sinken der Werthe zu fester Capital-Anlage benutzten, als solches jemals zuvor in einer allgemeinen Krise der Fall war. Selbst amerikanische Papiere, sobald dieselben nur eine solide Grundlage haben, werden jetzt viel in Deutschland gekauft, obgleich vorauszusetzen ist, daß eine lange Zeit vergehen wird, bis dieselben ihren ursprünglichen Werth wieder erreicht haben werden. Was ehemals nur wenige reiche Privatiers oder Häuser ersten Ranges zu unternehmen pflegten, dem ist jetzt eine Menge von Capitalisten gewachsen, deren Dasein nicht nur eine erfreuliche Ausbreitung des nationalen Wohlstandes bezeugt, sondern auch dafür bürgt, daß der Mangel an Vertrauen, der jede Krise begleitet, diesmal weniger allgemein ist als man erwarten durfte.



Sechste Abtheilung.

Neues aus der Ferne.

Sir Hoderik J. Murchison über Centralafrika.

Für den Freund der Geographie und des wissenschaftlichen Fortschritts wird es kaum eine anziehendere Vergleichung geben können, als zwischen der ersten Ausgabe von Karl Ritter's „Allgemeiner vergleichender Geographie“ (1817—1818) und Sumprecht's „Afrika“ (1853). Ein solcher Vergleich läßt im Zusammenhange übersehen, was in dem kurzen Zeitraum eines einzigen Menschenalters in der Erforschung eines Welttheils geleistet worden ist. Aber so viel Neues Sumprecht eintragen konnte, und so viel seit 1853 Livingstone, Labillardiere, Vogel und Andere mehr hinzugefügt, dieß doch hinsichtlich einzelner Punkte und der allgemeinen Bildung des Welttheils noch dieses und jenes im Halbdunkel. Einen dieser zweifelhaften Punkte hat Murchison in seinem letzten Jahresbericht an die königlich geographische Gesellschaft in London über die Fortschritte der Geographie derührt. (Siehe Petermann's Mittheilungen, acht's Heft.) Nach der Analogie der andern Welttheile nahm man an, daß die großen afrikanischen Ströme mit langem Lauf in Gebirgen entspringen würden, und dachte sich daher Centralafrika als eine große Erhebung. Die neuesten Entdeckungen beschäftigen diese Theorie keineswegs. Die Ströme, die wie der Niger und der blaue Nil hochliegende Quellen haben, entspringen in Randgebirgen. Dieser im Innern sind die Reisenden auf ausgedehnte Grasebenen und auf Seen oder Sümpfe mit geringer Erhebung gestossen. Auf diese Wahrnehmungen stützt Murchison seine Vermuthung, daß Centralafrika eine verhältnismäßig niedrige, wasserreiche Ebene sei, deren Flüsse durch Spalten oder Schluchten in den höheren Randketten zum Meer abfließen. Vom Zambesi und mehreren andern der bedeutendsten Flüsse im südlichen Afrika hat Livingstone

wirklich nachgewiesen, daß sie aus Sümpfen mit einer geringen Meereshöhe kommen. Die Anschwellung dieser Gewässer erfolgt bei dem zweiten der periodischen Regen, denen Centralafrika ausgesetzt ist. Bei dem ersten sättigen sich die Ebenen bloß, und erst der zweite bedingt die alljährliche Fluth der großen Flüsse. Auch die Ueberschwemmungen des Nils? Kebmann's Mittheilungen über den Schneeberg Kilimandscharo, der die Quellen des Nils enthalten soll, haben die ältere Annahme eines Centralgebirges, dessen tropische Regen und schmelzende Schneemassen jenes periodische Schwellen hervorriefen, wieder begünstigt. Es fragt sich indeß, ob Kebman und seine Gefährten, die den Berg nicht selbst erstiegen, wirklichen Schnee sahen und ob sie nicht durch weiße Kalkfelsen und Dolomite, die in der Sonne gliperten, getäuscht wurden. Weiße Dolomite hat Livingstone von dem Randgebirge der östlichen Küste, daß sich nach seiner Meinung weit zum Kilimandscharo erstreckt, mitgebracht. Murchison scheint zu hoffen, daß Burton die Quelle des Nils in dem großen See von Unyamwezi entdecken werde. In einer solchen Entfernung zugleich die alleinige Ursache der periodischen Ueberschwemmungen zu suchen, dürfte kaum zulässig sein. Sollten nicht auch die Flußauen der Schilfuß zwischen 14° und 10° und die ungeheuren Seen und Sümpfe der Dinkas unter 8° nördlicher Breite einen beträchtlichen Antheil an der Erzeugung der Hochgewässer des Nils haben?

Madagaskar.

Der afrikanische Stempel der Unzugänglichkeit ist der schönsten und größten Insel des Welttheils im hohen Grade aufgedrückt. 10,000 Geviertmeilen groß, nahe einer Küste, wo seit Jahrhunderten europäische Niederlassungen bestehen, von einem Meere umflossen, das schon wegen des Walfischfangs häufig besucht wird,

von allen Seiten zugänglich und an seinen Küsten vortreffliche Häfen anbietend, ist Madagaskar sowohl den Kaufmann als den Ethnographen und Naturforscher durch reiche Erzeugnisse und merkwürdige Erscheinungen. Madagaskar scheint ein Sammel- und Halt-punkt verschiedener Regerstämme bis zum Cap, von Malagen, Arabern und Suabell gemessen zu sein und vereinigt Thier- und Pflanzenformen Afrikas und Indiens. Ob das sabel-hafte Einhorn wirklich hier gefunden werden könne, der echte afrikanische Strauß im Innern streife, wollen wir dahin gestellt sein lassen, aber gewiß ist, daß das Caspibaf neben dem indischen Buckelohren weidet, die Classe der fleischfressenden Thiere Leoparden, Füchse, wilde Hunde und Rapen umfaßt, und daß neben diesen Fremdlingen nur wenige einheimische Arten, namentlich der Maki-Affe, vorkommen. So wenige Botaniker (Kommerston und einige Andere) Madagaskar besuchten, fanden sie doch vierhundert Pflanzen, und unter diesen hundert ganz neue und zweihundert bisher unbekanntere Unterarten. Diese reiche Flora bietet dem Handel werthvolle Arzneigewächse, riesige Hölzer für den Schiffsbau, ganze Wälder von Ebenholz- und rothen Sandelholz-Bäumen, Rosen-, Benzoin- und Adlerholz, verschiedene Bäume, die Gummi und Copalharz geben, elf Arten von Delgewächsen, zahlreiche Gewürzpflanzen, drei Arten Inbigo, funfzehn Arten Reis von vortrefflicher Beschaffenheit, ausgezeichnete Baumwolle und nicht minder guten Tabak. Allein neben diesen schönen Sachen besißt die „Königin des indischen Oceans“ zwei schlimme Dinge: wilde Bewohner und Miasmen.

Das madagassische Fieber ist es hauptsächlich, das noch alle Niedertastungsversuche von Europäern vereitelt hat. Seine Heimath sind die flachen und heißen Küstenstriche, deren zahlreiche Gewässer große Sümpfe und Ketten von Lagunen bilden, aus denen Dünste aufsteigen, die durch die Seewinde gleichsam zurückgestaut werden. An der Nordküste und im Innern, wo die klimatischen Einflüsse günstiger sind, tritt der kriegerrische Stamm der Hovas, der jetzt der herrschende ist, in culturfeindliche Wirksamkeit. Eine kurze Periode, die von 1808 — 1828 reicht, versprach eine Zukunft. Damals herrschte Nakama und begann mit Hilfe von zwei englischen Unteroffizieren, Haffie und Brady, eine Reihe von Reformen. Haffie übernahm das geistliche Departement, brief Glaubensboten und gründete Schulen, Brady schuf ein Heer von 30,000 Mann und unterwarf die ganze Insel. Durch einige Canäle war bereits eine ausgedehnte Wasser-Verbindung im Innern hergestellt worden, als Nakama starb. Seine Frau und Schwester Kanavalo, die ihn vergiftet haben soll, ver-scheuchte die Fremden und verfolgte die be-lehrenden Madegassen mit Erbitterung. Ein gemeinschaftlicher englisch-französischer Angriff (1846) hatte durchaus keinen Erfolg, und fernere Operationen der beiden Mächte, die mehrmals angekündigt wurden, unterblieben. Vor einigen Jahren (1853) zeigten sich Aus-

sichten auf eine Wiederanknüpfung der euro-päischen Beziehungen. Durch den Kronprinzen Nafood unterstützt, konnte die Londoner Dis-sionsgesellschaft ihre Arbeiten abermals beginnen. Sie hatte insofern einen glänzenden Erfolg, als jener Prinz sich taufen ließ. Gerade diese Stellung der Mission zu dem Thronerben, der dem Volke sehr beliebt sein soll, hat den Glaubensboten alle Früchte vierjähriger Arbeiten geraubt. Um ihren Thron besorgt, hat die alte Königin Kanavalo alle Fremden aus ihrer Hauptstadt Tananarivo und von der ganzen Insel ausgewiesen lassen. Bon Frau Ida Pfeiffer, die sich unter den Ausgewiesenen befindet, dürfen wir eine nähere Darstellung dieser Verhältnisse erwarten.

Hakodade.

Die Ausschließung Japans durch die Nord-amerikaner trägt Früchte, als sich er-warten ließ. In der ganzen Zeit, die seit der Entdeckung Japans bis 1853 verfloßen ist, hat Hakodade nur ein einziges europäisches Schiff gesehen, die russische Brigg Diana, die 1813 hier erschien, als ihr Befehlshaber Ricord wegen der Freilassung des zwei Jahre lang von den Japanern gefangen gehaltenen Cap-tains Solowine unterhandelte. Dagegen sind in den beiden letzten Jahren mehr als 100 europäische und amerikanische Schiffe in Ha-kodade vor Anker gegangen, um Erforschungen einzunehmen. Auch die japanische Unter-nehmungslust beginnt die Schwingen zu ent-salten. Wie die letzten Nachrichten aus der niederländischen Factori Desima (vom 15. April dieses Jahres) melden, ist der erste und einzige japanische Dampfer Kwantomar, ein Geschenk des Königs der Niederlande von Kagasabi ausgelassen, um eine Uebungsfahrt nach Jedo zu machen.

Irkutsk und das russische Ostasien überhaupt.

Die Besitznahme des Amurlandes hat Irkutsk, das die Hauptstation auf dem Wege nach der neuen Besizung ist, zu einer westeuropäischen Stadt gemacht. Gasthäuser und Kaffees mit allem Luxus unserer Civilisation sind ent-standen. Die Gymnasien von Irkutsk folgen diesem Fortschritt allerdings nicht, aber die wissensdurstigen Sibirier wissen sich zu helfen: sie degenben sich nach dem gegenüberliegenden Continent und benutzen nordamerikanische Bildungsanstalten. Diese Beispiele mögen noch oereinzelt da stehen, immerhin sind sie lebende Zeugnisse für die oft ganz unerwarteten Wir- kungen, die der Umschwung in den Verbindungsmitteln hervorruft. Auf dem Amur geben zwei in Nordamerika gebaute Postdampfer „Lima“ und „Amur.“ Die russischen Dampfer, die in Transbaitalien in der Fabrik von Pet-trowski gebaut worden waren, hatten wegen ihrer Schwäche auf der Bergfahrt die reisende Strömung nicht besetzen können. Die Ameri-kaner gelangten ohne Anstoß bis Ust Strje-lonoffskoi, wo der Amur durch die Bereini-gung der Schiffs mit dem Argun entseht. Jener Ort war bis zur Besitznahme des Amur-landes der äußerste russische Karaul (Wach-

posten) in diesen Gegenden. Der Dampfer Lima brauchte vom Meere bis dorthin dreißig Tage, doch hofft man diese Zeit um die Hälfte kürzen zu können, wenn man das Fahrwasser besser kennen wird. Amerikanische Handelsschiffe besuchen die Mündung des Amur vom Frühling 1857 an, und ein regelmäßiger Verkehr ist hergestellt. Die Kohlen, die man für den Strom der Mandchurie braucht, findet man gegenüber auf der Insel Sachalin in der Jonquiere-Bucht (50° 28' nördlicher Breite) in zu Tage stehenden Lagern. Neben der Inspector, die sich am Amur für das nördliche Ostasien eröffnet, erscheint es als unbedeutend, daß die vier Khane der Abchas-Mongolen zur Unterwerfung unter Rußland bereit sind. Weist man ihnen das Land zwischen Kiachta und Urtjcha an, so kann man sie haben.

Das Netz der großen Dampflinien; Suez.

Im Laufe dieses und des vorigen Jahres sind acht neue Linien zwischen Europa und Amerika zu den bereits bestehenden hinzugekommen. Vom britischen Nordamerika an sind alle Hafenplätze der Ostküste und Westindiens durch Dampfschiffe verbunden, und eine dieser Linien greift nach der westafrikanischen Küste hinüber. Die Westküste desijet von Valparaiso bis San Francisco Postdampfer. Auf der andern Seite des großen Weltmeers ist das indische System bis Australien und bis Schanghai ausgedehnt worden. Zwischen Schanghai und San Francisco besteht eine Lücke, die aber nach einem Beschluß des Congresses der Vereinigten Staaten binnen Kurzem ausgefüllt werden soll. Oben die Dampfer zwischen San Francisco, den Sandwichinseln, Japan und Schanghai, so ist Commodore Perry's Plan der Weltpost ausgeführt, und eine Weltumsegelung dauert dann 122—135 Tage.

Im Mittelmeer sucht man noch einen Anschluß an die Weltlinien. Genua hat soeben seine transatlantische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die ohne je recht gelebt zu haben eingeschlafen war, erneuert, und Triest liegt ein zweiter, verbesserter Plan (von Charles Koops, österreichischem Consul in New York) einer von fünf Schiffen zu besorgenden Dampfpost nach Amerika vor. Die Linie soll die Haupthäfen des Mittelmeers bis Corfu, Malta und Algier aufnehmen und bis New York, wo sie mündet, Cadix, Lissabon und Madeira berühren, wodurch sie mit den Linien für Brasilien und die La Plata-Straßen, für die afrikanische Westküste, die canarischen und capverdischen Inseln in Verbindung tritt.

Wichtigere Interessen weisen das Mittelmeer auf die Canalisirung der Landenge von Suez hin. Diese große Frage hat einige kleine Schritte vorwärts gethan. Lord Palmerston hat sich endlich bequemt, Abtheilungen von Mannschaften der Specialwaffen über Suez zu dirigiren und dadurch den Vorzug dieser Straße vor jener um das Cap anzuerkennen. Die ägyptische Handelsgesellschaft für das rothe Meer hat vier Dampfer ausrüsten lassen, um die Piraten zu bekämpfen, die der kleinen

Küstenschiffahrt unbequem geworden sind. Endlich haben die französischen und englischen Handelstammern fortzufahren, ihre Stimmen zu Gunsten des Unternehmens in die Waagschale zu werfen.

Die freie Donau und das schwarze Meer.

In Gemäßheit der Bestimmungen des Pariser Friedens war in Wien eine Commission der Donau-Ufersstaaten und in Galacz eine zweite der europäischen Großmächte thätig. Die Arbeiten der letzteren (siehe das letzte Heft) dauern noch fort und haben sich in der letzten Zeit auf die Anordnungen von Baggerungen in den Sandbänken zwischen Galacz und Tultscha beschränkt. Die Ufersstaaten sind mit ihren Beratungen und Beschüssen fertig; die Donau ist frei. Mühsamlich wird diese Freiheit mit dem 1. Januar 1858 beginnen, und die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft tritt dann in den Genuß der Jünglingsgarantie, die der Staat ihr zum Ersatz für ihr Privilegium bewilligt hat. Noch wenige Jahre, und wir haben eine Eisenbahn nach Semlin, die uns die directeste Verbindung mit dem Orient eröffnet, und früher noch (unde 1859) die Seitenbahn Wien-Kantja-Pragerhof-Triest, die zwischen Ungarn und dem österreichischen Haupthafen den Verkehr vermittelt. Inzwischen hat die Thätigkeit der Werften am Don die Kriegsverluste der Kow'schen Handelsflotte durch den Bau von 300 Fahrzeugen ersetzt, die südrussische Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaft hat durch acht Dampfer alle Häfen des schwarzen Meeres unter sich und mit Constantinopel in Verbindung gebracht, und die russische Regierung endlich hat auch ihre drei Hauptflüssenplätze der asiatischen Seite, Knaps, Redutskale und Suchumskale dem Handel geöffnet.

Bolivianische Zustände.

Calchani, den 2. Juli 1857.

Wir sind seit Kurzem von einem furchtbaren Typhus heimgesucht, welcher zuerst im Innern von Peru gewüthet hat und nun auch nach Bolivia gekommen ist. Die diesigen Aerzte nennen diese pestartige Krankheit La epidemia de fiebre tifoidea. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber und mit der Cholera. Man besorgt hier gegen sie das Heißfieber des Dr. Beaupertuy. Die Krankheit hat einen sehr schnellen Verlauf. Sie beginnt mit bestigem Kopfschmerz und mit Schmerzen in allen übrigen Theilen des Körpers. Dann erfolgt ein furchtbares Fieber, sowie starker Blutverlust aus Mund, Nase und oft auch aus den Ohren. Hierauf tritt Erbrechen einer Masse ein, welche wie Chocolate und zuletzt wie Kaffeesatz aussieht, und eine Stunde nach diesem Erbrechen erfolgt der Tod. Die Mittel, deren man sich auf dem Lande, wie hier in Calchani, bedient, bestehen darin, daß man sogleich den Kopf mit kaltem Wasser wäscht, sich tüchtig zur Ader läßt und dann erfrischende und abjüh-

rende Arzneien, wie Lamacinde, Mana und Cremor, einnimmt. Trotz dieser Mittel erfolgt sehr oft am ersten, zweiten oder dritten Tage der Tod. Die Krankheit sucht besonders die Indianer heim, weil diese höchst unreinlich sind, und aus häßlicher Dummheit sich lieber abergläubischer Ceremonien, als der Arzneimittel und des Rathes vernünftiger Leute bedienen. Man rechnet, daß diese Pest die zum October, wenn sie so lange dauern sollte, an 200,000 Indianer dahin gerafft haben wird. In der Provinz Yapaya sind bereits etwa 4000 derselben gestorben. Man begräbt die Todten nicht mehr auf den Friedhöfen, sondern scharft sie auf dem Felde ein. Reihen von Häusern sind menschenleer, die Ernte auf den Feldern bleibt aus Mangel an Schnittern undenkt, Lamas, Schafe und andere Hausihiere laufen herrenlos umher, und die großen Kupferminen in Corocoto stehen aus Mangel an Arbeitern beinahe still.

Das Benehmen der Indianer bei dieser Krankheit läßt uns einen tiefen Blick in den geistigen, religiösen und sittlichen Zustand derselben thun. Um die Krankheit aus dem Lande zu treiben, verfertigen sie ein hölzernes Gefäße, welches sie Despacho (d. i. Sendung) benennen. Dieses hat die Gestalt einer Wiege, und an den mit farbiger Wolle umwickelten Stangen desselben sind Silbermünzen und in Papier eingewickelte Heilmittel gehängt. In der Despacho fertig, so tragen sie ihn von Berg zu Berg und stellen ihn endlich auf einen Gipfel hin. Nachdem sie dann Schafe gebraten haben, tanzen sie um den Despacho, wobei sie mit Trommeln und Pfeifen Musik machen und in den Pausen sowohl essen als auch Chicha und Brantwein trinken. Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie die Krankheit über die Grenze getrieben zu haben. Kommt nämlich Jemand zu dem Despacho und reißt die Silbermünzen ab oder nimmt auch wohl das ganze Gefäße mit, so sind sie sehr überzeugt, daß himself nicht mehr sie selbst, sondern jener Fremdling und alle die Leute, zu welchen er kommt, von der Krankheit ergriffen werden.

Das Wüthen der Seuche hat aber die Indianer auch zu Mordversuchen und Mordthaten getrieben. In dem zwölf Leguas von hier entfernten Dorfe Balca haben sie, erbittert darüber, daß nur Indianer und keine Weißen der Krankheit erlagen, das zum Verkauf bestimmte Schafsteisch an den Leichnamen todtcr Indianer gerieben, damit jeder, der von demselben genießt, sterbe. In dem Dorfe Tapacari, welches fast 6000 Einwohner hat und an der von Oruro nach Cochabamba führenden Straße, sechzehn Leguas von letzter Stadt entfernt liegt, haben die Indianer vor vierzehn Tagen sogar ein Menschenopfer oder wie der Ausdruck in der Quichua-Sprache lautet, eine Klumpata oder Wichara (d. i. wörtlich überjezt ein Opfer) vollzogen. Als nämlich dort ein Mann und seine Frau mit Hinterlassung eines anderthalb Jahre alten Kindes an dem Topfbus gestorben waren, seidelten die Indianer dieses Kind auf's beste, bezingen es

mit Kräutern und Silbermünzen, und setzten es dann am Ufer des Tapacari-Flusses aus. Glücklicherweise fand eine vorbeireisende Frau das Kind noch zu rechter Zeit und errettete es vom Tode. Weder die Polizei, noch die Geistlichen hat von dieser Abscheulichkeit Notiz genommen. Uebrigens ist es merkwürdig, mit welcher Ruhe der Indianer dem fernnahenden Tode entgegensteht. Gelassen erträgt er die größten Schmerzen, kein Klagelaut entfährt seinem Munde, und sagt man ihm, in wenigen Minuten werde er sterben, so gibt er entweder keine Antwort, oder er erwiedert ganz trocken: „Ich weiß es.“ Dieser bis zum Ende ausdauernde Gleichmuth ist aber weder aus wirklicher Weisheit, noch aus Frömmigkeit herzuleiten, sondern er beruht nur auf meiner Ansicht durchaus nur auf geistiger Stumpfheit.

Die erwähnte Passivität, welche die Behörden in Bolivia schweren Verbrechen gegenüber zeigen, veranlaßt mich zu einigen Worten über die Justiz und Regierung des Landes. Die unterste Gerichtsstelle ist die eines Friedensrichters (Juez de paz). In jedem, auch dem kleinsten Dorfe befindet sich ein solcher; er erhält keinen Gehalt, und darf über keine Sache von höherem Werth als fünfzig Dollars entscheiden. Diese Friedensrichter sind unwissende und unredliche Leute, welche kaum lesen und schreiben können. Ueber ihnen stehen zunächst die Juez de letras, oder, wie man sie mit einem englischen Worte bezeichnen könnte, die Scheriffe. In jeder Provinz gibt es einen, in jeder Stadt aber zwei, von denen der eine die Civil-, der andere die Criminal-Justiz hat. Diese Classe von Richtern erhält eine gute Besoldung, ist aber durchgehends gewissenlos. Die dritte Stufe der Justiz bilden die Ober-Gerichtshöfe (Cortes superiores), deren es fünf gibt, und welche in den Städten Chuquisaca, Potosi, Cochabamba, Oruro und La Paz ihren Sitz haben. Die Richter derselben, welche einen noch besseren Gehalt beziehen, sind gleichfalls nicht viel werth. Die höchste und letzte Instanz bildet der in Chuquisaca befindliche höchste Gerichtshof (Corte suprema), dessen Mitglieder den bedeutendsten Gehalt beziehen, sich aber hauptsächlich durch Trägheit und Langsamkeit auszeichnen. In den großen Städten gibt es außer den erwähnten Gerichtshöfen noch ein Consulado oder Handelsgericht. Dieses darf nicht über einen höheren Betrag als 200 Dollars entscheiden; was darüber hinausgeht, gehört zur Competenz der Juez de letras. Unwissende und feile Krämer, welche übrigens keinen Gehalt beziehen, bilden die Beisitzer dieses Gerichtes. Endlich hat man in Bolivia auch noch Geschwornengerichte, aber nur für Verbrechen.

Wegen der schlechten Beschaffenheit der Gerichtshöfe hilft man sich sehr häufig selbst dadurch, daß man zur Presse oder auch zum Stof seine Zuflucht nimmt. Vor drei Monaten ist es z. B. dem Präsidenten des höchsten Gerichtshofes dегegnet, daß er auf dem Hauptplatze von Chuquisaca ein Paar tüchtige Ohrfeigen erhielt, weil er zu parteilich gewesen war.

Von dem wahren Wesen der Geschwornen-

gerichte hat man hier zu Lande noch gar keinen Begriff, und deshalb sind bei ihm Willkürlichkeiten jeder Art möglich. Bei einem kürzlich stattgehabten Verichte waren 3. D. die Geschwornen nicht einmal beerdigt worden; der Advocat hatte aber vergebens behauptet, daß aus diesem Grunde das ganze Gericht null und nichtig sei. Bei einer früheren Jury hatte der Präfect von Cochabamba sich selbst zum Präsidenten derselben machen wollen, indem er erklärte, er sei die höchste Magistrats-Person des Departements und folglich auch das Haupt der Jury; der wirkliche Präsident derselben packte ihn aber an dem Hocke und wies ihn mit der Erklärung fort, er habe in dem Gerichtssaale gar nichts zu schaffen. Uebrigens kann der Minister des Innern in Folge des oben angegebenen Benehmens leicht einmal eine Tracht Prügel empfangen.

Der Präsident Cordova ist kürzlich von Cochabamba abgereist, um am 6. August in Chuquisaca den Congreß zu eröffnen. Dieser Mann ist sehr übel daran, weil er sehr an der fallenden Sucht leidet, und seine Minister thun, was sie wollen. Er hat seine ganze Armee bei sich, welche jedoch nur aus tausend Mann besteht. Diese muß hier zu Lande ein Präsident, wenn er umherreist, stets mit sich führen; denn so wie er die Soldaten aus den Augen läßt, ist er in Gefahr, daß dieselben eine Revolution machen. Das Hauptübel Bolivia's ist die Empleomania oder Aemtersucht. Jedermann will ein Amt haben, theils um Ansehen zu erhalten, theils um auf Kosten des Staates oder, wie man hier sagt, der Nation zu leben. Dieser Umstand ist mit ein Hauptanlaß zu den öfteren Bürgerkriegen; denn Jeder, der keine Anstellung hat, ist ein Gegner der bestehenden Regierung und gern bereit, sich gegen dieselbe zu verschwören, weil er hofft, daß der nächste Präsident ihn anstellen wird.

Gegenwärtig macht ein Geistlicher aus Chili, Presbitero Dr. Don José Ignacio Victor Eizaguirre, viel von sich reden. Dieser war in Rom gewesen und erklärte bei seiner Rückkehr, er sei vom heiligen Vater beauftragt, die Regierungen und Völker Südamerikas um einen Peterspfennig anzusprechen und junge reiche Leute zu veranlassen, nach Rom zu gehen, um dort ein südamerikanisches geistliches Seminarium zu Stande zu bringen. Ich glaube nicht, daß die Bestrebungen dieses Mannes in irgend einem Lande Südamerikas einen einigermaßen bedeutenden Erfolg haben werden. Einem Nonnenkloster seines Heimatlandes Chili hat er nicht nur eine Anzahl Indulgenzen, sondern auch die Feder, mit welcher der Paps die unterzeichnet hatte, mitgebracht. Diese Feder hat man in einer goldenen Schachtel auf dem Altar der Klosterkirche aufgestellt. Im Lande Paraguay ist es dem Herrn Eizaguirre übel ergangen, wie ich kürzlich in dem Mercurio de Balparaiso las, welche Zeitung nebenbei bemerkt zugleich mit dem Commercio de Rio Janeiro das beste südamerikanische Blatt ist. Als er nämlich in Añonion, der Hauptstadt von Paraguay, ankam und an's Land steigen wollte, ließ ihm der gegenwärtige Präsident dieses Reichs, Don Carlos Antonio Lopez, erklären:

er wolle von seinem päpstlichen Mandat Nichts wissen, er erkenne bei den Ländern und Regierungen, mit welchen er Handels- und Freundschaftsverhältnisse aufrecht erhalte, nur eine äußerliche Förmlichkeit an, er sei in Hinsicht der Jesuiten gewipigt und weise die angebotenen Beziehungen zum Papsle zurück. Dem päpstlichen Commissarius wurde nicht einmal gestattet, an's Land zu steigen, um eine Messe zu lesen. Dieser hat übrigens ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, in welchem er besonders das Colibat sehr emporhebt und auf's Heftigste gegen die Protestanten eifert. Dagegen hat ein anderer katholischer Geistlicher, Bigil, unter dem Titel: „Verteidigung der Regierungen gegen die Annahmungen der päpstlichen Curie,“ ein sechs Bände umfassendes, sehr gelehrtes und gut geschriebenes Werk erscheinen lassen, welches auf Kosten der peruanischen Regierung in Lima gedruckt worden ist. Dieses Buch ward in Rom auf den Index gesetzt; Bigil hat aber hierauf eine neue Schrift unter dem Titel: „Licht und Finsterniß“ erscheinen lassen. Ich höre, daß beide Schriften in Belgien in's Französische übersetzt worden seien.

Schließlich noch einige Worte über Handelsangelegenheiten. Die Goldminen in Choquecamata sind gänzlich zu Wasser geworden. Niemand arbeitet mehr dort, und ich glaube sogar, daß der Weg dahin schon verloren ist. Die ganze Sache war ein windiges Gerücht, und alle die Fremden, die sich durch trügerische Peltungsartitel verlocken ließen, dahin zu ziehen, sind verarmt wieder fortgezogen. Es werden übrigens jetzt auch wenige Silberminen bearbeitet, da die Capitalien dazu mangeln. Um so stärker werden dagegen Kupfer- und Zinnminen bearbeitet, weil man für diese eines kleineren Capitals bedarf, und weil das bolivianische Kupfer und Zinn wegen seines Silbergehaltes in Europa sehr geschätzt ist, so daß die Handelshäuser zu Tacua sich zum Behufe von Retour-Messen so zu sagen um dasselbe schlagen. Bleiminen gibt es genug, und noch dazu sehr silberhaltige; es denkt aber bis jetzt noch Niemand daran, sie zu bearbeiten. In Hinsicht auf den Wollhandel wird die wenige vorhandene Schaafwolle im Lande selbst consumirt. In Alpacas-Wolle ist sehr wenig Ausfuhr. Ebenso verhält es sich mit den Chinchilla-Fellen. Die Gesellschaft des Chinارينden-Monopols führt monatlich 200 Centner über Tacua aus, darf aber keine neue Aende schneiden lassen, so lange das auf dem Lager befindliche Quantum, welches man auf etwa 10,000 Centner anschlätzt, noch nicht consumirt ist. Der Handel im Allgemeinen geht noch immer seinen alten Schneckengang, und Alles wird bald einen großen Rückgang erleiden, weil so viele Tausende von Indianern dahinstarben. Diese sind nämlich unsre Arbeiter, und daß Auswanderer hierher kommen, ist gar nicht zu denken, weil dieselben weit mehr Vortheile und weit größere Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Personen in Brasilien, in der argentinischen und in der chilenischen Republik finden.

Skizzen aus New York.

Von Fr. Schüp.

Es ist vollbracht! — Das verzwegene, prunkende Gebände der amerikanischen Welt- und Handelswelt ist eingestürzt; seine Trümmer bedecken den Boden der großen Republik und die Menschen, erschöpft durch langes, vergebliches Ringen, durch quälende Angst, schreiten jetzt mit der Ruhe der Verzweiflung, fast mit Zitterbebenheit, das Schlimmste zu kennen, über den Schutt ihres zerhörten Werkes. Von der Metropolis des Westens, von dem stolzen New York war das Erdbeben ausgegangen und wälzte sich gewaltig, verberend, wie die Annalen des Handels es noch nicht aufzuweisen hatten, unter dem ganzen weiten Gebiete hin. Ueberall erzitterte, spaltete sich der Boden und Sturz auf Sturz fielen die Feilen der Industrie, des Handels, der Finanzen. Ruin im Norden! Ruin im Süden und im fernem Westen. So floß Wochen lang die Schreckenbeiwacht täglich, kühnlich auf dem Telegraphenbrachte hin und her. Auf jede Frage der Angst kam eine Antwort des Unglücks. Die Krisis war lang und hart. New York war das Herz des gegen den Tod kämpfenden Körpers. Von ihm sollte das Lebensblut ansströmen, das Rettung bringen konnte. New York rang mit dem Reste seiner Kräfte gegen die Vernichtung. Der Kampf ist vorüber, die Agonie ist beendet. Die Metropolis der weltlichen Handelswelt liegt jetzt da, eine Riesenleiche mitten unter dem Haufen der Kleinern.

Wer aber diese Krisis in New York erlebt hat, der kann mit Recht sagen, einem großen blutigen Drama der modernen Welt beigewohnt zu haben. Welch ein Ausgangspunkt, Welch eine Entwicklung, welche Peripetie! —

Der kaum zwei Monaten erbob sich noch auf dem Boden der großen Republik die Alpe der Speculation, bedeckt mit Unternehmungen, Plänen, Erfolgen und den Millionen von Actien und Banknoten: die Sonne des Vertrauens goss ihre goldenen Strahlen darüber und in dem blendenden Widerschein wogte auf dem ganzen weiten Gebiete die thätige, süßliche Menge. Vorwärts! Vorwärts, ohne Rückblick, ohne Furcht, ohne Besinnung! Nur vorwärts! war das allgemeine Lösungswort. Der Geist der Unternehmung und des Glückspiels kannte keine Grenze. Müßigung und Vorsicht war selbst den ruhiger Denkenden unmöglich, denn die Speculation, gleich einer überkerferten Lokomotive, triß laufend und betäubend den Zug der Handels- und Finanzwelt dahin auf der Bahn zum — Verderben, — (Hüßerte wohl die und da eine mahnende Stimme), — zum Erfolge, zum kolossalen Gewinn beffte und rief die Menge. Und der Scheln sprach für diese. Auf dem schon längst bebauten Felde des amerikanischen Unternehmungsgeistes schien eine unendlich reiche Ernte im Entenslang des Glücks zu wezen und neue Gefilde haben sich noch eröffnet. Nach den einsamen Ebenen des fernem Westens strömte die Auswanderung der Speculation. Der Boden wurde zerlegt. Pachtgüter, Dörfer, Städte,

Canäle, Eisenbahnen wurden in stets wachsender Zahl bingezichnet auf das dürre Gras der Prairie, auf dem noch der Fußtapfen des stiebenden Indianers nicht verwischt war. Mit rasender Eile führte die raschen Gewinn suchende Menge auf diese neue Beute. Noch ebe der Pfäh in den Boden gestekt, noch ebe der erste Stein für die künftigen Städte gelegt war, erlangte das Land einen Werth, der scheinbar dem Reichthum der Republik in's Unendliche vermehrte. Die Actien der Eisenbahnen und Canäle der ungewissen Zukunft waren gesuchter als Geld. Eine neue Welt war im Westen für den Handel und die Speculation der großen Republik geöffnet. Raum noch Wisenig, verlangte derselbe in unbegrenzter Masse nicht nur das Rothwendige, sondern Alles, was der Luxus des verfeinerten Lebens erkonnen bat. Von Frankreich, Deutschland, England, von ganz Europa forderten die Handelsstädte des Orients in kolossalem Uebermaß die Produkte der Industrie. Der Abfluß war sicher, nach dem Westen floß reich der gewaltige Strom. New York, das Riesenemporium, hatte nicht mehr Raum für die unendliche Masse der europäischen Sendungen. Die Waaren verdrängten die Menschen und Prachtpaläste stiegen tief aus der Erde hoch hinauf gegen den Himmel, um den ungeborenen Reichthum aufzunehmen. Welch ein Treiben, Welch ein Leben in der stolzen Metropolis! Handel, Industrie und Finanzspeculation schwellten ihre Adern; ihr Riesenkörper wuchs und verschönerte sich in's Unendliche. Was gestern groß, glänzend, bewundernswert war, wurde heute klein, jämmerlich, verächtlich. Der Reichthum des vorhergehenden Tages galt für Armuth am folgenden Morgen. Der größte Gewinn wurde nur als Einfluß für den Unberechenbaren verwandt. Maßlos wie die Arbeit und das Wagn war der Genuß. Die Paläste der Handelsjuristen füllten sich mit königlichem Prunke; ihre Tafel stropfte von lustvoller Heppigkeit. Es war dies die Zeit der glühenden Speculation und der glühenden Speculation. Ueber Europa streute ein Theil der Glücklichen rückwärts das leicht erworbene Gold, in den Badeorten verschwendeten es die Andern. Die Gegenwart lag glänzend vor dem triumphs- und genußstrahlenden Auge Aller, die Zukunft stieg als rosenfarbige Wolfe noch glänzender aufgebender Tage empor. Mühsamkeit und Vertrauen belebte Alle. Die Natur selbst schien diese Eiberheit des Glücks zu verheißeln. Mit jünger Hand hatte sie ihre Geschenke über die Republik angestreut. Auf den Feldern des weiten Gebietes reiste unendlich Reichthum. Glücklich und voll Zuversicht waren die Menschen, und selbst die bedächtigeren Schwärmer riefen nach einem prüfenden Blicke um den Horizont: Es ist Alles gut, Alles sicher!

Da löste sich plötzlich auf der hohen Alpe der Speculation ein Schneeflöschchen und in demselben Augenblick kürzte es herab, als Lawine, wachsend, unaufhaltsam, vernichtet, und die kann noch so unapflüßende Handelswelt lag begraben, verschüttet, vernichtet für lange Zeit.

Am 24. August stellte hier das Zwelggeschäft der Ohio Life and Trust Company ihre Thüren ein. Ein Schrei der Ueberraschung, der

Bestürzung ertönte, denn dieses Institut galt für eins der sichersten. Aber nicht die Bedeutung und die direkten Folgen eines einzigen Bankbruchs, selbst nicht des größten Geschäftes hätte die Handelswelt unmittelbar in so panischen Schrecken stürzen können, hätte nicht einem Jeden dabel das erwachte Gewissen zugerufen: Es war Alles Täuschung! Du, dein Nachbar und Alle, fern wie nahe, ihr lebet nur durch Täuschung! Ihr seid Alle jetzt dem Untergange verfallen! — Der Damm des Vertrauens war gebrochen; der Alarmruf: Die Krisis! Die Krisis! — zing durch das ganze Land und die vernichtende Fluth des Bankrotts brach herein. Die Wälder während des tobenden Sturmes fielen Banken, Handelshäuser, Fabrikeln, Eisenbahngesellschaften, die weiten zwerf, die grünern folgten rasch. Der Sturm wuch; es trachte und brach in dem Walde der Speculation, und das dürre Laub der Aktien und Banknoten wurde wertlos von dem Winde weggeblasen. Die Krisis! Die Krisis! so lautete seit Wochen der Unlücksruf und verbreitete gleich dem Schrei: Die Pest! Die Pest! Bestürzung über die ganze Bevölkerung und hemmte das Leben der Allgemeinheit, wie jedes Einzelnen.

Wohl in keiner andern Handelsstadt tritt das Geschäft so offen, so massenhaft auf den Straßen auf als in New York. Wallstreet, der Hauptplatz der hohen Finanzwelt, und die benachbarten Straßen sind zu jeder Zeit eine Börse unter freiem Himmel. Hunderte heben da in Häufen, besprechen und schließen Geschäfte ab; Hunderte ohne Geschäfte und eine nicht geringe Anzahl von Chevaliers d'industrie treiben sich da umher; hin und her strömt dabei die Menge derer, welche zu ober von dem Postamt, oder von einer Bank zu der andern eilen. Alle Theile der großen Republik, des amerikanischen Continents und Europas haben da ihre Vertreter, und verschiedenartig drückt sich auf deren Physiognomien, in der Haltung, in der Bewegung und in Worten der Betrieb des Geschäftes aus. Ein interessanter Anblick schon in den Zeiten des Finanz- und Handelsfriedens, — ein großartiges Drama während dieser Krisis! Man denke sich diese bunte Menge in der gewaltigsten Aufregung der Ungewißheit, der Angst, der Ueberaschung, des Hassens nach Hoffnung und Rettung, der Furcht vor unvermeidlichem Ruin; man denke sich dieselbe Wochen lang von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stets grausamer gefoltert, bis endlich der Todesstoß dieser Agonie ein Ende machte und sich Resignation auf die abgematteten Züge des Ginen und Hohn der Verzweiflung auf die des Andern legten. Und mitten in der allgemeinen Bestürzung die unheimlich lächelnden Gesichter derer, welche auf dem Glend der Gesamtheit bereits ihre Speculationen des eigenen Gewinnes aufbauten und dabei Szenen, würdig der hohen Komödie. Da steht in einem Haufen verzweifelter Kaufleute, deren Banken gebrochen sind, Einer mit froh-lächelndem Antlitz und rühmt sich: „Ich bin ohne Sorgen, meine Bank hält sich!“ Da klopf ihm ein Freund auf die Schulter: „Weißt Du die Reulgeit? Die — Bank ist gebrochen!“ — „Der Teufel! Ist's so?“ — und fort eilt der

kaum noch so Zuversichtliche mit angstgeförter Miene, um selbst die Wahrheit an der verschlossenen Thüre des Bankhauses zu erproben. Nach dem Schauplatz dieser Gelstragödie strömte von Tag zu Tag in größerer Masse die Bevölkerung aller Theile der Stadt. Die „downtown“ füllte sich mit Tausenden und abermals Tausenden und blauf bis zum Broadway schlug die Brandung dieses aufgeregten Menschenozeans. Diskussionen und förmliche Reden, Ausruhe der Erbitterung und des Schreckens, aber auch Ausbrüche grimmligen Spottes, höhnenden Witzes, selbst des muntern Sberges ertönten. Die Komödie des Menschenlebens führte in Wallstreet eine ihrer interessantesten, reichsten Szenen auf.

Aber nicht für den specielleu Kreis der Handels- und Finanzwelt allein kam die Störung, die weltliche Verlegenheit, die Angst, das Glend. Die ganze Bevölkerung war plötzlich in die Kluft der Krisis geführt. Die Geschäfte stockten, die Fabriken und Werkstätten wurden geschlossen, und eifanfsend Arbeiter treiben sich bereits erwerbelos auf den Straßen umher. Die Verzweiflung hat schon ein Opfer erbalten. Ein unglückliches Rähmädchen, das die Thüre ihres Geschäftslocals verschlossen fand, eilte nach Hause und schnitt sich den Hals ab. Ueberraschen darf dieser Act der Verzweiflung nicht, denn Hoffnung auf Hülfе kann hier den Unglücklichen nur selten erbalten. Vergessen und unbejammert mag er den Hungertod sterben. Es fehlt nicht an fühlenden Herzen und mildthätigen Händen, aber die Metropolis ist groß und das Glend ungebeuer. — „Der Winter wird schwer werden. Die Verzweiflung wird zu Raub und Mord treiben. Niemand wird es wagen, bei Nacht auf der Straße zu sein.“ — Diese düstere Pro- phezung geht jetzt von Mund zu Munde und die Erfüllung wird nicht fehlen. „Wir werden morden und rauben müssen!“ — so hörte man eine verzweiflungswütige Iränkerrin anrufen, — „denn wir können doch nicht mit unsern Kindern vor Hunger sterben!“

Arm war plötzlich ein Jeder geworden, denn der Dämon der Krisis hatte das Geld in der Tasche und in dem Koffer plötzlich in ein werthloses, schmutziges Papier verwandelt. Mit dem Bruch der ersten Banken hörte das Vertrauen in das Papiergeld an. Niemand wußte mehr, ob er mit dem, was er bei sich trug, nur sein Mittagessen zahlen konnte. Massenweise drängte man sich daher nach den Anschlagbrettern der Zeitungen, um zu erfahren, welche Bank wieder gebrochen sei, und eifrig schrieb man die gerührten in das Taschenbuch ein. Bald aber trat eine Literatur der Umstände hervor. Listen der gebrochenen Banken wurden in den Straßen zum Verkauf ausgerufen und täglich, fündlich gewannen dieselben eine drobenere Länge; bald tief die gellende Stimme des Zeitungsjungen: „Hundert Banken gebrochen! — und mehr und mehr noch mit jedem Tage. Die Panik brach aus und der Sturm auf die Stadtbanken begann. Tausende und Tausende drängten sich mit dem unsichern Papiere heran. Es bedurfte der Polizei, um etwas Ordnung in dies ungeheure Gewühl zu bringen, aber rühmlich für die Masse in solcher Aufregung, nirgend kam es

zu Gewaltthätigkeiten. Die Sparcassen besonders, denen der Arbeiter seinen Verdienst anvertraut hatte, boten Szenen der angrifflichsten Aufregung dar. Bis weit hin vor den Gebäuden dieser Institute waagte, drängte, sumimte die ungeborene Menschenmenge. Tausende füllten die innern Räume, Männer und Frauen und viele von diesen mit ihren Kindern auf den Armen, aber trotz aller Aufregung ging auch die Arbeitermasse zu keiner gewaltsamen That über. Mancher sogar, der angrifflos herbeigeilt war, ließ sein Weib in den Cassen der Bank und ging vertrauensvoll weg, als er sah, wie ohne Högung die zahlreichen Angelegten massenhaft das Geld gegen die eingereichten Papiere hinstoben. Weniger genügend und dennoch beruhigend wirkten auf die ängstlich barrende Menge hier und da die Reden der Bankdirectoren. Die Matrosenbarcasse suchte durch einen anschaulichen Beweis ihrer Zahlungsfähigkeit Vertrauen einzuschöpfen und dem Sturme vorzuzukommen. Gehe Sätze voll des edlen Metalls, jedenfalls mit der Aufschrift: „Ver. Staaten-Münze“ waren an den Fenstern aufgestellt. Es that dies seine Wirkung, doch nicht auf Alle. Ein Matrose, dem Jemand Vertrauen zusprach, erwiderte: „Man sagt uns immer, jede Bank sei gut, bis sie endlich bricht. Ich bedarf des Geldes für meine Familie; ich bin entlassen.“ Neben dem Groll und der Angst trieben aber auch die Lanne und der spottende Witz ihr Spiel. An komisch charakteristischen Szenen fehlte es ebenfalls nicht. Man denke sich z. B. einen kleinen zerlumten Zeitungsjungen, wie er mit dem ersten Anblick eines Panter, Gentleman und Capitalisten vor den Cassenbeamten einer Sparbank tritt und mit Autorität fragt: „Steht Ihre Bank noch fest? Wenn nicht, so habe ich nicht Lust geschroßt zu werden, wenn es auch alle Andern sind.“ Der Cassenbeamte wollte die Antwort in kindlicher Münze geben. „Das genügt zwischen Gentleman.“ — war die würdevolle Einrede und mit noblem Aufwand entfernte sich der gerlumte Capitalist und ließ sein Capital — zweihundertzig Cent (etwa ein Gulden) — vertrauensvoll in der Bank.

Für Taschendiebe und Gauner waren dies reiche Erntetage. Mancher, der nur in Sorgen darüber war, wie er den zurückerhaltenen Schatz sicher aufbewahren sollte, fand sich, ehe er nach Hause kam, durch ein Mitglied dieser ehrenwerthen Gilde aus der Verlegenheit gezogen.

Als ein Beispiel, wie der Sturm dieser Krisis die kolossalsten Vermögen verhaubte, diene Folgendes: Vor wenigen Monaten wurde der Partner eines blühenden Handelshauses in eine Irrenanstalt gebracht. Das allzugroße Glück des Geschäftes hatte ihn um den Verstand gebracht. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte die Firma einen Gewinn von 1,300,000 Dollars gemacht. Dieses Ueber des Glücks starb im Irrenhause; sein Nachlaß betrug 2,500,000 Dollars. Jetzt ist die Firma bankrott und soll vollkommen insolvent sein.

Während der Orkan der Krisis die aufgeregte Menschenmasse nach dem Geschäftsbereich der Stadt trieb und dort herumpeitschte, boten die elegante fünfte Avenue und der fashionable Broadway

den gewöhnlichen Anblick des brunkenden Luxus, des bunten Treibens, den Schein der unge-trübten Prosperität dar. Höre man die rauschende Musik, hinter welcher die zahlreichen Schützenvereine zum jährlichen Festschützen ausgehen, so hätte man nicht ahnen können, daß die Fabriken geschlossen und diese so froh aussehenden Arbeiter brotlos sind. Ein hiesiges Blatt berechnet, daß dreizehn dieser Gesellschaften bereits zusammen fünftausend Dollars für dieses Kriegsspiel ausgaben, so daß, folgten trotz der barten Zeit die übrigen diesem leichtsinnigen Beispiele, eine Summe von wenigstens fünfzigtausend Dollars von den Arbeitern diesem einzigen Vergnügen geovfert wird. Oben wie unten: Sorgen oder Glend zu Hause, Vergnügen und Luxus draußen.

Wie aber die Ladies, die wirklichen Herrinnen der amerikanischen Lords of Creation, in dieser Krise sich bewähren, ist eine reizvolle Frage. Zwischen Schmeichelei und Verleumdung führt ein enger, schlüpfriger Pfad. Darf man den strengen Anklägern glauben, so fährt die Mehrheit derselben fort, mit leichtsinniger Teilnahmslosigkeit für die Sorgen der Männer den Weg des Luxus und der Verschwendung zu wandeln. Doch auf einzelne Fälle soll kein allgemeines Urtheil getüßt werden; in das Innere der Familien fällt nicht genug der Blick des Beobachters, auch trägt der Amerikaner gleich dem Engländer die Sorgen tief verschlossen in der eigenen Brust. Die Offenlichkeit aber gewährt jetzt neben dem Aufstande der Männer, die zur Rettung ihres Geldes die Banken stürmen, die massenhafte Erhebung der Ladies, welche zum Anlauf der Modewaren mit gleicher Hettigkeit die Kaufleute belagern. Zur Abwehr der drängstigen Männer vor den Banken bedurfte es der Polizei, zur Abwehr der kunstigen Ladies bedarf es ihrer jetzt noch mehr. — „Schutzvoller Leichtsinn! Empörende Verschwendung!“ — ruft man da wohl mit Entrüstung aus. „Weise Versicht, wohlberednete Sparsamkeit,“ sagen aber die Ladies. Die Geldnoth hat die Großhändler gezwungen, zum Detailverkauf sich herabzulassen und durch billige Preise den überfüllten Raum zu leeren. Die Speculation gelang und so hat New York jetzt, Dank den Ladies, wenigstens einen blühenden Handelsgeweg.

Unterdessen sehen mit angstvollen Blicken die Männer in die unberechenbare Zukunft. Es liegt jetzt auf der Handelswelt eine stumme Apathe, die Ruhe der Ergebung in das schwere Schicksal. Die Presse spricht von der Energie und Glacitätät des amerikanischen Charakters, und verkündet die baldige Wiederbelebung des todtten Handelskörpers — aber es fehlt nicht an Leuten, welche glauben, daß das Grab noch tiefer sich für ihn herabsinken werde. Jahre werden jedenfalls vergehen, ehe die Vereinigten Staaten und ihre stolze Handelsmetropole wieder in dem vergangenen Glanze ihres Reichthums und ihrer Größe sich erheben werden.

Wie kam es aber, daß der kühne, prunkende Bau der amerikanischen Handels- und Finanzwelt, dessen das eigene Land so stolz sich rühmt und den aus der Ferne die fremden Nationen so bewunderungsvoll anstauerten, plötzlich unter

einem Schlage in Trümmer fiel? — Diese Frage gründlich zu erforschen und ausführlich zu beantworten, ist hier nicht der Ort. Nach der Schilderung des Ruins ist es aber Pflicht, die Ursachen desselben wenigstens in genügender Allgemeinheit anzudeuten.

Der trügende Genius des maßlosen Vertrauens hatte das hohe Gebäude angeführt, der räuchende Dämon des allgemeinen Mißtrauens hat es niedergeworfen. Nicht auf dem festen Boden der Realität der sichern Arbeit, sondern auf dem Pfingstland der Speculation, des Schwindels hatte es sich erhoben. Die erste Woge der andrängenden Krisis mußte es wegschwemmen. Mit unbändiger Hast auszuführen, um rasch und unmittelbar den Erfolg zu genießen, nicht dem Baume Zeit und Pflege zum natürlichen Hervorbringen der Frucht zu geben, sondern dieselbe zur künstlichen Reife zu treiben, das ist der Charakterzug des Amerikaners. Bereit mit dem allgemeinen herrschenden Geiste der modernen Industrie mußte er zu den Resultaten führen, welche vor einem Augenblicke noch als scheinbarer Triumph weitbin glänzten und jetzt Glend und Verfürgung von Land zu Land senden. Das in Europa in kleinerem Maßstabe geschah und folgen wird, das hat man hier in Riesengröße. Die allgemeinen bekannten Ursachen einer solchen Krisis findet man daher auch hier, aber in kolossalem Umfang; unter den eigenthümlichen aber müssen vor Allem folgende zwei Hauptpunkte hervorgehoben werden. Amerika lebt, schafft und speculirt auf Vorrath von Europa. — „Die Rationalverschuldung gegen Europa liegt der Finanzkrisis zu Grunde. Als ein Volk schuldet wir für die Eisenbahnen, auf denen wir fahren, für die Kleider, die wir tragen, für die Geräthschaften, Möbel und die Luxusartikel, mit denen wir unsere Häuser füllen.“ — So spricht ein hiesiges Blatt und fügt hinzu: „Hätte Europa den Eisenbahnunternehmungen hundert Millionen mehr leihen wollen, so würde noch ein Jahr gewonnen worden sein.“ Statt aber neue Capitalien nach Amerika zu senden, sucht Europa jetzt die angelegten zu realisiren und zurückzubringen auf den eigenen Boden, der nun auch eine reiche Zinsrente verspricht. Dies wirkte gleich einer Luftpumpe auf die Finanzatmosphäre; es gab einen leeren Raum, in dem das Geschäftslieben erkerben mußte.

Europa wird jetzt ein tobendes Jörn- und Jammergeschrei erheben über den Reichthum und die Unrechlichkeit der amerikanischen Speculation. Eine ungeheure Reaction wird dort ausbrechen. Die Weltfischer des alten Continents sollen aber bedenken, daß der hohe Gewinn, für den sie ihre Capitalien auf amerikanischem Boden ausfäceten, nicht bloß der Sonne des Glücks, sondern auch allen Stürmen des rücksichtslosen Wahnsinns des amerikanischen Geistes ausgesetzt war. Die kolossalen Zinsen, welche sie verlangten, mußten zu einem kolossalen Risiko führen. Beides mußten sie mit in den Kauf nehmen. Das Eine ohne das Andere zu wollen, bewies nur für kindliche Naivität oder noch größere Gier als die der Amerikaner. Diese nehmen wenigstens jetzt die Strafe für die bezagangenen Sünden, wenn auch nur mit augenblicklicher Demuth, hin. Den Klagen und Vorwürfen der

Europäer antworten sie aber kalt und bestimmt — selbst wenn dieselben von fürstlichen Speculanten kommen. „Se. Durchlaucht sind sehr ungehalten über das Fallen der Stocks“ — berichtet neulich der Agent eines kleinen deutschen Herrschers. „Se. Durchlaucht werden jetzt noch ungehaltener sein,“ antwortete ruhig der Amerikaner.

Aber nicht nur flieht das fremde Geld zurück nach Europa, Amerika hat selbst Millionen dahin zu senden für die ungeheure Masse der erhaltenen Produkte. Maßlos, unerhört war hier der Verbrauch mehr noch des Ueberflüssigen als des Nöthigen. Luxus, Genußsucht, Uebertreibung in Allem, in Geschäften wie in Vergnügungen, Vergeßsachung aller europäischen Ausschweifungen und Nüchternheiten — dies war das Leben der Amerikaner. Die junge Republik lag als glücklicher Garganieria an den Ufern des Oceans und verschlang unerfättlich die kostbarsten Produkte, welche das alte Europa kaum massenhaft und rasch genug ihm senden konnte. An die Stunde der Zahlung dachte der „junge Riese“ während dieser Schwelgerei nicht. Sie ist aber gekommen, und sie folgt einem Rauche ein schrecklicherer Regenjammer. An Reue und Gram, an Bußpredigten und guten Vorsätzen fehlt es jetzt nicht. Ein allgemeines Mea culpa ertönt in dem Lande und demüthig beichtet die Nation ihre Sünden. „Das Betrugssystem, die Schiawerei (die bekannte Smartness), welche jetzt das Princip alles Handelns von oben bis unten sind, müssen ausgerottet werden. Sittliche Verrothung muß die Nation zurückführen auf den alleinigen Boden aller Unternehmungen. Die Tugenden: Mäßigkeit, Einschränkung, Einfachheit und Redlichkeit müssen an die Stelle unserer Laster treten.“ So ruft jetzt die Presse und die Kanzel. Eine Nation kann wie ein Individuum unter der Strafe für bezagangene Sünden solche Tugendankwandlung haben, hier ist sie aber eben so stürmisch, als der frevelnde Taumel es gewesen war. Wird der „junge Riese“ sich bessern? Darf man es hoffen? — Schon andre Jugendbüden hat er eben so bereut, Besserung versprochen und trotzdem — doch überlassen wir den reinigen und bestrafen Sünden der Sorge seiner geistlichen und weltlichen Prediger.

Die zweite Hauptursache der Krisis ist unverkennbar die übermäßige Circulation von Banknoten; sie erzeugte die kolossale Uebertreibung des Handels, der Unternehmungen, der Speculation, den eingebildeten ungeheuren Gewinn, die Ausschweifung im ganzen Leben der Nation und die übertriebenen Preise aller Bedürfnisse. In den Hunderten von Banken besaß Amerika eine Mine, gegen die Californien nur Armuth war. Jetzt aber verlangt Europa Geld, und nicht Papier; es bedarf nach einer guten Ernte weniger von den Producten Amerikas und will dafür nicht die früheren hohen Preise zahlen. Mit der Stunde der Zahlung mußte daher die Noth kommen. Trotz des Scheins von Reichthum, ja selbst trotz des wirklich unendlich vermehrten Nationalbesitzes ist Amerika arm, insolvent. „Insolvency“ sagt die Tribune, „gehört zu den Charakterzügen der amerikanischen Nation.“ In Boston, erklärte General Dearton, der zwanzig

Jahre Casencollector da war, seien von hundert Kaufleuten nur drei zu einer unabhängigen Vermögensstellung gekommen. Im Jahre 1800 hatte ein Karlauer eine Notiz der Handelsbänker am Lonq Bbort gemacht; im Jahre 1840 blieben nur fünf auf's Hundert davon übrig. Die Andern waren bankrott geworden. Aus einer Nachforschung in den Akten des Verlassenschaftsgerichts eracht es sich, daß 90% der Erbschaftsmassen insolvent sind. Das Bankrottaerz von 1841 entlastete dreihundertsechzig Kaufleute, welche in ihren Petitionen mehr als eine Million Creditoren angegeben hatten. Der Gesamtschuldensbetrag war auf 440,934,615 Dollar angegeben, in der That aber war er bedeutend höher. — Diese Schilderung der Zustände bei der Krisis von 1837 albt sehr in keinem Maßstabe das Bild der gegenwärtigen. — Extravaagan und Inflation! Bedarf es einer weiteren Forschung nach den Ursachen des unabweisbaren Katastrophens?

Wie eine schwere Last fiel in die Waagschale des Handels und der Finanzen die Zahlungsunfähigkeit des Westens. Statt das Geld der Neubarmachung des Bodens zu nehmen und durch reelle Arbeit sichern Reichthum zu schaffen, haben die neuen Ansiedler es zum Spiel mit Banknoten von Papierstücken und mit Actien dimirischer Eisenbahnen verwendet. Aus dem jungen Westen war der Schwindel als riesenhafte Pflanze emporaufgeschossen. Reichthümer erzeugte er nur in der Emsbildung, Schulden aber in der Wirklichkeit, von Osten her nährte ihm Nahrung für den ungeheuren Luxus in Masse kommen; am Zahlungsstake befand sich daher der Westen den Küstenschäden, wie ganz Amerika Europa gegenüber insolvent. Nicht einmal Geld genna ist vorhanden, um die reiche Ernte aus dem Westen nach den Häfen zu bringen, um sie in Europa zu verwerthen.

So steht Amerika mitten in dem wirklichen Reichthum der Natur umgeben von den Trümmern seines Erzgebirges arm, rath- und hülflos da —

An Reformulinen fehlt es nicht. Zwei Gedanken besonders treten hervor: Einführung von Schulden und Organisation des Bankwesens durch den Congreß.

Eine Handels- und Finanzreform könnte wohl die Folge der gegenwärtigen Krisis sein. — Wird dieselbe das richtige Mittel sein? Wird der Amerikaner belehrt, weiser und mäßiger in seinen Unternehmungen und Geschäften werden, oder wird er sich, gleich dem Indianer mit einer Wildheit auf das frische Pferd schwingen, um es auch über die grenzenlose Ebene der Speculation todte zu reiten?

Skizzen aus Wien.

Wer Wien seit etwa zehn Jahren nicht gesehen, der wird bei einem neuerlichen Besuche daselbst wohl bei Weitem das Meiste so finden, wie er es verlassen, doch auch gar Vieles ganz anders, und darunter auch mancherlei selbst überraschend Neues. Große Städte manfen sich eben nicht wie die Vögel jedes Jahr, aber dennoch, ungeachtet sie im Raume viel beengter

und in der Beweglichkeit viel schwerfälliger sind, in gleichen Zeiträumen oft ungleich merklicher als kleinere. Mit Wien im Verlaufe des letzten Decenniums war dies wenigstens so. Nur welen wir sojalds bemerken, daß wir bei dem Ausbruch dieser Wahrnehmung vorläufig nicht das innere Leben dieser Kaiserstadt im Auge haben, von dem wir übriqens nicht grade behaupten können, daß es während der besagten Krisis sich wesentlich zu irgend Besserm gewendet habe, sondern lediglich deren äußere Erscheinung, — Wien in seinem steinernen Gewande.

Gar nicht unbedeutend ist, was wir an diesem seit der letzten Decade von Jahren theils verändert, theils hinzugekommen finden, und es verdient dies eine um so anerkanntere Beachtung, einmal, als sich darln das Bestreben andersicht, den öffentlichen Bedürfnissen, wenn auch langsam, doch allmählig Rechnung zu tragen, sodann als sich in dem verschiedenen Einzelnen in ganz erfreulicher Weise das Wiedererwachen der in Wien, wie in Oesterreich überhaupt, seit lange todt darniederliegenden Sinnigung zu mehr künstlerischen Formen kundgibt, und endlich als alles dieses grade in einem Zeitraum fällt, dessen finanzielle und politische Verhältnisse grade recht darnach ansetzen sind, die Vaulust sehr zu fördern. Versuchen wir nun, ohne uns in die mindern Details einzulassen, zur Verwärtung dieses unsers Ausdrucks, eine kurze Umsicht in der Reihe von bemerkenswerthen Neubauten zu gewinnen, welche Wien in letzterer Zeit entstehen gesehen hat, und wählen wir zu unserm Ausgangspunkte gleich die Ferdinandstraße, welche die vollstehende Leopoldstadt, dieselbe an Bedeutung immer mehr zunehmende Emporium des Wiener Handels, mit der eigentlichen innern Stadt verbindet, indem wir im Vorübergehen nur bemerken, daß ein Blick schon auf dieses, in der innern Communication Wiens eine so wichtige Stelle einnehmende Bauwerk genügen könnte, um den besten Geist, der in den Vanten neuerer Zeit walzt, recht in's Licht des Vortages treten zu lassen. Wir sind überzeugt, daß ein so umfangreiches, so unerlässliches Glied in der Kette der Wiener Stromüberbrückungen, das überdies bestimmt ist, den Namen eines regierenden Hauptes zu tragen, in unsern Tagen — nicht aus Brettern und Balken ausgeführt werden wäre. Vielleicht auch dürfte dies Object eines der nächsten sein, dem es bevorsteht, die Geschmacks- und Taktlosigkeit einer in architektonischer Hinsicht soviel als unzurechnungsfähigen Zeit wieder gut gemacht zu sehn.

Durch das kleine Lorenzthor, das eigentlich nichts als ein völlig nackter Durchbruch durch die alten Stadtschranzen ist, lediglich von dem Bedürfnisse geschaffen und von der versierenden Hand der Kunst ganz vergessen, gelangen wir zu dem Ausgange, der uns links empor auf die Silberbastei führt. Durch ein eisernes Gitterthor betreten wir einen freien Platz, auf welchem wir, in der Gde der Basilicastrüßung, in früheren Jahren die Wade irgend eines optischen Apparates gesehen zu haben uns erinnern. Die Wade ist verschwunden, und an ihrer Stelle, hart an den Rand der Faktion hingerrückt, erhebt sich die neue Franz-Josefs-Caserne, vom Arsenal außerhalb Wiens abgesehen, das schönste militä-

rische Establishment der Residenz in diesem Augenblicke. Die Ausführung eines durch die Kriegsnisse des Jahres 1848 hervorgerufenen Gedankens ist dieses, in der Nordwestecke der inneren Stadt angeführte militärische Bauwerk so angeordnet, daß ein Theil das ganze jenseitige Donauarm-Ufer mit der Leopoldstadt und Jägerzeile, der andere, gegen Osten schauend, die vorliegenden östlichen Vorstädte bis hinauf gegen die Karlskirche beherrscht, das Ganze aber, mit seinen in vier Etagen übereinandergeordneten bombenfesten Corridoren und seinen gegen außen steil abfallenden Schanzwiderställen, ein unnahbares Castell bildet, imponirend schon mit seinen Kuppeln, seinen langen Reihen gepanzerter Bogens Fenster, seinen Zinnen und dem ersten rothen Ziegelgemäuer.

Zwischen den beiden Flügeln des eben erwähnten Baues erheben sich die Pfeiler und Bogen des neuen Krans Josephs Thores mit ihren kriegerischen Umhüllern, von den beiden Gebäudemassen, deren Haupteingang als gleichsam bildet, und zu denen es nothwendig im Verhältniß eines interartenden, centralen Bestandtheiles steht, im Effeete vielleicht etwas beeinträchtigt. Indeß muß man bedenken, daß der Plan zu diesem Bane ein ältere ist, als jener zu der Kaserne, und zu einer Zeit schon in Ausführung genommen wurde, als an die letztere vielleicht noch nicht gedacht ward.

Dieses Schreiten wir dieses Thor, so gelangen wir auf einen freien, erst in der Entstehung befristeten Platz, der der schönste und imposanteste, jedenfalls aber der umfangreichste innerhalb der Linien Wiens zu werden verspricht. Die Kasernenfläche, die Alleen, die sich ebendort längs der Stadtgräben hinziehen und einen Theil der Glacievorwerke Wiens bilden, die weitläufigen Soldatensoldate, von denen ein großer Theil der Bevölkerung seinen Bedarf an Baumaterialien bezog, sind verschwunden, und dem übersehenden Auge ist so eine Aussicht geöffnet, die bald zu den schönsten der Residenz wird gerechnet werden müssen. Die Hauptfronte der Ansicht, unmittelbar vor uns, bildet das kostbare neue Zollgebäude, ein Werk bereits der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit seinen Nebengebäuden, an welchen wir uns bedauern müssen, daß vor dem, allerdings in erster Linie stehenden praktischen Zwecke, jede höhere künstlerische Rücksicht so gänzlich hat zurücktreten müssen. Links von demselben in einiger Entfernung taucht aus dem Hintergrunde, welchen die unansehnlichen Gebäude der Messerwerkstätte bilden, nicht ohne materielle Wirkung das blendend helle neue Gebäude der Dampfschiffahrtsgesellschaft empor, unfern von welchem die im edlen Stile erhaltene Radebrücke den Donauarm überspannt. Die vier Standbilder der österreichischen Kriegshelden: Niklas Grafen Salm, des Verteidigers Wiens gegen Soliman II., der in den Mauern Wiens als zweihundertjährig-jähriger Greis seine Feldenkronen in Folge einer auf dem Kampfplatze erhaltenen Wunde beschloß, und dessen vierundzwanzigster Geburtstag nächstes Jahr dazu die schicksaliche Veranlassung geboten hätte; — Rüdiger's Grafen Staehempera, des Verteidigers und im Vereine mit König Stanislaus Sobieski Erretters Wiens

gegen Kara-Mustafa in den zwei heißen und blutreichen Sommermonaten Juli und September 1683; — Großherzog Karl von Oesterreich; — Joseph's Grafen Radeky. — sollten, oder sollten auch dergleichen diese Brücke zieren. Werden wie von unserm Standpunkte einen Blick gegen die innere Stadt zurück, so haben wir die Fassade des Krans-Joseph-Thores vor uns, des nach dem Baugedanken jedenfalls schönsten und architektonisch bedeutendsten Wiens, und hinter diesem die etwas allaufsehr redende Fronte des umfangreichen Postgebäudes, in schärferer Linie das Gegenobject des Zollgebäudes bildend. Wird nun der von diesem Kranze von schönen Baumwerken umschlossene große Platz frei bleiben? Werden Baum- und Rosenpflanzungen auf ihm angelegt, wird seine Mitte vielleicht von einem der Größe des Platzes entsprechenden Standbilde geziert werden? Wir erwarten jedenfalls von dem geläuterten Geschmack, der, und das gewiß im allgemeinsten Interesse, sich im Umbau Wiens immer mehr geltend macht, das Wohlüberlegte, der Vollendung dieses schönen Punktes Entsprechende.

Wenden wir uns nun von hier durch die Alleen des Glacis gegen die Landstraße, so wird unser Auge vor dem Eingang zu dieser Vorstadt von dem Anblicke eines Theiles jener Verbindungsbahn überrascht, deren wir bereits oben erwähnten. Es ist dies ein Werk jaderlangen Ueberdenkens, vielfache Riverstrungen und anstrengendster Arbeit. Kein Mensch würde ihm auf den ersten Blick ansehen, welche Schwierigkeiten haben überwunden sein wollen, ehe es so weit gediehen, als wie es jetzt vor uns haben, kein Mensch die weitanstehende Bedeutung, die es für den Weltverkehr hat. Nachdem die Bahn von Triest nach Laibach fertig worden, nachdem der Gemeinzwang mit Schienen belegt, ist die Strecke zwischen dem Südbahnhose und dem Nordbahnhose Wiens die einzige, welche noch der schwebenden Locomotive zugänglich werden mußte, um die ununterbrochene Schienenlinie vom Adriatischen Meere bis zu die Ost- und Nordsee, bis an den Canal und das Atlantische Meer zu vollenden. Die Bahn selbst ist ein Bau von solider, vor allem Andern auf den Zweck berechneter Structur. Der Eindruck, den die eisernen Hohlstrahlen der Brücken machen, ist ungeachtet des vielen Glanzes und der dunkern grauen Farbe ein gefälliger.

Von hier aus über das Glacis weiter wandernd, gelangen wir an die neue eiserne Brücke vor dem Raecolinenthoe, einem nicht sehr umfangreichen, doch, wenn wir uns recht entsinnen, schon vor einem Jahrzehend unter die Hand genommenen, und eben jetzt erst zur Vollendung gelangenden Baues über das schwaefwässerige, verrussene Wienflügchen.

Was uns gleichfalls überrascht, ist eine ganze Anzahl neuer Häuser, welche sich mittlerweile auf dem Rasenplatze vor dem Graf Trauau'schen Gebäuden erheben, und diese gänzlich verdeckt.

Unsern Rundgang fortsetzend, gelangen wir an einen der solidesten und beachtlichsten Neubau Wiens, an die ganz aus Quadern ausgeführte Glasthethebrücke, welche die Stadt mit der Vorstadt Wieden verbindet. Dazu bestimmt, eine der frequentesten Befehrtrüben der Residenz zu vermitteln, ist bei dieser Brücke vor

Bestgeschenke!

Verlag von Hermann Costenoble in Leipzig:

Serpäcker, Friedrich, Der kleine Ballfischfänger. Eine Jugendchrift. Mit color. Titelkupfer. In Buntdruck-Umschlag gebunden. Preis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Serpäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber. Eine Jugendchrift. Mit 6 color. Bildern. In Buntdruck-Umschlag gebunden. Preis circa 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. G., Narciss. Ein Trauerspiel. Elegant brochirt 24 Sgr. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Sgr.

Böttger, Adolf, Sabana. Lyrisch-epische Dichtung. 2te Auflage. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Sgr.

Illustrirte Prachtwerke!

Seine, Wilhelm, Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Gascadre unter Commodore M. G. Perry, in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit elf Ansichten in Tondruck ausgeführt in Holzschnitt von G. Kreisfmar. Elegant brochirt. 2. Bände. gr. 8. Preis 6 Thlr.

Anderöfson, Charl. J., Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850 bis 1854. Mit 16 Stahlstichen in Tondruck und 86 bis 40 Holzschnitten. Elegant brochirt. 2 Bände. Lex.-Octav. Preis 5 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Mit Einleitung und Anmerkungen von Pastor Friedrich Abfheld. Eleg. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Haan, Wilh. Dr. Superint. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung. Elegant brochirt 1 $\frac{1}{2}$ Thlr. Eleganz gebunden 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Rossmäpler, C. A., Flora im Winterkleide. 2te Aufl. Mit Holzschnitten und einem Titelbilde in Tondruck. In farbigen Umschlag gebunden 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Die deutsche Nationalliteratur

in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von
Rudolph Gottschall.

Zwei Bände, gr. 8. 47 Bogen. Elegant brochirt. Preis 5 Thlr.

Die Illustrirte Zeitung (XXV. Bd. Nr. 645) spricht sich über das vorstehende Werk wie folgt aus: „Bei allem fast erfindenden Ueberflus an Literaturgeschichten in Deutschland halten wir die Gottschall'sche doch deshalb nicht für überflüssig, weil sich ihr Verfasser vorgenommen hat, die Literatur vom Standpunkte des modernen Bewußtseins zu beleuchten und in ihrer gegenwärtigen Entwickelung die elementarischen Reine hervorzuheben, welche Würde und Frucht für die Zukunft versprechen. Fast alle übrigen Literaturgeschichtsschreiber sind ungerichtet gegen die modernen Tendenzen gewesen; der Eine hat sie vom conservativ-orthodoxen Standpunkte verworfen, ein Zweiter hat sie ignoriert, weil sie eben noch mit und leben, noch nicht einer Vergangenheit angehören, die sich in gelebter-pragmatischer Weise behandeln läßt; ein Dritter endlich zeigt ihnen seine Mißachtung, weil ihm ihre Repräsentanten nicht gefallen oder weil es überhaupt in seiner süßsantem Natur liegt, über Alles von oben herab abzusprechen. Nichtsdestoweniger bilden diese modernen Tendenzen eine Macht, die sich wohl bekämpfen, aber nicht von vornherein verworfen oder ignoriren läßt. Zudem werden sie jehefalls von zum Theil bedeutenden

Talenten vertreten, deren Leistungen, ohne grade Meisterwerke zu sein, doch auch manche glänzenden Seiten bieten, in denen sich ein ersterlicher Fortschritt bald in formeller, bald in individueller Hinsicht nicht verkennen läßt. Indem nun Gottschall's Literaturgeschichte vorzugsweise diese Seiten hervorhebt, ohne deshalb das Ueberflüssige zu überschauen und zu verschweigen, ist sie recht eigentlich als ein theils berichtigendes, theils ergänzendes Werk zu den vorhandenen Literaturgeschichten anzusehen. Die kritische Methode waltet vor, Gottschall geht dabei sehr gründlich zu Werke und charakterisirt und kritisiert jedes einzelne Product der Autoren, die in den Kreis seiner Betrachtung fallen, so daß der Leser eine vollständige Uebersicht ihrer Leistungen und wenigstens eine annähernde Schätzung des Werthes dieser Leistungen gewinnt. Das Publicum darf ihm für diese mühsame Arbeit ohne Zweifel Dank wissen, da es bei dem großen und immer mehr anwachsenden Reichthum der deutschen Literatur gewiß nur noch Wenige gibt, welche Zeit genug übrig haben, alle Schriften auch nur der namhaftesten deutschen Dichter und Autoren zu lesen. Die Vorstellung ist geschmackvoll und klar, wenn auch hier und da etwas zu gefühnelt und bilderreich.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nabel und ihre Zeit.

von
Eduard Schmidt-Weissenfels.

8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Literarische Festgeschenke

für die Gebildeten aller Stände.

Argo. Album für Kunst und Dichtung.

Herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hofemann, B. v. Rezel. 1858. Größtes Quart-Format. Mit 18 lithogr. Kunstblättern, von den Künstlern selbst auf Stein gezeichnet, 6 Illustrationen und 1 Titelblatt in Farbendruck brillant ausgeführt. Eleg. brosch. Preis 5²/₃ Thl. Höchst eleg. geb. 7 Thl.

Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. Herausgegeben von Rudolph Gottschall. 2. Aufl. Miniatur-Format. Höchst eleg. geb. 2 Thl.

Rudolph Gottschall. Sebastopol. Dichtungen. 8. Eleg. brosch. 1 Thl.

Rudolph Gottschall. Carlo Beno. Eine Dichtung. 2te Aufl. Miniatur-Format. Höchst eleg. geb. 2¹/₄ Thl.

Rudolph Gottschall. Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte d. neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 2 Bde. gr. 8. Eleg. brosch. 5 Thl.

Morig Graf Strachwitz. Gedichte. 3te Gesamt-Ausgabe. Miniaturformat. Sehr eleg. geb. 2¹/₂ Thl.

Morig Graf Strachwitz. Lieder eines Erwachenden. Fünfte und illustrierte Pracht-Ausgabe. 4. Eleg. brosch. 2 Thl. Höchst eleg. mit Holzschnitt und Deckelpressung geb. 8 Thl.

Karl von Holtei. Schleische Gedichte. 3te Aufl. 8. Miniatur-Format. Eleg. geb. m. Holzschn. 1¹/₂ Thl.

Karl von Holtei. Stimmen des Waldes. 2. vermehrte Aufl. Miniaturformat. Eleg. brosch. 1¹/₂ Thl. Höchst eleg. geb. mit Holzschnitt. 1¹/₂ Thl.

Karl von Holtei. Die Vagabunden. Roman in 3 Bänden. 2. Aufl. Miniaturformat. Eleg. brosch. 1 Thl.

Ida von Düringsfeld. Amimon. Ein Alpenmärchen vom Genslersee. Miniaturformat. Sehr eleg. geb. 3/4 Thl.

Hermann Neumann. Nur Ich. Gedicht in vier Gesängen. 2. Auflage. Miniaturformat. Eleg. geb. 1/2 Thl.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Fünf Bücher

Deutscher Lieder und Gedichte.

Von A. v. Haller bis auf die neueste Zeit.

Eine Kupferausgabe

mit Rücksicht auf den Gebrauch in Schulen.

Herausgegeben von

Gustav Schwab.

Vierte neu vermehrte Auflage.

52¹/₄ Bogen in 8. Fein geb. 1 Thl. 16 Sgr.

In dieser vierten Auflage der beliebten und weit verbreiteten Sammlung ist der neue Herausgeber bemüht gewesen, auch von neuen und neuesten Dichtern eine möglichst sorgsame Auswahl zu treffen, um die lebendige Darstellung der deutschen lyrischen Dichtung, die das Buch zu geben bestimmt ist, bis auf unsere Tage weiter zu führen. So liefert das Buch jetzt von etwa 180 Dichtern gegen 550 Gedichte. Trotz der vermehrten Bogenzahl und der eleganten Ausstattung ist der bisherige billige Preis beibehalten worden, so daß die Sammlung auch in ihrer neuen Gestalt auf dieselbe gute Aufnahme, die ihr seit ihrem ersten Erscheinen zu Theil geworden, Anspruch machen darf.

Bei Herrn. Streiber in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus Nürnberg's Vorzeit.

Ein Volksbild

von

Wilhelmine Lorenz.

Verfasserin von: „Auf Rügen.“ „Eine Freundin Napoleons's.“ „Des Stammes Lepter.“

2 Theile in einem Bde. Preis 1 Thaler.

Der höchst interessante Stoff zu diesem historischen Romane ist jener denkwürdigen Zeit entlehnt, in welcher das Patriocierthum der alten ehrwürdigen Reichsstadt Nürnberg mit seinen Licht- und Schattenseiten in vollster Blüthe stand, aber schon die durch Industrie und Intelligenz gehobenen Gilden und Zünfte den ersten Anlauf nahmen, dem letzten Uebermuth jener Klasse die Spitze abzubrechen. Die hervorragendsten Geschlechter und Persönlichkeiten jener Zeit sind mit ihren Schicksalen in denselben verflochten und es ist der Verfasserin gelungen, durch genaue Geschichtskunde und glückliche Combination die einzelnen Partien zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Festgeschenk für Weihnachten.

Höfly's Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Neu gesammelt, vermehrt und herausgegeben und mit einer Biographie des Dichters und einer literarisch-kritischen Einleitung versehen von Fr. Voigt. Mit einem Portrait Höfly's in Stahl gestochen von Carl Meyer in Nürnberg, einer Ansicht des St. Nicolai-Kirchhofes vor Hannover, der Ruhestätte des Dichters, und einem Facsimile. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese neue Ausgabe von Höfly's Gedichten empfiehlt sich vorzugsweise dadurch, daß sie ganz neu redigirt ist und viele noch unbekanntere Gedichte Höfly's aufgenommen wurden, und überhaupt dieselbe durch die eifrigsten Nachforschungen und Vergleiche des Herausgebers zu einer Vollständigkeit geliehen ist, wie sie keine der bisherigen Ausgaben bietet, und sie somit als die erste allein vollständige angesehen werden darf. Das beigegebene schön ausgeführte Portrait des Dichters ist das ähnlichste, welches existirt, und die niedliche Ansicht des Begräbnisshofes desselben, des St. Nicolai-Kirchhofes vor Hannover, sowie das genaue Facsimile werden eine willkommene Beigabe sein. Hiernach hofft die Verlagsbhandlung, daß Höfly's Gedichte, die gewiß eine Zierde vaterländischer deutscher Dichtkunst genannt werden dürfen, wieder einen Ehrenplatz unter der Masse oft unbedeutender vorrätlicher Produkte der Neuzeit einnehmen werden.

Carl Meyer in Hannover.

Bei Otto Reifner in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Naturgeschichte des innern Erdballs oder die Urwelt. Für die Jugend.

Von Fr. Clemens.

19 Bogen mit 68 Abbildungen. 1 Thlr.

Dieses lehrreiche, interessante Buch, das Ergebnis mehrjähriger Fleißes kann als Bildungsmittel für die Jugend ganz besonders empfohlen werden. Es ist dem Verfasser meistverfaßt gelungen, dem jugendlichen Verstande das schwierige Gebiet der Geologie in lebendigen, anschaulichen Bildern zugänglich zu machen und zugleich die mehr oder weniger darauf bezüglichen Naturgesetze zu erklären, so daß die jungen Leser gewissermaßen spielend einen Schatz von Kenntnissen erwerben, der ihnen Zeitlebens zu Gute kommen wird.

Auf die Abbildungen, wovon circa 70 beigegeben, ist ganz besondere Sorgfalt verwandt, sie sollen dazu dienen, das Verständnis zu erleichtern und das Gelernte dauernd im Gedächtniß zu bewahren.

Als Festgeschenke empfohlen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

- Wenzig, J., Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten.** Min.-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr. 20 Sgr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Historien.** Min.-Ausg. Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Historien.** Illust. Ausgabe. Mit 75 Holzschritten nach Originalzeichnungen von B. Petersen. Elegant brosch. 2 Thlr. — Geb. 2 Thlr. 10 Sgr.
- Herz, Henrik, König Rene's Tochter.** 5. Aufl. Min.-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.
- Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder.** 6. Aufl. Min.-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.
- Boz (Dickens), Gesammelte Werke.** Aus dem Engl. von Jul. Seydl. 23 Bände. Eleg. brosch. 18 Sgr.
- Andersen, H. C., Sein oder nicht sein.** Roman. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 3 Bände. Eleg. brosch. 1 Thlr.
- Conscience, Hendrik, Gesammelte Werke.** 16 Bände. 8. Eleg. brosch. 5 Thlr. 20 Sgr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Märchen.** 6. Auflage. 8. Elegant broschirt. 1 Thaler. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.
- Boz (Dickens), Weihnachtsmärchen.** 8. Eleg. br. 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.
- Herz, Henrik, Gesammelte Schriften.** 3 Bde. Eleg. br. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Märchen.** Min.-Ausg. Geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
- Thiele, J. W., Thorswaldsen's Leben.** Deutsch von H. Helme. 3 Bände. Elegant broschirt 6 Thlr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Werke.** Wohlfeile vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe in 9 Bänden. Eleg. brosch. 7 Thlr.
- Dffian, Deutsch von Ad. Böttger.** Eleg. broschirt 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.
- Conscience, Hendrik, Gesammelte Erzählungen.** 2 Bände. Broschirt 2 Thlr. Elegant gebunden 2 Thlr. 20 Sgr.
- Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder.** 5. Aufl. 8. Brosch. 10 Sgr.
- Andersen, H. C., Gedichte.** 3 Bände. Brosch. 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Polarwelt, ihre Erscheinungen und Wunder. von Dr. Karl Müller.

Redacteur der Erheiterungen.

Preis 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Gestützt auf die Reisebeschreibungen eines Scoresby, Kos, Rac, Kane u. s. w. schildert der rühmlichst bekannte Verfasser die starre Welt am Nordpol mit ihren prachtvollen und zugleich Grausen erregenden Schaupielen.

G. Reuse in Sandershausen.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg ist erschienen:

Kernzellen

aus

J. Gotthelf's Schriften.

Gesamt gebunden mit Goldschnitt 18 Sgr.
Miniatur-Ausgabe. 200 Seiten, cart. 12 Sgr.

Gotthelf's Schriften enthalten einen Reichthum von schönen Gedanken, Lebensregeln und Betrachtungen über die Natur und die Menschen.

Ein Jeder, wofü Standes er auch sei, wird darin finden, was seinem Herzen zusagt, und sich an den sinnigen, einfachen und kernigen Aussprüchen des Schweizer Pfarrers, die überall eine tiefe Lebensanschauung kundgeben, erfreuen und erbauen.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Robert Waldmüller:

Lascia passare!

Miniatur-Ausgabe. eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

Die erste dieser beiden poetischen Gaben ist in Italien entstanden. Sie zieht alles dasjenige in ihren Gesichtskreis, was ein empfängliches Gemüth von den großartigen Natur- und Kunstercünden jenes Landes in sich aufnimmt, und macht es im Spiegel des Dichterswortes der Gesamtheit zugänglich. — Die „Gedichte“ sind zum größten Theile vaterländischem Boden entworfen. Sie schließen sich keinem bestimmten Vorbilde an. Als Entwicklungsgeschichte eines Gemüths, das sich in Leid und Lust zu schöner Menschlichkeit abklärte, scheint diese Sammlung geeignet, in weiten Kreisen Interesse zu erwecken.

Tiefe des Gemüths, eine Fülle wunderbar schöner Gedanken und eine erle, vollendete Form reichen Waldmüller's Dichtungen den besten der neueren Lyrik an.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Memoiren

des königlich preussischen Generals der Infanterie **Ludwig von Reiche**.

Herausgegeben von seinem Neffen

Louis von Welhien,

großherzoglich oldenburgischem Hauptmann u. Brigademojor.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.
Eine neue wichtige Bereicherung der Memoirenliteratur über die Geschichte der Freiheitskriege und der vorhergehenden Zeit aus der Feder eines der tüchtigsten preussischen Generale.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des Alterthums

von

Kar Duncker.

Vierter Band:

(Die Geschichte der Griechen. Zweiter Band.)
Groß 8. 907 Seiten. Preis 4 Thlr.

Bei **W. Erbe** in Hoyerwerde ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:



Cannhäuser

oder

die Keilerei auf der Bartsburg.

Geistl. sittlich-germanische Oper mit Gesang und Musik in vier Acten.

Preis 5 Silbergrafen.

Diese **Lan nhäuserparodie**, welche von der Studentenverbindung „Silesia“ an ihrem Hoflager zur Aufführung gebracht wurde, hatte sich durch ihren schlagenden Witz und reichen Humor des höchsten Beifalls zu erfreuen und machen wir hiermit alle Liebhaber der komischen Muse und einer guten humoristischen Lectüre darauf aufmerksam.

Bei **Rüder und Püchler** in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leid und Lust.

Gedichte von Emil Kieckebusch.

Miniatur-Ausgabe. — Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thaler. — Schöner 20 Sgr.

Das kleine Bändchen Gedichte enthält mehr, als der Titel verdröh. Der Verfasser bewog sich nicht ausschließlich in dem heiliggetretenen Kreise lyrischer Alltäglichkeit, sondern überrascht und erfreut durch eine große Klarheit und Energie des Gedankens wie der Form. Das Buch hat einen sehr reichen Inhalt und wird mit Vergnügen gelesen werden.

(Rezension in der *Stern'schen Zeitung*.)

Das sind auch Gedichte aus vollem Herzen. Einzelnes ist recht eigentümlich. Das Buch sieht auch so zielfich aus, daß es ein vollkommenes Festgeschenk sein wird. (Weihn. in d. *Sol'schen Zeit.*)
Eine verwandte Natur mit **H. Storm** (d. Verf. d. *Immenses*), doch mischen sich da und dort einige heitere, kräftigere und schwungvollere Töne ein, als bei **Storm**. Einige in's Epische übergreifende Sänge, sowie mehrere lyrische Weisen dürfen wir als recht gelungen bezeichnen.

(Nationalzeitung.)

Die meisten der obigen Lieder besingen einen würdigen Stoff: **Leid und Liebe, Lust und Leid, Mähr und Sage, historische und andere interessante Begebenisse**. Im Ganzen hat der Dichter selbständige Geistes gethan. Der Verf. ist ein frisches Talent, das Aufmunterung verdient; zu rügen gibt es nicht viel, hingegen viel zu loben. Kammerlich wohlthuend berührt es, daß der Dichter Tüchtiges auch in der epischen Poesie leistet.

(*Sammereiche Nachrichten*.)

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Aus vier Jahrhunderten.

Ritttheilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden von

Dr. Karl von Weber,

Ministerrath, Director des Haupt-Staatsarchivs.

In zwei Bänden. — Erster Band.

gr. 8. brosch. 2 1/2 Thlr.

Leipzig, den 1. November 1857.

Bernhard Tauchnitz.

Festgeschenk.

Undine.

Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouquet. Pracht-Ausgabe mit 70 Holzschnitten. (9. Auflage. 1855.) gr. 8. geb. 2 Thlr.; geb. mit Goldschn. 2 Thlr. 20 Sgr. — Miniaturausgabe. (10. Auflage 1857) mit Titelliefer; geb. m. Goldschn. 1 Thlr. — Vollst. ausgabe 8. geh. 15 Sgr. gebd. mit Goldschn. 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie,“ schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben.

Verd. Dümmler's

Verlagshandlung in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig:
Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit.

Urtheil des franz. Rechtsgelehrten u. Historikers
Eduard Laboulaye
über Bunsen's „Die Zeichen der Zeit“
und deren Bekämpfer Stahl.
Deutsch bearbeitet v. Leopold Aug. Warnkönig.
8. Geh. 16 Sgr.

Eine meisterhafte Verteidigung der religiösen Freiheit und insbesondere der Anschauungen Bunsen's vom katholischen Standpunkte, aus der Feder des berühmten französischen Rechtsgelehrten und Historikers Laboulaye.

In Unterschiedem erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Liesel, Dr. D., Ganymeda. Leseabende für die weibliche Jugend. 8. geh. 1 Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 6 Sgr.

„Es ist das vorliegende ein Geschenk, das wir uns für die Weihnachtszeit aussparen möchten, da es sich ganz besonders zu einem Geschenk für Mädchen in der Uebergangsperiode vom Kinde zur Jungfrau eignet... Es ist eine Reihe von Erzählungen (auch zwei kleine Schauspiele) mehr innern als äußern Gehalts... Ueberall ist in den Erzählungen, wie in den Gesprächen darüber, eine Erweckung des sittlichen Sinnes, Anregung des Gemüths, mit erhellender und belehrender Unterhaltung vereinigt.“
(Wolffsche Zeitung 1857.)

Riga.

Fr. v. Dötticher's Verlag.

Verlag von A. Büchting in Nordhausen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frantz, Dr. A., die Präensionen der exacten Naturwissenschaft beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Herrn Professor Dr. Schleiden begleitet. gr. 8. 1857. geh. Preis 20 Sgr.

Die vollständigste, reichhaltigste und zuverlässigste Realencyclopädie (Conversationslexikonsterilon).

Pierer's Universal-Lexikon,
Vierte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage,

wird in 180 Lieferungen à 5 Sgr., von denen je 10 einen Band à 1 Thlr. 20 Sgr. bilden, ausgegeben.

Die ersten zwei Bände (20 Lieferungen) sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Anstatt 12 Thlr. für nur 6 Thlr. 15 Sgr.

Nachstehende anerkannt werthvolle und vortreffliche Schriften erlassen wir bis auf Weiteres zu obigem ermäßigten Preise und können dafür durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Danzel, Th. W., **Gottsched und seine Zeit.** Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt u. erläutert. Nebst einem Anhang: Daniel Wilhelm Triller's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepublik. gr. 8. geb. 3 Thlr.

Danzel, Th. W., **Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werte.** Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 2 Bde. Nebst 2 Facsimiles. gr. 8. geb. 7 Thlr. 15 Sgr.

Danzel, Th. W., **gesammelte Aufsätze.** Herausgegeben von Ditto Jahn. gr. 8. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wolffsche Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Vielliebchen.

Ein Taschenbuch für 1858.

Neue Folge, neunter Jahrgang.
von
Theodor Mütze.

Mit 7 vortrefflichen Stahlstichen.
In höchst elegantem Einbande mit Goldschnitt.
Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt:
Wer trägt die Schuld? — Bäuerin und Gräfin. —
Fist Justitia.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

EMIL COUSIN.

Neues Reise- und Conversations-Taschen-Wörterbuch der Französischen und Deutschen Sprache, die gebräuchlichsten sowie die neuesten Wörter und Kunstausrücke enthaltend. Nach Thibaut's Wörterbuche bearbeitet. — Stereotyp-Ausgabe. Velinpapier. 42 Bogen. Sedez. geh. Ladenpreis 26 Ngr.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisen in Südwest-Afrika

bis zum

See Ngami

in den Jahren 1850 bis 1854

von

Charles F. Andersson.

Mit 16 Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth und zahlreichen Holzschnitten, nebst einer Karte. Brochirt. 2 Bände. Lexicon-Octav. Preis 6½ Thlr.

Leipzig, 1857.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von Fr. Vieweg & Sohn und George Westermann in Braunschweig ist erschienen:

Lichtenstern & Lange's neuester Schulatlas

In 29 Karten für die unteren Classen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

In 37 Karten für die mittleren Classen. Preis 1 Thlr. 27 Sgr.

In 44 Karten für die oberen Classen. Preis 2 Thlr. 9 Sgr.

Beurtheilung des Dr. J. M. Jost.

Sie wünschen von mir ein Urtheil über das treffliche Werk, dessen vorzügliche Leistungen beim ersten Blick in die Augen springen; — was könnte ich wohl zu den anerkanntesten Beurtheilungen der bedeutendsten Männer vom Fach, welche dem Atlas bereits beige druckt sind, noch irgend hinzufügen ohne das Gesagte zu wiederholen? Viele derselben gehen so gründlich in die Einzelheiten ein, dass es in der That überflüssig erscheinen dürfte, die Eigenschaften, welche Ihren Atlas vor allen Vorgängern, namentlich für den Schulgebrauch und die Privatbelehrung der Jugend auszeichnen, noch einmal, wenn auch mit andern Worten hervorzuheben. Erlauben Sie mir statt dessen Ihnen das Ergebniss der Erfahrung mitzutheilen, welches demselben weit mehr zur Empfehlung gerathen möchte, als die blosse Schilderung seiner Vorzüge. In unserer Realschule wählen wir stets die besten, in pädagogischer Hinsicht zweckdienlichsten, Hilfsmittel, ohne Rücksicht auf deren Preis. Wir hatten, bevor Ihr Atlas erschien, die damals vorzüglichsten Schulkarten, die indessen, was Erleichterung des Unterrichts betrifft, manches zu wünschen übrig liessen, bald war die Anwahl mangelhaft, bald fehlte die Anschaulichkeit, bald auch war an der Zeichnung etwas auszusetzen, bald mischte sich auf einem und demselben Blatte das Politische und das Physische der Art, dass es der Jugend schwer fiel, beide gesondert zu erkennen. Kann war Ihr Atlas hier, als an unserer Anstalt und in mehreren mir bekannten, demselben bei nöthig gewordenen Neu-Anschaffungen sofort entschieden der Vorzug zuerkannt wurde. Ein mehrjähriger Gebrauch hat uns nun vollkommen überzeugt, dass mittelst dieser sorgfältig bearbeiteten und planmässig geordneten, sowie sehr angemessen illuminirten Karten in den mittleren Klassen und weiter hinauf, sowohl bei Knaben als bei Mädchen sich ein überaus günstiger Erfolg herausstellt. Nicht nur prägt sich aus ihnen das Bild der Länder und Gewässer, der Gebirge und Niederungen und alles was zur klaren Anschauung der Erdoberfläche gehört, dem Gedächtnisse bestimmter ein, sondern die Jugend empfindet im Betrachten und Abzeichnen dieser Karten ein sichtlich Vergnügen, wodurch die sonst trockene, oft armbildende Wissenschaft Anmuth und Leben und eine starke Anziehungskraft gewinnt, die natürlich das Fortschreiten erleichtert und den Wettstreit besetzt. Sogar auf Erwachsene, sofern sie nicht zu höheren Studien ausführlicher Spezialkarten bedürfen, machen die Blätter Ihres Atlases einen sehr erfreulichen Eindruck, indem sie in dem kleinen Maasstabe eine viel genauere Gesamtanschauung gewähren, als die meisten Sammlungen von Schulkarten. So hat sich denn Ihr Atlas in meinem Kreise bereits eine gewisse Geltung verschafft, welche ohne Zweifel ihm nach und nach, je nachdem die älteren Hilfsmittel verbrannt sind, den entschiedensten Vorzug sichern wird.

Wesermann's
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Nro. 16. Januar 1858.



Erste Abtheilung.

Der Zauberer Merlin.

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

1.

Die Tafelrunde.

Das Pfingstfest fiel auf einen Tag
Im lichten Mai. Grünschimmerkend lag
Das Wiesen-, Feld- und Waldgelände.
Hell kimmt in Lenzes Luft und Heil
Der Königsbof zu Kardueil:
Dort gibt es Feste sonder Ende.
Alljährlich labet an den Thron
Nach seines Landes Brauch und Sitten
Der gute König Pendragon
Im guten lust'gen Reich der Briten.

Die alte Burg, ein stolzer Bau,
Erhebt sich in des Nethers Blau
Mit Thürmen, Zinnen, Kronen, Spizen;
Drauf flattern Banner lustig bunt,
Man sieht vom Gipfel bis zum Grund
An Thor und Fenstern Festschmuck blißen.
Was Wunder, daß zum frohen Ort
Zahllos die Schaar den Weg genommen!
Gastfreundschaft wohnt an diesem Ort,
Das Schloß steht da, als rief's: Willkommen!

Und in der Gärten weiter Pracht
Welch reich Gewog! Wie Lenz auch lacht,
Noch heller lachen Herrn und Frauen.
Da tönet Klöt und Geigenklang
Aus dem Gezelt. Im Laubengang
Sind Paare flüsternd süß zu schauen.
Bei, wie im muthigen Turnei
Die Ritter aneinander liegen
Auf wilden Koffen! Welch Gefchrei
Beim Unterliegen und beim Siegen!

Und ruft der Tafelwozt zum Mahl,
Da quillt der Wein mit goldnem Strahl,
Da dampfen düstig leckre Bissen.
Es schweigt das Alter im Genuß,
Die Jugend nippt. Handrud und Auf
Lautsch junge Liebe liebheißigen.
Noch fröhlicher schlingt sich der Tanz,
Im kyp'gen Durcheinanderwirren,
Schwillt durch den Saal der Lichterglanz
Mit der Musik heißwildem Wirren.

Drei Tage sonder Ruh und Raß
Von Frühlingseidenschafft erkaßt,
Drei Tage, ach, sind rasch entflohen.
Des Festes Ziel ist auch der Punkt,
Wo's gipfelt. Sieh, es funkt und prunt
Der Saal in höchsten Freudewogen,
Vom Thron sieht zu der Königskreiß,
Kein Tag gleicht dieser nächst'gen Stunde,
Da flüstert's plötzlich rings im Kreis,
Da starrt es seltsam in der Kunde.

„Merlin, Merlin?“ ertönt ein Wort,
Man raunt es hier, man ruft es dort,
Und nach der Thüre schauen Alle.
Dort kommt, mit weißem Bart und Haar
Umlockt das Haupt, tief, ernst und klar
Den Adlerblick, ein Mann zur Halle.
Hoch ist der Wuchs, grau das Gewand,
Er geht mit festen sichern Schritten
Und nimmt am hohen Thron den Stand
In der Versammlung reicher Mitten.

Was schau' denn plötzlich die Musil?
Was wir' so scheu der lächne Blick?
Was werden stumm die lauten Lippen?
Was hemmt am Munde den Vocal?
Was lähmt die Tänze durch den Saal
Kings bei des Festes frohen Sippen?
Was bringt denn alle Lust zum Fiehn,
Von der sie sonst so schwer sich trennen? —
Weil sie den mächtigen Merlin,
Weil sie den Zauberer erkennen!

Der Zauberer kam herab vom Wald
Aus einsam wildem Aufenthalt,
Wo er umgrünt von Moos und Eichen,
Wo er am tiefen stillen See
Umweht von Vogel, Hirsch und Reh,
Die Weisheit saugt aus ew'gen Zeichen.
Voreinst hat er gelenkt den Staat,
Drei Kön'gen wies er weise Wege.
Er naht auf's Neu mit Rath und That,
Drum ist die Neugier lauschig roge.

Und also spricht er: „Pendragon,
Es gilt zu stützen Reich und Thron!
Die Krone schützt nicht vor dem Alter.
Wird schwach der Leib, dann welkt der Geist.
Dem König aber ziemt's zumeist,
Zu stehn als Wailer und Erhalter.
Dir fehlt der Sproß, der Sohn dem Reich,
Unfruchtbar blieb dein Weib Yguerne,
Drum sorg, trifft dich des Todes Streich,
Daß Streit und Wirrniß bleibe ferne.

Sorg, daß was einst geschah, geschieht!
Als von der Erd der Heiland schieb,
Zwölf Männer kannten da die Lehre.
Die trugen sie in's Land hinaus
Und bauten seiner Kirche Haus
Zu seinem Ruhm, zu seiner Ehre.
So blieb sein Wert. Zwölf Sterne klar
Umreifen stets die Sonne eilig,
Zwölf Monde bringt und scheucht das Jahr —
Zwölf ist die Zahl, denn sie ist heilig.

Herr Joseph war's vom heil'gen Land,
Arimathia zubenannt,
Er sammelte in edler Schale
Des Heilands Blut und ließ den Ort.
Mit zwölf Genossen ging er fort.

So ward der Reich vom heiligen Oml.
Zur Wüste ging die Hüterschaar.
Ihr Hort steht nie genug zu prähen
Zu Mont Salvatich. Fest treu und weis
Behüten dort ihn zwölf Tempelheer.

Auch du sollst stützen fest und hart
Jetzt ewen Bund! In dieser Mark
Sei er der dritte! In der Zeiten
Zukunftem Lauf folgt Mancher nach.
Er wird vor Unbill, Zant und Schmach
Behüten deines Reiches Weiten.
Nicht' eine Tafel aus im Haus,
Zwölf Ritter eine sie zum Bunde.
Ich wähle dir die besten aus:
Wir nennen sie die Tafelrunde.

Elf Plätze fülle ich dir jetzt —
Der Zwölfte stehe unbesetzt,
Er bleibt der Zukunft erstem Helden,
Dem größten, besten, härtesten Mann,
Den ich dir noch nicht nennen kann,
Ob ihn auch ferne Lieber melden.
Fluch dem, der es vorzeitig wagt,
Die offene Stelle zu erwerben!
Ihm hat der letzte Tag getagt,
Und ew'gen Todes wird er sterben.*

Der Alte schweigt. Rings schweigt der Kreis.
Doch heißt alsbald der Königspreis
Zu thun nach dem Wort des Alten.
Man bringt die Tafel in den Saal.
Merlin beginnt sogleich die Wahl:
Wie herrlich weise ist sein Wailen!
Elf Männer reihen sich alsbald,
Es sind die ehesten im Reiche.
Ob reich, ob dürftig, jung und alt,
Sie stehn ob jeglichem Vergleich.

Das ist der fröhliche Gawin,
Das sind die Brüder Agravin,
Gaheriet ist es der Schnelle,
Voll Abenteuerlust Erce,
Seht Lanzelot und Mark, wie led,
Zwein der düstere Gejelle!
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Wigramur mit Löwenmarke!
Es gleicht einem Niefenbild
Wigalois der große Starke.

Wer sieht die Ritter nicht mit Lust?
Klar ist ihr Haupt, rein ihre Brust,
Die Liebe, Treue, Wahrheit hegen,
Für Volk und König, Lieb' und Treu
Und Wahrheit ohne Furcht und Schen.
So war ihr Leben voller Segen.
Was sie gedacht, ist Sonnenlicht,
Demant und Gold sind ihre Taten.
Beneiden kann sie nur ein Nicht.
Wohl ist Merlin die Wahl gerathen.

Doch nah ist Reid und Hohn und Spott.
 „G.“ ruft Herr Uter von Gallot,
 „Ich seh, ein Narr kann euch betrügen,
 Der Wahnsinn hat sein Hirn verbrannt.
 Treu stand ich stets zu Fürst und Land
 Im Frieden und auf Kriegesjügen.
 Auch ich bin wohl der Würde werth,
 In diesem Ritterkreis zu prangen.“
 Laßt sehn, wer mit den Plaz verwehrt!
 Nicht macht des Zaubrers Trohn nicht bangen!“

Der düstre Blick, die rothe Stirn,
 Sie zeigten klar sein wirres Hirn.
 Zur Tafel schwanen seine Schritte.
 Ein schredhaft Murren geht herum,
 Des Trevels Thorheit macht sie stumm.
 Ihm folget jeder Blick zur Mitte
 Der Tafelrunde. Würdevoll
 Rahmt ihn Merlin: „Halt ein, Gefelle!“
 Doch nimmt den Stuhl er wahnkintoll
 Und setzt sich auf die leere Stelle.

Horch, welsch ein Donner brüllt im Grund!
 Ein Blitz juckt aus der Erde Schlund,
 Mit wüstem Qualm füllt sich die Halle,
 Die Fichter brennen trüb und dumpf,
 Und Schreden legt sich starr und stumpf
 Jetzt auf die Angesichter alle.
 Allmälig wird es wieder licht,
 Sie forschen durch die Dämmerungen,
 Sie suchen, doch sie finden nicht,
 Den Fzeoler hat der Grund verschlungen.

Das Schweigen aber bricht Merlin:
 „Nun seht ihr, wie das Werk gediehn.
 Der Himmel schickt ein hohes Zeichen:
 Nur Keinheit, Keuschheit, Frömmigkeit,
 Nur Ehr und Treu kann alle Zeit
 Den Siz an diesem Tisch erreichen.
 Drum haltet heilig diesen Bund,
 Um Reich und Volk und Fürst zu stützen!
 Und also segnet euch mein Mund:
 Der Himmel mög euch All beschützen!“

Fortzieht Merlin durch's hohe Thor.
 Ein alter Hirsch steht stolz davor
 Und nimmt den Zaubrer auf den Rücken.
 So geht es bergwärts. — Auf der Schaar
 Startt noch das Wunder wunderbar;
 Es mischt sich Achtung, Furcht, Entzücken.
 Das Fest ist aus. Ernst ziehen fort,
 Die Lust und Jauchzen hier verbanden.
 Es wandern Jüge hier und dort
 Auf dunkeln Pfad in nächstgen Landen.

II.

Der Zauberwald.

Wie schön bist du, Waldeinsamkeit!
 Grünoldne Dämmerung weit und breit,
 Hoch überröbt durch schwanke Wipfel,
 Rings alte Stämme, moosig, grau,
 In Kraut und Blumen blüht der Thau,
 Und sonnig funtelt's durch die Euel!
 Bachrauschen, Vogelgesing schallt,
 Dieweil der Lenz entrollt die Fahne!
 Sei mir gegrüßt, du alter Wald,
 Du Zauberwald von Brezilliane!“

So ruft Merlin, der hoch gewiegt
 Auf seinem Hirsch den Forst durchfliegt,
 Es flattern ihm die greisen Loden,
 Es weht sein Bart im Windeshauch,
 Es blüht sein Aug'. Durch Halm und Strauch
 Setzt kühn der Kenner ohne Stoden:
 Ein seltsam Bild! Dann ruft er: „Halt!“
 Im Fluge steht der Zwanzigender,
 Dem Thier entsteigt der Greis alsbald
 Und ordnet Haare, Bart, Gewänder.

Er klopfet den Hals dem stolzen Thier
 Und sendet's in das Waldrevier
 Zu seiner fernem, scheuen Heerde.
 Dann naht er sich dem kühlen Quell,
 Der springt so sprudelnd, frisch und hell
 Am höchsten Eichbaum aus der Erde.
 Dran steht ein Kraut, so roth wie Blut,
 Draus pflüdet er drei schlankte Loden,
 Dann wäscht er lang sich in der Fluth
 Und murmelt tief gebückt zu Boden.

Welch Wunder gibt's! Wo blieb der Greis?
 Die fall'ge Stirn, das Haar so weiß,
 Des Alters einfache Gewande?
 Im knappen, schmuden Jägerkleid
 Steht nun voll Jugendheiligkeit
 Ein Jüngling an der Quelle Rande.
 Das Antlitz blüht, das Auge lacht,
 Die rothe Wang' ist kaummuzzogen,
 Er lächelt selber seiner Pracht:
 Wie spiegeln schön sein Bild die Bogen!

Das ist Merlin, der plötzlich sich
 So hell, so hold, so jugendlich
 Zum schmuden Knappen umgeschaffen.
 Barett und Sammetwamms sind grün,
 Die Reißfeder neigt sich kühn
 In lichtmaragdenen Agraffen.
 Er trägt den Spieß in seiner Hand,
 Der Bogen ist sein Waldgeleit,
 Der Köder hängt an seidnem Band,
 Es hängt ein Horn an seiner Seite.

So schreitet er in's Land hinein,
Doch nicht, um aus Oelküst und Stein
Das scheue, flüchtige Wild zu schrecken.
Ihm macht verbrauchte Jugendzeit
Das Herz noch einmal glücklich weit;
Er geht Erinnerungen wecken
In seiner Seele ferner Nacht:
Demantaleich blühen sie im Dunkeln.
Unnennbar sel'ger Tage Pracht
Sieht er in lichten Bildern funkeln.

Da hebt leicht und hell die Brust,
Ein plötzliches Jauchzen tönt in Lust,
Dran fügen sich gereichte Lieder,
Die Lieder, die im Jugenddrang
Er einst aus voller Seele sang,
Es singt der Wiederhall sie wieder.
Dann lockt er aus dem Horn hervor
Getragne, süße, lange Töne.
Wie stimmt Waldbrausen, Vogelchor
Und Jugendlieb in holder Schöne!

Merlin versinkt in hellen Traum
Und schreitet weiter durch den Raum
Entlang die hochgewölbten Hallen,
Durch Klüfte, Schlüfte und Gestein,
Wo schäumend laut die Bäche schrein,
Die von dem Felsen niederfallen. —
Sieh, eine Lichtung! — Dort im Thal
Dehnt sich ein See im Eichenranze,
Grün wirft den Wald zurück sein Strahl
Auf grüner Fluth mit grünem Glanze.

Wer malte schöpferisch dies Bild,
So düster wild, so freundlich mild
Im weltverlorenen Berstede?
Hier ist die Wildniß doppelt grün,
Die Blumen doppelt düstig blühn.
Doch sieh, die blüh'nde Weidornhecke!
In hohen Gras sitzt eine Maid,
Starr, unbewegt, die Blide trunken,
Als wär' getrennt von Raum und Zeit
In Schöpfungswunder sie versunken.

Sie sieht die schlanken Rehe nicht,
Die mit dem braunen Augenlicht
Sie spielend ohne Furcht betrachten;
Der Vögel, die auf Haupt und Schooß
Ihr flatternd hüpfen, ahnungslos,
Scheint sie mit keinem Blick zu achten;
Sie merket nicht der Fische Schwarm,
Die vor ihr aus den Wellen springen. —
Will das Gethier denn liebewarm
Ihr süße Huldigungen bringen?

Merlin, der alle Wunder kennt,
Wie staunet er! Ihm glüht und brennt
Die Stirn und Wange. Mächtig schlagen
Die Aern all. Das sonst wie Erz,
Es zuckt und bebeth ihm das Herz,

Und ihn beschleicht Echeu und Jagen.
So nahest er dem Mädchen leis,
Anstaunend sie mit starren Augen.
Wie das Gethier im Zauberkreis
Will er das Wunder in sich saugen.

Da stiehn die Rehe plötzlich fort,
All das Geflügel läßt den Ort,
Die Rehe schnellen in die Tiefen.
Die Maid, vom jähen Lärm erschreckt,
Zährt auf, aus fernem Traum geweckt,
In dem die Sinne dämmernd schliefen.
Jorn ist ihr Blick, ihr Antlitz Nacht,
Sie hebt sich und in goldenen Schlangen
Löst sich ihr Haar, als ob in Pracht
Ein Königsmantel sie umfangen.

Gebietend streckt sie aus die Hand
Und spricht zum Anappen hingewandt:
„Zurück! Was störst du meine Kreise!
Was schreckst du Vögel, Fisch und Thier?
Zertrittst der Blumen süße Fier?
Was brichst du meines Jagewerts Weise?
In all die Wunder dieser Welt
War ich versunken selig liebend,
Du stürmest in mein Nährchenzelt,
Mir die Gedanken all zerstiebend!“

Merlin stürzt ihr zu Füßen schnell
Und spricht: „O Waldmaid, licht und hell,
O wie mich deine Nährchen loden!
Lag Thier und Pflanz' in deinem Bann,
Wie soll ich, der dein Bild gewann,
Nicht auch in deinem Zauber stoden!
Du zeigtest milden, holden Sinn
Der stummen Creatur der Gröne,
Zeig' ihn auch mir, o Zauberin!
Wie bring' ich deinem Jorne Sühne?“

Da strahlt ihr Aug' aus heller Wuth,
Auf bleiche Wangen lehrte die Bluth,
Das zorn'ge Wort schlägt um in Lachen.
„Wohl, ich verzeihe dir, Gesell,“
So ruft sie hell, „willst du mir schnell
Ein dreifach schweres Kunststück machen.
Vermagst du's nicht, so laß den Wald,
Um nimmermehr zurückzulehren,
Sonst werden es dich mit Gewalt
Des Vaters rauhe Knechte lehren.“

Der Knappe fragt: „Sprich, was ich soll?“
Da lacht das Mädchen erst wie toll:
„Sieh dort im Forst die höchste Fische,
Sieh dort im See den tiefsten Grund,
Sieh dort im weiten Waldesrund
Den Fels in Steilheit sonder Gleiche!
Hol' aus dem Abberest ein Ei,
Die Muschel hol' mir aus den Flutßen,
Die Blume von dem Felsen frei —
Dann sind verlohnt des Jornes Stußen.“

Wie rasch gibt sich an's Werk Merlin!
Er klettert gleich dem Luchse hin
Durch's moosig knorrige Geste
Und bringt das Ei. Schier wie im Lauf
Klimmt er den starren Fels hinauf
Und holt die Blume von der Feste.
Dann taucht er in den Wasserchlund,
Still werden über ihm die Wogen,
Die Muschel hebt er vom Grund.
Sein kühnes Wort hat nicht gelogen.

Und war Merlin erschaut vor Zeit,
So staunet jetzt die schöne Maid,
Angkbevend, athemlos und zitternd
Folgt sie dem Werk. Das Ei entfällt
Der Hand ihr gleich, die Blume hält
Sie in den Fingern, sie zerknitternd,
Die Muschel sinkt zur Fluth auf's Neu'.
Der Knappe kniet ihr vor den Füßen:
„Laß mich dir bieten gute Treu,
Laß mich als Herrin dich begrüßen!“

Ja, solchen Diener nimmt sie an,
An Form ein Knab', an Muth ein Mann.
Wer könnte besser sie begleiten,
Nicht sie in Daid' und Feld hinaus
Und in des Waldes hohes Haus
Und auf des Sees blanke Weiten?
Wer möcht' ihr besser auf der Fahrt
Des Augenblickes Launen stillen?
Wer wär' in rascher, sicherer Art
All ihren Wünschen so zu Willen?

So kommt das goldne Abendroth.
Sie steigen an dem Strand in's Boot
Und fahren westwärts. In den Cluthen
Der Luft hebt sich ein Schloß empor
Jenseits mit Thurm und Zinn' und Thor,
Phantastisch spiegeln es die Fluthen.
Sie landen an und rasch entspringt
Das lichte Paar dem schwanken Mahne,
Zu Dionas, dem Vater, bringt
Den Gast die schöne Niniane.

III.

Niniane.

Wie tönt das Schloß von Lustbarkeit,
Liegt's auch den Städ' und Dörfern weit
Einsam am See von Wald umschlossen!
Stets offen ist das Thor, der Tisch
Dampft stets vom Mähl, der Wein ist frisch,
Wern lehrt, wer einmal hier genossen.
Die Gäste wechseln Tag um Tag:
Maidleute sind's mit Knecht und Kossen.
Wald feiern mächtig sie Belag,
Wald wird nach Wild der Forst durchschossen.

Das Waidwert war des Alten Lust.
Die lacht er hell aus breiter Brust,
Wern er den Renner hat bestiegen!
Speer, Pfeil und Bogen in der Faust,
Von Riden kühn und schlank umhast —
Wer mag gleich ihm zum Jagen fliegen!
Hei, Dionas ist weit voran,
Er läßt den Jügel, spornt im Bügel!
Die Gäste folgen seiner Bahn
Mit ihrem Troß durch Thal und Hügel.

Gebell, Kofschnaußen, Hörnerklang
Zieht weit das Jagdgebiet entlang,
Und fern ertönt es in den Forsten.
Da wird der stolze Hirsch geheßt,
Dem grauen Wolf wird nachgehstet,
Dem Eber mit den dunkeln Forsten
Und trummern Zahn; dem Auerhahn,
Dem Wirtshuhn gilt's in dichten Holzen,
Den Reiber an der Wasserbahn
Sucht sich als Ziel der sichere Volzen.

Da hat die Tochter gute Zeit,
Die grimme Jagdlust ist ihr Leid,
Sie sucht den Frieden stiller Wipfel,
Sie freut der wilden Blumen Lust,
In Kraut der Bien' und Käfer Lust,
Der Chorgesang der Eichenwipfel,
Der Wäde plaudernd süßer Schall,
Des See's Geräusch im Abendglimmen,
Das Lied der sel'gen Nachtigall —
Natur, wie hold sind deine Stimmen!

Merlin beschleicht sie oft und lang
Auf ihrem stillen Waldesgang:
Wie seltsam weht ihr seltsam Leben!
Es ist wie Lüftchen leicht ihr Schritt,
Nicht Halm und Gräser knid ihr Kritt,
Sie läßt nicht Spuren im Verschweben.
Am Abhang hüpft sie sorglos hin
Wohl mit dem Wilde in die Wette,
Sie schwimmt im See mit leichtem Sinn
Kühn sicher auf dem schwanksten Brette.

Die Wasserlilien pflückt sie dort,
Und in dem Forst an stillem Ort
Mit rothen Rosen weiße Dolden.
So bindet sie den wilden Kranz,
Der schmückt in üppig vollem Glanz
Die Haare, die sich schimmernd golden
Im Sonnenschein, der sie umblüht
Mit seinen wirren grünen Strahlen —
Sie sitzt und träumt und träumt und sitzt
Und singt ein einsam Lied den Thalen.

Welch Bild am Bronnen und am See! —
Dann schlüpfet leis heran das Reh,
Dann senkt der Vogelschwarm die Schwingen,
Dann springt der Fisch aus kühler Fluth —
Wald, Wiese, Wasserspiegel ruht —

Ein Ruhn ist's wie harmonisch Singen.
 Reclin, der nie ein Weib geliebt,
 Fühlt monnig weh nur Weh und Borne. —
 Was will die Weisheit? Sie zerstückt,
 Glüht in das Herz der Liebe Sonne.

Ost ist der schöne Bub' ihr recht,
 Dann winket sie dem Edelknecht,
 Sie reiten fern durch Lann' und Schläste,
 Sie auf dem Felser licht und klar,
 Er auf dem Kappen, schwarz von Haar,
 Durch ihr Gelod wehn Düst' und Lüste,
 Bis plötzlich sie vom Kofse springt.
 Sie ruhn an heimelnd stiller Stelle.
 Da singt und plaudert, plaudert, singt
 Vor ihr der blühende Gefelle.

Dort höret sie zum ersten Mal,
 Wie über'm Wald in Berg und Thal
 Die Menschen wohnen. Hell in Bildern
 Leucht Stadt und Dorf und Dom heraus,
 Der Straßen und der Flüsse Lauf,
 Das Meer weis farbig er zu schildern.
 Er sagt ihr, was dort lebt und schafft
 Im Binden, Eimen, Weiden, Scheiden,
 Er spricht ihr von der Leidenschaft
 Und ihren Wonne, ihren Leiden.

Wie hell der Mund des Buben sprüht!
 In Märchen und Geschichten blüht
 Man's Schattenbild des fernern Lebens
 Süß reizend auf vor ihrem Sinn.
 Es lodt sie her, es lodt sie hin,
 Und doch weis sie kein Ziel des Strebens.
 Ein Traum ist's ohne Wirklichkeit. —
 Wo ist der Fluß? Sie hört das Rauschen. —
 Sie spürt den Duft, doch wo gebeht
 Der Keld? — O sehnsuchtregend rauschen!

Dann hebet er ein sühes Lied,
 Das himmelhell den Raum durchzieht,
 Es ist ein Lied der holden Minne,
 Der Minne, welche alle Frist
 Anfang und End' des Lebens ist —
 Und ihr verwirren sich die Sinne.
 O gar zu wonnig ist der Klang,
 Sie zittert, bebet, lächelt, weinet,
 Sie harret und bangt, daß im Gesang
 Ihr das Verständniß endlich scheinert.

Noch ach, die Klänge all' verwehn,
 Sie kann den Inhalt nicht verstehn;
 Welch ungelöstes Räthselwesen!
 Dann fährt sie zornig schief'empor,
 Das Angesicht voll Kohlenflor
 Der Scham. Sie ruft: „O laß mich lesen
 Das Leben wahr und hell und licht!
 Entroll der Liebe Offenbarung!“
 Jedoch der schöne Knabe spricht:
 „Das gibt dir einzig die Erfahrung!“

Und täglich singt er ihr auf's Neu
 Von Leben, Lieben, Haß und Treu,
 Vom Binden, Weiden, Scheiden, Eimen.
 Sie seufzet: „Was ist Lieb' und Haß
 Und Leidenschaft? O sag' mir das!
 Sag', was ist Trennen und Vereinen?“
 Da greift er weinend ihrer Hand:
 „Ich liebe dich, gib dich mir eigen!
 Das ist Vereinen; Abgewandt
 Zeigt du mir Haß. Ich scheid' in Schweigen.“

O gib mir Liebe!“ fleht er mild. —
 Sie aber wie ein scheues Wild
 Entflieht erregt, erschreckt, durchzittert,
 Sie woget sich nicht mehr hinaus,
 Sie bleibet schämig scheu im Haus,
 Ihr ist die Seele wie zernittert.
 Welt wird ihr Leib, trüb wird ihr Geist
 Von wirren Grübelein umschlungen.
 Ost beb't sie wie ein Laub — jumeist,
 Wenn sie erschaut den schönen Jungen.

Wie wird sie matt und bleich und schwach.
 Es spricht der Vater: „Du bist krank!“
 Sie weis ihr Siechtum nicht zu sagen.
 Da rüset rasch er Trost und Hof,
 Da läßt er mit dem Zug das Schloß,
 Da reitet er entlang den Hagen
 Im offenen Feld zur fernern Welt,
 Bald stehen sie am Oceane,
 Wo weis des Schiffes Segel schwellt.
 So fahren sie zur Zee Morgane.

Es liegt das Land der stolzen Zee
 Einsam umrauscht von blauer See
 In tiefem Paradiesesfrieden.
 Wer kennt dort Feindschaft, Raub, Gewalt?
 Nie wird der junge Mai dort alt,
 Dem Land ist ew'ger Lenz beschieden.
 Reich ist der Blumen duftge Pracht,
 Stets sieht man Hof' und Lüste blühen,
 Und in des Laubwerks grüner Tracht
 Die roth und goldnen Kapsel glühen.

Und ewigtrisch und ewigung
 Sieht man dort voll Begeisterung
 Die Jünglinge und Jungfrau'n scherzen.
 Ein weltend Alter gibt es nicht,
 Kein Siechtum, das dort nagt und sticht,
 Dort kennt man weder Pein noch Schmerzen.
 Stets weht dort Tanz und Liederton
 In freudig blüh'nden Paradiesen,
 Drum wird das helle Noallon
 Als sel'ge Insel auch gepriesen.

Dort landen sie im sichern Port.
 Wie rauscht und jauchzt an jedem Ort
 Das Leben ihnen hell entgegen!
 Die Düfte wehen durch den Raum.
 Von Liedern tönet Strauch und Baum.

Auf zweigbedekten grünen Wegen
 Zieh'n sie zum hohen Zauberbau.
 Wie ragt er seltsamlich gewipfelt,
 Gezinnt, gethürmt, zur schönen Schau,
 Dort wo jubdöchst die Insel gipfelt!

Das stolze königliche Weib
 Bewohnt das Schloß. An Geist und Leib
 Glänzt sie vor ihren Jungfrau'n allen.
 Es blühet ihr im weiten Kreis
 Der Schönheit und der Weisheit Preis,
 Drum nah'n sie schüchtern schen den Hallen.
 Da grüßt ihr Mhd so leicht und klar,
 Da grüßt ihr Wort so weich und helle.
 Und Muth gewinnt die fremde Schaar,
 Sie nahen allgemach der Schwelle.

Es zeigt ihr Dionas alsbald
 Der Tochter kränkelnde Gestalt
 Und bittet sie, sein Kind zu heilen.
 Sie aber horcht gedulbig zu
 Und schaut in stiller, sührer Ruh
 Auf Niniane sonder Weilen.
 Sie nimmt des Mädchens weiße Hand,
 Die Ninien schauend auf und nieder.
 Dem glüht die Wange schamentbrannt,
 Ihm zittern bebend alle Glieder.

Dann spricht Morgane hell und laut:
 „Die Insel hegt altheilend Kraut,
 Befüllt den Leib der Krankheit Schwere.
 Doch krankt nicht deiner Tochter Mut,
 Die Seele krankt. Des Lebens Muth
 Kehrt ihr nicht in der Wildniß Leere.
 Zeig' ihr das Leben und die Welt,
 Laß sie im Buch des Daseins lesen,
 Wo ihr den Geist das Wissen schwellt,
 Da wird der Geist sogleich genesen.

Dort blühet ihr ein reichstes Loos.
 Dort ruht sie bald dem Glück im Schooß.
 Die Hand sprach mir geheime Kunde.
 Ihr spricht die Weisheit aller Welt,
 Hat wonnig sich erst eingestellt
 Die Lieb' auf ihres Herzens Grunde.
 Sie liebt der Erde besten Mann,
 Den klügsten Weisen aller Zeiten,
 Wenn sie ihn, wenn er sie gewann,
 Dann blüht die Lieb' in Ewigkeiten.

Sie weiß noch nicht zu dieser Frist,
 Was Lieb' im lieben Herzen ist.
 Die Liebe läßt sich nimmer künden,
 Man muß sie fühlen im Gefühl —
 Schon ist's gewitterhaft und schwül,
 Ein Funken wird die Flammen zünden.
 Drum aus dem Wald in's volle Sein!
 Dann kommt von selbst die Offenbarung!
 Es heilt das schöne Kind allein
 Des Lebens blühende Erfahrung!“

Der Vater lächelt voller Glück.
 Morgane ziehet sich zurück;
 Die Gäste lehren gleich zum Strande.
 Bald schneidet wieder durch das Meer
 Das stolze Schiff von Segeln schwer,
 Es weht ein frischer Wind vom Lande,
 Der Edelknecht singt hell und licht
 Auf's Neu die Mährchen und die Lieder.
 Auf Ninianens Angesicht
 Erglüht die Lust des Lebens wieder.

IV.

Merlin.

Still war das Meer, leis ging das Schiff,
 Sie mieden Sandbank, Fels und Riff,
 Sie liefen ein im sichern Hafen,
 Sie kriegten aus am festen Land,
 Es grüßte sie die Stadt am Strand,
 Wo sie des Lebens Fülle trafen.
 Nach stiller Meereseinjamkeit,
 Wie freut der Menschen freundlich Grüßen,
 Trank, Speise, Schlaf! Denn allezeit
 Steht gern der Mensch auf eignen Füßen.

Auf eignen Füßen aber steht
 Er nur auf festem Grund. Bald weht
 Ein fröhlich und gesund Behagen
 Durch Dionas und seine Schaar.
 Da hören sie denn wunderbar
 Seltsamlich Abenteuer sagen.
 Durch's Britenreich geht lauter Ruf,
 Er tönt wie helle Zauberlunde,
 Von Thaten, die man allwärts schuf,
 Und alle schuf die Laiserunde.

Elf Ritter sind's. Herr Pendragon
 Entsandte sie von seinem Thron,
 Die weiten Lande zu durchreiten.
 Hier helfen sie durch weisen Rath,
 Dort helfen sie durch tühne That,
 Sie wollen allwärts Glück bereiten.
 Es gilt Gesetz, Maß, Regel, Recht
 In heil'gem Frieden jezt zu halten!
 Empört sich schüdd' ein frech' Geschlecht,
 So mag das blut'ge Schwert gewalten!

O wie da rings das Land erstarkt!
 Bald sühnen sie auf offenem Markt
 Um manchen langen Streit zu schlichten,
 Der Bürger, Sippen, Brüder schieb,
 Daß Frieden Städt' und Dörfer mied.
 Und stets voll Weisheit war ihr Richten.
 Bald schlich kein Räuber mehr zum Raub,
 Kein Mörder griff mehr zu den Waffen
 Und wer der guten Nahrung taub,
 Sah bald den Schlund des Todes kaffen.

Sie bringen selbst in's Berggeleit
Und in die Wälder dicht und weit,
Wo wild Gethier sich fürchtbar brühet,
Das von Zerstörungswuth gefaßt
Oftmals in nächtig lecher Hoft
Der Menschen Frieden jäh verwüftet.
Es sinken ihrem tapfern Muth
Die Wölfe, Schlangen und die Drachen;
Laut auf verröchelt graue Wuth,
Kings dampft das Blut in rothen Lachen.

Und Jauchzen tönet überall,
Wie staunet bei der Mähren Schall
Herr Dionas mit Ninianen!
Wohin sie kommen klingt der Ruhm
Von diesem neuen Ritterthum,
Kings auf des Britenlandes Bahnen. —
So sehn sie einstmals eine Schaar,
Eß Ritter sind's im starken Bunde,
Die Zeichen passen treu und klar,
Es kommt heran die Tafelrunde.

Das ist der fröhliche Gawin,
Das sind die Brüder Agravin,
Gaheriet ist es der Schnelle,
Voll Abenteuerlust Ered,
Seht Lanzelot und Mark, wie fed,
Zwein der düstere Geselle!
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Bigramur mit Löwenmarke!
Es gleicht einem Riesenbild
Wigalois der große Starke.

Zum Gruß eilt Dionas herbei.
Die Ritter grüßen nach der Reich
Den edeln Greis und Niniane.
Sie sind der Heimath nicht mehr fern,
Da ladet er die kühnen Herrn
Zum Schloß im Wald von Breziliane. /
Sie waren alle gern bereit,
Nach vielen Mäh'n, Gerichten, Lasten,
Nach manchem blutigheissen Streit
In stiller Einsamkeit zu rasten.

Dort gab es bald im alten Saal
Scherz, Rede, Schwank, Gesang beim Mahl
Und bei den hochgefüllten Krügen.
Dann zogen sie hinaus zum Wald.
Die lugte nach der Maid Gestalt
Gawin mit seligem Genügen!
Einst saßen sie am Waldestrand,
Vor ihnen lag endlos die Weite,
Da nahm er Ninianens Hand
Und rief gedrängt an ihre Seite:

„Gib Liebe mir!“ Sie aber spricht
Halb ernst, halb scherzhaft: „Neder Nicht,
Norgane sagte mir die Kunde,
Wie lieb' ich einen jungen Fant.
Rein, hat die Lieb' mein Herz entbrannt,

Dann wächst sie in des Herzens Grunde
Für dieser Erde besten Mann,
Den klügsten Weisen aller Zeiten.
Wenn ich ihn, wenn er mich gewann,
Dann steht die Lieb' für Ewigkeiten!“

„Das ist der Zauberer Merlin!“
Lacht laut Gawin. „Ja, liebe ihn.
Zuhöchst an Weisheit und an Jahren
Steht er im Reich. So hat dein Herz
Von ihm nicht Liebeslust und Schmerz,
Nicht Küß und Schwüre zu besahren!“
Da hebt die Maid: „O sag' mir an
Wer ist Merlin? Ründ' es zur Stunde!“
Und bald beginnt der Rittersmann
Vom Zauberer seltsam dunkle Kunde.

„Du kennst die Mähr von Jesu Christ,
Der unser Hort und Heiland ist,
Er ward als Gottes Sohn geboren.
Es ging die alte Welt zu Grund,
Da stiftet er den neuen Bund,
Ein Führer zu des Himmels Thoren.
Er brach der Hölle düstre Nacht,
Die Macht der Sünde und des Spottes,
Jetzt blüht sein Reich in ew'ger Frucht,
Er machte uns zu Kindern Gottes.“

Da schwoll des Satans Grimm und Groll,
Dass er sein Reich verlieren soll
An's Reich des Lichtes und der Klarheit,
An's Reich der Liebe. Und er sinnt,
Wie er gen ihn den Kampf beginnt,
Der uns ist Leben, Weg und Wahrheit.
Gott schuf sich selber einen Sohn
Zu führen seine Siegeswaffen;
Der Satan denkt voll Spott und Hohn
Wie Gott sich einen Sohn zu schaffen.

Und Boten wurden ausgesandt,
Dass sie durchsuchen Land um Land,
Die schönste Jungfrau aufzufinden,
Die auch die reinste ist zugleich:
Lichtbelle Keuschheit soll sie reich
Mit gläub'ger Frömmigkeit verbinden.
Je höher sie im Lichte mild
Strahlt auf der Tugend heil'gem Stuble,
Je tiefer denkt der Satan wild
Zu stürzen sie zum Sündenpfuhle.

Da fanden sie im Maienschein
Der Jugend eine Jungfrau rein;
Wie eine Hostie war die Seele,
Wie Rosen und wie Schnee der Leib! —
Und Satan rief: „Das ist das Weib,
Das ich im Laster mir vermähle! —“
Im schweren Schlaf in tiefer Nacht
Wacht er die Unschuld frech sich eigen. —
Wie weinte sie, als sie erwacht —
Ihr schwoll's durch's Herz so seltsam eigen.

Bewußtlos süßt sie sich entehrt
Und durch die Brust ging wie ein Schwert
Scharfschneid'ger Schmerz. Unheimlich küstern
Angst, Furcht unsahbar durch den Geist,
Oft wehen Stimmen frech und dreist
Von wilder Weltbegierde küstern.
Da stiehet betend sie zum Herrn,
Daf er mit seiner Huld und Güte
All das Gelüste halte fern
Und vor Versuchung sie behüte.

Sie rettet sich zum Heil in Gott,
Es süht sich Schmerz und Gram und Spott,
Der düstre Trop zerfließt in Wehmuth.
So quillt die Frucht in ihrem Schooß,
Sie aber trägt ihr schredhaft Loos
In himmlisch stiller weicher Demuth.
Sie scheuet nicht den Fluch der Welt
Und nicht den harten Spruch der Richter,
Der sie im seuchten Kerker hält —
Stets heller glüh'n die Himmelslichter.

Lobpreisend Gott, so kniet' und sah
Sie stets, bis sie des Kinds genah.
Da sah ein Wunder sie im Sprossen.
Er stand und ging, sein Aug' war klar,
In schwarzen Locken floß sein Haar.
Die Mutter hat die Weh'n geschlossen
Im Vaterunser fromm und licht.
Sie betet laut für ihren Samen,
Dort fuhr das Kind: „Versuch uns nicht,
Und löse uns vom Uebel! Amen!“ —

Das Weib entband man aller Schuld,
Das Kind erhielt der Tausch Huld
Und hieß Merlin. In sieben Jahren
War er ein starker, fester Mann,
Den sie dem Reich des Lichts gewann
Und seiner Streiter hellen Schaaren.
Doch ging er auch durch eigne Wahl
Des Rechtes edle, heil'ge Wade,
Daf er einst aus dem Erdenthal
Eingeh' in's ew'ge Reich der Gnade.

Wohl loct ihn Satan manche Frist,
Versuchung ist umsonst und List,
Dem Vater war der Sohn verloren.
Was ihm der Teufel lieh an Kraft:
Der Räum' und Zeiten Wissenschaft,
Der Dinge Seh'n, die nicht geboren,
Die Künste jeder Zauberei,
Zu wandeln Formen, Räume, Zeiten,
Und die Gestalt zu wechseln frei,
Benuzt' er, Segen zu bereiten.

Wer nennt die Wunder, die er schuf,
Die seines Namens Glanz und Ruf
In alle Länder hingetragen!
Es schreibt kein Schreiber jemals auf,
Was er begann im Zeitenlauf

In jungen und in alten Tagen.
Fest stand er stets mit Rath und That
Drei Kön'gen bei in diesen Landen,
Durch ihn wuchs alle gute Saat,
So lange ihre Throne standen.

Als Weisesten der Weisen preist
Ihn alle Welt! — Wohlan, du weist,
Du weist jetzt, süße Niniane,
Für wen dir einst die Liebe glimmt,
Für wen dein Leben ist bestimmt —
Dir sang's im Wald von Breziliane!
So schlief Garwin mit Spott und Hohn,
Das Mädchen aber steht vernichtet:
Wie liebet sie des Teufels Sohn,
Falsch hat Morgane sie berichtet!

Doch sieh, da steht der Edelknecht
Vor ihr. So mächtig, schlant und recht,
So ernst hat sie ihn nie gesehen.
Er redet laut: „Sei nicht verstört,
Du hast die Sprüche recht gehört
Und was geschehn muß, wird geschehen.
O lieb' der Erde besten Mann,
Den lägsten Weisen aller Zeiten!
Wenn du ihn, wenn er dich gewann,
Dann steht die Lieb' in Ewigkeiten!“

Und heftig fährt die Maid empor,
Im Auge Bliß, die Wang' in Flor,
„Wo find' ich ihn? O sprich, Geselle!“
Der schöne Jüngling aber schweigt,
Dann ringsum aus den Thälern steigt
Mächtig Geläute. Jede Welle
Der Lust bringt dumpfen Glockenklang,
Und dunkle Schatten legen bang
Sich weit auf Wald und Felser nieder.

Dann spricht der Knecht: „Hörst du den Ton?
Es starb der König Pentragon,
Und herrscherlos sind nun die Lande.
Des Reiches Großen allzumal
Zieh'n zu des neuen Fürsten Wahl,
Nach London an dem Themseftrande.
Gib deinem Vater das Geleit
Zu jenen hehren edeln Kreisen,
Dort triffst du bei der Festlichkeit
Merlin, den Weisesten der Weisen!“

Wie staunt die Maid. Der Jüngling preist
Mit schrillen Ton. Und plötzlich streift
Ein alter hoher Hirsch vom Walde
Mit zwanzigendigem Geweih.
Der Jüngling aber wirft sich frei
Hinauf und spornet ihn längs der Halde.
Und aus dem Knappen wird ein Greis,
Weisfältig fliegen die Gewande,
Es wehen Bart und Locken weiß —
Er schwindet nebelhaft im Lande.

„Da, was ist das?“ so ruft Gawin,
 „Bei Gott, bei Gott, das ist Merlin,
 Der Zauber hörte uns zur Stunde!“
 Und eilend lehren sie in's Schloß,
 Dort rüftet sich mit Noß und Troß
 Zum Aufbruch rasch die Tafelrunde.
 Des Königs Tod war schon bekannt,
 Ein schneller Note kam ihn melden,
 Zum Vater spricht die Maid entbrannt:
 „Wohlauf, wir reiten mit den Helden!“

v.

Die Königswahl.

In scharfem Ritt ging es zum Ziel;
 Da sahen bald der Wunder viel,
 Die stets gelebt als Waldesgäße.
 Es ragen hochgethürmt und breit
 Die Straß' entlang in Herrlichkeit
 Die Kirchen, Häuser und Paläste.
 Laut ist der Markt, der Hafen voll,
 Die Menschen drängen sich im Strome,
 Der unabsehbar fürder schwoll
 Zum alten ehrfurchthel'gen Dome.

Sie läuten ein das Todtenamt,
 Viel tausend Kerzen sind entflammt
 Zu London in der Kathedrale.
 Schwarz ist umflort der Hochaltar,
 Schwarz steht der Priester ernste Schaar,
 Ein düstres Bild in hellem Strahle.
 Die Orgel braust in lautem Ton,
 Das Volk stimmt in die Trauerlänge,
 Im Sarg liegt König Vendragon:
 Ihm gilt das dunkle Gepränge.

Und als die Messe nun verklingt,
 Der Lieder letzter Ton versingt,
 Da senken sie die edle Leiche
 In des Gewölbes offne Gruft.
 Den Staub zum Staub! Im Weihrauchdust
 Schied er vom Licht- und Erdenteiche.
 Dann formt der Zug sich glänzend breit,
 Herzöge, Grafen und Barone,
 Und Dionas folgt mit der Maid:
 Wer trägt fortan die heil'ge Krone?

Und auf dem Königsaal im Schloß
 Da sammeln Ritter sich und Troß:
 Der König starb, der König lebe!
 So tönt es rings. Muhl erschallt
 In frohem Laut und frohlich wallt
 Der Banner Flug. Der Himmel gebe
 Zum ersten Wert den rechten Geist,
 Er leibe Licht und Kraft und Segen,
 Auf das das Volk der Briten preist
 Den künft'gen Herrscher allerwegen!

Da tritt Merlin, der Weise, vor
 Und hält in seiner Hand empor
 Hoch eine alte gelbe Rolle.
 Das ist des Todten Testament!
 Entfaltend ernst das Pergament
 Erhebet mächtig er die volle
 Kraftstimm'le Stimme durch den Saal,
 Das er dem Kreis die Ordnung künde,
 Auf welche sich die rechte Wahl
 Des künft'gen Herrschers fest begründe.

Da judt ein leiser Schrei empor,
 So unterdrückt, das er das Ohr
 Des nächsten Nachbarn kaum erreicht,
 Doch tönt durch Ninianens Brust
 Er laut und schrill voll Leid und Lust,
 Da pflöcklich jeder Zweifel weicht.
 Er ist Merlin, ihr Edelnecht,
 Sie kennt Gestaltung, Stimme, Mienen. —
 Wie, der hat auf ihr Herz ein Recht,
 Der hier als alter Greis erschienen?

Still ist es rings. Sie lauschen hin:
 Was ist des alten Schriftwerts Sinn? —
 Der todt' König, der im Leben
 Der stärkste Mann des Reiches stand,
 Er ließ als Erbe seinem Land
 Sein Schwert. Ihm war's allein gegeben,
 Den Stahl der Scheide zu entziehen
 Und ihn im Männertamp' zu schwingen.
 Wer's jetzt ihm gleichthut, wähet ihn!
 Man soll ihm Kron' und Scepter bringen!

Des Reiches Große sehn erstaunt.
 Erst wird gestüßert und geraunt,
 Dann lärmt und ruft es durch die Halle:
 Wer schwach sich süßlet, der verneint,
 Doch sehn die Starke bald vereint,
 Sie stimmen in den Vorschlag Alle.
 Wer wähnt sich nicht als König schon?
 Da ruft Merlin den Waffenträger
 Des alten Königs. Mit dem Sohn
 Tritt Anhor vor des Reiches Pflieger.

Er ist ein altersschwacher Greis,
 Gelähmt am Leib, der nicht mehr weiß
 Die schwere Waffe herzutragen.
 Artus, der Sohn, bringt sie heran,
 Mit der sich oft zum Sieg die Bahn
 Der alte König hat geschlagen.
 Wie lang und mächtig ist das Schwert!
 Es glänzt der Griff von Edelsteinen.
 Wer sich als Schwinger hier bewährt,
 Mag bald in Hermelin erscheinen!

Da nah'n die Höchsten aus dem Land.
 Es geht die Wehr von Hand zu Hand,
 Herzöge trifft zuerst die Reihe,
 Die Grafen folgen dann für Mann,
 Dann treten die Barone an.

Doch weh, der Stärke rechte Weihe
Rehlt Allen noch. Den Rittern gar
Dient's nur zur eillen Augenweide,
Und selbst der Knechte tiefge Schaar
Entzieht das Schwert nicht seiner Scheide.

Gar seltsamlich erschien die Schau,
Wie sie im alten Königsbau
Allwärts versucht ihr Glück zu machen.
Wie das die Glieder zerrt und streckt,
Und Arm und Beine sügelnd reckt!
Nanck breiten Rücken hört man krachen,
Die Augen treten glüh hervor,
Es rinnt der Schweiß von Stirn und Wangen.
Sie brummen mürriß bald im Chor:
„Es war ein eitles Unterfangen!“

Da lacht aus lauter Kehle hell
Artus, der fröhliche Gesell,
Denn Allen ist das Werk mißlungen.
Er ruft: „Ist das der Mühe werth?
Wie oft hab' ich das alte Schwert
Zu eigner Lust der Scheid' entschwungen,
Wenn mich allein im Waffenaal
Der Vater lieh!“ Er hebt die Wehr
Und zuckt hervor den blanken Stahl,
Als ob's ein kindisch Spiel nur wäre.

Welch Staunen braust da durch das Haus!
Laut tönen tausend Stimmen aus:
„Was Keiner that, gelang dem Knaben!“
Bis jest sah Keiner an den Wicht,
Nun sehn sie ihn im Raitenlicht
Der Jugend blühen. Stolz, schlank, erhaben
Ragt auf sein Wuchs. So led, so frisch,
So schwellend regen sich die Glieder.
Kühn ist sein Blick und träumerisch,
Braun wallen seine Locken nieder.

Wie er dasteht zu Haupt das Schwert
Voll Muth und Kraft, o seht, da fähret
In das Gemach das Licht der Sonne
Und übergolbet noch sein Bild!
So muthig hold, so trotzig wild
Sieht es in alle Herzen Wonne.
Unfäglich Jauchzen schallt empor,
Die Halle dröhnet tausendtönig.
Merlin, der Zauberer, tritt hervor
Und ruft: „Ihr Briten, seht den König!“

Kings stimmt man ein. Jedoch der Reid
Ist zorngeschwollen gleich bereit,
Den schönen Jüngling zu begeiern.
„Er König? Von so niederem Blut?
Es übt Betrug gemeine Brut!“
Tönt laut der Spott in schnödem Eisern.
„Wohlan auf's Neu,“ so ruft Merlin,
„Mögt ihr am Schwert die Krafft erproben,
Und wem von euch das Werk gebiehn,
Der sei als König gleich erhaben!“

Und Artus stieß hinein den Stahl
Und reicht' ihn lächelnd durch den Saal.
Die Jungen suchten mit den Alten,
Ihn aus der Scheide zu befrein.
Die Zahl der Ketten wird schon klein.
Was helfen Ihnen die Gewalten?
Als hätte Kost wohl hundert Jahr
In das Gefäß gefügt den Degen,
So ist's. Nur Artus weiß ihn klar
Und sicher ob dem Haupt zu wägen.

Geringer wird der Murre Zahl,
Da ruft Merlin zum dritten Mal
Zu prüfen an dem Schwert die Stärke,
Doch nur ein kleines Häuflein naht
Begierig nach der Krone Staat. —
Sie scheitern dreimal an dem Werke.
Und so bescheiden sich umher
Die Fürsten, Edelleute, Krieger.
Nur Artus schwingt allein die Wehr,
Wie er es war, so bleibt er Sieger!

Schon drang zur Stadt die Kunde hin.
Es wogt das Volk mit frohem Sinn,
Durch alle Straßen braust sein Rufen.
Es wälzt der Strom mit Saug und Braus
Sich vor das alte Königshaus,
Dort hält besetzt es Thor und Stufen,
Die Fahnen fliegen weit und breit,
Im Dome läuten alle Glocken
Und in die helle Fröhlichkeit
Hört jauchzend man Musik frohlocken.

Da tritt Merlin auf den Balcon
Mit Anthon's blühend schönem Sohn.
Den Jüngling zeigt er der Menge.
O wie er allem Volk gefiel!
Da war der Lust nicht Maß und Ziel
Im tobend rauschenden Gedränge.
Herolde riefen aus den Herrn,
Es ward das weite Volk ihm fröhlig,
Sie jauchzten nah, sie jauchzten fern:
„Heil Artus, unserm jungen König!“

Doch Artus lag voll Glück im Arm
Anthon, dem Vater. Liebewarm
Umschlingt der Fürst den Waffenträger.
Er neigt sich ernst und demuthsvoll
Und bringt Merlin des Dankes Zoll,
Er war und blieb des Reiches Pfleger,
So sieht das Volk sie tief gerührt,
Da trat in manches Aug' die Wehmuth
Mit süßer Lust. Wie sich's gebührt
Schmädt mit der Krafft ihn eble Demuth.

Dann hielten sie voll Lust und Pracht
Den Umzug durch die Stadt. Dem lacht
Das Herz nicht ob dem jungen Helden,
Der nun beherrscht das Britenland!
Tief im Gebirg, am Meeresstrand,

Da hört man bald die Kunde melden.
Dann zogen sie zurück in's Schloß,
Das nun den König aufgenommen.
Merlin entzog sich Fürst und Troß,
Schlicht ging er fort, wie er gekommen.

Doch wie er vor dem Thore steht,
Raht eine Maid. Die Schönheit weht
Ihr reich um Antlitz, Haar und Glieder.
Sieh, wie das helle Auge glänzt,
Von Blumen ist ihr Haupt umkränzt,
Sie sinkt zu seinen Füßen nieder,
Erstaunt ob seinem starken Geist
Schwirrt's ihr durch's Haupt in süßem Wahne.
O wie da hold willkommen heißt
Merlin die blonde Niniane!

VI.

Die Empörung.

Of's liegt den Königspark hinaus
Ein still verborgen kleines Haus,
Hoch überdacht von stolzen Bäumen.
Es ist von derbem Stroh das Dach,
Doch hegt's ein heimelnd schlicht Gemach.
Dort pflegt der Zauberer zu säumen,
Wenn er zur alten Hauptstadt kommt.
Dort kann er träumend sich versenken,
Und, wie es seinem Geiste frommt,
Weit hin in Erd' und Himmel denken.

Doch ist er heute nicht allein,
Es sitzt im grünen Dämmerchein
Ihm Niniane still zu Füßen,
Und vor dem seltsam schönen Paar,
Da steht ein Glas hell, licht und klar,
Drauß wunderfame Bilder grünen.
Ein Zauberspiegel ist's. Ihn läßt
Merlin Gemälde reich entfalten.
Für Ninianen sind ein Fest
Die bunten wechselnden Gestalten.

Was nie sie sah, gekannt, gewußt,
Das zeigt sich ihr in lichter Lust.
Es ist das volle üpp'ge Leben
Der fröhlich blüh'n den Gegenwart.
Sie sitzt verstummt, sie sitzt erstarrt,
Vald sieht man alle Glieder bebem.
Und in die Hände klatscht sie dann
Und lacht — o wech ein helles Lachen! —
Sie fühlt sich plötzlich aus dem Bann
Weltfremden Kinderchlaß erwachen.

Wie lauschet sie dem tiefen Wort
Des Weisen, der von Ort zu Ort,
Von Zeit zu Zeit den Geist ihr lenket!
Er ist voll Ernst und doch voll Schwung.
O wie sie voll Begeisterung

Sich ganz der neuen Lehre schenket!
Sie ruft: „Wie schön ist diese Welt
Mit ihrem vielgestalt'gen Leben!
Das träum' ich nie im Waldesjelt!
Ganz will ich mich der Welt ergeben.

Vielweiser du, wie bist du gut!
Wie begest du in treuer Hut
Des schönen Heimatlands Geschide!
Laß mich an deiner Seite stehn!
Laß mich mit dir die Wade gehn
Zu öffnen meines Geistes Blicke!
Das Leben nur ist schön und licht.
Ich will des Lebens Offenbarung,
Die gibt der schönste Traum doch nicht,
Rein, einzig gibt sie die Erfahrung.“

Da mahnt der Weise mild und hold:
„Nicht Alles, was erglänzt, ist Gold.
Oft ist das Leben ernst und dunkel
Boll Haß und Reid. O sieh, mein Kind,
Was sezt der Zauberspiegel spinn!“ —
Sie schaut — des Glases hell Gefunkel
Wirrt sich zu finst'rer Trübigkeit
In stetem Brodeln, Wirbeln, Sähren —
Doch endlich sieht die schöne Maid
Sich ein entseßlich Bildwerk klären.

Dort ragt ein hohes Haus der Stadt,
Drin sitzt von Haß und Horne satt
Ein düst'rer Mann in dunkler Klaus.
Der Sprosse Uters von Gallot
Ist es, Nion. Boll Grimm und Spott
Kam er zurück vom Königshause
Und Artus' Wahl. Hat er geträumt,
Selbst König dieses Reichs zu werden?
Denkt er des Vaters Lob? — Er schäumt
Und tobt mit wüthenden Geberten

Und um ihn steht ein frecher Chor,
Mit falschem Herzen, gier'gem Ohr
Belauschen sie die gift'gen Reden,
Die er ausstößt von Wuth entdrammt.
Sie wollen Aufruhr sä'n im Land,
Den Herrscher wollen sie beschden.
Heißblutig stimmen Alle ein
In argverblendeter Bethörung.
So spinnen sie im nächt'gen Schein
Die tückisch schleichende Empörung.

„Wohl,“ ruft er, „wir entlarven ihn,
Den schändlichen Zauberer Merlin
Mit seinem Lügen und Betrügen!“
Dann lassen sie im Sturm das Haus
Und stürmen fort in lautem Braus. —
Furcht steht auf Ninianens Zügen,
Sie zittert bleich. Der Weise spricht:
„Abgrund und Höh pflegt sich zu poaren,
Der Schatten wechselt mit dem Licht.
Du wirst noch manchen Schmerz erfahren.“

Verlösch ist jetzt das Spiegelbild,
Da toben draußen sie schon wild,
Bald sind sie im Gemach erschienen,
Bald drängt sich um den edeln Greis
Ein glutheftflammerter wirrer Kreis,
Nion ruft ihm mit strechen Rienen:
„Prophet, dir ist ja Alles kund,
Was war, ist, wird in künft'gen Tagen.
So öffne mir den klugen Mund:
Wie sterb' ich? Sprich! Kannst du mir's sagen?“

Da spricht Merlin, der lange Frist
Von Haupt ihn bis zu Füßen mißt
Mit seinen klaren Adleraugen:
„Weh dem, der seinen letzten Tag
Vorwissen will! Dem Armen mag
Die frohe Gegenwart nicht taugen.
Doch da du thöricht frevelnd fragst,
So will ich dir die Wahrheit sprechen,
Du fällst vom Kopf, auf dem du jaast,
Und wirfst im Sturz den Schädel brechen!“

Nion geht lachend wieder fort,
Merlin erhebt alsbald das Wort:
„Die Proben sind noch nicht zu Ende!“
Nion nimmt drauß der Mönche Kleid
Und schleicht in's Kloster. Kläglich schreit
Und stöhnt er dort und ringt die Hände,
Als bräch' ihm in der Brust das Herz.
Er bittet: „Sendet ohne Weilen
Hin zu Merlin, denn meinen Schmerz
Vermag der Weise nur zu heilen!“

Die Boten gehn. Es kommt Merlin
Mit seiner Maid. Gleich kennt er ihn,
Wie kehrt der Heuchler sich verketlet.
Die Mönche fragen: „Nacht der Tod?“
„Nein,“ ruft der Greis, „es hat nicht Noth,
Dass heute ihn die Krankheit fallet,
Auch endet nicht im Bett der Mann!“
Sie sehn ihn horchend an im Kreise,
Indess der Falsche led begann:
„Wie sterb' ich denn? Kenn' mir die Weise!“

Da spricht der Zauberer ernst und hart:
„Weh dem, der an der Gegenwart
Sich nicht bescheiden läßt genügen.
Gott hat die Zukunft weis verhält,
Doch deine Reugier sei erfüllt,
Und glaub', ich spreche keine Lügen:
Am Tage, der den Tod dir bringt,
Wird man dich aufgehängt finden!“
Er grüßet, wie sein Wort verflingt,
Man sieht im Kreuzgang ihn verschwinden.

Der Sproß des Uter von Gallot
Hebt sich höhnlachend: „Nun bei Gott,
Wie sich Orakel widersprechen!
Doch warte, trügerischer Merlin,
Noch seinre Jäden will ich ziehn,

Dein Ansehn will ich morlich zerbrechen!“
Er hüllt sich bald in Bettlertracht,
Ein hölzern Bein, am Aug' ein Pflaster
Bermummt ihn ganz. Wie böshast macht
Doch eitle Gier, hochmüthig Laster!

In Lumpen eingewickelt steht
Er am Palast. Er weiß, dort geht
Vorbei mit seiner Maid der Alte.
Die Kranken hemmen hier den Pfad
Und fragen ihn um seinen Rath,
Dass liebend er der Heilung walle.
Aufschreit Nion mit lautem Mund
Und fleht: „Laß mich dir Heilung danken!“
Doch spricht Merlin: „Du bist gesund,
Ich heile nur die wahren Kranken!“

Da klagt aufs Neu der freche Nicht:
„Sterb' ich an diesen Uebeln nicht,
So melde, wie ich sterben werde?“
Laut rüret der Weise: „Eitler Thor,
Du willst, so drängst du dich hervor,
Die Hölle haben auf der Erde.
Bernimm, naht dir der Todestag,
Dann macht das Wasser dich ertrinken!
So wirft du, — jäh trifft dich der Schlag, —
Inmitten deiner Sünden sinken!“

Mit Ninianen zum Palast
Geht dann Merlin. Nion ersaft
Wildgrimmige Luft. Bon Wuth durchklossen,
So wirft er Krud' und Pflaster fort,
Ihm folgen zum verborgnen Ort
Die schön verbündeten Genossen.
Er ruft: „Nun seht ihr seinen Kug!
Falsch mischt der Zauberer die Xanten!
Als ich ihn um mein Ende frug,
Da nann' er mir drei Todesarten.“

Ist's nicht genug mit einem Tod?
Ich brech den Schädel — Wein und Noth! —
Und muh auch hängen und ertrinken.
Wahnsinn ist seines Ruhms Geschrei,
Blendwerk ist seine Zauberei!
Bald soll das Fabelwesen sinken,
Durch das er seinen König schuf,
Den schäßgen Waffenträgerjungen.
Das echte Blut bewährt den Ruf!
Folgt mir und lähn und starf gerungen!“

Und Jeder sattelte sein Ross,
Sie rüsten Schwert und Speer und Troß,
Sie sprengen trotzig aus den Thoren.
Sie ritten rings durch's Land zu Haus
Und wiegelten die Männer auf,
Indess sie saische Eide schworen.
Wie ward da Artus' Jugendpracht,
Die recht im Licht der Unschuld funktel,
Merlin und seiner Weisheit Macht
Mit gallig schwarzem Wort verbuntelt!

Das Alles sah Merlin voraus,
Und als er in dem Königshaus
Vor Artus trat, begann sein Mahnen:
„Fürst, lege ab das Friedenskleid!
Bald droht der Kampf, bald löst der Streit!
Entfalte deines Reiches Fahnen!
Fest, kräftig ordne gleich dein Heer
Und laß dir starke Rüstung frommen,
Und stehst du da mit starker Wehr,
Dann har' der Dinge, die da kommen!“

Da war der Frohsinn bald am Ziel,
Es floß Gesang und Tanz und Spiel,
Es gingen heim die heitern Gäste,
Rasch gab es kriegerische Schau;
Artus schuf um den Königsbau
Zu einer kriegerischen Feste.
Am Thore hielten Reißige Wacht,
Hoch auf den Finnen standen Schützen.
Es kam des Königs junge Macht
Die Tafelrunde stark zu schützen.

Da stand der fröhliche Gawin,
Mitsammt den Brüdern Agravin,
Gaheriet erschien, der Schnelle,
Voll Abenteuerlust und Ered,
Seht Lancelot und Mark, wie led,
Zwein der düstere Gefelle.
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Wigramur mit Löwenmarke!
Es gleicht einem Riesenbild
Wigalois der große Starke.

Wohl that es Noth. Denn rings im Land
Auslobt der Empörung Brand,
Aion entsacht entseßlich Feuer.
Verläumdern öffnet leicht das Ohr
Des Volkes sich. Haf' spricht empor.
Auch lodt das wilde Abenteuer.
Man nennt den König: niedre Brut,
Merlin: den falschen Propheten!
Gemeine treibt der freche Muth
In der Empörer Reihn zu treten.

Schon naht der Waffenlärm der Stadt,
Schon drängt der Sturm sich zornesfart
Zur Burg. Hord, die Geschosse klingen,
Schon hebt sich zum Wurf der Speer,
Das Schwert zum Hieb. Dort naht ein Heer
Um hier ein Heer zum Staub zu ringen.
Die Straßen stampft der Hofscheuf,
Der Führer Schrein durchlöth die Weite,
Jetzt stürzt sich mit Kampfesruß
Die Tafelrunde jäh zum Streite.

Doch in dem allgemeinen Sturm
Harret ruhig auf dem höchsten Thurm
Merlin mit seiner Niniane.
Er steht so felsenfest und stark.
Das Mädchen zittert bis in's Mark,

Als sich entrollt die blutige Fahne.
Sie ruft entsezt: „Merlin, Merlin,
O sieh, Blut, Nord, Verderben drohen!
Laß diesen schaur'gen Ort uns stehn!
Eh rings des Kampfes Schreden lohen!“

Und wie sie weinend steht und ruft,
Da fliegt sein Mantel in die Luft,
Er schwingt den Zauberstab im Kreise.
Sein Auge flammt von Feuerqluth,
Sein Mund strömt wirrer Worte Fluth —
Dann harret still und starr der Weise: —
Die Kämpferschaaren stehen all,
Die schon sich mengten in der Runde —
Es schweiget jäh der Waffenschall —
Still wird's — unheimlich schleicht die Kunde:

O seht der Königsfeinde Noth!
Aion ist todt! Aion ist todt!
Aion, der Führer der Verräther!
Wie starren sie so bleich und blaß;
Vergessend Jorn und Grimm und Haf,
Sie sehn, er war ein Missethäter.
Wahrheit ward, was der Zauber sprach,
Er ist in jähem Tod gesunken,
Man fand, daß er den Schädel brach,
Man fand gehängt ihn und ertrunken.

Als er zur Stadt die Brück erritt,
Da sank sie ein. Aion sank mit,
So brach ihm das Genid im Falle.
Es hielt der Sporn ihn fest am Stein,
Das Haupt fiel in den Fluß hinein,
Die Leiche sehn erschütterte Alle.
So ward dreifacher Tod sein Loos,
Ganz wie Merlin es einst gewettert.
Der Frevler ging zum Höllenschloß
Ertränkt, gehängt, das Haupt zerstückelt.

Wie häußt verworren fort der Feind!
Der Tag unblut'gen Sieg's erscheint
Für Artus. Seine Lebenssonne
Steigt herrlich auf. Wie gern verzeiht
Er den Verführten! Aus dem Leid
Wuchs lauter freudentreiche Wonne.
Und Niniane sieht entzückt,
Wie sie Merlin den Weisen ehren.
Er aber eilt vom Lärm gedrückt
Mit ihr in's stille Haus zu kehren.

VII.

Die Krönung.

Woh, schon genug der Lebenslust,
Der diese junge frische Brust
So jauchzend laut gepocht entgegen?
Bei Gott, sie hat schon satt die Welt,
Sie ruft: „Nun ist das Reich bestellt,

Du gabst ihm Stärke, Dauer, Segen!
Du setztest seinen König ein,
Du machtest Reid und Aufruhr fliehen.
Laß sie sich selbst jetzt Hüter sein,
Wir beide wollen waldbwärts ziehen!"

Da spricht Merlin: „Noch hab ich nicht
Erfüllt die vorbestimmte Pflicht;
Noch muß ich diesem Volk beweisen,
Daß Artus ganz nach seinem Recht
Beherrscht der Briten stark Geschlecht.
Dann geht es erst in rechten Gleisen.
Komm mit, heut ist der Krönungstag,
Im Schlosse rauscht es schon zum Fest!"
Da zogen Beide zum Gelag
Und mischten sich in's Heer der Gäste.

Wer fände wohl den rechten Sang,
Der zum Geläut und Liederklang
Des hellen Krönungstages paßt,
Der flatternd in der Banner Flug
Und rauschend in der Ritter Zug
Der Feier Herrlichkeit erkäpft,
Der all die Süßigkeit der Frau
Erhöbe zart in holdem Preise!
Was es der Pracht da gab zu schaun,
Das singet keines Dichters Weise!

Hell wogt das Fest im Königsaal,
Der nie geprangt in solchem Strahl
Von Blumen, Sammt, Gestein, Standarten,
Von stolzer lähner Ritterschaft
Mit freiem Muth, mit straffer Kraft.
Die Mädchen gleichen einem Garten,
Wie ihn der junge Mai geschmückt.
Es blüht und duftet und es waltet,
Beglückend fühlt sich und beglückt,
Was durch die mächtig'e Halle waltet.

Da öffnen plötzlich sich die Reihn.
Merlin, der Alte, tritt herein
Und steigt auf die erhabne Stelle.
Er heischt Ruh, Ruh ist sofort,
An jeder Lippe hält das Wort,
Und also spricht er laut und helle:
„Ihr Großen aus dem Britenland,
Jetzt höret und ihr seht zufrieden,
Daß euch ein Fürst vom höchsten Stand
Und reinsten Blute ist bejehoben!"

Warum war Artus euch nicht recht?
Ihr glaubt aus niederem Geschlecht,
Von tiefem Stamme ihm entprossen.
Er ist der echte rechte Sohn
Von eurem König Pendragon,
Er ist vom Blute, das geschlossen
Seit Urzeit in dem edeln Stamme,
Der hier im Land das Scepter führte,
Drum kam es, daß ihn wunderbar
Gott selbst zu eurem Herrscher kürte.

Ich lenke eu'r Gedächtniß weit
Zurück in längst verschollne Zeit.
Es stand in frischer Mannesblüthe
Der letzte König. Kalt wie Erz
War für die Frauen stets sein Herz,
Das nur für Männerwerthe glühte.
Da brann't es plötzlich leuchtend voll
Von heißer Leidenschaft's Funken.
Die Herzogin von Lintagol,
Sie macht' ihn wider Liebe trunken.

Iguerne war so schön und hehr,
So seelenstolz, daß nimmermehr
Ein ähnlich Weib die Welt geboren.
Ehlos war er, sie war vernäht.
Doch wie er sie mit Schwüren quälte,
Sie schloß ihm ernst und streng die Ohren.
Und als zu dreißt der König sieht,
Da ward sie offen dem Gemahle,
Der Herzog zürnt, der Herzog geht
Und greift zu seinem guten Stabe.

Er rief den Aufruhr durch das Land
Und bald war wider Krieg entbrannt,
Es reiheten Schlachten sich an Schlachten
In Haib' und Feld und Waldwerfted.
Stark war der Fürst, der Herzog fed,
Des Gegners mußte Jeder achten.
Doch löschte weder Streit noch Zanf
Im Herzen Pendragon's das Feuer,
Es frommten ihm, der liebestrunk,
Nicht Krieg und List und Abenteuer.

So kam es, daß die Kunde scholl:
Es ließ das Schloß von Lintagol
Der Herzog, um im Feld zu liegen.
Berrathen hat es ein Basall:
Er sinnt auf näch't'gen Ueberfall,
Das Lager hier will er erküen.
Da ordnete der König bald
Schlachtordnung, Waffen, Wächter, Streiter,
Und gab der Oberhut Gewalt
Dem härksten seiner starken Leiter.

Dann ritt er selbst zur Abendzeit
Hinaus in schwarze Dunkelheit,
Nach Lintagol ritt er die Stege.
Wie Sturmwind schnell trug ihn das Roß,
Er kannte Pfad und Thor und Schloß
Und drin die Räume, Treppen, Wege.
Den Thorwart dort bestach sein Geld,
Es öffnete sich schnell die Pforte.
Wie pocht sein Herz, wie klopf und rollt
Sein Blut an dem ersehnten Orte!

Er schleicht zur Herrin in's Gemach.
Ob dem Gemahl ist sorgend wach
Die schöne blühende Iguerne.
Der König ahmt des Herzogs Ton
Leisestehend nach. Da ward sein Lohn

Süßflüchtig Blüd. Der Stern der Sterne
Lacht ihm die Nacht. Heiß Brust an Brust
Dat da das Weib von ihm empfangen.
Als Morgens sie erwacht in Lust,
Da war der König längst gegangen.

Ihr war wie Traum. — Doch Pendragon
Flog lagerwärts. Horch, Siegeston
Begrüßet ihn mit frohen Stunden!
Des Herzogs Ueberfall mißlang,
Er selber fiel im Streiterdrang
Und liegt im Fels mit tiefen Wunden.
Herfret hat sich der steh'nde Feind.
Wie seltsam fallen die Gescheide!
Der König lacht, der König weint,
Ihm stehen Lust und Leid im Bilde.

Mit Lust denkt er an's schönste Weib,
Das frei jetzt ist. Den todt'n Leib
Des Feindes sieht er an mit Schmerzen.
Er folgt ihm klagend an das Grab.
Sie senkten schaurig ihn hinab.
Da schluchzen rings mit trüb'n Herzen
Die bärt'gen Männer. Aller Groll
War aus den Geißtern schon geschieden.
Ein ganzer Mann war Tintanol,
Mut, tapfer, brav — er ruh in Frieden!

Doch als die Trauerzeit verging,
Und als die Wittve nun empfing
Das Weileid ihrer Freund' und Sippen,
Da kam auch Pendragon zum Schloß,
Reumüthig schmerzhaft Klagen stieß
Ihm aus dem Herzen auf die Lippen.
Dah ihr Gemahl fiel in der Schlacht,
War er nicht Schuld. Doch schwoll sein Jammer,
Dah er benutz die selbe Nacht,
Sie zu betrügen in der Kammer.

So tief und herzlich war sein Leid,
Dah ihm Huerne bald verzeiht.
Er sieht: „So nimm mich auch zum Gatten,
Da ich's schon bin. Laß sühnen mich
Die Sünde, dah ich dich beschlich!
Laß uns das alte Leid bestatten!
Laß neues Leben uns erblühn.
Dem Kinde unter Deinem Herzen
Gib mich zum Vater! —“ Sprühend glühn
Sah man da bald die Hochzeitskerzen.

Die Hoffnung, die Huerne schwoll,
Hielt man geheim. Es wurden voll
Neun Monde seit der Nacht der Sünden,
Der Nacht der Schlacht. Und da genas
Des Sprossen sie, ohn' Ziel und Rath
Liebreizend hold. Wer mocht' es lünden
Dem Volk der Briten? Ach, das Kind
Entsproß verdrehtischem Umarmen!
Ein übler Ruf erwächst geschwind,
Dem König mehr noch wie dem Armen.

So kam geheim das Kind an's Licht,
Geheimniß machte man zur Pflicht,
Den Frauen, die zur Kön'gin stunden.
Es traf sich grad, dah Anthor's Weib
Besegnet war an ihrem Leib,
Und als Huerne war entbunden,
Gebar auch sie. Dem Königsproß
Ward sie zur Amme auserkoren,
Doch ging in's Land die Mähr vom Schloß:
Sie habe Zwillinge geboren.

Artus, der Sohn des Pendragon,
Wuchs also auf als Anthor's Sohn!
Nun tritt hervor, du Waffenträger,
Und schwöre einen heil'gen Eid,
Ob ich die Wahrheit sprach zur Zeit! —
Da hub sich rasch zum Schwur der Flügel
Des jungen Königs, redend klar,
Jadeß er hoch die Hand erhebet:
„Es ist Merlin's Bericht so wahr
Wie Gott der Herr im Himmel lebet!“

Da gab's des Jubels rings genug,
Dann ging es fort in reichem Zug
Unjaucht vom freudvollen Volle.
Der Orgel vollster Lieberstrom
Erllingt im alten heil'gen Dom.
Chornabensang und Weihrauchwolke
Begräßen sie. Der Erzbischof
Gah bald dem echten Königssohne
Die Weihe, heiliges Salbol troff,
Dann schmückt das Haupt die Königskrone.

Die Menge geht, das Amt ist aus,
Und wieder sitzt im kleinen Haus
Merlin, zur Seite Ninianen.
Der Abend ist so düst'ig lind.
Der Weise spricht: „Jetzt erst, mein Kind,
Pracht' ich mein Wert in rechte Bahnen,
Bis jetzt nur schaff' ich mit dem Geist,
Jetzt folg' ich meines Herzens Triebe,
Der stürmisch dir an's Herz mich reichst.
O Niniane gib mir Liebe!“

Der Greis erglüh, die Maid erbliht,
Doch plötzlich hat sie sich gefast,
Sie ruft: „Der Liebe Offenbarung
Ist mir noch fremd. Was weiß mein Herz
Von Liebelust und Liebeschmerz,
Die Liebe gibt nur die Erfahrung!“ —
Der Alte ruft: „Du kennst sie nicht,
Wohlan, so will ich sie dir zeigen! —“
Noth dämmert her das Abendlicht
Und beide sinken tief in Schweigen.

VIII.

Die Hochzeit.

Frühmorgentrost umweht die Welt.
 Wer reitet dort durch Hag und Feld?
 Das ist Merlin mit Ninianen.
 Sie kosten Farben, Licht und Duft
 In frischer, herber, freier Luft
 Bei Kardueil auf stillen Bahnen.
 Von Liebesmähren hell und bunt
 Süßtönend quillt der Mund des Weisen.
 Die Lieb' ist auf dem Erdenrund
 Als höchstes, liebstes Glück zu preisen.

Sie leihet dem Dasein Duft und Glanz,
 Sie macht den halben Menschen ganz,
 Sie ruft zur Erd' des Himmels Segen.
 Des eignen Seins vergessen sein,
 Im Andern aufgehen leuchtend rein,
 Das ist ihr Glück auf selgen Wegen.
 Dem Wort, das ihm berauschend loß,
 Lauscht sie. Ihm ist wie Glück und Friede.
 Da liegt am Weg ein glänzend Schloß,
 Es ist das Schloß von Thamelide.

Im Garten steht Leodagan,
 Des Britenlandes reichster Mann.
 Ihn freuet der Besitz der Räume
 Von vielen Meilen. Rings umgeht
 Er Blum' und Kraut und Busch und Beet,
 Bald tritt er unter hohe Bäume.
 Da schaut er über'm Hag das Paar,
 Er grüßt und bittet sie zu Gaste.
 Laut ruft er. Seiner Leute Schaar
 Stürmt dienstbereit aus dem Palaste.

Doch tritt der Alte mit der Maid
 Nur in den Park. Vor Mittagzeit
 Will er noch Kardueil erreichen.
 Da bittet ihn Leodagan:
 „Merlin, du weiser Mann, sag' an!
 Du lösest Räthsel sonder Gleichen.
 Loß' mir auch eins, das mir die Nacht,
 Die dunkelschatt'ge, aufgegeben.
 Es hat mich um den Schlaf gebracht
 Mit seinem stillgeheimen Weben.“

In später Stund' fuhr ich empor,
 Selt' James Jüster'n traf mein Ohr
 Dort von den Linden und den Rosen.
 Ob so der Bäume Klauschen klingt,
 Des Brunnens Strahl, der plätschernd springt?
 O nein, es war wie süßes Rosen
 Verliebter Stimmen. Lauschend lang
 Wollt' ich erkennen dieses Schallen,
 Dann tönte lautausjauchzend bang
 Das schöne Lied der Nachtigallen.

Wer dort gesprochen, thu' mir kund!“
 Ein seines Lächeln spielt am Mund
 Des Weisen hin. — Mit sinken Füßen
 Hüpfte eine Maid nun ungefümt
 Vom Lindenbaum, wo sie geträumt,
 Leodagan hell zu begrüßen.
 Es ist sein rosenblühend Kind
 Genevra, licht wie Mai und Leben,
 Erquickend wie der Morgenwind,
 Der uns den Morgenruth will geben.

Sie schlingt um ihn den weichen Arm
 Und küßt ihn hold, als ob der Schwarm,
 Der ihn umgibt, im Kreis nicht stände.
 Da naht sich Merlin dem Paar
 Und pflüdet aus der Jungfrau Haar
 Ein Lindenblatt, und in die Hände
 Legt er's dem Greis: „Es gibt zur Frist
 Dies Blatt dir Antwort ohne Räden.
 Forch', wo dies Blatt gewachsen ist!
 Ich glaube, wo die Linden blühen!“

Da streift ein dunkel Burpurroth
 Der Tochter Antlip. — Pein und Noth
 Und Heftigkeit erfährt den Alten.
 Es ist als träf' sein Herz ein Dorn,
 Ihm quillt der Grimm, ihm schwillt der Zorn,
 Er weih' zuletzt sich nicht zu halten.
 Er schreit: „Hat dich das Blut verführt?
 Pacht dich der Leidenschaft Getriebe?“
 „Es thut's das Herz!“ ruft sie gerührt,
 Und weinend spricht sie: „Ja, ich liebe!“

„Wer ist dein Buhle?“ tobt der Greis.
 Die Tochter spricht: „Ach Gott, ich weiß
 Dir Stand und Namen nicht zu sagen.
 Es ist ein Jüngling, lähn und schen,
 Voll herz'ger Lust, voll süßer Treu,
 Voll holder Güte. Selig schloßen
 Die Pulse mir, wenn mir sein Bild
 Den Geist durchwehete. Hier am Tage
 Kist er vorbei. Er grüßte mild.
 Ich grüß'. Das bracht' uns lichte Tage.“

Wir hoben einsam plaudernd an.
 Nicht tagt' es, daß wir uns nicht sahn,
 Dann kosteten wir die stillen Nächte.
 Was zürnest du? Der Herzen Spiel
 Ist lieblich sonder Maß und Ziel!“
 Der Greis hebt drohend seine Rechte.
 Da ruft Merlin: „Halt ein die Gif!
 Was du erfuhrt, ist nicht vom Bösen.
 Kommt du zum Fest nach Kardueil,
 Soll sich das Räthsel glücklich lösen!“

Und so entretet er dem Ort
 Und zieht mit Ninianen fort,
 Um nach der Hofburg zu gelangen.
 Dort schmücken Blumen schon das Haus,
 Die Fahnen stecken sie heraus,

Im Wappenschmuck die Siebel prangen.
Auf jedem Pfad die Gäste mah'n
Aus Wäldern hier und dort aus Auen.
Gleich wie ein Märchen schaut sich's an:
Wie kühn die Ritter, hold die Frauen!

Und als der nächste Morgen schien,
Sah man zum Park den König ziehn,
Es ging Merlin an Artus' Seite.
Es folgt der Gäste reiche Schaar,
Das Alter grau, die Jugend klar,
Es war ein leuchtend hell Geleite.
Bebacht vom knorrigen Geiſt
Steht dort ein Tisch im Eichengrunde,
Es gilt zu feiern heut' das Fest,
Das Stiftungsfest der Tafelrunde.

Rings wogt und wallt und weht es licht,
Es plaudert, kost und lacht und spricht;
Im grünen Wald welch farbig Leben!
Da ruft Merlin: „Heut ist der Tag,
Wo sie vollständig werden mag,
Die Tafel, die ich euch gegeben.
Ihr wißt, stets leer ist noch ein Platz,
Ihr Herrn und Ritter, laßt euch fragen:
Wer hegt im Geiſt der Reinheit Schatz,
Wer will den Sitz zu nehmen wagen?“

Da wird mit Einmal Alles stumm,
Denn die Erinnerung ging um
An Uter von Gallot, den Fischen,
Den unter Blitz und Donnerklang
Der aufgeriss'ne Grund verschlang:
Wem soll da nicht der Muth zerbrechen!
Der Tafelrunde edler Kreis
Ließ ernst sich auf die Sige nieder,
Eis an der Zahl, des Landes Preis,
Doch fehlt der zwölfte noch der Glieder.

Seht, anmuthsvoll und schönheitsfrisch
Tritt plötzlich Artus an den Tisch:
Kein Athem tönt. — Er naht der Stelle,
Der leeren, jetzt. Er saht den Stuhl.
Wird er nicht auch im Höllenspuhl
Jählings versinken? Jungschnelle
Nimmt er die offene Lücke ein,
Als hätt' er immer dort gefessen.
Er lacht. Das muß der Rechte sein!
Und Jubel schallet unermeßlich.

Da neigt er reizend sich zum Gruß
Und seine Rede nimmt den Fluß:
„Nehmt meinen Dank, ihr Festgenossen!
Heut' wird die Tafelrunde voll.
Als Hüterin des Rechtes soll
Sie stehn im Reich fest, stark, geschlossen.
Recht, Wahrheit, Jugend, Männermuth
Soll sie in sicherer Kraft bewahren,
Den Schwachen schüßen stark und gut,
Und Treue schön mit Liebe paaren!“

Noch redet er. Den Forst durchbricht
Ein neuer Zug. Grüngoldnes Licht
Wirft drauß der stille Waldesriede.
Wer schafft durch's Dickicht sich die Bahn?
Das ist der Herr Leodagan,
Geneva ist's von Thamelide;
Wie sie den Redenden erschaut,
Bricht ihr ein lauter Schrei vom Munde.
Ohnmächtig in dem schrillen Laut
Sinkt von dem Zelter sie zu Grunde.

Artus hält ein und springt ihr zu.
Sie liegt in lilienblauer Ruh,
Er neigt mit Küssen, Küßen, Rosen
Sich über sie. Er haucht sie an,
Wis sie die Augen aufgethan,
Dem Antlitz lehren bald die Rosen.
Dann suchet stumm sie nach dem Wort.
Wie schämig ihre Augen irren!
„Er ist's!“ ruft sie dem Vater dort,
„Er ist's!“ in lieblichem Verwirren.

„Jawohl, ich bin's!“ tönt Artus' Ruf,
Der unerhofft dies Leid dir schuf,
Und dem du doch nur Lust geschaffen.
Mein Herz, du hast mich nicht getarnt
Und mich geliebt. Das hat berannt
Sieghaft mein Herz mit Liebeswaffen.
Denkst du der Lage an dem Hag,
Der Nächte an den alten Linden?
Ich schwieg, daß du an diesem Tag
Als Fürst mich möchtest wiederfinden.

Drum sei nun meine Königin! —
Wie lag sie da mit selgem Sinn
An seinem starken Männerherzen.
Ihr Auge quoll in Thränenlust,
In Seufzerfreuden schwoll die Brust,
In Wonnen lösten sich die Schmerzen.
Wie war Leodagan erkannt,
Glückwünsche tönten aus der Menge.
Hört, wie das juchzet hellgelaunt
In neu auswogendem Gedränge.

Da rüstete man bald in Eil
Das Hochzeitsfest zu Kardueil.
O Pfingsten, liches Fest der Maien,
Du bist der Blumen Blüthezeit,
Du bist der Vögel Brütezeit.
Da jubelt Alles hell zu Zwien,
Da klingen selig Geiſt in Geiſt,
Da senkt der Himmel sich zur Erde!
O Feuerflammente, wie preiß
Mein Herz dich — süßes frisches Weide!

Es spielten ohne Maß und Ziel
Die Herzen süßes Liebespiel.
Und Miniane hat gesehen
Zuerst der Augen glüh'nden Gruß,
Gelauscht dem Wort, gelauscht dem Ruf

In Sälen, Lauben und Aileen.
Welch' Suchen und welsch' Finden war's
In Eden, welsch' Verfechten, Neden
Das Minneweben jeden Paars
Entzündet sie, macht sie erschreden.

Sie selber steht umflattert bald,
Denn mächtig lodet die Gestalt
Mit ihrem waldfriech' loden Leben,
Es lodt der Augen tiefe Pracht,
Und wem sie nur das Herz entfacht,
Der will ihr Alles, Alles geben,
Geist, Dasein, Leib und Gut und Blut.
O weiche Stärke hat die Minne,
Dass Alles für die Liebste thut
Der Mann, dem sie verwirrt die Sinne!

Da strahlt ihr Aug' in sprüh'nder Gluth,
Da funkt ihr Geist von Uebermuth,
Und wer ihr naht in Liebeshoffen,
Den straft ihr Wort mit hellem Wip,
Den schlägt ihr Spott ein rascher Wip
Und Alle geh'n von Hohn getroffen.
Noch einmal kommt heran Gawin,
Um ihre Schönheit hoch zu preisen:
„Gib Liebe mir!“ — Sie redet ihn:
„Bist du der Weiseste der Weisen?“

Einsam steht sie ein Marmorbild.
Da zudet ein Gedanke wild
Ihr durch das Haupt, ach, ein Gedanken
Des Hochmuths und der Selbstsucht fliegt
Ihr zu, in dem der Geist sich wiegt
In langem Auf- und Niederschwanlen:
Sie hat Merlin zur Lieb' entfacht,
Der Weise soll der Maid sich büden,
Sie will zerbrechen seine Macht,
Um sich mit seiner Macht zu schmüden.

Das denkt sie kalt und starr und stier,
Da naht der alte Zauberer ihr
Durch's fröhlich festliche Getriebe.
Nie sah er sie so zaubervoll.
Auf's Neu' dem Mund das Wort entquoll:
„O Niniane, schen' mir Liebe!“
Sie aber lacht mit hellem Scherz:
„Merlin, ich thue dein Begehren,
Doch eh' ich schenke dir mein Herz
Ruhst du mich deine Zauber lehren.“

Ruh' ist in Nord, Süd, Ost und West,
Der König sitzt im Throne fest,
Die Schaar der Reider ist zerstoßen,
Die Tafelrunde ist am Ziel.
Ich hab' genug an Tanz und Spiel,
Turnier, Wettreiten, Waffenproben,
Artus, Genevra sind voll Glüd,
Laß sie der Freude süßem Wahne!
Zur Lehre! Komm, wir ziehn zurüd
Zum Zauberwald von Breziliane!“

Da rief Merlin in's Jost: „Wohlan,
Ihr seid mit Bonnen angethan!
Nie blasse euch ihr Goldgefieder,
Ich habe hier mein Werk vollbracht.
Sucht es zu wahren wohlbedacht.
Ich geh', nie sehet ihr mich wieder!“
Wie flehte sie! — Jedoch er ging,
Ihm folgt' die blonde Niniane —
Wo sie am Thor der Hirsch empfing:
„Fort in den Wald von Breziliane.“

IX.

Waldliebe.

„Wie schön bist du, Waldeinsamkeit!
Grüngold'ne Dämm'ung weit und breit
Hoch überwölbt durch schwante Wipfel,
Kings alle Stämme moosig grau,
In Kraut und Blumen blüht der Thau
Und sonnig funkel's durch die Gipfel.
Bachrauschen, Vogelgesingen schallt,
Dieweil der Lenz entrollt die Fahne.
Sei mir gegrüßt du alter Wald,
Du Zauberwald von Breziliane!“

So klingen Ninianen's Lied,
Das froh den grünen Raum durchzieht,
Indeh Merlin es tief begleitet,
Wie freut sich Dionas im Schloß;
Waldleben führten sie. Wie froh
Die Lust gemeinsam! Runter schreitet
Das Paar zu Bach und Schlucht und See,
Bald ruh't's im Moos an hohen Eichen,
Bald auf der Wief' im rothen Klee,
Bald an der Wasserfluth Vereichen.

Einst lacht die Maid mit rothem Mund:
„Du lieber Mann, nun thu' mir kund,
Was hält dich denn im Wald gebunden?
Du kennst die große reiche Welt,
Dich lodt und ladet Schloß und Zelt,
Wo du erscheinst, gibst's frohe Stunden.
Stolz ist, wem du dich zeigst als Gast,
Man ehrt in dir den größten Weisen,
O du der Erste im Palast,
Was weißt du hier in stillen Kreisen?“

Er spricht: „Voll Frieden bin ich nur
Im weissen Arme der Natur.
Sie zeigt mir Wunder taglich tausend.
Spricht sie mir tausendstimmig zu,
Da hat das Herz reich volle Ruh' —
Was will die Welt in Wirrniss braufend!
Doch was mich banut zu allermeist,
Das ist der Schöpfung reinstes Wesen,
Das bist mit hellem, wahren Geist,
Du liebe süße Maid gewesen!“

„Du Waldkind, frisch, froh, frei im Ruth,
Gesund im Herzen, wild im Blut,
Ganz ohne Falch, so treu und offen
Wie Licht und Lust, Nichts ist dir gleich
So weit ich sah das Erdenreich,
Dein Bild hat mir das Herz getroffen,
Hoch übersteigend Glanz und Lust
Im öden kalten Weltgetriebe.
Du fülltest ganz die volle Brust,
O Niniane, gib mir Liebe!“

„Wie alt bist du?“ neckt da die Maid.
Er spricht: „In meiner Jugendzeit
Hab' ich die Gegend hier durchzogen,
Da war der Boden eben, flach,
Jetzt aber spannt der Wald sein Dach
Darüber in gewölbten Bogen! —“
„Dann,“ ruft sie, „bist du viel zu alt
Zum Liebespiel. So hört' ich sprechen.
Selbst kann ich's nicht. Ach, die Gestalt
Will dir ja schier vor Alter brechen!“

Da fährt der Alte auf voll Schwung:
„Bin ich auch alt, ich bin doch jung,
Im Geiste ruht die rechte Jugend,
Doch blieb durch Zauberkrast gefeit
Auch jung mein Leib. Denn alle Zeit
Hielt ich an Recht und Maß und Jugend.
Du sahst in Masken mich allein,
In jede Form kann ich mich wandeln,
Der Edelknecht und Greis sind Schrein,
Ein andres Kleid ziemt anderm Handeln!“

Sie ruft: „Gestalt und Angesicht,
Merlin, zeig' mir im wahren Licht!“ —
Er spricht: „Mein Kind, das that ich nimmer.
Wie recht ich bin, war ganz ich mein,
Kein Andrer sah's. Jetzt bin ich dein,
Drum weiche dir der fremde Schimmer.
Ich bin nicht jung, ich bin nicht alt,
Ich bin ein Sohn geheimer Mächte.
Wie übst du auf mein Herz Gewalt!
Sieh her, das ist Merlin der Rechte!“

Da fuhr ein Blitz aus blauer Luft,
Ein Donner scholl. Rings wehte Luft,
Wie Wolken zog es um den Alten.
Und als er uebelgleich verrann:
O Zauberbildniß, da begann
Der schönste Mann sich zu entfalten.
Hochstolz der Leib, das Antlitz blüht,
Schwarzblau umwallen ihn die Haare,
Im Auge zuck's. — Sieh, blitzt und sprüht
Dies Wesen nicht, dies wunderbare?

Und Niniane kennt Merlin
Nasch hochaufathmend. Künden ihn
Die Blicke nicht und nicht die Worte?
Hell ruft er aus: „Das ist mein Bild.
Jetzt zeige dich mir hold und mild!

O öffne deines Herzens Pforte!
Gib Liebe mir!“ — Das Mädchen meint:
„Gern will ich deinen Wunsch gemöhren.
Doch eh' die Liebe uns vereint,
Sollst du mich deine Hauber lehren!“ —

Er ging es ein, der willenbar
Der Leidenschaft verfallen war.
Es ist das erste Mal im Leben,
Dah er geliebt. Bein, Sehnsucht, Lust,
Wehmuth durchwogen seine Brust.
Er hat sein Wesen hingegeben
Dem andern Wesen. Ganz im Bann
Hält ihm das Mädchen alle Sinne.
O Gott, je stärker ist der Mann,
Je stärker kettet ihn die Rinne.

Sie kehrten nicht in's Schloß zurück,
Es ist den Beiden Heil und Glück
Einsam im tiefen Wald zu streifen.
Was braucht's der Menschen und der Welt?
Er baut im Sturme ihr das Zelt
Mit Bett und Tisch. Mag sie nur greifen,
So bietet Speise sich und Wein.
Was sie verlangt, sie kann es stillen.
Will sie durch's Land getragen sein,
Sind Hirch und Zelter ihr zu Willen.

So sicher ist sie seiner Gunft,
Dah sie die tiefgeheime Kunst
Der Zauberei ihm leis entschmeichelt.
Was hat zu weigern er die Macht,
Wenn sie ihm flüstert, kost und loht,
Und ihm die dunkeln Haare streichelt.
Die Hand ihm drückt! Steis höher läßt
Die Maid er zur Erkenntniß klimmen,
Alltäglich feiert sie neu ein Fest,
Bestehend rings des Weltalls Stimmen.

Längst waren ihr die Thiere zahm,
Das schone Wild vom Walde kam.
Sie saß, los spielend zu umhüpfen,
Es tent' ihr auf die Gestalt
Die Vogel sich. Vom Felsenpalt
Sah sie die Eidechs sich umhürken
So war's ja sonst. — Doch ihren Laut
Verstand sie nicht. In tiefem Bogen
Hat jetzt der Zaubrer ihr vertraut,
Was sie sich rufen, singen, sagen.

Die Biene, die im Kelche summt,
Der Käfer, der im Moose brummt,
Die Spinne, welche ihre Fäden
Von Zweig zu Zweige glänzend webt,
Das Blätterrauschen, welches beb't
Durch Eich' und Buche, selbst die Aeden,
Trin Blume sich zu Blume neigt
Und Halm an Halm auf grünem Grunde —
O Alles, was den Andern schweigt,
Wird ihr zur offenbaren Kunde.

Ja, sie versteht im Sonnenschein
Der Strahlen Blüten und das Schrein
Der Wasserfälle in den Schluchten,
Das G'igern auf des Sees Fluth,
Der Erde hrobelnd warme Gluth,
Am Waldgebirg, entlang die Buchten.
Und rieseln dann zur Erd' hinab
Die biden, feuchten Regentropfen:
Was das für neue Stimmen gab
Im leisen und im lauten Klopsen!

Dann fährt das Wetter dumpf heran,
Die schwarzen Wolkenmassen nah
Hoch auf des Sturmwind's lauten Kossen,
Die Blitze zischen fladernd Gold,
Vom Bergwald Donner rollt und grollt,
Die Forsten ächzen. Uebergossen
Stehn sie von Gluth und Fluth. — Es tauscht
Hell funkend in den schwarzen Haaren
Merlin's. — Das Mädchen schaut und lauscht,
Die neuen Wunder zu erfahren.

Das Wetter flieht. Lind weht die Nacht,
Am Himmel strahlet Sternenspracht,
Es steigt der Mond entlang die Hügel
Und weht sein helles Dämmerlicht
Um Waldeskronen tief und dicht,
Um Blumen, drum mit schlankem Flügel
Nachtvögel schwirren. Milde Luft
Entsteigt berauschend allen Blüten —
Was durch die Weiten weht und ruft,
Sie weiß die Zauber all zu hüten.

Dann stürmt das Herz aus schwerer Gast,
Dann woget auf die Leidenschaft
Des Zaubrers. Heftig wilde Triebe
Durchzuden ihn. In Pein und Lust
Entringt ein Schrei sich seiner Brust:
„O Rimiane, gib mir Liebe.“
Doch nedisch fliehet sie den Mann,
In's Leere greifen seine Hände.
Sie lacht im fernen Waldesbann:
„Noch ist die Lehre nicht zu Ende!“

Hat denn ihr Wissensdurst kein Ziel?
Kommt nie zu Schluß das Zauberspiel?
Wann neigt sie sich des Meisters Grühen? —
Ach, steigt der Morgen licht empor,
Da sitzt sie, offen Aug' und Ohr,
Auf's Neue zu des Meisters Füßen.
Er lehrt sie zaubern Bild auf Bild,
Austauscht der Menschheit weites Leben.
O wie das wogt und wallt und quillt
In üpp'gem Durcheinanderweben!

Wer sagt, was er ihr Alles wies
Vom fernem, schönen Paradies,
Von Sündfluth und von Babel's Thurme,
Von Völkern, welche Stamm auf Stamm
Aufblühten hell und wunderbar

Und dann verwellten; von dem Sturme
Der Schlachten, Sieg und Untergang,
Von großen, starken, schönen Helden,
Von Thaten, die im hellen Sang
Der besten Dichter Lieber melden!

Wer sagt das Alles? Doch zum Schluß
Kommt erst der Zauber recht in Fluß;
Es naht ein heller Hochzeitsreigen,
Die Geige klingt, die Flöte singt,
Die Schaar der hellen Paare springt:
Jetzt muß die Lieb' sich sieghaft zeigen!
„Komm,“ ruft Merlin, „wir sind das Paar,
Zu schließen dieser Lust Getriebe!
Jetzt schenke dich mir ganz und gar!
O Rimiane, gib mir Liebe!“

Und wie er fest sie an sich schmiegt,
Da fühlt sich schier die Maid besiegt;
„Merlin, Merlin, wie ich dich liebe!
Du bist der allerbeste Mann,
Der Mann, der ganz mein Herz gewann!
Hätt' ich dich nicht, o Gott, wo bliebe
Ich, die nur ist und lebt in dir.
Doch Lieb' ist flüchtig, falsch sind Herzen.
Du, Schöner, gingst du je von mir,
Ich könnte nie mein Loos verschmerzen!“

Drum nenne mir das Zauberwort,
Das heute, morgen, immerfort
In Ewigkeit dich an mich bindet,
Das scheidend von der Menschenwelt
Dich fest in meinem Banne hält,
Ob Jahr um Jahr auch flieht und schwindet.
So bin ich dein, so bist du mein,
Wir leben ewig liebetrunken
In ew'gem Liebesonnenschein,
In ew'ge Liebeslust versunken!“

Sie waren jener Stelle nah,
Wo er die Maid zuerst erschah,
Und wieder blüht die Weißdornhecke
Am Rand des Sees. Der Vögel Sang
Zieht süß den blum'gen Raum entlang
Im weltverlorenen Versteck.
Sie schaut ihn an so innig tief,
Sie küßt ihn zuerst am Runde.
„Hör' mich, Merlin! Merlin!“ so rief
Sie aus dem tiefsten Herzensgrunde.

Er sieht und weiß und denkt nichts mehr.
Er thuet nach der Maid Begeh'r,
Er spricht die Worte. Und die Worte
Spricht laut sie nach. Ein dichtes Haus
Umsängt ihn. Nie mehr kann er draus,
Es schüt dem Geisterbau die Pforte.
Wohl ruht er nun in Ewigkeit
Am weichsten Busen, heißten Wangen.
Die Lieb' und eine schöne Maid,
Sie hält den Weisesten gefangen.

x

An der Weißdornhecke.

Wo hat sich je mit Kraft und Macht
So reich verbunden Glanz und Bracht
Und jubelnd jauchzend frohlich Wesen,
Gleich wie in Artus' Königehaus!
Da ging die Freude nimmer aus.
Frau'n, Ritter, Diensttrost ist erlesen
Zu heiterm Sinn. Wie Alles zieht
Zu Spiel und Tänzen, Kampf und Reiten!
Unmüde klang der Bardes Lied
Zum holden Ton der Harfensaiten.

Wie strahlt des Königs Majestät!
Wie süße holde Anmuth weht
Der Königin durch Geist und Glieder!
Wie ist der Hof entzückt, beglückt,
Wie in das Paradies gerückt! —
So kam im Mai das Pfingstfest wieder.
Man hielt auf's Neu zu Kardueil
Das hohe Fest der Tafelrunde.
Warum nimmt denn Merlin nicht Theil?
Was schlet er dem edeln Bunde?

So fragt man allwärts laut und leis,
Da gehen flüsternd durch den Kreis
Unruhe regend trübe Mähren.
Man sah ihn nicht seit Jahresfrist,
Es heißt, daß er verloren ist.
Wer weiß sein Weiben zu erklären?
Zulezt ward er gesehen am Rand
Des Zauberwald's von Breziliene,
Wo er im Dickicht jah verschwand
Mit seiner blonden Niniane.

Da sahte Alle Gram und Pein.
Wo blieb das Fest im Frühlingschein?
Von Trauerwolken schwer verhangen
So löst sich's. Als die Gäste fern,
Da bleiben nur die edeln Herrn
Der Tafelrund in stillem Wagnen.
Und Artus ruft: „Hinaus und fort!
Sucht mir den theuren weisen Meister,
Und müßet ihr zum fernsten Ort,
Und müßet ihr in's Reich der Geister!“

Da zogen in die Welt Gawin,
Gaheriet und Agravin
Mit Gareheiz und Segramore
Und Lanzelot, Irwin, Erec
Und Tristan, Wigalois led
Reißt Wigramur rasch aus dem Thore.
Flüg' ritten sie zum Zauberwald,
Den alle Menschenfinder mieden.
Hüßhörner-ton und Rufen schallt
Bald durch der Bäume heil'gen Frieden.

Sie suchten Dionas im Schloß,
Doch schwand der Ritter mit dem Troß,
Es wuchert Grün in iden Mauern,
Es nistet Cul' und Fall im Thurm.
Und durch die Fenster geht der Sturm.
Der alte Waidmann lieb voll Trauern
Die Burg, als er sein Kind verlor,
Er ist in fernes Land gezogen,
Der Edelhirsch tritt durch das Thor,
Der Fuchs durchstreift den Mauerbogen.

Vergebens suchen nah und fern
Der Tafelrunde tühne Herrn
Kings durch des Fort's verworr'ne Gründe.
Aus Hochwald und Gebüschen bricht
Nur scheues Wild. Merlin ist nicht
Im Felsgehöble feuchter Schlünde,
Sie rufen seinen Namen all,
Es tönet auf, es tönet nieder,
Doch spottend lacht der Wiederhall
Die Rufe von den Felsen wieder.

Gawin nur naht dem Plaz am See.
Die Weißdornhecke blüht wie Schnee.
Wie ist die Stelle lieb und sonnig!
Wie küßt so warm der Sonne Muth
Die Blumen auf! Wie spielt die Fluth
Am Ufer plätschernd. Süß und wonnig
Erklingt ringsum der Vögel Sang.
Da ist ihm, als ob aus der Liede
Des hellen Hag's in leisem Klang
Ihm wohlbelannte Stimme rief.

Lönt's nicht: „Gawin?“ Er ruft: „Merlin!“
„Gawin!“ erklingt's. — Er kennet ihn.
Das sind des Zaubermeisters Laute.
„Merlin, wo bist du?“ fraget hell
Der junge stürmische Gesell,
Der halb sich freute, dem halb graute.
Die Stimme lam vom Hedenbaum,
Ihm ist als ob dort Rebel schwebte.
Er stürzt hinan. Doch hält vom Raum
Zurück ihn unsichtbar Gewebe.

„Zurück, zurück!“ so tönt es drauß,
„Ich bin Merlin. Im Zauberhaus
Siz' ich auf ewig angeletet.
Es gibt nicht Muth und Faust und Schwert,
Nicht Feuer, das den Bau vergeht
Und mich aus diesen Banden rettet.
All meine Weisheit, Mannheit, Kraft
Erlag der Liebe süßem Wahne,
Mich schlug in holbe ew'ge Gast
Die schöne blonde Niniane.“

Sie schmeichelte mir ab den Hort
Der Zauberei. Ich sprach das Wort,
Das bindende, geheimnißvolle.
Da baute sie um mich das Zelt,
Das trennt mich ewig von der Welt.

Sie wechselte mit mir die Rolle,
 Doch kann die holde Meisterin
 Den Zauber selbst nicht mehr bewegen.
 Ich aber seh's mit frohem Sinn,
 Denn mich umwehet Glück und Segen.

So kieg ich stets an ihrer Brust,
 Wir schwebeln in der höchsten Luft
 In tiefen Waldeseinsamkeiten.
 Es lenket unster Geister Zug
 Durch Erd' und Himmel ihren Flug
 Hoch ob den Räumen und den Zeiten.
 Die ferne Welt, was bringt sie ein
 Als Wirrsal, Irrung, Reu und Schmerzen?
 Das höchste Glück erwächst allein
 An eines Weibes treuem Herzen.

Und glaubt ihr's auch, ich bin kein Thor,
 Daß ich mich selber ganz verlor,
 Da ich das liebste Herz erworben.
 Ob ich nicht rathen, thaten kann
 Im Weltenlauf, o, ich gewann
 Die Welt, seit ich der Welt gestorben.
 Der Liebsten Sein ist meine Welt,
 Ihr Wesen ist mein heller Himmel,
 Seit ich auf sie mein Sein gestellt,
 Entbeh'r ich gern der Welt Gewimmel.

Doch segn' ich euch, hell sei eu'r Loos,
 Licht sei eu'r Nad! Ruht stets im Schooß
 Des holden Glücks! Ihr seid die Besten
 Der Menschen auf dem Erdenrund,
 Und bleibet es in Aller Mund.
 Freut euch in Thaten und bei Festen!
 So grüße König Artus mir
 Mit sammt Genevra. Nimmer, nimmer
 Erschaun sie mich. Gawin, mit dir
 Sprech ich zuletzt. Leb wohl auf immer!

Da klagt Gawin: „Was redest du?
 Ein Geist gleich dir sucht solche Ruh!

Umtränzt dich drinn des Ruhmes Schimmer?
 O brich den Zauber doch entzwei! —
 Mach dich von Weiberketten frei! —
 Es tönt jurüd: „Leb wohl auf immer!“
 Nun zürnt Gawin: „Ist so der Schluß?
 Kann das dem Weisesten begegnen?“
 Es klingt: „Ich lebe, wie ich muß.
 Stets werd' ich nur die Liebe segnen!

Lebt wohl auf immer!* Laut in's Horn
 Stößt da Gawin. Durch Busch und Dorn,
 Durch Schlucht und Feld kommt's angestoben.
 Das ist der Lasterunde Schaar,
 Die weit zerstreut im Walde war,
 Den eitel suchend sie durchzogen.
 Sie laufchten schweigend dem Genoß
 Und seiner trüben Trauertunde,
 Dann lenkten heimwärts sie das Roß
 Tief aus des Zauberwaldes Grunde.

Und sie erreichten bald in Eil'
 Den Königshof in Kardueil,
 Dort gab es lange düstre Tage.
 Artus verlor den besten Mann,
 Durch den er Thron und Reich gewann,
 Genevra hob mit ihm die Klage.
 Doch stets blieb die Erinnerung
 An jeden edeln Rath des Weisen,
 Drum hört man ewig frisch und jung
 Das Reich des Königs Artus preisen.

Und ewig junge Lieder ziehn
 Vom weisen Zauberer Merlin
 Und seiner blonden Niniane.
 Noch immer rauscht der alte Wald,
 O hört, wie's in den Zweigen schallt
 Im Zauberwald von Breziliane:
 Wie mächtig auch die Weisheit sei,
 Viel mächt'ger sind des Herzens Triebe,
 Besiegend alle Zauberei
 Uebt höchste Zauberkraft die Liebe.



Eine Nacht.

Novelle.

Von Ernst Andolt.

„Aber nun zu der Bowle eine Geschichte! Wer erzählt uns eine Geschichte?“ —

„Ja eine Geschichte, aber eine wahre.“ —

„Und die zugleich überraschend ist.“ —

„Und recht schauerlich; o Herr Pastor, Sie sind unser Mann; würgen Sie unsern Punsch mit einer Geschichte aus Ihrem thatenreichen Leben!“ —

Alle Blicke richteten sich auf den Pastor, welcher schmunzelnd umherschaute. „Aus meinem thatenreichen Leben?“ sagte er mitleidig lächelnd. „Wahrhaftig — wenn alle Menschen so thatenreich gelebt hätten, als ich — es sähe recht still und friedlich auf der Welt aus. Nein, meine Lieben! ich bin weder ein Gil-Blas, noch ein Münchshausen; ich bin ein ruheliiebender Diener des Herrn, der seit vielen Jahren nicht über die Grenze seiner Pfarre hinausgekommen ist. Wenden Sie sich lieber an den Herrn Major“ —

„Weiläße nicht!“ rief dieser, „ich will mich hängen lassen, weng mein Kriegesleben in dieser friedlichen Zeit nicht eben so unblutig als das seiner Hohehrwürden gewesen! Aber wenn ich nicht irre, so sind Sie, Herr Pastor, in der westphälischen Zeit Mitglied einer geheimen Verbindung gewesen — auch sollen Sie einmal Hals über Kopf bei nächtlicher Weile wegen Conspirationen nach Cassel transportirt sein; ich weiß nicht, wer mir davon gesagt hat; das können Sie uns ja mit einigen poetischen Ausschmüdungen zum Besten geben.“ —

„In der That,“ versetzte der Geistliche, „ich habe in meiner Jugend etwas der Art erlebt; aber ich zweifle, ob diese mir selbst allerdings höchst interessante Begebenheit geeignet sein möchte.“ —

„O gewiß!“ unterbrach man ihn von allen Seiten, „erzählen Sie uns die Geschichte Ihrer Conspirationen — das muß herrlich sein.“ —

„Ich bin zu neugierig,“ rief Fräulein Antonie, „unsern lieben frommen Pastor als Genossen einer Verschwörung kennen zu lernen. Ich kann Sie mir gar nicht in solcher Rolle denken.“ —

„Ich war auch der unschuldigste Mensch bei der ganzen Geschichte,“ versetzte Jener. „In dessen, wenn Sie es denn hören wollen, so sei es darum; aber ich bleibe außer Verantwortung, wenn Sie sich dabei langweilen. So hören Sie denn den getreuen Bericht von der merkwürdigsten Nacht meines Lebens. Das Schneegestöber draußen und die nächtliche Stille, welche nur zuweilen ein

heulender Windstoß unterbricht, das Alles ist eine vortreffliche Begleitung zu den Scenen, die ich Ihrer Phantasie vorführen werde.“

Am 12. Februar 1812, Nachmittags, stand ich in Halle auf meinem Studierzimmer und packte meinen Koffer. Dies Geschäft war nicht so einfach, als es bei meinen geringen Habseligkeiten zu erwarten stand. Denn wenn ich auch wenig Wäsche und keinen Ueberflus an sonstigen Kleidungsstücken hatte, so besaß ich doch verhältnismäßig viele, meist in Aucttionen und Erdbebuden erstandene Bücher, von denen ich aus Mangel an Raum nur einen Theil mitnehmen konnte. Die Auswahl wurde mir unendlich schwer; wohl sämtliche Bücher passirten nach und nach den Koffer, ohne daß ich zu einem Endresultat gelangen konnte. Kaum glaubte ich fertig zu sein und die Elite glücklich in den engen Raum eingepreßt zu haben, so fiel mein Blick auf neue, bisher übersehene Concurrenten, welche mir würdiger als manche der verpackten erschienen. Da stritt sich Plato mit Noosheim, Sophokles und Homer mit dem würdigen Alopstod, das Heidentum mit dem Christenthum; Römer mit Griechen und Franzosen; alle Sprachen und Nationen kämpften um den engen Raum.

Da kam zum Glück als Deus ex machina zur Auflösung dieses tragischen Conflicts der Postnecht, um meinen Koffer abzuholen, mit der Mahnung: ich möge mich beeilen, die Pferde würden schon angespannt. Nun packt ich rasch, ohne Wahl, in halber Verzweiflung Alles, was zunächst lag, in diesen literarischen Noachkasten; die profane Hand des Postmeicurs half mit verwünschter Dienstfertigkeit, den Proceß zu beschleunigen. Klapp! flog der Koffer in das Schloß des Koffers und dieser auf den Schultern des Kerls zum Hause hinaus. Ich prüfte möglichst schnell meine Toilette, stopfte meine Briebe, revidirte meine Taschen, in deren Läden ich noch einige Pände stemme, warf einen letzten wehmüthigen Abschiedsblick in die so langbewohnten, theuren — nun schon halb verödeten Räume und eilte seufzend hinaus.

Vor dem Postknechte fand ich einen von außen nicht sehr einladenden Weimagen bereits meiner wartend und neben demselben den Professor H., meinen würdigen Lehrer und Gönner, dessen gütiger Empfehlung ich die Hauslehrerstelle verdanke, der ich entgegen fuhr. Ein letzter Händedruck, einige gerührte Dankes- und Abschiedsworte von meiner, einige mehr geflüsterte als gesprochene Warnungen vor freisinnigen Reden, französischen Espionen u. s. w. von seiner Seite — das war Alles, was der Augenblick gestattete; ich stieg — stürzte vielmehr in den Wagen; das Posthorn tönte, und fort rollten wir.

Ich will Sie, andächtige Zuhörer, mit den

Rührungen verschonen, mit welchen ein armer Candidat auf immer von der Musenstadt scheidet, in deren Mauern er die freiesten und stolzesten, wenn nicht die schönsten drei, vier Jahre seines Lebens genossen hat. In solchen Augenblicken dünkt uns nur die Vergangenheit werth und golden; die Zukunft mit ihren kleinen, bürgerlichen Verhältnissen erscheint uns schaaft und armselig und drückt bleiern auf die Schwungfedern unsrer Phantasie.

Neben mir in dem Postwagen saß ein Herr mit einem blassen Gesichte, welches einen stolzen, abgeschlossenen Ausdruck hatte, schwärzlichem Haar und Schnurrbart, in einem grauen bis an den Hals zugedöpften Rod. Ihm gegenüber saß ein junges Mädchen, deren Gesicht ein liebliches Gemisch von Seelenreinheit, Poesie und Verstand ausdrückte. Sie trug einen Hut von schwarzer Seide und war in einen einfachen braunen Mantel gehüllt. Ein viertes Individuum gab mir seine Anwesenheit in dem Wagen zu erkennen, indem es mich auf die Füße trat, ohne um Entschuldigung zu bitten: dieses unangenehme Vis-à-vis bestand in einem jungen, derbnochigen Gesellen, dessen von langem, schlechtgelamtem blonden Haar eingeschlossenes Gesicht von Gesundheit strögte; seine Unterkleider bestanden trotz des kalten Schneewetters aus grauer Leinwand, und er schien so wenig von dem Einfluß der Witterung zu leiden, daß er eine Art Flausröck, welchen er darüber trug, nicht einmal zuzudöpfen würdigte. Seine Hände waren groß und mäßig rein. Das war meine Reisegesellschaft.

Es war vier Uhr, als wir aus dem Thore der Stadt fuhren. Es war das letzte Mal, daß ich die Gassen der Musenstadt hörte.

Ich wollte Reflexionen über meine Wagen-genossen anstellen und die Frage stillschweigend erwägen, ob überhaupt und worüber etwa eine Unterhaltung ohne Gefahr zu eröffnen sei. — „O, Sie waren doch immer derselbe,“ unterbrach hier lächelnd eine ältere Dame den Erzähler: „Sie haben stets ein ganzes Compendium von Bedenkllichkeiten und Vorsichtsmaßregeln im Kopfe. Wie kann man nur das Leben so systematisch behandeln! Zumal ein Mann des Glaubens, des Gottvertrauens!“ —

„Spotten Sie nur,“ versetzte der Pastor, „ich bin es längst gewohnt, mit meiner Vorsicht — oder, wie sie Manche nennen möchten — Furchtsamkeit genezt zu werden. Aber was kann ich dafür, daß ich weiter sehe, als andere Leute? Denn ohne mich loben zu wollen, sage ich es ganz kühn heraus: meine sogenannte Furchtsamkeit ist keine Schwäche des Herzens, sondern eine Stärke der Phantasie und des Wissens. Der Unwissende sieht keine Gefahr, wo der Wissende sie in hundert Dingen, welche möglicher Weise unter gewissen Einflüssen ge-

fährlich werden können, in denen also irgend ein Unglück so zu sagen embryonisch verborgen liegt, antizipirt. Genug; ich antizipirte — und Niemand kann mir die Berechtigung meiner Besorgnisse abstreiten — in dem neben mir sitzenden Schnurrbart einen französischen Officier, der aus — Gott weiß, welchen Gründen incognito reisen wollte — vielleicht grade, um die Stimmung über den bevorstehenden russischen Feldzug zu erforschen.

Ich wollte eben in meinen Vermuthungen weiter gehen, als mir einfiel, daß ich meine Pfeife, den Hebel meiner geistigen Functionen, noch immer kalt und trocken in den Händen hielt; noch bevor ich die Frage entschieden hatte, ob das Anzünden derselben und der Geruch des Labads Niemanden im Wagen beleidigen könnte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mein Feuerzeug in der Eile der Abreise zurückgelassen. Jetzt erst empfand ich das ganze Glück, die ganze Unentbehrlichkeit einer brennenden Pfeife, jetzt sollte ich in der That sojornig die Faust gegen mein feindseliges Schicksal; jetzt fühlte ich, daß ich alle Rücksichten verachtend dem Kaiser Napoleon selbst in's Gesicht rauchen würde, — wenn ich eben nur ein Feuerzeug hätte.

Der mir gegenüber sitzende Blondkopf schien meinen Schmerz zu errathen und sagte mit einem überlegenen Lächeln: „Ihr bedauert wohl gar, daß Ihr den Kunst Cures Gisttrauts nicht einathmen könnt?“ Ich war über die sonderbare Anrede so bestürzt, daß ich anfangs keine Antwort finden konnte. Indeß hoffend, dieser etwas ungewöhnliche Eingang möchte bloß eine ironische Einleitung zu einem freundlichem Feuerangebot sein, sagte ich höflich: „Könnten Sie, Verehrter, mir vielleicht aus der Noth helfen?“ —

„Und wenn ich's auch tausendmal könnte, so thät' ich's doch nicht,“ versetzte er: „ich werde wahrlich nie einem Menschen behüßlich sein, sich zu vergiften. Denn,“ setzte er mit salbungsvollem Tone hinzu, „unser Leib soll uns heilig sein.“ Nach diesen Worten stieß er das Wagenfenster auf, fuhr mit dem Arm hinaus, schaufelte an der äußeren Wand des Wagens eine Handvoll Schnee zusammen und rieb sie sich in's Gesicht. Mich fröstelte bei dem Anblick.

Ich blickte unwillkürlich die übrige Gesellschaft an: der Herr neben mir verzog keine Miene, die junge Dame lächelte, und erröthete, als ich es bemerkte. Ich hätte sie gern angerebet; aber bei dem bloßen Gedanken daran wurde ich so verlegen, daß ich nahe daran war, auch zu erröthen. Inzwischen verhältnisse die rasch zunehmende Abenddämmerung die Gestalten in dem Wagen mehr und mehr. Ich versank in Betrachtungen über meine Zukunft, aus denen mich nur zuweilen die un-

ruhigen Bewegungen des mir gegenüberstehenden jungen Bramarbas erweckten, welcher wiederholt seinen Kopf aus dem Wagenfenster in's Schneegestöber hinaussteckte. „Ein herrliches urteutonisches Wetter!“ rief er begeistert, „wie wohl that einer deutschen Brust dieser saujende Nordwind! Sagt an, Freund, vermißt Ihr bei diesem reinen Hauch noch Euren Laboadbunst?“ — „Ich sehr wohl,“ erwiderte ich halb verdriehlich, halb lächelnd, „Sie sind ein abgefagter Feind des Rauchens; aber Sie werden mir wenigstens zugeben, daß es, wenn es auch grade kein sehr gesundes, doch ein halb geistiges, ein so zu sagen philosophisches Vergnügen ist.“ —

„Philosophisches Vergnügen?“ versetzte er höhniisch; „was Philosophie! ich halte nichts davon. Das Wort klingt nicht deutlich, und die Sache ist auch nicht deutlich. Das ist so ein welscher Tand, den die fränkischen Gottesläugner bei uns eingeschmärzt haben, der Voltaire und Rousseau, und wie sie alle heißen. Rein, Landsmann! traut nimmer auf den philosophischen Quark. Frommer Glaubensmuth und keusche Kraft allein können uns retten. Frisch, frei, fröhlich, fromm — das muß jetzt die Losung sein.“

Diese Rede erfüllte mich mit heftigem Schrecken. Ich merkte wohl, daß ich einen jener wunderlichen Ordensbrüder vor mir hatte, welche in der Halenhaide bei Berlin am „Red“ und „Schwingel“ für die Rettung Deutschlands arbeiteten. Ich erkannte zugleich, welch einen guten Kern die ungeschlachte Kufenkeite dieses Jünglings barg, und hätte ihn gern verschibert, daß ich trotz meiner Laboadbunste seine vaterländische Gesinnung theilte. Aber der Gedanke an meinen unheimlichen Nachbar, der jetzt vielleicht schon im Stillen aus jener Rede eine Denunciation formulirte, schnürte mir die Kehle zusammen, und ich erwiderte kein Wort.

Zu meinem Entsetzen aber fuhr der junge Mensch fort, sich in seinen Lieblingsbetrachtungen zu erganzen. „Ja, ja,“ sagte er, „wir haben uns Alle schwer veründigt, und dafür müssen wir jezo büßen. Die Franken haben es herrlich verstanden uns zu verderben. Erst schickten sie uns ihre philosophischen Gistpulver aus der Voltaire'schen Apotheke und die schmutzigen Romänchen aus Erebillon's Küche über den Rhein; und ach! wie schnalzten wir danach mit dem Jünglein! wie mundete unsern Großen und Schöngeistern die neue Kost! wie gierig verschlangen wir das Gist, das uns ausmergette und sich machte an Sinn und Sitten. Aber danach kam das Gericht; danach kamen die gallischen Mäuerschaaren mit Mann und Ross; und es half uns nichts, daß wir ihre Wüchlein so fleißig stubirt und ihre Sprache so manierlich parlirten. Sie schlugen

uns mit der eisernen Zuchtruthe, mochten die Pfalzen unserer Fürsten zu Casernen und unsere Gotteshäuser zu Pferdeställen. Ha! wenn ich denke“ —

„Um Gotteswillen, junger Mann,“ unterbrach ich ihn mit scheidender Stimme, „mäßigen Sie Ihre Hipe!“ —

Er sah mich verächtlich an: „Mäßige sich, wer da mag; ich kann nicht schweigen, wo die Suine schreien möchten. Ja, Mäßigung! das ist immer die Losung der Philister in Zeiten der Schmach! — Verbindet euch das Maul, daß ihm keine Klage entschlüpfe, kein Stohgebet für das entweihte Vaterland! — Macht euren Hentlern ein freundliches Gesicht, läßt ihnen die Hände, mit denen sie euch geißeln! — Baut ihrem Oberhaupt Ehrensäulen und macht Hymnen auf eure Niederlagen. Glaubt mir, Freund, wenn Alle so dächten und redeten, wie diese klugen Leute, so lame nie ein Tag der Erlösung.“

Ich war in der peinlichsten Verlegenheit; ich hätte den kühnen Sprecher umarmen mögen; ich fühlte mich beschämt über die Meinung, welche ich bei ihm erweckt hatte; mehr als einmal öffnete ich den Mund, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Aber nein! die Ueberlegung siegte. Lieber eine Welle verkannt werden, dacht' ich, als zwei Menschenleben für nichts und wieder nichts gefährden! Ich durfte ihn nicht noch tiefer in so gefährliche Reden verstricken. Ich warf mich daher, ohne zu antworten, in meine Wagentheke zurück und machte Miene, zu schlafen. Er schwieg nun ebenfalls, und ich athmete freier.

Inzwischen hielt unsre Kutsche; wir waren bei der ersten Station angelangt. Ein mit der Laterne vorleuchtender Hausknecht führte uns in ein Wirthszimmer, in welchem eine behagliche Wärme meine fröstelnden Glieder erquickte. Die Dame ließ sich Kaffee, der Mann mit dem Schnurrbart ein Glas Grog geben, ich folgte seinem Beispiel und steckte mit großem Pehagen nun endlich meine geliebte Pfeife an. Der Turner hatte ein Glas Wasser hintergestürzt und war in den Hof gegangen, wo er, wie ich durch's Fenster bemerkte, im Schnee mit großer Gewandtheit einige Verrenkungen und Burzelbäume ausführte.

Ich blickte zerstreut in ein auf dem Tische liegendes Zeitungsbüchlein; militärische Besörderungen, Truppenmärsche, Hinrichtungen in Spanien, entdeckte Conspirationen und ähnliche Angelegenheiten — trübe Bilder einer eisernen Zeit — bildeten den Inhalt derselben.

Unmutig sah ich auf, und meine Blicke fielen auf die junge Dame, welche mir in einiger Entfernung gegenüber saß und in schmerzliche Betrachtungen versunken schien. Ach, wie verklärte der geheime Gram und die in ihrem

Auge glänzende Thräne ihre Zähne! — Ja, sie war schön; in diesem Anblick malte sich, was wir so oft vergebens suchten — eine Seele. — Ich stand auf und wollte ihr näher treten, als plötzlich die Thür heftig aufgerissen wurde und ein Mann in der Uniform eines Polizeibeamten eintrat und uns mit schnarrender Stimme rief: „Ihre Pässe, meine Herren!“

Die ganze Erscheinung dieses Mannes hatte für mich etwas Imposantes; die eisige Ruhe seiner bläugeligen Physiognomie, der stehende Blick, womit er uns durch und durch zu blicken schien, verriethen eine sichere Allwissenheit und schienen, in Worte übersetzt, uns zu sagen: „Gebt Euch keine Mühe, arme Schächer, mich zu täuschen. Ich lenne Euch längst.“

Mit dieser Miene prüfte er unser Pässe. Wie erleichtert fühlte ich mich, als er mir den meinigen ohne Bemerkung zurückgab. Auch der Paß des inzwischen wieder eingetretenen Turners schien ihn zu befriedigen, obgleich er die Figur desselben mit einem mißtrauischen Blick maß, der jedoch allmählig in ein feines Höflichkeit überging. Jetzt kam der schweigsame Mann an die Reihe. Der Polizeibeamte betrachtete abwechselnd ihn und seinen Paß aufmerksam, legte dann den letzteren ruhig zusammen und sagte eben so ruhig: „Herr Hauptmann, folgen Sie mir auf's Bureau; Sie können nicht weiter reisen.“ — „Was haben Sie gegen meine Legitimation zu erinnern?“ fragte der Officer scharf; „ist sie etwa nicht in Ordnung?“ — „Sie folgen mir auf's Bureau,“ wiederholte Jener kalt, den Paß in die Brusttasche steckend. — „Was soll das?“ rief der Hauptmann heftig; „ich stehe im Dienst eines mit Ihrem Souverän verbündeten Monarchen, und ich erwarte, daß man mich in dieser Eigenschaft behandle. Mein König wird Genußnahme fordern, wenn“ — „Er fordre sie! Das ist die Sache meiner Vorgesetzten; ich handle auf höheren Befehl. Wache!“ — Zwei Gensdarmen traten ein. „Führt den Herrn nach dem Bureau,“ sagte der Beamte, auf den Hauptmann deutend, „er ist Arrestant. Habt ihr den Wagen durchsucht?“ — „Zu Befehl, Herr Commissär,“ versetzte einer der Gensdarmen; „wir haben nichts, als diesen Tabaksbeutel gefunden.“ — „Es ist der meinige,“ rief ich unwillkürlich, als ich das mir so werthvolle Kleinod erkannte. Der Polizeimann gab ihm mir zurück und sagte herablassend zu uns:

„Sie können abreisen!“

Ziemlich aufgeregt über die erlebte Scene stiegen wir wieder in den dunklen Postwagen mit Ausnahme des Hauptmanns, welcher von den Gensdarmen bewacht zurückblieb. Das Posthorn tönte, und fort rollte der Wagen in die beschneite Landschaft hinaus.

„In welcher Schreckenszeit leben wir!“ seufzte die junge Dame laum hörbar.

„Ja wohl eine Zeit des Schreckens!“ erwiderte ich, erfreut, eine Gelegenheit zu meiner Rechtfertigung zu finden; „eine Zeit, in der man mit Goh von Versicherungen sagen mag: „Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore.““

„Das ist eben das Unglück,“ versetzte der Schüler Jahn's; „wenn Alle offen sprächen und aus ihren Befinnungen kein Hehl machten, würden bald die Gefängnisse der Feinde zu eng werden, und Tausende würden sich erheben wie ein Rau. Aber so ballt Jeder die Faust in der Tasche, und Keiner traut dem Andern.“ —

Ich betheuerte ihm meine patriotischen Gefühle, machte aber bescheidene Einwände gegen die Zumuthung, mich vor der Zeit mutwillig zu exponiren. Nachdem er diese meine Bedenken weitläufig beläufig und, da ich verstummt, widerlegt zu haben glaubte, auch einige düstere Blicke über die nahe bevorstehende blutige Erhebung hingeworfen hatte, lehnte er sich zurück und entschloß sich, wahrscheinlich in Folge der starken Körperübungen, zu welchen er den Hof des Wirthshauses benutzte hatte. Ich bemerkte dies mit Vergnügen und wollte nun nicht länger meinem wachsenden Interesse für die anmuthige Reisegefährtin Zwang anthun; nach einiger Ueberlegung frag' ich sie höflich über den Zweck ihrer Reise.

„Ich reise nach Helmstädt,“ antwortete sie, „und von da weiter nach einem in der Nähe liegenden Gute.“ —

Ich fühlte mich freudig überrascht: sie nannte meine Vaterstadt.

„Und Sie wollen dort vermuthlich längere Zeit verweilen?“ fragte ich schüchtern.

„Ich fürchte es.“

„Das fürchten Sie? Haben Sie eine so schlechte Meinung von den dortigen Menschen?“ —

„Das nicht; aber die Ursache meiner Reise ist so traurig, daß ich“ —

Hier schienen Thränen ihre Stimme zu ersticken. Ach! wie fühlte ich mein Herz von ihrem mir unbekanntem Leid zusammengeschnürt; wie kämpfte meine Theilnahme mit der Besorgniß, zubringlich zu erscheinen, wenn ich weiter fragte! Jedoch die Sympathie, oder wie Sie es vielleicht lieber nennen möchten, die Reugier hätte jedenfalls über die Schüchternheit gestiegt, wenn nicht — — aber so geht es immer im Leben: im Augenblick der interessantesten Entwicklungen, der wichtigsten Aufklärungen plumpst irgend ein dummes Zufall dazwischen und bringt Alles in Confusion.

Hier manifestirte sich das Schicksal in der

Gestalt des Postillons, welcher plötzlich, nachdem er schon durch wildes Antreiben der Pferde, sonderbare Schwenkungen des Wagens und unarticulirte Ausrufe Symptome einer heftigen Aufregung an den Tag gelegt hatte, von dem Pferde, auf welchem er ritt, hinunterfiel, in Folge dessen die schon unruhig gewordenen Thiere sich in Carriere setzten und ohne Zügel fortgallopirten, noch mehr angetrieben durch das Fluchen des eine Weile hinter dem Wagen hertaumelnden Postillons, welcher sich rasch und unbeschädigt von seinem Fall erhoben hatte.

Das Gefühl der Gefahr verbannte sofort bei der Gesellschaft im Wagen alle anderen Empfindungen. Der Turner war erwacht, riß die Wagenthür auf und lud unsre Reisesegährtin ein, sich seinem nervigen Arm anzuvertrauen; er wollte mit ihr aus dem Wagen springen, sie habe nicht das Mindeste dabei zu besorgen, da er alle Arten von Sprüngen und Kraftstücken mit der größten Sicherheit ausführe. Ich protestirte, und wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel, den die Dame dadurch beendigte, daß sie erklärte, sich ruhig dem Schicksal unsers Fuhrwerts überlassen zu wollen. Der Turner beschloß jetzt, durch das Fenster das Dach der Kutsche zu ersteigen und von dort aus in den Sattel des Reitpferdes zu springen, um so die Leitung der Pferde zu übernehmen. Trotz meiner Gegenstellungen führte er den ersten Theil dieses Kriegsplanes mit lobenswerther Gewandtheit aus: er gelangte glücklich auf das Dach; aber nicht weiter; mochte ihm von seinem erhöhten Standpunkt aus betrachtet der Rittersprung gefährlicher als zuvor erscheinen, mochte die kalte Abendluft beruhigend auf seine turnerischen Wallungen wirken: er blieb auf seinem Gipfel zwischen Koffern und Kasten sitzen und rief uns die beruhigende Nachricht herunter, daß weitere Maßregeln nicht nöthig seien, da die Pferde auf der Landstraße blieben und er schon von fern den Stationsort zu erblicken glaube.

Trotz dieser Versicherung war ich nicht ruhig, sondern ergriff alle mir einfallenden Vorsichtsmaßregeln, um für den Umsturz des Wagens die schöne Gefangene desselben möglichst sicher zu stellen. Ich häufte ungeachtet ihrer heroischen Gegenstellungen alle im Wagen befindlichen Kissen gleichsam als ein weiches Gehäuse um und auf sie. Ich weiß nicht, was ich in meiner Herzangst, die in der Sorge für das schwächere Geschlecht einen Beschönigungsgrund fand, Alles versucht und gethan habe. Das Ende war, daß wir glücklich das nächste Dorf erreichten, vor dessen Postgebäude die ermüdeten Pferde mechanisch Halt machten.

Obgleich ich mit einem dankbaren Blicke gen Himmel dem dunkeln Gefängniß entstieg und

mit unbeschreiblichen Gefühlen den kurzen elastischen Trud der beim Herabgleiten auf meinen Arm sich stützenden Schicksalsgefährtin empfand — während der Turner mit einem gewaltigen Saue über uns weg dem aus dem Hause kommenden Postmeister in die Arme sprang — so durchfuhr mich doch in demselben Augenblicke der schmerzliche Gedanke, daß ein tyrannisches Geschick zwei vielleicht ganz für einander geschaffene Menschenseelen, welche es unter beängstigenden Umständen zusammengeführt hatte, schon jetzt durch seinen gebieterischen Sprach — vielleicht auf ewig — wieder trennen mußte. Ach! jeder verlassene Mensch, welcher vergebens nach einer ihm harmonischen, von der Natur grade für ihn bestimmten und bestimmten Person sucht, ist dieser wohl schon auf den flüchtigen Pfaden des Lebens begegnet, ohne sein Glück geahnt zu haben, oder doch wieder an den Arcuzwegen des Schicksals von ihr getrennt, ehe die Ahnung zum Bewußtsein werden konnte.

Um es kurz zu sagen, ich war am Ziel meiner Postreise; ein Wagen meines künftigen Brotherrn sollte mich an der Station erwarten und nach dem benachbarten Landhufe desselben entführen. Ein im Hofe haltendes bespanntes Cabriolet blühte mich hinter an.

Sie lächeln, wie ich sehe, über eine so schnell entstandene, so wenig durch die Dauer des Zusammenseins motivirte Zuneigung. Aber fordern Sie für Alles Motive — nur nicht für derartige Gefühle.

Inzwischen suchte der Posthalter entseflich; er hatte Gründe genug zum Zorn: der schlende Postillon — die schweißtreifenden schraubenden Pferde, seine bei dem Sprunge des Turners zerbrochene Brille — Alles kam zusammen, diesen Ehrenmann zu erbittern. Ich führte die Dame in das von einem Talglichte matt erhellte Wirthszimmer und fragte, als sie sich in einem alterthümlichen Sessel niedergelassen, wie sie sich nach dem Schreck finde? — „Ich glaube,“ sagte sie lächelnd, „die Sache hat mir von Allen am wenigsten Schreck gemacht; was hilft auch das Fürchten? Gefahr ist überall; und schon häufig hab' ich bemerkt, daß uns die Uebel, welche uns am meisten Sorge machen, am wenigsten treffen, dagegen andere, an die wir gar nicht gedacht haben.“ — „Die Hauptsache ist, daß man sich auf seine Glieder verlassen kann,“ sagt der während der letzten Worte eingetretene Turner. — „Das nützt verdammt wenig,“ rief der ihm folgende Postmeister, „wenn man sich nicht auf seinen Verstand verlassen kann; und es zeigt verdammt wenig Verstand, bei drei Grad Kälte auf dem Rutschendache zu fahren und den Leuten in's Gesicht zu springen.“

Der Turner suchte ihn zu begütigen; der

Postmeister sagte: „Nun, die Sache ist abgemacht. Wer von den Herrschaften reist weiter?“ —

„Ich erwarte hier,“ sagte ich vortretend, „ein Fuhrwerk des Freiherrn von —“

„Ah, das sind Sie!“ sagte er, „der Wagen hält hier schon seit einer Stunde. Johanni!“ rief er einem eintretenden Livreebedienten zu, „hier ist der Herr endlich, den Ihr fahren sollt.“

„Der gnädige Herr erwartet Sie,“ sagte der Bediente sich verbeugend; „belieben Sie einzusteigen?“ —

„Sogleich,“ sagte ich seufzend und näherte mich traurig der jungen Dame, um ihr Lebewohl zu sagen. Ah! warum war auch der rothnäsige Postmeister, der Turner und der Bediente im Zimmer! Was für ein Abschied! —

Was ich dem Fräulein gesagt, was sie darauf geantwortet, wie wir Beide dabei ausgesehen haben — das hab' ich nie erfahren. Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich hinaus ging, daß ich in einen weichgepolsterten Wagen zu sitzen kam, und daß dieser Wagen auf einem sehr holperigen Wege mit mir davonfuhr.

Der Weg führte allmählig aus dem offenen Felde in einen Eichenwald. Die riesigen Stämme mit ihren weitausstrebenden entlaubten Ästen hoben sich majestätisch aus dem glänzenden Schnee empor. Darüber flimmerten die Myriaden Sterne auf ihrem schwarzen Schattengrunde. Es legte sich weich und still um mein Herz; die schweigende Majestät der Natur gab mir eine tiefe, göttliche Ruhe.

„Ja,“ redete ich innerlich, „ich will euch fest ansehen, ihr knorrigen Eichen und euch, ihr bligenden Sterne hoch oben, als sähe ich euch zum letzten Mal. Und wenn auch der frevelhafte Wahnsinn der Menschen rings umher so manches Glück zertrümmert, wenn auch die idealen Hoffnungen der Jugend immer mehr verdorren in dem winterlichen Sturm dieser Zeit, wenn auch alle anderen Freuden verfliegen: du bleibst dir gleich und uns allgegenwärtig, ewige Natur, ein unerschöpflicher Born von Wonne jedem Gemüth, das zu genießen weiß. Deine Reize kann uns keine Tyrannie erkümmern; kein Despotenarm reicht so weit, um die leuchtenden Wahrzeichen dort oben anzuwischen! O gütiger Gott, wenn auch ein Herz einst kälter schlägt und für Vieles absterben wird, erhalte mir wenigstens bis zum letzten Athemzug diese reine erfrischende Freude an Feinen Werken!“ —

Der Wald lüftete sich; wir fuhren durch ein Thor, dann durch eine Allee, an deren Ende sich einige erhellte Fenster zeigten. In einigen Secunden hielt der Wagen vor einem weiten, schloßartigen Gebäude. Eine Hünengefalt von

Diener öffnete den Schlag. Ich ordnete so gut als möglich im Dunkeln meine Toilette und stieg aus. Ich betrat eine weite mit Hirschlöpfen und anderen Jagdemblemen geschmückte Hausflur; der Hüte ergriff einen schweren messingenen Armleuchter und schritt mit schweigend voraus eine breite Treppe hinauf, dann durch einen Corridor, an dessen Ende sich eine Thür öffnete, aus der mir ein Mann entgegentrat.

Es war eben ein Mann: sein Gesicht, seine Gestalt, Alles an ihm sprach Kraft und Entschiedenheit aus; er trug einen kurzen grünen Sammetrock und schwarze Unterleider.

„Seien Sie mir willkommen!“ sagte er mit ernster Herzlichkeit, indem er mich durch eine Bewegung einlud, in das Cabinet zu treten, während der Diener sich entfernte.

In dem kleinen Zimmer, dessen einziges hohes Fenster mit schweren blaujammerten Gardinen verhangen war, verbreitete eine in einem großen Kamin lodernde Flamme behagliche Wärme. Ein in der Ecke befindlicher Schreibtisch war mit Briefen und Papierstöcken bedeckt; einige Reihen Bücher ragten darüber empor und über diesen auf einer Console die bronzene Büste Friedrich's des Großen. Ueber dem Kamin hing ein altes Gemälde, das Brustbild eines Kitters darstellend. Eine halb geöffnete Seitenthür führte in ein anderes Zimmer.

„Glückliche Reise gehabt?“ —

„Ich danke Ihnen — ja, Herr Baron.“ —

„Nirgend's angehalten?“ —

„Rein! die einzige kleine Gefahr, die ich auf der kurzen Tour zu bestehen hatte, war, daß auf der letzten Station die Pferde durchgingen.“ —

„Aber Alles gut abgelaufen?“ —

„Mit Gottes Hülfe — ja.“ —

„Treat mich. Jetzt zur Sache! Niemand kann uns hier hören; was bringen Sie mir?“ —

„Freilich nur mich selbst und die ergebensten Grüße von dem edlen Professor H., dem ich das Glück verdanke.“ —

„Professor H.? Hat man ihn eingeweiht? Seit wann? Wir neu. Soll allerdings ein guter Patriot sein.“ —

„O gewiß, Herr Baron, und ein herrlicher Gegeet, und wenn er wollte, könnte er unser größter Kirchenhistoriker sein.“ —

„Nun, davon haben wir nichts; Sie scheinen sich sehr für Wissenschaft zu interessieren, mehr als Officiere sonst pflegen — aber zur Sache: hat Ihnen Graf Ehasof Briefe mitgegeben?“ —

„Graf — Ehasof?“ — „Man denke sich mein Erstaunen, als ich in so naher Verbindung mit meiner geringen Person den Kügeladjutanten des preussischen Königs nennen hörte.“

Der Baron runzelte die Stirn: „Was sollen diese Pöffen?“ rief er ärgerlich, „zweifeln Sie, daß ich der bin, an den Sie adressirt sind — oder hat vielleicht das Berliner Comité neue Vorsichtsmaßregeln und Erkennungsereimonien vorgeschrieben?“

Doch plötzlich, als wenn ihm ein Licht aufginge, sah er mich halb erschrocken, halb drohend an und sagte heftig: „Herr, wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?“

Ich nannte meinen Namen und erzählte die Veranlassung meiner Reise — freilich verlegen genug; denn ich sah ein, daß hier ein Mißverständniß obwalten mußte.

Der Freiherr wurde während meiner Rede leichenblau. „Für wen halten Sie mich denn aber,“ rief er, „für wen?“

„Für den hochverehrlichen Freiherrn von Stawitz, der mir auf Empfehlung meines Gönners, des Professors H., die Erziehung seiner Kinder anzuvertrauen die Bewogenheit hatte.“

„Der Teufel hole den Baron von Stawitz und Ihren Professor H. dazu! Aber die Sache ist nicht Ihre Schuld, sehe ich wohl. Ein unglückseliges Zusammentreffen! — Ich errathe jetzt die ganze Geschichte. Herr von Stawitz ist mein Oudnachbar — sein Wagen wird sich verspätet haben — aber der Hauptmann mußte doch auch — — Was ist denn aus dem geworden?“

„Vielleicht meinen Sie, Herr Baron, einen preussischen Officier, welcher mit derselben Post reiste, und welchen Sie in meiner Person zu empfangen glaubten?“

„O, also das Ganze ist nur ein Scherz,“ rief der Baron mit verklärtem Gesichte; „Sie sind der Hauptmann und haben sich in dies alberne Kostüm gekleidet, um keinen Verdacht zu erwecken — und benutzten es nun, um mir einen Scherz zu bereiten! Nun, das ist Ihnen fast gelungen.“

„Nein, Herr Baron,“ sagte ich ruhig und fest, „ich bedaure, Ihnen diese angenehme Täuschung verderben zu müssen. Der von mir erwähnte Officier ist auf der ersten Station hinter Halle von einem westphälischen Polizeibeamten verhaftet, und ich bin der, für den ich mich von Anfang an ausgegeben habe, Candidat Friedmann; und um jeden Verdacht gegen meine Person zu entfernen, sehen Sie hier den Brief des Herrn von Stawitz, in welchem er mich —“

„Schon gut!“ rief der Baron, das dargereichte Schreiben heftig ergreifend, um es flüchtig zu durchlaufen und auf den Tisch zu werfen.

Dann ging er ein paar Mal schweigend auf und ab, trat plötzlich vor mich hin und sagte freilich:

„Glauben Sie an die Heiligkeit des Eides?“

„Wie können Sie daran zweifeln!“ erwiderte ich, die Hand aufs Herz legend. —

„Wohlan, mein Herr! Sie sind durch eine sonderbare Verletzung von Umständen, ich will annehmen — ohne jede Schuld von Ihrer Seite, in Geheimnisse eingeweiht, welche meinen Kopf und vielleicht werthvollere Köpfe Ihrer Discretion anheim geben. Der von mir genannte Name des Grafen Chajot genügt, Ihnen unzweifelhaft zu machen, welcher Natur jene Geheimnisse sind. Durch den Frieden von Lisit bin ich westphälischer Unterthan geworden, meine Güter liegen auf westphälichem Boden — ich bin in der Gewalt der westphälischen Behörden. Mein Herz ist preussisch geblieben und wird es so nur für meinen wahren König — nie für den Usurpator schlagen. Sie können mich verrathen, Sie können mich unglücklich machen. Ich verlange daher einen Eid von Ihnen, daß Sie nichts — auch gegen Ihren intimsten Freund kein Wort jemals von dem aussprechen werden, was Sie innerhalb dieser Wände gehört, erfahren, oder auch nur errathen haben! Ich kann nicht in ihr Herz sehen, ich verlange Ihren Eid.“

„Den werden Sie nie bekommen,“ sagte ich nach einer Pause der Ueberlegung.

Er trat zur Seite, berührte eine Stelle der Wand; eine Tapetenthür sprang auf und ließ eine Nische sehen, in der eine Cavallerie-Uniform und verschiedene Waffen ausgehängt waren. Er ergriff zwei schön gearbeitete Pistolen, reichte sie mir und sagte mit eifriger Entschlossenheit: „Wählen Sie!“

Sie haben mich, meine Zuhörer, in den früheren Scenen dieser Erzählung ohne Zweifel als einen sehr schüchternen, wohl gar furchtsamen Mann kennen gelernt. Ich leugne nicht, daß mir oft im Leben bei unbedeutenden Gefahren jene physische Festigkeit fehlte, welche den Herzschlag ruhig, den Kopf kalt erhält, jene Geistesgegenwart, welche sogleich das rechte Mittel und den raschen Entschluß gibt. Aber ein Rath hat mir nie gefehlt: der moralische. Wo es sich um sittliche Güter, um meine Menschenwürde handelte, habe ich nie Furcht gelannt. Ich gehöre zu den Menschen, welche ein bißiger Hund mehr erschreckt, als ein wüthender Mensch.

Ich nahm schweigend eine der dargereichten Pistolen, feuerte sie in das Kamin ab und sagte:

„Ich erlaube Ihnen, mich zu erschieten; aber Sie werden mich nie zwingen, etwas wider meine Ehre zu thun. Der Eid, welchen Sie von mir fordern, verträgt sich nicht damit; denn was bedeutet Ihre Zumuthung anders, als daß Sie mich durch eine moralische Handschelle, durch ein religiöses Zwangsmittel verhindern wollen, einen Schutten

streich zu begehen, den jeder Ehrenmann von selbst nicht begeht, bei dessen bloßer Erwähnung mein ganzes Inneres von Unwillen zittert. Halten Sie mich für fähig, die Köpfe meiner Landsleute der fränkischen Polizei zu verrathen, so thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten zu können glauben. Aber nichts soll mich bewegen, einen Eid zu schwören, über den ich erröthen müßte.“

Der Baron warf die Pistole auf den Tisch und ging finster auf und ab. Ich setzte mich in einen dastehenden Sessel und stellte Betrachtungen über den Tod und die Unsterblichkeitslehre an; ich dachte an meine arme, verwitwete Mutter daheim, die auf mich, ihren einzigen Sohn, ihre lebensherblichen Hoffnungen gesetzt hatte; mein Herz wurde weich und wehmüthig, aber mein Entschluß blieb fest; ich besann mich zur Stärkung auf die erhabensten Stellen aus Seneca und Plato und war eben im Begriff, eine der schönsten Sentenzen aus der Apologie des Sokrates zusammenzubringen, als sich in dem Gange schwere Tritte hören ließen und alsbald der redenhafte Bediente eintrat mit der latonischen Meldung: „Der Herr Referendarius sind da.“

Der Baron besann sich eine Weile und sagte dann: „Er kann hereinkommen.“

Mir wurde leichter um's Herz; ein Jurist, ein Diener der Themis — gab es einen stärkern Schutz gegen die mörderischen Gelüste meines Wirthes? —

Der Referendarius — außer Dienst, wie ich nachher erfuhr, indem er nach dem Frieden von Tilzit wegen Mangel an Beschäftigung entlassen und zu stolz war, in westphälische Dienste zu treten — erschien in der Gestalt eines langen, blassen, schwarzgekleideten Mannes mit hohen Vaternördern und einer hörnern Brillen. Er begrüßte uns schweigend.

„Bruder!“ jagte der Freiherr, ihm die Hand drückend, „hier ist ein kritischer Fall. Der Ervariete ist nicht gekommen, statt dessen dieser Herr.“ Dabei stellte er mich dem Referendarius vor, welcher mir eine steife Verbeugung machte, erzählte ihm die ganze Sachlage, sogar seinen verzweifeltsten Entschluß in Betreff meiner und forderte seinen Rath.

„Das ist ja die einfachste Sache von der Welt,“ sagte Jener, „und da hättest Du beinahe ein homicidium begangen; welche Uebereilung! Wir werden sogleich wissen, wie wir daran sind. Eventuell können wir ja den Herrn Candidaten durch mildere Maßregeln unschädlich machen. Aber ich hoffe, er ist ein Mann von Ehre und Vaterlandsliebe, was ich gleich ermitteln werde.“

Damit ging er feierlich auf mich zu, legte

seine Hände auf mein Haupt und besüßte es von allen Seiten. Seine Miene wurde bei dieser tomischen Untersuchung immer freundlicher, und er erklärte am Ende derselben: „Wir können ganz ruhig sein. Ich garantiere für ihn.“

„Der Teufel hole Deinen phrenologischen Unsinn!“ versetzte der Baron, halb jörnig, halb lachend. „Doch die Sache ist abgemacht: mein Herr, ich vertraue Ihrer Ehre. Hier ist meine Hand!“

Mit Heroismus bestand ich seinen herculischen Händedruck und erklärte dann: nimm, da er seine Drohungen zurückgenommen, wolle ich ihm offen erklären, daß ich in jeder Hinsicht mit seinen patriotischen Gesinnungen sympathisirte, daß ich zwar weder dem Tugendbunde, noch sonstigen geheimen Verbindungen angehörte, aber ein durch und durch deutsches Herz habe und das an diesem Abend Erlebte so lange darin verfliegelt halten würde, bis Deutschland von dem fremden Joche befreit sein werde. Nach dieser mit überfliehender Beredsamkeit gegebenen Erklärung wollte ich mich empfehlen mit der Bitte, mir einen Boten nach dem Gute des Herrn von Stawig mitzugeben.

Aber mein Schicksal hatte es anders beschlossen.

Der Baron erklärte, ich müsse für die Nacht sein Gast bleiben und einige Flaschen Wein mit ihm leeren.

Mit diesen Worten, keinen Widerspruch gestattend, führte er mich und den Referendar in das Nebenzimmer, wo eine Tafel für drei Personen gedeckt stand. Als wir uns zu Tisch setzten, schlug eine ehrwürdige Wanduhr, welche in Gestalt einer Capelle auf dem Spiegeltisch stand, in krächzenden Schlägen eifl Uhr.

Der Bediente servirte einen stattlichen Wildbraten; einige Flaschen erlesenen Rheinweins wurden entlokt und ergossen ihren duftigen Lebensbalsam in drei hohe grüne Gläser mit vergoldeten Mäandern.

Das Convidium war anfangs schweigsam wie ein Leichenschmaus: Jeder hatte viel zu denken.

„Der arme Hauptmann!“ sagte endlich der Baron, „wenn er nur keine gar zu compromittirenden Papiere bei sich trägt!“ —

„Und wenn die Briefe, welche er Dir bringt, nur nicht an Dich adressirt sind!“ fügte der Referendar hinzu.

„Wahrhaftig,“ — sagte Jener, „ich muß mich reisefertig halten; ich werde Alles zur Flucht nach Oesterreich oder Rußland in Stand setzen — sonst könnte ich leicht das Schicksal Kropfka's haben und eines schönen Morgens aufgehoben werden!“ —

„Besser bewahrt, als beslagt — indeß

müssen wir so lange als möglich hier aushalten; denn hier können wir der guten Sache am meisten nützen. Ich hoffe noch immer auf eine Berliner Kriegserklärung, und dann muß sich die ganze Gegend wie ein Mann erheben. Der Geist unsrer Bauern ist vortrefflich.“ —

„Aber Sie trinken nicht, Herr Candidat! Meine Freunde,“ fuhr er fort, das Glas erhebend, „es lebe unser gnädigster König Friedrich Wilhelm!“

Wir standen auf und stießen an.

Der Wein verbannte schnell die Sorgen; die Unterhaltung nahm eine heitere Wendung; der Referendar erzählte seine Jeneser Studienjahre und sprach mit Begeisterung von den Vorlesungen Fichte's. Der Baron protestirte dagegen und erklärte, nie ein so langweiliges, abgeschmacktes und verderbliches Buch gelesen zu haben, als Fichte's Moral. „Ein so hölzernes Klappernetz von moralischen Sähen,“ sagte er, „ein so lebloser, schwerfälliger Mechanismus ist mir nie vorgekommen; dieser Fichte will uns für unser Gefühl von Recht und Unrecht, für den warmen Herzschlag unsers Gewissens eine Art moralisches Exercierreglement in die Brust setzen, welches uns jederzeit anzeigen soll, was wir zu thun oder zu lassen haben.“

„Das bloße Gefühl leitet uns oft irre,“ versetzte der Referendar; „man muß nicht nach Gefühlen, sondern nach Grundsätzen handeln. Die Grundsätze müssen aber auf philosophischer Grundlage basirt sein, diese wiederum“ — — und so hielt er uns eine lange Vorlesung mit einer so ersten, pedantischen Miene, mit so vielen an den Fingern abgezählten Divisionen und Subdivisionen, daß wir Anderen zuletzt in ein unwiderstehliches Lachen ausbrachen. Der Referendar stuzte, sah uns eine Weile starr an, stand auf und ging schweigend hinaus.

„O halten wir ihn zurück!“ rief ich aufspringend, „er wird unser Gelächter übelgenommen haben.“ —

„Glauben Sie das nicht!“ sagte der Baron, „im Gegentheil! der Mann schließt aus unserm Lachen nur, daß er sich in den Schlingen seines Systems verwirrt und Unsinn gesprochen hat. Er ist bei dem bravsten Charakter ein unklarer Kopf und hat bei seiner, confusen Naturen oft eigenthümlichen Leidenschaft für Philosophie auf der Unverständlichkeit viel und gern disputirt, dabei aber immer das Unglück gehabt, sich in seinen künstlichen Sähen zu verirren und häufig grade das Gegentheil von dem zu sagen, was er beweisen wollte. Dann singen seine Opponenten an zu lachen. Er ist ein leidenschaftlicher Nüchtern und hat diesem System sein eignes Denken eben so slavisch untergeordnet,

wie es die Kirche von dem Christen der Bibel gegenüber verlangt. Daneben hat er Goll während seines Aufenthalts in Halle gehört und läßt sich darauf todtschlagen, daß man jedem Menschen am Schädel anfühlen kann, ob er ein Genie, oder ein Dummkopf, ein braver Kerl, oder ein Hundstott sei.“ —

In diesem Augenblick kam der Referendar schon zurück, ein Buch in der Hand haltend, setzte sich, ohne uns zu beachten, auf seinen Platz und blätterte eifrig in dem Buche, indem er dabei dann und wann vor sich hinhurmelte: „Ach so! — da — ganz recht! — Haha! — Ja, so ist es — das hat' ich vergessen.“

Dann legte er das Buch ruhig und mit sichtbarer Befriedigung bei Seite, leerte sein Glas und ging munter in eine zwischen dem Baron und mir angeknüpfte Unterhaltung über andere Dinge ein.

So plauderten und tranken wir vergnügt bis tief in die Nacht hinein; wir besprachen, je mehr uns der Wein erhitzte, unsre Hoffnungen für die Zukunft, für eine allgemeine europäische Erhebung gegen die französische Tyrannei und unsre Entschlüsse für diesen Fall, welche darauf hinausliefen, daß der Baron dabei als kühner Husarenoberst, der Referendar als Oberauditeur, und ich selbst als Feldprediger und Verfasser von Proclamationen mitwirken müsse.

Um drei Uhr endlich trieb der Referendar zum Schlafengehen. Der gastliche Wirth wollte es anfangs nicht zugeben, daß wir schon auseinander gingen. „Es ist doch verdammst längerlei,“ sagte er, „ob wir eine Stunde länger trinken oder eine Stunde früher einschlafen.“

„Bedenke, Freund,“ versetzte der Andere, „daß es absolut keine moralisch gleichgültige Handlung gibt; daß wir also jetzt, wenn wir nach sittlichen Grundsätzen leben wollen, entweder schlafen gehen oder forttrinken müssen; nur eine dieser beiden Möglichkeiten kann moralisch, die andere muß unmoralisch sein. Es ist nun für mich schlechtthin moralische Nothwendigkeit, zu Bett zu gehen, und damit gute Nacht!“ Er nahm mit diesen Worten seinen Fichte und ging hinaus.

Auch ich fühlte wenn nicht ein moralisches, doch physisches Bedürfnis der Ruhe. Der Baron schellte und befahl dem langen Diener, mich zu Bett zu führen. Nachdem wir uns gegenseitig eine gute Nacht gewünscht, folgte ich dem vorleuchtenden Giganten durch einige labyrinthische Gänge und Galerien und gelangte endlich in ein geräumiges Schlafzimmer, in dessen Kamin eine helle Flamme knisterte. Der Diener stellte das Licht auf den Tisch und ging stumm von dannen.

Als der letzte seiner Schritte verhallt war,

überließ mich ein angenehmer Schauer; ich fühlte mich in einer höchst romantischen Situation: in einem alten Ritterstosse gefährlich bedroht, dann gastlich bewirthebt, in eine dunkle Verschönerung halb und halb mit eingeweiht — jetzt in einer abgelegenen, wunderlichen Kammer, deren Decke mit Wolken, Engeln, Drachen und anderen Fabelthieren bemalt war, vor einem ungeheuren Himmelbett mit rothen Vorhängen, in welchem vielleicht ganze Generationen von Rittern und Edelfrauen geruht hatten — das ganze Bild schauerlich beleuchtet von der prasselnden Kaminflamme — das Alles schien mir ungemein poetisch. Ich entkleidete mich langsam und wollte eben in das Bett steigen, als mir einfiel, daß ich einige Vorsichtsmassregeln versäumt hatte, welche ich auf Reisen gewissenhaft zu beobachten pflegte. Ich sah unter das Bett, ob auch Niemand darunter läge; dann untersuchte ich die Thür, fand aber zu meinem Schrecken, daß sie sich nicht verschließen ließ. Ich bin stets der Ansicht gewesen, daß man den vollen Genuß der Nachtruhe nur im Gefühl völliger Sicherheit und zwar bei verschlossenen und verriegelten Thüren haben kann. Um dem Uebelstand einiger Nasen abzuhelfen, ersand ich eine Vorlebrung, daß die Thür nur mit einem bedeutenden Geräusch geöffnet werden könnte, indem ich zwei alte Stühle an derselben gegen einander lehnte und auf die zusammenstossenden Lehnen derselben mit großer Geschicklichkeit das Waschbecken in einer nur auf dem genauesten Gleichgewicht beruhenden Position anbrachte, so daß der ganze Apparat bei dem geringsten Druck gegen die Thür zusammenstürzen mußte. Sehr zufrieden mit meinem Werke, überließ ich ruhigen Muthes noch einmal das ganze Gemach, als ich plötzlich eine zweite und zwar eine Zapetenthür entdeckte. Wohin führte sie? — Diese Frage zu entscheiden, öffnete ich sie mit einer Art schauerlicher Reugier. Ein kalter Hauch kam mir aus einem weiten dunklen Raume entgegen, ich ergriff das Licht und leuchtete hinaus. Ein weiter Bodenraum that sich vor mir auf. Welche Unvorsichtigkeit, dachte ich, mir ein solches Schlafgemach zu geben, welches von allen Seiten zugänglich ist; wie leicht können Diebe von diesem Boden aus zu mir eindringen! Oder ha! sollte man mich absichtlich in ein so schlecht verwahrtes Quartier gesetzt haben, um mich vielleicht in der Nacht zu knebeln, sich meiner Person zu bemächtigen, um mich — wie der Referendarius sagte — „unschädlich zu machen?“ — Es wäre entsetzlich! Jedenfalls will ich auf meiner Hut sein; Mißtrauen ist in diesen Zeiten eher eine Tugend als ein Laster; und was schadet es nachher, wenn es unbegrün-

det sein sollte! — Untersuchen wir vor Allem die Natur dieses Bodens! —

Ich ging fröhlich, mit dem Lichte umherleuchtend, vorwärts. Doch ach!

„Des Menschen Vorsicht selbst ruft oft Gefahr!“

Indem ich nach allen Seiten umberspähte, blieb ein durch eine Dachlücke einfallender Windstoss mein Licht aus; erschrocken tappte ich umher, den Rückweg zu finden; ich fühlte eine unbeschreibliche Angst und Verwirrung in dieser Finsterniß; ich tappte immer weiter, ohne die ersehnte Worte zu finden — da plötzlich trete ich mit dem vorgestreckten Fuße statt auf solide Bretter in die leere Luft und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens in einen dunkeln Abgrund.

Ich fiel weicher, als ich hoffen durfte — in einen Heuhaufen, dessen duftige, pridelnde Wogen über mir zusammenschlugen. Dieses Dunkel rings umher.

„Schmachvolles Schicksal!“ rief ich, „unwürdiges Loos eines Candidaten der Gottesgelahrtheit, eines künftigen Feld- und Siegespredigers! — Da lieg' ich hülflos — bei drei Grad Kälte — in einer Scheune, in einem schönen Heuhaufen, um morgen von dem Kuhhirten oder dem Hausknecht erlöst und allgemein ausgelacht zu werden! — Hab' ich deshalb der bleiernn Tropung eines ergrimmten Ritters getrotzt — hab' ich deshalb durch die Kühnheit meiner Tschreden die Hochachtung zweier Ehrenmänner erworben — um morgen als zahnlessapernes Gespenst aus dem Abgrund eines Futterbodens aufgesischt zu werden? — Friedmann! wie tief bist du gesunken! — — Aber dir ist recht geschähen; wozu diese übertriebene Vorsicht, diese überall umhergehende Furchtsamkeit! Ohne sie könntest du jetzt in einem warmen Bette hinter rothen Vorhängen liegen und von Ruhm und Feldpredigten träumen.“

Indessen beschloß ich, Alles zu versuchen, mich, wenn möglich, aus meinem Abgrund zu befreien und das verlorene Paradies durch eigene Anstrengungen wiederzugewinnen. Ich tappte vorsichtig umher, ob ich nicht einer Leiter habhaft würde oder einen Ausgang fände. Obgleich ich nach und nach sämtliche vier Wände berührt und mir einige Brausen gestossen hatte, fand ich doch nur eine von außen verschlossene Thür und kein anderes Gerüth, als einige Heugabeln und Dreischlegel. Ich überlegte eben, ob ich die Thür sprengen und auf die Gefahr hin, von den Hofsunden zerrissen zu werden oder doch mir eine vielleicht lebensgefährliche Erhaltung zu holen von außen wieder in das Haus zu dringen versuchen sollte: als ich draußen plötzlich ein Geräusch vernahm. Schwere

Zuftritte ließen sich hören, sobald ein halblautes Gespräch, von dem ich nur einzelne Worte verstand, welche mich mit Besorgniß erfüllten. Gleich darauf oerlaren sich die Zuftritte. Alles wurde still. Ich überlegte, ob ich schreien und das Haus alarmiren sollte. Aber das war nicht von Nöthen: denn ein lautes Krachen, wahrscheinlich von gewaltfamen Erbrechen einer Thür und ein fürchterliches „Rüdengeheul“ ertönte. Bald darauf wurde der Lärm allgemein, aber bereits im Innern des Hauses; Thüren wurden zugeschlagen, Möbeln umgeworfen — ein Schuß fiel. Dann eine augenblickliche Stille, der ein mildes Gesehrei folgte; es kam immer näher; ich hörte Zuftritte über meinem Haupte, und plötzlich sprang eine weiße Gestalt von oben herunter, mir fast auf die Schultern. „Wer da?“ rief ich erschroden Ein Faustschlag, der mich zu Boden warf, war die Antwort, und ich hörte, wie sich die Gestalt in einer Ecke des Speichers im Heu verkoch. Gleichzeitig fiel ein greses Schlaglicht von oben in den Raum. Ich sah eine aus der Spitze eines Bayonets schwanfende Laterne durch eine Oeffnung der Decke hereinerschweben. Zugleich hörte ich oben Stimmen: „Ich sehe ihn, Herr Commissär!“ — „Ah vraiment! le voilà!“ — Die Laterne verschwand wieder. Gleichzeitig hörte ich in der Nähe eine gedämpfte Stimme: „Verrathen Sie mich nicht!“

Der Zusammenhang wurde mir auf ein Mal klar. Mochte man bei dem am Abend arreirten Hauptmann compromittirende an den Baron gerichtete Briefe gefunden, oder sonst Verdachtsgründe gegen ihn haben: eine Patrouille war nach der damals bei wichtigen Fällen beliebten Praxis zur Nachtzeit ausgesandt, um den Baron zu verhaften und sich seiner Papiere zu bemächtigen. Der Letztere hatte sich wahrscheinlich durch mein Schlafzimmer auf den dahinter liegenden Boden geflüchtet und war durch jene mir so verhängnißvoll gewordene offene Fallthür in den Speicher herabgesprungen.

Ehe ich Zeit hatte, diese Möglichkeiten weiter zu erwägen, öffnete sich die Thür, und ein Mann in Uniform, eine Laterne haltend, gefolgt von zwei Soldaten, trat ein. „Nein Herr, Sie sind Arrestant!“ sagte er zu mir. „Hier sehen Sie den Verhaftsbefehl!“ Er hielt mir ein Blatt Papier vor, auf welchem ich bei dem stadernden Schein der Laterne nur ein großes Siegel und die Namen meines Wirthes und des Referendars bemerkte. „Kommen Sie schnell, sich anzukleiden!“ rief der Beamte. Ich folgte ihm in den Hof, von da rasch in der Mitte zweier Soldaten auf die Hausflur, wo bei hellem Lichterschein noch verschiedene Polizeikente und die erschrodenen Dienerschaft

unberstanden. Auch den langen Referendar fand ich daselbst, von zwei Männern bewacht: er puzte seine Brille mit dem Taschentuche und hatte die gleichmüthigste Miene von der Welt.

Man führte mich hinaus in die Zimmer des Barons, wo ich an dem offenen Schreibtisch desselben einen kleinen schwärzlichen Mann in Uniform beschäftigt fand, die darin befindlichen Papiere in Bündel zusammenzuschüren. Derselbe fürte mich mit einem stechenden Blick und fragte den neben mir gehenden Mann, welcher mich verhaftet hatte, in gebrochenem Deutsch, ob er sicher sei, daß ich die rechte Person. — „Zu Befehl, Herr Commissär,“ versetzte dieser, „Sie haben selbst gesehrt, wie er in statu quo aus seinem Schlafzimmer entprang, das Pistol auf uns abfeuerte und hernach durch eine Fallthür verschwand.“ — „Aber,“ fragte Jener, „Sie ihn nicht kennoon Person?“ — „Nein, ich habe ihn früher nie gesehrt.“

In diesem Augenblick trat der gigantische Diener in's Zimmer; er trug Kleidungsstücke über dem Arm und fragte mich in ehrfürchtsooller Haltung und mit einem eigenthümlichen Zwinkern der Augewinkel: „Befehlen der Herr Baron, daß ich Sie ankleide?“

„Ja,“ versetzte ich mit fester Stimme, entschlossen, die mir vom Schicksal übertragene Heldenrolle mit Würde zu spielen, und legte mit Hülfe des Bedienten die dargebotenen Kleidungsstücke rasch an, während der kleine Commissär, sich vergnügt die Hände reibend, in den Bart murmelte: „Ah, c'est lui; maientenant, plus de doute.“

Eine Stunde später saß ich neben dem guten Referendar mit dem freundlichen vis-a-vis zweier Gensdarmen, deren Karabiner beständig auf uns gerichtet blieben, in einem Wagen, welcher rasch durch die Morgennebel dahinflog.

„Es ist nur ein Stück,“ sagte der Jurist mit der den wahren Philosophen charakterisirenden Gemüthsruhe, „es ist nur ein Stück, daß ich in der Eile noch einen Band von Fichte eingesteckt habe; da hat man doch auf der Reise eine vernünftige Lectüre. Wohin mögen wir fahren?“

„Vermuthlich nach der Hauptstadt,“ sagt ich bekommen. —

„Was ist nur aus dem Baron geworden?“ fragte er wieder. —

„Lassen sie das, Freund,“ sagt ich, ihm einen sanften Zuftritt versendend, „die Leute lennen mich und lassen sich nicht durch Ihre wohlgemeinte Frage irrt führen.“ —

Der Referendar starrte mich verwundert an und schien zu erwägen, ob mein Gehörn durch den Schreck vielleicht krankhaft afficirt

sein möge. Er suchte die Aehseln, zog sein Buch aus der Tasche und fing an zu lesen.

Unsere Reise ging unaufhaltbar vorwärts; von Station zu Station wurden die Pferde gewechselt; die beiden Fischer blieben uns fortwährend gegenüber. Der Referendar war schweigsam und las viel in seinem Fichte, ohne sich um die auf ihn gerichteten Feuer-schlünde zu kümmern; mich peinigte dagegen beständig der Gedanke, dieselben könnten sich durch eine Erschütterung des Wagens plötzlich entladen, und ich gestehe, daß ich mich möglichst außerhalb der Schußlinie zu halten bemüht war. Es geschah jedoch nichts der Art, und wir langten wohlbehalten in Essel an, um aus dem Wagen in's Gefängniß zu steigen.

(Schluß folgt.)

Volksagen der Schweiz.

Mittheilung

von H. Runge.

Das Inselräutlein.

Unweit vom Genfer-See, in der Gegend des Dorfes Noville, bildet die Rhone durch zahlreiche Arme in Verbindung mit mehreren Canälen und den in sie einströmenden Gebirgsbächen viele kleine Inseln, welche mit Erlen, Weiden und niedrigen Gesträuch bedeckt sind und bald ein schönes Rasengrün, bald wieder feinen grauen Sand zeigen. Schnell fließendes Gewässer, mit gelben und weißen Wasserlilien überlegte Sümpfe, tiefige halbtrockne Bachbetten ziehen sich in buntem Gewirr durcheinander und gewähren im Verein mit hier dichtem, dort wieder überall durchbrochenem Gebüsch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Selten kommt ein Mensch in diese unheimliche Gegend, noch seltener sieht man ein Thier furchsam umherschleichen. Fast immer herrscht die tiefste Stille; nur zu gewissen Zeiten hört man sonderbare Töne, welche sich über den Gräben und zwischen den Inseln hin und her zu bewegen scheinen. Zuerst glaubt man gewöhnlich ein leises Stöhnen, Seufzen, Murmeln zu vernehmen, dann klingt es wieder wie ein jenes dumpfes Brüllen oder Brausen und zuletzt wird man wohl an das Rauschen des Windes im hohen Tannenwald oder an halbunterdrückte Schreie fremdartiger Thiere gemahnt. Nur ungern sprechen die Bewohner von Noville von den Inseln, wie sie die ganze Gegend nennen; wenn sie es aber einmal thun, so behaupten sie, daß jenes Getöse die

Stimme des Inselräutleins Fenetta sei, das sich hier aufhält und von Zeit zu Zeit sich auch erbliden läßt. Sie schildern es als ein ganz kleines Weibchen mit grünen Augen, langem schlichten grünen Haar und einem feinem Gesicht; immer trägt es ein langes faltreiches, aber feucht anliegendes Gewand und Schuß-Sandalen. Keiner von den jetzt Lebenden hat es indeß selbst gesehen; denn sobald die Fischer in irgend einer Weise die Annäherung des Geistes bemerken, so eilen sie mit Zurücklassung ihrer Geräthschaften schnell davon, da diejenigen, welche die Herrin der Inseln anblickt, noch in demselben Jahr dem Tode verfallen müssen. Daß sie jemals gesprochen habe, erzählt die Sage nicht und noch Niemand ist es bisher gelungen, in ihren melancholischen Gesängen irgend ein Wort zu unterscheiden. Einige ältere Leute wollen behaupten, daß Fenetta mitunter fremde Gestalten annehme und so die Furchtsamen täusche; aber auch dann bringt sie denjenigen, welchen sie sich nähert, ein schnelles und oft schreckliches Ende.

Vor zwanzig Jahren konnte man in Noville ein schönes, junges Mädchen sehen, das nach dem schnellen Tode des Geliebten den Verstand verloren hatte. Eitel und neidisch hatte die Schöne eines Sonntags Wasserlilien aus den Teichen der Inseln verlangt; trotz der Mahnungen der alten Leute, an einem heiligen Tage den vertrauten Bezirk nicht zu betreten, war ihr Knabe sogleich an die Ränder der Rhone geeilt. Als er hier eben im Begriff war, schöne weiße Lilien zu pflücken, hörte er plötzlich einen Marl und Wein durchdringenden Schmerzensschrei und sah zugleich den Kopf des Inselräutleins vor sich aus dem Wasser emporsteigen. Erstarrt blickt der Jüngling einige Secunden lang in die fürchterlichen grünen Augen, die ihn in die Fluth hinabzuziehen suchten; dann aber entriß er sich mit einer gewaltigen Anstrengung dem zauberhaften Einfluß des Gespenstes und eilte zum Dorfe zurück. Ehe er aber noch das Haus der Geliebten erreichen konnte, stürzte er sterbend nieder; seine lezten Worte waren „Fenetta! Fenetta!“ Als die Schöne die schreckliche Entwicklung vernahm, erblickte sie und sank ohnmächtig zu Boden; nach wenigen Minuten aber kam sie wieder zu sich und stimmte ein heiteres Liedchen an, das sie oft mit ihrem Maurice gesungen hatte. Die Arme war wahnsinnig geworden und blieb es auch bis an ihren Tod, der im nächsten Jahr um dieselbe Zeit erfolgte. Seitdem hat es Niemand mehr gewagt, an einem heiligen Sonntage oder an einem Freitag nach den Inseln zu gehen und jedes Mädchen von Noville verzichtet gern auf Fenetta's schöne Wasserlilien.

Der goldene Wagen.

Im Thal der Thur — man weiß aber nicht mehr, an welchem Orte es war — kaufte vor etwa tausend Jahren ein wilder und grausamer Herr. Er betrachtete es als seine größte Lust, wenn er seinen armen Untertanen Schaden zufügen konnte; und nicht allein bei Jagden, auch bei allen andern Ausfahrten verließ er stets mit seinem zahlreichen Gefolge den gebahnten Weg und ritt quer durch die Acker und Wiesen der Bauern. Er wußte wohl, daß Niemand auch nur ein Wort des Tadels aussprechen werde; als einmal ein Landmann, muthiger als die Andern, einen der Jäger von seinem Felde verjagte, ließ der Herr den Verwegenen gefangen nehmen und in die unterirdischen Kerker der Burg werfen, wo er langsam verhungern mußte. Ja man erzählt sogar, daß er im Winter und bei großen Theuerungen nicht selten die alten Leibeigenen habe tödten lassen, um sie nicht mehr speisen zu müssen.

Als er alt geworden war und nicht mehr gut reiten mochte, ließ er sich einen ganz goldenen Wagen bauen. Mit dem fuhr er jetzt auf seinen weiten Besitzungen umber, wie gewöhnlich, ohne sich viel um die Wege zu bekümmern. Bald gab es unweit des Schlosses weder Felder noch Wiesen, auf denen ein Halm gedieh; immer wurde das junge Korn, das keimende Gras durch den Hufschlag der Rosse und das Rollen der Räder vernichtet. Traurig fragten sich die Bauern, wann denn endlich das Gericht Gottes über den Frevler hereinbrechen werde. Es jögerte freilich lange, aber es blieb doch nicht aus. Eines Tages fuhr der Herr durch die Dorfstraße, als grade in der Mitte derselben drei junge Knäblein spielten; unbekümmert um den Angstschrei der herbeistürzenden Mütter jagte er über die unschuldigen Wesen fort. Da zuckte plötzlich aus heiterm Himmel ein blendengelber Blitz herab und schlug den Ritter mit seinem goldenen Wagen tief, tief in die Erde hinein.

Von da ab herrschte sich das Loos der Bauern in der Gegend; die künftigen Herren des Landes hüteten sich, durch gleiche Grausamkeit den Zorn des Himmels nochmals herabzubeschwören. Hätten sie auch das schreckliche Loos ihres Vorfahren im Lauf der Zeit vergessen können; er selbst erinnerte sie nur zu oft daran. Alle neun Jahr stieg er am Tage des heiligen Johannes des Täufers mit seinem Gefährt aus der Erde hervor und umfuhr in der Mitternachtstunde seine ehemaligen Besitzungen. Sein Wagen war aber dann rothglühend; überall, wo er durchkam, verjagte er Gras, Getreide und Heben. Neumals berührte der Dürst dabei die Acker

der Bauern, welche er bei seinen Lebzeiten so sehr geschädigt hatte; nur die Schloßgüter hatten von seinen Unzügen zu leiden.

Schon vor vielen hundert Jahren wagte man zwei oder dreimal den Versuch, den Ritter zu erlösen und seinen goldenen Wagen zu gewinnen, aber immer fruchtlos. Einmal waren vier Bauern fast schon zum Ziel gelangt; nach zahlreichen Beschwörungen hing der Wagen empor und es kam nur noch darauf an, ihn mit dem Blut eines schwarzen Bocks zu bespritzen und in eine nahe Scheuer zu ziehen, als plötzlich einer der Schapgräber auf dem Eig die gräßliche Gestalt des Dürst erblickte und angstvoll „Herr Jesus!“ ausrief. Sogleich fuhr der Wagen mit fürchterlicher Kraft in die Erde zurück und die ziehenden Bauern stürzten stark zu Boden.

Auch noch heut gibt es viele Leute, welche ihr Leben daran wagen möchten, den goldenen Wagen des bösen Schloßherrn zu erlangen; aber man hat die Stätte, wo er einst versank, schon vergessen und konnte sie bisher noch nicht wieder auffinden. Uebrigens hat auch die nächtliche Fahrt seit mehr als fünfzig Jahren aufgehört und man weiß nicht einmal, ob der Dürst nicht etwa schon erlöst und zur ewigen Ruhe eingegangen ist, was wohl möglich sein mag, da selten die Geister länger als tausend Jahre auf der Erde büßen müssen. In diesem Fall wird der Wagen, wie man glaubt, niemals wieder zum Vorschein kommen, es sei denn, daß die Herren von Neuem die Bauern bedrücken und ein ernstes Warnungszeichen nothwendig ist; vielleicht daß dann der Wagen wieder für tausend Jahre einen Führer erhält.

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

II. Die Räuber.

Drittes Kapitel. Der Ueberfall.

„Denn reich bräugelt sich Ares heran, gewaltiam erlöschend.“
Schlägt er das goldene Spiel mit dem Gien ab-
brunnt Licht und Luft. Der schadenfreudige, roth Weiblich
Und den Aresen ergreift immer Schmerz das Gemüth.“
(Oeuvr.)

In einem frühen Morgen besäugen die Besucher des Varnak vom Kloster Jerusalem aus seine Kluppen und das Plateau.

Wie immer strahlte die griechische Sonne prachtvoll über die noch in janitem Dunkelhauch liegende Ebene von Photis, die von den Gebirgen der alten opuntischen Völker gegen Osten, von den Ausläufern des Helikon

süßlich, vom phtiotischen Oeta und seinen Zweigen bis zu den Thermopylen nördlich und vom Barnak selbst westlich eingekastet wird. Nördlich vom Barnak, von den Quellen desselben und aus den Zweigen des Wardusii genährt, strömte langsam der böotische Cephius, einem Flüschen dritten Ranges bei uns nicht unähnlich, an seinen Ufern zog sich ein äußerst fruchtbares, aber jämmerlich cultivirtes Alluvium von fettem Thonboden hin, das erst bei Chäroneia, noch mehr bei Strivou (Orchomenos) und Lebada anfing, Spuren erster Kultur, wie sie ohne Dünger durchwegs leicht zu erlangen war, zu zeigen.

Alle Berge von Bholis zeigen erst bei 3000' Elevation Wald in geschlossenem Zustande (lonchos), zumeist aus Edelbäumen bestehend; was diese Höhe nicht oder kaum erreicht, ist lahl, — (xirobano).

Das Kloster selbst lag hart an der Waldgrenze und gleich an seinen Thoren begann der schwarze Tannensaum, den der Weg durch die Schlucht zur Platte durchbrach. Die Schlucht war flach, nicht tief, — mehr eine seitliche Einbiegung des Gebirges, doch aber hoch oben von der Platte her mit sehr viel Schutt und Geröllsteinen bedekt, wie sie die schmelzenden Schneegassen als Bergwasser oder das die Verwitterung fördernde extreme Verhalten der Wärme und Kälte, die Atmosphärenteilchen und sein Allgelehr bewirkten. Alle Steine waren Kalksteine, nur tiefer unten stand auch da und dort Talkschiefer. Das Gerölle bedekt wohl in Form von Schutthalben die Seitenflächen des Gebirges, aber es wird in den Ebenen nicht von den Flüssen weiter getragen. Sie sind und waren wohl seit je zu schwach dazu, — und das Bett des Cephius, da wo er schon stärker ist, oder das des Eurotas oder Sperchius, wo sie den Namen eines Flüsches überhaupt erst verdienen, führen weder Kies noch Sand.

Der Weg führte vorerst durch den Tannensaum und war schwierig genug — für Ziegen passend, kaum für unbeladene Esel — zu brauchen. Doch mußten nicht selten Lastthiere sowohl vom Kloster wie von Daulis her Vorräthe aller Art auf das Gebirge, und Käse und Butter herabbringen!

Mit tuorrigen Stämmen, dunklen Blättern, verworrenen Ästen, die bis auf den Boden herab dem Stamm entsproßt waren, standen gewaltige Lannen zwischen und auf den sehr verworren liegenden Felsstücken, mit glänzend-grünem Laubwerk und weißschillerndem Stamm, weit aus nicht so schlank wie unsre Lannen des Gebirgslandes. Die nie rastenden Winde und Stürme in diesen Höhen, wie das seit der Waldrodung sie verfolgende Trockenlima, das sie nur auf diese letzte Zufluchtsstätte

geschleucht hatte, waren wohl neben den ungestörten Verstämmelungen der Menschen die Ursache dieses Aussehens. Da nämlich der Grieche keine Instrumente besitzt, um einen schon starken Stamm nur fällen, geschweige erst transportiren zu können, so begnügt er sich, mit einem kleinen Handbeil in einer gewissen Höhe nur die Krone abzuschlagen und als Baumaterial zu benützen, nur selten rettet sich jüngerer Nachwuchs! oder er schlägt in mühsamer Arbeit aus dem Stamm selbst ein Stück heraus, das ihm zur Wanne, zu Tellern und Aehnlichem dient. Dazu kommen die an diese Region oft streifenden Waldbrände der Gestrüppregion, und die Feindschaft der Hirten, welche sehen, daß im Waldschatten kein gutes Weidefutter wächst, wohl aber Klebhefen sich am besten bergen. Kurz, in Griechenland liegen auch jetzt noch die Reste des Waldes im Todesstampe, und die wenn auch nur geringen derzeitigen Anforderungen der erst keimenden Industrie — gegen früher gerechnet — finden nur mehr sehr geringe Fonds zur Befriedigung und nur die Unzugänglichkeit schützte bis jetzt die meisten Waldbestände.

Zwischen den Lannen standen einzelne kreisliche Verberippensträucher, Früchte ansehend, auch erhoben sich drei Wacholderarten, oft baumartig (Junip. excoelsa), wie denn diese Pflanzengattung ebenso der Nachzügler des Nadelholzwaldes ist, wie die Ziege den Kindern auf den verödeten Weideplaz folgt. Da und dort an freieren Stellen bedekte vielstacheliges, graues niederer Buschwerk den Boden zwischen den Felsplatten, — es waren Tragalanthem mit ihren Verwandten. Wo der Wald eine Pflanzung bildete und namentlich gegen den eifrig kalt herabrauschenden, über gewaltige Felsstücke in seinem Bette sprudelnden und zischenden Waldbach, die Quelle des Mavroneri unterhalb Daulis und mehr nördlich davon — da blühten auch seltene Pflanzen, die Augenweide des Botanikers — blaugrüne Helleborus, Phlomis samia, Epipactis und Scrapiasarten, Sideritis sylvatica, der griechische Thee genannt und viele Andern noch.

Ueber den rauschenden Waldbach weiter oben führte endlich der Weg aus der Waldregion schon hinaus, quer über den oberen Theil der Schutthalde, die ihn immer begleitete. Noch ehe unsre Reisenden den Wald verließen, fanden sie unter den dunklen Lannen stehen, festlich geschmückt im bunten Obergewande der Albanescrinnen und selbst Goldmützen im schwarzen Haare, ein blutjunges Mädchen, kaum sieben Jahre zählend. Die Arme zitterte heftig, da sie die vielen fremden Männer sah, sie konnte aber, weil haarfuß, über die verworren daliegenden zackigen Fels-

stüde nicht entziehen. Auch zeigte sich sogleich zehn bis funfzehn Schritte entfernt ein jüngerer und ein älterer Mann, Handbeile in der Hand und an dem oberen Theile einer Lanze ziehend, die sie zu Bauholz grob zugehauen hatten. Die braune, wildblühende Schöne sprach trotz sofortigen Anbrechens von Seite des Capitäns kein Wort, — ihr hatte die Angst, wie es schien, jegliche Besinnung genommen, so sehr standen Eklartatos Grundzüge ihr drohend vor der Seele. Aber der ältere der Männer, der Vater des Jüngeren, wie sich bald herausstellte, gab im albanesisch-griechischen Kauderwelsch die Erklärung, daß sein Sohn und dessen junge Frau nach Landesfite sich als neu verehlicht daran machten, ein Haus in Daulis zu bauen und das Holz zum Dachwerk unter Schmutz und Iruden aus dem Walde zu holen. Sie nannten das einen Festgong und zweifelsöhne tranken sie heute noch Wein von Arachowa, die Maß zu vier Pfennige, und aßen einen Hammel dazu. Als unsre Reisenden den Waldgürtel verlassen hatten, lag die nackte Schutthalde, dann die steilabfallenden gewaltigen Felswände, oben auf das Plateau mit den Kuppen, nahe vor ihnen. Sie überschritten in Biegungen die Schutthalde, auf welcher noch einzelne sehr schöne, schlante lorkische Föhren (*Pinus Laricio*) standen, kamen dann an einige Schneefelder, die schmolzen, doch, nach der Schicht zu urtheilen, niemals vollständig damit in Einem Sommer fertig wurden, erfreuten sich an den schönen hier sprossenden *Erocus* und Seillen, und schwangen sich allmählig immer mehr ansteigend auf das Plateau. Hier nun wandten sich die von Osten kommenden nördlich, der höchsten, doch nur circa 500 Fuß über dem Plateau frei sich erhebenden Kuppe zu, welche eine aufgerichtete Steinpyramide trönte, — Rest der alten Monumente, zumeist dem Donner Zeus geweiht.

Als sie die sonst gewölbte Spitze erreicht hatten und sich gegen Osten, woher sie gekommen waren, wandten, entfuhr Allen ein Ausruf des Entzückens über die Breite und Weite der Aussicht, die sie hier genossen. Während der Lord mit dem Fernrohr sich orientirte, der Capitän nur in vereinzelt Schläden etwas Proviant hinabwürzte und so Begeisterung mit Westphälischem in schönem Einklang genoss, Eklartatos wie eine bereifte Heuschrecke in die Ferne starrte, den Mantel tragen hoch über die Ohren gezogen, kletterte der Botaniker an den Steinen herum und legte die Chloris des Parnas als *Saxifraga* in Nlekpapier, ohne sich um die Fernsicht zu kümmern, C. Rufus, der Philolog aber warf sich auf die Erde nieder und schaute, überwältigt von den höchsten Gefühlen, die

ihn seit seiner Jugend bewegten, und zwischen Thränen und Lachen voll Wonnegefühl lämpfend, — hinaus in die vor ihm aufgerollte Naturgrundlage der hellenischen Geschichte. Sah er nicht dort Orhomenos, den Copaisöser und die Katadothren mit den sie umschwebenden Schatten der Rynier aus der Urzeit, —? Chäroneä, die Fische, wo Alexander mit der heiligen Schar von Ibeben die hellenische Freiheit vernichtete? den mit Schnee noch bedeckten Dersphi im fernem Euböa, — den Othrys, — und neben dem silberglänzenden Saum des Euböa vom Festland trennenden Meeresarmes die großen Gebirgsfelsen der Geschichte, die Thermopylen? Stieg nicht in ihrer Nähe der prachtvolle Oeta empor, — wirbelte nicht noch auf ihm der Rauch vom Selbstkops der gewaltigen Herakles, Lieblingsgottes der Hellenen, empor? Und dort der gleichfalls noch mit weißen Schneefeldern getränkte Wardussi aus dem immerdar räuberreichen Akarnanien? — Und südlich der kleinere, leicht und vielzadig an den Vorbergen in den Aether ragende, mit schwarzen Ebelstannen ganz bedeckte Helikon, der Mufen Festig, den sich der Sängers von Aetra einst zum Göttertempel schmückte. Dort endlich Delsphi selbst mit der kostlichen Quelle! Armer Ottfried Müller, hellsehgegeistert, wie du warst, erlagst du wohl eber durch die Gewalt dieser Einbräde dem tödtlichen Fieber! —

Die ganze schon von uns geschilderte Ebene lag so vor ihnen, hart unter ihnen das Kloster und Daulis, hinter ihnen die lange, breite und unebene Platte des Parnas, weiter zurück sogar in angebautes Feld übergehend, und die lorkische Höhle, eine Stalattitenhöhle, zeigend. Nahe bei dieser aber südwestlich fällt dann der Parnas mit sehr steiler Felswand ab (den Phäbriaden, 800 Fuß hoch) — noch Delsphi zu —, aus ihr sprubelt spärlich eine heilige Quelle.

Alle waren in Betrachtung versunken und still, — sie schweigten in Entzücken, nur einige zwanzig Fuß tiefer unten saßen, den Rücken gegen die Aussicht gekehrt, Mart von Schwürdig, Sepp von Sauerlach und Panagioti, der Potali, und sprach der Erstere halbblaut: „Der Grundfehler ist, daß die Leute hier die Schweinezucht ganz vernachlässigen, — auch ganz und gar. Immer Schafe und Ziegen! Bei uns zu Hause hält jeder Bauer seine paar Schweine und hier auf diesem Baronnas müßten ganze Züge sich vortrefflich befinden. Lädtig Kartoffel und Haber gebaut, — das wächst hier schon, — ist ja im Mai aller Schnee schon weg! — das gäbe Schinken und Sauerkraut für die armen Teufel in dem Dingoda — Sanct Ulrich oder wie sie's heißen.“

„Da-uli — Bruder! — Da-uli — nennen sie es“ — verbefferte Panagioti.

„Meinetwegen — Da-will-i — Da will ich und kann nicht — so ist's mit den Bauern daherum überall.“

Als endlich die Aussicht vollauf genossen war, zogen sich die Herrschaften ebenfalls herab an diesen von den Dienern gewählten schönen Ort, wo der frische aus den Dardanellen regelmäßig den ganzen Sommer durch strömende Nord- und Nordostwind weniger sie treffen konnte, und genossen einige Erfrischung, entschlossen, bald wieder auszubreaken, in südlicher Richtung die reiche Quelle zu besuchen, die Arachowa mit Wasser versieht, und durch die Schiffe nach einem Chan zu gehen, wo die Pferde sie erwarteten, um dann den Triodos zu passiren und heim-zufehren.

Die letzten, welche die Kuppe verließen, waren der Lord, der die Archäologie liebte und der Philolog E. Rufus, der besonders volkswirtschaftliche Fragen zu lösen erpicht war. Wir haben immer gefunden, daß gelehrte Männer am liebsten von jenen Dingen sprachen, die sie noch am wenigsten verstanden.

Letzterer, der sehr gut englisch sprach, war inzwischen mit Lord Hesiod in's Gespräch gekommen und fand sich ihm gegenüber, den er für einen großen Nationalökonom und keineswegs für einen Alterthumsforscher hielt, veranlaßt, von den Hülfquellen Neugriechenlands und was ihm zur Hedung seines Wohlstandes notwendig sei, zu sprechen.

„Ich glaube, daß Griechenland seine altererben unvergänglichen Fonds vor Allem wieder nupbringend anlegen muß. Mir scheint es unbeding't nöthig, daß so bald als möglich Athen, Megara, Korinth und Argos wieder eingeworfen werden, um den archäologischen Schandfleck, den man mit ihrem modernen Aufbau der ganzen Alterthumskunde anhängt, zu vertilgen, — die alten Straßenzüge sollten wieder ausgegraben werden, dann sollten nach dem System der Bixjadgräben bei Belagerungen diese Baupläne nach Alterthümern durchwühlt werden — und sollte die ganze Nation mit Festgepränge und unter Erweckung der olympischen und isthmischen Spiele darangehen, — allem Ackerbau sollte die Eröffnung der Ctesunien vordergehen, — endlich sollte hier, bei Delphi selbst, ein Rath von sprachverständigen Ambitionen sich zusammensetzen, um die Feststellung der Lesarten der Tragöden und der Dichter vorzunehmen. Hören Sie, Mylord,“ setzte er voll Begeisterung bei, — „ich bin überzeugt, daß dann gewiß alljährlich wenigstens zwanzig Professoren der Philologie Griechenland besuchen und ihre Laggelder 2 fl. pro die hier verzehren

werden — ist das nicht Etwas?“ fügte er triumphirend und auf die jedoch nur kläglich ächzende Tasche schlagend hinzu.

Lord Hesiod hob anfangs mächtig die Augenbrauen, da er hier sein Leidredensperd, die Archäologie, so tollkühn reiten sah. — aber, da er den Philologen für einen Landvermesser hielt, worin ihn seine Lust, alle Städte wieder zu vertilgen und Straßen anzulegen nur befeuerte, so ging er seiner Meinung nach in Jenes geheime Absichten ein, indem er wirthschaftlich antwortete: „Das ist That-sache, ohne Strafen, ohne Communication kein materieller Fortschritt. Griechenland, soviel ich sehe, hat zur Noth so viel Land, um bei einem intensiven Ackerbau, bei einem guten high farming-Betrieb sein nöthiges Getreide und Vieh, insbesondere wenn es Futter baut, was hie zu Lande nur Einmal, nämlich in der höchsten Blüthe — zwischen 2—500 vor Christi Geburt geschah, selbst zu erzeugen, — aber es wird außer Corinthen, etwas Del und Wein nichts von Bedeutung auszuführen haben. Für Entwicklung einer tüchtigen Industrie hat es keine Kohlen, kein Holz, kein Eisen, keine Wasserkrast, degresslich auch keinen wohlfeilen Dampf. Das ist übel, sehr übel! Auch spärliche Arbeitskräfte und dazu theuer! Keine Kenntniß! Alles was es im materiellen Fortschritt gethan hat, verdankt es den Baiern, die übrigens selbst keine Hexenmeister hierin sind. Aber — aber — Griechenland hat Meer, — Meer überall mit vielen guten Häfen, leichte Fahrt allüberall hin, — viele Inseln, — treffliche Matrosen, sparsam und genügsam, nüchtern —, das ist viel, sehr viel! Ich denke, Altengland wird dies immer zu würdigen verstehen — hem — hem —, und Griechenland hat keinen Gemeingeist, keine Einheit des Willens, nicht die nationale Aufopferung, womit wir die großen Resultate doch am Ende fassen, wenn auch die Kleinen die Detailarbeit gewonnen haben. Die Arbeit erzeugt wohl alle Gutes, — aber sie vertheilt sie nicht! Sie vertheilt mich?“ —

„Gewiß,“ antwortete der Philolog, „England wetteifert mit den Griechen in der Ausbeutung dieses nationalen Capitals an Elasticität und würde für eine neue Lesart gern Manchester und Liverpool geben, wenn es die nationalen Verhältnisse erlaubten. Ich fürchte auch nicht, daß es Schade sein wird, wenn England zuletzt das Land erobert, oder seine Unabhängigkeit vernichtet, denn es wird offenbar zum Besten der Archäologie und der Sprachforschung geschehen. Die höheren Güter der Menschheit zu erstreben, das ist am Ende die Hauptsache, und alle Förderung der materiellen Interessen nur hiezu bestimmt. Geistiger froetrade wie materieller — der muß erstrebt werden.“

Damit waren sie unter Bestimmung des Lords zu den Uebrigen gestoßen und nahmen gleichfalls an der Erfrischung Theil.

Als sie ausgeruht hatten, wandten sie sich sichtlich über das Plateau weg gegen die Schiffe zu, zu deren Rand sie in einer Stunde Wegs gelangen konnten. Ein schmaler Saumpfad leitete dahin, weil die Hirten im Spätsommer von dort Wasser zu holen genöthigt waren. Sie waren kaum eine Viertelstunde gegangen, als Hundegebell sie auf eine abseits gelegene Mandra, aus welcher Rauch abzog, aufmerksam machte und da Panagi andeutete, daß die Tschupanen des Barnas trefflich Jaourt (saure, geronnene Milch) zu bereiten verständen, so beschloß man, nach solcher, als einem köstlichen Labfal bei Hitze und Anstrengung, zu fragen und wandte sich gegen die Einfriedigung. Nach überlandener großer Mühe, die Hunde mittelst Steinwürfen entfernt zu halten, fanden sie zwei sehr mürrische alte Hirten, Brüder, eben mit Käsemaachen und Buttern beschäftigt und einen jüngern dritten, der nach den ersten wenigen Worten, die gesprochen wurden und womit Krall, Nistrauen zu verscheuchen, Ziel und Absicht ihrer Reise angedeutet hatte, seitwärts und in südlicher Richtung, anscheinend sehr gleichgültig, verschwand. Nur erst nach vielem Hin- und Herreden wie Versprechungen brachte der eine der Hirten einen hölzernen Raps mit Jaourt, den man vortrefflich fand. Da nicht mehr wie zwei hölzerne Löffel vorhanden waren, so aß man in der Reihe herum abwechselnd damit. Der Lord und der Botaniker begannen, aber schon nach wenigen Augenblicken ließ Mylord den Löffel sinken, erbleichte und deutete mit stummer Schreckensgeberde auf die aus dem tieferen Grunde des Jaourt mit dem Löffel an die Oberfläche gefördert vielsüßige Leiche eines weiteren hier elend ertrunkenen Höhlenbewohners, der schwarz und zum Knäuel verworren in den milchweißen Klumpen des Mahles lag. Scheu näherte sich auch der Botaniker, sah endlich das Ungeheuer mit dem Löffel, zog es heraus und bestimmte eine höchst interessante in den Felsklüften nur bei dieser Höhe sich findende Spinne, die er vorläufig als *aranea galactophila* m. unter dem Beifall desselb griechisch verstehenden Theiles der Gesellschaft notirte. Auch fuhr dieser Theil, wie gleichfalls der hellenisirte Capitän Marachlaras (alias Krall) fort zu essen, ohne diese Epizode anders als naturhistorisch zu würdigen. Die Schäfer, welche grinzend den Vorfall beobachtet hatten und mit „Es bedeuete Nidas“ trösteten, zu verstehen gebend, daß es kein Arsenik sei, — brachten darauf dem „Mylordos“, die man am Nyakura bereits ebenso gut kennt wie am Nigi — einen Klumpen frischer Butter, den, sehr weich wie alle

Schabutter, der Eine mit der Hand aus dem Kübel gefaßt und auf ein Stück Maieskuden mit demselben natürlichen Werkzeug, dessen Verlängerung ja nur ein Löffel oder eine Gabel ist, aufgestrich hatte. Da er beim Präsentiren aus der Bruchfläche des Kuchens ein Haar herabhangend sah, verfiel er nicht, dieselbe sehr vorsichtig, um jegliches Abreißen unmöglich zu machen, herauszusiehen, entfernte mit Fingern, die vom Käsemaachen an den Spitzen nicht selten gereinigt werden, einige in der Butter liegende verdächtige schwarze Punkte und präsentirte das Bruchstück seiner fettfauren Insubtrie. Der Lord war jedoch nicht zum Annehmen zu bewegen, er befahl umgekehrt in Eile Panagi, den Hirten einen spanischen Thaler zu schenken, aber der Biolog konnte aus delicatem Gefühle für hellenische Gastfreundschaft nicht umhin, das Offer anzunehmen. Da er aber selbst, obgleich ohne jegliche naturhistorische Vorbildung sehr bald die nach den Abhafsungsverhältnissen sichtlich verrenkten Glieder jenes lustigen, aller Civisation folgenden, immer sprungfertigen braunen Hausfreundes, der sich in alle Familiengeheimnisse eingedrängt, entdeckte — stellte er sich, als beobachte er ferne Gebirge, der Wolken oder des Adlers Zug und legte die Spitze so heimlich als möglich auf einen Stein der Mandra, von wo sie nach zwei Minuten schon der Falak ebenso heimlich genommen und verschlungen hatte. Da die Hirten glaubten, der Mylordos ziehe wohl ältere Butter vor, so schleppte einer aus dem Hintergrunde der Steinhöhle noch einen Schlauch vom Ziegenfell, die Haare nach innen, herbei und präsentirte von dem darin enthaltenen älteren und härter gewordenen Producte. Aber Lord Osborn brach nun völlig auf und ging auf das Plateau, vom Botaniker und allmählig auch den Uebrigen begleitet weiter, ihrem Ziele näher.

Nach einem mühsamen Abwärtssteigen am Gebirgsabhange gegen die sehr enge Schlucht zu, welche den Barnas von Kirpbis trennt, und von großen Felsstücken und Kalksteinen erfüllt ist, vom Bach Pleistos weithin durchströmt, östlich in den Triodos endend — kamen sie endlich an eine Schutthalde, an welcher der Botaniker reiche Ausbeute machte, denn wandten sie sich ein wenig westlich einer etwa vierzig Fuß hohen Felswand zu — und da sprudelte die von den Eingeborenen als die fastalische bezeichnete Quelle, obgleich von hier bis Delphi wenigstens noch $2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden sein moogen. Die Felswand öffnete sich höhlenartig, doch nur leicht und aus der obern über zwanzig Fuß hohen Grotte derelben schoß am obern Ende ein sprühender Stahl des klarsten und frischesten Wassers, was von allen Seiten durch herausdringende kleinere Sprudeln verstärkt wurde und sich unten in

einem natürlichen Felsbassin sammelte, um sogleich von einer nach Krachowa führenden Wasserleitung aufgenommen zu werden.

„Das ist die Quelle der dichteren Begeisterung!“ rief Krall entzückt aus, legte sich auf allen Vieren auf den weichen, grünen Teppich des zarten *Lycopodium*, das die Quelle überall umsäumte und trant in vollen Zügen. Ob sie ihm wirklich die Gabe Apoll's verlieh? Das ist mehr als zweifelhaft, nachdem der Capitän später nichts als die abfärbende Eigenschaft der Quelle gerühmt wissen wollte.

„Heilige Rkuth, kastalische Nymphe und Du mit wohlthätender Lyra, Phoebus Apollo, — Dir weibe ich die erste Schale zum Opfer!“ rief begeistert der Philolog, schöpfte und sprengte mit dem klaren Raß den heiligen Felsen, dann trant er aus antiker Schale.

Lord Hesiod, der gewaltig leuchte und etwas später zur Quelle kam, mußte erst verschmansen, ehe er zu einer Art Begeisterung kommen konnte, dann aber stammelte er: „Apollo — for — ever! Welch ein Glück! Das Wasser würde in London — die Pinte um einen Schilling — an den Mann gebracht werden können.“ — Dann begann er mit einem Hammer, den er immer mit sich führte, einige Stücke von der Felswand, aus welcher das Wasser strömte, abzuschlagen und zur Sammlung zu legen.

Der inzwischen auch angekommene Botaniker lächelte selig, als er die Quelle sah, neigte sich damit vorerst Stirn und Wangen, tauchte die Hände ein, trant endlich aus der Rkuth und besprengte mit ihr seine in der Büchse mitgebrachten Pflanzen und beobachtete alsdann eifrig, aber am Wasserrande ruhend, die reiche Welt von mikroskopischen Kiesel- und Kalkwassern, die den Grund erfüllten, lobte das *Lycopodium* und die glasglänzenden *Varietäten* und das *Venushaar* in den Felspalten. Einen Vorbeerzweig steckte er in eine Feleride, — ein Opfer, das er dem Bathier brachte. Die Dienerschaft entsaltete Vorräthe, — Alles lagerte sich um die Quelle, ruhete und freute sich nach überstandener Mühseligkeit, denn der Weg von da in den Chan war weder schwierig noch weit.

Endlich bog auch der letzte Gefährte um die Schutthalde herum, — Starlatos Tzontzos, hellenisches Vollblut von Anal zu Byzanz, rittlings auf seinem griechischen Diener sitzend, der stumm war. Der Helle konnte die Beschwerden der Reise nicht mehr ertragen und ließ sich, durch geringes Gewicht wenig beschwerend, tragen. Starlatos warnte sogleich Alle vor Verkältung, zog selbst den Capuzmantel mächtig über die Ohren, ließ sich ein Glas Rum reiden und ah einige Bonbons dazu. Die Quelle? sie gab für den sublimirten hellenischen Weltbürger nur

mehr die Kälte her, denn er ließ den Rum darin abkühlen. Die moderne Welt hat andere Mittel zur Begeisterung, wie weiland Bindar, der Wassertrinker!

„Glauben Sie, meine Herren,“ fuhr bald Starlatos, in die Rede fallend, fort, „die alten Hellenen würden vom Wasser sich Begeisterung geholt haben, wenn sie etwas Besseres zu trinken gehabt hätten? — Fragen Sie einmal, wie viel Wasser Goethe und Schiller oder Byron, oder nur Dante oder Tasso getrunken haben, was etwa Freiligrath oder Victor Hugo noch jetzt trinken? Das Wasser begeistert nicht — der Rum auch nicht, — nicht der Wein, Bier oder Fusel — Phantastengebilde, mit Vorurtheilen und abergläubischem Schnickschnack groß gesäugt begeistert. Da lobe ich mir gleich recht greifbare, genußpendende, dicke, schwere Phantastengebilde, — natürliche gleichsam, nicht verschwommene, nebelbaites Zeug, sowie sie der Orientale kennt, mit Opium oder Haschiß grundirt.“ — Nach dieser, von den Anderen mit verächtlicher Miene aufgenommenen Expectoration lehnte sich Starlatos auf eine Felsplatte und sank allmählig in Schlummer. Der Botaniker benutzte die Gelegenheit und goß ihm „drei Becher der Rkuth,“ — wie er aus Hesiod citirte — in die Kapuze seines wasserdichten Mantels, ohne daß der Schläfer es bemerkte. Auch die Andern begannen die Folgen der Anstrengung zu fühlen und selbst Lord, nachdem er zu messen versucht hatte, wieviel Wassers in einer Minute herausströmte, sank in leichten Schlummer, während nur allein der Philolog noch wachte und die Umgegend fixirte.

Diesem war sich plötzlich ein dunkler Schatten über seine Zeichnung, — er blickte auf und sah hinter sich einen wildfremden bis an die Zähne bewaffneten Menschen, hinter diesem stand schon ein zweiter und ein dritter folgte, ein vierter bog eben um eine Ecke der Felswand von der Westseite her, — alle so leise mit den Sandalen aufstretend, daß nicht das geringste Geräusch entstand. Der Gelehrte wollte auffpringen, aber Mamelakis, — denn er war es selbst mit seiner Wunde — drückte ihn nieder; wild blickend, die Hand an den Pistolen, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ruhig bleiben solle. Nur der Patali schloß noch zu leise, ein schwaches Steintrollen weckte ihn und blißschnell emporfahrend und die Gefahr rasch erkennend, sprang er unter entsetzlichen Geschrei seitwärts. Mehr als zehn lange Wallkarankiten waren im Nu auf ihn gerichtet, als er ebenso schnell hinter einem großen Kollstein verschwand, einem Turme ähnlich zusammengetrimmt. Alle Schläfer erwachten — vorerst der Capitän, der ebenso rasch, als er die Umgebung erkannt

hatte, auch ein Pistol aus dem Gürtel riß und auf Mamelakis selbst anlegte. Dieser aber war ihm zuvorgekommen und nur daß zwei seiner Genossen den Hauptmann plötzlich von hinten umfaßten, die Pistole ihm aus der Hand schlugen und mit ihm rangen, verhinderte, daß der Räuber losdrückte. Als er indessen sah, daß der Capitän von den Klephten überwältigt wieder auf seinen Ruheplatz gesunken war, die übrigen Alle aber nicht die geringste Miene zum Widerstande machten, feuerte er über ihre Köpfe seine beiden Pistolen ab, gab sie einem langen, schmalen, sehr jungen und immer lächelnden Burschen seines Gefolges mit der spitzbüchischen Physiognomie, die man sehen konnte, zum Laden — und proclamirte voreerst, daß Alle bei Todesgefahr ruhig sitzen bleiben sollten. Klaratos, der durch die Schüsse aufgeschreckt gleichfalls aufgestanden war und schnell gegen die Gefahr seine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, setzte sich gleichfalls nieder. Er erzählte später oft, wie ihm dabei eine solche Angst überkommen, daß ihm der Schweiß wie ein Brumquell über die Stirne geronnen sei und selbst seine Capuze geschwipzt habe.

Zu dem Botaniker aber, der sich gar nicht erhoben hatte, traten zwei aus der Gruppe der Räuber, klebend von Schmutz wie Alle — reichten ihm die Hand und erneuerten eine alte Bekanntschaft von Patradzil her, wo der Pflanzkenner sie im vorigen Jahre als Hirten am Deta kennen gelernt, ihre Gastfreundschaft genossen und sie auch, da er zugleich Arzt war, geheilt hatte. Gleich folgten andere und in Kurzem sahen die meisten Räuber mit untergeschlagenen Beinen um ihn herum, ließen sich seine Pflanzen zeigen und eröffneten einen klinischen Curus, denn fast jeder litt an einem leichteren oder schwereren Uebel, — die meisten an der Bunda (Seitenstechen und Magendrücken von schlechter Kost, dem Bergsteigen und den Strapazen), — viele auch an Krankheiten, die sie nur leise dem Botaniker in die Ohren jischelten. Groß war Aller Freude, daß ihre Berge so viele Heilkräuter enthielten, — sie hielten Alles dafür, was der Botaniker gesammelt hatte! — groß ihr Bedauern, daß sie dieselben nicht selbst künnten.

Auch dem Capitän nahte aus den Klephten ein alter Bekannter, und verneigte sich respectvoll vor ihm. Krall, der bald versöhnt war, reichte dem alten Kampfgenossen aus der Befreiungszeit, Kara Janglo, die Hand und kam bald in ein lustiges Gespräch mit den zahllosen Erinnerungen aus der Striegszeit, und fleißig kreiste die Flasche, als sogar Mamelakis selbst sich erinnerte, unter des Capitäns Führung einmal bei Navrili am Melicho

gegen die Arnauten des Pascha von Larisa siegreich gelämpft zu haben.

Im höchsten Grade gelangweilt von der ganzen Ueberfallscene, von der er nichts verstand, war Lord Hestod, der nur einmal den Philologen in gutem Englisch gefragt hatte, ob er es für gut halte, diese Kerle den Berg hinabzuführen, was Jener, arg die Augen vor Schreck verdrehend, verneinte. Aber um so mehr beachtete ihn Mamelakis, der den „Nylordos,“ den zahlungsfähigen, bald aus Allen herausgefunden und insbesondere ihn als Grundlage von Capitalnutzungen — im Sinne des Engländers gesprochen — ausersuchen hatte. So war eine halbe Stunde rasch seit dem Ueberfall verfloßen, als Mamelakis ernstlich daran dachte, dem Lord seine Löjungssumme zu bestimmen, die Uebrigen aber frei zu lassen. Der Capitän ward zum Dolmetscher erwählt und er war eben im Begriff, dem Lord begreiflich zu machen, daß er so lange in Gefangenschaft bleiben müßte, bis er die Summe von hunderttausend Drachmen den Räubern bezahlt hätte, was Nylordos sehr erstaunt anzuhören schien, als plötzlich ein gewaltiger Stein von der Felswand herabrollte und Alle ausen-anderisprengte. Noch ehe sie dies zu deuten im Stande waren, fielen schon auf diejenigen, welche gegen den Abhang zu, also von der schützenden Felswand weggesprungen waren, mehr als zehn Flintenschüsse. Einer von ihnen machte auch einen gewaltigen Sprung in die Luft und schlug dann wie leblos und ohne alle weitere Bewegung an den Abhang hin. Zugleich folgte am oberen Rande der kahlen Felswand entsetzliches Geheul, untermischt mit Flintenschüssen und den schrecklichsten Vermünshungen. Da Mamelakis selbst unter jenen sich befand, die dem Abhang zu abwärts von der Wand weggesprungen und nach der ersten Salve auch schon ziemlich außer Schußweite gekommen waren, so folgten ihm die übrigen Räuber, die zuerst in die Nähe der Wand sich geflüchtet hatten, nunmehr einzeln, je nach dem Grade des Muthes und der Einsicht, die ihr Verbleiben an der Quelle unräthlich, die Entfernung aber gefährlich erscheinen ließen. Jedemal, so oft einer in's Freie von der Wand absprang und also den Schüssen der oben aufgestellten Besolger preisgegeben war, folgte eine ganze Salve mit dem Geheul der Wuth, das in solchen Fällen die gegenseitigen langen Vermünshungen und Schmähungen begleitet, die noch heututage wie ehemals die Heroen vor Troja in ihren Kämpfen zu wechseln pflegen. Auch Mamelakis, den Rückzug dieser zu erleidern, näherte sich mit den Uebrigen, jeden Streich benutzend, der ihnen einigen Schutz verbieth — und feuerte gegen die auf der Felswand

Stehenden und vorerst selbst wenig Geschühten. So denn entspann sich allmählig ein Stampf, in dessen Mitte unsre Reisenden, jedoch alle an der Felswand gedrängt zusammenstehend, sich befanden. Ihre Lage war begreiflich übel genug, denn das Herabwerfen von Felsklüden durch die Oberstehenden mochte ebenso wie die Kugeln der Räuber, die gegen jene, also gegen die Wand flogen, jede Entfernung von dieser höchst gefährlich. Nur der Hauptmann stand lähn zehn Schritte von der Wand entfernt und versuchte in philhellenischem Eifer Friede zu stiften und die Oberstehenden zu bewegen, mindestens den Kampfplatz zu ändern. Die übrigen Alle stonden an der Wand enggedrängt beisammen, was wegen des von ihr herabströmenden mächtigen Wasserstrahles keineswegs angenehm war. So war auch Starlatos, da Jeder den Hauptstrom so viel als möglich zu vermeiden suchte, als der Schwächere doch endlich unter die poetische Douche des Pythiers gedrängt, — aber kaum traf ihn der Gesammtstrahl, so schwemmte er ihn auch sammt dem Kapuzmantel in das leichte Passin, wo ihn sein Diener wieder aufrichten half. Der Nylord, als der ihm nächste, ward nun in den Wasserstrahl gedrängt, — aber der starke Mann ertrug mit der, bekannten Ruhe seiner Landleute den Strom, ließ ihn mindestens eine Viertelstunde lang geduldig auf den Hut und die breiten Schultern fallen, von wo er in schönen Cascaden über die andern Prominentien seines Leibes herabrauschte.

Endlich waren alle Räuber vereint, aber mit einem Opfer von einem Todten und zwei Schwerdterwundenen, was für neugriechische Kämpfe schon bedeutend ist. Dennoch würde Ramelakis noch nicht an Flucht gedacht haben, wenn nicht plötzlich Manoli, der Hirt, nebst Andrea und mehreren Anderen aus der Westseite, von Arachova her ihnen in die Flanke gekommen wären. Ein Freudenschrei der auf der Felswand stehenden Hirten, unter denen man das breite Gesicht des weittriffenden Pappacosta leicht unterschied, zeigte den Räubern den Eintritt dieser Diversion noch eher an, als die Schüsse Manoli's und seiner Getreuen selbst. Wild blidend erhob sich Ramelakis hinter der rasch aufgeworfenen Brustwehr von Geröll und Steinen, die jedoch an den Seiten offen war, — zugleich mit ihm die kühnsten Genossen, um zu erspähen, welcher Art die neue Gefahr sei, die ihnen drohte. Rasch duckte Pappacosta auf die Felswand, legte an und — so schnell auch Ramelakis seine Beobachtung beendet hatte, der halb vor ihm stehende beste seiner Genossen, Kara Janglo fiel, mitten durch die Brust geschossen, vor ihm nieder und wälzte sich im Todeskampfe. Das entschied seinen Rückzug, der übrigens langsam und unter behändigem

Feuern angetreten wurde. Die Schwerdterwundenen wurden von Einigen auf den Rücken genommen und in die Thalsohle der Schäfte hinab, dem Triodos zu, getragen, die Uebrigen folgten, jeden Stein, jeden Busch, jede Felsplatte benutzend, kämpfend nach. Die Hirten ober, welche sich an der Quelle nunmehr auch vereinigt hatten, hielten einige Minuten Kriegsrath, erkannten Pappacosta als Führer und folgten, ohne die Reisenden nur im Geringsten weiter zu belästigen oder zu beachten, in raschen Sägen sich wieder in die Schußlinie stürzend, den Fliehenden nach.

Sie hatten so schon mehr wie eine Wegstunde am Abhange des Barnas tief unten zurückgelegt, ohne daß auf beiden Seiten auch nur eine Verwundung vorgekommen wäre, aus so großer Entfernung, so unsicher und mit so viel Vorsicht griffen sie sich an; bereits war der Chan schon hinter ihnen und das Ende der Schlucht zeigte sich, als die Räuber quer über die Thalsohle setzten, den Resten einer noch aus dem Befreiungskampfe stehenden das ganze enge Thal durchziehenden Brustwehr zu, wo sie, wie es schien, den erneuten Versuch wagen wollten, Stand zu halten. Die Hirten erkannten auch sogleich die Absicht der Flüchtigen und kürzten mit Wuthgeheul näher auf sie, jedoch nie anders als indem sie hinter Steinen oder sonstige Gedeck hervorschuerten. Da sah man ploßlich aus der Sohle der Schäfte dem Abhang des Barnas zu, aufwärts gegen die Verfolger einen Esel rennen, der ein Mädchen trug, das trotz der sie umlaufenden Flintenkugeln unausgesezt das Thier zur Eile antrieb. Hinter ihr sprangen zwei Männer, offenbar bedrückt, ihr Entrennen zu verhindern. Aber letzteres gelang, in kurzer Zeit war die Entflozene innerhalb der Schußweite der Hirten, deren Schüsse die Verfolger zwar rasch zurückscheuchten, nicht aber ohne daß diese selbst ihre Flinten gegen sie abgefeuert hätten.

Die Entkommene war aber Helene von Daulis, die Tochter Manoli's, welche mit vor Erregung und Born funkelnden Augen rasch erzählte, daß Georgi Stoupeas, der Schändliche, die Waise ermordet und sie geraubt habe, um sie zu den Aephten nach Dikomo zu führen. Manoli war, als er dies hörte, vor Schrecken, Ueberrasschung und Kummer ganz außer sich. Er rautte sich die Haare und zerßlug sich die Brust, daß er ein Schlange an Georgi im eigenen Hause sich erzozen habe, um durch sie seine arme, alte Schwester tödten zu lassen. Aber die Lage der Dinge verbot jede weitere Frage, um so mehr, als Ramelakis, durch den Vorgang auf dieser Seite aufmerksam geworden, Georgi, seinen jungen Waffenbruder, den er vor Allen liebte, erlannt haben mußte, denn er eilte Allen er-

sichtlich an den Abhang herauf, stolz, das Feuer verachtend und selbst die Linie seiner hinter Steinen sich mutig verteidigenden Genossen überschreitend. Aber noch ehe er sich mit Georgi, der voll Wuth über den vereitelten Anschlag Kugel auf Kugel gegen Manoli und die ihm gegenüberstehenden Hirten schickte, vereinigt hatte, trafen die letzteren schon Vorlehrung, ihn erfolgreich zu empfangen, während ihre anderen Genossen unter Baccosta's Führung tiefer abwärts mit Gewalt vorzubringen strebten, um ihm den Rückzug gegen den Lambourlo (die alte Brustwehr von Steinen) abzuschneiden. Aber hartnäckiger und kühner wie seither verteidigten sich die Klephten, ja ihrer drei wagten sogar plötzlich in der Thalfohle einen Angriff auf einige ihnen gegenüberstehende Hirten, von denen sie einen verwundet hatten. Wie Habichte stürzten sie hinter den überall zerstreuten Felsstücken hervor und sprangen blisschnell nach abgefeuerter Flinte mit geschwungenem Patagon auf ihre Feinde ein. In wenigen Sekunden war der Verwundete in Stüde gehauen, — der Kopf abgeschritten und noch ehe Baccosta zu Hülfe eilen konnte, stoben sie wieder in ihre Linie, triumphirend den noch zuckenden Schädel auf eine Felsplatte ausstellend. Ihr Siegesgeschrei ermunterte nicht wenig die Begleiter Namelakis', die sofort von Stein zu Stein, von Busch zu Busch springend sich den Hirten um Manoli zu nähern suchten, immer feuernd und ladend und Vortheile über die Gegner erspähend. Aber diese waren nicht minder vorsichtig und keinesfalls entmuthigt. Helene war zurück gegen die Quelle zu geschickt worden, einige Hirtenjungen, mehr neugierige Zuschauer und unbewaffnet, begleiteten sie.

„Bei Gottes Ruhm, Helene,“ rief ihr der im Kampfeifer glühende Andrea zu — „ich räche Maria und Dich — er soll sterben, der Hund, der unser Brot aß und uns tödtlich biß, — wie einen lahmen Widder will ich ihn schlachten, der räudig ist — huhaha! Koratades! Hunde! kommt näher an's Messer!“ setzte er laut schreiend bei, die Flinte schwingend und hinter dem Bersted hervorspringend. Neben ihm lauerete aber schon Manoli hinter einem Felsblock und lag lauernd im Anschlag, indem er ihn warnte und sich zu decken empfahl. Aber zu spät! Rasch hatten Georgi und Namelakis, die gleichfalls lauernd und gebückt zielten, Andrea den Brähler bemerkt und ihre Flinten fast zugleich auf ihn abgefeuert. Andrea taumelte wie vom Blitz getroffen zurück und stürzte in gestreckter Länge vor seinem lauernden Vater nieder. Nur Einen Seufzer stöhnte Manoli, — aber

den schwersten seines Lebens! — aus der Brust, — und doch ließ er sein Ziel nicht aus dem Auge! und einen Augenblick sah er vor der Hinterrichtung Namelakis höhnlachend aufstauen und den Schimpf „Hunde“ zurückgeben — da blipte sein Genosse und der Bandenführer sank selbst dem ihn auffangenden Georgi in die Arme. Rasch eilten die nahestehenden Räuber diesem zu Hülfe, ergriffen aber, von den nun jubelnd auf sie einstürmenden Hirten gedrängt, nunmehr ohne weitere Zögerung und nur schwach mehr sich verteidigend, die Flucht, — Distomo zu, nachdem sie den Triodos mit den Verwundeten und dem blutenden Führer selbst verlassen hatten. Triumphirend waren die Hirten bis an's Ende der Schifte gesolgt, — nur Manoli nicht. Gleich nachdem er so erfolgreich die tödtliche Kugel den Feinden geschickt hatte, erfasste er Andrea, der völlig leblos schien, rief ihn beim Namen, siebte der Panagia Hülfe mit tausend Versprechungen an, riß ihm den Gurt vom Leibe, den Mantel, die Zude, — aber er konnte kein Blut entdecken. Da — da entdeckte er plötzlich einige Tropfen am Tuch, das turbanartig um den Kopf gewunden war! Sollte er es wegreißen? Was würde er sehen? Entsetzliches Wehe schnürte dem Vater das Herz zusammen, da ihm nun der Gedanke kam, Andrea habe eine tödtliche Wunde am Kopfe. Der aber seufzte plötzlich tief auf, begann röchelnd wieder Luft zu fassen und, sehr gepreßt zwar, zu athmen. Vorsichtig und in entschlicher Angst wand Manoli das Tuch ab, — die Spur der Kugel war ersichtlich, — endlich fiel es ganz, Andrea hatte nur einen Streifschuß am Kopf erhalten, der, ihn betäubend, den muthigen Jüngling so rasch gefällt hatte. Nicht lange, so lehrte er in's Leben zurück, — Helene brachte Wasser vom laitalischen Quell, Baccosta, der Heilkünstler der Hirten, drückte geweihte Bambaki *) darauf und der Botaniker, der herbeigerufen ward, schrieb das weitere Verhalten vor. Alle lehrten zuletzt jubelnd nach Arachowa zurück, von woher ihnen bereits auch Hülfsmannschaft entgegen kam. Das Gefecht war beendet, die Räuber waren vom Gebiet des Naktura verjagt, Namelakis selbst verwundet. Unsr Reisenden aber saßen geborgen im Ehan, in wirrem Durcheinander die Erlebnisse des Tages besprechend und entschlossen, nächsten Tages unter dem Schutze der Chorophulakie, die im Arachowa stand, rasch nach Athen zurückzulehren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Baumwolle.



Zweite Abtheilung.

Californien.

Von Fr. Lichterfeld.

I.

Entdeckung und Geschichte Californiens bis zum Eintritt Ober- oder Neu-Californiens in den nordamerikanischen Staatenverband.

Weder die Etymologie des Namens noch das Jahr der Entdeckung Californiens ist festzustellen. Manche leiten den Namen von calida fornax (warmer Ofen) oder dem Spanischen caliente fornalla ab; Andre dagegen sind der Ansicht, Californien sei irgend ein von den Indianern gesprochenes und von den Spaniern mißverständenes und corruptirtes Wort.

Der Name Californien findet sich zuerst bei Bernal Diaz del Castillo, einem Officier des Hernando Cortez. Man verstand damals lediglich eine Bai der Küste, später einen größeren Landstrich unter diesem Namen.

Nach Francis Drake, welcher die Küste im Jahre 1579 berührte, wurde es Neu-Albion genannt, ein Jahrhundert später Jolas Carolinas — im Glauben es sei eine Insel — zu Ehren Karls II. von England; zuletzt wurde der Name Californien wieder aufgegriffen und bald allgemein angenommen.

Californien ist von Castillo schon 1541 auf einer Karte als Halbinsel ausgezeichnet. Diese Thatsache wurde aber merkwürdiger Weise wieder vergessen, und Vater Kühn (Kino bei den Spaniern) trat erst hundertundsechzig Jahre später wieder damit hervor.

Das Jahr der Entdeckung Californiens ist nicht ermittelt. Im Jahre 1535 umsegelte Cortez beide Seiten des Golfs von Califor-

nien, der zuerst Mar Roxo (rothes Meer) hieß, wahrscheinlich wegen seiner Aehnlichkeit mit dem rothen Meere in Gestalt oder Farbe. Francisco de Ulloa unter Cortez Commando setzte die Untersuchung fort; aber weder jener noch dieser scheint die Küsten von Neu- oder Ober-Californien entdeckt zu haben. Diese Ehre war Juan Rodriguez Cabrillo, einem Piloten oder Steuermann des Cortez vorbehalten, der mit Instructionen des Vicekönigs von Spanien, Antonio de Mendoza, 1542 aus dem mexikanischen Hafen Navidad absegelte. Ihm folgte sein Pilot Bartolomé Ferrello, der bis zum 41° nördlicher Breite vorgebrungen sein soll. Keiner von ihnen, obgleich sie verschiedene Küstenvorsprünge bezeichnet, scheint aber den Eingang zur großen Bai von San Francisco entdeckt zu haben.

Im Jahre 1577 unternahm Francis Drake eine Bucanier- oder Kaper-Expedition gegen die spanischen Besitzungen Amerikas, welche ihn sogar um die Erde führte. Nachdem er auf der Westküste Amerikas alle spanischen Niederlassungen verheert und geplündert, kam er 1579 unter dem 38° nördlicher Breite zu einer Gegend, welche er der weißen Klippen wegen Neu-Albion nannte. Er landete in einer Bai und stieß dort auf einen Haufen Wilder, die noch auf der untersten Stufe der Menschheit zu stehen schienen, ihm aber eine Freundlichkeit und Aufmerksamkeit erwiesen, die sich bis zu einem Besuch ihres Königs steigerte. Drake nahm im Namen seiner Königin von der Gegend Besitz und ließ einen Pfahl mit einer hierauf bezüglichen Gedenktafel in die Erde rammen. Schon Pileron in seiner Beschreibung der Drake'schen Expedition gedenkt des Gold- und Silberreichthums der Gegend, trotzdem aber that Elisabeth keine weiteren Schritte, ihren neuen Besitz zu

sichern. Obgleich man die Bai, in welche Drake eingelassen, so ziemlich allgemein für die Francisco-Bai hielt, so hat sich doch später herausgestellt, daß dem nicht so, und daß es wahrscheinlich Jack's-Harbor (Jack's-Hafen) oder früher Drake's Bai gewesen. Die San Francisco-Bai wurde neuern Untersuchungen zufolge wohl erst 1769 zu Lande durch Missionäre entdeckt.

Der gedachte Raper-Expedition folgten 1587 die von Thomas Cavendish und Woodes Rogers, die wiederholt an die californische Küste bis hinout zum Cap Lucas führten. Diese anhaltenden Koubzüge veranloßten die spanische Krone, ihre Entdeckungen und Ansiedlungen in Californien zur Zeit nicht weiter zu betreiben. Nur das Gerüde einer nordöstlichen Durchgangsstraße vom stillen Ocean zu der alten Welt durch die Behringsstraße und die Furcht der spanischen Regierung, es möchte ihren unbeschränkten Colonien auf der Westküste Amerikas auf diesem wahrscheinlichen Wege von den Engländern ein tödtlicher Schlag versetzt werden, veranloßte Philipp II. zu einem Befehl an den Vicerönig von Mexico, Gaspar de Junigo Grosen von Monterey, die Untersuchungen und Ansiedlungen auf der californischen Küste wieder aufzunehmen. Unter dem Letzteren entdeckte General Biscaino die Häfen von San Diego und Monterey. Weitere Colonisationsversuche, aber ohne erheblichen Erfolg, wurden 1615, 1633, 1634, 1640, 1642, 1648 und 1665 theils auf Kosten der Krone, theils auf eigene unternommen. Californien war damals schon als das Dorodo Neu-Spaniens renommirt. Im Jahre 1677 bekam Don Francisco Poyo Enriquez de Rivera, Erzbischof von Mexico und Vicerönig von Neu-Spanien, die Befehlung neuer Entdeckungen und Niederlassungen. Das Unternehmen fiel dem Admirat Don Jsidro Otondo zu, die geistige Leitung den Jesuiten und namentlich dem Vater Eusebio Francisco Kino; — von Geburt ein Deutscher Namens Kühn. Dies der Ursprung der Verbindung der Jesuiten und Priesterklasse mit Californien. Die Resultate der Entdeckungen und Belehrungen entsprachen übrigens nicht den Kosten, und der spanische Hof wurde müde und empfahl die Sache den Jesuiten auf eigene Kosten. Diese lehnten aber höflich ab und so wäre ein Unternehmen, welches zweihundert Jahre mit Anstrengung betrieben wurde, in sich selbst zerfallen, hätten nicht Kino, Salva-Terra, Francisco Maria Piccolo und Juan Ugarte so viel Eifer besessen, selbständig vorzugeben und ihre Belehrungen, unterstützt durch fromme Sammlungen und Spenden der Krone, fortzusetzen. Vater Salva-Terra wurde Provinzial seines Ordens in Mexico und regierte in geistlichen und weltlichen Dingen.

Auf einer jener Belehrungswanderungen entdeckte Vater Kino, was, wie wir wissen, schon 1541 bekannt, aber bis 1700 und 1701, nach Andern 1709 wieder in Vergessenheit gerathen war, daß Californien eine Halbinsel.

Im Jahre 1767 verloren die Jesuitenväter ihre Mission durch eine Vertreibungs-Orde Karls III. An ihre Stelle traten Franziskaner aus Mexico, die bald von Dominicaner-Mönchen abgelöst wurden.

Die Bevölkerung von Nieder-Californien war nie groß. Humboldt schätzt sie 1803 nicht über neuntausend, wovon die Hälfte Convertirte. Nach Mr. Alexander Forbes in seiner „History of Upper and Lower-California“ betrug sie 1835 ungefähr vierzehn bis fünfzehntausend. Der Felsen- und Sandboden mit seltenem Regen ist Ursache dieser geringen Zunahme der Bevölkerung.

Neu- oder Ober-Californien.

Viel später und erst circa zweihundert Jahre nach der Entdeckung Alt-Californiens begann man mit Niederlassungen in Neu-Californien. Die fortdauernde Besorgniß vor der bereits erwähnten Durchgangsstraße und die weitere Besorgniß, es möchten andre seefahrende Nationen Europas sich an den Westküsten Amerikas niederlassen, veranloßte den spanischen Hof zu Instruktionen an den Marquis de Croix, Vicerönig von Neu-Spanien, sogenannte Missionen und Presbiter's zu deren militärischem Schutze in den Häfen von San Diego und Monterey (1769) zu gründen. Dazu kamen bald noch die von Santa Barbara und San Francisco. An der Spitze jeder Mission standen je zwei Missionäre, Franziskaner-Mönche, welchen die geistliche und weltliche Regierung der Gegend überlassen war. Die Missionäre und an ihrer Spitze Vater Junipero Sero erhielten bei ihrer Abreise aus Nieder-Californien von dem „Wittodor“ oder General-Inspector der spanischen Regierung ein Verzeichniß von Heiligen, nach denen die neu zu gründenden Missionen benannt werden sollten. Der Name des Sanct Franciscus fehlte zufällig darunter. Dagegen eifrig wendete sich Vater Junipero Sero an den Bischof, erhielt aber von ihm die rubige Antwort: „Wenn St. Franciscus eine Mission wünscht, so zeige er einen guten Hafen und es soll dieser seinen Namen führen.“ Als die Missionäre nun in der That jene Bai entdeckten, deren Eingang später die Goldpforte genannt wurde, so riefen sie begeistert: „Der heilige hat uns geleitet, gefegnet sei sein Name,“ und nannten die Bai San Francisco-Bai. Nachdem sie wie gewöhnlich ein Kreuz aufgeschlänzt und förmlich von der Insel Besitz ergriffen, lehrten sie 1770 nach San Diego zurück.

Die Mission von San Francisco wurde erst 1776 begründet. Einige Soldaten und wenige Familien von Sonora machten den Anfang der Niederlassung am 17. September. Die dabei übliche Ceremonie und das Absingen des Te Deum's unter Kanonen- und Musketensalven zu Lande und zur See erstreckte die sonst freundlichen und zugänglichen Wilden und verzögerte in Etwas deren Belehrung. Am 27. December, dem St. Johannestag desselben Jahres fand die erste Belehrung statt.

Bis zum Jahre 1803 waren achtzehn Missionen gegründet mit zusammen 15,562 Einwohnern, die belehrten Indianer mit einbegriffen. Die Einwohnerzahl San Franciscos betrug damals 814 Köpfe. Im Jahre 1790, als erst elf Missionen existirten, zählte man nicht mehr als 7748 Einwohner.

Die Indianer der Nordwestküste Amerikas stehen auf einer viel tieferen Stufe, als die großen Stämme am atlantischen Ocean und kommen so ziemlich den Australiern oder Hottentotten gleich. Sie glauben nicht an ein höheres Wesen, haben aber nichtsdestoweniger eine Art von Zaubern. Im Norden verbrennen, im Süden beerdigen sie ihre Todten.

Die Belehrungen gingen in der oberflächlichsten Art vor sich; erstreckte sich ja doch die Weisheit der guten Väter selbst nicht viel über die bloßen Formalien. Im Auswendiglernen der Dreieinigkeits-Namen, im Messe-Hören und dergleichen bestand das Wesen des damaligen indianischen Christenthums. Die Wandbilder in den Kirchen, die Darstellungen von Himmel und Hölle spielten dabei eine große Rolle. Je greller die Farbe, desto größer die Wirkung. Culturfortschritte waren dem Mönchthum stets zuwider, und deshalb wurden die Ansiedlungen Weiser auch keineswegs begünstigt.

Die Missionen lagen meist an der Küste nicht über zwanzig bis dreißig Meilen landeinwärts, und waren vollständig von einander unabhängig. Die Kirchen und Missionshäuser waren aus Stein erbaut, wenn solcher in der Nähe, oder aus Backsteinen, die in der Sonne getrocknet wurden. Um jene gruppirt sich die Wohnungen der belehrten Indianer, — kegelförmig in der Erde gerammte und mit Reisig und Gras bedeckte Pfähle, — während das ganze Dorf manchmal von einem Backsteinwall umschlossen war. Jede Mission hatte ihren Präsidenten oder später Präfecten, und dieser — Einer der frommen Väter, eine Art Patriarch — übte unbeschränkte Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen, denn der spanische Hof kümmerte sich immer weniger um die Gegend und war lediglich noch durch einen General-Commandanten zu Monterey vertreten, der die Besatzungen überwachte.

Jenes Patriarchenthum ist längst geschwunden, Kirchen und Hütten zerfallen, aber das Andenken daran noch frisch bei den frühesten weißen Ansiedlern.

Der Presidio's (Barracken) gab es vier, zu San Diego, Santa Barbara, Monterey und San Francisco. Sie bildeten ein mit einem Walle umschlossenes Biered, dessen Seiten je dreihundert Fuß lang waren. Darin befand sich das Commandantenhaus, die Caserne, Kirche u. s. w. In einiger Entfernung vom Presidio lag das Castillo mit einigen Kanonen, die aber nicht viel mehr als Ostentation waren, in so verwahrlostem Zustande befanden sie sich. Die Truppen des Presidio's bestanden aus hundertundfünfzig Mann Cavallerie, deren Equipirung dem Zustande der Kanonen entsprach. Sie bildeten nöthigensfalls die Polizei-Executive, belamen, wenn sie ausgedient, etwas Land und veranlaßten, wenn weitere Ansiedlungen Weiser hinzulamen, eine Art von freien Städten oder Pueblos. Diese Pueblos standen nicht unter den Missionen, die sie bald an Größe übertrafen, sondern direct unter der spanischen, beziehungsweise mexicanischen Regierung, in demselben Verhältniß wie früher in Deutschland die reichs-unmittelbaren Städte und Dörfer. Der Pueblo gab es nur drei: Nuestra Señora de los Angeles, San José und Franciscote. Außer den bisher erwähnten Gedullichkeiten der damaligen Zeit hatte man die und da auch noch die Ranchos, d. h. Staatsfarmen für ausgeübte Soldaten, die aber in der Regel verwahrlost und hauptsächlich zu Weidzwecken benutzt wurden.

Die Missionskosten wurden durch Subscriptionen in Alt- und Neu-Spanien bestritten, deren Betrag nach Mexico floß in den sogenannten „frommen Fond von Californien.“

Bis 1822 dauerte der oben beschriebene Zustand, d. h. bis zur Zeit, wo die spanische Herrschaft in Mexico abgeschüttelt und 1824 eine republikanische Verfassung eingeführt wurde. Neu-Californien wurde damals, weil ihm noch die zu einem Staate nöthige Einwohnerzahl fehlte, nur als Gebiet in den mexicanischen Staatenbund aufgenommen und hatte in dem betreffenden Congreß wohl seinen Vertreter, aber keine entscheidende Stimme. Die Republik wurde repräsentirt durch einen Gouverneur an Stelle des früheren General-Commandanten, factisch aber blieb das Regiment in den Händen der Mönche. Zwar suchte die Federal-Regierung 1826 mit dem alten Zustande der Dinge durch Manumission der Indianer zu brechen, aber vergebens. Die vertheilten Indianer waren zur Selbständigkeit noch nicht reif, verließen das ihnen bewilligte Land und zerstreuten sich da- und dorthin,

oder ergaben sich dem Bettel und Nichtsthun. Man mußte zu dem alten System zurückkehren und es war die Herrschaft der frommen Väter noch auf einige Jahre gesichert, indem

ein neuer „frommer Fond“ gegründet für Erziehung und Wohlthätigkeitszwecke.

Der Verband Neu-Californiens mit den übrigen mexicanischen Provinzen war von jeher



Missionäre.

auch der Säkularisationsversuch der demokratischen Partei im Jahre 1833 durch die Gegenpartei verhindert wurde. Von da ab fiel aber von Seiten des Congresses Schlag auf Schlag auf die Mönche, trotzdem daß diese dem zerrütteten Staatshaushalt zu wiederholten Malen durch Darlehen von mitunter beträchtlicher Höhe unter die Arme gegriffen, bis sie endlich im Jahre 1845 aller Macht und Güter beraubt wurden. Die Missionen wurden von Staatswegen verkauft oder verpachtet und der Erlös in drei Theile getheilt; einen bekamen die Mönche, der zweite wurde zum Unterhalt für die convertirten Indianer benutzt und aus dem dritten Theil, nachdem der alte längst ein bloßer Name geworden,

kein fester, und wurde mit Zunahme von nordamerikanischen Ansiedlungen immer lodeter. Als im Jahre 1836 die alte Federalverfassung von 1824 umgestoßen und eine neue adoptirt wurde, die die Einzelstaaten mancher Vorrechte beraubte und die Regierungsgewalt mehr in dem Generalcongreß zu Mexico concentrirte, kam es in Californien und vorzugsweise in Monterey zum Aufstande, und nur der Mangel an Einigkeit und politischer Selbständigkeit verhinderte schon damals das Losreißen Neu-Californiens von der mexicanischen Republik, die zur Zeit viel zu viel mit sich selbst zu thun hatte, um sich um die californischen Angelegenheiten kümmern zu können. So kam es, daß Californien, müde des Zustandes der

Anarchie, welcher dem Aufstande folgte, Ende Juli 1837 die neue mexicanische Constitution annahm.

Trotzdem daß die californische Regierung, wie schon gesagt, die Einwanderung keineswegs begünstigte und Mexicos Eifersucht sich im Jahre 1840 sogar zu einem Gewaltstreiche gegen die amerikanischen und englischen An-

Befehl, die Fremden zu vertreiben. Dieser, an der Möglichkeit der Ausführung verzweifelnd, wagte Keinen zu beunruhigen, und so schritt die Revolution, indem Californien immer mehr nordamerikanisches Element in sich aufnahm, schweigend vorwärts. Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico brachte die Sache endlich zur Reife.



Eutter's Mühle.

siedler hinreißend ließ, war der Strom der Einwanderung doch nicht mehr aufzuhalten. Schon 1837 hatten sich in den amerikanischen Staaten förmliche Gesellschaften zur Beförderung der Einwanderung nach Oregon und Californien gebildet. Später und hauptsächlich 1843 bis 1846 zogen Tausende über die Rocky und Snowy Mountains (Felsen- und Schneeberge), Andre durch das mexicanische Gebiet selbst nach Californien. Der Congress gab dem Militär-Gouverneur von Californien

Als die mexicanische Regierung die Constitution von 1824 umgestoßen, sagte sich Texas von dem mexicanischen Staatenverbände los und suchte in jenen von Nordamerika aufgenommen zu werden, was ihm auch endlich nach jahrelangen Unterhandlungen 1845 gelang. Der mexicanische Gesandte in Washington protestirte dagegen und verlangte seine Pässe, worauf im April 1846 eine Kriegserklärung erfolgte. Nun hatte die nordamerikanische Regierung eine rechtliche Gelegenheit,

sich Californiens zu bemächtigen, nach dessen Besitz sie längst im Stillen trachtete. Aber noch ehe sie in dem Friedensschlusse 1848 ihr Ziel erreichte, hatten bereits amerikanische Untertanen von dem Lande Besitz ergriffen.

Colonel John Fremont vom Geniecorps hatte im Jahre 1845 von dem Kriegsdepartement den Auftrag erhalten, eine Communicationsstraße vom Missouri nach Oregon und Californien zu ermitteln, und brach mit zweihundertsechzig Mann dahin auf. General Jose Castro, Stadt-Commandant von Monterey, widersetzte sich Fremont's weiterem Vorschreiten und ging selbst zu Feindseligkeiten über. Fremont, lähn, entschlossen, warf sich in den militärischen Kosten Sonoma und berief eine Volksversammlung der amerikanischen Bevölkerung, welche am 4. Juli 1846 das Land für unabhängig erklärte, Fremont zum Gouverneur ernannte und Mexico den Krieg erklärte. Damals war in Californien der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico noch nicht bekannt, ebenso wenig dort Fremont's Vorgehen.

Zur Zeit als dies Statt hatte, kreuzte Commodore John D. Sloat im stillen Ocean und warf sich, nachdem ihm der Stand der Dinge bekannt geworden, auf Monterey. Er, hauptsächlich aber Commodore Robert F. Stockton, dem er bei seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten das Commando über die Flotille übergeben hatte, setzte fort, was Fremont begonnen und vollführte im Verein mit diesem nach mancherlei Wechselfällen des Krieges die Eroberung Californiens den 2. Januar 1847, gegenüber einer an Zahl weit überlegenen Macht unter Castro, Flores und Pico. General Stephen W. Kearny, der dem Befehl des Kriegsdepartements zufolge quer durch den Continent gegen Californien marschirt war, aber bei San Vasqual eine Niederlage erlitten hatte, konnte erst im December 1846 auf dem Schauplatze der Kriegsthaten Stockton's eintreffen und es gebührt sonach diesem allein der Lorbeer des Sieges.

Noch ein Jahr ungefähr, nachdem Stockton mit klingenem Spiel in Ciudad de los Angeles eingerückt war, dauerte der allgemeine Krieg zwischen Nordamerika und Mexico fort. Dann schloß man im Februar 1848 einen Waffenstillstand bis zum förmlichen Friedensschlusse, der im März von den Vereinigten Staaten und im Mai 1848 von Mexico ratificirt wurde. Texas in seiner ganzen Ausdehnung, Neu-Mexico und Ober-Californien fielen hiernach den Vereinigten Staaten zu, dagegen verpflichteten sich diese zu einer Zahlung von 15,000,000 Dollars an Mexico.

Unterdessen war Californien durch amerikanische Gouverneure regiert worden, und es sollte dieser provisorische Zustand fortbauern

bis zur Verleihung einer Constitution durch den Congress und der förmlichen Aufnahme in die Union, in der Eigenschaft als Gebiet. Aber außerordentliche Ereignisse beschleunigten plötzlich Californiens Entwicklung zu einem Staat: die Entdeckung massenhaften Goldes und die dadurch hervorgerufene ungeheure Einwanderung, die übrigens schon mit der Aussicht auf Californiens Eintritt in die nordamerikanische Union aussergewöhnlich zugenommen hatte, so daß die Bevölkerung beim Schluß der Feindseligkeiten bereits zwölf bis fünfzehntausend Köpfe betrug.

Entdeckung des ersten californischen Goldes.

Capitän Sutter zu Coloma ließ im Laufe des Winters 1847—48 durch James W. Marshall an dem Americanflusse eine Sägemühle errichten. Bei Benutzung des Stroms zur Erweiterung und Vertiefung des Mühlengerinnes wurde eine große Menge Schlamm, Sand und Kies mit fortgeschwemmt und in Haufen am Fuße des Gerinnes abgelagert. Als nun Marshall eines Tages zum Besuche seines Paubetriebs in die Gegend kam, bemerkte er in dem Flußgeschwemme glitzernde Metallstückchen, welche sich bei näherer Untersuchung als Gold erwiesen. Zitternd vor Aufregung theilte er Capitän Sutter seine Entdeckung mit, der ihn anfangs ungläubig verlachte, bald aber durch den Augenschein überzeugt wurde, daß der Flußsand reichlich mit Goldkörnern untermischt sei. Beide beschloßen das Geheimniß zu bewahren, aber ein Mormone, der in der Nähe arbeitete, hatte ihre gierigen Bewegungen und Blicke, ihre geflüsterten Worte bemerkt und war bald so weise wie sie. Er erzählte die Sache weiter und bewies sie durch Gold, welches er selbst gesammelt. Die ganze Nachbarschaft gab nun plötzlich die gewöhnliche Beschäftigung auf und fing an, nach jenem kostbaren Metalle zu suchen. Eine große Anzahl Mormonen-Einwanderer war zur selben Zeit gerade auf dem Wege nach Californien, am Südpasse der Felsengebirge (Rocky Mountains) und eilte, nachdem sie von der Entdeckung des Goldes gehört, unverzüglich an Ort und Stelle. Die Länge und die Breite flogen die Gerüchte durch das Land und wie sehr sie sich auch von einander unterschieden, darin waren sie übereinstimmend, daß bei Sutter's Mühle das Gold in solcher Menge vorhanden sei, daß man es bloß aufzulesen brauche. Was Wunder, wenn die Gegend bald strotzte von Goldgräbern und deren Zahl wenige Tage nach Entdeckung der Sache auf Hundshundert angewachsen war. Durch ganz Californien ging die Aufregung. Spanier, Amerikaner und Fremde waren davon ergriffen. Der Mann verließ sein Weib; der

Vater seine Familie, der Knecht seinen Herrn und dieser wiederum Haus und Hof; Alles eilte nach Sutter's Mühle am Rio de los Americanos. Einige belämpften die Verführung eine kurze Zeit; aber bald wurde die ganze männliche Bevölkerung der Gegend, unfähig der Verlockung der vor ihren Augen ausgebreiteten Schätze zu widerstehen, von dem St. Beitänze des „gelben Fiebers“ befallen und rannte über Hals und Kopf nach den Reichthümern zwischen den Thälern der Schneeberge (Snowy Mountains). Städte wurden entvölkert, Schiffe im Hafen verlassen, jede Art von Beschäftigung aufgegeben; die ganze Gegend war ihrer Einwohnerschaft beraubt oder es bestand solche lebiglich noch aus Weibern und Kindern; von diesen selbst strömten viele zu den Goldplätzen.

Mittlerweile waren andre goldhaltige Ströme und Thäler aufgefunden worden. Nicht nur der ganze westliche Strich der Sierra Nevada, welcher von Nebenflüssen des Sacramento durchzogen wird, auch der ganze durch Nebenflüsse des San Joaquin bewässerte Südstrich wies Goldablagerungen in solcher Masse auf, daß zahllose Generationen nicht im Stande schienen, sie zu erschöpfen.

Weiter und weiter waren diese Neuigkeiten gedungen über Land und Meer bis zu den entferntesten Gegenden, und der Kreis der Aufregung wurde immer größer. Zuerst strömten die Mexilaner aus der Nähe, dann die aus den ferneren Provinzen nach Californien; zu Tausenden ergoß Sonora seine abenteuerliche, halbwoide Bevölkerung nordwärts, während Oregon seine irden Ansiedler in gleicher Anzahl nach dem Süden entsendete. Die Sandwichs-Inseln mit ihrem seltsamen Gemisch von weißer und farbiger Race folgten nach. Peru und Chili hatten nicht Schiffe genug, um den Andrang nach den Goldfeldern zu befriedigen. China hatte Tausende von Kindern gestellt, Australien seinen Antheil beutegieriger Gefindels. In den Vereinigten Staaten, welche stets eine herumschweifende, erregbare Bevölkerung in sich fassen, organisirten sich ganze Armeen zum Zug nach Californien, und machten sich, da das Jahr 1848 die Passage zu Lande nicht mehr zuließ, im Frühsommer 1849 auf den Weg über die Felsenberge.

Manche Mühlsale hatten diese Einwanderer zu erdulden und viele starben auf dem Marsche. Aber ihre anberdigten Leichname und bleichenden Gebeine schreckten die Nachfolgenden nicht ab, und dienten ihnen höchstens als Fingerzeig, welche Pfade sie zu vermeiden hätten. Vorwärts, vorwärts nach dem Goldlande! hieß die allgemeine Losung. Auch Europa wurde bald von dem Californienfieber ergriffen, und mancher glücksritterliche, zer-

rittete, sorglose und sanguinische Jüngling Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands zerbrach die Banden der Heimath und schiffte sich ein nach Californien. Aut Caesar aut nihil lautete der Wahlspruch.

Unter so erstaunlichen Umständen sammelte sich in Californien bald eine Bevölkerung von fast 25,000 der wildesten, mutigsten, intelligentesten, aber zugleich sorgloseten und vielleicht gefährlichsten Menschen an, wie sie sich nie zuvor auf einem im Verhältniß so kleinen Landstrich zusammengefunden. Gold und die Freuden, die sie sich durch Gold verschaffen konnten, hatten sie auf die Scene gelockt. Sie glühten vor Hoffnung und Aufregung. Hauptsächlich junge Leute, waren sie heftig und händelsüchtig. Wenn ihnen das Blut zu Kopfe stieg, wagten sie, unbelämmert um die Folgen, das Aergste. War ihr Suchen nach Gold und Reichthum nicht von dem gehofften Erfolge gekrönt, so wurden sie unmutig und mißvergünst, bereit zu jedem neuen verzweifelten Unternehmen; im umgekehrten Falle verleitete sie das warme Jugendblut zu Excessen am Spieltisch, zu Trunt und Ausschweifung aller erdenkbaren Art. — Ohne Familienbände, ohne den zurückhaltenden und besänftigenden Zauber der Heimath glich die seltsam gemischte Bevölkerung von Californien damals einem schlafenden Vulcan, welcher unerwartet zum Ausbruch kommen und Alles verheeren und zerstören konnte, oder aber der schwellenden Fluth eines mächtigen Stroms, der jeden Augenblick seine Ufer zu übersteigen oder zu durchbrechen und die große Strecke, die er durchfließt, zu überschwemmen droht, während er, wenn seine Wasser in ihren Grenzen gehalten werden, dieselbe befruchtet und bereichert. Der gesunde Sinn der Gemeinschaft und das rasche Zustandekommen einer gesetlichen Verfassung konnte Californien allein vor den mannigfach drohenden Uebeln Seitens seiner verschiedenartigen Bevölkerung retten und die ungeheure aber schwankende Thatkraft in die besten und geeignetsten Canäle leiten.

Entwurf und Annahme einer Verfassung.

Der kältere und intelligentere Ansiedler Californiens sah schon früh die dringliche Nothwendigkeit einer ordentlichen Verfassung ein. Die provisorische Regierung seit der Eroberung von 1847 war vielleicht das beste Ausfallsmittel, aber immer nur ein solches, wohl geeignet, die Weisheiten so begrenzte Gemeinheiten zu ordnen, wie sie damals in Californien vorkamen, aber keineswegs im Stande, den Bedürfnissen der so großen und gefährlichen Bevölkerung der Folgezeit zu genügen. Der Congress konnte bei der weiten Entfernung keine hinreichend lebendige Anschauung der

Verhältnisse haben und so gingen denn die angesehensten, intelligentesten und einflussreichsten Männer Californiens, in der Ueberzeugung, nicht länger warten zu können, thätig an die Herstellung einer staatlichen Ordnung. Bald waren zu San Francisco, Sonoma und Sacramento gesetzgebende Körper oder Legislaturen erwählt, andre Landestheile folgten dem gegebenen Beispiel. Diese verschiedenen von einander unabhängigen Legislaturen hatten aber namentlich bei ihrer gegenseitigen engen Begrenzung so wesentliche Schattenseiten, daß der Wunsch nach einer Constitution und einer vollständigen Civilregierung immer dringender und allgemeiner wurde.

Um damit zu Stande zu kommen, wurden große Meetings (Vollversammlungen) zu San José, San Francisco, Monterey, Sonoma und andern Plätzen abgehalten im December und Januar 1848—49. Eine Civilorganisation wurde dort zum Beschluß erhoben, und Abgeordnete durch Volkswahl sollten aus jedem District zum Entwurf einer Verfassung schreiten. Während man auf diese Weise in Californien ohne irgend einen Einfluß politischer Factionen an dem großen Problem einer Staatsverfassung arbeitete, erachtete es der damalige Militär-Gouverneur Riley für passend, sich in's Mittel zu legen, was von mander Seite beantragt, im Interesse der Sache jedoch schließlich hingenommen wurde. Hiernach kamen am 1. September 1849 acht- und vierzig Abgeordnete der in bestimmte Wahl-districte eingetheilten Bevölkerung zu einem Meeting in Monterey zusammen, alle erfüllt von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe und besetzt von dem besten Willen.

Die Abgeordneten wählten bei ihrer ersten regelmäßigen Zusammenkunft am 4. September mit großer Stimmenmehrheit Dr. Robert Semple zum Präsidenten der Versammlung und Capitän William G. Marcy zum Secretär. Das Haus, in dem die Abgeordneten zusammenkamen, war ein großes zweistöckiges Gebäude von Stein, nach seinem Eigenthümer Walter Colton „Colton-Halle“ genannt.

Nach den Anstrengungen von etwa fünf Wochen war die gegenwärtige Constitution Californiens entworfen und schließlich von der Versammlung angenommen. Das Document war geschaffen nach dem Muster der anerkanntesten Staatsverfassungen der Union und in Uebereinstimmung mit den liberalen und unabhängigen Ansichten der Zeit. Unter Andern ist die Sklaverei ausdrücklich abgeschafft, sowie jede „unfreiwillige Dienstbarkeit“ (unvoluntary servitude). Das Weib kann getrenntes Eigenthum besitzen und behält nach wie vor ihren Besitzstand, realen wie personalen, eben so was ihr während der Ehe zufällt. Doch genug für's Erste von der Verfassung im Ein-

zelnen! Wir werden bei Schilderung von Californiens und insbesondere San Francisco's weiterer Entwicklung unter dem Sternenhimmel noch öfter Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Unfre gegenwärtige Aufgabe konnte sich lediglich darauf erstrecken, eine Einleitungs-skizze von Californiens frühesten Geschichte zu geben, und es bleibt uns nur noch übrig, in Kürze der physikalischen Geographie, beziehungsweise Handels- und Agricultur-Vorteile, der Producte und Mineralien des Landes zu gedenken.

Californiens geographische Beschaffenheit, Größe und Boden-
Erzeugnisse.

Neu-Californien, dessen Grenzen durch den Vertrag vom 30. Mai 1848 auf's Genauere bestimmt und in der Verfassungs-Urkunde aufgezeichnet sind, besteht aus dem westlichen Landstrich Nordamerikas, zwischen dem 32—42° nördlicher Breite. Seine Länge beträgt nahebei 750 englische Meilen und seine durchschnittliche Breite von Ost nach West ungefähr 250; der Flächeninhalt kann sonach auf circa 187,500 Quadrat-Meilen berechnet werden, was beinahe zweimal die Größe von Großbritannien ausmacht. Der südöstliche Theil des Landes, mit Ausnahme eines schmalen Gürtels, ist bis jetzt noch nicht erforscht. Eine große Bergkette, von den Spaniern Sierra Nevada oder Schneebirgtslette genannt, zieht sich fast durch die Mitte des südlichen Districts. Weiter nördlich bildet diese Gebirgskette mit einer durchschnittlichen Höhe von 8—10,000 Fuß über der Meeresfläche — obgleich einzelne Stellen viel höher und mit ewigem Schnee bedeckt sind — die östliche Grenze des Staats und trennt ihn an der äußersten nördlichen Grenze von Oregon. Westlich von der Sierra Nevada zwischen ihr und dem Gebiet von Utah liegt das sogenannte große Becken, welches für seine Wasser keinen Ausfluß in den Ocean hat. Es ist dies eine wilde Gegend, die bis jetzt nur in einer oder zwei großen Linien durchschnitten, aber nie ganz durchforscht worden ist, und von der Natur nicht zum Wohnsitz einer größeren menschlichen Bevölkerung bestimmt zu sein scheint. Südlich von der Grenzlinie liegt die merikanische Provinz Utah oder Nieder-Californien. Der stille Ocean bildet die Westgrenze des Staates.

Der nördliche Theil Californiens in der Ausdehnung von drei Vierteln der ganzen Gegend zerfällt von Natur aus in zwei große Hälften. Die östliche umfaßt die Thäler von San Joaquin im Süden und von Sacramento im Norden mit allen Seitenthälern und erstreckt sich westwärts bis hinauf zur Wasserscheide, welche die Flüsse, die sich in den San Joaquin und Sacramento ergießen,

von jenen trennt, die direct in den stillen Ocean oder die Francisco-Bai münden. Die andre große Hälfte umfaßt die ganze Gegend, welche von den zuletzt genannten Gewässern durchflossen wird. Wie schon erwähnt, ist der südöstliche Theil des Landes, von dem angenommen wird, daß ihn Flüsse bewässern, die sich in den Rio Colorado ergießen, noch nicht vollständig erforscht.

zwischen dem 40—42° nördlicher Breite auf, und der Schnee erreicht daselbst, abgesehen von den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen, mitunter eine ziemlich beträchtliche Höhe. Die Wege sind dann nur auf Schneeschuhen passirbar, aber wegen der Schneebänke und Schneestürme keineswegs ohne Lebensgefahr.

Das Klima Californiens ist sehr gesund und der Boden äußerst fruchtbar. Die Wein-



Ansicht am Fuße der Sierra Nevada.

Das Klima des Landes weicht, wie dies bei einer Ausdehnung von zehn Breitengraden natürlich ist, sehr von einander ab; besondern Einfluß üben darauf die Nebel und Winde, welche die Küste beherrschen. Gegen den äußersten Süden werden dieselben nicht mehr verspürt, aber nördlich von der Spitze Conception, von dem 34° an, ist die ganze Küste, gegen sechs bis zwölf Meilen landeinwärts, den kalten und durchdringenden Winden, welche von Norden, Nordwest und Westen her wehen, und den dicken, nassen Nebeln, die namentlich in der Sommerzeit sehr unangenehm sind, ganz besonders ausgesetzt. Diese Nebel thun aber wiederum gute Dienste, indem sie während des Regenmangels in den Sommermonaten den Bodenerzeugnissen die nöthige Feuchtigkeit liefern. Im Ganzen gibt es hier weder Winter noch Sommer, sondern lediglich eine regnerische und trockene Jahreszeit. Jene beginnt ungefähr Mitte November und dauert mit kurzen aber reizenden Unterbrechungen bis Mai. Von da an fällt gewöhnlich kein Regen mehr, aber an dessen Stelle längs der Küste häufiger Thau und die schon erwähnten Nebel. Mit Strenge tritt der Winter nur

traube, Feige, Orange, Olive und andre halbtropische Producte gibt es da im Ueberfluß; ebenso die verschiedenen Arten europäischer Früchte: Pflaumen, Kirscheln, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen, Granatäpfel, Birnen, Äpfel u. s. w. Weizen, Gerste, Mais, Kartoffeln, Kohl, Rüben u. dergl. werfen einen Ertrag ab, wie er kaum anderswo vorkommt. Auch eignen sich einzelne Districte ganz vorzüglich zur Seidenzucht, zum Fuder- und Tabacksbau. Kurz kein Product des Pflanzenreiches der gemäßigten Zone von irgend einem Werth und nur wenige der heißen lassen sich nicht mit Erfolg in den schöneren Theilen Californiens cultiviren.

Das große Thal längs des Sacramento und San Joaquin ist reich an Nadelholz, und es erreicht dasselbe häufig die Höhe von dreihundert Fuß und eine Durchschnittsböhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. (S. Monatshefte October 1856 Seite 71.) Außerdem ist auch die Eiche hier häufig, die Ulme, Esche, Buche, Birke, der Ahorn und andres Holz. Einheimische Fruchtbäume sind nicht zahlreich. Hanf und Klatsch wachsen wild und überhaupt ist alles Material hier vorhanden, Californien zu

einer bedeutenden Seemacht zu machen, zumal die Küste so gesegnet an guten Häfen und Ankerplätzen. Die Bai von San Francisco allein ist so ausgedehnt und die umliegende Gegend so fruchtbar, daß in diesem Pinnen-Meer in der Folge gewiß noch mehrere Häfen angelegt werden.

Der Mangel an kalten Winden und feuchten Küstennebeln macht die Hitze in dem gedachten großen Längthale zu Zeiten äußerst drückend, und deshalb ist es auch weniger bevölkert und angebaut, obgleich sich einzelne Districte, die zur Zeit, wenn der Schnee der Sierra Nevada schmilzt, alljährlich überschwemmt zu werden pflegen, ganz vortreflich zu Reisplantagen eignen dürften. In den Wäldern und Ebenen ist Ueberfluß an Rothwild und an kleinerem Wildpret; die Seen und Ströme liefern die wohlthätigsten Fische, während Gänse, Enten und andre wilde Geflügel in außerordentlicher Menge vorhanden sind.

Hauptsächlich hier in diesen Kreuzthälern, welche nach der Sierra Nevada emporsteigen, sind Californiens Goldregionen. Die ganze Gegend in diesem Revier ist auf eine Länge von wenigstens fünfhundert Meilen und eine durchschnittliche Breite von dreißig bis vierzig Meilen äußerst goldhaltig. Nicht nur das lodere Bett der verschiedenen Ströme insbesondere, nein, auch der trockne Sand dazwischen liegender Flächen, Hügel und des Hochlandes enthält Goldtheilchen. Eben so sind die Felsen der Gebirge mit dem löstbaren Metalle geschwängert und werden nun nach den Regeln der Wissenschaft ausgebeutet. Sollte auch ein kleiner Theil der Goldgegend einmal erschöpft scheinen, so ist deren ganze Ausdehnung wieder so groß und so viele Punkte noch unberührt, daß ganze Generationen vergehen müßten, bevor Californiens Goldregionen ihrer Schätze zu entleeren und die Miner nicht mehr eines reichlichen Gewinnes sicher wären. Dies läßt sich ganz besonders von den goldhaltigen Quarzflüssen und deren mitunter außergewöhnlich reichen Aflern behaupten.

Außer den Goldminen an dem westlichen Rande der Schneeberge liegen noch verschiedene andere in Californien zerstreut, während auch sonstige Schätze des Mineralreichs gefunden werden. Nahe bei San José ist eine werthvolle Quecksilbermine und manche Silberminen, sowie Silber- und Bleigruben und Kupfer- und Weigruben sind bereits im Betrieb, wenn schon nicht in dem vollen Maße der möglichen Rentabilität. Kohle und Eisen haben sich ebenfalls vorgefunden, und an verschiedenen Plätzen werden Bausteine gebrochen. Einer Correspondenz aus Volcano zufolge hat man Ende März v. J. in dortiger Gegend einen Marmorbruch bloßgelegt, dessen Blöcke an Güte dem cara-

rischen Marmor nicht nachstehen sollen. Der Marmor ist feintörnig, dicht und weiß. Die Herren Ostner und Hauser, Eigenthümer des Bruchs, haben eine Strecke von einigen hundert Aclern zur Bearbeitung ausgenommen und es ist Hoffnung vorhanden, daß Californien unter günstigen Capitalverhältnissen nicht allein bald seinen eignen Bedarf an Marmor zu liefern vermag, sondern auch später zum Export schreiten kann.

Schwefel, Asphalt und andre werthvolle Mineralien existiren, wie ebenfalls nachgewiesen ist, an verschiedenen Plätzen. Man glaubt überhaupt, daß der Mineralreichtum Californiens, der vorerst noch nicht erforscht, den bis jetzt bekannten, wie außerordentlich groß dieser auch für unsre Zeit erscheinen mag, bei Weitem übertriffe.

Könnte unter den angegebenen Umständen und Verhältnissen ein rascher Aufschwung Californiens auch nicht ausbleiben, in dem Maße, wie er stattgefunden, grenzt er nichtsdestoweniger an's Fabelhafte. (Berst. folg.)

Die Riesensäule

am Felsberge im Odenwalde.

Von Dr. Carl Fuhrrott.

Unter den mächtigen Felsblöcken, womit die südlichen Abhänge des Felsberges im Odenwalde bedeckt sind, finden sich mehrere mit deutlichen Spuren einer Bearbeitung von Menschenhand, aus denen sich die einmalige Absicht, diese Blöcke technisch zu benutzen, unverkennbar ergeben dürfte. Sie bilden einen interessanten Contrast zu dem großartigen Schauspiel, das sich dort gleichzeitig in dem sogenannten Felsenmeere, diesem Riesenerle langsam zerstörender Naturkräfte, den erstaunten Wüden des Wanderers darbietet; auch fesseln sie seine Aufmerksamkeit vielleicht weniger durch ihre kolossalen Dimensionen, als durch jene Spuren, die beweisen, daß in längst verkungener Vorzeit menschliche Kräfte sich vergebens an ihnen versucht haben. Keiner von diesen durch Menschenhand mehr oder weniger veränderten Blöcken wird aber seine Bewunderung in einem höhern Grade in Anspruch nehmen, als der unter dem Namen *Riesensäule* bekannte. Er liegt in geringer Entfernung vom Felsenmeere, dicht an dem viel betretenen Flabe, der von da zum Gipfel des Felsberges hinaufführt, in einer flachen grabenähnlichen, von Waldwuchs umschatteten Vertiefung, ohne Zweifel an der Stelle, wo

er einstens von Menschenhand umgeformt worden ist. Diese Riesensäule besteht wie alle Blöcke, welche die Abhänge des Berges bedecken, aus äußerst feinem Syenit, und ist wohl ursprünglich, wenigstens in Ansehung ihrer Länge, der kolossalste von allen gewesen. Ihrer Form nach ist sie ein von der Basis an sehr allmählig verjüngter abgeklärter Ke gel. Sie misst in der Länge 31 Fuß 6 Zoll, im untern Durchmesser 4 Fuß 6 Zoll, im obern 3 Fuß 10 Zoll und hat demnach einen körperlichen Inhalt von 430 $\frac{1}{2}$ Cubikfuß. Nimmt man das spezifische Gewicht des Syenits zu 2,000 an, so wiegt ein Cubikfuß etwas über 190 Pfund, die Säule mithin etwas über 81,800 Pfund, oder nahezu 743 $\frac{1}{2}$ Centner.

An der obern Basis gedreht, müßte dieser Monolith an seinem untern Ende noch einen bis anderthalb Fuß von seiner Länge verlieren, um auch hier eine ebene, den ganzen Umfang des Schaftes spannende Grundfläche zu gewinnen. Die Bearbeitung der Säule ist nicht bis zur technischen Vollendung vorgeschritten; am obern Ende auf den beiden entgegengesetzten Seiten enthält sie zwei halbkreisförmige, nischenartige Vertiefungen, die mit ihrem Bogen nach unten gelehrt wahrscheinlich zur Einlenkung resp. Befestigung des Capitäls dienen sollten. Im Uebrigen ist sie ziemlich gleichmäßig gerundet, zeigt aber auf der ganzen Oberfläche die Spuren kräftiger Meißelhiebe und etwa 8 Fuß vom untern Ende leider einen 1 $\frac{1}{2}$ Zoll tiefen und 1 Fuß langen Quereinschnitt, der wie eine flassende Wunde das Riesenwerk entstellend und wahrscheinlich von einem ausgegebenen Versuche herrührt, das Ganze in zwei ungleiche Theile zu zerlegen. Mit Ausnahme eines schmalen Längespißes an der obern Seite, der von den Tritten zahlreicher Besucher etwas beschmutzt und geklätet ist, sieht der Koloss so frisch und neu aus, als wenn er erst gestern aus dem Rauben gehauen wäre. Vergleicht man diesen Zustand der Säule mit ihrem wahrscheinlichen Alter, so staunt man billig über die Dauerhaftigkeit des Steines, an dem die atmosphärischen Einflüsse vieler Jahrhunderte spurlos vorüber gingen, und muß zugleich die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Materials zu Denkmälern der Kunst in vollem Maße anerkennen.

Ueber die Zeit der Anfertigung der Säule und über ihre ursprüngliche Bestimmung sind die Ansichten der Alterthumsforscher verschieden. Nach den unsichern Quellen, die mir darüber zu Gebote standen, scheinen die meisten, namentlich Kreuzer in seiner „Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Neckar“ — sie für ein Werk der Römer zu halten. Der genannte Forscher glaubt nämlich, daß sie bestimmt gewesen sei, in der Rheinseite des

Kaisers Valentinian, die (nach Symmachus) als prächtiger Kaiserpalast am Rhein und am Neckar, also an der Stelle der Stadt Mannheim lag*) — als reitendes Denkmal der Römerherrschaft aufgestellt zu werden, daß sie aber in Folge von Ueberfällen der Allemannen von den fliehenden Römern in ihrem jetzigen Zustande unvollendet verlassen worden sei. Wenn ein römischer Altar, der noch im Museum zu Mannheim aufbewahrt wird, nach der Untersuchung des durchaus zuverlässigen Geognosten Fr. v. Cronhausen**) seiner Masse nach mit der Riesensäule identisch ist, und nach den Untersuchungen des Geheimen Berg-raths Röggerath in Bonn es keinem Zweifel unterliegt, daß ein vor dem Dome zu Trier liegendes Säulenstück von ähnlichen Dimensionen, wie die Riesensäule, so wie mehrere andere in jener Stadt an ursprünglich römischen Gebäuden, namentlich in der ausgegrabenen Sohle des dortigen Domes aufgefundenen Säulenfragmente aus Felsberger Syenit bestehen, die Römer also den Syenit des Felsberges zu baulichen und monumentalen Zwecken benutzt haben, — warum sollte dann nicht auch die Riesensäule ein Werk ihrer Hände sein können, das sie entweder seiner enormen Größe und der Unmöglichkeit seiner Fortschaffung wegen, oder aus dem bereits angegebenen Grunde unvollendet gelassen haben? — Von dem unvollendeten, fast am Gipfel eines beträchtlich hohen Berges liegenden Werke aber, das nicht an dem Orte seiner Bestimmung aufgestellt werden konnte, nahmen die gleichzeitigen römischen Schriftsteller, die uns Nachrichten aus jener Zeit und über jene Gegenden überliefert haben, keine Notiz: und so mag es sich erklären, daß uns von dieser Seite über den römischen Ursprung der Säule jedes Zeugniß der Geschichte fehlt, ohne daß deshalb dieser Ursprung gänzlich bezweifelt werden dürfte.

Es fehlt jedoch auch nicht an Thatfachen, die sich zu Gunsten eines spätern, nicht minder bedeutamen Ursprungs der Riesensäule deuten lassen. Von diesen verdienen zunächst jene vier Syenitsäulen Beachtung, die sich noch gegenwärtig im Heidelberger Schlosse befinden und von denen bekannt ist, daß sie einstens den Palast Karl's des Großen zu Ingelheim (auf halbem Wege zwischen Mainz und Bingen) geziert haben. Chronikenschrreiber und Poeten beschreiben diesen Palast als einen Pracht-

*) Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß zu jener Zeit der Neckar sein altes Flussbett bereits verlassen hatte, also nicht mehrere Meilen unterhalb Mannheim's in den Rhein mündete.

**) Vergl. Röggerath: Das Gebirge von Rheinland und Westphalen, Band I. Seite 160 in der Anmerkung.

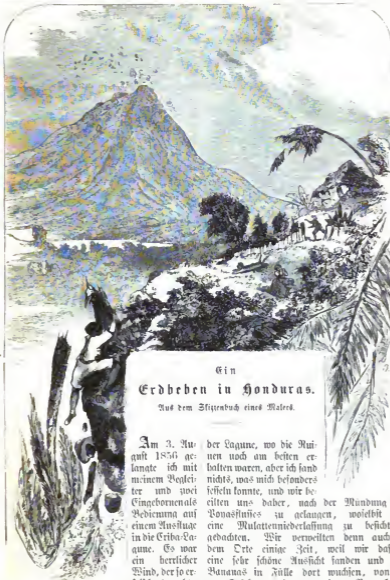
bau und einer — Poeta Saxo — bezeichnen denselben als domus alta centum perfixa columnis. Nachrichten, die sich auf die baulichen Unternehmungen Karls des Großen beziehen, unter andern eine bei Bouquet: *Scriptores rerum Francicarum* V. 587 — sind wohl dahinedeutet worden, daß jene hundert Säulen, die den Ingelheimer Palast trugen und schmückten, aus Italien dorthin gekommen seien, und zwar mit den Geschenken an Marmor, Mosaiken und andern Kunstgegenständen, die Papst Hadrian I. im Jahre 784 aus dem Kaiserpalast zu Ravenna nach Ingelheim gesendet habe. Wenn diese Nachrichten für eine vielleicht ansehnliche Zahl der fraglichen Säulen den italienischen Ursprung ohne Zweifel verbürgen mögen, so bezeugen dagegen jene vier am Schloßbrunnen zu Heidelberg noch vorhandenen Säulen, für die wir eine dem Prachtbau zu Ingelheim verhältnismäßig nahe gelegene ursprüngliche Heimath in Anspruch nehmen müssen, daß nicht alle Säulen des Ingelheimer Palastes aus dem fernem Italien gekommen sein können. Nach Hr. von Deynhausen sind nämlich jene vier Heidelberger Säulen mit dem Sphenit des Felsberges identisch, bestehen also aus Felsberger Sphenit, und sind daher wohl sicher aus den Sphenitblöden gewonnen worden, denen wir in so zahlloser Menge an den Abhängen des Berges begegnen.

Der Anblick dieser Blöde, die entweder bei oft imposanten Dimensionen und unregelmäßig polyedrischen Formen theils in kleinere Gruppen über einander gestürzt, theils einzeln zerstreut umherliegen, oder bei größtentheils runderlichen Formen und geringeren Maßverhältnissen in dicht gedrängten Schaaren ausgebreitete, von Waldwuchs entblößte abschüffige Flächen des Bergabhanges bedecken und in dieser Gruppierung mehrere sogenannte Felsenmeere bilden, — der Anblick dieses seltsamen Schauspielts drängt den Wanderer fast unwillkürlich zu der Annahme einer gewaltigen Katastrophe, welcher dasselbe seine Entstehung zu verdanken hat. Analoge Erscheinungen sind inebst bei krystallinisch-körnigen Gesteinen nicht selten, und finden ihre Erklärung weniger in gewaltigen Kraftäußerungen, als in jenen stillen aber rastlos thätigen Naturkräften, von denen der Proceß einer langsamen Verwitterung eingeleitet und unterhalten wird. Die dem Felsberger Sphenit ursprünglich eigenthümlichen Structurverhältnisse, — namentlich eine überwiegende Neigung desselben zu kugelförmigen Absonderungen, die bei ihrer Solidescenz sich im Innern fester als nach dem Umfange hin zusammengogen, —

mögen diesen Verwitterungsproceß unterstützt und die allmähliche Abrundung der Blöde wesentlich erleichtert haben; immerhin sind es doch vorzugsweise jene still wirkenden atmosphärischen Einflüsse gewesen, die seit der grauesten Vorzeit an der Zersetzung und Zerstörung des Felsberges gearbeitet, seinen früheren viel höhern Gipfel gebrochen und zahllose Trümmer desselben — wie durch Steinbrucharbeiten nach großartigstem Maßstabe — gleichsam zu beliebiger Auswahl an den Gehängen des Berges zerstreut haben. Die Vortrefflichkeit des Materials, seine verhältnismäßig geringe Entfernung vom Ingelheimer Bauplatz, noch geringer durch die Leichtigkeit des Transports auf dem nahen Rheine, so wie endlich der Umstand, daß in größerer Nähe von Ingelheim kein ähnliches Material gefunden wird, — Alles scheint die Behauptung zu rechtfertigen, daß für die fraglichen Ingelheimer resp. Heidelberger Säulen die Geburtsstätte am Felsberge müßte gesucht werden.

Mögen wir nun annehmen, daß dieser Berg zur Werkstätte für viele Säulen umgeschaffen und auf längere Zeit der Wohnplatz zahlreicher Steinmetzen und anderer Arbeiter wurde, oder daß sachverständige Bauleute sich dorthin begaben, um unter den überall zerstreuten Felsblöden die geeignete Auswahl für die Ingelheimer Bauzwecke zu treffen, so konnte in beiden Fällen der kolossalste unter den Sphenitblöden, die dort lagen, der Aufmerksamkeit dieser Bauleute nicht entgehen; er mußte ihnen vielmehr zu irgend einem, dem Prachtbau des Kaisers entsprechenden Momente durchaus geeignet erscheinen. Auf diesem Wege und aus diesem Motive, denke ich mir, wurde damals jener Kolos in Arbeit genommen und bis zu den gegenwärtigen Dimensionen der Niefensäule bewältigt. Die monumentale Bewegung derselben aber scheiterte an ihrem ungeheuren Gewichte von circa 82 Tausend Pfund. Spätere Geschlechter haben den Kolos ebenso wenig von seiner Stelle zu bringen vermocht, so oft auch der Gedanke daran im südlichen Deutschland, oder unter den Deutschen überhaupt ausgetauscht sein mag. Nach dem großen Freiheitskampfe unsrer Nation gegen Frankreich hat man den Plan seiner Aufstellung auf dem Schlachtfelde von Leipzig vergebens entworfen.

So liegt denn der Niese, nur halb bestattet, in seiner sarphäblichen Vertiefung dahin gestreckt, von einem Jahrhundert zum andern, zum großen Leidwesen für Alle, die ihn sehen und auf die Hoffnung seiner einstigen Auferstehung verzichten müssen.



Ein Erdbeben in Honduras.

Aus dem Stiggenbuch eines Reisenden.

Am 3. August 1856 gelangte ich mit meinem Begleiter und zwei Eingebornen als Bedienung auf einem Ausfluge in die Criba-Lagune. Es war ein herrlicher Wind, der so erfrischend wehte, daß wir uns alle vier auf dem Verdeck des Schiffes ausstreckten, und in heitrer Laune beim Laviren desselben an Stelle des Mastastes unsere Körper bald hier bald dorthin verpflanzten. Die Veranlassung zu meiner Reise war die beabsichtigte Untersuchung der Ruinen mehrerer alter britischer Festungen, welche von den Engländern in der Absicht, hier eine Colonie zu stiften, gegründet worden waren. Wir landeten an einer der kleinen Inseln

der Lagune, wo die Ruinen noch am besten erhalten waren, aber ich fand nichts, was mich besonders fesseln konnte, und wir beeilten uns daher, nach der Mündung des Vonasflusses zu gelangen, wobei wir eine Mulattenniederlassung zu besichtigen gedachten. Wir verweilten denn auch an dem Orte einige Zeit, weil wir daselbst eine sehr schöne Aussicht fanden und weil Bananas in Fülle dort wuchsen, von deren Früchten wir uns einen Vorrath zu sammeln beeilten, denn die Reise auf dem Fluß versprach bei der Schnelligkeit seines Laufes lang und langweilig zu werden. Die Umgebung dieser Niederlassung ist außerordentlich schön. Die Bäume und das kleinere Gestrüch bedecken die Ebene in malerischer Abwechslung, wozu namentlich die hohen und terzengrade aufsteigenden Birnen beitragen. Auch die rotke Pechstanne wächst hier, von welcher die Bewohner große Quantitäten von

Theer und Pech gewinnen, was im Verein mit Mahagoni einen Hauptausfuhrartikel bildet.

Während wir behaglich noch auf unsre Diener warteten, die die Bananas sammelten, bemerkten wir eine seltsame Bewegung der Luft. Zuerst kam ein Luftstrom von Süden, alsdann ein anderer von Norden, darauf noch

Die Vögel flatterten umher und stießen gelende und wilde Töne des Schreckens aus. Hierauf wurden die Bäume mit furchtbarem Gewalt hin- und hergeweht; Aeste brachen, große Sträucher wurden aus der Erde gerissen und über die Lagune geschleudert, wo sie oft eine Zeit lang in der Luft schwebten, bis sie in den entfernteren Wäldern zwischen den



Der Sturm.

ein anderer und noch ein anderer, und Blätter und Zweige wurden von den Bäumen gerissen in wüthender Stärke, das Herannahen eines heftigen Sturmes deutlich anzeigend. Wir überlegten, ob es nicht besser sei, den Schutz eines nahen Hügels aufzusuchen, um so der Gefahr, vom Winde hinweggeblasen zu werden, zu entgehen.

Nach und nach übte der Luftzug eine niederdrückende Gewalt aus, denn es verbreitete sich nach ihm eine Schwüle und Schwere der Atmosphäre, die auf mich selbst wie einschläfernd wirkte und gleich einem furchtbaren Alp die Sinne verwirrte. Einer unsrer Diener, der arme Manuel, war äußerst furchtsam und schwankte zwischen Gebet und angstvollen Flächen, bis er zuletzt ermüdet und halb bewusstlos zu Boden sank.

Sturmbelegten Blättern der Bäume entwichen. Einen wunderbaren Anblick gewährten die Cocosnussbäume um uns her. Ihre langen Blätter, die sonst so anmuthig aussehen, waren in alle nur erdenkliche Formen verwirrt. Für einen Augenblick lagen sie oft horizontal in der Luft, dann wurden plötzlich alle Spitzen gegen die Erde gelehrt und im nächsten Moment darauf ragten die riesigen Zweige gleich ungeheuren Armen wieder in die Luft, als wollten sie den Himmel um Gnade anflehen. Die Cocosnüsse selbst wurden während dieser Zeit um uns hergeschleudert und lagen zerstreut, als hätten sie eine verderbliche Absicht auf unsre Hirschen gehabt.

Wir muhten in dieser unangenehmen Lage ungefähr zwei Stunden verharren, als die

Natur endlich wieder zur Besinnung kam und einer von uns sich nach dem andern umsehen konnte. Wir stellten hierauf gemüthlich unsere Pfeifen an und rauchten, lachten und fragten: Wer fürchtet sich? Dann erzählte uns Miguel, der furchtsamste der ganzen Gesellschaft, mit der größten Dreistigkeit, wenn wir erst so lange wie er in dem Lande ge-

beirrt habe, hätte während des Erdbebens ausgesprochen werden dürfen, aber nach demselben war es durchaus unstatthaft. Nachdem wir vollständig ausgeruht waren, gingen wir beruhigt aber rasch nach der Niederlassung zu. Die Ufer des Flusses waren flach wie die ganze Gegend dort, und dicht bedeckt mit Schlingpflanzen, aus welchen die hohen Pal-



Der tarsere Miguel.

reist wären, so würden uns derartige Zufälle ebenso wenig in Erstaunen setzen, wie ihn. Nun begannen wir, das zu thun, was wir gleich von Anfang an hätten thun sollen, nämlich darüber nachzudenken, wie diese wunderbare Naturerscheinung wohl näher zu erklären sei. Wir erkundigten uns bei den beiden Eingebornen und Manuel versicherte uns, daß es ein Erdbeben gewesen sein müsse, obgleich er selbst keinen Stoß empfunden habe. Keiner von uns hatte einen solchen empfunden, und Alle waren geneigt zu glauben, daß der Schrecken den guten Manuel beirrt habe, aber er würdigte uns keiner Antwort und drehte den Kopf mit einem Mißbeleidigter Würde um. Daß der Schrecken ihn

men und Cocosnußbäume hervorragten. Unter einer derselben hatten wir unser Boot befestigt, und als wir in die Nähe kamen, erblickten wir eine Menge Eingeborner, welche sich dort eingeschunden hatten, um uns anzugaffen. Manuel beillte sich jedoch, denselben einige Lehren der Eitelkeit in ihrer eigenen Sprache beizubringen. Was er zu ihnen sagte, weiß ich nicht, aber es machte eine wunderbare Wirkung auf sie. Er war sehr ausdrucksvoll in seiner Rede, wenn er auf mich deutete, und aus den bestürzten und unterwürfigen Grimassen der armen Menschen schloß ich, daß er uns eine hohe, vielleicht königliche Würde beigelegt hatte. Sodann folgten sie uns zu dem Hause ihres Patrons, welcher

gleich sich selbst, seinen Hamod und seine Cigarren uns zur Verfügung stellte. Nachdem Kaffee gebracht wurde, der sehr bald vertilgt war, steckte er, als ein echter Spanier, seine Cigarre zuerst an, und reichte sie uns hierauf, um die unsrige daran anzuzünden. Die heiße Kohle bewahrte er auf dem Sand des Bodens zu fernem Gebrauch, und er hielt den Hut darüber, um sie in Brand zu erhalten. Während des Rauchens wurde der Sturmwind besprochen. Der alte Patron behauptete, daß solche heftige atmosphärische Vorgänge gewöhnlich die untrüglichen Vorboten von großen Erdbeben und damit verbundenen vulkanischen Ausbrüchen seien, und erzählte einige fürchterliche Geschichten, die er selbst erlebt hatte. Er sprach vom Ausbruch des Vulcans von Cosaguina in Nicaragua, welcher seine Asche Hunderte von Meilen weit geworfen hatte, ja er behauptete sogar, daß ein Umkreis von 1500 Meilen im Durchmesser und die See bis auf 50 Meilen weit mit Vimssteinen bedeckt gewesen sei, und ein Capitän, der grade an der Küste hielt, hatte ihm mitgeteilt, daß er einen ganzen Tag lang ununterbrochen durch weit verbreitete, mächtige Bruchstücke von Vimsstein hindurch gefahren wäre, wobei nur hier und da eine offene Stelle sich gezeigt habe. Beim Himmel, sagte ich, da wäre es ja möglich, daß dieser Windsturm den Ausbruch eines Vulcans der großen Kette am stillen Ocean angezeigt hat, und daß das gefürchtete Erdbeben uns noch übertraf, bevor wir nach Hause kommen. Jeder von uns wußte hierauf irgend eine grauenvolle Begebenheit aus seinem Leben zu erzählen, wo er in Californien oder Mexatlan oder Acapulco bei einem Erdbeben zugegen war, und während wir unsre Pfeife rauchten, beschloßen wir, dem Schicksal, das uns betreffen würde, gefast entgegenzusehen. Nachdem wir so unsern Muth gestärkt hatten, erhoben wir uns und suchten nach einer alten Zuderplantage, ungefähr achtzehn Meilen von der Mündung des Rio Popas zu gelangen. Als wir dort landeten, sahen wir uns nach den alten Siebesseln um, konnten sie aber nicht mehr finden, weshalb wir der Ansicht Raum gaben, daß sie von Cassaparilla und den großen Blättern der Fächerpalme, Bananas und tausend verschiedenen Gewächsen und Bäumen bedekt seien. Hier fanden wir auch einige Exemplare Scorpione, einer derselben, der volle fünf Zoll lang war, wurde von uns verfolgt und zufällig verwundet, worauf er sich alsbald selbst stoch und an den Wirkungen seines eignen Giftes unter heftigen Zuckungen starb.

Der Rio Popas kann durch schmale Schiffe fünfzig bis sechzig Meilen weit aufwärts befahren werden, und es war unsre Absicht, den

Strom hinauszurudern, soweit als die Tiefe des Wassers es gestatten würde, wobei wir uns vornahmen, unterwegs einige der Stationen zu besuchen, auf welchen der Laushandel getrieben wird. Einige derselben finden sich auf fünfzehn oder zwanzig Meilen Entfernung von der Mündung des Rio Popas. Diese kleinen Niederlassungen bestehen aus einer Anzahl freundlicher Häuser mit hübschen Anlagen. Die Wohnungen sind ganz gut gebaut und fast jede Niederlassung ist mit Brücken über die Ströme versehen. Ein gutes leichtes Boot mit einem halben Dugend Ruderern bemant, würde mit außerordentlicher Schnelligkeit den Strom hinauszufahren sein, unser Fahrzeug war jedoch schwer gebaut, zur Vorsicht wegen der Untiefen und Buchten, und obgleich unser Führer ein starker Mann und sein Sohn ein vielversprechender Bursche waren, so konnten sie doch nicht der Strömung widerstehen. Da ich selbst gern thätig überall eingreife und mancherlei Erfahrung habe, auch die indianischen Ruderboote genau kenne, so nahm ich selbst ein Ruder und begann, trotz dem Abmühen unser Führers, tüchtig darauf loszuarbeiten. Der Bootsmann meinte, ich würde mich dadurch in den Augen der Indianer am Ufer herabschzen, aber ich achtete nicht darauf und schlug die gesunde und vortheilhafteste Bewegung höher an.

Durch die Strömung gemächlich fortgetrieben näherten wir uns bald der kleinen Niederlassung, woselbst sich die Lagune vor uns ausbreitete. Als wir unsre Blicke nach dem Ocean wendeten, bemerkten wir ein aufsteigendes Gewölk, welches von der Oberfläche des Wassers mit einem leichten Regen sich erhob, und als das verhallende Rollen des Donners vorüber war, erschien die Sonne noch auf einen Augenblick und verschwand alsdann hinter einigen dichten Wolken, um für diesen Tag nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Als wir eben ausgestiegen waren, verbreitete sich wieder eine eigenthümliche unbeschreibliche Ruhe in der Atmosphäre, gleich der, welche wir bei unserm ersten Anhalten an diesem Plage bemerkt hatten. Eine niedrdrückende, im höchsten Grade unangenehme Schwüle verbreitete sich abermals über die ganze Umgegend. Ihr folgte ein dumpfer, rollender Ton, der vom Süden kommend anschwell, jedoch dem Donner so ungleich war, daß wir ihn keinen Augenblick damit wechseln konnten. Die Erde begann darauf heftig zu zittern; plötzlich änderte sich dies und eine vollständig wellenförmige Bewegung folgte, die uns zu Boden warf. Die Erde schwanke von Norden nach Süden gleich den Wellen der See. Wir strengten uns an, zu einem Baum zu gelangen, um uns daran

festzuhalten, aber wir gelangten nur mit der größten Schwierigkeit voran. Es schien fast, als wenn wir in der Luft gingen; ein Gefühl ähnlich demjenigen, wenn man am Bord ist und das Schiff rasch von den Wellen der erregten See niedergezogen wird. Die Erde erhob und senkte sich sichtlich mit solcher Heftigkeit, daß wir manchmal auf das Gesicht

Israel erinnerte. Wir bedachten zuerst die Gefahren nicht, welche bei diesem Naturereigniß uns betreffen konnten, und so kamen sie plötzlich über uns, ehe wir uns noch vorgesehen hatten. Das Wasser strömte nämlich plötzlich zurück und sammelte sich dann rasch von allen Seiten nach einem gemeinsamen Mittelpunkt, von wo es sich in einer ungeheuren



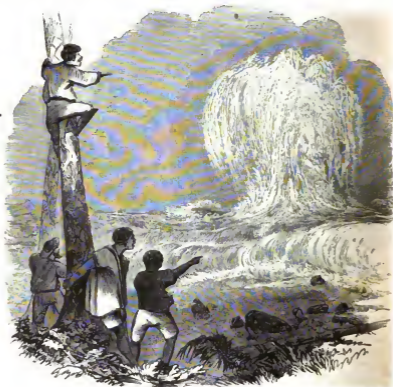
Die Trockenlegung der Lagune.

niederstehen und sich ein Unwohlsein unserer Bemächtigten, viel heftiger als die Seerkrankheit. Ein lauter Lärm und heftiges Geschrei zogen unsere Aufmerksamkeit gegen die Lagune, aber was ich in diesem Augenblicke dort sah, ist unmöglich zu beschreiben. Ich wußte nicht, ob ich wach oder von einem Traume befangen war, ob ich im Reich der Geister oder in der wirklichen Welt mich befand. Ich fühlte mich in der That so sehr außer allen Grenzen des Gewöhnlichen, daß selbst die Empfindung der Furcht mich verließ und ich nur die Großartigkeit des sich darbietenden Schauspiels genoss. Das Wasser war zurückgewichen und der Boden der Lagune lag trocken vor mir. Die Lagune ist an dieser Stelle fünf Meilen weit. Die Mitte derselben erhob sich wie ein kegelförmiger Hügel, dessen Gipfel vorher nur als kleine Insel sichtbar gewesen und mit einigen Cocospalmbäumen bepflanzt war. Zwischen und diesem Hügel lag nun ein Thal, welches uns an die Trockenlegung des rothen Meeres beim Uebergang des Volkes

Säule erhob und mit einem Meer von Schaum den Himmel verhüllte. Als es dann wieder herabfiel, stürmte es mit ungeheurer Wucht gegen das Ufer und bedrohte uns Alle mit Vernichtung. Ein Schredensschrei entfuhr den Lippen Aller, als die fürchterliche Fluth mit mächtig brausendem Schaum und ungeheuren Felsblöcken herangestürzt kam, die ganze Masse schien so stark und gewaltig wie ein undurchdringlicher Fels. Instinctmäßig kletterte ich auf einen Baum, aber dies würde mir wenig geholfen haben, hätten wir uns nicht glücklicherweise auf einer ziemlichen Erhöhung befunden. Die zerstörende Fluth riß ganze Strecken Landes mit sich fort. Sie wogte hoch auf in einem vollständigen Wirbel, in welchem Bäume, Aeste und selbst Steine mit Federleichtigkeit umher gerissen wurden. Unser armes Canoe tauchte ebenfalls unter der Masse auf und zerbrach zwischen den gewaltigen Wellen. All dies sah ich, bevor ich an unser eignes Schicksal dachte; ich glaube, die allgemeine Gefahr, von der wir umgeben

waren, machte mich weniger furchtjam über mein und meiner Gefährten Schicksal, als ich es unter andern Umständen gewesen wäre; gewiß ist es, daß ich, als ich nach meinem Begleiter Carib, der mir sehr lieb war, hinsah und seine Angst und Hilflosigkeit erkannte, diese mit vollständiger Gleichgültigkeit bemerkte. Miguel hing gleich einer Schlange an

plötzlich wenige Fuß von mir wieder erdienen und es ihm gelang, einen Cocosnußbaum zu erreichen und zu erklimmern. Mit der Kraft eines Ertrinkenden hatte er diese letzten Anstrengungen gemacht und als ich ihn gerettet sah, jubelte ich laut, aber im selben Augenblick fühlte ich eine solche Ermattung, daß meine Glieder mich nicht mehr zu halten ver-



Die Wasserfäule.

einem Baum und Manuel stand bis an der Brust im Wasser, indem er sich mit Riesenkraft gegen das wüthende Element anstammte. Im nächsten Augenblick jedoch wurde er fortgerissen und wie ein Stück Kork von den Wellen getragen; noch einmal gelang es ihm, sich an einem Baum festzuhalten, aber bald riß ihn die Gewalt der tobenden Fluth abermals mit sich fort. Ich sah ihn in einen ungeheuren Wirbel sinken und da mich meine selbstsüchtige Besinnung einen Augenblick verließ, faßte ich den Entschluß, ihm Hülfe zu bringen. Aber ich sah sogleich die Unausführbarkeit des Gedankens ein und mein Herz sank bereits zur gänzlichen Nuthlosigkeit herab; aber wie erleichtert fühlte ich mich, als er

mochten und ich von meinem Baume herabgleitend dem sichern Tode entgegenjah. Ich erinnere mich wenig mehr über diesen Zustand und weiß nur so viel, daß Miguel mich unterstützte und wieder zu mir selbst brachte. Ich hatte fast zwei Stunden an dem Baum gehangen, bis ich fast alle Besinnung verlor. Als ich mich etwas erholt hatte, bemerkte ich, wie das Wasser endlich sich nach und nach verließ, und mit weit weniger Gewalt in sein Bett zurückkehrte, als es in das Land hin sich verbreitet hatte. Meine Nägel waren trampfhaft in den Baum eingedrungen und das Blut bedeckte die Spitzen meiner Finger in fester Masse. Manuel, der ebensoviel wie ich gelitten hatte, sah aus, als wenn er dem

Grabe emstiegen wäre. Als es dunkel wurde, entdeckten wir unsern kleinen Kahn, welcher zwischen dichtem Gesträuche festhing und durch einige große Bäume vor der Macht der Wellen aufgehallen worden war. Wir hatten alle unsre Kräfte nöthig, um ihn von dort herauszuziehen, und fanden ihn wenig beschädigt, aber sein Inhalt, unsre Geräthschaften, Kleider und Waffen waren verloren gegangen.

Schredlichen Ereignisses stürzten Alle aus den Häusern und versammelten sich um die Geistlichen, welche das Erdbeben für eine Warnung des Himmels erklärten und öffentlich zur Buße ermahnten. Männer, Weiber und Kinder lagen heulend und betend auf den Knien umher und veräurten dabei jeden Versuch, Etwas von ihrem Hab' und Gut zu retten. Diese Umstände benutzten die umwohnenden



Wirkung des Erdbebens.

Schredlich waren die Verheerungen, welche uns auf der Rückreise das ganze Land erkennen ließ. Die mächtigsten Bäume lagen entwurzelt und auch die dicksten Stämme waren geknickt wie dünnes Rohr. Ueberall hatte das ab- und zuströmende Wasser Massen von Sand und Steingerölle umhergeschleudert und man kann sich kein ergreifenderes Bild elementarer Verwüstung denken, als es die noch kurz vorher so blühende Gegend unsern Blicken bot.

Als wir nach San José zurückkamen, bot die ganze Stadt ein Bild gräßlicher Verwüstung dar. Das Erdbeben hatte die ohnehin leichtgebauten Häuser fast sämmtlich in Trümmerhaufen verwandelt und die Kirchen zerstört. Viele Menschen lagen unter dem Schutte der zerstörten Gebäude begraben, andre litten an schweren Verwundungen und die meisten waren gänzlich von Lebensmitteln entblößt. Das größte Uebel war jedoch durch den blinden Fanatismus der Priester und Einwohner herbeigeführt. Bei den ersten Anzeichen des

und in der Stadt befindlichen schlaun Indianer, und während die frommen Väter zu Gott um Rettung und Hülfe flehten, schlep-ten diese Diebe alle tragbaren Gegenstände aus den Häusern hinweg. In solchen Fällen beweisen die Indianer eine unglaubliche Kühnheit und Unerbrotendheit. Geschickt weichen sie den fallenden Gebäuden aus und zögern keinen Augenblick, ihr Leben daran zu setzen, um ein unbedeutendes Beutestück zu erobern. Daß in solchen Zeiten allgemeiner Verzweiflung an eine Bestrafung der Verbrecher nicht zu denken ist, bleibt bei der ohnehin mangelhaften Verwaltung leicht begreiflich.

Kurze Zeit nach solcher Katastrophe durchzieht ein Theil der verarmten Einwohnerschaft die Umgegend bis zu den entfernteren, weniger schwer getroffenen Städten. Sie bringen alsdann das unheilvolle Ereigniß in entsprechende Gefänge und sammeln Geld, indem sie diese Lieder nebst Hymnen an die Heiligen singen. Solche umherziehende Gesellschaften trifft man zu allen Zeiten, viele geben das bequeme



Stricken in San José.

Geschäft nicht eher wieder auf, bis sie das ganze Land gebrandschatzt und trauriges Schicksal dazu benutzt haben, um ein abenteuerliches Leben ohne Arbeit und

Blage fortzuführen. Daß solche Vorfälle auch oft nur zum Vorwand für betrügerische Betheleien dienen müssen, ist in dem Lande, in dem sie vorkommen, nicht anders zu erwarten.



Die Geldsammler.

Die Planetenpaare.

Von

Professor J. G. Mädler.

Man hat zu verschiedenen Zeiten bald in dieser, bald in jener Absicht den Umstand hervorgehoben, daß eine regelmäßige Reihenfolge in den Größen, den Tageslängen und andern allgemeinen Bestimmungen in der Planetenwelt vermißt werde; und ein neuerer Stimmführer des Materialismus, L. Büchner, hat hiervon Anlaß genommen, die Mitwirkung jeglicher Intelligenz bei Bildung des Universums zu negiren und Alles auf ein Walten des blinden Zufalls zurückzuführen.

Es ist hier nicht meine Absicht darüber zu streiten, ob und welche etwaig andre Einrichtung eines vernünftigen Urhebers würdiger gewesen wäre als die bestehende, und ob eine strengere Gleichmäßigkeit den Vorzug verdient hätte. Wem es mehr zusagte, an jedem Baum die Aeste, Zweige und Blätter in strenger Symmetrie sich entwickeln zu sehen, oder die Körpergestalt der einzelnen menschlichen Individuen so übereinstimmen zu lassen, daß man sie eben so wenig wie etwa einzelne Regentropfen von einander zu unterscheiden vermöchte — ihn wollen wir nicht in seinen Idealen stören. Es sind dies schließlich Sachen des individuellen Geschmacks, über den man ja nicht streiten soll, da Jeder eine Berechtigung für den seinigen in Anspruch nimmt. Nur wollen wir eben deshalb auch kein Hehl aus dem unsrigen machen. Wir sind nämlich zufriedengestellt, wenn wir eine gleichmäßige Symmetrie und eine bestimmte Abmessung da antreffen, wo ein wichtiger Zweck nicht ohne sie erreicht werden konnte. Betrachten wir z. B. jeden Planetenkörper für sich allein, so finden wir ihn symmetrisch geformt auch da, wo die Kugelgestalt ganz vermißt wird, wie im Saturnringe. Nur so nämlich konnten regelmäßige Lage- und Jahreszeiten erhalten und die Naturökonomie eines Wandeselsterns einer bestimmten, für die Bewohner desselben nothwendigen Ordnung unterworfen werden. Die menschliche Gestalt, wie mit geringen Ausnahmen auch die der meisten Thierkörper, ist symmetrisch, denn die Verrichtungen, zu denen sie bestimmt sind, erfordern diese Uebereinstimmung, und unser ästhetischer Sinn, den der Anblick eines Wachstums oder eines Krüppels verletzt, ist dabei nicht minder berücksichtigt. Aus gleichem Grunde ist die Blume nach einer strengeren Regel geformt als der Baum; denn in jener, nicht aber in diesem wird ein gebildeter Sinn sie suchen. Dagegen können wir keine

Nothwendigkeit, ja keinen uns erkennbaren Nutzen darin entdecken, daß z. B. die Planeten mit zunehmender Entfernung regelmäßig größer gefunden würden, oder daß die Form ihrer Bahnen völlig dem Kreise entspräche.

Wir sind nun, wie gesagt, weit davon entfernt, dieser unsrer Meinung die Alleinberechtigung zu vindiciren, oder über die Vorzüge der einen oder der andern Ansicht eine Discussion zu eröffnen. Vielmehr geht unsre Absicht dahin, auf ein noch wenig oder gar nicht beachtetes Verhältniß aufmerksam zu machen, dessen nähere und umfassendere Kenntniß allerdings der Gegenwart noch abgeht, von dem aber gleichwohl schon nicht wenige Merkmale der heutigen Wissenschaft entnommen werden können.

Die Einteilung der Planetenwelt in drei bestimmt charakteristische Gruppen, auf die ich 1842 zuerst hindeutete, ist jetzt allgemein angenommen. Ob die künftigen, jenseit des Neptun zu verhoffenden Planetenentdeckungen sich in diese drei Gruppen fügen oder eine vierte nöthig werden wird, bleibe dahingestellt; unsre nähere Betrachtung soll nur von den Gebilden handeln, die unser Calcul und unser Rohr bereits erreicht hat.

Die Ähnlichkeit der individuellen Gestaltung wie der kosmischen Verhältnisse, die sich in jeder der drei Gruppen:

- 1) mittelgroße Planeten: Mercur, Venus, Erde, Mars;
- 2) kleine Planeten: die einundfünfzig seit Anfang dieses Jahrhunderts entdeckten;
- 3) große Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun;

deutlich genug auspricht, findet sich mit noch größerer Consequenz in den Planetenpaaren ausgesprochen, in denen sich nicht allein eine Stammes-, sondern selbst eine Familienähnlichkeit nicht verkennen läßt. Bis zu einer völligen Gleichmäßigkeit ist es dennoch auch hier nicht gekommen, wie man leicht aus den folgenden Zusammenstellungen entnehmen wird. Diese war entschieden nicht beabsichtigt, und wir können uns nicht auf die Seite derer stellen, die, um eine möglichst absolute Gleichmäßigkeit zu erhalten, zur Verdächtigung vorhandener wie zum Anticipiren künftiger Beobachtungen ihre Zuflucht nehmen.

Große Planetenpaar:

Erde und Venus.

Die Vergleichung beider Nachbarplaneten wird sich um so besser durchführen lassen, da einer derselben von uns selbst bewohnt wird.

1. Durchmesser (des Aequators).

Wir kennen den der Erde relativ genau: 1719 geogr. Meilen, (jede zu 22,845 Pariser Fuß gerechnet).

Die Messungen für Venus schwanken zwischen 1669 und 1717 Meilen; das Mittel aus beiden Extremen ist 1693 Meilen, nur 26 weniger als unsre Erde. — Jedenfalls kommt Venus unter allen Planeten an Größe der Erde am nächsten.

2. Abplattung.

Die Abplattung der Erde ist $\frac{1}{230}$, sie würde mit unsern optischen Hülfsmitteln nicht wahrzunehmen sein, wenn wir sie aus Planetenfern astronomisch am Himmel messen sollten.

Die Abplattung der Venus ist nicht wahrzunehmen. Berechnet man sie theoretisch aus Durchmesser, Dichtigkeit und Rotation, so kommt eine von $\frac{1}{200}$ wenig abweichende heraus. — Den Beobachtern des Venusdurchganges 1874 möchten wir empfehlen, auf diesen Gegenstand aufmerksam zu sein.

3. u. 4. Entfernung von der Sonne und damit zusammenhängend Umlaufszeit.

Erde, mittlere Entfernung 20,682,319 M.
Venus, „ „ 14,960,178 „

Verhältniß beider 1 : 0,7233317.
Umlaufszeit

der Erde 365 T. 6 St. 9 M. 12 S. }
Venus 224 : 16 : 49 : 7 : 23 } siderisch.

Diese beiden Umlaufzeiten verhalten sich fast genau wie 13 : 8. Es betragen nämlich

8 Erdjahre 2922 T. 1 St. 13 M. 36 S.
13 Venusjahre 2921 : 2 : 38 : 31 :

Unterschied 22 St. 25 M. 5 S.

Wäre das Venusjahr um 1 St. 4 M. 3 S. länger und das der Erde um eben so viel kürzer, so würde das Verhältniß völlig zutreffen. Dies Verhältniß bewirkt, daß sich Stellung, Phase, Lichtglanz u. dgl. der Venus je nach acht Erdjahren fast in ganz gleicher Weise und an denselben Jahrestage wiederholt.

5. und 6. Masse und Dichtigkeit.

Die Masse läßt sich bei Venus nicht so scharf bestimmen, als etwa bei Jupiter, doch ist sie schwerlich um mehr als etwa ihren zwanzigsten Theil fehlerhaft.

Sezen wir die Erdmasse = 100
so ist die Venusmasse = 88.

Nimmt man den obigen Durchmesser, 1693 Meilen, so findet sich,

wenn die Dichtigkeit der Erde = 100
die Dichtigkeit der Venus = 93.

Nach Baily's Untersuchung ist die Dichtigkeit der Erde 5,68 mal der Dichtigkeit des Wassers gleich, und hiernach findet sich für Venus eine 5,28malige des Wassers.

7. Excentricität.

Die Abweichung von der Kreisform ist bei beiden Planeten sehr klein, und nach Leverrier's theoretischen Untersuchungen alternirend, d. h. es werden einst (nach vielen Jahrtausenden) Zeiten kommen, wo die der Erde kleiner als die der Venus ist; jetzt ist

die der Erde größer, denn die Werthe für 1840 sind:

Erde = 0,01677 also etwa $\frac{1}{60}$

Venus = 0,00682 „ „ $\frac{1}{146}$.

8. Rotation, Tagesdauer.

Die Umdrehungszeit der Erde beträgt:

23 St. 56 Min. 4 Sec.

der Venus 23 : 21 : 22 „

und hieraus folgt weiter:

Tagesdauer auf der Erde 24 St.

„ „ „ Venus 23 St. 27 M. 25 S.

Unterschied beider 32 M. 35 S.

9. Dichtigkeit der Atmosphäre.

Die Horizontalrefraction beträgt für die Erdatmosphäre 36' im Bogen,

für die der Venus 43' „ „

nach meinen bei der Conjunction im Mai 1849 gemachten Messungen des Ueberhusses der Hörner über den Halbkreis.

Hieraus folgt:

Dichtigkeit der Venusatmosphäre = $\frac{1}{6}$ der unster Erde.

10. Gebirgige Unebenheiten.

Eine genaue Vergleichung beider liegt nicht im Bereich der Möglichkeit, und die nach einer nicht sehr genauen Wahrnehmung gefolgerten fünf Meilen Höhe für einen Venusberg haben sich nicht bestätigt. Der innere Rand der Venusfidel müßte viel stärker ausgezackt erscheinen, und selbst der Schatten der Berge könnte nicht unbemerkt bleiben bei dieser oder einer ähnlichen Höhe. Dagegen bestätigen die Beobachtungen allerdings, daß Gebirge vorhanden sein müssen, die mindestens denen der Erde an Höhe gleichkommen. Wären sie nämlich erheblich geringer, so würden wir weder Veränderungen der Hornspitzen, noch Ungleichheiten der inneren Lichtgrenze zu erwarten haben, die gleichwohl nicht unbemerkt geblieben sind.

Es findet sich kein Planet, der in irgend einer dieser Beziehungen der Erde so ähnlich wäre als Venus, und zugleich liegen ihre Bahnen so, daß kein Planet zwischen ihnen steht oder auch nur zeitweilig eingreifen konnte.

Am Firmament unsrer Erde bildet Venus den glänzendsten Stern, und für den Venushimmel unsre Erde.

Ein wesentlicher Unterschied besteht jedoch zwischen beiden: die Erde hat einen Mond, Venus dagegen nicht. Zwar ist im vorigen Jahrhundert mehrfach von einem solchen die Rede gewesen; Mairan, Montaigne, Schott u. A. behaupten ihn gesehen zu haben. Höchst wahrscheinlich war er nichts weiter als eine Seitenabspiegelung der Venus in den noch unvollkommenen chromatischen Fernrohren älterer Zeit. Selbst in den weit vollkommener chromatischen der Gegenwart können unter Umständen solche Abspiegelungen vorkommen.

Seit fast hundert Jahren kommt keine derartige Wahrnehmung vor; nie hat man einen Trabantschatten auf der Venuscheibe gesehen und — was am meisten entscheidet — bei den Venusdurchgängen von 1761 und 1769, sowie dem sehr nahen Vorübergange vor der Sonne 1777 ist nichts von einem Venusmonde gesehen worden, wie dies viele Beobachter ausdrücklich bemerken. War es also nicht die oben erwähnte Art der Täuschung, so war es eine andere; denn einen realen Mond, der auch nur etwa der Insel Malta gleich läme, können wir weder bei Venus, noch bei Mars annehmen, und die Erde ist unter den Planeten der innern Gruppe der einzige Planet, der einen Mond erhalten hat.

Zweites Paar:

Ceres und Pallas.

Die Mittelgruppe des Planetensystems ist gleichmäßig durch Frequenz wie durch die Kleinheit ihrer Glieder ausgezeichnet. Von 1801 bis 1857 (mit einer großen Lücke von 1807 — 1845) ist das erste Halbhundert dieser Gruppe entdeckt worden. Auf den ersten Anblick erscheint es sehr mißlich, aus diesem dichtgedrängten Haufen bahnenverschlungener Planetoiden ein bestimmtes charakteristisches Paar herausheben zu wollen. Einerseits sind die Umlaufzeiten bei vielen derselben einander sehr nahe gleich; andererseits ist das Erkennen specieller Eigenthümlichkeiten bei der geringfügigkeit ihres Durchmesser so gut als ganz unmöglich. Doch steht die Sache etwas anders.

Die Hülfsmittel, durch welche die vier ersten dieser Entdeckungen gelangen, wären unzureichend gewesen zu weiteren Auffindungen in dieser Region. Alle von 1845 an in so rascher Folge aufgetauchten Planetenkörper sind so klein und demzufolge ihr Glanz ein so geringer, daß einige derselben wegen Lichtschwäche Jahre hindurch nicht aufgefunden werden konnten, während es gar keine Mühe macht, in sehr mäßigen Fernröhren Ceres, Pallas, Juno und Vesta, namentlich den letzteren, aufzufinden. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß es auch hier, wie in den beiden andern Gruppen, eine Vierzahl ist, die aus der Masse sich heraushebt, nur des besondern Verhaltens der beiden oben genannten werde hier gedacht.

Die Umlaufzeit der Ceres ist: } für 1831
 4 3. 223 T. 17 St. 38 R. } geltend.
 der Pallas: }
 4 3. 225 T. 7 St. 19 R. }

Unterschied:

1 T. 13 St. 41 R.

Die Entfernung der Ceres 57,210,873 Meilen,
 „ „ „ Pallas 57,244,446 „

Unterschied 33,573 „

Man sieht, wie wenig dazu gehört, beides, Umlaufzeit und Entfernung ganz gleich zu machen, und wir können hinzufügen, daß eine solche Gleichheit zu Zeiten eintritt, freilich nur momentan, indem die beiden Planeten ihre Rangordnung vertauscheln. In Folge von Störungen, die bei dieser Mittelgruppe aus Gründen, deren genaue Auseinandersetzung hier keinen Platz finden kann, ungleich stärker sind als bei den alten größeren Planeten, können nämlich die mittleren Entfernungen zu- und abnehmen, und eine Aenderung von $\frac{1}{2000}$ an jede der obigen Distanzen im entgegengesetzten Sinne angebracht, kann die erste Zahl größer als die zweite machen.

Pallas und Ceres sind wahrscheinlich auch von nahe gleicher Größe. Wir haben allerdings keine Messungen, deren Resultat Vertrauen verdient, denn die alten Angaben von 300 — 500 Meilen, obgleich sie noch nicht aus allen Kalendern u. s. w. verschwunden sind, müssen als entschieden falsch bezeichnet werden. Keiner der beiden Planeten kann 100 Meilen überschreiten und am wahrscheinlichsten fallen sie zwischen 20 und 30. Nur Vesta scheint größer zu sein (58 bis 66), Juno und alle übrigen Planetoiden kleiner, und meist sehr bedeutend kleiner.

Ob außer den beiden hier genannten noch andere der Mittelgruppen durch eine ähnliche gegenseitige Beziehung paarweis zusammengehören oder nicht, muß künftigen Forschungen zur Entscheidung überlassen bleiben.

Drittes Paar:

Jupiter und Saturn.

Mit diesen beiden Planeten schloß bis zum 13. März 1781 das Sonnensystem für uns ab. Wir sind jetzt in eine mehr als dreifache Weite vorgebrungen, und dem eben genannten Planetenpaare hat sich ein neues angefügt; wir werden beide näher betrachten.

1. Durchmesser des Äquators und der Pole.

Jupiter: Äq. 20,018; Pol. 18,524 R.

Saturn: „ 16,305; „ 14,696 „

Keiner der übrigen Planeten zeigt einen diesen nahe kommenden Durchmesser.

2. Abplattung.

Jupiter = $\frac{1}{14}$ oder 1494 Meilen,

Saturn = $\frac{1}{102}$ „ 1609 „

Nur bei diesen beiden Planeten ist die Abplattung so augensällig, daß auch ohne Messung über sie kein Zweifel stattfinden kann.

3. Masse.

Jupiter $\frac{1}{107}$ der Sonne oder 337 mal die der Erde.

Saturn $\frac{1}{3602}$ der Sonne oder 100 mal die der Erde.

Beträchtlich verſchieden, aber einander doch viel näher ſtehend als irgend einem andern Planeten.

4. Dichtigkeit.

Jupiter = 0,239 der der Erde = 1,36 der des Waſſers,

Saturn = 0,130 der der Erde = 0,74 der des Waſſers,

beide alſo beträchtlich loder. Und da ſich bei Beiden nachweiſen läßt, daß die Dichtigkeit von außen nach innen in ſtarlem Verhältniß zunehme, ſo folgt, daß weder auf Jupiter noch auf Saturn unſer Waſſer in oceanischer Verbreitung vorkommen kann.

5. und 6. Entfernung von der Sonne und Umlaufzeit.

Jupiter 5,202767 Erdweiten = 107 $\frac{1}{2}$ Mill. geogr. Meilen.

Saturn 9,538850 Erdweiten = 197 $\frac{1}{4}$ Mill. geogr. Meilen.

Jupiter 11 J. 314 T. 20 St. 2 M. 7 S.

Saturn 29 J. 154 T. 16 St. 30 M. 10 S.

Dieſe beiden Perioden kommen dem Verhältniß 2:5 ſehr nahe. Es machen nämlich

5 Jupiterperioden
59 J. 113 T. 4 St. 10 M. 35 S.

2 Saturnsjahre
58 J. 309 T. 9 St. — M. 20 S.

Unteſchied 169 T. 23 St. 10 M. 15 S. welcher Unteſchied wegfallen würde, wenn das Jupiterjahr ſich um 24 T. 6 St. 44 M. 19 S. verkürzte und das des Saturn um ebenſoviel verlängerte.

Nun wiſſen wir aus Laplace's Unterſuchungen, daß in der That eine gegenseitige Verkürzung und Verlängerung zwischen beiden Planeten ſtatfindet. In der That verkürzt ſich das Jupiterjahr, und verlängert ſich das Saturnsjahr innerhalb einer Periode von 930 Erdjahren. Aber dieſe Aenderungen gehen nicht ſo weit, daß das Verhältniß 2:5 genau dargeſtellt würde; es vermindert ſich nur der jetzt beſtehende Unteſchied, dies geht jedoch, ohne ihn auf Null zu bringen, wieder in Vermehrung über, und beides compenſirt ſich ſo, daß die Summe, welche ſich aus 5 Jupiter- und 2 Saturnsumläufen zuſammenſetzt, ſtets dieſelbe bleibt. Um den mittlern Werth ihrer Umlaufzeiten ſchwanken beide Planetenperioden pendelartig hin und her. *)

7. Excentricität.

Jupiter . . . 0,0482235 } für 1840.

Saturn . . . 0,0560265 }

Aber die erſtere nimmt in 100 Jahren

zu um 0,0001535; die leptere nimmt ab, um 0,0003099. So wird ein Zeitpunkt herbeikommen, wo beide Excentricitäten einander gleich ſind; es wird aber bei dieſer Gleichheit nicht bleiben, ſondern beide Werthe verändern ſich noch weiter und ſo wird (bis zur Umkehr) Jupiters Excentricität größer als die Saturns. Die ganze Periode dieſer Veränderungen iſt 66,400 Jahr. Im J. 16,000 v. Chr. hatte Jupiter die kleinſte Excentricität = 0,0249 und Saturn ſeine größte = 0,0820; im J. 17,200 n. Chr. wird Jupiter ſeine größte = 0,0601 und Saturn ſeine kleinſte = 0,0110 haben; und dieſe Gegenseitigkeit währt durch alle Zeiträume hindurch fort.

8. Neigung der Bahn gegen die Ekliptik.

Jupiter 1° 18' 42".4.

Saturn 2° 29' 29".9.

Der Unteſchied iſt nicht erbeblich, da im Sonnensysteme Neigungen bis zu 26° und 34° vorkommen, indeß könnten noch manche Planeten namhaft gemacht werden, deren Neigungen zwischen die des Jupiter und Saturn zu ſtehen kommen.

Aber eine andere ſehr merkwürdige Beziehung ſoll hier hervorgehoben werden. Wir haben die Neigung gegen die Erdbahn angegeben, allein mit welchem Recht? Hat denn nicht z. B. Venus eben ſo viel Anſpruch, die Grundebenen zu bilden als unſer Planet?

Nur für die Anwendung unſrer Berechnungen iſt es das Bequemſte, die Erdbahn zum Grunde zu legen. Für die Geſamtheit der Planeten jedoch kann man keinen einzigen willkürlich auswählen. Vielmehr hat Laplace nachgewieſen, daß man aus ſämmtlichen in der Planetenwelt vorkommenden Bahnebenen eine mittlere Grundebene ſuchen muß, wobei Planeten von größern Maßen und ebenſo die von größern Abſtänden auch ein größeres Gewicht in die Waagschale legen. Die Lage dieſer mittleren Grundebene fällt nun immer zwiſchen die des Jupiter und Saturn, und zwar der erſteren näher als der andern. Jupiters Bahnebene weicht etwa 18 Minuten, Saturns 55' ab (die Erdbahn 96"). Nach den Geſetzen der Gravitation kann nie die Neigung einer Planetenbahn ſich vermindern, ohne daß die einer andern ſich vermehre und umgekehrt; Jupiter und Saturn, die beiden gewichtigſten Planeten, deren Bahnebenen ſtets auf verſchiedene Seiten der Grundebene fallen, balanciren auf dieſe Weiſe alle übrigen, verhindern für alle Zeiten ihr maßloſes Anwachen, ſo daß die Neigungen nur zwiſchen beſtimmten Grenzen ſehr langſam hin und herſchwanken, und in keinem Falle ſtetiſch anwachſen; wobei im Allgemeinen der Spielraum deſto größer gefunden wird, je kleiner die Maſſe des Planeten iſt und je näher er der Sonne ſteht.

*) „Une pendule de l'éternité, qui bat des siècles, comme les nôtres battent les secondes," ſagt Biot

Durch die Neigungen aber wird der Jahreszeitenwechsel und alles damit Zusammenhängende bestimmt; es ist also die Lage der Jupiters- und Saturnsbahn gegen einander von entscheidender Wichtigkeit für alle Naturverhältnisse der Planetenkörper; und wir überlassen es Jedem zu beurtheilen, ob die nahe Coincidenz beider Bahnen ein Werk des blinden Zufalls sein könne oder nicht.

9. Rotation.

Jupiter 9^h 55' 26," 6 (genau bestimmt).

Saturn 10^h 16' (noch ungenau).

Ermägt man, daß Jupiters Durchmesser 12 mal und der des Saturn 10 mal größer als der der Erde ist, so muß die Raschheit dieser Rotationen noch mehr in Erstaunen setzen. Sie ist in beiden Fällen etwa eben so rasch als die (mittlere) Umlaufsbewegung und kann also gedacht werden unter dem Bilde eines ohne Schleifung rollenden Wagenrades. (Bei der Erde, der Venus u. a. beträgt die Rotationsbewegung in einer Minute weniger, als die Bahnbewegung in einer Secunde; und die des Mondes ist vollends so langsam, daß sie von der eines raschen Pferdes noch übertroffen werden kann. Auch die der Sonnenugel ist zwar reichlich 4 mal schneller als die Erdrotation, steht aber gegen die des Jupiter noch um das 7fache zurück.)

10. Oberflächengestaltung.

Beide Planeten zeigen deutlich dunkle Streifen, dem Aequator ganz oder nahe parallel und veränderlich, doch nicht mit der Raschheit unster Wolken. Sie wechseln Größe und Gestalt, verschwinden und erzeugen sich wieder, theilen und vereinigen sich u. s. w. Bei Jupiter kann man dies leicht und bequem beobachten; viel mehr Schwierigkeit macht es bei Saturn, der größern Entfernung von der Erde wegen; und ein Saturnstreifen, der am deutlichsten wahrnehmbar ist, scheint ganz constant zu sein. — Bei keinem der übrigen Planeten hat man Streifen von ähnlicher Lage und Gestalt bemerkt.

11. Trabantengestolge.

Jupiter hat 4, Saturn 8 Trabanten; erstere sind nahezu gleich an Glanz und Größe, letztere äußerst ungleich. Die anschnlichte Größe fällt bei den Jupitertrabanten auf Nr. 3, bei Saturn auf Nr. 6, es verhält sich aber 3 zu 6 wie 4 zu 8. Doch wollen wir auf diese Gleichheit nicht zu viel Gewicht legen; denn leicht könnten im Saturnsystem noch neue Trabanten an's Licht gezogen werden, die das Verhältniß wieder ungleich machen.

Nach allen diesen Ähnlichkeiten aber gewahren wir eine Grundverschiedenheit, durch welche Saturn nicht bloß dem Jupiter gegenüber, sondern im Vergleich zu allen

Planeten als einzig dasteht — das Ringsystem des Planeten.

Viertes Paar:

Uranus und Neptun.

Schon in historischer Beziehung gehören beide Körper zusammen: sie waren den Vorfahren verborgen; sie wurden beide früher gesehen als erkannt (Uranus von Flamsteed 1691, Neptun von Valande 1792 und beidemals für Fixsterne gehalten), sie wurden, und aus ganz ähnlichen Gründen, richtig voraus vermuthet (Uranus von Clairaut 1760, Neptun von Bouvard 1820) und nur darin gewährte man den Fortschritt des Jahrhunderts, daß Uranus der Vermuthung ungeachtet ganz zufällig entdeckt ward; bei Neptun dagegen die Rathmähung zu strengerer Aufmerksamkeit, dann zur Berechnung und durch diese schließlich mit Nothwendigkeit zur Entdeckung führte, ja selbst die Aussicht auf neue der Zukunft vorbehaltenere Eroberungen derselben Gattung eröffnete.

Indeß sind wir bei diesem Planetenpaare, wenn auch aus andern Gründen, ziemlich in derselben Lage wie bei den beiden Planetoiden. Dort verhinderte die Kleinheit und Unscheinbarkeit der Körper eine nähere Vergleichung, hier ist es die sehr beträchtliche Entfernung, die uns wenig von dem wahrnehmen läßt, was wir bei den besser bekannten Planetenpaaren ausgeführt haben. Mit Ausnahme der eigentlichen Bahn Elemente sind alle andern Angaben wenig genau, wo nicht ganz unsicher oder unbekannt.

1. Umlaufszeit.

Uranus 84 J. 5 T. 19 St. 41 R. 36 S.

Neptun 165 : 363 : 19 .

Dem Verhältniß 1 : 2 stehen diese Umlaufzeiten ziemlich nahe. Zwei Uranusumläufe zeigen gegen einen des Neptun ein Plus von 2 Jahren. Acht Monat Verminderung des einen und Vermehrung des andern Umlaufs würden das Verhältniß genau herstellen.

Es gilt übrigens hier ziemlich dasselbe, was über ein ähnliches Verhältniß zwischen Jupiter und Saturn gesagt ist: die Umlaufzeiten schwanken gegenseitig, so daß sie sich der Relation 1 : 2 bald etwas nähern, bald von ihr entfernen, sie jedoch nie erreichen.

2. Entfernung von der Sonne.

(mittlere.)

Uranus . . . 19,1824 Erdweiten.

Neptun . . . 30,2026 „

Diese Entfernung Neptuns war das Unerwartetste, auch selbst für die Vorausberechner. Man hatte aus den Planetendistanzen von Mercur bis Uranus eine Formel abgeleitet, die mit den Beobachtungen erträglich übereinstimmte und nach welcher der nächste

Planet hinter Uranus 38 bis 39 (Erdweiten) von der Sonne zu stehen lam. Die gänzliche Abweichung des wirklichen Abstandes zeigte nun deutlich, daß diese Reihe nicht das war, wofür man sie gehalten — ein allgemeines Naturgesetz für die Planetenabstände. Die noch ziemlich mäßigen Abweichungen bei den ältern Planeten glaubte man auf Rechnung der Excentricitäten oder auch der Veränderungen, die das System von der Zeit seiner Entstehung bis jetzt erlitten haben könnte, setzen zu müssen. Allein Neptun hat eine sehr kleine Excentricität, und es ist nicht die mindeste Aussicht, bei einer noch so weit ausgedehnten Rückwärtsrechnung auf Elemente zu stoßen, die der angeführten Reihe entsprächen.

Es wäre nach dem Gesagten ein ganz müßiges und vergebliches Beginnen, diese oder eine andre vermeintliche Reihe über Neptun hinaus a priori fortsetzen zu wollen. Das Weltbaumeißen nach vorgefaßten Meinungen ist überhaupt ein schlimme Klippe, vor der Jeder sich hüten möge.

3. Durchmesser.

Uranus . . . 7866 Meilen

Neptun . . . 7300 "

beide Zahlen, namentlich die letztere, auf mehrere hundert Meilen unsicher. Denn Uranus bietet nur einen scheinbaren Durchmesser von 3",9; Neptun von 2",5, so daß eine Zehntelsekunde bei jenem 200, bei diesem 300 Meilen repräsentirt. Beide sind nahezu gleich, dies ist der einzige Schluss, den man aus obigen Zahlen ziehen kann. — Keine ähnliche Größe kommt im Sonnensystem vor, die andern Planeten stehen entweder weit über, oder tief unter diesen beiden. Will man überhaupt eine sinnliche Vergleichung haben, so setze man für Ceres und Pallas zwei Mohnkörner, für Erde und Venus zwei Erbsen, für Uranus und Neptun zwei Kürbisse und für Jupiter und Saturn zwei Äpfel; bei welcher Vergleichung die Sonne nur durch den Kürbis repräsentirt werden kann.

4. Masse.

Auch hier kann man nur das Eine mit Gewißheit sagen, daß diese beiden Planeten der Masse nach einander weit näher stehen, als irgend welchen andern. Uranus hält 11½ Erdmassen, Neptun 24 oder nach einer andern Bestimmung 19. Die nächst höhere Masse ist 100 (Saturn), die nächst niedrigere 1 (unsre Erde selbst). — Die Dichtigkeit muß bei Neptun größer sein, da er bei einem kleineren Volumen dennoch mehr wiegt als Uranus.

Was die Trabanten betrifft, so kennen wir 4 des Uranus und 1 des Neptun. Diese uns bekannten müssen von beträchtlicher Größe sein, da unsre Fernröhre sie in so ungeheuren Abständen noch zeigen können. Wie viele außerdem

noch etwa vorhanden sind, muß dahin gestellt bleiben, denn durch Conjecturen — wie vielfach sie auch versucht worden sind — ist nichts darüber herauszubringen.

Mit den angeführten Analogien müssen wir uns hier begnügen. Die Oberflächen bieten kein Merkmal an dem die Rotationsperiode erkennbar wäre; eine Abplattung (von 1/10 etwa) ist bei Uranus mit Mühe, bei Neptun gar nicht mehr zu erkennen; dies beweist keineswegs, daß ihm keine zutomme. Ein Naturgesetz aber, nach dem man eine durch die Beobachtung nicht zu ermittelnde Rotationsperiode theoretisch ableiten könnte, besitzen wir noch nicht.

Wir haben vier deutlich charakterisirte Planetenpaare nachweisen können, und von den ältern bleiben uns nur Mars und Mercur als einsam stehende übrig. Namentlich der erstere wird auch stets isolirt bleiben: keine der Zukunft etwa aufzubehaltene Entdeckung kann ihn zu einem Gefährten versehen, was bei Mercur noch allenfalls denkbar wäre, wenn zwischen ihm und der Sonne ein noch nicht gezeigter Planet ließe.

Unter den Mondensystemen finden wir zwar keine Paare nach Art der obigen, wohl aber in etwas andrer Weise.

Die Umlaufzeit des innersten Saturnmonds (Mimas) und die des dritten (Tethys) verhalten sich nahe wie 1:2. Wir haben nämlich

Mimas Umlaufzeit 22^h 36' 17"

Tethys 45^h 18' 33"

Zwei Minuten Minderung an jede der beiden Perioden angebracht, stellen das Verhältnis vollkommen her.

Die Umlaufzeit des zweiten (Enceladus) und des vierten (Dione) stehen in gleichem Verhältnis.

Enceladus 1 T. 8 St. 52 M. 8 S.

Dione . . 2 : 17 : 44 : 51 :

Hier genügt eine Correction von 14 Sekunden zur genauern Darstellung, und die Möglichkeit einer solchen muß namentlich für Dione noch zugestanden werden.

Im Jupitersystem begegnet uns eine merkwürdige Combination dreier Monde — die einzige ternäre Verbindung des Sonnensystems, die uns bekannt ist. Der erste, zweite und dritte Mond geben nämlich folgende Relationen.

247 Umläufe des ersten

= 437 T. 3 St. 43 M. 58,5 S.

123 Umläufe des zweiten

= 437 T. 3 St. 41 M. 8,9 S.

Unterschied 2 M. 49,6 S.

61 Umläufe des dritten

= 437 T. 3 St. 35 M. 25,3 S.

Unterschied 5 M. 43,6 S.

Wenn diese Werthe nur sehr nahe zutreffen, so finden wir in den mittleren Winkelbewegungen selbst folgende Relation absolut genau.

Die mittlere Bewegung des ersten, vermehrt um die doppelte Bewegung des dritten, ist genau gleich der dreifachen des zweiten,*) und weiter:

Die mittlere Länge des ersten, vermehrt um die doppelte Länge des dritten, und vermindert um die dreifache Länge des zweiten, ist genau 180 Grad.

Obgleich die Beobachtungen einen Zeitraum von nahe drittehalb Jahrhunderten umfassen, ist doch noch nicht die geringste Differenz des mittleren Laufs dieser 3 Trabanten gegen die obigen Relationen wahrgenommen worden. Es folgt daraus unter Andern, daß die drei inneren Monde nie alle zugleich verfinstert werden können, und daß die Momente, wo dies für zwei von ihnen statt findet, sich nach genau gleichbleibenden Perioden richten.

Dieses so eigenthümliche Verhältnis ist der Grund mancher Erscheinung, die nur bei diesen Trabanten, und sonst nirgends, gefunden wird. Die Bahnen an sich sind so nahe kreisrund, daß selbst die genauesten Beobachtungen theils gar keine Ellipticität, theils nur sehr geringe Spuren einer solchen aufzufinden vermögen. Die Bewegung um Jupiter müßte demzufolge eine ganz oder so gut als ganz gleichförmige sein. Sie ist es aber gleichwohl nicht, die gegenseitige Wirkung dieser Trabanten auf einander erzeugt — nicht etwa bloß partielle Störungen, sondern ein ganz eigenthümliches System der Bewegung, in dem Alles von der Lage der Conjunctions: und Oppositionspunkte des 1. und 2.; 1. und 3.; 2. und 3. Trabanten abhängt. Durch diese, nicht durch den wenig oder gar nicht veränderlichen Abstand vom Jupiter wird die langsamere oder schnellere Bewegung hervorgebracht.

So haben wir kennen gelernt

4 Planetenpaare, mit den Verhältnissen ihrer Umlaufzeit,

13 : 8
1 : 1
5 : 2
2 : 1

*) Für Leser, die eine leichte Formel nicht scheuen, bemerke ich Folgendes: Seien die Winkelbewegungen der drei Trabanten durch a, b, c der Reihe nach bezeichnet, so ist allgemein

$$(a - b) = 2 \cdot (b - c);$$

woraus folgt

$$a + 2 \cdot c = 3b.$$

2 (durch Zwischenglieder getrennte) Mondenpaare, beide mit dem Verhältnis

$$2 : 1$$

endlich eine eigenthümliche dreifache Verbindung; und im weitern Verlauf unsrer Vergleichen zahlreiche Uebereinstimmungen und Ähnlichkeiten wahrgenommen, durch welche diese Paare sich charakterisiren.

Aber — so hören wir fragen — worauf soll dieses Alles nun schließlich hinaus? Kannst Du uns ein Naturgesetz bezeichnen, in Folge dessen sich diese Paare zueinander gruppirten und sich in so ähnlichen Verhältnissen gestalten, und gestalten mußten; oder läßt sich etwa das Gravitationsgesetz bis zu diesen Consequenzen hin entwickeln? Oder wenn weder die eiserne Nothwendigkeit noch der blinde Zufall hier zur Erklärung ausreicht — welches sind anderweitig die Zwecke, und derentwillen ein ordnender Verstand, ein freies selbstbewußtes Walten diese Veranstellungen traf? Welche bestimmte Absichten, die nur so und nicht anders, oder überhaupt, daß sie bestimmt gruppirt sind? Kannst Du auf diese Fragen nicht antworten, uns weder bestimmte Ursachen noch bestimmte Zwecke darlegen, so ist das Alles nichts als ein interessantes Curiolum, das uns ein Weilchen unterhalten hat, mit dem wir aber sonst nichts anzufangen wissen.

Lieber Leser, da bin ich nun wirklich in einiger Verlegenheit. Um auf solche Fragen zu dienen, müßte man eigentlich Alles wissen — und ich weiß doch so blutwenig! Weder sind mir alle Gesetze der Natur bekannt, noch habe ich die mir bekannten bis in ihre letzten und höchsten Consequenzen, über die nichts mehr hinausläge, verfolgen können. Solch ein vollendetes Allwissen wird auch wohl auf Erden nicht zu erreichen sein. Und was die Zwecke betrifft, so scheint es wohl gar als eine Vermessenheit, bestimmen zu wollen, von welchen Absichten der Weltenschöpfer geleitet worden und wie er dazu gekommen, den innern Haushalt der kosmischen Gebilde so und nicht anders zu ordnen. Mit Gemeinplätzen aber, z. B. daß man überall gewiß sein könne, Alles sei weise geordnet u. s. w. wird man sich, dies süßen wir lebhaft, nicht zufriedenstellen wollen.

Möge deshalb das Nachfolgende hingenommen werden als ein Versuch, mindestens etwas Positives in dieser Beziehung zu bieten. Es ist schon oben bei dem dritten Planetenpaare die Bemerkung gemacht worden, daß die geringe Reigung der Bahnebene Jupiters und Saturns das Mittel sei, auch die Ver-

ändertlichkeit aller übrigen Bahnebenen in solche Schranken einzuschließen, daß nichts Gefährdendes mehr in ihnen liegt. Dies gilt aber nicht von den Neigungen allein. Ueberall, wo zwei benachbarte Massen Umlaufzeit haben, die einem einfachen Zahlenverhältnis nahe kommen, bildet sich eine sogenannte große Gleichung. So ist die fünffache Länge des Saturn, vermindert um die doppelte des Jupiter, eine Größe, die sich sehr langsam ändert, und die sich gar nicht ändern würde, wäre das Verhältnis genau zutreffend. Ähnlich verhält es sich mit dem Argument, welches durch die achtfache Länge der Venus, vermindert um die dreizehnfache der Erde, gebildet wird, und in allen analogen Fällen. Während der langen Periode (für Saturn und Jupiter 930 Jahr, für Erde und Venus 245 Jahr) kommen nun nach der Reihe alle gegenseitigen Stellungen des betreffenden Planetenpaares vor, und es bildet sich ein vollständiger Cyclus aller davon abhängenden Wirkungen, sowohl der gegenseitigen, als der, welche die übrigen Planeten von diesem Paare erfahren.

Der gegenseitige Einfluß ist nun stets dem zu vergleichen, den in einem Doppelhebel die beiden Arme aneinander ausüben. Beschleunigt Jupiter seinen Lauf, so verlangsamt sich gleichzeitig der des Saturn und umgekehrt. Die Wirkung auf andre Planeten gestaltet sich demnach so, daß eine Störung durch Jupiter stets (oder doch meistens) durch eine entgegengesetzte des Saturn ganz oder größtentheils aufgehoben wird. Wenn sich dagegen zwischen beiden ein Planet befände, so würden für einen solchen die Wirkungen sich nicht aufheben, sondern summiren.

Die Compensation würde ferner eine sehr unvollkommene sein, wären die Massen der beiden Glieder des Planetenpaares sehr ungleich. Man kann auch hier wieder das Bild eines Balancers anwenden. Ist sein Gewicht sehr klein gegen die Last, so muß er an einem sehr langen Arme wirken; es müßte also z. B. ein kleinerer Saturn die Entfernung Jupiters vielmals übertreffen. Dann aber können sich solche nachbarliche Beziehungen nicht in so prägnanter Weise ausbilden. Mit

einem Worte: bei der gegenwärtigen Stellung und Bewegung der beiden Hauptmassen unter den Planeten erfolgt eine bessere Compensation der Störungen von langer Periode, als in anderer Weise möglich wäre.

Venus und Erde sind viel kleiner und ihre Wirkung unscheinbarer. Dennoch sind die beiden andern Planeten der Gruppe, Mars und Mercur, den Störungen, die von Erde und Venus ausgehen, noch merklich unterworfen. Sie balanciren sich aber in ganz ähnlicher Weise wie wir es im Vorhergehenden dargestellt haben, und ihre nahezu gleiche Größe macht sie dazu vorzüglich geschikt.

Es wird nicht nöthig sein, die übrigen beiden Paare gesondert zu betrachten. Die Erhaltung des Gleichgewichts, die Beschränkung der Störungen auf das möglichst geringste Maß, ein Verhüten des zu starken und zu lange fortgesetzten Anwachsens derselben, war unverkennbar maßgebend bei Austheilung und Anordnung der Massen.

Gleichzeitig aber sollte eine zu große Anotonie vermieden werden. Sie war nicht nothwendig zum festen Bestand des Ganzen; sie würde der Mannigfaltigkeit der Bildungen Abbruch gethan haben. Wunders wir uns also nicht, daß ein Baumeister, der ohne sie ausreichende Mittel fand, sich ihrer auch nicht bedient hat.

Wir haben hier freilich nur einige der vorstehend aufgeführten Relationen betrachtet und den Versuch gewagt, ihre kosmische Bedeutung darzustellen; es bleibt vieles Andre übrig, worüber eine ähnliche Rechenhaftigkeit zu geben wir nicht wagen möchten. Aber man wird sich des oben Gesagten erinnern. Wir werden uns stets damit begnügen müssen, einzelne Accorde der großen Harmonie, in deren Ganzes unser beschränkter Geist nicht einzubringen vermag, annähernd zu verstehen und zu deuten. Nach und nach werden wir dahin gelangen, den innern Haushalt des Universums, von dem unsere Planetenwelt nur einen so kleinen Theil bildet, mit dem Lichte der Wissenschaft zu erblicken, und den Plan des Weltenschöpfers, in den Widen zu thun er uns vergönnt hat, in einigen seiner Einzelmomente uns vor Augen zu stellen.



Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

IV. (Schluß.)

In der langen Reihe von Schülern Rembrandt's ragt hoch vor Allen Ferdinand Bol hervor. Die Dresdner Sammlung hat von ihm sechs ausgezeichnete Gemälde; doch keines, das an die überraschende Energie und einfache ausdrucksvolle Lebenswahrheit des Bildes im Leprosenhaus zu Amsterdam reicht, auf welchem die Aufnahme eines kranken Waisenknaben in die Anstalt dargestellt ist. Auf Nr. 1201 sieht Jacob im Traum die Himmelsleiter. Wir sehen sie nicht, mit offenen Augen! Auch sieht man nur einen Engel in weißem Gewand mit langer Schleppe, und ein Engelskind, das einem Schlafenden den Hut abnimmt. Ein Lichtstrahl von oben durch Regenbogenfarben quer durchschnitten bringt eine Beleuchtung nach Rembrandt's Weise glücklich hervor, womit offenbar die Absicht des Künstlers bei der Wahl der Darstellung vollkommen erreicht ist. In diesem Umstand liegt die Ursache, weshalb die Compositionen Bol's als solche großentheils unbedeutend oder unbestimmt sind. Zumeilen scheint es, als sei unabsichtlich ein eigener Zug in sie gekommen; so z. B. in die „Ruhe auf der Flucht nach Egypten,“ (Nr. 1204) wo der sorgenvolle Ausdruck der Flüchtlinge, von dem selber der Esel, trotz der herrlichsten Titelflora neben ihm, nicht frei ist, einen beinahe komischen Anstrich hat; während der harmonische, gelbbraunliche Ton, in welchem das Bild mit leichten farbigen

Räoncirungen gehalten ist, eine große ernste Wirkung hervorbringt.

In der Dresdner Galerie finden wir eine ganz außerordentlich reiche und vorzügliche Auswahl von niederländischen Genrebildern, so daß das Studium der Meister dieses Fachs kaum irgendwo so erfolgreich vorgenommen werden kann, als hier. Wir müssen, um zu ihnen zu gelangen, durch die Zimmer der altdeutschen Meisterwerke gehen; verweilen aber nicht darin, um in dem Zusammenhang zu bleiben, welchen die Geschichte durch die Verbindung von Rubens, Rembrandt u. mit den Malern des Kleinlebens feststellt hat. Mehrfach werden wir bei Betrachtung der Cabinetbilder uns belästigt finden durch die Anordnung der sie verschließenden Gläser. Man gibt als Grund dieser Maßregel den nothwendigen Schutz gegen die von Braunkohlentruß erfüllte Atmosphäre von Dresden an. Aber werden denn die nicht mit Glas gedeckten Bilder dem Verderben Preis gegeben? Und dringt denn nicht der Ruß durch alle Ritzen und mithin, da die Gläser in Rahmen zum Ruß und Zuschließen eingelassen sind, ohne Schwierigkeit hinter die Gläser und setzt er sich da nicht nur um so ungestörter fest? Gewiß ist doch bei Kunstwerken, namentlich bei wertvollen, die Möglichkeit einer vollkommenen Betrachtung ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das Bewußtsein einer noch so vollkommenen Conservirung nicht aufgezwungen wird. Es sollte deshalb von Seiten des Conservatoriums auf Mittel gefonnen werden, die Bilder auch ohne die widerwärtigen Gläser gegen die Nachtheile des Dresdner Braunkohlentrußes sicher zu stellen.

In dem ersten Cabinet (21) werden uns vornehmlich die Bilder von Gabr. Metz zu ansprechen. Fast aus ollen läßt uns eine freundliche Schönheit und eine wohlthuende

Gemüthsruhe entgegen, die Zeichnung ist durchaus natürlich, die Ausführung sehr sorgfältig; mit besondrer Liebe sind die kleinen charakteristischen Züge aufgefaßt, gewisse Fingerbewegungen einer alten Frau, freundliche Augenfallen u. und mit gutmüthiger Laune sind selbst die stillen Gedanken im Handel und Wandel aufgedeckt, wie bei dem Geflügelhänd-

ein landschaftlicher, noch ein Genrebild-Charakter mit Bestimmtheit ausdrückt.

Peter Wouwerman ist mit siebenzig oder mehr Exemplaren seiner Schmiede und Jagdszenen durch alle Cabinete verbreitet. Hier kann man recht deutlich sehen, wie der Werth der Waare, selbst der kostbarsten, durch Ueberfüllung des Marktes sinkt. Drei, sechs, sie-



Jan Breughel.

ler, der sich bei seiner Pfeife Tabak das Gegenangebot der Köchin überlegt (1210). Eines aber hat sich der Meister selbst nicht überlegt, nämlich daß einmal mehr seiner Bilder neben einander zu hängen würden kommen können und daß dann der Beschauer der verschiedenartigen Anwendung desselben Modells inne werden müßte.

Jan Breughel's blaue Landschaften mit braunen Vordergründen, mit fein umschriebenen, gut gedachten und gut gezeichneten kleinen Figuren in reicher Anordnung und fleißiger, flüssiger Behandlung dürfen wir nicht ganz übergehen, wenn sich auch in ihnen noch weder

ben Bilder von Wouwerman, und man bleibt verwundert vor den kunstnißvollen und lebendig gezeichneten Figuren, den kostlichen Pferden, den interessanten Pauslichkeiten, vor Allem vor der Virtuosität im Malen stehen, die auch bei den kleinsten Gestalten sich einer breiten und freien Behandlung mit Leichtigkeit und Sicherheit bedient. Aber wer kann diese Bewunderung bei unter sich sehr ähnlichen Gegenständen siebenzig Mal an derselben Stelle wiederholen? Der Vorschlag, von dem ich hörte, eine Anzahl dieser Bilder als Tauschobjecte für andere Gemälde zu verwenden, erscheint darum nicht ganz verwerflich; namentlich wenn damit

nach fehlende italienische Meister zu gewinnen wären, z. B. ein Fra Bartolomeo.

Der Held des nächsten Cabinets ist Caspar Netscher, der Holländer aus Heidelberg, mit welchem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Reihe der großen Kleinmaler schließt. Er scheint es allerdings öfters nur aus Kleiderstoffe abgesehen und die dazu gehörigen Personen als Stofflage behandelt zu haben aber seine Bilder sind doch mit ihrer vollendeten und graciösen Ausführung von unwiderstehlichem Reiz. Wie anmuthig ist sein eigenes Bildniß (1443)! wie überaus löstlich die Dame im weißen Atlas am Clavier (1444), die sich nach uns umsieht und fragt, ob wir auch Acht haben auf den Gesang des gar süßen Herrn neben ihr? Und nun die arme an Herzlosigkeiten lebende Dame im Atlas und der Pelzcontusche (1445); möchte man nicht den Arzt zur Seite schieben und selber den Puls fühlen? Inzwischen ist des Künstlers gute Laune doch abhängig von dem Gegenstand, und wenn Frau v. Montesspan in dem brillant gemalten Atlas steht, erhebt er geist- und geschmackvolle Künstler conventionell und matt.

Im nun folgenden Cabinet sind wir vornehmlich auf Gerard Dow und Adr. van Ostade angewiesen. Siebehn Bilder zeigen uns die Vortrefflichkeit des erstern. Hier ist die ängstlichste Ausführung vereint mit einem leichten Humor und einer liebenswürdigen Freude am Gejälligen, er mag nun einem hübschen Mädchen in's Gesicht leuchten, oder es mit der Lampe eine Traube im Spalier aus dem offenen Fenster pfücken lassen; er mag selbst hinter seiner Kape an der Staffelei sitzen, oder seine Mutter mit einer großen Brille auf der Nase einen Brief lesend darstellen. Zu seinem und unserm Wohlgefallen wiederholt er sein eigenes Bildniß, wie er in ein Buch zeichnet, und wie er Violine spielt. Allerliebste ist das Mädchen, das im Keller eine bedeutliche Weinprobe anstellt, und höchst ergötzlich die Alte, die bei Lampenlicht das verlorene Ende eines Fadens sucht. Seine Kunst fesselt uns sogar an die Betrachtung lebloser Gegenstände; wo sie aber höhere Gemüthsstimmungen uns vorführen will, die Anbacht eines Einsiedlers, oder die Ruhe der heiligen Magdalena, da reichen seine Kräfte nicht aus und wir suchen auf solchen Bildern Steine, Blätter, Aohrgesicht u. dgl. für unsre Bewundrung aus. — Von Adrian van Ostade besitzt die Sammlung nur drei Bilder, und nur zwei von hervorragendem Werthe. An diesen aber läßt sich sowohl der reine gemüthliche Sinn des Meisters, als seine überaus hohe Kunstfertigkeit klar erkennen. Das eine gibt uns zugleich einen Einblick in das gar einfache Hauswesen eines Künstlers, dessen Bilder jezt so hoch im Preise stehen,

daß er es mit einem einzigen derselben zehnfach hätte verschönen und bezahlen können.

Im Cabinet 18 tritt uns Franz Mieris entgegen, der die Thatfache, daß für liebevolle Kunst nichts bedeutungs- und werthlos ist, uns auf die reizendste und liebenswürdigste Weise zur Anschauung bringt. Zuweilen ist er freilich auch einmal kalt oder weniger individuell; überläßt er sich aber dem Humor, wie bei dem gelehrten Kunstkenner, den er neben sich und vor seine Staffelei gesetzt zur Prüfung oder Bewunderung; oder gar bei dem noch viel gelehrteren Kesselsider, der nicht nur die Fehler kritisch beleuchtet, sondern auch eigenhändig verbessert, so ist er unerreichtbar löstlich. Dazu zeichnet ihn eine große Bescheidenheit der Farbe und eine sehr geschlossene Haltung aus; auch tritt der Reiz der Ausführung nie die Genialität des Vortrags nieder und wie nahe seine Gegenstände sich unter einander liegen — immer ist er neu. Nur verwechsle ihn Niemand mit seinem geist- und geschmacklosen Sohn und Schüler Wilhelm Mieris, dessen kalter, süßer Sinnlichkeit kein Bacchus und Ariadne, keine Venus, keine Niederländische Bauerin Leben einhauchen kann.

Von D. Teniers d. J. zählt die Galerie sechsundzwanzig Bilder. Fast ein wenig viel von der Speise! Gewiß ist Teniers ein ausgezeichnete Virtuoso und seinem Verdienst, die Armuth und Genügsamkeit, ja selber die Häßlichkeit und Ungeklärtheit zu Ehren und in Bilder gebracht zu haben, gebührt alle Anerkennung und Auszeichnung. Aber wenn man einmal flämische Bauern in der Dorfschenke Tabak rauchen und Karten spielen gesehen und daran den leichten Fingel und die treffende Auffassungsgabe des Meisters bewundert hat, und derselbe Gegenstand und dieselbe Weise wiederholen sich noch ein Duzend Mal neben einander, so verspürt man etwas von Einförmigkeit, über deren erlähmenden Eindruck große Kunstfertigkeit nicht ganz hinwegzubeugen vermag. Da kommt uns dann zu rechter Zeit ein Ketter in einem biblischen Gegenstande. „Die Bestreitung Petri“ von Teniers! Wie leicht ist doch die crasseste Sache lustig zu machen, je nach dem Standpunkte, von dem man sie betrachtet! Lassen uns Petrus sehen, wie ihm der Engel des Herrn die Ketten löst und die Kerkerthür öffnet; und daneben oder im Hintergrunde schlafende Kriegsknechte; und der Ernst der Erzählung wirkt ungebündert. Nun lassen aber einen Teniers lartenspielende, rauchende und schlafende Kriegsknechte malen, wie er hundertmal gethan, aber im Hintergrunde, gleichsam den Fingel auszwischen noch ein paar Figuren anbringen, auf die die Wache nicht Acht gibt, weil sie Petrus und den Engel darin kaum

erkannt hätte, so ist die Sache höchst lustig, eine Komödie der verkehrten Welt.

Von Gerard Terburg sind vier Bilder da; doch schienen sie mir nicht in gleichem Maße wie seine Arbeiten in der Münchner Pinakothek geeignet, den außerordentlich feinen Sinn für Ausdruck und Charakter darzutun, der diesem Meister eigen war.

Es sind kostbare Bilder, die Potters und Berghems, die de Heems, Zachtlevens, Voets, van der Neers u. s. w. Und doch bitte ich Sie, mir an ihnen vorbei, zu den Landschaften von Ruysdael, Everdingen und Claude le Lorrain zu folgen.

Wenn man von J. Ruysdael sagt, daß er der Maler der deutschen Landschaft sei, so kann das nur heißen: solche Landschaften bietet nur (oder vorzugsweis) Deutschland; aber nicht: Deutschland bietet nur solche Landschaften, nämlich voll träben Ernstes und schwerer Feierlichkeit. Nein Gottlob! wir haben auch lachende Fluren und sonnigen Himmel und leichtwogendes Laubholz! Aber der Künstler mit scharf ausgeprägter Individualität ist ein Zauberer, der uns sagt und hält, wann und wie er will. An seiner Hand entdeden wir Reize am dunkeln Bach im düstern Wald, an verfallenen Gemäuer zwischen Hollundergesträuch, am einsamen, saubigen Feldweg, ja selbst am regenschweren Wolkenshimmel. Aber er weiß auch jenen Stimmungen in der Natur noch einen besondern Inhalt, eine besondere Beziehung auf's Gemüth zu geben und Phantasie und Sinne zugleich anzuregen. Am entschiedensten tritt dies bei dem berühmten „Judenkirchhof“ hervor, wo Tod und Leben in regen Wechselwirkungen stehen. Alles stirbt und zerfällt, langsam oder unter der Gewalt der Wetterstürme; auch die Natur vermag keinen dauernden Widerstand zu leisten. Aber grade was sie zerstört, erfrischt sie und aus ihren Träumen geht neues Leben auf, in veränderter Gestalt. Nur der Leichenstein mit den Sprüchen der Hoffnung auf ein ewiges, unzerstörbares Leben troßt der Verwüstung und Verwandlung, und wenn ihn auch der erste Strahl der wiederkehrenden Sonne trifft, dennoch ist der Himmel wie die Zukunft dunkel und undurchdringlich. Die tief, fast schauerlich ergreifende Wirkung dieses Bildes liegt vornehmlich in dem nachschwarzen Gewitterhimmel, von welchem die Erde mit ihren dunklen Kirchentümmern und noch dunkleren Baumgruppen sich leicht abhebt.

Anderer und doch auch sehr erster Art ist das zweite große Bild, „die Jagd.“ Es ist ein von einem leichten Gewässer durchzogener nach dem Hintergrunde offener Wald. Im dunkeln Wasser spiegelt sich der hie und da hereinblendende Himmel und das von fernher

eindringende Licht verbreitet ein heimliches Hellbuntel zwischen den hohen Baumstämmen. — Wenn ich von den andern Ruysdael'schen Landschaften schweige, so möchte ich damit nicht ein Zeichen gegeben haben, daß sie der aufmerksamen Betrachtung weniger werth wären; im Gegentheil, sie sind Perlen und alle geeignet, zur Bewunderung eines Meisters zu führen, der in so eng gezogenen Schranken eine so große Freiheit des Geistes und Mannigfaltigkeit des Stoffs zu zeigen vermag.

Sehr verwandt in der Wahl seiner Gegenstände ist Albert Everdingen, nur nimmt er sie in der Regel aus nordlicheren Gegenden als Ruysdael; auch ist er meist bewegter, so zu sagen leidenschaftlicher und liebt schroffe Felswände und hochherabfallende, breite, schäumende Wasserfälle.

Welche ganz andre Welt erschließt uns Claude! und doch ist nicht so sehr die Welt eine andre, als das Auge, das sie sieht. Hier herrschen sanfte, heitere Stimmungen, und milde Lüfte öffnen einen warmen Himmel. Wir spüren ihr Wesen in den vollbelaubten, hohen Baumgruppen, auf den leicht geträufelten Wellen und eine düstige Ferne zieht das Auge mit ihren leichten Silbertönen durch reiche Auen und liebliche Gründe in's Weite. Wie überwältigend ist der Zauber von Claude's Landschaften, daß wir die Staffage darin ganz übersehen und ohne den Katalog vielleicht ihre Bedeutung kaum herausfinden! In der That erscheint sie in beiden Landschaften (634, 635) so unbedeutend und sogar ungeschickt, daß sie besser ganz weggelassen wäre. Das Liebesgelohe von Acis und Galatea in einem Felt am Meeresufer macht dieses um keinen Reiz reicher, noch stimmt es in die helle Tagesbeleuchtung des Bildes ein; noch weniger aber vermag uns die himmlisch heitere Landschaft mit dem sanft gewundenen Fluß und dem leichten Wasserfall, mit der lustigen, schattigen Laubbaumgruppe und dem glänzenden Vidithimmel in eine Stimmung zu versetzen, in welcher wir die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten begleiten würden. Die Leere des Vordergrundes wird übrigens nicht, wenigstens nicht entsprechend ausgefüllt durch das obendrein sehr mangelhaft gezeichnete Vieh, wobei eine auf die wunderbarste Unmöglichkeit vom Felsen stürzende Ziege am sichtbarsten verräth, auf wie schwachen Füßen die Thiermalerei Claude's stand.

Wollen wir nun zum Schluß in die Säle gehen, in denen die Werke der altdeutschen Malerei ausgestellt sind, so werden wir bald zu der Ansicht gelangen, daß für das Studium dieser Kunstperiode hier verhältnismäßig wenig zu holen ist. Sehr werthvoll ist ein Hausaltarchen von Jan van Eyck (1612) dem man wohl die Wohlthat erweisen sollte, den

neuerdings die aufgetragene Carminlad von dem Mantel der Jungfrau wieder wegzunehmen. Das Bildchen gehört unstreitig zu den schönsten Denkmälern der altniederdeutschen Schule und zu dem Vollendetsten, was wir von Jan van Eyck haben. Man übersehe über der Pracht des Innern, der Sauberkeit und dem Fleiß der Ausführung der architektonischen Beigaben, der Lieblichkeit in Form und Ausdruck der Gestalten, nicht die anspruchsvolle aber nicht minder löstliche Außenseite mit der grau in grau gemalten Verkündigung! — Das unter dem Namen Memling's aufgeführte Bildniß ist mir für diesen Meister nicht sein genug. Ebenfowenig bin ich im Stande, die Kreuzigung mit dem Katalog für ein Werk des ältern Roger van der Weyde zu halten. In keinem seiner mir bekannten Bilder findet man eine so große Unvollkommenheit in Formen und Bewegung. — Ein vorzügliches Gemälde aus der Zeit und Schule ist der Geldwechsler von Quintin Meysys (1620), von sehr charakteristischen Formen, guter Zeichnung, sprechendem Ausdruck, vornehmlich bei dem Mädchen, und einem ganz vortrefflich wirkenden, bräunlichen Gesamttönen. Einzelne Stellen haben durch Verwaschen gelitten.

Von hohem kunstgeschichtlichen Werth sind die beiden Gemälde von der Anbetung der Könige. Der ältere Katalog hat das erste als „Alberto Duro“ aufgeführt; der neuere nennt, doch nicht ohne ?, Jan Mabuse und glaubt im zweiten die Hand des Jan van Calcar zu erkennen. Meine Ansicht geht dahin: beide Bilder sind von demselben Meister (ja ich glaube das auf beiden wiederkehrende Bildniß ist sogar das seinige), und dieser Meister ist derselbe Cölnische, welcher den Tod der heiligen Jungfrau in der Münchner Pinakothek gemalt hat. Es ist dieselbe Auffassung der Maria, dieselbe Auswahl aus den Naturformen, derselbe Geschmack in den (Renaissance-) Nebendingen, ganz dieselbe flüssige Behandlung des Farbenauftrags, unter welchem noch die Striche der Aufzeichnung zu erkennen sind. Nur sind in dem großen Bilde das Madonnenangesicht und das Kind von anderer Hand, wahrscheinlich übermalt, kalt und schwer.

Für einen großen Schatz der Galerie halte ich die Kreuztragung von A. Dürrer (1622), fast nur eine Zeichnung, aber von der höchsten Vortreflichkeit der Composition, reich an Motiven und mächtig im Ausdruck, edler als irgend eine derartige Darstellung von ihm; besonders wichtig durch den Umstand, daß sie eine seiner letzten Arbeiten sein dürfte, da sie die Jahrzahl 1527 trägt und er im April 1528 gestorben ist.

Das Bildniß des englischen Goldschmieds Thomas Worrett, ehemals in der Sammlung

zu Modena, und durch allerhand irrende Ideenassociation, worüber der Katalog in der Einleitung vollständige Auskunft gibt, als ein Werk des Leonardo da Vinci bis auf unire Tage ausgeführt, ist endlich seinem rechten Meister wieder zugestellt worden und wird nun wohl für immer als eines der bestgeeigneten, wenn auch nicht best colorirten und modellirten Bildnisse von Hans Holbein d. J. anerkannt und bewundert werden.

Es ist eine eigne, durch keine noch so herrliche Freude zu überschäpene Fügung, daß in der herrlichsten Gemäldegalerie der Welt, in der Dresdner, zwei Gemälde zusammengetroffen sind, die in ihrer Art die herrlichsten der christlichen Kunst sind, indem sie das reinste Ideal derselben, die Madonna, auf die vollkommenste Weise darstellen, und zwar in den beiden Sprachen, in denen vorzugsweise und eigenthümlich, nach ursprünglich national verschiedener Auffassung die christliche Kunst Gestalt gewonnen, in der italienischen und in der deutschen. Raffael's Madonna haben wir früher betrachtet und besprochen. Wir stehen nun am Schlusse unsrer Wanderung vor Holbein's, vor der deutschen Maria. Im voraus will ich bemerken, daß ich mich der Ansicht F. Kugler's, der das Bild nicht für das Original, sondern für eine Wiederholung der ehemals im Besitze des Prinzen Wilhelm von Preußen, nun der Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt befindlichen Tafel hält, nicht anschließe, weil die Behandlung des Dresdner Bildes mir viel breiter und freier erscheint, als auf dem Darmstädter, und als überhaupt bei zweiten Schöpfungen oder Nachbildungen denkbar ist. Ebenso wenig kann ich in der Erklärung des Gemäldes dem Katalog beistimmen, der in dem Kinde auf dem Arme der Madonna das Christuskind erkennen und sogar eine andre Auslegung in das Gebiet der „Sagen“ verweisen will. Da der Verf. desselben diesen Gegenstand mit großer Wärme auffaßt und mit Entschiedenheit behandelt (S. 21), so glaube ich, daß hier eine Besprechung desselben doppelt am Platze ist. Wenn er das am Boden stehende Kind „in seiner naiven, gefälligen Bewegung,“ bei „der traulichen, brüderlichen Haltung des ältern Knaben“ nicht für das Christkind halten kann, stimme ich ihm vollkommen bei. Das ist bei Holbein's klarem Sinn und seiner ausdrucks-wahren Darstellungsweise undenkbar, daß er den Christusknaben ohne alle Beziehung zur Welt oder zur Familie, nur mit der Betrachtung seines entblößten Arms beschäftigt auf den Boden stellen und von einem Mitgliede der betenden Familie, einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren, halten lassen sollte! Dagegen aber muß ich widersprechen, wenn er die Handbewegung des Kindes auf dem Arme

der Madonna eine „unzweifelhaft segnende“ nennt. Der Segen wird mit erhobener Rechten und halboffener Hand gegeben, nicht mit der gesenkten verwendeten Linken. Das ist vielmehr das Zeichen des Abschieds und der Beruhigung. Damit steht nun keineswegs die „ruhige, typische, fast gleichgültige Haltung der übrigen Familienglieder“ im Widerspruch;

verschwinden. Und das ist hier geschehen. Maria ist eine Heilige geworden, wie alle die andern, der selbstständige Gegenstand frommer Verehrung. Am wenigsten aber dürfte es dem geehrten Verfasser des Katalogs gelingen, das „Christkind“ auf Holbein's Bilde zu retten durch die Annahme, der Meister habe nicht die Fähigkeit besessen, es richtiger darzustellen.



Albrecht Dürer.

denn es wird nicht der Tod des Kindes dargestellt, sondern das Gebet der Familie zur Madonna, in deren Schutz sich alle ihre Angehörigen begeben, oder empfehlen werden. Das ist nun allerdings eine mehr moderne, als altchristliche, jedenfalls aber eine den Katholiken sehr geläufige Idee! An die „heilige Maria Mutter Gottes“ wird das Gebet gerichtet und sie ist es, unter deren Mantel (die Gemeinde, oder) die Familie sich sicher weiß. Das Christkind, nach der alten Vorstellung der eigentliche Beweggrund der Darstellung der Madonnenbilder, ist dabei in den Hintergrund getreten und konnte sogar nach der neuen Anschauungsweise ganz daraus

Wenn er sagt: „Der fast in allen altdeutschen Darstellungen ähnlicher Art mehr oder minder vorkommende Umstand, daß das Christkind immer weniger gelungen, als die Mutter und andere Figuren, hat offenbar zu dieser Deutung des Bildes Anlaß gegeben,“ so bedauert er nicht, daß „diese Deutung“ keiner andern „altdeutschen Darstellung ähnlicher Art“ gegeben worden, sondern ganz allein diesem Bilde Holbein's, der nicht nur außer demselben, sondern selbst auf demselben sehr unzweifelhafte Beweise geliefert, daß ihm Kinder so gut „gelangen“ wie Große, und daß er „gegen die Schwierigkeit der Aufgabe, gegen den Mangel des Studiums schöner Naturen, und

die unruhige Beweglichkeit der kleinen Modelle" durch seine Kunstfertigkeit vollkommen sicher gestellt war, wie wir an dem „jüngsten Kinde Meyer's, das er lebhaftig vor sich sah,“ mithin in der bedeutlichen „unruhigen Beweglichkeit,“ dargethan finden. Es heißt den Genius und das Vermögen Holbein's sehr tief herabsenken, wenn man ihn in der Darstellung

das ewige Leben gesichert ist. Noch liegen die Spuren des irdischen Leids in seinen Zügen, aber wie es sich vertrauensvoll der himmlischen Pilegerin anschmiegt, blickt es tröstend auf die Hinterbliebenen, von denen es für dieses Leben Abschied nimmt. Etwas ganz Neues bietet die Anordnung im Uebrigen nicht; von jeher wurden bei Altargemäl-



Hans Holbein.

des Christuskinde's von der zufälligen Beschaffenheit, Lage und Bewegung eines Modelles abhängig denken, wenn man — und gerade in seinen vollendetsten Werken — ihm eine vollkommen verkehrte Auffassung seines Gegenstandes Schuld geben wollte.

Wir haben also — das wenigstens ist meine Ansicht — das Bild der Himmelskönigin vor uns, deren Fürbitte und Gnade der fromme Bürgermeister Meyer sich mit den Seinen in andächtigem Gebet empfiehlt. Eingeschlossen in dieses Gebet ist vor allen das jüngste Familienglied, das der Tod ihnen entriß, dem aber im Arme der Mutter Gottes

den der Madonna zu Füßen die Bildnisse der Stifter in größerem oder kleinerem Maßstab angebracht. Wenn hier die Bildnisse einen ungewöhnlichen Raum wegnehmen, ja fast als die Hauptsache erscheinen, so ist eine solche Modification oder Umwandlung des Herkommens, wie überhaupt eine jede, so lange Leben darin ist, ganz naturgemäß; zumal wenn wir, was hier mit Sicherheit geschehen kann, annehmen, daß das Gemälde der Hausandacht, vielleicht gar nur dem Hauschmud bestimmt war.

Was nun aber die Madonna betrifft und Holbein's Auffassung dieses am meisten ver-

herrlichen Ideals der christlichen Kunst, so ist sie durch und durch deutscher Art. Schon van Eyk gab, im Gegensatz gegen die Italiener, seiner Madonna im Genter Altarwerk individuelle Züge; Martin Schongauer und Albrecht Dürer thaten es, sogar ohne Berücksichtigung der Schönheit; Holbein's Madonna hat Leben und Wirklichkeit wie jene, Herzschlag und Athem; mehr noch: alle Züge bis auf den kleinsten, sind deutsch; aber sie sind zu gleicher Zeit im höchsten Grade schön! Diesen Zügen und Formen vermählt sind jene Eigenschaften der Seele, für welche die italienische Kunst die Träger aus einer überweltlichen, idealen Welt geholt: heilige von der rührenden Bescheidenheit gemäßigte Würde, fleckenlose Keinheit und innige Muttergüte. So ist sie es, die das Auge von dem trefflichen Sinnbild deutschen Familienlebens, von dem mild-ernsten Hausvater und den beiden Söhnen, deren jüngerer — wie er entkleidet da steht — sich naiv und neugierig betrachtet, von der weniger geist- als demuthsvollen Hausfrau und ihrer gleichgestimmten Schwester und Tochter, immer wieder mit Allgewalt auf sich zieht und jedem nur leidlich empfänglichen Gemüth den Eindrud von Seelenruhe und innern Frieden gibt und zur herrschenden Empfindung macht.

Und mit diesem schönsten Segen der Kunst lassen Sie uns aus der Sammlung scheiden, die gerade an dieser himmlischen Gabe überreich ist und dankbar die Stadt preisen, die solche Heil- und Lebensquellen in ihren Mauern hat und eine Regierung, die sie mit großer Gastlichkeit aller Welt zugänglich macht und erhält.

Die

Theater in London.

Tagebuchermittlungen von

Dr. Julius Rodenberg.

Wenn es wirklich ein Trost wäre, für eigenes Mißgeschick sich mit dem noch größeren seines Nächsten zu trösten: so hätten wir allerdings Grund genug, uns über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne zu beruhigen, wenn wir den der englischen betrachten. Man kann sagen, daß in Deutschland bei einer dramatischen Production, die zwischen den Polen der äußersten Monotonie und der äußersten Effecthölzererei unsicher hin- und herlavirt, und bei einem Geschmack des Publicums, der zwischen Prüderie und Blasphemie auf- und niederschwanzt: daß grade

jezt ein Interesse für's Theater, sowohl bei den Dichtern als auch im Publicum lebt, wie kaum in seiner classischen Zeit. Wir haben keinen Mangel an guten Schauspielern, und was die Oper betrifft, so wissen wir ja, wie grade jezt zwei musikalische Richtungen in einen Streit miteinander gerathen sind, der uns noch lange in Spannung halten wird. Von dem Allen ist in England keine Spur. Die dramatische Production ist in die Hände des Handwerks gefallen. Außer Douglas Jerrold — dessen zu frühzeitiger Tod uns und alle Verehrer der englischen Literatur jüngst erschüttert hat — und etwa noch Tom Taylor und Charles Reade hat sich schon lange kein Autor von Distinction mehr am Theater betheiliget. Was der Tag bringt, sind nur Poffen und Uebersetzungen. Und wie denn das zu gehn pflegt — man übersteht nicht Kolière, nicht einmal Scibe; aber man übersetzt Dumas und dramatisirt Sue. Man versucht kein Drama von Schiller oder von Goethe, aber man holt Kogebue hervor und spielt Galm's Oriseldis. „Wir haben keine Schauspieler und kein Publicum mehr!“ ruft Douglas Jerrold aus. Es ist wahr, daß die große Masse der englischen Schauspieler Handwerker sind, wie die Fabrikanten der Stücke, die sie spielen. Allein es gibt auch hier Ausnahmen; für die feinere Komik sind Murdoch vom Haymarket-Theater und Robson vom Olympic vortrefflich; für die Shakspeare'sche Komik hat das Theater von Saddle's Wells viele gute Kräfte, aber für die Tragik befriedigt weder Phelps noch Kean, obwohl sie als die Sterne am Theaterhimmel Londons gefeiert werden.

Was Douglas Jerrold über das Publicum sagt, ist buchstäblich und unbedingt zu nehmen. Das Londoner Theater hat kein Publicum, wenigstens kein urtheilsfähiges mehr. Der Besuch des Theaters ist schon lange aus der Mode gekommen, ja er ist durchaus unrespectabel geworden. Aber es ist nicht bloß die Aristokratie, die sich zurückgezogen hat — sie würde nicht den Ausschlag gegeben haben. „Es ist vornehmlich,“ wie Karl Uhlv (Brochhaus' Gegenwart, XI, 358) sehr richtig bemerkt, „das nationalöconomische und zugleich sehr fromme und sehr materielle England, die respectability der Mittelclassen, welche sich heutzutage dem Theater feindselig gegenüberstellt.“ Die „respectability“ geht nur an die Börse und in die Kirche; die Aristokratie läßt doch mindestens noch den Besuch von Her Majesty's zu. Die Oper — bei der jedoch vom Kaufenschlager bis zur Primadonna Alles Italiener, Deutsche und Franzosen sind — ist mit in den Kreis des salubriablen Lebens aufgenommen worden. Wunderbar genug — der Zweig der dramatischen

Composition, in welchem England so durchaus unfruchtbar ist, daß es nicht einmal einen Versuch gewagt hat — dieser Zweig wird protegirt! Protecirt freilich, wie man Piver, den Parfümeur von Regentstreet, und Moses, den großen Modisten von Holborn protegirt. Die Oper ist vollständig aristokratische Passion. Sie wird mit den Parlamentshäusern im Februar geöffnet und mit den Parlamentshäusern im August geschlossen. Sobald Buntinghampalace und Kensingtongardens verlassen werden, wandert auch die Schaar der Sänger und Sängerinnen aus, um die Vorbeeren der Residenz mit dem Golde der Provinzen zu legiren. Im October und November lehren sie, auf der Durchreise nach dem Continente, auf kurze Zeit nach London zurück, und es beginnt die kurze Nachsaison, zu der Alles strömt, was von der eigentlichen „Season“ ausgeschlossen war, und in welcher sich die Künstler und Künstlerinnen schließlich auch noch das Reisegeld verdienen. Diese Nachsaison hatte eben begonnen, als ich (im Herbst 1856) nach London kam. Zuerst trat Signora Piccolomini, das enfant gâté der letzten Saison, von ihrem Triumphzug durch das britische Reich lorbeerbeladen nach London zurückgeführt, in Her Majesty's Theater auf, jedoch nur zweimal, da ihr beginnendes Pariser Engagement ihr kein öfteres Erscheinen gestattete. Das Publicum, vor dem sie diese beiden Male sang, war zwar weniger vornehm, als das Sommerpublicum, aber mo möglich noch enthusiastischer; mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte es den schönen Südstern, der im Rebel der Londoner Octobernacht vor ihm aufging. Am ersten Abend trat die Piccolomini in „Don Pasquale“ und „Die Tochter des Regiments“ auf; am zweiten in ihrer Glanzpartie, der Verdischen „Traviata.“ Diese, daszamal allerneueste Oper des italienischen Meisters ist bekanntlich die in Musik gesetzte „Dame aux Camélias;“ alle Lorettengefühle, der ganze Faubourg Montmartre ist hier in Musik vermandelt worden; alle Champagnerhöpfer der Maison dorée fliegen darin und sie enthält Auftritte, gegen welche die unvergleichliche Sockfene in Nigoletto nur ein schwacher Versuch gegen die Nesthetik ist. Das galante Frankreich spielte in der Traviata dem ehrenfesten England einen Trampf auf. Auch hatte, wie derzeit die Blätter meldeten, im katholischen Dublin der Erzbischof gegen die fernere Aufführung dieser Oper protestirt; allein der Gouverneur entschied sich, auf Grund der englischen Rechtsanschauung von der Unzulässigkeit einer solchen Prohibitivmaßregel, zu Gunsten der Traviata und London, die Hauptstadt, des Glaubens ohne Philosophie und Kritik“ (um uns eines damals gebrauchten Ausdrucks der „Ti-

mes“ zu bedienen), applaudirte und war hingerrissen. Freilich — Signora Piccolomini ist das lieblichste Wesen, das je auf den Brettern von Her Majesty's gestanden hat. Ihr Auge hat Feuer, ihr Gesang Stuth, ihr Spiel Leidenschaft und außerdem ist sie Italienerin und schön und jung! — Und man muß nur die Augen gesehen haben, mit welchen die Männer mit braunem und die mit grauem Haar das Bild der Unvergleichlichen, das an allen Ladenfenstern von Orfordstreet und Piccadilly aushing, betrachteten: man muß gesehen haben, wie sie der wunderbar zarten Biegung des vollen Arms folgten, dessen feine, langgestreckte Hand das Champagnerglas an die schwellenden, halbgeöffneten Lippen führte, während die Wimpern sehnsuchtrunken das große, dunkle Auge halb verhüllten: das muß man gesehen haben, um zu begreifen, daß London gelegentlich doch auch sehr gefühlvoll sein kann! —

Den beiden Opernächten in Her Majesty's folgte auf dem Fuße ein Cultus von zweimal sechs Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft in Durylane. „Signor Mario und Madame“ Grisi und „Herr Normes“ entzückten das Publicum in Norma, Barbier und Lucrezia Borgia, und da nicht die hohen Opernpreise, sondern die ermäßigten Lizen des Schauspiels galten, so waren die Häuser gedrückt voll. Italienische Nächte für gewöhnliche Preise. . . Das war auch eine Art Caviar für's Volk! —

Damit aber war der musikalische Nachsommer zu Ende! Sang und Klang verstummten und die Tragödie, das Lustspiel, die Farce gingen in ungestörter Monotonie ihren Weg von Samstag zu Samstag. Am Glänzendsten eröffnete Kean die Winteraison des Princeß-Theaters mit dem Luststück „Vizjarro“, welches sich vom 1. September bis an's Ende des November auf dem Repertoire und in der unerschütterlichen Gunst des Publicums behauptete. Dieses von Sheridan nach der Kopzeischen „Sommernungrau oder die Spanier in Peru“ bearbeitete Stück erschien auf der englischen Bühne zuerst 1799, also zur Zeit, da er selber noch florirte, er, der da „schmierte, wie man Stiesel schmiert.“ Seine Vorbeeren aber sind schon nach dem ersten halben Jahrhundert verrotzet und zu Staub geworden. Rühren wir uns nicht bei unsern Brüdern jenseits des Canals für seine Wiedererweckung bedanken? Während sich bei uns ein Theaterdirector in Thora oder Keise erst lange besinnen würde, wenn ein Schauspieler aus der alten Schule zu seinem Venefiz „Menschenhaß und Neue“ geben möchte: so macht das erste Theater der ersten Stadt in der Welt mit einem Stücke, das an Werth noch weit unter jenem genannten steht, drei

Monate lang und sechsomal in jeder Woche volle Häuser! — Mein erster Theaterbesuch galt natürlich dem Stüde, von dem alle Zeitungen sprachen, alle gelesenen Leute erbaut und alle Mädchen gerührt und zu Thränen hingewiesen waren. Ich erinnere mich, daß ich an jenem Abend das Theater ganz empört verließ. Das Drama laborirt an allen Fehlern, die ein Drama möglicherweise nur haben kann. Sein Hauptfehler ist, daß es keinen Helden hat. Dafür wird ein Säugling durch alle fünf Acte hindurchgeschleppt, um den sich die ganze Handlung dreht, und der darum schließlich so widerlich wird, als er im Anfange nur lächerlich war. Auch gespielt wurde unerträglich. Das Sprechern und Sprechern passte ganz; zu widerlich sind und Aufzügen, und die Musik dazu krönte das Werk. Allein Kean selbst verlangt in seinen programmartigen gefassten Theaterzetteln, daß seine Auführungen von einer andern Seite betrachtet und gewürdigt werden. Er nennt sie „historical Illustrations,“ und hat sie nicht bloß mit außerordentlicher Pracht, sondern auch mit einer historischen Treue und antiquarischen Genauigkeit ausgestattet, über die er in gelehrten Abhandlungen zu seinen Ausgaben der von ihm dargestellten Stüde noch besondere Rechenschaft abzugeben pflegt. Historische Treue und antiquarische Genauigkeit haben auch für das Kunstwerk ihren secundären Werth; aber aus der Bühne eine Maritatenlammer zu machen: das zeugt doch von einer bedenklichen Verwirrung der ästhetischen Begriffe! Das zweite Zug- und Spectakelstüde, das auf Princestheater im November erschien, war der Sommernachtsstraum mit der Mendelssohn'schen Musik. Ich denke noch mit Freude an den Abend, da ich dies liebliche Gedicht in meinen Knabenjahren zuerst in meine sehnsüchtige Seele aufnahm! Ich war damals noch sehr jung und betrachtete das Theater noch als eine andere und eine höhere Welt. Als ich von meinem Galeriesty in die Kühle des Herbstabends hinaus trat, leuchteten die Sterne über mir. „Auf diesen Sternen wohnen Shakspeare und Mendelssohn zusammen!“ dachte ich. „Könnte ich doch erst auf diesen Sternen wohnen!“ — Als ich diesmal, zehn Jahre später und in London den Sommernachtsstraum wieder sah, da gab es keine Sterne und keine Sehnsucht mehr. Ich war ganz kalt geblieben. Die Musik, obwohl sie auch so noch ihren Zauber nicht ganz verlor, ward von einem schwach besetzten Orchester durchaus unangemessen executirt und sinnlos verstümmelt; die zarresten Partien unterbrach das heisere Getöse der Weiber: „Sodawater, Limonade, Gingerbeer, Bottle of Stout,“ das sich gleichmäßig von allen Seiten und überall auf gleiche Weise ungenirt mit

den Feenschören vermischte. Außerdem waren Tänze eingelegt, von denen der erste allerdings nach dem schönen Chore der Vicemädchen aus dem Weber'schen Oberon, vier oder fünf aber nach dem eben in Piccadilly-Saloons und Holborn Casino getanzten Polka-Mazurka's und Barbotiana's arrangirt waren. Allein aber setzte der Einsall die Krone auf die verschiedenen Zaubereien mit einem Liebes Oberon's oder Puck's einzuleiten, welches auf eine Stelle aus dem Allegro der — Sonate pathétique von Beethoven — gebichtet worden war. Dies in usum delphini! Die Darstellung war unbedeutend, den Charakter eines Schauspiels hatte sie ganz verloren. Alles ging in der Ausstattung auf, die nun allerdings prachtvoll über die Rassen war. Allein auch hier störte das Uebermaß, das Arrangement war zu überladen und unterbrach fast vollständig das Verständniß der Handlung. Einzelne Momente waren freilich zaubernd. So der Feentanz auf einem Klippenrande. Blau und düstlich fiel der Mondenschein in die dunkelgrüne Schlucht, seine Flimmern blühten in den Diamanten der Feenschleider und die Schatten der Tanzenden schwebten über den gelblich erhellten Steinboden. Sehr unangenehm aber fiel mir's auf, die Rolle des Puck in den Händen eines höchstens zwölfjährigen Mädchens zu sehen, das ganz ungeberdig schrie und im Grunde eigentlich gar kein Spiel hatte. Die Engländer haben die Keigung, Kinder auf der Bühne erscheinen zu lassen, vielleicht als Reminiscenz aus jener Zeit übrig behalten, wo die „Children of the Chapel“ ein so wichtiger Bestandteil des Schauspielerspersonals waren. Aber sie vergessen, daß damals die moderne Bühnenkunst in ihrer Entwicklung erst begann. Zudem, wenn auch Puck im Märchen als ein kleines, leichtbewegliches Wesen, gewöhnlich sogar als dreijähriges Kind erscheint: so kann er doch niemals in dem in Rede stehenden Drama durch ein Kind gespielt werden; vielmehr ist sein neckisches Spiel so fein nuancirt und muß, um zugleich energisch zu sein, nicht zu scheinen und zauberhaft zu bleiben, so tief durchdringt sein, daß von allen Rollen, die jemals geschrieben sind, keine sich weniger für die Darstellung durch ein Kind eignet.

Wie unbefriedigt ich auch beim zweiten Besuch Princestheater verließ, kann ich gar nicht sagen. Kean's künstlerische Intentionen beschränkten sich auf das, was bei uns Sache des Maschinisten, des Decorationsmalers, des Theaterschneiders ist. Der eigentlich dramatische Sinn geht bei ihm leer aus, man befindet sich im Princestheater wie in einer Kunstgalerie oder einem Panoramata. Götting erdrückt von der Wucht des glänzenden Apparats empfand man kaum, daß „Byrrro“

eine der erbärmlichsten und der „Sommer-
nachtsstraum“ eine der lieblichsten Schöpfun-
gen der dramatischen Kunst ist.

In Etwas ausgeföhmt mit der englischen
Schauspielkunst ward ich im Drurylane-
theater. Durch die Gänge und Hallen die-
ses Hauses schreiten noch — wie Geister —
die Erinnerungen der guten, alten Zeit; es
steht auf dem Plage, wo das Cock-pitt ge-
standen hat. Auch innen erschien mir Alles
freundlicher; Umfang und Bauart erinnerten
mich an die große Oper zu Paris. Aufge-
führt wurde „Love,“ ein würdevoll gehal-
tenes und in seiner Einfachheit bewegendes
Drama von Sheridan Knowles. Welch ein
fürstliches Weib, diese Herzogin! Und wie
herrlich schreitet sie von der Höhe ihres Thro-
nes zu der feinen Menschlichkeit des lieben-
den Weibes herab! Wie führt dagegen die
Liebe den unglücklichen Sklaven durch alle
Stadien eines erschütternden Seelenkampfes
die Stufen empor, bis er sich an ihrem Her-
zen findet! Beide Rollen wurden vortrefflich
und mit dem gleichen künstlerischen Maße von
Mrs. Walker und Mr. Anderson gespielt. —
Den Beschluß dieses und einer ganzen Reihe
von Theaterabenden in Drurylane machte
eine Parodie auf den Bizarro des Prince-
theater. War Kean's Zettel bloß zwei Sei-
ten lang, so ergoß Smith, der Manager von
Drurylane, sich auf drei langen Seiten mit
vielen Behagen aber wenig Wit. An über-
flüssigem Wit litt auch die Durliese selbst
nicht sehr. Man mußte sich Mühe geben,
wenn man lachen wollte. Ein guter Einfall
jedoch war es, den Säugling aus dem echten
Bizarro in einen „jungen Gentleman“ zu
verwandeln, der auf einem Hohlwagen vom
Anfang des Stüds bis zu seinem Ende durch
Paläste, Tempel, Schlachten und allen sonstigen
Scandal hindurchgefahren wird. Was
übrigens die Pracht der Ausstattung anbe-
langt, so gab der falsche Bizarro seinem Ori-
ginal nichts nach.

Für classische Vorstellungen ist Saddler's
Well's Theater das beste. Ich sage nicht, daß
es gut sei; es ist nicht schwer, das beste zu
sein, neben Concurrenten, wie Prince- und
Haymarkettheater. Aber Saddler's Well's bleibt
immerhin bemerkenswerth, weil es auf seinem
Repertoire fast ausschließlich classische Stücke
und unter ihnen zumeist Shakspeare'sche hat,
von denen einige vortrefflich gespielt werden.
Es liegt in einer Gegend von London, die
man nicht zu den fashionablen zählen kann,
und wird zur einen Hälfte von niedern Mit-
telstände besucht, den ein niedriges Entree
heranzieht, und zur andern Hälfte von Deut-
schen, die für Shakspeare noch immer mehr
Liebe und Verehrung haben, als das Volk,
das ihn geboren. Das Haus ist schlicht, fast

dürftig; es erinnert an die Theater der obren
Boulevards in Paris. Die erste Vorstellung,
der ich in diesem Hause bewohnte, war die
der „Lustigen Weiber von Windsor“ und ich
kann nicht anders sagen, als daß sie mich in
jeder Weise zufrieden stellte. Phelps, der in
Bildung und Erfahrung sich reichlich mit Kean
messen kann, obshon er auf seinen Zetteln
nicht so viel Wesens davon macht, spielte den
Falstaff unübertrefflich. Wie mußte man die-
sen dicken, hochmüthigen, grunzenden Kerl so-
gleich lieben! Man weiß, mit welcher Vor-
liebe Shakspeare diesen Charakter gezeichnet
hat. Er ist hinterlistig, er ist tückisch, er ist
feig, großsprecherisch, ein Trunkenbold und ein
Wüstling, er hat tausend Fehler und nur die
eine Tugend: nicht langweilig zu sein. Aber
mit dieser Tugend erodert man die Welt.
Sir John Falstaff ist die löstlichste Figur,
welche die Komik aller Jahrhunderte und aller
Völker erfunden hat. Man möchte zwar um
Alles in der Welt nicht, daß er in seinen
Liebesaventuren und sonstigen edlen Absichten
reäufirte: aber man nimmt unwillkürlich Par-
tei für ihn, man möchte ihm nicht zehn Bence
borgern, um ihn aus den Händen unwürdiger
Gläubiger und grober Wirthe zu befreien,
aber man würde unbedenklich zehn Schillinge
aufwenden, um ihn durch ein paar Flaschen
Sect in guten Humor zu bringen. So spielte
Phelps den Falstaff; und ich glaube, daß es
die Art war, wie er gespielt werden muß.
Auch Meagerson, dem Darsteller des Wirths,
gelingt seine Rolle so gut, wie sie einem deut-
schen Schauspieler niemals gelingen würde,
wenigstens nicht einem, der englische Sitten
und englische Zustände nicht genau studirt
hat. Denn der Wirth dieser Komödie ist der
englische „host,“ nicht bloß, wie er vor zwei-
hundert Jahren war, sondern wie er noch
heute ist und noch so lange sein wird, als es
Public-Houses gibt und Menschen, die Ale
und Porterbier trinken: derb, selbstbewußt
und bei aller Hegelei gutmüthig und immer
lustig. Auch Pistol mit seinem schiefen Schnau-
bart, der richtige Vagabond mit Troß und
kurzendem Wesen, fand in Mr. Haywell,
sein College Nym, der den Bramarbas „her-
ausbeissen“ möchte, obwohl ihn die Natur
und die Laune des Dichters zu einem herren-
losen Lamm geschaffen hat, in Mr. Fenton
einen geschickten Repräsentanten. Ueberhaupt
läßt sich die außerordentliche Wirkung, die
dieses Lustspiel hervorbrachte, besonders da-
durch motiviren, daß die von Shakspeare
aus dem vollen Londoner Leben herausgegriffe-
nen Figuren, die noch heute eine gewisse ty-
pische Bedeutung haben, von den Darstellern
in Saddler's Well's richtig erkannt und treu
wiedergegeben wurden. So erschien in Glen-
der nicht bloß der pretentöse, fälschliche Land-

junker, sondern auch der Glocestershiremann; so wußte selbst der Darsteller des Rugby die gutmüthige Plumpheit, die Schakspere diesem Charakter durch die Localisirung desselben als eines Efficershiremannes gab, auszudrücken, wodurch sich denn allerlei komische Situationen mit dem französischen Doctor Cajus ergaben, der seinerseits gleichfalls, sowie auch der walisische Pfarrer geistvoll localisirt waren. Die Ausstattung war prunklos, aber mit Geschmack treu im Geiste der Dichtung gehalten; die Straßen und der Park von Windsor führten uns durchaus in die Zeit, wo die königliche Elisabeth darin residirte und auf solchem Boden machte denn eine Reihe von offenbar traditionell aus Schakspere's Zeiten stammenden komischen „dumb shows“ (Pantomimen), wie z. B. Verwechslung der Verräthen, Aneinanderrennen der Personen u. s. w. die ergötzlichste Wirkung. — Es war in der That eine Mustervorstellung, obgleich sie nur vor Handwertern, hembärmeligen Arbeitern und einem Parterre voll Buchhaltern, Hauslehrern und Zeitungsschreibern aus Teutschland gespielt wurde. — Sogleich die zweite Vorstellung, der ich in Saddler's Well's bewohnte, zerstörte die schönen Illusionen, welche die erste bei mir erweckt hatte. Man gab Schakspere's „Simon von Athen.“ Das Stück an sich enthält viel Unbefriedigendes, es ist wahr; aber unverständige Kürzungen und nicht motivirte Auslassungen trugen nur dazu bei, jenen unangenehmen Effect zu erhöhen. Phelps, der in der That ein eminenten Darsteller Schakspere'scher Charaktere ist, war in einigen Scenen wahrhaft groß und unvergleichlich; so zuerst im Kreise seiner falschen Freunde, in dem Austritt mit seinen drängenden Gläubigern und endlich in dem letzten Gastmahl, wo er wie ein Kiesel gegenüber dem Geschmeiß seiner Schmeichler steht, wie ein Gott auf den Trümmern einer nichtswürdigen Welt. Aber wenn er der Stadt flucht, indem er von ihren Wällen den letzten Blick auf sie wirft, wird er von der englischen Manier zu schreiben und zu toben, hingerissen, und diesen Charakter trug sein Spiel bis an's Ende. Vollends vernichtet ward jeder künstlerische Eindruck durch den Coulisensschwandel, womit das Trauerspiel endete und Phelps — nicht zu seiner Ehre! — dem Prince's Theater Concurrency machen zu wollen schien. Daß Athen in wandelnden Bildern vorüberzog, mag angenehm überraschend genannt werden, obwohl man es weder wahr noch künstlerisch nennen darf; aber daß nun auch ein Wandel der Kriegsmaschinen, der Balisten, Widder, Thürme und Fallbrücken, der Schlinggewächse, Bäume, Hügel und Thäler beginnt und zwar nur, um den Zuschauer an's Grab Simon's zu führen, hinter welchem

die See und die untergehende Sonne den Effect erhöhen müssen, den die von diesen Theaterschwindlern an's Ende verlegte Grabchrift des gestorbenen Menschenhassers machen soll: das wird auch auf das harmloseste Gemüth eher den Eindruck einer Jahrmarktshütte als den eines weltstädtischen Theaters machen. Nach der Vorstellung fragte mich der Theaterreferent der Times, wie mir das Alles gefallen habe? „Ich halte es für Humbug!“ sagte ich. — Seit jenem Abend hat er mich nicht wieder gefragt, wenn er mich in den Gängen des Theaters oder im Buffet traf. —

Für das nationale Lustspiel, oder um mich genauer auszudrücken: für das Lustspiel, welches vom Ende des siebzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in England geübt worden ist, bleibt Haymarket Theater immer das eleganteste und beste. Das Haus ist in seinem Innern das schönste von allen Schauspielhäusern Londons. Es ist geräumig, bequem und in jeder Beziehung, für das Auge und Ohr gleich gut gebaut. Auch gespielt wird hier im Ganzen gut und jedenfalls viel feiner, als in irgend einem andern Theater Londons. Durch die Räume dieses Hauses weht noch der leichte freie Geist aus dem Zeitalter der Königin Anna und seine Autoren sind Paraguar, Congreve, Vanbrugh, Garrick, Sheridan. Vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts war auch des Stück, welches ich in Haymarket aufführen sah: „The Dramatist“ von Francis Reynolds. Es ward mit Leichtigkeit, gutem Humor und Geschick gespielt; und das an sich nicht grade sehr bedeutende aber an komischen Situationen nicht arme Stück nahm sich ganz gefällig dahin. Puckton, der sonst einen sehr großen Ruf bei seinen Landsleuten besitzt, gab die Rolle des „Ermi“, eines stets gähnenden und immer gelangweilten Lords etwas manirirt; am besten war der, nach tragischen Situationen jagende und jede Bemerkung, die sich möglicherweise in einem Drama verwenden ließe, häufig in sein Taschenbuch notirende „Bapid“ des Mr. Murdoch. Der eigentliche Magnet dieses Theaterabends und einer ganzen Reihe vor und nach ihm war jedoch Perea Rena, die schöne spanische Tänzerin mit ihrer Truppe; denn schöne Spanierinnen tanzten bekanntlich diesseits und jenseits des Canals nie vor leeren Häusern! Aber ich will freimüthig bekennen, daß auch mir Perea Rena und ihre tanzenden Gesährtinnen sehr wohl gefallen haben. Gruppen-tanz hat für poetisch gestimmte Gemüther immer viel Anregendes; ja, die Poësie des Tanzes offenbart sich einzig in der Gruppe. Sie ist gleichsam das Orchester; und so wenig der Virtuoso ohne dieses, ebensowenig kann

die Solotänzerin ohne jene künstlerisch wirken. Dann fiel mir auch auf, daß der Mann als Solotänzer nicht auftreten dürfe, ohne Etwas zu unternehmen, was ihn herabwürdige und anstatt künstlerischer Befriedigung leicht Widerwillen erregt. Es bedarf der Tanz, um an sich schon zu sein, der weichern Formen des Weibes. Hier war Alles vermieden, was hätte födren können und Alles gethan, was die Reize des Tanzes und der Tanzenden erhöhen konnte. Das Ensemble und das Arrangement war von einer Lebhaftigkeit und poetischen Fülle, die diese Gesellschaft — als Ganzes betrachtet — Alle überragen ließ, was ich bis dahin — selbst in Paris — gesehen hatte. — Eine höhere Bedeutung hat das Haymarket-Theater nicht. Das Höchste, was man von ihm sagen kann, ist: daß es „amüsan“ ist; und in der That wird es auch zumeist von Fremden, Bergnügungsreisenden und allen Denen besucht, die später bei Cunn oder Scott zu soupiren und lange nach Mitternacht nach Windmillstreet und Leicester-square zu gehen oder nach Mary-le-Bone zu fahren pflegen. —

Für das moderne Lustspiel ist das Olympic-Theater, in einer Nebengasse des Strandes gelegen, die herkömmliche Bühne. Das Haus ist nicht sehr groß, aber es sieht gut aus, ist hübsch decorirt und wird von einem ziemlich anständigen Publicum besucht. Die Lustspiele des Abends waren: „Tit for Tat“, in welchem — ähnlich unserm deutschen „Er ist nicht eifersüchtig“ — die Lächerlichkeiten eines eifersüchtigen Ehemanns ganz ergötzlich dargestellt werden, und „A model of a wife“, welches von demselben Verfasser, Alfred Wigan, aber sehr viel inhaltsloser und reine Farce ist, als welche es sich denn freilich auch gleich auf dem Theaterzettel ankündigte. Die englische Farce ist von unsrer deutschen Posse sehr verschieden: in der deutschen Posse ist doch immer noch ein Fünflchen poetischer oder künstlerischer Intention, während die englische Farce durchaus auf den tollsten Unfinn und die reine Possencrei gebaut ist. Von den Acteurs in Olympic ist Mr. Kobson der renommirteste; neben ihm, durch seine derbe und gesunde Komik gefiel mir Mr. Rogers am Besten.

Von den Theatern des Strandes spielte das Lyceum die Dumas'schen „Rusletiere“, noch dazu in einer höchst dürftigen Bearbeitung, und Adelphi das Spectaclestück „Vespègor“, welches dem Strand-Theater Gelegenheit zu einer parodirenden Farce gleichen Namens gab. Dies Theater ist eine bemerkenswerthe Specialität des Londoner Kunstlebens; bemerkenswerth freilich im schlechten Sinne. Das Haus ist klein, ziemlich dunkel und unfreundlich, wird von einem nicht sehr

gewählten Publicum besucht, bringt ausschließlich Burlesken zur Darstellung und meist Parodien auf solche Stücke, die eben en vogue sind. In dem parodirten Vespègor sollte das niedere Künstlerleben, genauer: das Bagabundenthum dargestellt werden. Es erreichte oder überstieg vielmehr mein Gefühl für das äußerste Maß des Schädlichen, die Helbin von einem tohen Manne und ihren Gemahl von einem zarten Mädchen gespielt und als ihren Sproßling einen rothhaarigen Bajazzo — wieder ein unangenehm schreiendes Kind — agiren zu sehen. Darf selbst die Parodie zu widerlich berührenden Mitteln ihre Zuflucht nehmen? Und wenn man sich schon entristet von der Farce abwenden muß, da sie in der Regel Nichts als den harmlosen Blödsinn intendirt: was soll man da erst zu den Strand-Burlesken sagen, die sich principiell gegen Alles aufzurichten scheinen, was man im künstlerischen Leben als Aesthetik und im socialen als Anstand zu respectiren pflegt? Man stellt in Bezug auf seine humoristisch-satirische Tendenz das Strand-Theater oft neben den Punch; ich weiß nicht mit welchem Rechte, da ich den Punch stets mit großem Vergnügen gelesen und die Burlesken des Strand-Theaters nie ohne große Entrüstung gesehen habe. Aber sei dem nun, wie ihm wolle: Punch gehört nicht auf die Bühne und wenn eine Kunstianstalt sich von dem Polichinellisten nur durch glänzendere Coulißen und kostbarere Costüme unterscheidet, so bezeichnet das allerdings einen Punkt, an welchem sich der Anfang und das Ende der Kunst auf eine höchst bedenkliche Weise berühren. —

Ehe ich meine Leser in die Theater des „volgus profanum“ führe, muß ich noch einer ganz eigenthümlichen Bühne gedenken, des Soho-Theaters. Das Haus ist erbärmlich genug, von Zimen sowie von Außen; bemerkenswerther wäre schon der Umstand, daß man hier den Wacbeth mit einem Trappenzimmer in der Titelrolle auführt. Allein da ich dies nur gehört und nicht selber gesehen habe, so steht mir keine Beurtheilung dieser Curiosität zu. Dagegen habe ich einen andern Theaterabend dafelbst erlebt, wie ihn ein continentaler Schriftsteller gewiß noch nie erlebt hat. Eine französische Gesellschaft spielte zu der Zeit im Soho-Theater und man gab an jenem denkwürdigen Abend mehrere kleine Boudevoilles. Das Publicum war nicht sehr zahlreich, aber in der Dunkelheit der oberen Räume verborg sich eine Menge verdächtiger Gesichter. Kaum war der Vorhang zum erstenmal aufgegangen, als bereits ein unmodirtes Gemurmel von Oben vernehmbar ward. „Wir können Nichts sehen!“ schrie ein Herr von der Einlen. „Wir können Nichts

hören!“ ein Andrer von der Rechten. „Zur Ruhe! Zur Ruhe!“ riefen ein paar Stimmen aus dem Centrum. Das Spiel auf der Bühne ging unbelümmert weiter. Die zweite oder dritte Scene führte eine allerliebste kleine Soubrette auf die Bretter; ihr Erscheinen gab das Signal zu einem solchen Gebrüll auf der Galerie, daß man unwillkürlich zusammenfuhr. Man konnte fürchten, es sei oben ein Unglück geschehen. Allein die Besürchtung wurde umgehend widerlegt. Es erhob sich im Parterre ein halbes Duzend Männer und eben so viel Stöße. „Schweig still!“ riefen die Parterre-Leute, „sonst werden wir Euch mit diesen Stößen durchsprüngen.“ Es war ein rechtes Glück, daß sich zwischen den Parteien einige Stockwerke Zwischenraum befanden, sie würden sich sonst geprägelt haben. Da sich indessen beide Theile für diesmal bei der Drohung beruhigten, so ging das Stück, nach kurzer Unterbrechung, weiter und wäre beinahe glücklich zu Ende gebracht worden. Schon war der zärtliche Vater auf dem Punkte, die Hand der glücklichen Tochter in die des glücklichen Liebhabers zu legen, als auf einmal der Scandal wieder losbrach und zwar so furchtbar, daß die beiden Glücklichen auseinanderstoben, die Tochter in die Coufisse links, der Liebhaber in die Coufisse rechts, und der zärtliche Vater an die Lampen vortrat. „Meine Herren“ rief er, indem er die Perrücke abnahm, die aus dem verzweifeltsten Theaterdirector einen zärtlichen Vater gemacht hatte, „meine Herren! Ich weiß, daß gegen uns eine Intrigue gespielt wird, so malignos, so unerhört nur je eine gespielt worden ist. Ich klage Niemanden an; aber ich versichere Allen bei meiner Ehre, daß bei der nächsten Störung der Vorhang mit einem Eclat fallen wird, wie ihn vielleicht von der höchst ehrenwerthen Versammlung Niemand noch hat fallen sehen.“ Sogleich standen auch die sechs Männer im Parterre wieder auf und schworen, daß sie unerbittlich Jedem halb todtschlagen würden, der wieder einen Versuch der Störung machen würde. Der Theaterdirector, durch diesen Schwur beruhigt, setzte seine Perrücke wieder auf, die beiden Glücklichen kamen aus den Coufissen und der Vorhang fiel für diesmal ohne den angekündigten Eclat. Doch kaum hatte er sich nach einer Viertelstunde wieder erhoben, kaum war die allerliebste, kleine Soubrette vorgetreten, um eins jener Liedchen vorzutragen, wie man sie in den Cafés chantants der Elysäischen Felder von Paris hört: als das brutale Poltern und Pochen die Stille des aufmerksamen Hauses auf's Neue störte. Das arme Mädchen ward zuerst ganz roth — sie lächelte — dann versuchte sie's, weiter zu singen; aber schon

quollen ihr die bicken Thränen aus den Wimpern und mit dem Ausruf: „Das ist schändlich! Mein Gott, das ist höchst schändlich!“ sank sie erschöpft auf einen Stuhl nieder und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Inzwischen war auch schon der Director vor den Lampen erschienen. „Meine Damen,“ sagte er, „und meine Herren! Es befindet sich in diesem Hause ein Mann — ich kann ihn mit Fingern zeigen, denn sitzt er, am dritten Ständer der Galerie links — ich kann ihn mit Namen nennen — er heißt Mr. M.... Dieser Mann erschien, nachdem wir dreimal hier gespielt hatten, in der Wohnung der jungen Dame, deren vor dem Publicum geweinte Thränen ein Schimpf für ihn und eine Ehre für sie selber sind. Er eröffnete ihr, daß ein junger Lord, Namens L.... sich bei ihrem ersten Auftreten in sie verliebt habe; kurz er war gekommen, um sich ihr als Zwischenträger in einem ehrlosen Handel anzubieten. Die Dame wies ihn mit gerechter Entrüstung von sich; aber der Mann wagte es, ein zweites Mal, sich ihr zu nähern und als er seine Unverschämtheit gar so weit trieb, hier auf der Bühne zu erscheinen, da ließ ich, der Theaterdirector, ihn durch einen Diener hinauswerfen. Er schwor, sich an uns zu rächen, und er hat seinen Schwur gehalten. Dank seinen und seiner Anhänger Bemühungen muß der Vorhang heut fallen, und er wird morgen nicht anders in die Höhe gehen, als bis ich von der Londoner Polizei denjenigen Schutz erlangt haben werde, den ich als Fremder und als Franzose in Anspruch zu nehmen ein Recht habe!“ Ein lautes Bravo, ein Jischen, Rufen und Stampfen und ein Gebrüll von Oben folgte dieser Anrede — in demselben Moment fiel der Vorhang und — wie mit einem Zauberschlage gingen alle Lichter aus. Die Gasröhren waren zugeschoben und wir sahen in completer Finsterniß. Bei dem unerwarteten Eintritt derselben war auch der Lärm verstummt und die lautlose Stille, die ihr folgte, machte die Dunkelheit wahrhaft unheimlich. Ich hatte Mühe meinen Hut zu finden; hier und da ward ein Schwefelbölzchen angezündet, um die kimmerische Nacht auf einen Augenblick zu erhellen — ich strebte der Thüre und der Straße zu und kann nicht sagen, was es im Hause weiter gegeben hat. Doch erinnere ich mich, daß nach drei Tagen die Zettel des Soho-Theaters wieder in Tottenham-Court-Road und in Orfordstreet erschienen; und daß nach vierzehn Tagen in der Times stand, der Antistite jenes Scandals habe sich der gerichtlichen Verfolgung durch Flucht nach Frankreich entzogen.

Die Theater der niedrigsten Ordnung, die

f. g. Volkstheater Britannia, Victoria, Surrey- und Queens-Theater fütterten ihr Publicum fast während der ganzen Zeit, daß ich ihrem Repertoire folgen konnte, mit der dramatisirten „Erzählung aus dem großenurchbaren Sumpfe“ (des Beecher-Stowe'schen Dintersasses!), mit dem entsetzlichen „Dred.“ Ich begab mich, um dieses Stück zu sehn, nach dem „lucky Victoria,“ welches mit demselben, wie der Zettel in großen Buchstaben anzeigte, einen „tremendous success“ hatte. „Der Enthusiasmus,“ so perorirte der Zettel weiter, „mit welchem diese erbabene Schöpfung während der vergangenen Wochen von den gedrängten und entzückten Häusern aufgenommen ward, ist fast ohne Gleichen in der ganzen Geschichte des Theaters. Diese werthvolle Victoria-Bearbeitung, eigens dramatisirt von Mr. H. Young, demselben Autor, welcher das edle Werk „Ostel Tom's Hütte“ für unser Bühne einrichtete, hat seinen gloriosen Bemühungen die Krone aufgesetzt. Es gibt in London kein Theater, wo „Dred.“ — Mrs. Beecher-Stowe's neues Werk — so vollkommen dargestellt werden kann. Wo jände sich ein poor Ueale Tiff gleich Mr. T. C. Mills, dem einzigen Regier-Darsteller in ganz England?“ c. c. — Man sieht, daß die Londoner Theaterzettel eine Art von Literatur bilden, die wir in Deutschland nicht kennen; es ist ein Vorrath von Uebertreibungen darin erschöpft, für die das deutsche Wörterbuch kaum ausreicht. Bei dem Namen des jugendlichen Liebhabers besand sich die Bemerkung, daß man an Statt des bisherigen Darstellers — welcher Schulden halber und heimlichweise durchgegangen sei — einen neuen Schauspieler engagirt habe, welcher seinen Vorgänger unendlich überträfe. — Ich hatte weit zu gehn, um das „große Victoria-Drama, das jeden Abend mit Vesfallsdonner aufgenommen ward,“ zu sehn. Das Victoria-Theater liegt in Southwark, noch ziemlich weit hinter der Waterloo-bridge, jenseits des Wassers. Da sich nach langer Wanderung durch die nichts weniger als vornehmen Straßen ein freundlich beleuchtetes und gut gebautes Haus zeigte, so hatte ich schon Angst, ich sei hier am Ende doch in ein fashionables Theater gerathen. Diese Sorge erwies sich jedoch so gleich beim Eintreten als ganz unnütz. Schon im Pit besand ich mich unter Hemdärmeln und Tüllhauben mit grobem Bandbesatz; und wenn ich zu den obern Rangreihen emporsah, so erblickte ich zerlumptes Gefindel und schmutzige Weiber mit schreienden Säuglingen an der Brust.

Ueber das Stück selbst und die Aufführung kann ich nur sagen, daß es der vollständigste Hohn auf Alles war, was man selbst in der Scheune einer deutschen Wandertruppe zu sehn bekommt; und daß es mit einer Pracht ausgestattet war und Coullissen — wie z. B. den großen Sumpf bei Mondenlicht, einen Schiffbruch bei Gewitter auf offner See — hatte, deren sich bei uns ein Hofstheater ersten Ranges nicht zu schämen hätte. Das Mißverhältniß zwischen der Maschinenrie und der Idee war himmelschreiend; und das Fluchen, Brägen, Pfeischen und Schiefen nebst dem auf dem Zettel schon angekündigten „Vesfallsdonner“ der Gallerien und des Pit, verwirrten meine Sinne dermaßen, daß ich das Victoria-Theater mit derselben Betäubung verließ, mit welcher man aus der Schwüle und dem endlosen Rollen und Rässeln eines Fabrikgebäudes tritt.

Aber nicht genug mit den Dred-Dramas der vier Volkstheater — eines Tages kündigte Ashley's Reitertruppe an, daß fortan jeden Abend in ihrem Circus der Dred auch geritten werden sollte! — Und hier bin ich am Ende! Denn wenn die Mufe des Dramas auf einem Paradeferde debütirt, dann ist auch der Augenblick nicht fern, wo sie — ein anderer Mazeppa — in den Sand getreten und am Boden hingeschleift werden wird. Die englische Bühne der Gegenwart steht zwischen dem Panorama und der Kunstreiterbude. Ich weiß nicht, für welches von Beiden sie sich entscheiden wird; aber ich weiß, daß sie sich eines Tages für eins von Beiden wird entscheiden müssen, wenn sie auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitet. Die deutsche Bühne laborirt an tausend Schäden, es ist wahr; aber sie hat Eines für sich, was ihnen das Gegengewicht hält: sie besißt das Herz ihres Volkes. Die deutschen Fürsten haben die Leidenschaft, das Theater zu beschützen, die deutschen Edelleute haben die Leidenschaft, seine Intendanten zu sein, und das deutsche Publicum hat die Leidenschaft, es zu besuchen — die Londoner Theater tragen zwar alle das königliche Wappen und den Namen „Royal theatre,“ aber die Königin kommt nie dahin, der englische Adel hält den Theaterbesuch nicht für fashionable und der englische Bürgerstand hält ihn nicht für gottesfürchtig. Die deutsche Bühne hat eine Zukunft, weil die ganze Nation mit Eifer und Liebe an ihr hängt; die englische Bühne hat keine Zukunft, weil sie — um Douglas Jerrold's Worte noch einmal zu gebrauchen — „kein Publicum“ hat! —



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Kriegerische und friedliche Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, von Pz. Leipzig. Verlag von V. G. Teubner. 1857.

Die Arbeit, welche die nachstehenden Zeilen veranlaßt, will als solche kaum benrtheilt sein; das Buch verzichtet auf eine reguläre Kritik. Der Verfasser gibt eben nur Träumereien, welche der Leser mit Nachsicht aufzunehmen und für nichts Besseres zu halten hat, als wofür sie sich ansprechen. Wir wollen damit weder herbe noch bitter über die „Träumereien“ abgebrochen haben; es war eine Thatsache zu constatiren. Die Composition des Werkes ist eine unfertige, seine Form im hohen Grade unästhetisch. Der Verfasser besitzt eine sinnige, contemplative Natur, sein Interesse hat an verschiedenen Erscheinungen der Gegenwart gehaftet, historische Probleme und politische Fragen haben ihn lebhaft beschäftigt, ein achtungswerther Patriotismus richtete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Verhältnisse des deutschen Vaterlandes, eine Menge von Gedanken ist ihm anhafteten, die Betrachtung der Gegenwart verfiel in die Vergangenheit, die Betrachtung beider rief die Reflexionen über die Zukunft, die Wünsche für deren Gestaltung hervor. Ein scharf und bestimmt begrenztes Thema hat demnach die Schrift nicht, und darin liegt ihr Fundamentfehler, ihre Schwäche. Fast jedes Capitel handelt de omnibus rebus et de quibusdam aliis. Es fehlt die organische Einheit, die Ineinanderarbeitung des stofflichen Materials. Sie müßte fehlen, einmal weil der Verfasser es vorgezogen, in eine nebelhafte Breite hinauszugewandert, statt sich in festen Umrissen seine Aufgabe zu markiren, dann aber auch weil seine Methode so unwissenschaftlich als möglich. Jeden Augenblick schweift er in Excursionen ab, jeden Augenblick verändert er seine Operationsbasis. Ursprünglich

nimmt sich die Darstellung des ersten Napoleon's Feltzug nach Rußland zum Ausgangspunkt, dann aber, nachdem der Befreiungskrieg ziemlich breitpurig abgehandelt, wird die fernere retrospective Entwicklung verzögert, es wird auf's Neue zurückgegriffen, die erste französische Revolution, die Feltzüge der republikanischen Armeen am Rhein und in den Niederlanden, die Kriegspolitik der englischen Aristokratie, die Kriegspolitik und die Kriegsverfassung der französischen Republik werden ausführlich, um nicht zu sagen mit ermüdender Geschwätzigkeit erörtert, und was das Resultat ist, ohne daß die Auseinandersetzung Etwas böte, was originell wäre oder neue Gesichtspunkte eröffnerte. Jäh und unvermittelt folgt dann eine Abhandlung über Polen und Italien und über den NationalitätenSchwindel der Neueren, über die Verschmelzung der Nationalitäten und den internationalen Culturproceß; daran reiht sich nicht unklar und unvermittelt ein Abschnitt über den Einfluß der Sprache auf die Civilisation und den staatlichen Culturproceß. Die Verbindung von diesem Gegenstande mit dem nächsten mangelt gleichfalls. Das Folgende verbreitet sich über das Heerwesen der Gegenwart, über das militärische Bildungswesen, über die Dampfkraft und den Elektromagnetismus in Bezug auf Handel und Krieg. Daran wiederum schließen sich Vorträge über Strategie und Taktik, über Grenzverhältnisse und die erhöhte Feuerwirkung; plötzlich sind wir in den orientalischen Krieg versetzt, die taurische Halbinsel als Angriffsobject der Verbündeten wird besprochen, die Resultate des orientalischen Krieges werden zerstückelt, hinter der Erörterung der Resultate des Kampfes blinkt die Erörterung der Motive zu demselben nach, wir sind am Ende, wir erwachen im Schlafwort von den Träumereien.

Es bedarf nicht erst der besondern Bemerkung, wie anerkennend und unerschöpfend diese wertvolle, verwischene, sprunghafte Darstellung. Wir kommen von der Lectüre des Buches, als hätten wir ein Stück tropischen Urwaldes durchwandert. Die gemähte Metapher scheint uns glücklich, und wir behalten sie bei, denn sie de-

zeichnet nicht nur die angezeigten Mängel der „Träumereien,“ sie bezeichnet auch deren Vorgänge. Wie einzelne Stellen des Urwaldes und durch den Reichthum und die Fülle der Gestaltungen überraschen, von den „Träumereien“ gilt etwas Nebenliches. Was den materielleu und concreten Inhalt der einzelnen Capitel anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß nicht selten das Nachdenken des Lesers in anregender Weise herausgefordert ist, und Ansichten und Urtheile geboten werden, welche eine durchaus gesunde und billigungswürdige Auffassung documentiren. Was wir z. B. Seite 55 über die Theilungen Polens lesen, unterschreiben wir ohne Anstand. Der vulgäre Liberalismus, dessen Principien und Grundzüge im Großen und Ganzen die Grundzüge und Principien unlers Verfassers sind, pflegt jenen Act schonungslos zu verdammen und namentlich Preußen für denselben verantwortlich zu machen. Es ist eine arge Schmach, die wir Deutsche uns selber zugesagt haben, daß wir die Theilungen Polens, die für uns ein Act der Selbsterhaltung waren, durch fast fünfzig Jahre vom Standpunkt eines Polen oder Franzosen, oder einer verkehrten Weltbürgerlichkeit bejammert haben als eine Unthat. Nie wir bejammern. Die politische Lebensfähigkeit des polnischen Staates war zur Zeit seiner Auflösung entschieden, das Ende der polnischen Wirtschaft für Deutschland eine Nothwendigkeit. „Wir wollen es,“ heißt es am angeführten Orte in den Träumereien, „hier einmal für immer ausgesprochen haben, daß die Polen an ihrem Unalück hauptsächlich selbst schuld sind, und deshalb keineswegs großes Mitleid verdienen. Das polnische Wahlkönigreich war ein eben so großer politischer Wechselfalg wie die nachherige Aelchrepublik. Herrschsucht, Eitelkeit, Verschwendung, Weichlichkeit und eine alle Begriffe überschreitende Indolenz waren die Hauptzüge im Charakter des polnischen Aelch, der weder eigenen noch fremden Beherrschern sich unterwerfen mochte, und noch viel weniger auf republikanischen Füßen zu stehen verstand. Wo die Keime der inneren Auflösung eines Staates so offen vor Augen liegen, und weder die gemachten traurigen Erfahrungen, noch die zeitweilig versuchte Abheilung der Gebrechen eine Besserung bewirken, da ist der Untergang unvermeidlich. Ein solcher Zustand kann aber den Nachbarn nicht gleichgültig sein, denn dergleichen Wirren pflanzen sich wie ansteckende Krankheiten fort und bringen auch die Grenannachbarn in Gefahr. Aus der Pflicht des Selbstschutzes läßt sich daher wohl ein politisches Recht ableiten, daß der mächtigere Nachbar aus den kranken Staat die Hand lege und eine bessere Ordnung der Dinge zu schaffen suche. Dieses Recht steht jedoch allen Nachbarn gleichmäßig zu, und wenn einzelne Nachbarn aus Indolenz oder Kurzsichtigkeit dies unterlassen, so haben sie es sich selbst anzusprechen, wenn Andre dieses nachbarliche Recht zu ihrem Vortheil anwenden.“

Wir haben die vollste Anerkennung ferner für das warme und innige patriotische Gefühl, welches unverkennbar die Feder des Verfassers leitet. Nicht Schellen und Phrasen, sondern eine wirkliche und aufrichtige Vaterlandsliebe, eine ganze und ungetheilte Hingabe an die Gesamtinteressen

des deutschen Volkes ziehen sich durch das Buch als leitender rother Faden. Ueber diesem Gefühl kann man es einigermaßen nachsehen und verzeihen, wenn bei der Besprechung der Politik auswärtiger Staaten nicht immer die objectivste Unparteilichkeit gewahrt ist, welche der historischen Betrachtung geziemt.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk, von Karl August Mayer, Professor in Waunheim. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1857.

Es ist etwas Großes um dieses deutsche Volk und darum begreiflich, daß die besten Männer an der Darstellung seiner Geschichte ihre Kraft erprobt haben; aber dürfen wir auch die Leistungen unserer Historiker bedeutende nennen, so bleibt trotzdem das Drängen und Treiben nach stets neuen Gestaltungen noch immer reger und zwar aus guten Gründen. Denn sowohl in Bezug auf Form wie auf Zweck sind die vorhandenen Werke an sich sehr verschieden, und trotz Rantke und Hammer, Gerwinus und Andren, die mit ihnen zu Korpythäen erboben sind, warten wir noch des Meisters, der Mustergültiges vollbringt. Es ist ja nicht der gelehrte Apparat, nicht die tiefinnige Forschung, durch welche allein ein geschichtliches Werk zu bleibender Geltung kommen kann; so unabweislich und notwendig Beide sind, erreichen sie doch erst ihre wahre Bedeutung, wenn sie, von echt nationalem Geist durchweht, Nationales schaffen. So wurde Tacitus der größte Schriftsteller Rom's, und will es ein Deutscher ihm nachthun, so muß er, wie jener ein Römer, durch und durch ein Deutscher sein. Bei aller Kritik des Tatsächlichen und bei aller Poesie des Vortrags bleibt diese eine Forderung die erste und wichtigste; scharf ausgeprägter Gesinnung und sittlicher Charakter, wofür, um nur einen Beleg heranzuziehen, Schloffer mit seiner Weltgeschichte ein Vorbild sein kann. — Mit den übrigen Wissenschaften hat sich auch die deutsche Geschichtsschreibung seit Jahren aus den Gelehrtenstuben der Professoren auf den Markt des Lebens gewagt, und diese Umgestaltung ist notwendig, soll anders von politischer Durchbildung der Gemäththeit die Rede sein; ebenso ist zugleich die sittliche Erziehung dadurch bedingt, wenn man uns ja nicht, daß in der Geschichte göttliche Gedanken durchschlagen, nach denen das Leben der Völker harmonisch sich construirt.

Mehr wie jeder Andre hat Derjenige zu verantworten, der von vornberein seine Arbeit als eine für das Volk geschriebene kennzeichnet, also eine größere Masse für sich gewinnen will, deren Urtheil er erst zu bilden strebt. Zu den neuesten Erscheinungen dieser Art gehört das angefangene Werk des Professor Mayer, von dem der erste Band vorliegt, und wir bringen das Buch um so lieber zur Sprache, als wir in ihm einen Zuwachs für die geschichtliche Literatur erkennen,

dessen sie sich rühmen kann. — Was wir zunächst betonen: Mayer ist ein tiefes Verständniß von dem innersten Leben unsrer Nation, von ihrem Begehren und Ringen wie von ihrer welthistorischen Mission. „Das junge Leben der Welt ist bei den Germanen,“ und dieser Satz bleibt nicht müßige Declamation, sondern findet Anschauung und Begründung. Daß der Verfasser durchweg mit Leib und Seele bei seiner Arbeit ist, hat selbstverständlich zur Folge, daß auch der Leser Begeisterung für die deutsche Sache erregt, nicht jene kleinliche Schwärmerci, die sich auf Unkosten Anderer sättigt, da auch den Andern neben uns Gerechtigkeit widerfährt, sondern das Bewußtsein: einem Volk von hoher geistlicher Kraft muß auch eine politische Zukunft erblihen. War jemals das deutsche Volk nationell gereift und veredelt, so war es dies im Beginn seiner Geschichte: ohne einen gemeinsamen König verband unsre Vorfahren nur eine Sprache, Sitte, Rechtsgewohnheit und Religion, aber sie besaßen auf der niedrigsten Culturstufe Tugend und Tüchtigkeit, so daß die deutschen Hüftsoldaten es waren, die nach der Pharissaischen Schlacht sagen konnten: heut haben wir dem Kaiser zur Herrschaft der Welt verholfen. Und als nun Rom zusammenbrach, als die schönsten römischen Provinzen späterhin deutsches Besitzthum wurden, gab germanisches Blut der binnerehenden Welt neue Kraft. Wahrlich, noch heut wiederholt sich in der neuen Welt des Gelumbus eine ähnliche Erdebebung: ist es nämlich Nordamerika einmal bestimmt, die Krone der Welt zu tragen, so hat dieser faststrenge, jugendfrische Stamm im wilden Urwald doch erst Gedulden gefunden, nachdem er mit germanischen Kesseln gepfercht war, inwie die romanischen Schöpfungen in Amerika verfallen. So die Welt reanertend führt Mayer mit patriotischen Hoffnungen seine Deutschen auf den Kampfsatz, und berechtigt ist deshalb der Goethe'sche Satz als Motto seines ersten Capitels: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt — Auf einem verhältnismäßig engen Raum von fünfzehn Bogen wird nun zunächst die Geschichte bis zu den Luxemburgern hin dargestellt, und, ebrlich aektand, würde eine nur etwas ausführlichere Explication verwickelter Perioden am Platz gewesen sein, obwohl Klarheit und Durchsichtigkeit gerade Tugenden des Werkes sind. Soll das Mayer'sche Buch ein Volksbuch sein, — und wir müssen dies durchaus annehmen — so muß das Gegebene durch sich selbst verständlich sein, ohne daß wir aus andern Büchern nebenher Grundbegriffe einzuziehen genöthigt sind. Mayer scheidet durch seine Darstellung und reat an; weil seine Deductione frisch, lebendig, kräftig ausfällt, so sind wir nicht mehr die nachlässigen Zuschauer der Handlung, sondern unversehend nehmen wir an entscheidenden Kämpfen Theil, mit Bewunderung für die großen Männer, die er uns zeichnet. Nicht als Gelehrter, nicht als Kritiker führt uns der Autor die großen Wandlungen des Lebens vor, als Mann vielmehr, als brüderlicher Rämpe für Arbeit und Wahrheit lebrt er uns Geschichte. Darum scheint das, was wir zu lesen bekommen, oft nicht mit der Feder, sondern mit der Streitaxt geschrieben, muthig und

gewaltig, wie sich rechtzeitig zugleich sein Stil zu Ruhe und zu poetischem Schwung verfließt, äußerlich schon daran erkennbar, daß er seine Abschnitte mit classischen Perioden einleitet. An sich noch kein Vorgang, auch nicht schwierig, aber mit Weichheit wird das gegebene Gedicht in den Text hineingewebt und darum wollen wir des Hiertaths nicht mehr entbehren. Uebriqens sind viele Partien des Mittelalters, nachdem besonders Ubland ihnen Ausdruck und Form gegeben, nicht schöner mehr wiedergegeben, und daß also der Diktator auf diese zurückgeht, finden wir ganz in der Ordnung. — Ist würde sich verlobnen, dem Leser einzelne Figuren und Scenen aus dem geistvoll zusammengeführten Ganzen vorzuführen, aber wir müssen uns auf Andeutungen beschränken und nennen als besonders gelungene Friedrich Barbarossa und Ruotob den Babenburger; von den wichtigeren Schlachten gibt Mayer lebendige und klare Schilderungen, auch der poetischen Literatur wird, wenn auch kürzer als zu wünschen ist, gedacht. — Wir nannten die Mayer'sche Geschichte anregend, und es sei uns hier eine Bemerkung gestattet, die um so gerechtfertigter ist, als wir ein Buch für das Volk anklindigen und empfehlen. Wer in unserm lieben Vaterland sich ein wenig umgesehen und mit allerhand Menschen in Berührung gekommen ist, wird wahrgenommen haben, daß eine solide Geschichtskennntniß nur Wenigen eigen ist; woran das liegt, ist hier festzustellen der Ort nicht, aber es ist Thatfache und eine Aenderung notwendig. Wir sind überzeugt, daß eine aufmerksame Lectüre des hier besprochenen Buches um so lohnender ist, da es zugleich hinreichend Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Gegenwart bietet. Wir geben mit Freuden der Herrschaft des Werkes entgegen.

Gedichte von Friedrich Hebbel. Gesamt-Ausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Jeder, der sich auch nur oberflächlich mit unsrer neuesten Literatur beschäftigt hat, wird verwundert die gegensätzlichen Urtheile erfahren haben, die über Hebbel als Dichter überhauet und namentlich als dramatischer Dichter seit dessen erstem Auftreten bis auf diesen Tag erschienen sind. Wobin man Hebbel auch immer stellen, welchen Grad der Anerkennung man ihm auch zukommen lassen mag, seine große poetische Potenz wird ihm kein Einsichtiger streitig machen und aus der Ummasse von überflüssigem Lob und Tadel, den seine Werke hervorriefen, dürfte die über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bedeutung dieses Dichters sicherlich resultiren. Wir werden es versuchen, eine gedrängte Anzeig seiner Gedichte zu geben und nur jene Gesichtspunkte fixiren, welche hinreichen, das Eigenbühnliche und scharf Abgegrenzte seiner Poesie zu charakterisiren.

Das Buch ist in sieben Hauptabschnitte eingetheilt und enthält die erste, 1842 bei Gamze und die zweite, 1848 bei J. Weber erschienene Sammlung, sowie eine beträchtliche Anzahl neuer

Gedichte. Viele in den eben genannten Sammlungen befindliche Gedichte wurden aus der Gesamt-Ausgabe ausgeschlossen, viele wieder durch das Hinweglassen einer Strophe oder durch die Veränderung eines Verses, eines Adjektivs verbessert, und es könnte zu interessanten ästhetischen Betrachtungen führen, wenn man sich die Mühe geben wollte, den Gründen solcher Varianten nachzugehen.

Das bezeichnende Merkmal dieser Gedichte ist: eine zureichende Kraft der Individualisirung, die sich ebenso entschieden in der Darstellung von Naturobjecten, wie in jener feierlicher Zustände offenbart und in solcher Weise noch niemals so kräftig hervortrat. Wenn demzufolge das Mehr qualitativ und quantitativ so reichlich vorhanden ist, so geht das nicht nur aus jenem Hauptzuge in Hebbel's Wesen selbst hervor, sondern auch und zwar vornehmlich aus dem allgemeinen Entwicklungsproceß der modernen Lyrik überhaupt, die sich von der früheren durch das Hineinziehen aller Gegenstände im Welt- und Menschenleben in den poetischen Kreis auffällig genug unterscheidet.

Derjenige begriff weder die neuere Lyrik noch die classische, welcher Hebbel's Gedichte aus einer kalt berechnenden, philosophisch mit Gedanken spielenden Stimmung hervorgeproßt glaubt und weise Reflexionspoesie tauf. Das nachträglich in uns gewerkte Denken ist es, was die Mehrzahl der Hebbel'schen Gedichte charakterisirt. Hebbel vertieft sich überall in das Einzelne und diese Vertiefung bringt den Zusammenhang des singulären Falls mit dem Totalen zur Erscheinung. Seine Lyrik ist weniger verwandt mit der Schiller'schen als mit der Goethe'schen, denn bei Schiller war es die eigene Unzulänglichkeit, der Empfindung und Anschauung einen irdischen Ausdruck zu verleihen, wie denn der Keim, der einem Laura's Gedichte zu Grunde liegt, oder dem Ritter Teegenburg unter Goethe's Hand die Form von „Willkommen und Abschied“ und vom König in Thule gewonnen hätte; bei Hebbel dagegen ist es die Unzulänglichkeit des Material als zur rein irdischen Gestaltungsweise, während sich, was das Lebentzige anbelangt, selbst seine spezifischen Lyrika vor den Goethe'schen nicht eben zu schämen brauchen. Ein paar Beispiele sollen das Gesagte noch deutlicher machen. Hebbel's „dübmarischer Bauer“ beginnt mit folgender Strophe:

Der waerne Sommer schneidet
Mit seinem lehten Strahet,
Der Sohn des Südens schneidet
Das Korn zum zweiten Mal;
Man bäd't's am Donaustrande,
Man maht's am Rhein und Main
Und fäh't's am fernsten Rande
Des Reichs zum Versehen ein.

Hebbel ist, wie man sieht, nicht damit zufrieden, die Grntezeit in Holslein bloß zu schildern, aus welcher die Gründung des Reichs herauswächst, sondern ihn drängt's, das ganze deutsche Land von der Adria bis an die Nord- und Ostsee in diesem schönen Moment zu malen und eben dadurch der speziellen Erschattung eine größere Energie zu verleihen.

Hebbel rächt, gewiß nicht in klügelnder Ab-

sichtlichkeit — denn sonst würden wir in dem Dargestellten keinen Organismus pulsiren sehen, — morgenländische und abendländische Zustände zusammen, am seine Orientalen herausarbeiten; er individualisirt die generellen Verhältnisse und erspart sich das specielle Detail dann um so zuverlässlicher bei der Schilderung der so und so gearteten Situation, die er vorführt. Er geht, das gilt im Allgemeinen von seinen Gedichten, jeglicher Verzweigung bis zu den Wurzeln nach und wenn er jenseits der Schönheit wehe thut, so entschädigt er uns dafür wieder an Tiefe der Darstellung. Er bringt sonder Scheu oft bähliche, oder wenigstens zu stark entblöhte Bilder der äußeren und inneren Natur, weil ihm das Fixiren des Zustandes am Herzen liegt, welcher nun einmal in keinem freundlicheren Augenblick zu ertappen war. Ebenso verhält er sich bei der poetischen Lese im lutherischen Weinberge: Wein, Weiber und Gesang. Das sind in der Form, wie sie Goethe, Ulland, Körner und Mörike behandelten, abgehabene Dinge. „Freudvoll und leidvoll,“ „Die lindn Lüste sind erwach't“ u. s. w. hat in der modernen Lyrik nicht nur seinen Raum, sondern wurde momentan unmöglich. Die Aufgaben, der geistige und auch der gemüthliche Zug sind ein anderer geworden, wir wollen jezt vom Dichter nicht mehr hören, daß ihm die Liebe glücklich unglücklich macht und daß der Frühling das erstarrte Leben erlöset, sondern wir wollen erfahren, wie die Liebe in der Menschenbrust die Gestalt des Hosses und der Unnützlichkeits annimmt und gleichwie auf einem Raufenball nacheinander in buntern Farben einbergeht, wir möchten wissen, welchen Reiz die Zwitterstunden des Lenzes beizigen und wie süß demnach der Mai ist, wenn auch noch der Frost die Bäume schüttelt und keine Lerchen in der Höhe wirbeln. Das Alles ist ebenso „allgemeinmenschlich“ — um das beliebte Schlagwort anzuwenden — wie die Dämmerung nicht unnatürlicher ist als Tag und Nacht. Schon in seine manifestirte sich der von uns dargelegte Individualismus der Lyrik, die sich von jener Hebbel's dadurch unterscheidet, daß seine überall die Welt aufgelöst sieht, überall eine kaffende Poesie, eine über den Gedkreis traurig klagende Seele, und daß Hebbel die Welt überall sich zusammenschließen sieht, überall einzig und vollständig und selbst nach ihrer dunkeln, tragischen Seite hin eher zur Entzagung und Selbstüberwindung aufordert, als zur Klage, zum Jäh und Heben. Je mehr sich der Kreis der Lyrik erweitert, desto weniger unmittelbar wird diese Kunstform und desto seltener werden die Stunten, in welchen sich die Empfindung naht wie ein Kind aus dem Dichter hinausfliehet. Schwingt sich aber einmal die Empfindung in Hebbel's Kreis spezifisch rein empor, mit der er sich's ebenso wenig bequem machte, wie mit seinen Traumen, indem er auch hier früher nach allen Weltgegenten die Blicke sanfte und jedem Kampf und Gonflikt die Sterne zeigte, ehe er das Schöne in sich ruhig genoß, dann hat er dafür auch Klänge von der tiefsten Innigkeit und von so geistigstem Leben, als ob für ihn Nichts als lautes Sonnenpoh, als Lust und Thau existirte. Als Beleg citiren wir den Liebeszauber, Süße Täuschung, aus dem Cyclus: Ein frühes Liebes-

leben, der Sonnenjüngling, das nächtliche Echo, Sturmabend und das Nachtliebes.

Zu Hebbel's eigenthümlichsten Productionen gehören jene Gedichte, welche ein mystisches Lebensmoment, ein dunkles, abendvolles Wesen darstellen. Da bezaugen wir wirklichen Naturlauten, Stimmen nämlich, die man im Zweifelsfall hört, Tönen, die ein ängstlich-süßer Augenblick des Herzens geheimnißvoll weckt. Wir nennen die Gedichte: Das Mädchen im Kampf mit sich selbst, Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel, Böser Treu, An eine Unbekannte, Sommerlied und Venussonntag.

Seine Balladen zerfallen in zwei Arten. Die eine ist die der eigentlichen Ballade, in der nämlich ein Vorfall, sei er dramatischer oder epischer Natur, lyrisch verwehrt und in Bewegung gesetzt wird. Davon führen wir auf: der Waldnabe, Vaterunser, virgo et mater. Die zweite Art, die niedrigere, ist die der poetischen Erzählung, von welcher wir: das Kind am Brunnen, die bellige Treu und den ditmarsischen Bauer namentlich hervorheben.

Es erübrigt uns nun, noch etwas über das Buch Sonette und über die Epigramme, die ein Drittel der Sammlung bilden, zu sagen. Die Sonette stellen, in der Art antiker Gemmen, Lebensformeln, Kunstwerke und Landschaftsbilder auf der möglichst kleinsten Fläche poetisch dar. Wir kennen nur wenige Dichter, welche die Form des Sonetts in so meisterhafter Weise wie Hebbel behandelt hätten. Bei ihm werden die gedehnten vierzehn Zeilen eine zufällige äußere Schranke, indem der Inhalt erst durch den letzten Vers vollständig verarbeitet erscheint. Man begreift ebenso wenig einen nachträglichen Doppelsinn, als man beim Menschen mit Einem Munde unzufrieden wäre, oder als man die Krücke des Sinkenden für eine eigentlich organische Ergänzung des Individuums hielt.

Der Reichthum an blühenden Gedanken, tief-sinnigen Anschauungen und anmutigen Bildern, welchen man in den Epigrammen antrifft, setzt in Erkennen und regt alle Seiten der Bildung im Menschen an.

Daß diese Gedichte viele Ansehungen erleben werden und zwar solche, die wirklich den Punkte treffen, ist gewiß, ebenso gewiß aber auch, daß sie ein Moment des deutschen Geistes spiegeln und daß nicht nur ein sinnliches Frauenberg, sondern auch der Belletrist abholde Gesichte und Forscher Ranges in diesen Blättern finden werden.

Schließlich theilen wir unsern Lesern ein Gedicht aus der Sammlung mit:

Süße Täuschung.

Ost, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen, Hand in Hand,
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortdürhe.
Wir gehen fort und immer fort
Und schau'n die Geäber in der Runde,
Tu hast für jegliches ein Wort
Und sprichst es aus mit sanftem Munde.

Du sprichst vom frühen Schlafengehn

Und von der Güteleit der Erde,
Und von dem großen Wiedersehn.

Das Gott und nicht verlassen werde.

Und kommst du an dein eigen Geos.

So ruft du aus: Wir müssen scheiden,

Der Vater ruft die Tochter ab.

Wir wußten's längst und wollen's leiden.

Und ruhig wachte ich hinaus,

Wie einst aus deines Vaters Garten,

Wenn er dich heimrief in das Haus,

Und du dann sprachst, ich sollte warten!

Lieder des Minnesingers. Von Karl Simrod. Eberfeld, M. L. Friederichs. 1857.

Der Herausgeber schließt seine Vorrede nach Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, welche die metrisch treue Uebersetzung jener alterthümlichen Dichtungen in's Hochdeutsche ihm auferlegt, mit den Worten: „Au Fleiß habe ich es nicht fehlen lassen, und vielfältige Verübung wird man mit wohl zugestehen; gleichwohl vermochte ich bei anstrengender Bemühung nur den allerkleinsten Theil des unermeßlichen Schatzes zu heben, und auch diesen nicht in seinem ursprünglichen Glanze: ich bin zufrieden, wenn man das alte Gepräge erkennt.“ — Diese Beschäftigung gleicht einem Karl Simrod nicht, wie sehr sie ihn auch ehrt. Denn er hat nicht nur die reichhaltigste Auswahl unter den Minnesingerliedern, sondern auch den treuesten, wahrsten Ton in der Uebersetzung getroffen. Er hat nicht Sandkörner, vielmehr Quadersteine zum Bau der Walballa geliefert, die den fürstlichen und bürgerlichen Sängern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in den Herzen der deutschen Epigonen gebührt. Wer mit altdeutscher Sprache und Metrik vertraut ist, muß zugestehen, daß es bedeutend schwerer ist, die Poesien jener Epochen gut zu übertragen, als ausländische neue Dichter selbst so vorzüglich in unserer Muttersprache zu repräsentiren, wie Freiligrath den Schotten Burns und Andere. Simrod hat das Höchste geleistet. Die Sammlung beginnt mit Kaiser Heinrich's VI. Liedern und erstreckt sich durch die Perle Wolfram's von Eschenbach und Walther's von der Vogelweide (der am reichsten vertreten ist) bis zu den glühenden Gräßen Lannhäuser's, der so keltensphastisch zu Tong und Lebensgenuss aufspielt, daß „der Fiedelbogen dem Fiedler zerreiht.“ Auch das wundervolle Volkslied vom Lannhäuser ist vorhanden. Den Beschluß machen die höchst originellen Wettgesänge der Dichter, die bei'm Wartburgkrieg beieinander waren. Wir heben statt unendlich vieler Strophen voll überraschender Anschauungen nur die einzige aus einem Liede Biterolf's hervor:

„Ein Kater dachte sich so zart,
Daß er die Sonne freien wöllte, da sie früh aufging.
Und nahm doch bald nach angsammter Art
Ein Thier, das Mäuse sing.“

Als Motto über der ganzen Ausgabe könnten

die Verse Markgraf Heinrich's von Meissen sehen, die sich auf Seite 22 finden:

„Ja reicher Gott, wie sanft es thut,
Wen freudlich grüßt ein liebes Weib,
Dem wird so freudreich der Muth,
Als ob das Herz ihm und der Leib
In Küßen füge wunderbar.“

So viel steht fest: für Junge und Alte, Frauen und Männer, würden diese Dichtungen voll Geist, Feuer, Gesinnung und Gedanken ein nützliches, schöneres, edleres Geschenk sein, als die Toilettenstücke der modernen Goldschnittpoeten in Altbüchlein, in denen sich meist nicht ein einziges jener Elemente des wahren Sängertums spüren läßt.

Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weissenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. 1857.

Was an den Erlebnissen Wahrheit und was Dichtung sein mag, können wir nicht genau nachweisen; nur vermuthen läßt sich aus mehreren plötzlichen Abbrüchen und Ueberrungen, daß hier, wie Hamlet sagt, „nicht Alles tangt.“ Desto rühmender sind aber die Portraits, die der Verfasser aus den vier Jahren 1847—51 liefert. In den Charakterzügen der hervorragenden Geister des modernen Frankreichs, namentlich: Eugen Sue, Balzac, Alexander Dumas, Strardin, Gerard de Rerval, Rosa Bonheur, Frau von Strardin, George Sand, Lamartine und den renommierten Häuptern der Februarrevolution spricht sich ein entschiedenes publicistisches Talent aus, das ein seltenes uüppiger Humor noch glänzender macht. Das Buch hat mit Ausnahme des ersten kein uninteressantes Capitel, ja je weiter man liest, desto mehr wird man durch treffliche Schilderungen von Persönlichkeiten angezogen, die Jedermann wenigstens oberflächlich kennt. Wir können allen Lesern eine befriedigende Lectüre versprechen.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romane mit vielen angeführten Bildern, Illustrationen und einem Titelbilde in Farbendruck von Göpke, Georgy und Kreßschmar. Prachteinband in Golddruck. Leipzig bei Volkmar.

Wir müssen den Zweck, den der Verleger bei Herausgabe dieses Albums im Auge hatte, als glücklich erreicht betrachten. Das Buch ist durchdacht und sichtlich mit großer Liebe und feinem Geschmac ausgeführt. Es finden sich eine große Anzahl solcher Lieder und Romane in

diesem Album vereinigt, daß es in der That eine Sammlung bildet, die viel des Schönsten und Erhabenen enthält, was die deutsche Dichtkunst bietet. — Die Illustrationen, welche in vorzüglichen Holzschnitten das Album zieren, so wie die reiche Ausföhrung von Druck, Papier und Einband, berechtigen dazu, das Buch nach Inhalt, Form und Gedankenfülle als ein Geschenk für Jungfrauen zu bezeichnen und zu empfehlen, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. — Wir rühmen als einen besondern Vorzug, daß der Bilderschmuck des Albums neben großer Schönheit der Technik, von tiefem Sinn ist und daß in den lieblichen Illustrationen die Aufforderung liegt, nach der Idee zu forschen und den Gedanken zu ergründen, welchen Dichter und Künstler in wechselnden und sich ergänzenden Bildern offenbaren. —

Die Ausführung des Titels in Puntfärbendruck hat uns übrigens geföhrt; der künstlerische Werth des Albums würde uns ohne denselben vollendet erschienen sein.

Kurze Anzeigen.

Anno. Von Minna von Mäbler, geborne Witte. Hannover. Verlag von Carl Kimpfer. Diese anziehende Dichtung gibt ein livländisches Lebensbild und schildert in reizender Einfachheit Glück und Leid eines echt weiblichen Herzens. Die einzelnen Charaktere sind mit sorgfamer Hand ausgeführt, die Schilderung der Lebensweise derselben in der Ausführung voll fesselnder Anmuth. Der Umstand, daß die Verfasserin zum historischen Hintergrund die letzten Vorgänge in den Donaufürstenthümern gewählt, derselben aber nur ganz allgemein angedeutet hat, rückt das lebensvolle Genrebild dem Blicke des Beobachters näher und verleiht den einzelnen Figuren eine wirksamere Bedeutung. Innere Wahrheit und gewissenhafte Naturtreue, selbst in der Ausführung der kleinsten Theile des ganzen Werkes, machen dasselbe zu einer ebenso werthvollen wie gefälligen Gabe.

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig ist gegenwärtig vollständig der erste Band vom Buch der Erfindungen ausgegeben. Dieser Band enthält die Geschichte des Papiers, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Holzschneidekunst und ähnlicher Werkthätigkeiten, denen sich die Erfindung des Schießpulvers und der Schießwaffen anschließt. In wohlgeordneter Folge werden dann die Erfindungen der neueren Zeit: Electricität, Magnetismus, Galvanismus und Dampfkrast, sowie die Leuchtstoffe und deren praktische Anwendungen sehr ausföhrlich und lehrreich behandelt. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Inhalt und tragen dazu bei, dem Buche die Richtung wahrer Popularität zu verleihen.



Fünfte Abtheilung.

Ueber die Anfertigung des Kriegsmaterials bei den Engländern. Von F. Barrentrapp.

Der laue Friede vor Beginn der Armeefeldzüge der Aärten hatte kein Volk zu einer so totalen Vernachlässigung der Verbesserung der Waffen und Munition der Landtruppen verführt, wie die Engländer; der Krieg traf sie daher unvorbereiteter als alle Andern, die kolossalen Anstrengungen vermochten nicht, augenblicklich das Verfallene unsüßbar zu machen, ja der Friede, den England nicht wünschten konnte, mußte geschlossen werden, ebe die Erfolge der mit bewundernswürdiger Energie in's Leben gerufenen neuen Anstalten zur Beschaffung des tadellosesten Kriegsmaterials sich zeigen konnten.

Derselbe Borwurf und dieselbe Entschuldigung läßt sich hierfür geltend machen, welche der große Geschichtschreiber Macaulay bei Besprechung der Einföhrung der Dampfschiffe im Jahre 1689 der englischen Gesehzgebung als größten Fehler und zugleich als Ursache ihrer segenerreichen Resultate von den Zeiten Jobanns' bis auf die Jetztzeit zuschreibt. Er sagt: „Die Beratungen unserer zweihundert und fünfzig Parlamente dat stets der Grundfah geleitet, niemals eine Aenderung einzuföhren, ohne daß eine süßbare Verschwärde sie unabwendbar macht... Die englische Nationalabrechnung gegen alles Abstracte wird in der Verwaltung offenbar zum Fehler, aber es ist vielleicht ein Fehler, welcher in der Uebertreibung des Richtigen besteht.“ Und die Andern Nationen werden die Mühe haben, den Beweis zu föhren, daß sie weiser handelten als die Engländer, indem sie fünfundsreichzig Jahre lang den Grundfah: si vis pacem para bellum mit Aufwand von Milliarden durchzuführen sich bemühten, trotz aller traurigen Erfahrungen, welche in der Krim die Engländer machen mußten.

Als der Krieg eintrat und die Mangelhaftigkeit der Waffen und Munition, sowie der ganzen Versöhrungsanstalten schwer auf den tapferen Soldaten Englands lastete, entschloß man sich, mit aller Energie nun auch die Verbesserungen, welche die Technik in den langen Friedensjahren erzielt hatte, mit einem Schlag und in der höchsten Vollkommenheit zur Ausföhrung zu bringen, so daß jetzt in England ein vollständig neues System der Fabrication von Schießwaffen und Munition organisiert ist, was seines Gleichen nicht hat und in welchem die Erfahrungen aller Andern Länders, namentlich Amerikas, vollständig aufgenommen und zu einem organischen Ganzen vereinigt sind. Man hat keine Mittel gescheut, wie wir sehen werden, die nach nothen heutigens Kenntnissen möglichste Vollkommenheit zu erreichen und dabei manches bewundernswürdige Bollendete neu eingeföhrt.

Als in den Jahren 1853 und 1854 die englische Armee mit Miniegewehren versehen werden sollte, errichtete die Regierung die neue Fabrik. Die Gebäude, welche die Maschinen zur Gesehftsfabrication enthalten, bedecken einen Raum von 40,000 Quadratfuß; sie enthalten über tausend verschiedene Maschinen oder Apparate, die zu verschiedenen Zwecken der Bollendung der kleinen Schußwaffen dienen. Ungefähr zweihundert derselben wurden aus Amerika bezogen, wo der berühmte Mechaniker Whitney bereits seit Jahren die größten Fortschritte in der Gesehftsfabrication mit Maschinenanwendung gemacht hat, einige Maschinen lieferten Pelziers' allbekannte Maschinenanstalten und die übrigen achthundert Stücken in unglauublich kurzer Zeit englische Maschinenfabrikanten und Mechaniker dar.

Hundertundfünfzig Pferdestärks, durch mehrere Dampfmaschinen erzeugt, treiben die tausenden, mehr als dreitausend Fuß langen Wellen, welche sämmtliche Maschinen in Umgang setzen.

Der leitende Grundfah bei Organization der Fabrik bestand darin, die Vorbereitungsmaschinen bereits zu so vollkommenen und gleichmäßigen Anfertigung der reben Theile zu befähigen, daß den Bollendungsmaschinen nur Wenig zu thun

übrig bleibt, um die völlige Uebereinstimmung jedes Stückes zu bewirken; wo dies nicht unmittelbar zu erreichen ist, schaltete man einen oder mehrere Apparate ein, die die rohen Theile erst bald fertig machen, um jederzeit der Vollendungsmaschine nur die letzte Nachbülse zu überlassen, wodurch diese geschont und im Stande erhalten wird.

Alle schmiedeeisernen und stählernen Theile des Schloßes z. B. werden unter Kräftigen Dampfmaschinen oder mechanischen Frägmeklen in Gesenken mit Stempeln oder Stangen, oder durch Kalibermalzen in die erforderliche Form gebracht. Nachdem sie so möglichst genau die Form des Modells erhalten haben, werden sie durch Ausglühen weich gemacht und dann durch Beizen von altem Hammerschlag gereinigt, was die schneidenden Werkzeuge, welche zur Weiterbearbeitung dienen, gegen zu starke Abnutzung und zu baldiges Stumpfwerden schützt. Fräsen und Krümelwerke der verschiedensten Art vollenden die Form, wo Hobelung und Anwendung von den Gußschirmmaschinen ähnlichen Apparaten nicht ausreicht.

Am z. B. die Löcher in der Schloßplatte stets vollkommen richtig zu bohren, wird dieselbe in eine genau passende Büchse eingeschlossen, die auf der Bohrmaschine über den Bohrer befestigt ist, damit die Bohrspindel von selbst aus den Löchern fallen. Der nach unten gekehrte Deckel der Büchse hat so viele Löcher an den geeigneten Stellen, als in die Schloßplatte gebohrt werden sollen; durch diese treten die Bohrer von passender Größe und werden dadurch genau richtig gegen das zu bohrende Stück geführt. Die Bohrmaschine trägt auf so viel Spindeln als nöthig die Bohrer von passender Größe und bewegt dieselben mit zweckmäßiger Geschwindigkeit.

Ein durch seine Form sehr complicirt dargestelltes Stück ist das Bajonett. Es macht sechsundsechzig Operationen zu seiner Vollendung nöthig, jede derselben ist aber einfach und rasch durch die Maschinen zu bewerkstelligen, welche es wohlfeiler, besser und genauer liefern als die geschickteste Handarbeit. Ein eigener Apparat z. B. dreht die massive eiserne Hülse äußerlich ab, ein zweiter bohrt sie ungefähr richtig aus, ein dritter schlichtet die Endflächen, ein vierter bohrt fast richtig aus, ein fünfter verfeilt die Enden mit einer schiefen Facette, ein sechster gibt zuletzt der innern Hohlung eine ganz geringe konische Gestalt. Alle Bajonett-Hülsen erhalten so eine bis auf $\frac{1}{1000}$ Zoll richtige Dimension. Bei den geringen Nachbülsten, die man von den Justirmaschinen verlangt, werden sie nicht übermäßig angekrenzt und bleiben für so seine Arbeit genau.

Die unregelmäßige Gestaltung des Gewerbeschafes, die vielen Stellen, welche zum Einlassen des Schloßes, der Bügel und so weiter ausgestochen werden müssen, machen, daß er zwanzig Maschinen dargeboten werden muß, ehe er vom roh zugehimmerten Stück Holz bis zur Politur, die allein mit der Hand ausgerührt wird, fertig gemacht ist. Dennoch ist mit Einschluß der für das Aus- und Einspannen des Arbeitsstückes auf die Maschinen nöthigen Zeit nur eine halbe Stunde zur Bearbeitung eines Schafes erforderlich und die Fabrik liefert wöchentlich tausend fertige Ge-

wehre, deren einzelne Theile so genau übereinstimmen hergestellt sind, daß man ohne weitere Nachbülse mit der Hand jeden Theil an jedem Gewehr an seine Stelle schraubt und an Zeit und Arbeitslohn für das verzügelte Fabricat so viel spart, daß die ganze Fabrikeinrichtung schnell verdient sein wird.

Wie man an dem Gemüßgewehr heute eine ganz andre Einrichtung und Belastung verslangt als früher, so auch von der Munition, namentlich von den Kugeln. Die größeren genügen wegen ihrer ungleichen Schwere, und besonders da sie fast sämtlich Hohlungen enthalten, welche sehr nachtheilig auf die Richtigkeit des Schusses einwirken, nicht mehr den Anforderungen. Man versertigt daher Bleitangen von nahezu der Dicke der Kugeln mit Anwendung hydraulischer Pressen. Die auf einem Haspel sich auflösenden Bleitangen werden auf einer Maschine in für je eine Kugel passende Stücke zerhimmelt, diese Stücke fallen in ein aus vier Backen bestehende Form, aus der sie für die Patrone fertig hervorgehen, indem sie einem sehr starken Druck unterworfen werden und dadurch genau die erforderliche Gestalt annehmen. Die Maschine liefert pro Minute 500 Stück oder in zehn Arbeitsstunden 250,000 Stück. Die erdrieterlichen kleinen Holzpiegel für die Gewehrpatronen werden aus quadratischen Stäben von einer Art selbstthätiger Drehbank geschnitten; ein Knabtr kann mehrere solche Apparate bedienbar machen und liefert täglich eine halbe Million ab.

Auch die frühere Fabrication der Papierbülsen für die Patronen durch Zusammenkleben von Papierstreifen hat man aufgegeben und eine eigene Papierfabrik deshalb mit der Munitionsfabrik verbunden, in der das Papierzeug wie gewöhnlich durch Holländer beschafft wird; man bildet aber aus der Papiermasse nun nicht Wägen, sondern eine ganze Menge kleiner Papiercylinder. Metallene Formen von der Gestalt der Patronenbüsse mit vielen feinen Löchern durchbohrt sitzen auf einer gemeinschaftlichen Röhre und über jede Form ist ein Kapp von feinem Filz gesetzt. Die gemeinschaftliche Röhre steht mit einer Luftpumpe in Verbindung. Man taucht die Vorrichtung in die Papiermasse und zieht die Luft aus. Dadurch bedeckt sich der Filz augenblicklich mit einem Ueberzug von Papier. Man hebt den Apparat aus dem Papierbrei und trocknet die gebildeten Papiercylinder in einem Dampfapparat, worauf man sie von der Unterlage abzieht, was Alles binnen einer Viertelstunde vollendet ist.

Im Jahre 1854 wurde auch eine neue Gießerei für Hohl- und Vollkugeln für das schwere Geschütz mit den nöthigen Bohrapparaten zur Bildung der Brandlöcher und der Sitz der Zünder errichtet; die vorhandenen acht Kugelhöfen vermögen täglich 4000 Gentner Voll- und Hohlkugeln zu gießen, die Formerei ist außerordentlich bequem eingerichtet. Alle Formen stehen auf Wagen, welche auf Eisenbahnen vor den Ofen gefahren und von dort nach den Klammern gebracht werden, wo die gegossenen Kugeln herausgenommen, gereinigt und die Formkassen neu bereitgestellt werden. Das Herausheben der Modelle aus den Formen geschieht durch einen

Mechanismus, wodurch die Kante der Sandform besser geschont wird und jeder gewöhnliche Hammer leicht zum Sturzformen angeleitet werden kann.

Die Bohrmaschinen genügen, um binnen vier- und zwanzig Stunden an 10,400 Hohlgeschossen die Brandlöcher auszubohren und dieselben mit den erforderlichen Schraubengängen zu versehen.

In dem kalten Winter 1854—55 baute man binnen zwei Monaten ferner eine Anstalt, welche 30,000 Quadratfuß bedeckt, in der vier Dampfmaschinen sieben Dampfzylinder treiben, welche mit Weibülste von vierzig Arbeitsmaschinen schmiedeeiserne Hohlgeschosse von der Form sehr großer Gamaszylinder liefern. Dieselben werden aus ebenen Eisenplatten in sechs oder sieben Hügen geflammt, so daß sie keine Rauh enthalten, dann innen und außen abgedreht, was vermittelst eines Duponts darauf gleichzeitig wirkender Drehbühle geschieht.

Die Anfertigung der hölzernen Spiegel hat man so zu beschleunigen verstanden, daß jetzt jeder Knabe siebenmal so viel davon auf seiner Drehbank anfertigt als früher.

Die Zahl der täglich produzierbaren Zylinder ist bis auf achtaufend gesteigert worden.

Bei der Fabrication der Raketen wurde die Zusammenpressung der Füllung bloßer durch ein fallendes Gewicht bewirkt, welches mehrere Menschen aufzogen. Es ist oft eine gefährliche Operation, weil dabei oft Explosionen vorkommen. Jetzt hat man selbstthätige Maschinen zum Einfüllen des Sages ertacht, und bewirkt das Zusammenpressen durch hydraulische Pressen. Diesen ganzen Theil der Fabrication hat man von den übrigen Establishments entfernt in der Mitte eines angrenzenden, 114 Morgen umfassenden, von Hümpfen umgebenen Terrains angelegt. Die Dampfmaschine, welche die hydraulischen Pressen treibt, ist sehr weit von dem Laboratorium entfernt und in langen Röhren pflanzt sich der Wasserdruck bis zu den Zylinderkammern fort, die selbst durch enorm starke Wände derart von einander getrennt sind, daß eine einwirkende Explosion auf einen Raum beschränkt bleiben muß.

Was den Guß und das Ausböhren der Geschüge betrifft, so waren bis 1842 in England die alten Methoden und Vorrichtungen im Gebrauch, die schon 1780 eingeführt worden waren. Man hatte zwar bis 1851 mancherlei Verbesserungen angebracht. Im Jahre 1855 wurde es erforderlich, jede Woche zwölf Geschüge zu vollenden, man mußte daher die Woolwicher Gießerei sehr vergrößern und hing nun an, nur metallene Modelle und eiserne Formsaßen anzuwenden. Statt der großen zusehenden Mörser, die ihre Probe bei Sweaborg so schlecht bestanden, werden jetzt ähnliche in den königlichen Werkstätten gegossen aus Gmelinchen der verschiedensten dazu geeigneten ausländischen und inländischen Eisenorten. Es sind zehn schmiedeeiserne Dammgruben von fünfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe vorhanden und zwanzig Bohrmaschinen, die die größten Geschüge zu bearbeiten im Stande sind. Eine Menge von Krabben macht es möglich, daß wenige Arbeiter mit Leichtigkeit diese kolossalen Metallmassen bewegen, vor die Maschinen bringen und entfernen.

Gewissen wurde die Stelmacherwerkstatt ganz

neu organisiert. Dreihundert arbeitersparende Maschinen wurden aufgestellt, um damit alle einzelnen Theile, selbst die Eyelchen und Rodselzen, ohne Handarbeit zu beschaffen. Eine von einer achtzig-pferdekraftigen Dampfmaschine betriebene Sägemühle schneidet die Röhre roth zu, wobei eine Kreissäge von sechsundsechzig Zoll Durchmesser und eine lange endlose Bandsäge Anwendung finden.

Auch Buchsen und Rissen zur Verpackung des Materials werden hier in Menge dargestellt, und da bei der Massenhaftigkeit des Fabricats schon der Transport zu und von den Maschinen eine große Arbeitskraft in Anspruch nahm, so bat man endlose horizontale Bänder, die über Batsgen ausgepannt sind, so angeordnet, daß ein solches von jeder Maschine bis nach einem gleichen, durch die ganze Länge des Arbeitsraumes geführten Bande läuft. Die bei jeder einzelnen Maschine auf ihr Band ober Tsch fallenen Gegenstände werden durch die entsetzten unlaufenden Bänder auf das Hauptband entladen und von diesem in das Magazin befördert, wo sie sortirt werden. Im Jahre 1855 wurden 280,000 Stück durch diese mechanische Vorrichtung magaziniert, 3715 vollständige Kassetten für Mörser und Kanonen nebst Prokassaten wurden angefertigt und dazu 445,000 verschiedene Artikel hergestellt; die Zahl der einzelnen Bestandtheile betrug mehrere Millionen.

Die Pulversabriken des Gouvernements hatten seit 1815 wenig Beschäftigung, so daß die jährliche Production bis auf 3500 Fässer gefallen war. Man hat jetzt die Production auf 20,000 Fäß jährlich gesteigert. Dabei hat man das Körnen des Pulvers, wobei öfters Explosionen vorkommen, einer selbstthätigen Maschine übertragen, der Arbeiter richtet nur das Erforderliche zu und begibt sich dann an einen sichern Ort; sobald die Maschine ihre Arbeit vollendet, tritt auch jede Gefahr verschwunden, gibt sie durch eine Klingel das Zeichen, daß der Arbeiter wieder herzukommen, das fertige Fabricat entfernen und die Vorkehrungen zu neuer Thätigkeit ohne jede Gefahr treffen kann.

Es mag gestattet sein, hier auch noch einiger allgemeiner Vorrichtungen zu gedenken, die in neuerer Zeit bei dem Arsenal getroffen worden sind. Das Wichtigste ist der neue Hafendamm, der gestattet, daß vier der größten Schiffe sich unmittelbar daran legen. Auf diesem Damm sind viele hydraulische Krabbe aufgestellt, welche die Zeit der früheren Befrachtung eines Schiffes auf $\frac{1}{2}$ herabbringen und dabei so viel an Tagelöhnen ersparen, daß in den ersten sechs Monaten ihres Gebrauchs ihre Anschaffungskosten nebst denen der dreißig-pferdekraftigen Dampfmaschine und der hydraulischen Vorrichtungen, die sich auf ungefähr 33,500 Pfund Sterling belaufen, erübrigt wurden.

Dieselben Apparate ermöglichen, eine sehr große Wassermasse jeden Augenblick bei Feuergefahr nach jedem einzelnen Theile des Arsenal unter großem Druck zu leiten, sind also die vollkommenste Feuerstätte. Für die neunundzwanzig Dampfketten des Arsenal von sehr verschiedener Construction ist ein sehr vollständiges Regulatorsystem eingerichtet, wo der Kohlenverbrauch für die Menge des verdampften Wassers unter

Berücksichtigung aller Nebenumstände, als Druck des Dampfes, Verhältnis der Heißeinheiten, Dauer der Reife und ihre Reparatur u. s. w. einschließt und geeignet ist, durch sehr bestimmte Angaben für die gesammte Technik großen Nutzen zu stiften.

Es ist bekannt, daß nach der Krone ein Schiff geschickt wurde, welches als Reparaturwerkstätte eingerichtet war. Es war dies ein Schraubendampfschiff von 600 Tonnen Gehalt. Zehn Wochen nach Anordnung der Einrichtung dieses Schiffes ging es mit den tüchtigsten Ingenieuren und Maschinenarbeitern bemannt in See. Es besaßen sich darauf eine vollständige Sägemühle, alle Bedürfnisse einer Koch- und Bierbrennerei, Drehbänke u. s. w., Schmelzwerkstatt u. s. f. Die Maschinen konnten durch die Bewegungsmaschine des Schiffes in Thätigkeit erhalten werden.

Die in diesem Aufsatz enthaltenen Angaben sind von dem Maschineninspector des königlichen Arsenalis zu Woolwich dem Civil Engineer Journal in vollständigerem Maße, als hier der Raum erlaubte, gemacht worden, verdienen daher alle Glaubwürdigkeit.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

III.

Wir haben im Vorhergehenden die Mittel besprochen, welche zur Anwendung kommen, um das Eisen aus den Erzen abzuscheiden, ohne zu näher mit der Beschaffenheit des Productes zu beschäftigen. Diese ist aber für die Verwendung, welcher das Roheisen zugeführt werden soll, von großer Bedeutung, ebenso für die wissenschaftliche Erkenntniß der chemischen Eigenschaften des Eisens, weshalb wir derselben hier einige Zeilen widmen wollen.

Schon der Anblick des Roheisens bietet je nach seiner Gewinnung große Verschiedenheiten dar. Manches Roheisen ist weiß und zeigt auf seiner mehr oder weniger deutlich krystallinischen Bruchfläche einen metallischen Glanz. Eine andere Sorte Roheisen ist dagegen auf der Bruchfläche nicht so dunkelgrau und hat nur sehr geringen Glanz. Die Hüttenmänner unterscheiden daher zwei Hauptarten des Roheisens: das graue und das weiße. Es ist nicht schwierig, die nächste Ursache dieser Verschiedenheit auf chemischem Wege nachzuweisen. Gewärmt man weißes Roheisen mit mächtig starker Salzsäure, so löst es sich, bis auf geringe Quantitäten beigemengter Verunreinigungen, vollständig auf und dabei entwickelt sich ein sehr überreichendes Gas. Wenn völlig reines Eisen in Salzsäure gebracht wird, so hat das sich abcheidende Gas, welches Wasserstoff ist, keinen Geruch. Dieser rührt von dem im Roheisen vorhandenen Kohlenstoff her und gibt uns zugleich Auskunft über den Zustand des im Eisen vorhanden gewesenen Kohlenstoffs, denn letzterer wird, falls er mit

dem Eisen chemisch verbunden war, durch die Behandlung mit Salzsäure, welche das Eisen unter Abscheidung von Wasserstoff auflöst, nicht etwa frei, ebenso wenig aber aufgelöst, sondern veranlaßt, sich mit Wasserstoff zu verbinden und in Gestalt von aus Kohlen- und Wasserstoff zusammengesetzten Gasen gemeinschaftlich mit dem unverbundenen Wasserstoff zu entwickeln. Der Kohlenstoff verflüchtigt sich also in Gestalt von gasförmigen Verbindungen.

Anders verhält es sich aber, wenn wir das graue Roheisen derselben Behandlung unterwerfen. Auch hier beobachtet man die Entwicklung eines überreichenden Wasserstoffgases, welches uns die Anwesenheit von Kohlenstoff beweist, der mit dem Eisen chemisch verbunden war. Aber eine namhafte Menge Kohlenstoff bleibt im unverbundenen Zustande zurück und nachdem das Eisen völlig aufgelöst ist, bemerken wir einen schwarzen Rückstand, welcher sich bei näherer Betrachtung als ein Aggregat von kleinen Blättchen herausstellt. Diese stimmen hinsichtlich ihres Aussehens und ihrer chemischen Beschaffenheit vollkommen mit jenem Kohlenstoff überein, welchen man in der Natur als Graphit antrifft und dessen bekannteste, wichtigste Anwendung die Anfertigung der Bleistifte ist, deren Masse eben aus feingepulvertem Graphit besteht.

Wir können uns nach diesen Beobachtungen recht gut die erwähnte Verschiedenheit der beiden Roheisenarten erklären. Während das weiße Roheisen sämmtlichen Kohlenstoff chemisch gebunden enthält und dadurch sein weißes, metallisches Aussehen erlangt, ist im grauen Roheisen eine große Menge des Kohlenstoffs in Gestalt von Graphitblättchen zwischen die Theilchen des Eisens, welches aber immer auch etwas Kohlenstoff chemisch aufgenommen hat, mechanisch vertheilt und diese Zwischenlagerung bedingt das graue, mattglänzende Aussehen der betreffenden Roheisenart.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber, daß in zwei Roheisenarten die Menge des vorhandenen Kohlenstoffs ganz gleich sein kann und nur in der verschiedenen Weise im Vorkommen desselben der wesentliche Unterschied dieser begründet ist. Fragen wir nach der Ursache beider Verschiedenheiten, insofern als sie in den, die Erzeugung des Roheisens begleitenden Umständen beruht, so lehrt die Erfahrung, daß das Eisen grau wird, wenn es bei einer verhältnismäßig hohen Temperatur angeblasen wurde, dagegen aber weiß bleibt, falls im Hochofen eine muntere starke Hitze geberichtet hat, die aber in allen Fällen ausreichen muß, um die Hochofenproducte flüchtig zu erhalten. So wurde schon früher besprochen, wie die Reduction der Sauerstoffverbindungen des Eisens von dem Kohlenoxyd und Wasserstoff besorgt wird, die sich bei der Himmirkung der Gebläseluft auf die glühende Kohle im Gebläusraume bilden.

Diese Körper üben aber ihren Einfluß nicht lediglich auf die Eisenoxyde, sondern erstrecken ihn auch auf andere Substanzen, welche sich im Bereiche ihrer Wirksamkeit finden, somit auf die übrigen Bestandtheile der ganzen Beschickung. Der in Form von schwefelsauren Salzen etwa vorhandene Schwefel wird zum Theil von dem Sauerstoff abgetrennt, der Phosphor der Phos-

phorsäure erleidet eine analoge Veränderung, auch Metalloxide, wie z. B. das in der Beschickung als Kalk nie fehlende Calciumoxyd und besonders die Manganoxyverbindungen, welche die Eisenerze so häufig begleiten, werden theilweise reducirt und Schwefel, Phosphor, Mangan, und Calcium geben in das Eisen über. Dasselbe findet auch bezüglich des Siliciums statt. Das Silicium bildet mit Sauerstoff die so weit verbreitete und zugleich, theils isolirt, theils in zahlreichen Verbindungen, ungemeln reichlich auftretende Kieselsäure, welche, wie schon früher angebrütet wurde, in der Beschickung des Ofens nicht fehlt und mit verschiedenen Erden, wie Thonerde, Bittererde und Manganoxydul die Schlacke bildet.

Das aus der Reduction der Kieselsäure hervorgegangene Silicium wird von dem Eisen aufgenommen und zwar um so reichlicher, je höher die Temperatur im Hochofen ist, da im Verhältnis zu derselben sich die Wirksamkeit der reducirenden Gase steigert. Gerade dem Silicium kommt die Fähigkeit zu, das Kohlenstoffisen zu einer Zerlegung zu disponiren, welche mit der theilweisen Abscheidung des Kohlenstoffs endigt und aus dem Gesagten geht hervor, wie der im Ofen herrschende Hitzeegrad auf die Qualität des Roheisens wirkt und warum das Product um so reiner sein muß, je niedriger die Temperatur bei seiner Erzeugung war. Man darf aber nicht meinen, daß es jeztmal in unserer Macht liegt, aus denselben Erzen nach Willkür weißes oder graues Roheisen zu erzeugen. Sind die Erze mit strengflüssigen Beimengungen behaftet und gestatten die Umstände nicht, selbe durch passende Zuschläge leichter schmelzbar zu machen, so muß man beim Hochofenbetriebe die Menge des Brennstoffs sehr steigern und kann demnach nur graues Roheisen gewinnen. Auch die Qualität des verfügbaren Brennmaterials ist hier entscheidend. So als z. B., welche so häufig beim Hochofenbetriebe in Verwendung kommen, sind schwer verbrennlich im Vergleich mit der leichteren Holzkohle. Man muß bei der Benutzung der ersteren reichlich und stark gepreßte Luft in den Ofen schaffen, wobei sie zwar vollkommen verbrennen, aber zugleich einen so bedeutenden Hitzeegrad erzeugen, daß nur die Bildung von grauem Roheisen ermöglicht wird.

Sind aber Holzkohlen im Gebrauche und die Erze leicht schmelzbar, so ist es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, weißes Roheisen zu erzeugen. Da dieses, aus den oben entwickelten Gründen, im Allgemeinen reiner ist als das graue Eisen, so erscheint es für viele Zwecke geeigneter als dieses, und daraus erklärt sich der Vorrang, welchen das Roheisen aus holzreicherem Gegenden wie Steiermark, Kärnten u. a. dem Eisen aus Ländern, wo man mit Kohle zu schmelzen gezwungen ist, gegenüber behauptet.

So ausgezeichnet das weiße Holzkohleneisen auch für die Erzeugung von Schmiedeeisen eignet, so unbrauchbar ist es dagegen dort, wo es sich um Anfertigung von Gußwaaren handelt, wozu ausschließlich graues Eisen verwendet wird. Die oben besprochenen Unterschiede sind nämlich nicht die einzigen, welche zwischen diesen beiden Eisensorten obwalten. Das weiße Roheisen ist sehr hart und eine Modification derselben, das

genannte Spiegeleisen, welches mit einer großblättrig kristallinischen Structur auftritt, wird selbst von den besten englischen Heilen nicht angegriffen. Das graue Eisen ist dagegen, im Vergleich mit dem weißen, weich zu nennen, es läßt sich bohren, abreiben und gestattet demnach eine mechanische Bearbeitung, welche bei weißem Roheisen ganz unmöglich ist.

Erscheint es schon aus diesem Grunde für die Herstellung von Eisenguß geeigneter, so wird diese Brauchbarkeit noch bedeutend durch das Behalten des geschmolzenen, flüssigen Probedetes erhöht. Das graue Eisen ist, sobald es zum Schmelzen erhitzt wurde, dünnflüssig und aus diesem Grunde im Stande, selbst sehr feine Formen vollkommen und gleichmäßig anzufüllen. Beim beginnenden Erstarren dehnt es sich etwas aus und trägt dadurch weiter zur möglichen Ausfüllung der Formen bei. Das weiße Roheisen aber erscheint im geschmolzenen Zustande mehr breiartig, es zieht sich beim Erkalten ungleichförmig zusammen und ist aus diesem Grunde zum Guß nicht geeignet.

Dagegen aber zieht man es dem grauen immer vor, wo es sich darum handelt, weißes schmiedbares Eisen zu gewinnen, da es nicht nur reiner erscheint, sondern eben wegen der breiartigen Consistenz, die es beim Schmelzen annimmt, für jene Operationen, welche die Herstellung von weißem Eisen bezwecken, geeigneter ist, als das graue. Letzteres dient aber nichtsdestoweniger gleichfalls zur Stabeisengewinnung, und findet in dieser Richtung eine sehr ausgedehnte Verwendung.

Mit der Erzeugung des Stabeisens wollen wir uns diesmal näher beschäftigen. Wir haben die Schilderung der wichtigsten Eigenschaften des Roheisens vorangeschickt, um den Proceß der Stabeisengewinnung leichter anfassen zu können und erinnern hier zunächst daran, wie das Roheisen seine von jenen des weißen Eisens verschiedenen Eigenschaften der Anwesenheit des Kohlenstoffs verdankt. Doch bewirkt dieser nicht allein die Abänderungen des Eisens. Der Schwefel und Phosphor, welche sich übrigens in den brauchbaren Roheisensorten nur in weit geringeren Mengen vorfinden als der Kohlenstoff, das Silicium und das metallische Mangan, sind nicht nur dem Roheisen gegenüber von Bedeutung, sondern modificiren besonders deutlich die Beschaffenheit des Schmiedeeisens. Dies gilt namentlich vom Schwefel und Phosphor, die beide, falls sie in etwas größerer Menge vorhanden sind, das Stabeisen bis zur Unbrauchbarkeit abzuändern vermögen. Der Schwefel macht das Eisen rothbräunlich, das heißt während das Metall in gewöhnlicher Temperatur von seiner, derselben entsprechenden Dehnbarkeit wenig einbüßt, läßt es sich in der Glühhitze nicht schmieden und walzen, sondern zerfällt dabei stellenweise den Zusammenhang und zerfällt. Phosphorhaltiges Eisen läßt sich dagegen ziemlich gut in der Glühhitze bearbeiten, entweicht aber bei gewöhnlicher Temperatur der nöthigen Festigkeit.

Da es nun nicht vermieden werden kann, daß sich bei der Erzeugung des Roheisens dem A seiner Bildung notwendigen Kohlenstoff auch die erwähnten verunreinigenden Körper beiges

feßen, so ist es notwendig, auch diese bei der Umwandlung in Stabeisen möglichst vollständig zu beseitigen. Dies Alles geschieht durch das sogenannte Frischen des Eisens. Das Besen dieser wichtigen Operation besteht in einer Verbrennung der Beimengungen. In entsprechend hoher Temperatur läßt man den Sauerstoff der Luft auf das schmelzende Roheisen wirken; dieser verwandelt den Kohlenstoff in Kohlenäure, den Schwefel in schwellige Säure, den Phosphor in Phosphorsäure, das Silicium in Kieselsäure, das Mangan in Manganoxydul. Die ersten beiden Säuren verflüchtigen sich, die andern Verbindungen vereinigen sich aber unter Bildung einer Schlacke, an deren Zusammensetzung jedoch zugleich Eisenoxydul und Eisenoxyd theilnehmen. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß auch das Eisen unter den gegebenen Umständen theilweise in Sauerstoffverbindungen übergeht. Während also bei diesem oxydierenden Schmelzproceß ein Theil des Eisens von seinen Verunreinigungen befreit wird, verwandelt sich ein anderer, obwohl geringerer, in Oxide, und bringt mit den übrigen Producten die Schlacke hervor. Je länger dieser Vorgang dauert, am so reichlicher erfolgt die eben angedeutete Veränderung des Eisens und die Schlacke erreicht endlich eine Zusammensetzung, in welcher das Eisenoxydul vorherrschen beginnt. In dieser Zeitpunkt eingetreten, so wirkt dieses Eisenoxydul seinerseits auf das noch nicht völlig entkohlt Eisen, der Sauerstoff vereinigt sich mit dem Kohlenstoff zu Kohlenäure, und das Metall wird wieder metallisch abgetriebene Eisen gestellt sich dem bei diesem Vorgange entkohlten Metalle zu. Die Schlacke, welche diese Wirkung äußert, kann selbstverständlich erst nach länger andauerndem Schmelzen entstehen, da sie eben sehr reich an Eisenoxydul ist, dessen Bildung nur allmählich erfolgt. Sie heißt Gaarschlacke, weil sie entsteht, sobald das Eisen gaar zu werden beginnt und ist nahezu schwarz. Der Hüttenmann nennt jedes Product gaar, was nach passender Behandlung eine entsprechende Beschaffenheit angenommen hat, und deht diese Bezeichnungswiese auch auf Vorgänge aus. So spricht man von einem gaaren Gange des Hochofens, wenn die Verhältnisse im Ofen ganz erwünscht und dem Producte, welches erzeugt werden soll, entsprechend sind. Auch die entgegengelegten Umstände werden von den Hüttenleuten mit einem der Kochkunst entnommenen Ausdrucke bezeichnet, indem sie alle Stoffe und Vorgänge, welche entweder von dem gewünschten abweichen oder denselben vorangehen, roh nennen. Gewisse Störungen im Hochofenbetriebe sind demnach im Gegensatze zum Gaargang ein Rohgang. Das Roheisen ist unfertiges Eisen.

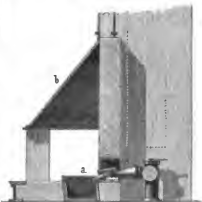
Da die Gaarschlacke erst gegen Ende des Frischproceßes entsteht und daher dort, wo obnehin das Eisen fast vollkommen entkohlt ist, keinen besonders Vortheil mehr gewähren kann, versetzt man sie häufig dem schmelzenden Roheisen bei einer folgenden Operation zuzusetzen, so daß sie gleich ansang mit dem noch kohlenstoffreichen Eisen in Verbindung kömmt, und so nicht nur zur Vermeidung des Productes, sondern auch zur Reinigung desselben wesentlich beiträgt. Hat sie diese Wirkung geäußert, so ist sie zus-

gleich ärmer an Eisen geworden und mischt sich mit der neuentstehenden Schlacke, die ebenfalls noch nicht reich an Eisen ist. Dann heißt die Schlacke Rohschlacke. Sie wird zum Theil befreitigt, zum Theil allmählich in Gaarschlacke übergeführt, welche dann ihre Wirksamkeit bei der folgenden Charge zu äußern hat.

Wir haben uns nun über die wichtigsten beim Frischen des Eisens zur Geltung gelangenden chemischen Vorgänge verständig und es wird uns leicht sein, im Folgenden auch die Außerlichkeiten dieses Processes klar zu machen.

Es gibt zweierlei Methoden, das Stabeisen zu erzeugen: die Herdfrischerei und das Puddeln. Das erstere Verfahren ist das ältere. Es gestattet keinen sehr ausgedehnten Betrieb und muß mit Holzstobeln durchgeführt werden. Dadurch wird es kostspielig, liefert aber ein sehr reines, vorzügliches Product. Die Anwendung der Holzstobeln ist darum nöthig, weil beim Herdfrischen das Eisen mit dem Brennstoff in unmittelbare Berührung kommt und falls dieser, wie die Coaks und Steinkohlen, Schwefel enthält, von letzterem soviel aufnehmen würde, daß die Qualität des Eisens aus oben angeführten Gründen eine sehr bedeutende Einbuße erlitt.

Das Herdfrischen nimmt man, wie schon der Name andeutet, in Herden vor, welche Frischherde heißen. Bedeutsame Abbildung stellt den senkrechten Durchschnitt eines Herdes vor und genügt, um dessen einfache Einrichtung zu erläutern. Der Herd a selbst ist eine vieredrige Grube, deren Wände mit starken gußeisernen Platten ausgekleidet sind, welche in der Hüften-sprache Jaden heißen. Sie stehen nicht ganz



senkrecht, sondern sind schwach theils in, theils aus dem Herd geneigt. Der Boden des letzteren, der sogenannte Frischboden, wird häufig aus Kohlenlöche oder Schlacke gebildet, oft aber legt man auch dort eine Eisenplatte ein. Den Herd umgeben starke Mauern, die meistens auch mit Eisenplatten besetzt sind und gewöhnlich sind sich zwei Frischherde unter einem gemeinschaftlichen Mantel b vereinigt, welcher den Abzug der heißen Verbrennungsgase in eine hohe Ofen vermittelte. Das Gebläse c führt die Luft

in ausreichender Menge den brennenden Kohlen und dem schmelzenden Eisen zu.

Die ganze Einrichtung des Herdes führt zu einer großen Verschwendung von Brennstoff, da viel von der im Herde hervorgerathenen Hitze nutzlos verloren geht. Allein die offene Herdgrube gestattet dagegen eine bequeme mechanische Bedienung des Eisens und dies gleicht den erwähten Uebelständen wieder bis zu einem gewissen Grade aus. Die Einrichtung des Herdes erlaubt an verschiedenen Orten gewisse Abänderungen, welche sich aber immer nur auf Nebendinge beziehen und meistens die Dimensionen betreffen. Um so größer ist aber oft die Verschiedenheit in der Ausführung des Frischens selbst und diese wird theils durch die Gewohnheit, theils aber durch die Qualität des Roh Eisens herbeigeführt.

Wie schon früher erzählt wurde, ist das graue Roh Eisen durchschnittlich mit mehr Verunreinigungen behaftet als das weisse. Letzteres nimmt beim beginnenden Schmelzen einen dreierartigen Zustand an, während das graue Eisen so gleich dünnflüssig wird. Es ist klar, daß eine dünnflüssige Masse nicht so leicht durch Rühren oder Wenden mit Lust in vielfältige Berührung gebracht werden kann wie eine breiige, und daraus erklärt sich, wie graues Roh Eisen, welches zudem auch unreiner ist als weisses, zum Frischen längere Zeit und größere Mühe in Anspruch nimmt als letzteres. Das Frischen beginnt mit dem Einschmelzen des Roh Eisens. Der Herd wird mit glühenden Kohlen gerüstet und die Verbrennung derselben durch das Gebläse lebhaft unterhalten. Das Roh Eisen wird in größeren, zuweilen durch Guß in eine regelmäßige Form gebrachten Stücken an der dem Gebläse entgegengekehrten Seite in den Herd gehoben oder mittelst eiserner Jaugen allmählig gegen die Mitte des Herdes vorgedrückt. In dem Maße als es schmilzt und, durch die glühenden Kohlen vertheilt, betrachtet, trifft es die Gebläseluft und die uns bereits bekannte Wirkung derselben gelangt zur Geltung. Man unterstützt sie durch Rühren und Wenden des bereits am Boden angesammelten Eisens und zugleich kommt häufig Gaarzschlacke in den Herd, durch welche das wiedergeschmolzene Eisen gleichfalls eine entsprechende Veränderung erleidet.

Keines weissen Roh Eisens bedarf zu seiner Umwandlung meistens nur etwas über eine Stunde und sobald die für eine Operation angewendete Menge (durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ bis 3 Centner) gänzlich eingeschmolzen ist, kann der Proceß als vollendet angesehen werden. Das im Herde vorfindliche Eisen hat seine Klüftigkeit verloren, es bildet eine klebrige, zähe Masse, leuchtet mit gelbem Lichte und zeigt ein lebhaftes Funkenströben. Wenn aber das Roh Eisen grau und unrein war, so gelangt man nicht so schnell zum Ziele. Das erste Einschmelzen hat dann die Beschaffenheit des Eisens noch wenig abgeändert, man muß den Eisenklumpen herausheben (was in der Hüttensprache Aufbrechen heißt) und das Einschmelzen ein- bis zweimal wiederholen, so daß häufig sechs Stunden notwendig sind, um die Herstellung des Stabeisens zu vollenden, was natürlich mit einem entsprechenden Aufwande an Brennstoff und Arbeitskraft verbunden ist.

Wir können zugleich die einzelnen Modalitäten,

welchen dieser Vorgang an verschiedenen Orten unterworfen ist, übergehen. Immer aber wird die Aufmerksamkeit und Uebung der Arbeiter sehr in Anspruch genommen. Sie haben zu beurtheilen, wie weit das Frischen des Eisens vorgeschritten ist und wann es sich seiner Vollendung nähert, sie müssen den Einfluß der Gebläseluft und der Schlacke leiten und beide zur rechten Zeit und im nöthigen Grade zur Anwendung bringen, Anforderungen, welchen nur der Geübte genügen kann, besonders weil die Hautababung der schweren Eisenmassen auch mit großer körperlicher Anstrengung verbunden ist.

Das frischete Eisen muß nun durch mechanische Bearbeitung von der eingemengten Schlacke befreit und zugleich in eine passende Form gebracht, d. h. geschmiedet werden. Dazu dienen auf den Frischhöfen in der Regel von Wasserkraft bewegte schwere Hämmer. Der Eisenklumpen, welcher schließlich aus dem Herde auf die Hüttensohle geschafft wurde, führt die verschiedensten Namen, wie Deul, Lupc, Wolf, Klump u. s. w. Man klopf ihm zunächst mit einem leichteren Hammer, um die zwischenliegende Schlacke zum Theil herauszurücken, zertrötet ihn in mehrere große Stücke und legt diese auf den bereits für die folgende Gharze vorgerichteten und in Thätigkeit gesetzten Herd. Dadurch wird dem Eisen mit der hohen Temperatur zugleich die zu seiner Bearbeitung nöthige Dehnbarkeit gegeben und nun beginnt das Anschlämmen in der verlangte Form. Der schwere Hammer dient dabei nicht nur als Mittel, die Eisenstücke zu strecken, sondern er preßt auch die noch bezugene Schlacke vollends aus und sichert so dem Eisen die nöthige Festigkeit, welche jeder Leiste, falls fremde Körper, wie eben die Schlacke, in dem Metalle zurückbleiben, dem bei der weiteren Bearbeitung verliert das Eisen an Stellen, wo sich noch dergleichen findet, seinen Zusammenhang.

Die Eisenhämmer, mit welchem Anstrome man die Frischhöfen zu bezeichnen pflegt, bieten selten gleichartige Dimensionen dar. Es werden meistens vereinzelt in Gegenden errichtet, wo bei leichter und billiger Zufuhr des Roh Eisens die Holzsohle zu entsprechend niedrigen Preisen beschafft werden kann und das nöthige Wassergefälle zur Verfügung steht, um die Hämmer in Bewegung zu setzen. In der That finden sich selten mehr als sechs, meistens nur zwei bis vier Frischwerke im Betriebe und wenn auch das Geplatter der Hämmer, das Saufen der Gebläse, das Umlerprüben der Funken und glühenden Schlackenteufeln und ein lebhaftes, vorzügliches Bild bewagter Gewerbsthätigkeit voraussetzen, so übertrifft in dieser Hinsicht die Pudelwerke die Eisenhämmer bei Weitem. In diesen ist gewöhnlich die Eisenzeugung auf den Umfang einer präparirten, den gegenwärtigen Zuständen der Industrie und des Verkehrs entsprechenden Production geßigert. Einige Dutzendjahre, die in wenigen Minuten das Metall, welches ihnen die Arbeiter rastlos antragen, zu seinen Stäben, Eisenbahnspicnen, Blech u. s. w. ausreden, ersetzen da Hunderte von Händen, die nöthig wären, um mit dem Hammer zum gleichen Ziele zu gelangen. Der Lärm der Hämmer ist hier durch das Losen der rotirenden Walzen

erlegt, und häufig sind es mächtige Dampfbömer, welche dem rohen aus dem Ofen geschaffenen Eisentropfen die Form ertheilen, in welchen sie den Walzen übergeben werden müssen. Tausende von Centnern fertiger Eisenwaare (auf manchen Hütten bis 200,000 Centner) werden hier jährlich zu Stande gebracht, und der Bedarf an Maschinen zum Treiben der Walzen, Heben der Hämmer und dergleichen ruft gewöhnlich in der Nähe der Puddelwerke Werkstätten ins Leben, welche ausschließlich für die Bedürfnisse der Hütten an Geräthen und mechanischen Vorrichtungen zu sorgen haben.

Der Grund, warum die Puddelwerke in der Regel einen weit ausgedehnteren Betrieb darbieten, als die Hammerwerke, liegt hauptsächlich im Brennstoff. Während das Herdfrischen nur mit Holzkohlen durchgeführt werden kann, verwendet man in den Puddelöfen meistens Steinkohlen, seltener Torf oder Holz. Auch brennbare Gase, welche man aus minder werthvollem Material, wie Kohlenkieseln oder Gindes darstellt, benützt man dabei entweder für den ganzen Betrieb oder wenigstens zum Erhitzen des Eisens vor dem Auswalzen. Da sich nun die genannten Brennstoffe an vielen Orten weit leichter und theurer als Holzkohlen in unbegrenzter Menge beschaffen lassen, und häufig an solchen Stellen auch der Bezug des Kobaltens sehr bequem und wenig kostspielig erscheint, so bietet schon aus diesem Grunde das Puddeln im Vergleich mit dem Herdfrischen sehr oft große Vorteile dar. Diese erheben sich durch die Möglichkeit eines sehr ausgedehnten Betriebes, welcher bekanntlich bei jeder Gelegenheit über die kleinere Production den Sieg davonträgt und endlich durch die fabrikmäßige Regelmäßigkeit, die das Puddeln weit mehr sezubalten gestattet, als die Herdfrischer.

Aus schon früher angeführten Gründen darf bei Verwendung von Steinkohle zum Frischen diese mit dem Eisen nicht in Verbindung kommen. Man erreicht das in den Puddelwerken dadurch, daß man auf das Eisen nur die heiße Flamme des Brennstoffes wirken läßt. Oefen, bei welchen dieses Princip zur Anwendung kommt, heißen Klammendöfen. Sie heißen im Allgemeinen eine gleiche Einrichtung und werden nur in einzelnen Theilen hinsichtlich der Gestalt und Dimensionen den speziellen Zwecken, welchen sie dienen sollen, angepaßt. Die hier folgenden Abbildungen stellen einen Puddelofen von gewöhnlicher Konstruktion vor. A ist ein senkrechter, B ein horizontaler Durchschnitt und C gibt eine äußere Ansicht des Ofens.

Der Feuerraum b enthält einen Kof, auf welchen durch die Thüre c der Brennstoff eingetragen wird. Die durch den Kof von unten nach aufwärts strömende Luft vermittelt die Verbrennung und veranlaßt die Bildung einer erheblichen Flamme, welche mit überschüssiger Luft gemengt über eine Erhöhung d in den Herd h gleitet. Letzterer ist also durch diese Erhöhung, welche Feuerbrücke heißt, vom Heizraum getrennt. Eine zweite Erhöhung, die Ausbrücke g, grenzt den Herd gegen den Kof f. einen Kanal, ab, durch welchen die heißen Gase in die Gasse o abziehen. Die Arbeitsthüren a gestalten das Eintragen, Bearbeiten und

Verarbeiten des Eisens. Sie sind mit eisernen Matten verschließbar, welche mittelst der Vorrichtung o leicht gehoben und gesenkt werden können, und die darin angebrachten kleinen Ausschnitte erlauben, die Vorgänge im Ofen zu beobachten, wenn dieselbe geschlossen ist. Der Herd hat zur Unterlage gewöhnlich starke Eisensplatten, und diese werden durch die darunter hinreichende Luft soweit abgekühlt, daß sie nicht abschmelzen können. Auf ihnen breitet man Quarzsand oder andre feuerfeste Materialien aus und überzieht diese schließlich mit geschmolzener Schlacke, die beim Betriebe die eigentliche Unterlage für das Eisen vorstellt und zeitweilig erneuert werden muß. Um den Ofen vor zu rascher Abkühlung möglichst zu schützen, wird er aus sehr feuerfestem Material hergestellt und außen mit starken Eisensplatten bekleidet. Als Feuerbrücke dient sehr häufig ein vieredriges Rohr, durch welches man Wasser fließen läßt, denn dort herrscht die größte Hitze und ist somit die Gefahr des Abschmelzens am größten.

Das Puddeln beginnt mit dem Einschmelzen des Kobaltens. Ist dieses grau, so wieht es dabei dünnflüssig und geht erst nach einiger Zeit unter dem Einflusse des Oxidationsprocesses in weißes Kobalt über. Um die dadurch bedingte Veräugung des eigentlichen Frischens zu vermeiden, wird häufig das Eisen vorher in besonderen Herden unter lebhaftem Luftzutritt eingeschmolzen und zerhackt in weißes Eisen umgewandelt, welches in diesem Falle Feinblei heißt. Sobald das geschmolzene Kobalt die gewünschte Consistenz hat, wird demselben Gasschlacke zugelegt und diese mittelst Eisensklangen in das heiße Kobalt sorgfältig eingerührt. Ueber die Wirkung der Schlacke haben wir uns bereits verhandelt. Sie vereinigt sich hier mit jener des eintrugenden Sauerstoffes, um das Eisen zu entkoben, welches in dem Maße, als es diese Veränderung erleidet, schwerer schmelzbar wird, weshalb man, um die Einwirkung fortzusetzen, die Hitze im Ofen steigern muß. Dabei erheben sich aus der weichen Masse Blasen von Kobaltendampf, welches nach dem Verfliegen derselben mit rötlicher Flamme verbrennt. Endlich beginnt trotz der hohen Temperatur das nun schon entkobte Eisen zu erstarren, es bilden sich verschidene große, unregelmäßige Stabmassen, welche lebhafte leuchten, und nun zu etlichen Stücken von annähernd gleichem Gewicht vereinigt werden müssen. Man nennt diese Operation das Ballmachen. Es wird mittelst starker Eisenhämmer durchgeführt, wobei der Arbeiter möglichst viel von der eingemengten Gasschlacke abstreift, welchen Vorgang die Niedrigkeit des Schmelzpunktes Eisens unterstügt und erleichtert. Die Hämmer legt man an die Feuerbrücke, holt sie in der Ordnung, als sie angefertigt wurden, aus dem Ofen und bringt sie unter einen schweren Hammer, der sie in vieredrige Stücke, Lupen, formt, bei welcher Gelegenheit die Schlacke vollständig abgestreift wird. Um das Eisen nun weiter mechanisch zu bearbeiten zu können, muß man es neuerdings erhizen. Dies geschieht in den sogenannten Schweißöfen, welche eine ganz ähnliche Einrichtung wie die Puddelöfen besitzen. Sobald das Eisen wieder weißglühend geworden, können

Fig. A.

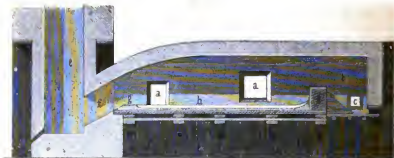


Fig. B.

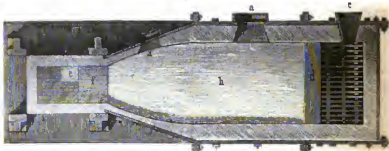


Fig. C.



Die Walzen dasselbe annehmen und ihm die gewünschte Form erteilen. Dabei wird noch der Rest von Schlacke, der im Eisen zurückblieb, fortgeschafft. Darauf ist besondere Rücksicht zu nehmen, und um dem Eisen eine größere Festigkeit zu sichern, wird es häufig zunächst in flache Stangen (Schienen) ausgewalzt, welche man in Stücke zerschneidet, mit Eisendraht zu Bündeln vereinigt und diese neuerdings in den Schweißöfen bringt. Ein wiederholtes Auswalzen ergibt dann nicht nur die erforderliche Reinigung des Metalls, sondern erteilt diesem zugleich ein vollkommen festes Gefüge und damit eine große Festigkeit. — Wir können diese Zeiten nicht schließen, ohne einer Methode der Eisensablenkung Erwähnung zu thun, welche in der letzten Zeit großes Aufsehen erregte, und

über die vorläufig die Meinungen sich noch nicht soweit festgestellt haben, daß ihre Brauchbarkeit oder Anwendbarkeit bei der Eisenerzeugung im Großen als entschieden bezeichnet werden könnte. Bessemer, der Erfinder dieser Methode, hat in England viele Versuche angestellt, welche zur Geltung erwiesen haben, daß unter großer Ersparnis an Brennstoff das unmittelbar aus dem Hochofen gelangende, flüssige Roheisen rasch in Stabeisen übergeführt werden kann, wenn man das Metall in einem Cylinder leitet, an dessen Basis sich mehrere Öffnungen befinden, durch welche man reichlich Luft in das geschmolzene Metall preßt. Die sohergehaltene eingeleitete Verbrennung des Kohlenstoffs im Roheisen veranlaßt eine so bedeutende Temperaturerhöhung, daß schließlich das sich bildende Stabeisen fest

flüssig wird, was wir bekanntlich in unsern gewöhnlichen Oefen nicht erzielen können. Das nach dieser Methode gewonnene Eisen ist dehnbar und fest, aber es zeigt nie, und mag es noch so oft gehämmert oder gewalzt worden sein, das fehnige Gefüge, welches die guten Eisenarten sonst charakterisirt. Auch soll der Verlust an Eisen, welches dabei verbrennt, noch viel größer sein als bei den andern Verfahrensweisen, und man will behaupten, daß wohl Kohle erspart, diese aber durch das doch noch festbarere Eisen ersetzt werde, welches also nach dieser Ansicht hier gleichzeitig als Brennmaterial figuriren würde. Wiederholte und ausgedehntere Versuche werden erst entscheiden, ob Bessmer's Verfahren die von uns näher geschilderten Methoden der Fabrication zu verändern im Stande ist. Vollständig wird dies wohl nie möglich sein, da viele Stätten der Eisenerzeugung das Kobaltisen von mehreren zum Theil weitentlegenen Hütten in Anspruch nehmen, während bei dem neuern Verfahren ein wesentliches Moment in der Bearbeitung des Roheisens ohne wiederholte Schmelzung bestehen liegt.

Es erübrigt nun, zur Vervollständigung dieser kurzen Schilderung der Eisenindustrie, noch Einiges über die Erzeugung von Stahl mitzutheilen. Dies, sowie die Statistik der gesammten Eisenproduction im Vergleich mit dem Verbrauch der Luftbestandtheile durch den Lebensproceß der Menschheit sollen den Gegenstand der nächsten Besprechung bilden.

Die Bank von England

und die

Pfeilsche Geseßgebung.

Von J. d'Alph. Wagner.

Die Bank von England, die mächtigste und berühmteste der Welt, stammt schon aus dem Jahre 1694, wo die Unterzeichner auf eine Kriegaanleihe als „Gouverneur und Compagnie der Bank von England“ incorporirt wurden. Bis zur Höhe ihres dem Staate dargelebten Capitals durfte die Bank Noten ausgeben. Durch successive spätere Vortheile an die Regierung, wodurch zum Theil die Erneuerung ihres Freibriefs erkaufet werden mußte, sowie durch Hinzugiehung des bis 1816 angejammelten Reservefonds hat sich ihr Capital allmählig bis auf 14,553,000 Pi. St. (97 Mill. Thaler) erhoben, während die Bank von Frankreich auch jetzt erst ein Capital von 48 $\frac{1}{2}$, die von Oesterreich von 68 $\frac{1}{2}$, die von Preußen von 16 $\frac{1}{4}$ Millionen Thaler besitzt. Anfangs genoß die Bank von England kein ausschließliches Privileg, auch nicht der Notenausgabe, die bei den Bankhäusern der City von London allgemein üblich war. Erst 1708 gelang ihr die Aufnahme einer Clausei in ihre Privilegien, wonach in England und Wales Bankgesellschaften mit mehr als sechs Theilhabern verboten wurden. Bei dem großen Aufschwung von Handel und Gewerben gegen

Ende des Jahrhunderts konnte das Bedürfniß nach Banken daher nur durch Entsehung kleiner, oft unsolider Institute befriedigt werden, zumal die Bank von England nicht einmal Zweiganstalten eröffnete. Durch jene schwachen Banken, die ersten einer Geldklemme widerstehen konnten, hat England großen Schaden erlitten. Erst im Jahre 1826 wurde das Monopol der Bank durch die Erlaubniß von Banken in den Provinzen mit vereintem Capital und mehr als sechs Partnern durchbrochen, eine Erlaubniß, die 1833 auch auf London und Umgebung ausgedehnt wurde, aber ohne Befugniß der Notenausgabe.

Das wichtigste Ereigniß in der früheren Geschichte der großen Bank ist die Suspension ihrer Baarabgaben, wozu sie im Jahre 1797 durch übermäßige und wider Versprechen nicht zurückgehaltene Vorküsse an die Regierung William Pitt's genöthigt wurde. Durch Bestätigung und wiederholte Verlängerung Seitens des Parlaments dauerte diese Suspension bis 1821 und half England wesentlich zur Durchführung der großen Napoleonischen Kriege. Die gegenwärtig für das britische Vaterland, insbesondere die Bank von England geltende Geseßgebung rührt nach ihrem Abfasser Sir Robert Peel den Namen Peel'sche Acten von 1844 und 1845, und ist wesentlich die gesetzliche Sanctionirung von Theorien, welche man sich über das Geldwesen zur Zeit, wo die Noten der Bank ein uneinlösliches Papiergeld waren, gebildet hatte. Sobald nämlich zu Anfang des Jahrhunderts eine Disparität zwischen solchen Noten und barem Gelde entstanden war, entbrannte aldbald in der Presse und im Parlamente, unter Geschäftsmännern und Theoretikern ein lebhafter Streit über die Ursachen dieser Erscheinung. Durch die Förderungen vor einer der berühmtesten parlamentarischen Commissionen, der sogenannten Bullionenmittee von 1810, und des ersten damaligen Oekonomiden, David Ricardo, gewann endlich die Ansicht den Sieg, die übermäßige Vermehrung der Noten, durch die enormen Vorküsse der Bank an die Regierung und den Handelsstand veranlaßt, sei die Ursache dieser Entwerthung des Papiergeldes. Hieraus entwickelte sich die Theorie, daß jeder Notenerwerb eine proportionale Entwerthung derselben, sich jezt in einer entsprechenden größern Disparität gegen Baargeld und einer Vertbeuerung der Waarenpreise, folgen müsse. Diese Theorie wurde dann, als die Noten wieder einlösbar geworden und also mit Baar gleichstehen mußten, auf das Geld überhaupt übertragen und demgemäß entwickelte sich die auch in Deutschland namentlich unter den Laien weit verbreitete Idee, daß jeder Vermehrung der Menge der Umlaufmittel, sei es der Banknoten oder des Metallgeldes, eine entsprechende Entwerthung derselben oder eine Vertbeuerung aller Waaren folgen müsse. Ohne solche Vermehrung hielt man ein Preisfesten, wie es namentlich in Zeiten lebhafter Speculationen wahrgenommen wurde, nicht für möglich. Da sich aber fast immer aus solcher Speculation eine übertriebene Geschäftsausdehnung entwickelte, welche zu Handels- und Creditkrisen führte und in Folge deren auch wohl Zettelbanken sällirten,

so glaubte man, das Uebel bei der Wurzel angreifen zu können, wenn man den Banken ihre vermeintliche Freiheit, nach Belieben ihre Notencirculation auszudehnen, nahm, um sich auf diese Weise gegen eine später mögliche Entwerthung der Noten sicheres zu stellen.

Allerdings hatten nun tiefer dringende Untersuchungen, namentlich des hochverehrten englischen Oekonomisten Thomas Tooke die Irregularität der Ricardo'schen Lehren selbst für die Zeit der Suspension der Baarzahlungen nachgewiesen, und andre Schriftsteller widerlegten die ganze Lehre, daß der Tauschwerth des Geldes von seiner Menge abhängt. Auch wurde bewiesen, daß die Vermehrung der Noten den durch die Speculation in die Höhe getriebenen Preisen erst folge, also nicht die Ursache der Wertberührung sein könne, sowie, daß es keineswegs in der Macht der Banken stände, am allerwenigsten der auf einen ganz lokalen Geschäftskreis beschränkten Provinzialbanken, die Menge ihrer umlaufenden Noten zu bestimmen, da dies von der Nachfrage und dem Willen des Publicums abhängt, wovon die Bank nicht gebieten könne. Indessen die Gegner einer freien Notenausgabe ließen sich dadurch nicht erschüttern. Vielmehr brachte eines ihrer Häupter, S. J. Loyd, jetzt Lord Overstone, der Chef eines der ersten Londoner Bankhäuser, die ganze Lehre in ein förmliches System und setzte sie vor den Untersuchungsausschüssen des Parlaments über Zettelbanken im Jahre 1840 auseinander. Hier wurde Sir R. Peel dafür gewonnen, und er brachte dann bei Erneuerung des Bankprivileg's im Jahre 1844 die darauf bezüglichen Gesetze ein.

Vor Allem galt es die willkürliche Notenvermehrung, die vermeintliche letzte Ursache jeder Ueberspeculation, unmöglich zu machen. Deshalb wurde die Errichtung neuer Zettelbanken verboten, und die bestehenden durften nur soviel Noten ausgeben, als sie im Durchschnitt des vorhergehenden Jahres in Umlauf gehabt. Zum Regulator des gesamten Geldwesens wurde die Bank von England bestimmt, die deshalb in ein Emission- und ein Bankdepartement getheilt wurde. Das erstere hatte die Verwaltung der Notenausgabe, und durfte für 14,475,000 Pf. St. Noten gegen Deckung der Staatskassid an die Bank und anderer Effecten emittiren, da man diese Summe für den Bedarf unentbehrlich hielt, weshalb dafür nie baare Einmündelung verlangt werden würde. Ueber diesen Betrag hinaus durfte dies Departement nur Noten gegen Hinterlegung von edlem Metalle ausgeben. Man wollte auf diese Weise eine Aenderung in der Notenmenge nur dann eintreten lassen, wenn Geld in oder aus dem Lande strömte, daher in die Bank gebracht oder daraus genommen würde, denn nur eine solche Aenderung der Notenquantität hielt man für unschädlich, ja nöthig, weil sie mit einem der Phantasie entsprungenen „reinenmetallischen Geldwesen,“ wo es nämlich gar keine Noten gäbe, übereinstimmen würde. Das Bankdepartement wirtschaftet daher gegenwärtig mit jenen 14,475,000 Pf. St. Noten, die ihm vom Emissiondepartement überwiesen sind, und wie man sieht, ziemlich dem Capital der Bank gleichkommen, ferner mit dem Reservefonds und

den Depositen, welche es erwirbt. Vom Emissiondepartement kann es weitere Noten auch nur durch Hinterlegung von Metall bekommen, gewöhnlich tauscht es das deponirte Gold gegen Noten ein, und dabei erscheint in seinen Büchern unter dem Posten „unbedingte Noten“ ein Theil der nicht im Publicum circulirenden Bankscheine, welche also, wie man sieht, der Baarvorrath des Bankdepartements sind, die disponiblen Mittel desselben darstellen und den Depositen zur Deckung dienen, deren Größe dem Ermessen der Bank überlassen ist.

Nach einer dreizehnjährigen Erfahrung kann man wohl bestimmt ausprechen, daß die gehegten Hoffnungen Sir R. Peel's und seiner Anhänger gänzlich zu Schanden geworden sind. Perioden einer unerhört ausgedehnten Speculation fallen in diese Zeit, ohne daß irgend eine „übermäßige Notervermehrung“ hätte Statt finden können. Dagegen konnten die Banken mittelst ihrer Depositen immer durch Gewährung eines zu billigen Credits die Speculation über Gebühr unterstützen, und namentlich die Bank von England selbst ließ keine solche Periode vorübergehen, worin man ihr, gleich ihren continentalen Schwestern, den Banken von Frankreich, Oesterreich und Preußen, nicht den Vorwurf eines zu geringen Disconts, einer zu ausgedehnten Creditgewährung zu machen hätte. Seit der Peel'schen Acte hat die englische Bank es nicht mehr für so nöthig gehalten, auch auf die Interessen des Geldmarkts zu sehen, eine Pflicht, die ihr doch durch ihre weitgehenden Privilegien auferlegt wird. Durch eben dies Gesetz aber ist sie in Zeiten von Krisen, wo die Intervention einer großen Bank mit schützendem Credite zur Unterstützung des erschütterten Vertrauens so ersprießlich ist, an der Leistung von Diensten, wie bei der großen Handelscalamität im December 1826 gehindert, und nur die Suspension der Acte bleibt dann als Hülfsmittel übrig, wie sie am 22. Octbr 1847 und am 12. Novbr. v. J. von dem Ministerium einseitig verordnet werden mußte.

Die Geldkrise, welche Europa seit September 1856 nicht verlassen hatte, brach im Herbst vorigen Jahres plötzlich mit erneuerter Macht aus, und dazu hatte sich in den Vereinigten Staaten allmählig zu einer Handels- und Creditkrise Stoff angesammelt, die selbst in den Annalen dieses an solchen Ereignissen reichen Landes Epoche machen sollte und eben jetzt in gewaltigster Weise zum Ausbruch kam. Jede amerikanische Post brachte die Nachricht von neuen Collapsen von Handelsbäuern nach England. Die Banken jenseits des Oceans erlitten enorme Verluste, Schrecken und Mißtrauen verbreitete sich, die Noten strömten an die Banken zurück, eine große Menge Depositen wurden gefündigt und herausgezogen, es blieb nichts Anderes für die Banken übrig, als selbst die Zahlungen einzustellen, ein Schritt, zu dem sich am Ende bei dem wachsenden Mißtrauen selbst die gesammten Banken der Stadt New York durch gemeinsamen Beschluß am 13. October genöthigt sahen. Die Folge dieser Ereignisse war eine starke Nachfrage nach barem Gelde in England, zur Transmiffion nach Amerika und dem Continent. Die ausbleibenden Kassen,

die protestirt zurückkommenden Wechsel, das Mißtrauen in die Zahlungsfähigkeit, führten bald auch in England zu großen Cassissements, zuerst der Häuser im amerikanischen Handel, von welchen jedes weiter eine Reihe anderer im Gefolge hatte, viele Banken, welche durch die unbegabte bleibenden Wechsel der falliten Häuser, die sie im Portefeuille hatten, große Verluste erlitten, wurden von den Depositen überlaufen, welche ihr Geld, sowie sie von jenen Verlusten hörten, zurückforderten, die Baarfonds der Bank von England mußten nun auch hierher, besonders nach Schottland, Irland und an einige Provinzialbanken große Summen abgeben, einige der angesehensten Banken, wie die Western Bank of Scotland und die City of Glasgow Bank, jene mit 52, diese mit 30—40 Millionen Thaler und eines der ersten Kontorier Discounthäuser mit 24 Millionen Thaler Passivis mußten ihre Zahlungen einstellen. Die Ansprüche an die Bank von England blieben trotz des dinnen Monatsfrist kassenweise von 5½ bis auf 10 Procent gestiehrten Discontos unvermindert, ja wuchsen angesichts der solchen Abnahme der Bankreserven noch, weil Jeder einen baldigen noch höhern Disconto befürchtete, ja die Aussicht nahe lag, daß das Bankdepartement bald selbst der disponiblen Mittel entböhrt sein werde, wo ihm dann ebenfalls nur Zahlungsauspension übrig bliebe. Bei den inzwischen immer günztiger werdenden Wechselkoursern verminderte sich die Ausfuhr des edlen Metalls in's Ausland und Gold ging fast nur noch zum inländischen Bedarf aus der Bank, von wo es vertrauenslich nach wenigen Wochen, wenn das Vertrauen wieder hergestellt war, zurückkommen mußte. Hätte die Bank sich gänzlich angewidert, ihrer schwachen Reserve wegen weitere Vorstöße zu machen, so würde vielleicht der bald englische Handelsstand bankrott geworden sein, und der Bank hätte es nicht genügt, da ihr die Depositen entzogen sein würden, deren sie am 11. November 19 Millionen Pfund hatte, welche durch eine Reserve von nicht einmal 1½ Million gedeckt waren. Dagegen standen im Emissiondepartement ungenutzt 5½ Millionen Gold, denn gegen die Noten der Bank von England bestand nicht das leiseste Mißtrauen, ihre Circulation war wie immer fast ganz stabil. In früheren Zeiten, wo der Baarfonds vereinigt gewesen, hatte die Bank gerade in solchen Momenten des allgemeinen Mißtrauens durch Ausdehnung ihrer Notenemission, für den Augenblick ohne Rücksicht auf die Größe ihres Baarfonds, die erspreizlichsten Dienste geleistet. Gerade hieran hinderte sie jetzt die Peel'sche Acte, als ihr endlich am 12. November gestattet wurde, ihre Emission über 14,475,000 Pfund anzudehnen, wogegen sie den Discontos auf 10 Procent belassen mußte, um die Ausfuhrung des Goldes in's Ausland möglichst zu hindern. Hatte die Suspension der Acte auch nicht den maßigen Erfolg wie vor 10 Jahren, indem auch nach dem 12. November noch einige Häuser stürzten, so datirt doch auch diesmal die Besserung von jenem Tage, und zweimal hat sich jedenfalls dies Peel'sche Gesetz als völlig unhaltbar erwiesen.

Zur Juragewässercorrection.

Unse strebsame und unternehmungslustige Zeit entdeckt, erfindet und beginnt so Vieles, daß es immer schwieriger wird, ihren raschen Fortschritten zu folgen. Zum Glück, wenn wir so sagen dürfen, ist der Schaden dabei doch nicht so groß als es scheinen könnte. Vieles von Dem, was heute als angehaunte Entdeckung an's Licht tritt, hat schon der andre Tag wieder vergessen gemacht oder unausgeführt gelassen. Nur was Genie und Talent in sicherer Berechnung aller Elemente entworfen und ihrer Zeit als zu lösendes Problem hingestellt haben, überdauert die Ungunst der Verhältnisse und überwindet die Schwierigkeiten. An diese Wahrheit erinnert uns das Schicksal der schweizerischen Juragewässercorrection, der wir im Juli-Heft 1857 dieser Monatschrift eine eingehendere Besprechung gewidmet haben. Wir glaubten damals dem Plane La Rica's als dem gründlichsten und radikalsten Heilmittel das Prognostikon des endlichen Erfolges stellen zu sollen. Manches hätte mittlerweile daran Zweifel erregen können; aber diese sind heute für befeitigt zu erachten. Wiederholte Experten sichern ohne undorbergehende Zwischenfälle dem ingenieus Projecte La Rica's die Ausföhrung, und damit einem wichtigen, ungemün wohlthätigen Unternehmen. Neuerdings haben auch die landwirthschaftlichen Experten sich sehr günstig ausgeprochen und La Rica's Plan, der eine größere Tieferlegung der Jura-Seen derweilt, dringend empfohlen, da er in landwirthschaftlicher Beziehung einen viel größeren Gewinn verspreche. Dabei hat sich ergehen, daß das Gebiet, welches unter den verderblichen Ueberschwemmungen der Juragewässer leidet, um zehn Procent größer angenommen werden könne, als es 1848 bis 1850 in die Plane eingezeichnet worden. Der durchgehends sehr gute Boden werde nach der Entwässerung zu jeder Art von Cultur tauglich sein. Zugleich wird die Entsumpfung den Ertrag der Dorfmoose bedeutend erhöhen, da der Torf viel tiefer werde ausgehoben werden können. Den Rebrwerth, welcher im Interesse der Hauptcorrection auf das Land verlegt werden könne, schlagen die Experten auf fast zwölf Millionen Franken an, aus welchem außerdem die Kosten der nachfolgenden Canal- und Drainirarbeiten gedeckt werden können. Bei dieser Rebrwerthschätzung ist der Erweiterungs des Inondationsgebietes um zehn Procent, dem Gewinn für bessere Torfausdeutung u. s. w. noch nicht einmal Rechnung getragen. Darf man mitbin annehmen, daß das große und schöne Werk zur Ausföhrung kommt, so wird sich die neue Gengenossenschaft das Verdienst eines Unternehmens erwerben, das sich den anerkennenswertheften unserer thätigen Zeit anzuschließen bestimmt ist. Wir glauben diese weitere Vase der in Rede stehenden Unternehmung unserm größeren Artikel nachträglich anzuschließen zu sollen, da sie nicht außerhalb der Aufgabe dieser Blätter liegt.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Aus den La Plata - Staaten.

Professor Burmeister erzählt, daß er in der Banda Oriental einem englischen Finanziers auf dessen Frage, wie ihm das Land gefalle, geantwortet habe: „Es scheint mir nicht schön, wohl aber nützlich zu sein.“ „Ja, mein Herr,“ räumte der Engländer ihm bei, „das ist der wahre Charakter des Landes.“ (Petermann's Mittheilungen, Seite 410.) Dasselbe Urtheil läßt sich über den ganzen Theil der La Plata - Staaten fällen, der mit geringer Erhebung über das Meer eine unabschbare Ebene bildet. Schön sind Landschaften, deren Horizont in farbigen Wolken und dichten Dünsten mit Himmel und Erde verschwimmt, allerdings nicht, aber diese eintönigen Ebenen beherbergen Millionen von Schlachtvögeln, lassen ohne alles Zutun des Menschen Orangen und Pflirsche reifen und eignen sich an vielen Stellen zum Anbau von Tabak, Baumwolle, Reis und Zucker. Sie gebden außerdem in den südamerikanischen Gebieten, wo der weiße Arbeiter dem Klima nicht unterliegt und wo die schwarze Race aus diesem Grunde keinen gütigen Boden findet. Leider sind die Weissen dieser reichen Länder Eranier und haben nach ihrer unverbesslichen Art gewirtschaftet. Binnen drei Jahrhunderten ist in den argentinischen Provinzen keine Landstraße gebaut, kein Fluß überbrückt worden. Sie haben sich in Bürgerkriegen, in Belagerungen von trojanischer Dauer erschöpft, und ohne die deutschen Dragonerhübel, vor denen die Ganchos bei Santos Luzaros wie Spreu vor dem Winde auseinandergeblieben sind, würde es noch heute nicht besser sein. Seit jener Schlacht vom 3. Februar 1852 atmen die La Plata - Staaten neu auf und schiden sich an, die natürlichen Vortheile ihres Landes zu benutzen, den Zugang zu seinen Schätzen zu öffnen.

Giner der bedeutendsten Vorzüge der neuen Welt vor der alten besteht in ihren Stromsystemen. Der La Plata begreift mit seinen

Nebenflüssen den Staat Buenos Ayres und den argentinischen Bunn, Uruguay, einen Theil des südlichen Brasiliens, Paraguays und einen Theil von Bolivia. Der Eingang in diesen Strom ist schwierig, und man konnte bisher bloß einen Canal, der dem politischen Nachbar unterliegt, von der Insel Martin Garcia, dem Eigenthum des Staates Buenos Ayres, beherrscht zu werden. Der Engländer Sidney und der Nordamerikaner Page haben nun einen zweiten Canal gefunden, der eine leichtere Einfahrt darbietet, webr Tiefe hat und nicht von der Insel Martin Garcia beherrscht wird. Von hier bis Pausanra findet der Schiffer in dem Uruguay nie eine geringere Tiefe als achtzehn Fuß, und auf dem Paraguays können Fahrzeuge, die weniger als vierzehn Fuß Tiefgang haben, ohne Anstoß bis Asuncion gelangen. Die Wasserbreite, ein nordamerikanischer Kriegsdampfer zwischen acht und neun Fuß Tiefgang, fuhr bis Corumba in Brasilien (19° südl. Breite) und begaberte auf ihrem Wege keinem Hindernisse, weder ungeschützten Bäumen noch Schliefen oder Felsen. Die Nordamerikaner haben auf dem linken Ufer des Flusses 63 deutsche Meilen weit nicht eine einzige Wohnung eines gebildeten Menschen, und auf der rechten Seite war die angrenzende Ebene sogar auf eine Strecke von 350 deutschen Meilen öde. Auf dem Babia Negra (Ctuquis), der aus Bolivia kommend unterhalb Coimbra in den Paraguays mündet, wurde der Wasserberg, als sie ihn neun deutsche Meilen hinaufgefahren war, der weitere Weg durch undurchdringliche Massen von Wasserstangen versperrt. Auf dem Salado, der in der Provinz Salta entspringt und für den Handel besonders wichtig ist, kann man außer den zwei Monaten des niedrigsten Wasserstandes 180 deutsche Meilen weit aufwärts fahren. Für diese Fluß richtet D. Usterau Rams eine Dampfschiffahrt ein; einer seiner Dampfer, der Santa Fe, hat seine Fahrten begonnen.

Seit anderthalb Jahren bereist ein französischer Gelehrter, Martin de Rouffy, die argen-

tinische Republik, um ihre Provinzen in einem wissenschaftlichen Werke zu schildern. Auf einer Reise nach Chile hat er den bisher ganz unbekanntem östlichen Abhang der Cordilleren, welche die argentinische Provinz Catamarca von Chile scheidet, überschritten und auch hier, unter 28° südlicher Breite, den höchsten Kamm als ein ziemlich breites Tafelland gefunden, bestehend aus kahlen und steinigen Ebenen, aus denen schneebedeckte Berge, oft mit gefrorenen Seen an ihrem Fuße, aufragten. Er nennt diesen Kamm, auf dem Todesflüße und die trübseligste Ebene herrschen, eine nordrussische Ebene unter dem achtundzwanzigsten Breitengrade. Der Reisende braucht vier Tage, um diese gefährliche Büchse zu durchziehen und wird alle Augenblicke durch Kreuze und durch Ibiertypen an die Unglücksfälle erinnert, welche Frost und Schneestürme hier hervorgerufen haben. 1855 fand eine ganze Karawane in dieser Höhe (13,600 Fuß über dem Meere) ihren Untergang.

Die Vermessungen, die der Ingenieur Allan Campbell im Auftrage der argentinischen Republik zwischen dem Hafen Rosario und Cordova ausgeführt hat, sind so günstig angefallen, daß im Lande selbst für den Bau einer Eisenbahn zwischen beiden Punkten, die westlich bis Mendoza weiterzuführen wäre, Ketten im Werthe von einer Million Pesos geschmetzt worden sind. Professor Burmeister (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. 3, Heft 3) glaubt ohne Uebertreibung behaupten zu können, „daß es auf der ganzen Erde keine Gegend gebe, in welcher der Bau einer Eisenbahn leichter sich bemerklich machen lasse, als die in dreizehn Tagesreisen zurückgelegende Entfernung von Rosario bis Mendoza, und daß diese Bahn mit der Zeit eine der einträglichsten von allen größeren Bahnen werden müßte.“ Die jüngste Versammlung der argentinischen Präsidenten Urquiza an den Congreß verspricht den Beginn des Baues, sobald einige Hindernisse beseitigt sein werden. Nach dieser Versammlung hat sich ferner eine Gesellschaft zur Beichiffung des Vermejo gebildet, dessen Wichtigkeit für den bolivianischen Handel wir im zwölften Hefte (Bd. 2, S. 708) hervorgehoben haben. Gines der Dampfschiffe der von der Regierung unterstützten Gesellschaft ist im Plata angekommen.

Cochinchina.

In einem der früheren Hefte (13) wurde bei der Beschreibung der asiatischen Reiche Cochinchina's und seiner älteren Bezirke zu Frankreich gedacht. Im October erlebte der in den chinesischen Gewässern commandirende Admiral Rigaault de Genonville Befehl, eines seiner Kriegsschiffe in den Golf von Tonkin zu schicken, um einen in Cochinchina eingekerkerten Glaubensboten zu befreien. Der Gesandte war ein spanischer Bischof Diaz, aber nach französischer Auffassung bestand ein Einmischungsrecht der kaiserlichen Marine, indem Frankreich das Protectorat über alle hinterasiatischen Christen zu besitzen bedauert. Das Schiff ist zu spät gekommen, Bischof Diaz hat inzwischen durch den Strang gerendert. Da wäre nun ein Conflict, der die Weltde der Indischen Meere um einen neuen Kriegsschauplatz bereichern könnte.

Was wir von Cochinchina (Annam) wissen, verdanken wir hauptsächlich Crawford und Hüglaff. Das Reich besteht aus vier Provinzen, von denen Tonkin die nördlichste ist und hat ganz chinesische Einrichtungen. Das Heer — vierzig Regimenter Garde und fünfzigtausend Regimentär Linie — zählt 60,000 Mann mit 800 Gefehpanen; Reiterei gibt es nicht. Die europäische Disziplin hat Aufnahme gefunden, der Sold ist der landesübliche geblieben. Ein Soldat hat einundzwanzig Reugroschen monatlich, ein Lieutenant das Doppelte. Die Flotte, deren Matrosen zugleich Seesoldaten sind, wird von Anderboten mit vier bis sechs Hund und von Segelschiffen mit zehn bis vierundzwanzig Geschützen gebildet. Tonkin ist die einzige Provinz des Reiches, wo Metalle, Eisen, Kupfer, Silber und Gold in großer Menge gefunden werden. In oder bei der Hafenstadt Ketscho hat die Einrichtung des Bischofs stattgefunden.

Die Sklavenfrage.

Die Emancipation der Neger hat seit der großen englischen Maßregel wenige und langsame Fortschritte gemacht. In den westindischen Besitzungen Hollands wird die Negersklaverei ein Ende nehmen; eine amtliche Bekanntmachung der Regierung hat die Inselbewohner darauf vorbereitet. Auf Surinam scheint die Maßregel sich nicht erstrecken zu sollen, und grade dort regt sich unter den Sklaven ein unrühiger Geist, der auf elf Pflanzungen Unordnungen und auf einer Gewalthaten hervorgerufen hat. Brasilien befißt seit drei Jahren einen Beveln für Emancipation. Seine Mitglieder sind lauter junge Brasilier, seine Wirksamkeit beschränkt sich zur Zeit auf den Verkauf von vierzig bis fünfzig Sklaven. In den Vereinigten Staaten hat Eliza Burritt eine National Compensation Emancipation Society gegründet, welche unter diesem unbehülflichen Namen die Tendenz trägt, „durch sanfte und gelinde Mittel dahin zu wirken, daß die Bundesvertragsgewalt alle auf dem Unionsgebiet wohnenden Sklaven freikaufe.“ Spanien verfährt zum dunkelsten Male, die Sklaveneinfuhr in Cuba bannen zu wollen und untersüßt eben diese Einfuhr thatsächlich in dem Grade, daß die Sklavenschiffe wagen dürfen, ihre Ladung in der Bai von Havana, nahe bei dem Fort la Punta, dem Fort el Morro gegenüber, an's Land zu legen.

Alles, was bisher für die Unterdrückung des Sklavenhandels geschehen ist, wird in Frage gestellt, wenn die französische Regierung ihre Absicht, „die freiwillige Auswanderung von Negern aus Afrika zu befördern,“ ausführt. England opfert den Beistand, den Menschenhandel zu beseitigen, außer den Summen, welche politische und religiöse Missionen beanspruchen, alljährlich 500,000 Pf. St. Der Freisatz ist kein großer, es beschäftigen sich noch immer viele Schiffe mit diesem Handel, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß in einem einzigen Hafen der Sierra Leone in einer Woche sechs Sklavenschiffe anlegten.

Skizzen aus Constantinopel.

III.

Vielen Ihrer Leser wird aus dem Plane von Constantinopel die Lage des Palais von Dolma bagtsche (zu deutsch: der ausgefüllte Garten) bekannt sein. Derselbe ist durch die erste Wiegung bezeichnet, welche der Vesporus von Marmara-Meer aus macht. In dieser, und zwar im eingehenden Bogen, ist das neue hohe Schloß des Patischad terartig gelegen, daß es die Meerenge bis zur Seerailspitze hinabsehen und einen weiten Blick auf das Marmara-Meer und bis zu den Peinigeninseln hin thun kann. Das asiatische Organiser mit Skutari, desgleichen der Reantenturm liegen nicht unter seinen Augen, und auch die Seestraße aufwärts sieht es bis zur zweiten Wiegung von Anaurhis hinan. Wenn man die Seerailspitze selbst, die Spitze von Top hane und etwa den mittleren, schwärzigen Vorprung von Skutari ausnimmt, kann kaum ein beherrschender Punkt innerhalb des Vesporus und Sambuls gefunden werden. Das Palais breitet seine weitgestreckte Fronte stattdich am breiten, wogenden Bunde aus, und berührt mit seinen am weißen nach rechts vorgeschobenen Ausbauten, dem Kail-hane, oder dem Unterkunftsgebäude für die kaiserlichen Warten, den Stadtheil hindurch, während sein linker Flügel bis Bekhid-tasch, der Stelle, auf welcher das alte Isanimum lag, sich ausstreckt, und die nördliche Niederterierung des Älteren, nur aus Holz bestehenden Schloßes von Schitaghban darauf hintersieht, daß man auch das Gekaste nordwärts, in der Ausdehnung von nahe einer Viertelstunde, mit Gebäuden, die ein Anhängel von Dolma bagtsche sein würden, besetzen will. Wenn das Palais diesen äußersten Umfang gewonnen haben wird, mag es vielleicht alle anteren auf Erden, wenn auch nicht an imposanter Masse und an Geräumigkeit an und für sich, so doch an Frontlänge übertreffen. Schon in seiner heutigen Größe bietet es, von der Terrasse des nächstgelegenen hohen Ufers aus übersehen, den Anblick eines Labryrinths von Gebäuden. Etwas in der Mitte ragt ein breiter und über die Dächer der umliegenden Schloßtheile hoch aufstrebender Centralbau auf. Man meint hier beim ersten Anblick mindestens ein vierstöckiges Gebäude vor sich zu haben, während das Palais sonst nur zwei Stockwerke bietet, und verhältnismäßig hoch gehalten ist. Inzesh denkt man sich dabei durchaus im Irrthum. Gwate der weitgeräumteste und höchste Bau umschließt nur einen einzigen Saal, dessen außerordentliche Höhe von etwa hundertzwanzig Fuß in seinem rechten Verhältniß zu seinem Durchmesser steht. Was von diesem baulichen Centrum rechtswärts gelegen ist, kann als der Palaß des Sultans im engeren Sinne bezeichnet werden. Hier befinden sich seine Wohn- und Zeremonialsäle, seine Empfangszimmer und vernehmlich der große Audienzsaal, in denen die Zusammenkünfte mit den fremden Gesandten stattfinden. Nach links hin dagegen sind die meisten Gebäude von dem Harem eingenommen. Dieser Begriff ist groß und im weiteren Sinne umfaßt er auch die Wohnzimmer des kaiserlichen Bruders Abdul Afid Offendi, der einen kleinen Palaß im Palaß für sich in An-

spruch nimmt. Es kann nicht meine Absicht sein, im Einzelnen das ganze Palais beschreiben zu wollen. Ich werde mich im Gegenheil darauf beschränken, Ihre Leser in den Vorhof, in die Zimmer des Sultans und in seinen Wintergarten, sodann in seinen Harem und in den erwähnten Audienzsaal einzuführen. Es ist ein gewaltiges Thor, an welches man heran tritt, wenn man vom rechten Flügel her Einlaß in den Dolma-bagtsche-Palaß erlangen will. Aus Eisen gearbeitet und über vierzig Fuß hoch, ist es in seiner Art ein Meisterstück der Guß- und Schmiedekunst und wurde nur bis dahin durch einen bösslichen rothen Anstrich entstellt, der inzesh hoffentlich ebrstens durch einen dunklen ersetzt werden wird. Eine Pforte in dem einen der ungeraden Eisenthürer, die sich übrigens wie schwebend auf ihren Angeln bewegen, öffnet sich, und wir treten, nachdem wir einen ersten kleinen Vorraum durchschritten, in den eigentlichen Schloßhof ein, der den Anblick eines Gartens darbietet. In der Mitte befindet sich ein weites Bassin, welches von Hecken umgeben wird, und bekümmt ist, durch eine hundert Fuß hoch aufsprudelnde Fontaine gejagt zu werden. Es ist rings von grünem, glattem Rasen umgeben. Der Raum ist von der den Audienzsaal enthaltenden Abtheilung des Palais, von dem Wintergarten, einer Mauer, in welcher das beschriebene Thor liegt, und einem Eisengitter eingeflossen. Durch das letztere hindurch sah man den freien Ausblick auf die Meerenge und die Marmara-See. Stürmt das Meer und legt ein zum Orkan aufschwellender Südwind seine gewaltigen von weißem Schaum umflogenen Wogen den Vesporus anwärts in Bewegung, so bietet dieser Hof- oder Garten-Vorraum einen interessanten Anblick dar. Die Brandung lockt alldam am Fuße des Eisengitters, weit über dasselbe hin fliegen die Aelchen weißen Wischt, und dann und wann steigt eine kryallene Wasserfäule auf, die sich hoch über die Spitzen der Eisenthürer erhebt und über denselben zusammenbricht. Inzesh verweilen wir nicht lange in diesen äußeren Räumen, sondern geben direct auf das Hauptportal los, wo eine elegant gebaute, in westlicher Krümmung vorspringende Marmortreppe mit ihren polierten und glänzenden Stufen zum Aufgehen einladet. Wir treten in eine Galerie ein und sind darnach alsbald in dem vorerwähnten Saal. Derselbe untersteht sich in seiner Ausstattung und Ausstattung wenig von unsern europäischen Schloßräumen solcher Bestimmung, nur ist er in einer Weise mit Goldverzierungen überladen, die entschieden an den schlechten Geschmack anknüpft. Der Fußboden ist parquetirt, wie denn überhaupt im Palais von Dolma bagtsche weniger von jenen prächtigen orientalischen Teppichen zu sehen ist, als man erwartet. Die Fenster sind mit Marbren drapirt, wie bei uns, und wenn nicht eine außerordentliche Menge von Hausthürren dem Meublement einen eigenthümlichen Charakter verleihe, würde man durch dasselbe durchaus an unsere südländischen Einrichtungen erinnert werden. Diese Meubeln sind fast ausschließlich aus der Werkstatt eines derjenigen deutschen Hofsticker, Namens Seefeldt, hervorgegangen, der dadurch sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hat. Keine Kosten sind gespart worden, um diese Ausstattung so prächtig wie möglich zu machen. Um die Entwürfe für die verschiedenen Stücke herzustellen, ließ man eigens

Zeichner und Architekten aus Deutschland und Frankreich kommen; bedeutende Vorräthe der herrlichsten Hölzer wurden angekauft und zur Anfertigung der reichen Seidenstoffe, mit denen die Meubeln überzogen sind, eine eigene kaiserliche Fabrik bei Jemid errichtet. Ich nahm Gelegenheit, mich von den Preisen einzelner der verschiedenen Hauszeugs zu unterrichten und erfuhr, daß die einfachsten per Stück zweihundertfünfzig Piaster Silber oder hundertundsechshundertfünfzig Thaler preussisch Coutant kosten. Man kann hieraus auf die Summen schließen, die für die Meubelung des ganzen Palais verausgabt worden sind. Vom Audienssaal aus hat man mehrere Galerien und Säle zu durchschreiten, um in die eigentlichen Wohnräume des Sultans zu gelangen. Die Mitte der letzteren macht ein Salon aus, den man im Besonderen den kaiserlichen nennen könnte. Er erschien mir als etwas höher wie der vordemähnte und hat die Grundform eines Kreuzes. Er nimmt die ganze Tiefe des Gebäudes ein, in dem er gelegen ist, und empfängt mithin sein Licht von der Vorder- und Hinterfronte her. Ebenfalls parquettirt, ist er, um die Tritte nicht schallen zu lassen, mit „Käusen“ und kostbaren — englischen, nicht orientalischen — Teppichen nach orientirten Richtungen hin belegt. Das Meublement dieses Saales hat dergleichen Ueberfluß an Lehnstühlen, der bereits im Audienssaal als auffallend erwähnt wurde, und zwar sind Canapets und Hauteuils mit ockerfarbener Sammet überzogen, der mehr in's bläuliche wie in's röthliche spielend, einen außerordentlich guten Eindruck macht. Ausgezeichnet in ihrer Art sind Decke und Wände des Kaisersaales decorirt. Dieselben sind in Felder getheilt, und jedes davon in einer Menge von Farben schimmernd, kann als ein kleines Meisterstück der Holzschneide- und Decorateurkunst gelten. Unermesslich ist der Aufwand, der auf die Vergoldungen verwendet wurde. Dieselben sind noch viel reicher als in dem Audienssaal und machen den Eindruck außerordentlicher Götterdämmerung. In der Mitte des Saales befindet sich ein Divan-Caravé, auf dem, wie man mir sagte, der Sultan vorzugsweise zu ruhen liebt. Ueber denselben hängt eine mächtige krystallene Krone nieder, deren außerdem noch vier vorhanden sind, welche mehr als ausreichen, um das weite Gemach bei Abend mit einem strahlenden Lichterglanz zu übergießen. Hier auch ist es, wo der Sultan bei feierlichen Gelegenheiten Aktiva hält, d. h. die Funktionen seiner Minister und der anderen höchsten Angestellten im Reich in Empfang nimmt. Er ruht dann, vornehm und nachlässig hingeworfen, auf dem schwellenden Polster; der Grosopoet voran, treten nach der Reihe die Würdenträger an ihn heran, und küssen ihm den Zipfel seines Mantels, ohne den er bei keiner öffentlichen Gelegenheit erspart und der reich mit Diamanten und Perlen gefüllt, ein Symbol seiner höchsten Würde ausmacht. Diese Begrüßung hat nicht nur die eine Bedeutung, daß der Ruhende in Demuth des Herrschers Oberhoheit anerkennt, sondern auch die andere, daß dieser seinerseits durch die Annahme des Kusses eine neue Schuldverpflichtung ertheilt. Von ergebnisreicher Art sind im Kaisersaale die Mangale oder Kohlenbeden. Dieselben gleichen den Globen, deren man sich zum geographischen Unterricht bedient, und stehen in einem ähnlichen Gestell. Sie sind aus Messing gearbeitet und ermangeln in etwas

der Eleganz des Ortes, an dem sie aufgestellt sind. Man sagte mir, daß in diesem Kaisersaal keine Frau des Sultans, und auch selbst die Oberhofmeisterin nicht, deren Befugnisse sich weiter erstrecken als die der Kabinen, Zutritt habe, und daß jene nur bis zu einem gewissen Befehlsfuß oestringen dürfe. Eine bemerkenswerthe Einrichtung in Hinsicht auf die Nebeneinanderlage der Zimmer ist es, daß ein jedes von dem anderen durch ein enges Zwischengemach, eine Art Entrée, getrennt ist, welches lediglich zum Aufenthalt der Diener bestimmt ist. Denn weil es unschicklich wäre, wenn dieselben sich in ein und demselben Salon mit dem Badischah befänden, und weil andererseits dennoch die Dienste in jedem Augenblick an Nothen sind, und sie sich mindestens in Aufwartung aufhalten haben, verblieb kein anderes Auskunftsmittel. Unter dem dem letztbeschriebenen Saal angrenzenden Räumen zeichnen sich mehrere durch eine außerordentliche Pracht aus, wenn sie auch nicht eben groß sind. Einen recht angenehmen Eindruck macht das Arbeitszimmer des Sultans. Es ist mit Scharlachroth oder Sammel tapirt, hat weite, lichte Fenster, an den Wänden stehen ungeheure Bücherschränke, die indes verschlossen sind, und in deren Zwischenräumen man keinen prästenden Blick zu thun vermag. Das Schreibpult ist ein doppeltes und besteht aus einer Schreibtafel, die mit blauem Tuch überzogen ist und viele Fächer hat und aus einem zum Aufklappen eingerichteten Secretär. Die Lehnstühle in diesem Zimmer sind à la Voltaire, kolossal und um Vieles reicher gearbeitet und ausgestattet wie alle anderen im Palais. Alle Meubeln des Arbeitszimmers wurden aus Frankreich bezogen und man sagt, daß sie enorme Summen kosteten. In einem anderen Zimmer sollte ein Billard aufgestellt werden; ein drittes erschien im Besonderen als Kiosk-Gemach, indem es in der freien Ecke gelegen, eine herrliche Aussicht auf das Meer und das Gestebe einlang bietet. Von dem großen Saal, der den ganzen inneren Raum des oben erwähnten Centralbaus einnimmt und hundertunzwanzig Fuß Höhe hat, will ich hier nur nebenbei bemerken, daß er in einer Kuppel schließt, von deren Höhe ein Kronleuchter niederhängt, der in England angefertigt wurde und die verhältnißmäßig ungeheure Summe von achtaufzehn Pfund Sterling gekostet hat.

Die für uns Europäer interessanteste Abtheilung des Dolma-bagher-Palais wird von dem Harem des Sultans gebildet. Auch der kaiserliche Bruder Abd-ul-Asis Offendi hat seinen besondern Harem im Palais, indes wurde derselbe nicht von mir besucht.

Wenn man in die Region der Haremgemächer eintritt, verliert der erste Eindruck, den man empfängt, daß man die eigentliche Zone der Pracht verlassen hat und in eine einfachere ausgestattete eingetreten ist. Die Fußböden sind nicht mehr parquettirt, sondern nur mit ziemlich einfachen, aber recht nett gearbeiteten Strohmatten belegt, man bemerkt nur weiße Wände und hier und da find sie mit Kauten und Arabesken verziert. Am auffälligsten ist das Hauptgemach der Oberhofmeisterin ausgestattet, eine Stelle, die der Lebtigen der Sultans-Mutter, von dieser eingezogenen wird. Man sieht hier noch Meubeln, die mit Sammt über-

jogen sind, und Fenstervorhänge aus dem schwersten Atlas und Damask. Eine Stufe niedriger, in Hinsicht auf Höhe, stehen die Zimmer der Kaminen oder der Gemahlinnen des Sultans. Dieselben sind zwanzig und einige an Zahl und haben außer Bauteils und einem Divan, ein merkwürdiges, wie ein Quadrat gestaltetes Bett, von etwa acht Fuß Länge und Breite, das aus einem weichen Polster mit umliegenden Kissen besteht, die mit Sammet überzogen sind. Rings um das Bett kann eine von oben hermiterhängende Gardine gezogen werden. An sonstigen Geräthen finden sich in diesen Zimmern noch Handspiegel, ein messingenes, durchaus nicht elegantes, indes kunstvoll gearbeitetes Waschbecken, eine Kaffeekanne aus demselben Metall und eine Anzahl von Nohrpfählen und Fußbänken. Die Zimmer der Kaminen hängen, wie die des Sultans, nicht unmittelbar mit einander zusammen, sondern sind durch die oben bereits erwähnten Zwischen-Gabineen von einander getrennt. Eine jede Kabine hat zwanzig und mehr weibliche Diener oder Sklavinnen. Zwischen dem Kaiserfoal und dem Harem ist ein Gemach gelegen, welches im Besonderen als das Schlafgemach des Sultans bezeichnet werden kann. Beim Eintreten ist man geneigt, das Bett für einen Thron zu halten, denn es ist von einem Valtadin überdeckt, und das Polster wie die Kissen sind mit einem unvergleichlichen brocatenen Stoff überzogen und mit ungeheuren edel goldenen Quasten verziert. Den Fußboden bedeckt ein reicher Sammetteppich. Nicht weit von diesem Schlafkammer, wenn ich mich recht erinnere, ist das Bad des Sultans gelegen, ein Gemach, welches durch seine außerordentliche Kleinheit überrascht. Es ist durchaus am Boden, an der Decke und an den Wänden mit einer, wenn ich nicht irre von einer der griechischen Inseln entnommenen, gelblich aussehenden Marmor-Ornamentur ausgekleidet, und enthält nur eine große, ebenfalls massiv aus Marmor gearbeitete Wanne, in der ein Badender bequem untertauchen kann. Im Winter und Sommer wird der Fußboden und werden die Wände durch in denselben angebrachte Röhren mit heissem Wasser erwärmt, wie dies auch in den gewöhnlichen türkischen öffentlichen Bädern geschieht.

Der Totaleindruck, den die innere Beschäftigung des Dolma-bagtsche-Palais zurückläßt, ist von dem Gefühl beherrscht, das auf gewissen Punkten in Hinsicht auf Concentrirung der Pracht darin etwas zu viel gethan sei. Dieses Maß von unerbörter Verschwendung ist nicht von Alters hergebracht im Staate der Osmanen, sondern eine Neuerung, die erst in den letzten Jahren und kaum anderswo als in die Mauern dieses Schlosses Eingang gefunden hat. Noch Mahmud II., der Vater des jetzt regierenden Abdulschak, lebte und wohnte außerordentlich einfach. Wenn er Abends die langen unerleuchteten Corridore vom Tschiragan-Palais entlang schritt, rief der vorausgehende Axtlar Aga (Chef der Eunuchen, zu deutsch wörtlich „Aga der Mädchen“) mit lauter Stimme: Hünlir gelior (der Bürger kommt) und schnell öffneten sich alle auf die Galerie hinausführenden Thüren, und eine jede der Frauen setzte aus ihrem Gemach einen Leuchter auf den Boden des Corridors, um die Schritte des Herrschers zu erhellen. Die Kerzen waren von — Talg.

Um vom Garten wieder zu dem Hofraum des Vorgartens zu gelangen, dessen ich oben erwähnte, kann man einen Weg einschlagen, der verdeckt in der dicken laubwärtigen Mauer des Palais angebracht ist und dem Sultan namentlich als Communication mit seinem kleinen Wintergarten während der schlechten Jahreszeit dient. Diese Galerie ist außerordentlich lang und wird durch Fenster, die dem Palais zugewendet sind, erleuchtet. Man muß nicht mit großen Vorstellungen in die gläserne Ueberdachung eintreten, unter der sich der kleine Garten ausdehnt, in welchem der Patriarch im Winter zu Luftwandeln pflegt. Die großartigen Anlagen in den bedeutenden europäischen Hauptstädten erreicht derselbe bei Weitem nicht. Seine Länge ist allerdings beträchtlich, aber er ist sehr schmal. Bei der Reueit der Anlage kann man nicht erwarten, einen bedeutenden Baumwuchs in derselben entwickelt zu sehen. Das Ganze ist mehr lieblich wie imponierend zu nennen, und beim Durchwandeln der saubern Kieswege sagt man sich, daß ein ausreichend reicher Privatmann ein ähnliches Besitztum haben könnte. In der Mitte des Wintergartens befindet sich ein kleiner Kiosk, der allerdings nur eine Art von Miniaturgebäude ist und in dem der Sultan mit wenigen Personen Platz hat, der aber demassen gemächlich einladend ist, daß mancher Besucher das schmale Nischen dem großen und blendenden Kaiserfoal vorziehen möchte.

Vom Dolma-bagtsche-Palais aus geschieht es, daß der Sultan beim Beginn der sogenannten heiligen Nacht, *) dem Bairam um einige Tage vorangeht und mit der für den Oberbefehl der Gläubigen der Hohenmonat, aber nicht für seine Unterthanen, schließt, das reich geschmückte Staats-Kaif, oder die vergoldete Barke, befrigt, um sich zum Gebet in die große und prachtvolle Moschee „Müsterrie Dschami“ auf dem Wasserploz von Top hane zu begeben. Die Feier fiel diesmal auf den 19. Mai vorig. J., das heißt auf den verlegten Dienstag desselben. Es war ein heiterer Tag vorangegangen und der Abend breitete seine Schatten über die beinahe spiegelglatte Fluth des Bosporus. Als es bereits ganz dunkel geworden war, leuchtete der Blitz eines Kanonenschusses in der Nähe des Palais auf und eine Anzahl folgender, deren Donner weithin in der Umgegend und bis zu den äußersten Enden der Hauptstadt vernommen wurde, verkündete, daß der Patriarch seine Staatsbarke (Kaif) bestiegen habe und sich auf dem Wege nach Top hane begriffen finde. Unbald leuchteten bengalische Flammen von beiden Ufern der Meerenge her und warfen wechselseitig ihren Reflex von einem Welttheil zum andern hinüber. Das Wasser, welches am Tage tief grünblau und am Abend schwarz ist, strahlte wie Feuer. Die dreißig Kreuzer griffen mächtig aus und schnell schoß das Kaif dahin. An beiden Ufern stanten Tausende von Zuschauern als stumme Beobachter des wunderbaren Schauspiel, das durch die in der Helligkeit von Wriaken Lampen funkelnden Winarets noch erhöht wurde. Endlich verkündete eine abermalige weithin dennerrte Kanonen-Salve des Sultans Ankunft an der Stelle

*) Adir fetichesi.

des Waffenplatzes von Top hane und eine dritte seinen Eintritt in die große sogenannte Eustrechie Dschami (Moschee). Man war allgemein erschauet, ihn ungeschmückt und nicht in dem oon Hunderten und aber Hunderten von Diamanten und zahlreichen Perlen schimmernden Kaiseremantel zu sehen. Der Anlaß seines schändlichen Verschwindens war der an remselben Tage erfolgte Tod einer seiner Töchter, einer kleinen Prinzessin, die erst vor kurzem ihr fünftes Jahr vollendet hatte. In so jarter Jugend sind dem osmanischen Herrscher schon mehrere Kinder gestorben, namentlich Mädchen; und auch die Sterblichkeit unter den kaiserlichen Frauen ist nicht gering. Das Haremleben ist außerordentlich ungesund und untergibt die meisten Gesuntheiten. Man teufte sich eine Griftenz, die im Wesentlichen auf die vier Wände eines Zimmers angewiesen ist. Kaum ein Fröngniß, in dem gefährliche Staatsverbrecher untergebracht sind, kann mit angflicherer Sorgfalt gebüet werden, wie die Wferten, die zu den Zimmern der Kadiuen führen. Außerdem ist die Behandlung von Seiten des die Aufsicht führenden Personals oder der Verschnittenen, unter Umständen eine durchaus nicht jare. Diese Leute werden hier, wie man voraussetzen kann, nicht Gunneden, sondern Haremmer (Singular Harem) genannt. Sie sind meistens von robuster Natur und von einer abschreckenden Pflichtlichkeit. Stöße und Peitschen sind die Wahrzeichen ihrer Macht, und sie versöhnen dieselben zu hant haben. — Der Sultan vertritt sein Ober allein, seine Würdenträger umfassen ihn nur in der Eigenschaft als die ihm zunächst gestellten Diener. Nachdem die Ceremonie vorüber ist, begibt sich der Parischah nach dem kleinen, in einem einfachen Style auf dem erwähnten Waffenplatz aufgeführten Kiosk, den man schlichweg den „Kiosk oon Top hane“ nennt. In anderen Jahren webl umprasselt, wenn er am hohen Bogfenster mit der Anschau auf den Platz und das Meer den Tschibul „traut“ den Hüntler (Würger, der am meisten unter den Türken im Brauch stehende Name des Sultans) ein Feuerwerk. Angeheute Kadetengarden, die von einem vortrefflichen preußischen Feuerwerksmeister Namens Lehmann, der als Oberstleutnant im hiesigen Dienst steht, angefertigt werden, fliegen zum dunkeln Himmel empor und dann und wann wurde dieser durch ganze Wolken von Leuchtugeln erhellt, die man aus riesigen, eigens zu diesem Zweck gegroffenen Mörsern von eolofalem Durchmesser warf. Das Volk erfüllte dann die Straßen in der Nähe des Waffenplatzes und wogte bis Mitternacht im engen und gedrückten Getränge auf und nieder. Dies Mal indes verlief Alles ausnehmend still und es verblieb bei der Beleuchtung mit bengalischen Flammen. Vor Zeiten, unter der Regierung des Sultans Mahmud II., geschah es nicht selten, daß die Abtrennung des Feuerwerks in der Bestimmt Anlaß zu bedeutenden Unglücksfällen und zum Verlust von Menschenleben gab. In den ersten vierziger Jahren kam es vor, daß Kadeten von einem Stof aus, welches auf dem Meere nahe bei Top hane veranlet lag, geworfen wurden. Unglücklicher Weise entzündete sich mit einem Male der ganze Vorrath und erregte unter den beschützten türkschen Leopschis eine veratigte Verstärkung, daß mehrere derselben in's Wasser sprangen und ertranken. Bei einer anderen Gelegenheit wurden fünf oder sechs Mann durch Kadeten schwer

verletzt, und zwar dergestalt, daß zwei davon starben. Der Sultan pflegt etwa eine halbe Stunde in dem Kiosk zu verweilen, und darnach die Rückfahrt nach dem Palais von Dolma bagtsche anzutreten. Gleichmäßig mit der raschen Bewegung seines Kails schreitet die Beleuchtung der Meerenge oornwärts, und in dem Augenblick, wo er an der großen Marmostreppe landet, erstirbt der Vespors in den herrlichen bengalischen Flammen. Im Palais selber aber herrscht eine Bewegung eigenthümlichen Anlasses — der Harem, in dem sich sonst Alles ziemlich still verläuft, ist aufgeregt und die Haremmer, mit der Oberhofmeisterin an der Spitze, sind in eoller Thätigkeit. Es handelt sich darum, dem Sultan unter den vorgeschriebenen Ceremonien die neue Gemahlin zuzuführen, mit der sich die Zahl seiner Brauen an diesem Tage in jedem Jahre vermehrt. Der Parischah ist nämlich zu hoch gestellt, und es entspricht außerdem zu wenig den allgemeinen Gebräuchen des Orients, um selber werden zu können. Alles, wozu er sich herbeiläßt, ist, das Geire seines Geschmacks zu bezeichnen. Daß man von Seiten der Gemahnen und namentlich der Oberhofmeisterin mit außerordentlichem Eifer darnach strebt, diesem Geschmack möglichst zu entsprechen, ist selbstverständlich. Von der entlichen Entscheidung in dieser schwierigen Angelegenheit hängt viel ab, zumal die Stimmung des Sultans während einer langen Zeit, und vornehmlich in Bezug auf die mit der Auswahl betrauten Personen. In dieser Hinsicht ruht auf der Oberhofmeisterin eine schwere Verantwortlichkeit und trüben die Würde. Man nahm es gemeinlich für ein Kennzeichen der außerordentlichen Ueberzugsamkeit und des richtigen Urtheils der verstorbenen Sultantin Valide, daß sie das Geschäft der Auswahl für das wichtigste der inneren Politik erachtete und darauf beinahe das ganze Jahr verwendete. Sie konnte nicht selber Musterung weit und breit im Lande halten — aber die Später thaten es an ihrer Stelle. Sie ließ in den Provinzen vornehmlich reifen, die durch die Schönheit der Brauen sich auszeichneten und die Nachforschungen ihrer Auftragnehmer erstrecken sich bis in das transcaucasische russische Gebiet. Es mag ein außerordentlich anmuthiger und strahlender Kreis gewesen sein, der dann beim Beginn des Monats Ramosan sich hier in Stambul versammelte und aus dem die Sultantin Mutter es selber auf sich nahm, die vorleuchtend Schönste zu erwählen. Wie es heute bei dieser Wahl zugehen mag, weiß ich nicht; indes gilt die jetzige Oberhofmeisterin für eine tief in die innere Politik des Landes eingeweihte Dame. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß, zumal vordem, die meisten ministeriellen Combinationen im kaiserlichen Harem zu Stande gebracht wurden, daß ein jeder osmanische Große dort seine Partei hat und daß man heute vielleicht selbst von einer englischen, französischen und österreichischen Fractiuen hinter den angflich errichteten Stiersenshien reden kann. Wer im Harem am festesten steht, steht es gemeinlich auch im Pfortenpalast, d. h. im Regierungs-Schatzgebäude.

Die
Kurja - Muria - Inseln.

Von K. Berghaus.

Die Engländer schickten bekanntlich im Herbst 1856 von Aden aus die beiden Schiffe *Meng* und *Philipp Dean* nach diesen Eilanden, um sie wegen des dort sich in Menge vorfindenden Guanos zu besetzen, mußten aber schleunigst zurückkehren, weil die die Inseln bewohnenden Kraber dieser Besitzergreifung sich widersetzten. Der englische Schiffscapitän *Ord*, der die Expedition befehligte, wollte zwar die Ansicht zur Geltung bringen, daß *Said Said*, *Imam* von *Maslat*, der vor kurzem auf einer Reise nach einer seiner Besitzungen, *Zanzibar*, gestorben ist, die Inseln an die anglo-indische Compagnie abgetreten habe, eine Ansicht, die aber auf einem großen Irrthum beruht und natürlich auch nicht von den armen Bewohnern dieser Eilande anerkannt wurde. Nach Ausbruch des britisch-persischen Krieges ward es bei der Menge englischer Kriegsschiffe ein Leichtes, der Kurja-Muria-Inseln trotz kräftiger Gegenwehr Seitens der Kraber sich zu bemächtigen. — Bringen wir über die Eilande eine kurze Notiz.

Die Kurja-Muria-Inseln liegen an der südlichen Küste Arabiens, naber der Straße von *Ormus* als der von *Babel-Mandeb*, in einer Bucht, die sich vom *Ras Noh*, der Spitze des in älteren Berichten *Cap Monteval* genannten Vorgebirges, bis zum *Ras Garoou* (*Garow*) erstreckt und die bei den arabischen Autoren unter dem Namen *Tjun* (d. i. *Meerbusen*) als *Hajschisch* vorkommt, von den Europäern gemeinlich aber *Kurja-Muria-Bai* genannt wird. Diese enthält vier kleine Eilande, — deren richtiger Name zu Folge *Edrissi Martan* oder *Martan* ist, — die östlich und westlich von einander und von der Küste des Festlandes etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile entfernt liegen. Sie sind hoch, so daß man sie in einer Entfernung von 3 bis 4 Meilen schon sehen kann und sind mit dem so kostbaren Düngemittel, dem *Guano*, bedeckt. Die Insel *Hasli* oder *Dalsi* ist die westlichste und kleinste, *Sardi* oder *Soda* liegt 3 Meilen östlich von dieser, dann folgt *Halabi* oder *Halanny* in derselben Rich-

tung, der sich als die östlichste *Deraby* oder *Djibly* anschließt. Diese vier Eilande fallen alle nach Süden steil ab; bieten selbst in ihrer nächsten Nähe auf dieser Seite keinen Ankergrund dar, und die Tiefe des Wassers beträgt eine Achtel Meile von dem Südwestende *Halanny's* noch 65 Faden oder 378 preussische Fuß. Der Canal zwischen der westlichsten Insel und dem Festlande ist flüßig; die Canäle zwischen den andern Inseln müssen auch dafür gehalten werden, doch ist der, welchen *Halabi* nach *Djibly* bilden, der beste, indem er durchgängig eine Tiefe von 36 bis 42 Faden (20° bis 245° preussische Fuß) hat. Von dem östlich gelegenen *Cap Tartal* bis zum *Cap Monteval* laufen die Strömungen oft gegen den Wind während des *Stimonjun*, erregen dadurch in der Nähe der Kurja-Muria-Inseln einen überaus hohen Wellenschlag, setzen in der Regel nordwestwärts in die *Wai* ihren Lauf fort und machen die Bucht außerordentlich gefährlich für ein Schiff, das bei den Inseln, vor dem Winde geschützt, vor Anker liegt.

Die Kraber, die die Kurja-Muria-Inseln bewohnen, haben, wie die Kraber auf dem Festlande, eine patriarchalische Verfassung, eine abge sonderte für jeden Stamm, eine getrennte für jede Insel, und stehen zu dem *Imam* von *Maslat* in gar keinem Unterthanverhältnis. Dieser letzte Umstand wird auch wohl den Briten genugsam bekannt gewesen sein, doch war die Besitzergreifung dieser Inseln der reichen *Guano-Lager* und der passenden Lage wegen, sie zu einer wichtigen Kohlenstation einrichten zu können, zu lochend, daß trotz der Zurückweisung, die der Capitän *Ord* erfahren, man auf diese fingirte Abtretung sich stützte und die Eilande zu Kroncolonien erhoben hat, nachdem von dem Anerbieten, sie an die indo-britische Compagnie abzutreten, von dieser kein Gebrauch gemacht worden war. Bekanntlich gab die Besitzergreifung der Inseln Ende Februar v. J. im englischen Parlamente die Veranlassung zu einer Interpellation, die dahin beantwortet wurde, daß dem Capitän *Ord* für die nächsten fünf Jahre die Erlaubniß erteilt sei, die *Guano-Lager* auf diesen Eilanden auszubenten, doch sei dies nichts weniger als ein Monopol, und könnte vielmehr jedes Schiff dort *Guano* laden, wenn es der Regierung eine Abgabe von 2 *Pfd. Sterl.* (13 *Thlr.* 26 *Sgr.*) pro Tonne (20 *Etr.*) leiste.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig

Westermann's
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Nro. 17. Februar 1858.



Erste Abtheilung.

Epigramme von Friedrich Hebbel.

Amor und Hymen.

Amor fehlen die Augen, doch Hymen ist doppelt versehen;
Zeus verlieh ihm auch die, welche der Blinde entbehrt.

Der Literatur - Historiker.

Alle Poeten sind Nullen, die Ersten so gut wie die Letzten,
Doch aus den Nullen erwächst eine unendliche Zahl.
„Eine unendliche Zahl?“ So sprech' ich, die Jüngern zu schrecken,
Hält man den Hort für gefüllt, bringt' nur ein Narr mir noch Gold.

Das Paradies steht offen.

Jüngling wirst Du nicht wieder, noch Mann, wenn das Haar sich Dir bleichte,
Aber, sobald Du nur willst, wirst Du von Neuem ein Kind.

Goethe's Genius.

Goethe hör' ich mit Freuden von seinem Genius reden,
Denn sein Genius fährt neben dem Dichter die Welt.
Aber, Ihr Andern schweigt und rühmt Euch höchstens des Auges,
Das die Natur Euch verlieh; dieses genügt für das Haus.

In die Exacten.

Rasselt nur nicht zu viel mit Kette und Messer und Wage:
 Mache der Himmel Euch stolz, den Ihr berechnet und mēßt,
 Ei, so schaut auf die Frau und werdet wieder beschreiben,
 Denn Ihr fragt Euch umsonst, was Euch gefesselt an sie,
 Und die Linie, so, nicht anders, gezogen im Antlitz,
 Trägt doch am Ende das Haus, trägt gar den Staat und die Welt.

Lord Byron.

Welch ein schnurriges Bild! Man sieht ihn von Morgen bis Abend
 Fechten und schießen, und doch kommt es zu keinem Duell!

Die Farbe der Hoffnung.

Grün ist die Farbe der Hoffnung, denn Grün ist die Farbe des Frühlings,
 Welcher verspricht für den Herbst, was der Betrüger nicht hält.

In den Tragiker.

Bade den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
 Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
 Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe
 Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert,
 Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
 Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Kain und Himmel und Erde von Byron.

Wie die Farben entstehen, das solltest Du zeigen, o Dichter,
 Aber Du zeigtest uns nur, wie man die Farben gebraucht.
 Taucht man den dämmernden Morgen der Welt in die Lichter des Mittags,
 Gibt es zwar auch noch ein Bild, doch es ist leichter gemalt.

Corbeer und Perrücke.

Cäsar deckte den Scheitel, sobald ihm die Jahre ihn bleichten,
 Mit dem unsterblichen Zweig, welcher ihm heute noch grünt.
 Ludwig rief den Friseur, und dieser erfand die Perrücke
 Für das bedürftige Haupt, dem es am Kranze gebrach.

Eine Nacht.

Von Erust Andolt.

(Schluß.)

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß man den über meine Person entstandenen Irrthum bald entdeckte, zumal da der Referendar, welcher als gewissenhafter Fichtianer jede, auch die wohlgemeinste Unwahrheit verdammt, sich ganz offen über den Sachverhalt aussprach. Ich selbst war inzwischen ganz zufrieden, der Löwenhaut entkleidet und wieder ich selbst zu werden, und bemühte mich bestens, die vorgegangene Verwechslung als einen mir höchst unangenehmen Zufall, an dem ich völlig unschuldig, darzustellen. Man wollte jedoch anfangs meiner wahrheitsgemäßen Erzählung, wie ich in das Schloß des Barons und später in den Heuschaber gerathen, keinen Glauben schenken und behandelte mich als einen gefährlichen Verbrecher. Ich fühlte mich durch diese mir beigelegte Wichtigkeit jetzt nicht im Mindesten mehr geschmeichelt; düstere Visionen hingen in meinem Kerkerloch, besonders in schlaflosen Nächten, vor meinem Geiste auf; ich dachte häufig an den Herzog von Enghien, den Buchhändler Palm und die vor Braunschweig erschossenen Schill'schen Krieger. Ich machte mich auf ein ähnliches Loos gefaßt und unterhielt mich damit, meine Abschiedsrede von der Welt zu entwerfen und mit den dazu gehörigen Besten förmlich einzuüben. Ich glaube, ich hätte die Sache recht gut gemacht; auch war ich, weil ja ein Sterbender hienieden Nichts mehr zu fürchten hat, fest entschlossen, mit einer patriotischen Verwünschung des Kaisers Napoleon zu schließen. Ich dachte dabei oft meines Reisegefährten, des Turners, wie ich in seiner Richtung steigen würde, wenn er die Beschreibung meiner Hinrichtung in den Zeitungen läse.

Das Schicksal hatte es indeß anders beschloffen. Durch mehrfache Verhöre und über mein vergangenes Leben eingezogene Erkundigungen gelangten meine Inquirenten allmählig zu der Ueberzeugung, daß ich im Grunde ein sehr harmloses Subject und mehr das Opfer, als der Urheber der vorgegangenen Täuschung wäre, und so wurde ich endlich — beinahe ein Jahr nach meiner Verhaftung — entlassen.

Blas, abgemagert, hohläugig wie ein Gespenst trat ich aus den Kertermauern wieder in die Welt, der ich halb und halb schon entsagt und von deren Schicksalen ich so lange Nichts erfahren hatte. Wie staunt' ich,

als ich nun die großen Ereignisse des Jahres 1812, die Katastrophe von Moskau, den Untergang der großen Armee, die Capitulation des Dorf'schen Corps erfuhr! Ich fühlte mich wie berauscht. Auch die Menschen fand ich so verändert; an die Stelle der hoffnungslosen, knechtischen Ergebung war eine dumpfe Säkularung getreten; man stärkte sich die furchtbaren Verluste, die Entmuthigung des französischen Heeres zu, und Viele erwarteten ungeduldig nur den Wind der heimischen Fürsten, um gegen die verhassten Fremdlinge in offenem Aufruhr loszubringen.

Ich eilte jedoch vor Allem, die kindliche Pflicht zu erfüllen, nach Helmstedt in die Arme meiner schwergeprüften Mutter. Welch ein Wiedersehen! — Ja, das waren glückliche Tage. —

Aber sie waren kurz. Meine Mutter lebte in den dürtigsten Verhältnissen; und so sehr sie mir ihren Mangel unter einem Aufwand von Pflege und Trostinn zu verbergen suchte, so erröthete ich doch bei dem Gedanken, ihr anstatt eine Stütze — noch immer eine Bürde zu sein. Ich hatte bereits an Herrn von Stawitz geschrieben und die freilich wohl zu erwartende Antwort erhalten, daß die mir zugedachte Stelle längst anderweit vergeben sei. Ueber den Baron, für den ich in's Gefängniß gewandert, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß er damals glücklich nach Rußland entkommen sei und daselbst in der Armeedienste genommen habe. Auch von ihm war also vor der Hand Nichts zu hoffen.

In dieser niederdrückenden Lage erhielt ich von einem benachbarten Gutsbesitzer, Amtmann D., die Aufforderung, gegen ein allerdings sehr geringes Honorar den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. Obgleich mir der Charakter des Mannes nicht eben günstig geschildert wurde, betrachtete ich doch dieses Anerbieten als eine gütige Fügung des Himmels, wobei mich besonders der Gedanke beglückte, meiner armen Mutter in diesen gesährvollen Zeiten so nahe zu bleiben. Ich eilte daher, den Amtmann brieflich von der Annahme des Engagements zu benachrichtigen, und einige Tage darauf schickte er mir eine Caution, welche mich nach seinem Gute beförderte.

Ich langte gegen Mittag daselbst an und wurde sogleich durch einen wohlgepflegten Gemüsegarten zu meinem neuen Patron geführt, welcher in einer dunklen Laube bei einer halbgelerten Flasche Burgunder saß und seine Pfeife rauchte. Ohne bei meiner Begrüßung sich zu erheben, deutete er auf eine in der Laube befindliche Bank und befahl dem Bedienten, welcher mich zu ihm geführt hatte, noch ein Glas und eine Flasche „von demselben“ zu bringen. Ich nahm, über diesen

schwermigen Empfang ein wenig verdukt, den mir angewiesenen Platz und betrachtete mir mit Ruhe den breitschultrigen, wohlgenährten Mann, welcher mir auf den ersten Eindruck unter seinem schattigen Blätterbaldachin, bei dem röhlich funkeln den Rebersaft und von den Gewölken seiner Pfeife faust umwirbelt als einer der glücklichsten Erdenbürger erschien. Ich bemerkte jetzt, daß sein volles, feistes Gesicht nichts weniger als Zufriedenheit ausdrückte; die kleinen grauen Augen schauten so grämlich unter den starken Wimpern hervor und lugten so mißtrauisch in die Welt hinaus, die Stirn zeigte so viele Runzeln, und um die Mundwinkel spielten so mürrische Falten, daß ich den Mann schon nicht mehr beneidenswerth finden konnte.

„Seien Sie mir willkommen,“ sagte er mit näselnder Stimme; „Sie wollten also die In-formation meiner Söhne übernehmen; wünsche viel Vergnügen dazu; die Rangen werden Ihnen genug zu schaffen machen. Sie haben bislang nur die Dorfschule besucht, und unser Schulmeister ist ein vollständiger Ignorant; schneidet während der Schulstunden Häckel oder strickt Strümpfe. Außerdem fehlt die Mutter im Hause; ich bin seit Jahren Wittwer. Sie werden Ihre Noth haben, sag' ich Ihnen.“

Ich äußerte, daß es an Eifer von meiner Seite nicht fehlen solle, daß ich mich glücklich schätze, ein Feld für meine Thätigkeit zu finden.

„Nun ja!“ versetzte er, „in schlechten Zeiten muß man vorlieb nehmen. Jeder hat seine Bladerci hienieden; das ist einmal so geordnet. Nach dem Pferde ist der Mensch das geplagteste Geschöpf auf der Welt, alles andere Vieh hat es besser.“

Ich lächelte.

„Zumal in diesen schredlichen Zeiten!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wir gehen allerdings,“ versteht' ich, „einen großen Kampf entgegen — aber einem Kampfe, der hoffentlich das wenn auch blutige Morgenroth friedlicher Zeiten ist.“

„Ich glaube nicht daran. Wäre Rußland erobert, ja! dann hätten wir Frieden. Aber so!“ — Tiefser Seufzer.

„Sie könnten wirklich wünschen, daß das letzte Volkwerth, welches auf dem Continent sich der französischen Sündfluth entgegenstemmt, gefallen wäre?“ fragt' ich erstarrt. —

„Ja, ich gäbe viel darum. Wenn ganz Europa nur Einem gehorchte, hätten wir keine Kriege mehr.“ —

„Aber auch keine Nationalitäten, keine Bewegung, kein Leben mehr! Es würde die Ruhe eines Kirchhofes sein.“ —

„Sagen Sie: die Ruhe einer wohlgeordneten Haushaltung, wo Jeder ohne Streit

und Widerrede seine Schuldigkeit thut. Die fleißigen und friedliebenden Menschen würden sich sehr wohl dabei befinden, während bei dem Schwindel, der jetzt auf einmal in den Köpfen grassirt, nichts als Blutvergießen und Contributionen, Hunger und Elend abzusehen ist.“ —

„Nach so vielen traurigen Erfahrungen kann allerdings auch die jetzige Erhebung als gewagt erscheinen.“ —

„Sagen Sie: als ein Unsinn, purer Unsinn! Glauben Sie, weil dem Kaiser in Rußland eine Armee erfroren, werde er vor den Kosaken oder gar vor den Turnern und der preussischen Landwehr Recht machen?“ —

„Aber vielleicht vor dem neuen Geist, welcher unsre Nation bewegt; es sind nicht bloß Heere, die er zu belämpfen hat, es sind Ideen — die größten, welche je die Menschheit beselzten und welche zu allen Zeiten Wunder wirkten.“ —

„Ideen — hm! Mit all Ihren Ideen werfen Sie kein französisches Bataillon über den Haufen.“ —

„Gewiß nicht; aber die Ideen werden uns deutsche Bataillone und machen sie unbesiegbar.“ —

„Bah, wenn sie 1806 der preussische Corporalstod nicht unbesiegbar machen konnte, so werden es Hirngespinnste erst recht nicht. — Nun, hier in der Gegend hat es, Gottlob! nichts zu sagen; wir sehen hier täglich französische und andere Truppen durchmarschieren, nach der Elbe zu, um die kaiserliche Armee zu verstärken. Dieser Anblick hat für die Idologen und Hiplöpe etwas ungemein Abtühlendes. Aber jenseit der Elbe — in Preussen sollen die Menschen wie toll sein — besonders die Studenten und Turner. Wenn sie noch wüßten, wofür sie sich schlägen!“ —

„Das wissen sie sehr wohl.“ —

„Wirklich? — Ich meines Theils weiß es nicht. Wenn Sie mich darüber belehren können, werd' ich Ihnen sehr obligirt sein.“ —

„Wie? leugnen Sie etwa, daß wir unter dem schmähhlichsten Joch schmachten? daß unsre nationalen Heiligthümer bedroht sind, wie damals, als Varus mit seinen Legionen in unsern Gauen stand? daß es gilt, den blutigerrigsten Tyrannen?“ —

„Halten Sie ein, junger Mann!“ unterbrach mich der Amtmann ängstlich; „wenn ich Ihnen rathen soll, hüten Sie Ihre Junge. Solche Reden können Ihnen den Kopf kosten und mich, wenn ich sie anhöre, compromittiren.“ —

„Sie können unsre Tyrannie nicht bedröhter schildern, als mit dieser Bemerkung,“ sagte ich lächelnd. —

„Wie so?“ versetzte er; „nennen Sie es Tyrannie, daß hochverräterische Reden ver-

boten sind? Das war immer so, das war vor der westphälischen Regierung noch weit schlimmer. Tyrannen — wenn Sie die, welche uns regieren, so tituliren wollen — hat es von jeher gegeben und wird es immer geben. Das ist einmal so geordnet. Ich für mein Theil will nun lieber ein gros, als im Kleinen tyrannisiert werden. Wenn auf viele Millionen ein Tyrann kommt, so ist das leichter zu tragen, als wenn auf eine Million viele Tyrannen kommen, wie wir das bei uns im Heiligen Römischen Reich seligen Andenkens satfam genossen haben. Je kleiner das Land, desto mehr Schlagbäume und desto größere Steuern; je weniger Volk, desto mehr Standesunterschiede; je weniger zu regieren, desto mehr Beamte; je kleiner das Heer, desto mehr Paraden; je weniger Macht, desto mehr Annahung. Und um diese Herrlichkeit zurückzuführen, sollen wir unsern letzten Thaler hergeben oder gar unser Leben riskiren? — Thoren, die's thun! —

Ich kann nicht leugnen, daß die den meinen schnurstracks entgegenlaufenden Ansichten des Amtmanns mit imponirten; ich wurde zweifelhaft und fühlte mich in meinem Vertrauen auf den Sieg der guten Sache erschüttert. In diesem Augenblick wurde Herr D. abgerufen; er eruchte mich, seine Rückkunft zu erwarten.

Ich trat aus der Laube und bemerkte, daß der hintere Theil des Gartens in Parolanlagen auslief. Ich wandelte zwischen den im ersten sommerlichen Grün prangenden Baumgruppen umher, als ich unter den Büschen einiger hochstämmigen Buchen ein Vorkenhäuschen in der Form einer Capelle erblickte. Ich trat näher und sah die Thür des Häuschens offen stehen. Nach einigem Bedenken folgte ich dem Zuge der Neugier und trat hinein. Wie erschrocken ich aber, als ich mich einer schwarz gekleideten Dame gegenüber fand, welche im Innern der Capelle an einem mit buntfarbigem Scheiben gefüllten Fenster vor einer Staffelei saß, auf welcher ein fast vollendetes Porträt aufgestellt war.

Mein Eintritt war so geräuschlos gewesen, daß die Dame, in ihre Arbeit vertieft, mich nicht bemerkt hatte. Ich wollte rücktreten; aber der Anblick fesselte mich. Es war ein Bild wie aus einem Tieschen Märchen. Die kleine, gewölbte Capelle, matt erhell von den durch die farbigen Scheiben brechenden Sonnenstrahlen — die schwarzgekleidete Frauengestalt, deren blaßes, edel geformtes Antlitz von den gelben und violetten Lichtern, welche durch das schmale Fenster einfielen, wunderbar beleuchtet noch blässer und leidender erschien — der heilige Ernst, mit welchem sie, ganz in ihr Werk versenkt, die zarten Farbenstriche auf die Leinwand webte — die tiefe Ruhe,

welche über der ganzen Scene lag — das Alles übte auf meine Phantasie einen mächtigen Zauber. Je länger ich das Profil der schönen Künstlerin betrachtete, desto bekannter werden mir ihre Züge — es dümmert seltsam in meiner Erinnerung — ja! trotz der magischen Beleuchtung erkenne ich es, dieses liebe Antlitz, welches mir oft trübend in den Träumen meiner Narkernächte auftauchte — nein! ich tänsche mich nicht — sie ist es! — Und wenn es doch eine Täuschung wäre! — Dieser Zweifel trat eistalt an mein Herz. In diesem Augenblick sah die Dame auf und wandte mir ihr volles Gesicht zu: kein Zweifel mehr — es war die Keiseführerin von 1812.

Erschrocken über meinen Anblick hatte sie sich erhoben; sie erröthete, aber ich glaubte zu bemerken, daß sie auch mich wiedererkannte.

Ich stammelte meine Entschuldigung, erklärte meine Anwesenheit, beklagte die Störung; je mehr ich redete, desto ruhiger fühlte ich mich: ich erinnerte sie an unsern Zusammentreffen auf jener verhängnißvollen Reise. — Aber Sie haben das vielleicht längst vergessen? — sagt' ich mit traurigem Accent hinzu.

„Nein, ich hab' es nicht vergessen,“ sagte sie gerührt, „alle Eindrücke jenes Winterabends stehen noch hell vor meiner Seele, auch die hülfreiche Theilnahme, welche Sie mir bewiesen bei dem kleinen Unfall mit den Pferden.“

„O, mein Fräulein, Sie benahmen sich heroischer dabei, als ich selbst — indoch all meine Angst und Besorgniß galt nur Ihnen — besonders als unser toller Keisegenosse den Unfall hatte, Sie durch seine turnerischen Künste aus dem Wagen zu befreien.“

Sie lächelte; aber es war ein flüchtiger Strahl, der gleich wieder dem stillen Kummer wich, welcher ihr Antlitz trübte. Was war die Ursache dieser schweigenden Klage? —

Meine Blicke fielen auf das Gemälde: es war das Porträt eines Mannes; ich trat näher — ein schönes ausdrucksvolles Gesicht mit großen blauen Augen und einem braunen Vadenbart — aber ein Gesicht in der Keise des Alters — ich athmete freier.

„Es ist das Bild meines armen Vaters,“ sagte das Fräulein mit einer Thräne im Auge. „Ich konnte es leider nur nach der Erinnerung entwerfen.“

„Er ist wohl fern von Ihnen?“ fragte ich theilnehmend.

„Recht fern — und vielleicht recht nahe,“ flüsterte sie und deutete mit der weissen Hand nach oben.

„Todt!“ — rief ich erschüttert. — Das Fräulein rang nach Fassung.

„Ach! er ist Ihnen nahe,“ sprach ich bewegt, indem mir selbst Thränen in die Augen traten.

„Er blickt liebend auf Sie herab — entgehen Sie nie diesem Glauben.“

Es entstand eine Pause; ich wollte reden, aber die Stimme versagte mir; mein Herz war so voll.

Plötzlich hört' ich Schritte; der Amtmann trat in die Capelle. Nie war mir seine Erscheinung so widerlich, als in jenem Moment.

„Wo bleiben Sie nur, Herr Candidat?“ rief er mit seiner näselnden Stimme; „seit einer halben Stunde suchte ich Sie im ganzen Garten. Haben derweil die Bekanntschaft meiner Nichte gemacht. Fräulein von Halben — Candidat Friedmann“ — sagte er, uns gegenseitig vorstellend.

„Wie gefällt Ihnen der Raften?“ fuhr er fort, auf die Wände deutend. „Ein Demal meiner Schwäche für die Wünsche dieser jungen Tane. Die Parade war total versallen, mit Spinnweben und Gestrüpp überzogen, als ich das Gut übernahm. Ich hatte zehn Jahre lang, die ich hier wirthschafte, kein Geld für Verschönerungen, die nichts nützen. Aber auf einen Wink des gnädigen Fräuleins da läßt der gutmüthige Onkel sofort Tischler und Glaser kommen und aus der Ruine, welche kein Mensch betreten mochte, dieses allerdings etwas sonderbare Boudoir machen. Aber sie hat mir schlecht dafür gelohnt; verstedt sich hier den ganzen Tag und entzieht mir ihre anmuthige Gesellschaft.“

Der Mann war wie umgewandelt; er sprach kühn und belebt, und mit den kleinen grauen Augen blitzte er das Fräulein freundlich an. „Doch ein guter alter Herr,“ dachte ich, „auf den ersten Eindruck etwas menschenföndlich, aber im Grunde nicht ohne Gemüth.“

„Ich bin Ihnen gewiß von Herzen dankbar, Herr Onkel,“ erwiderte Fräulein von Halben, „und ich glaube das grade dadurch zu beweisen, daß ich diese liebe Stätte, die mir Ihre Güte bereitet, so gern bewohne.“ —

„Wenn Du mir wenigstens endlich das trauliche „Du“ geben wolltest, wie es sich unter Verwandten schickt!“ —

„Ja, Onkel, sehen Sie, das verträgt sich nicht mit der Ehrfurcht, mit der ich zu Ihnen, meinem Wohlthäter und Beschützer empfinde.“

Sie sprach diese Worte zögernd und mit einiger Verlegenheit.

„Was soll mir die Ehrfurcht!“ versetzte Herr O., in seinem grämlichen Ton fallend. „Du sollst mich lieb haben. Doch da kommt die Mamsell — das Essen wird fertig sein. Gehen wir!“

Eine wohlgenährte weibliche Gestalt, in der sommerlichen Blüthe des Lebens prangend, mit vollem, rothbädigen Gesicht präsentirte sich und machte die vom Amtmann vorausgesetzene Meldung.

Wir begaben uns nach dem Wohnhause, wo in einem höchst einfach möblirten Zimmer

das Mittagsmahl genommen wurde; ich machte hier auch die Bekanntschaft meiner Jöglinge, welche mich sehr begasteten. Am Nachmittag mußte ich dieselben in Gegenwart des Amtmanns examiniren, und diese Prüfung überzeugte mich allerdings, daß sich für meine Lehrthätigkeit hier ein völlig unbebautes Feld eröffnete. Der Unterrichtsplan wurde festgesetzt, wobei der Amtmann über meine Zeit in einer ziemlich despotischen Weise disponirte; er hatte sie ja gekauft, und ich ergab mich in mein Loos.

Wie schlichen die Stunden dahin, wie sehnt' ich mich nach dem Abend, der mir Gelegenheit geben würde, das Fräulein zu sehen! — Ach, ich mußte ihre Schicksale erfahren; sie mußte mir Alles anvertrauen, ich hatte ihr so viel zu sagen.

Der Abend kam, aber meine Hoffnung wurde getäuscht; ich sah Fräulein von Halben erst bei Tisch, wo sich die Unterhaltung meist um Wirthschaftsangelegenheiten bewegte. Nach beendigtem Mahl wurde der vom Hausherrn eingeföhrten und heilig gehaltenen Gewohnheit gemäß eine Whistpartie gespielt, an welcher ich mit dem Verwalter und der „Mamsell“ Theil nehmen mußte. Das Fräulein wurde nur auf ihre bringende Bitte davon dispensirt und zog sich auf ihr Zimmer zurück, worüber Herr O. sehr ungehalten schien.

Am andern Morgen erwacht' ich mit dem ersten Sonnenstrahl, liebete mich rasch an und eilte in den Park. Wie ein Dieb schlich ich nach dem Vorkenhäuschen; die Thore war verschlossen. Ich konnte mir nicht versagen, durch das Fenster in das Innere des Heiligthums zu blicken; das Bild stand noch immer auf der Staffelei; ich betrachtete es mit eigenen Geföhlen, es war mir, als ob der Mann mit den großen blauen Augen mich trauernd anblidte und als ob sich seine Lippen bewegten.

Ich kehrte nach dem Hause zurück; außer dem Amtmann fand ich schon alle Personen wach und in Bewegung. Ich begann meine Unterrichtsstunden. Gegen Mittag sah ich durch's Fenster den Amtmann in's Feld reiten. Ich gab meinen Jöglingen die Freiheit und ging nach der Capelle.

Ich fand das Fräulein, wie am vorigen Tage; das Gemälde war beendigt, und sie stand sinnend davor.

Ich begann mit einer wohlkinstudirten Schmeichelei für meine Kühnheit, schon wieder unbefürchteter in das Heiligthum einzudringen. Ich berief mich auf meine doppelte Eigenschaft als einstiger Reisesegelfahrte und nunmehriger Hausgenosse und deutete auf die wunderbare Führung unsers Wiedersehens hin. „Möchten Sie darin,“ rief ich warm, „einen Wink des Himmels sehen, daß Sie mir vertrauen dürfen.“

Betrachten Sie mich als einen bescheidenen und zuverlässigen Freund. Allerdings ist unsere Bekanntschaft von kurzer Dauer. Aber sind wir armen Menschen hienieden denn so überreich an fremder Liebe, um noch so viele Schranken des Misstrauens und der Conventio- nen gegen einander aufzutürmen, um höflich kalt an einander vorüberzugehen, wenn vielleicht das Herz nach Mittheilung seufzt? Ich sprach noch viel in dieser Weise; ich war auf ein Mal so berebt, als ich den Tag zuvor scheu und linksch gewesen sein mochte. Vielleicht, daß mein geistlicher Stand und meine ebrliche Physiognomie, welche selbst vor einem Lavater Gnade gefunden hätte, den Antrag meiner Freundschaft unbedenklicher erscheinen ließ — genug, Anna von Halden schenkte mir Vertrauen und erzählte mir die Schicksale, welche sie in dieses ländliche Asyl verschlagen hatten. An dem Tage, an welchem wir uns zuerst begegnet, an jenem auch für mich so bedeutungsvollen 12. Februar, hatte sie ihren Vater zum letzten Mal umarmt. Er hatte als preussischer Major nach dem Frieden von Tilsit seinen Abschied genommen und voll Kummer über das Loos seines Landes in der Zurückgezogenheit gelebt, als der zwischen Frankreich und Rußland drohende Krieg seine Hoffnungen neu entlammt. Er beschloß, wie so mancher seiner preussischen Waffenbrüder, unter die Fahnen Alexander's zu eilen und auf den sarmatischen Steppen für Deutschlands Erlösung zu kämpfen. Er wollte seiner einzigen Tochter trotz ihrer innigsten Bitten nicht gestatten, ihn auf einer so gefährlichen Bahn zu begleiten. Er veranlaßte sie zu einem Besuch bei dem Gatten seiner verstorbenen Schwester, dem Amtmann D., mit dem Versprechen, sie vor seiner Abreise dort noch zu sehen, da er selbst mit dem Amtmann Geldangelegenheiten zu ordnen habe. Mochte sein Versprechen auch ernstlich gemeint sein, bei der Trennung übermannte ihn eine seinem strengen Wesen ungewohnte Rührung, und als er sein Kind in den Wagen hob und sie noch einmal an seine Brust drückte, waren seine Augen von Thränen umflort. Vielleicht, daß ihm eine Ahnung sagte, daß es für das letzte Mal sei. In der That sah er sich durch unerwartete Umstände genöthigt, seine Reise nach Rußland zu beschleunigen. In einem kurzen Briefe sagte er dem Fräulein Lebewohl und befahl ihr, bis zu weitem Nachrichten bei dem Amtmann zu bleiben und sich möglichst in seine Launen und Eigenheiten zu fügen, da er ihr kein anderes Asyl zu bieten wisse. Es waren die letzten Zeiten, die sie von seiner Hand empfing. Der schicksalreiche Winter verfloß in ängstlicher Erwartung; gegen Ende desselben erhielt das Fräulein durch Mittheilung gefangener Officiere die Trauerkunde,

daß der Major in der Schlacht bei Borodino den Heldentod gefunden.

Erzählte Leiden bilden zwischen den sich mittheilenden Personen ein stilles, hartes Band. Der trauliche Verkehr mit dem schwergeprüften jungen Mädchen, obwohl auf seltene, lang zugemeßene Augenblicke beschränkt, veredelte mich mit den vielen Unannehmlichkeiten meiner Stellung, welche mir besonders durch den Despotismus und das mürrische Wesen des Amtmanns erschwert wurde. Die ganze Natur dieses Mannes ruhte auf einem naiven Egoismus. Alle Dinge der Welt beurtheilte er nach den Einflüssen, welche dieselben auf seine Person äußerten oder möglicher Weise äußern könnten. Er gefiel sich in seinem einträglichen Besitz und dem ruhigen Wachstum seiner irdischen Güter, welche er auf seine Weise genoss, und haßte Alles, was ihn darin zu unruhigen oder zu schmälern drohte. Daher sein Abscheu gegen die patriotischen Bestrebungen, das französische Joch abzuschütteln. Er fühlte sich darunter ganz zufrieden und wünschte der schlesischen Armee von ganzem Herzen ein neues Jena. Dabei hatte er es gern, wenn ich meine Ansichten lebhaft gegen ihn vertheidigte; mein warmes Interesse für eine Sache, bei deren Sieg ich für mich selbst materiell nichts zu gewinnen hatte, erschien ihm als eine psychologische Curiosität. Er betrachtete mich in dieser Hinsicht mit einem begnüglichen Gefühl geistiger Ueberlegenheit als einen unpraktischen Schwärmer, der wohl nie im Leben etwas erreichen werde. Besonders als nach der Schlacht bei Buzzen der Waffenstillstand geschlossen und die Prager Conferenzen eröffnet wurden, triumphierte er und prophezeigte, Alles werde beim Alten bleiben, Kaiser Alexander werde sich glücklich schäzen, einen leidlichen Frieden zu erhalten; Preußen bereue längst, sich an einem so ungleichen Kampfe betheiliget zu haben, und Oesterreich werde schon im Interesse der Ordnung die Partei des Weltherrschers ergreifen. „Die Schwärmer und Phantasten,“ fügte er mit einem mitleidigen Blick auf mich hinzu, „werden freilich ihre Rechnung nicht dabei finden, aber die ruhigen Bürger desto mehr; die lieben gar nicht, ihre Haut zu Markte zu tragen für zukünftige Dinge, die nicht von ihnen abhängen. Was hilft mir auch der beste Staat von der Welt, wenn ich vorher todt oder zum Krüppel geschossen bin! Ich glaube nicht, daß der glänzendste Sieg uns für einen dabei verlorenen Arm entschädigen kann, den wir alle Tage unsers Lebens vermissen werden. Da ist mein Schwager, der arme Major von Halden — was hätte er nun davon, wenn auch Deutschland das größte und glücklichste Reich der Welt würde — er wäre nicht mit dabei!“ —

Mein Vertrauen auf die Sache der Verbündeten war auch einigermaßen gesunken; Napoleon an der Spitze einer zahlreichen Armee, die bereits glänzende Proben ihrer Begeisterung und kriegerischen Tüchtigkeit abgelegt hatte, im Besitz der Ober- und Elbschlachten, hinter sich die ihm noch immer ergebenen Staaten des Rheinbundes — kein Wunder, daß der Glaube an seine Unüberwindlichkeit in den Gemüthern der Menschen wieder auflebte! —

Für den Verlust meiner politischen Hoffnungen tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß es mir nach Wiederherstellung des Friedens gelingen werde, mit Gottes Hülfe einen eignen Herd zu gründen. Ich malte mir in glücklichen Träumereien ein stilles, von Linden umschattetes Pfarrhäuschen, abseits von dem Lärm der Welt, ein Gärtchen am Ufer eines rauschenden Baches — und in der Weisblattlaube des Gartens drei selige Menschen. Daß zwei dieser Personen meine Mutter und ich sein würden, ist leicht zu errathen; wer die dritte, war mein Geheimniß. Gegen den Amtmann äußerte ich nichts von diesen Träumen; über die politischen ließ ich ihn nach Herzenslust spotten. Ja! ich begann mehr und mehr seine quietistische Weltansicht zu theilen. Wie wenig, sagte ich mir, gewinnt bei der politischen Ordnung und Macht eines Staates das Wohlsein der Individuen! Der Einzelne wird sein Glück immer für sich unabhängig von den öffentlichen Angelegenheiten suchen müssen; je in Königreich sind doch immer nur die vier Pfähle, innerhalb deren er hauset.

Aus diesen Träumereien weckte mich die Kunde von dem Wiederausbruch des Krieges; das Gesicht meines Brotherrn verzog sich dabei in düstere Falten, und seine grauen Augen blickten mißtrauischer als je. „Die Welt ist toll,“ murmelte er wiederholt mit einem tiefen Stoßseufzer; „das einzige vernünftige Volk lebt in Amerika; lönn' ich mich doch mit meinem Grund und Boden dahin versetzen!“

Seine Stimmung wurde immer schwärzer; Niemand konnte es ihm recht machen; Kinder und Geinde hatten viel zu leiden; ich nicht minder, so daß ich mehr als einmal im Begriff war, das Haus zu verlassen. Nur mit Fräulein von Halben machte er eine Ausnahme, gegen sie hatte er nur selten ein rauhes Wort, dem dann auch immer bald ein versöhnendes folgte.

Er suchte ihr den Aufenthalt auf dem Gute so angenehm als möglich zu machen, und ihre Gegenwart schien seine schlimmsten Launen zu verschleudern, wenigstens unterdrückte er die Ausbrüche derselben. Dieser Zug versöhnte mich fast mit seinen übrigen Fehlern.

„Das Unglück wenigstens,“ dachte ich, ist dem sonst so selbstsüchtigen Manne heilig; er

ehrt den Schmerz der Witwe. Vielleicht auch, daß er nicht unempfindlich für ihre Vorzüge, ihren Seelenaol ist, daß er wenigstens an Andern die sittliche Schönheit empfindet, welche ihm selbst fehlt.“ Wie hart! ich mich getäuscht!

Ich bemerkte häufig, daß es dem Amtmann unangenehm war, wenn ich mich mit seiner Nichte lebhaft unterhielt, besonders wenn das Gespräch religiöse oder literarische Gegenstände betraf; er suchte uns darin auf alle Weise zu stören. Es mißfiel ihm, daß wir geistige Berührungspunkte hatten, welche ihm fremd waren. Noch ärgerlicher war es ihm, wenn wir gelegentlich im Garten oder auf einem Spaziergang uns absonderten. Die „Ramsell,“ welche die Wirtschaft führte und in diesem Amte viele schätzbare Eigenschaften bewies, nahm dagegen unre Partei und warnte uns, wenn wir uns allein trafen, vor seinen Ueberfällen. Sie ihrerseits schien es ungern zu sehen, wenn sich Onkel und Nichte mit einander allein befanden, und störte nicht selten ein solches Zusammensein durch wirtschaftliche Mittheilungen oder Anfragen. Mit der unermüdblichsten Thätigkeit, wegen deren sie der Amtmann schätzte, verband sie einen gewissen Widerspruchsgeist und wünschte in dem ihr zugewiesenen Kreise unumschränkt zu herrschen.

Ich ahnte die geheimen Motive aller dieser Vorgänge nicht, als mich eines Tages der Amtmann in der naiven Unbesonnenheit seines Egoismus anflüsterte. Ich saß mit ihm in der Gartenlaube beim Kaffee. Fräulein von Halben hatte uns eben verlassen, um sich mit einem Bande von Jean Paul in ihre Einsiedelung zurückzuziehen.

„Schade,“ sagte Herr D., „daß sie so wenig Sinn für die Wirtschaft hat. Die verdamnten Bücher — ich möchte sie alleammt verbrennen.“ —

Ich äußerte bescheiden, daß sich das Fräulein ohne Zweifel gern der Wirtschaft mit annehmen würde, wenn sie es nicht aus Rücksicht für die Haushälterin unterließe.

„Die könnte sie ja mit der Zeit erlernen,“ bemerkte der Amtmann. „Jedenfalls wird sich Ramsell trotz ihres Eigensinnes bald dorein finden müssen, unter der Controle einer Herrin zu stehen, wie es früher war bei Lebzeiten meiner Frau.“ —

„Beabsichtigen Sie vielleicht?“ — die Frage stockte mir zwischen den Lippen.

„Nicht wieder zu verheirathen; allerdings, mein lieber Candidat. Ich habe auch bereits meine Wahl getroffen. Schade, daß Sie noch nicht Pastor sind; sonst sollten Sie die Trauung besorgen.“ —

„Ich würde mich glücklich schätzen, einen so ehrenvollen Auftrag zu vollziehen,“ versetzt ich lächelnd; „übrigens hab' ich über die Person der Braut nicht die leiseste Ahnung. Ich er-

innere mich, nie Damenbesuch auf dem Gute gesehen zu haben, so lang' ich hier bin." —
 „Sie sehen wie gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht; Sie suchen immer in der Ferne, statt zu sehen, was sich vor Ihren Augen be-
 gibt.“

„Ich erschraut.“

„Das Mädchen,“ fuhr er ruhig fort, „hat allerdings ihre etwas absonderlichen Liebhaber-
 reien, schwärmt gern in unpraktischen Ideen
 und schwagt über Dinge, über die ein Frauen-
 zimmer keine Meinung haben soll; indessen,
 in der Ehe gibt sich das. Glauben Sie mir,
 mein junger Freund, die Ehe ist ein durch
 und durch praktisches Institut.“ —

„Sie dächten wirklich daran, Fräulein von
 Halden?“ —

„Zu heirathen, ja. Es ist wahr, sie hat
 kein Vermögen, und das hat mich einen Au-
 genblick zweifelhaft gemacht. Aber grade dar-
 um ist es zugleich ein gutes Werk. Ihr
 Vater wird es mir im Himmel Dank wissen,
 falls es überhaupt eine Fortdauer nach dem
 Tode gibt, was ich für ungewiß halte.“ —
 „Aber bedenken Sie den Abstand.“ — der
 Jahre, wollt' ich sagen, fürchtete aber den
 Amtmann zu beleidigen.

„Welchen Abstand?“ fragte er verächtlich.
 „Sie meinen wohl ihren Adel? — Nun,
 das Vorurtheil sind wir zum Glück auch durch
 die Franzosen losgeworden. Vor der Hand
 leben wir noch im Königreich Westphalen, wo
 es den Unfann von Standesunterschieden nicht
 gibt. Bürgerliche Gleichheit, heiliges Palladium
 der menschlichen Gesellschaft!“ —

Er blickte wie verklärt um sich: „Ja, mein
 Herr, noch besitzen wir es, dieses werthvollste
 Gut des Staatsbürgers. Noch haben es uns
 Ihre preussischen „Freiheitskämpfer“ nicht wie-
 der entrißen.“ —

„Wie können Sie glauben,“ rief ich ent-
 rüstet, „dass ich die Wiederkehr der alten
 Mißbräuche wünschte! — Ich meinte auch
 keineswegs diese Bedenken — ich wollte sa-
 gen — ich dachte an die nahe Verwandt-
 schaft.“ —

„Darüber seien Sie außer Sorge. Das
 Fräulein ist nicht meine leibliche Nichte,
 sondern lediglich die meiner verstorbenen
 Frau — Gott habe sie selig! Als künftiger
 Prediger sollten Sie wissen, dass ein solches
 Verhältnis kein Ehehindernis ist. Mein Ad-
 vocat hat mich längst über diesen Punkt auf-
 geklärt.“ —

„Ich weiß das,“ versetzte ich ein wenig
 piquirt; „trotzdem widerspricht eine solche Ehe
 unserm Gefühle.“ —

„Dem Ihrigen vielleicht — dem meinigen
 nicht, und darauf kommt es lediglich an.“ —

„Aber sind Sie so gewiss, dass das Fräulein
 mit Ihren Gefühlen übereinstimmt?“ —

„Ich habe ihr in Rücksicht auf ihre Trauer,
 die Anstands halber noch einige Monate
 dauern muß, meine Intentionen noch nicht
 ausgesprochen. Es kann indefs jeden Tag ge-
 schehen, und ich bin überzeugt, dass das liebe
 Kind bei einer Reflexion über seine Verhält-
 nisse und Aussichten sich glücklich schätzen wird,
 einen Mann zu bekommen.“

Es zuckte mir in den Fingern, und ich
 hatte meine ganze Selbstherrschung nöthig,
 sehr unchristliche Regungen, welche ich gegen
 den Amtmann fühlte, äußerlich wenigstens zu
 unterdrücken. Dieser ahnte offenbar von
 meiner Stimmung nicht das Mindeste und
 sagte ruhig:

„Da Sie nun, mein lieber Herr Friedmann,
 in meine Absichten eingeweiht sind, werden
 Sie die Schlichtheit bedrücktesten und eine
 zu große Vertraulichkeit mit Fräulein von
 Halden zu vermeiden suchen. Ich glaube gern,
 dass Sie sich nichts weiter dabei denken, wenn
 Sie mit ihr unter einem Eichenbaume für
 Klopstock's Oden schmärmen — indessen, es
 ist doch angemessener, wenn das von jetzt an
 unterbleibt.“

Mit diesen Worten verließ er mich und
 ging aus dem Garten. Ich stand wie be-
 täubt; mein erster Gedanke war, nach dem
 Vorkenshause zu eilen und mich dem Fräulein
 zu entbeden. Durft' ich länger zögern, sie über
 die Gefühle ihres Oheims zu enttäuschen? —
 Durft' ich sie länger über meine Gefühle
 im Zweifel lassen? — Aber wie? sollt' ich
 auf der andern Seite das mir geschenkte Ver-
 trauen verletzen? ein fremdes Geheimniß ver-
 rathen? Sollt' ich die kaum verhaschten
 Wunden in ihrer Seele wieder aufreißen, in-
 dem ich ihr Absichten enthüllte, die sie ver-
 legen, erschrecken, die ihr den Aufenthalt un-
 ter dem Dache ihres einzigen Verwandten
 verleben mußten? — Und was konnt' ich
 ihr bieten? — Ein ärmliches Asyl im Hause
 meiner Mutter, bis — wer konnte sagen,
 wann? — meine Hoffnungen auf ein noch
 so bescheidenes Amt sich realisiren würden? —
 Verzweifelte Lage! —

Nach langem Kampfe entschloß ich mich,
 die mir gemachte Mittheilung treu zu be-
 wahren, dem Amtmann aber selbst bei einer
 passenden Gelegenheit frei und furchtlos das
 Verwerfliche seines Beginns vorzuhalten.
 Im äußersten Falle würd' ich meine Entlassung
 nehmen und den Schutz der Gerichte anrufen,
 um das Fräulein seiner Gewalt zu entziehen.
 Zu diesem letzten Mittel hatte ich freilich selbst
 wenig Vertrauen, und nur die feste Ueber-
 zeugung, dass Anna von Halden nie den An-
 tragen ihres Oheims Gehör geben würde,
 hielt mich in dieser schrecklichen Lage von
 übereilten Schritten zurück. —

Wie bitter empfand ich damals das Gefühl

meiner Abhängigkeit! Wie ängstlich sucht ich nach einem Ausweg, der mir eine anständige Selbständigkeit gewähren könnte! — Ich schrieb an meinen Gönner, den Professor H., ob er mir nicht eine noch so geringe Lehrstelle an einer öffentlichen Anstalt verschaffen könnte. Bevor ich jedoch seine Antwort erhielt, traten große Veränderungen ein.

Von den Erfolgen der Verbündeten waren nur vage Gerüchte zu uns gelangt. Da kam plötzlich im October die große Kunde von der Schlacht bei Leipzig und von dem suchartigen Rückzug des französischen Heeres. Meine alten Gefühle erwachten, und ich beschloß in einer Stunde heiliger Begeisterung, mich als Freiwilliger der ersten deutschen Truppenkörper anzuschließen, welche unsre Gegend betreten würde.

Ich theilte vor der Hand Niemandem mein Vorhaben mit. Ich leugne nicht, daß mir dieser Entschluß schwer geworden; entlagt ich doch damit vor der Hand all jenen idyllischen Träumen, die mich noch vor wenigen Wochen so beglückt hatten! — Mußt ich doch zwei mir unendlich theure Personen in der hüßlichsten Lage zurücklassen — vielleicht um sie nie wieder zu sehen! —

Eines Tages, gegen Ende des Octobers, sahen wir beim Mittagssmahle, als der Schäfer des Gutes athemlos und leichenblau in's Zimmer stürzte.

„Sie kommen!“ rief er zitternd, „Rettet Euch! Sie sind schon im Dorfe, rauben und mordend! das Haus des Schulzen brennt lichterloh!“ —

„Wer? die Kosaken?“ rief der Amtmann entsetzt. —

„Nein, Franzosen,“ versetzte der Schäfer und lief aus der Stube.

Eine versprenzte Schar französischer Krieger war in das benachbarte Dorf eingedrungen; vom Fenster aus sah ich eine große Rauchwolke aus demselben aufsteigen.

Der Amtmann war aufgesprungen und in ein Nebenzimmer geeilt. Mit Hut und Stock, in der Hand einen Korb mit silbernen Löffeln, trat er wieder ein.

„Lassen Sie das Vieh in den Wald treiben! Schnell!“ rief er dem Verwalter zu.

„Ihr Uebrigen, folgt mir! In den Wald!“ —

Er eilte voraus, wir ihm nach. Ich blieb dem Fräulein, welche die meiste Ruhe zeigte und den jüngsten Sohn des Amtmanns am Arme führte, immer zur Seite.

Wir gelangten durch den Garten aus einer Hinterthür in's Freie; wir sahen von dort, wie die Plünderer bereits in das Gehöft drangen.

„Sie werden Alles verbrennen!“ jammerte

der Amtmann, „Fort! fort!“ Wir eilten durch eine Wiege dem nahen Gehölz zu.

„O Gott! das Bild meines Vaters!“ rief plötzlich Anna erblickend und die Hand des Knaben fassen lassend; „ich muß zurück.“ — „Unfinn!“ donnerte der Amtmann, ihren Arm ergreifend.

„Ich bring' es Ihnen!“ rief ich schnell und lief nach dem Garten zurück.

„Nein! nein!“ rief sie mir mit siebender Stimme nach; aber ich hörte nichts mehr, sprang über den Zaun und eilte durch den Garten nach dem Hause zurück; ich war entschlossen, das Bild zu retten, sollt es mein Leben kosten.

Das Haus wimmelte von Soldaten in halbzerrissenen Uniformen, von verwildertem Aussehen. Flüchtend waren sie beschäftigt, Schränke und Commoden aufzuschlagen und zu durchwühlen. Es war eine schreckliche Verwüstung.

Ich gelangte, ohne beachtet zu werden, bis in das Zimmer des Fräuleins, wo das Portrait über ihrem Bette hing. Zwei der Parrodeurs wühlten in dem erbrochenen Secretär und starrten mich verwundert an, als ich mit einem Sprunge das Bild vom Nagel riß und damit fortellen wollte. Ein in diesem Augenblick eintretender Soldat versperrte mir den Ausgang, während die beiden in dem Zimmer beschäftigten auf mich losstürzten und mir das Bild entrißen. „Es ist etwas von Werth darin!“ rief der eine in französischer Sprache, indem er es untersuchte. „Wer seid Ihr? wo habt Ihr das Geld versteckt?“ donnerte mich der andre an, mich an der Brust packend. —

„Hört mich!“ rief ich in ihrer Sprache, „Ihr sollt Alles erfahren! Aber verschont das Bild.“ —

„Es steckt nichts darin,“ sagte der, welcher es untersucht hatte, indem er es gegen das Licht hielt. „Das ist ein Officier!“ fügte er hinzu, den Kopf betrachtend.

„Es ist ein Officier,“ versetzte ich; „er schläft auf dem Felde von Borodino bei so vielen Curer Brüder!“ —

„Bei Borodino, ah!“ rief der zuletzt eingetretene Krieger, ein graubärtiger Sappur; „ich war dort.“ —

„Er kämpfte unter den Fahnen Curer Feinde,“ fuhr ich fort; „es war für die Freiheit seines Landes, und er starb als braver Soldat. Dies Bild ist das einzige Andenken, welches seiner Tochter — einer armen Waise — von ihm geblieben. Sie erwartet von den Soldaten der großen Armee, daß sie ihr dieses einzige Erbtheil nicht entziehen werden.“ —

Das Wort schien zu wirken; die Soldaten sahen einander an. „Wo ist sie?“ fragte der Soldat, welcher mich gefaßt hatte. —

„Sie ist nicht hier,“ versetzt ich, „sie ist auf einem benachbarten Gute, wo sie eine Freundin besucht. Hätte sie eine Ahnung von diesem Ereigniß gehabt, würde sie jenes Bild mit sich genommen haben. Sie würde untröstlich sein, wenn sie es bei ihrer Rückkehr nicht fände. Aber ich hoffe, ihr sagen zu können: „Hier, mein Fräulein, das Bild des Majors, Ihres Vaters — französische Krieger gaben es mir zurück, als sie erfuhren.“

„Genug,“ rief der Sappeur, „nehmt das Bild, junger Mann. Wer seid Ihr?“

„Ich bin ein armer Teufel,“ versetzt ich, „ich unterrichte die Kinder des Guts Herrn.“

„Wo ist er?“

„Schon seit einer Stunde entflohen — er hatte von Eurem Herannahen erfahren. Ich lehrte zurück, weil mir das Bild des Fräuleins in den Sinn kam.“

„Wo ist das Geld vergraben? Ihr wißt es!“ rief der, welcher mich noch immer hielt, mit schredlicher Stimme. —

„Wie soll ich das wissen!“ versetzt ich, „Durchsucht mich — nehmt, was Ihr findet. Ich habe nichts als meine Armut!“

„Laßt ihn!“ rief der alte Sappeur. „Gebt ihm das Bild.“

Der, welcher mich festhielt, ließ mich los, zog mir aber dabei meine Uhr aus der Tasche und steckte sie in die seinige. Der Sappeur runzelte die Stirn und machte eine Bewegung gegen ihn, als plötzlich unten ein lauter Ruf ertönte: „Der Feind! zu den Waffen!“

Die drei Soldaten eilten hinaus. Preussische Husaren sprengten in den Hof und schlugen sich mit den Marodeurs herum; ich nahm das Bild und eilte hinunter, um aus dem Hause zu entkommen, weil ich fürchtete, die Plünderer möchten es angezündet haben.

Als ich auf die Haustür gelangte, fiel von dem Hofe aus, wo der Kampf noch fortbauerte, ein Schuß durch das Fenster, welcher mich in den rechten Arm verwundete. Ich fühlte meine Besinnung schwinden und sank zu Boden, das Bild mit letzter Kraft fest an mich drückend.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, begegnete meine Wade dem lieben Antlitze des Fräuleins, welche mit zarter Hand meinem verwundeten Arm einen Verband anlegte. Ich befand mich auf einem Sopha ausgestreckt im Zimmer des Amtmanns, welches noch die Spuren der Verheerung trug. Ueber mich gebeugt stand die Rampsell, welche mir die Stirn mit Spiritus rieb.

Bei meinem Erwachen that das Fräulein einen Freudenschrei; ich sah, daß an ihren Wimpern Thränen hingen.

Von den Fragen über mein Befinden, Danksayagen, zärtlichen Vorwürfen und Selbstanlaggen, die nun folgten, will ich

schweigen; ich fühlte mich als der glücklichste Sterbliche; der geringe Schmerz meiner Wunde diente nur, meine Seligkeit zu erhöhen. Das gerettete Bild lag unbeschädigt neben mir auf dem Tische.

Durch den Ueberfall der Husaren waren die Marodeurs verhindert, die Gebäude in Brand zu stecken, was sie sonst wohl aus Rache gegen den Besitzer, welcher seine Werthgegenstände so wohl verborgen hatte, nicht veräümt haben würden. Der Amtmann tröstete sich über seine zerschlagenen Wädeln mit seinen — er allein wußte, wo — vorsorglich vergrabenen Schätzen. Die Preuken waren zu seiner Freude nach einigen Erfrischungen aus Küche und Keller abgezogen; nur ein bleifirter Husar blieb zurück. Gegen Abend erschien der aus dem nächsten Bleden herbeigeholte Wundarzt; er erklärte meine Wunde für nicht gefährlich, verordnete aber die größte Vorsicht und Schonung. Meine kriegerischen Pläne mußte ich also einstweilen aufgeben. Die Söhne des Amtmanns betrachteten die Ferien, welche sie sich von meinem Zustand versprechen durften, als das Beste bei der ganzen Affaire.

Die Tage meiner allmähigen Genesung gehörten zu den schönsten meines Lebens; ich verweile gern dabei, wenn ich mich zuweilen für die Plagen des Alters aus dem Horn der Erinnerung erquide. Anna von Halben ließ es sich nicht nehmen, täglich der Vorschrift des Chirurgen gemäß den Verband meines Arms zu erneuen, obgleich der Amtmann mehr als einmal ärgerlich sagte, dergleichen Dienste würden sich besser für die „Rampsell“ schicken. Kein Verbot ihres Ouels verbindeerte sie, den größten Theil des Tages mir Gesellschaft zu leisten; wir lasen zusammen und tauschten Gedanken; wir waren im Geiste bald verlobt und versprochen, vereint auf Lebenszeit, ohne es einander je gesagt oder die Ringe gewechselt zu haben. Mein Herz war eher gebeilt, als mein Arm, ich sah der Zukunft ruhig entgegen. Der Amtmann schien von diesem inneren Vorgehen etwas zu ahnen; jedenfalls erschien ihm unsre Gespräche über Alopstod's Oden nicht mehr so harmlos, als ehemals. Er sagte seinen Entschluß und arrangirte meine Entfernung mit einer diplomatischen Zartheit, welcher ich noch heute meine Anerkennung zollen muß.

Ich war völlig wieder hergestellt — im December, wenn ich nicht irre, — als Herr D. seine Nichte zu einer Schlittensfahrt einlud. Bei'm Wegfahren nickte er mir von seiner Britsche freundlich zu. Als der Schlitten in der Ferne entschwunden und ich fröstelnd auf mein Zimmer zurückgekehrt war, trat der Verwalter ein und überreichte mir schweigend

mit feierlicher Miene eine versiegelte Geldrolle nebst einem Brief.

„Was soll das?“ fragte ich verwundert. — „Vom Herrn Amtmann,“ erwiderte der Verwalter lakonisch. Ich öffnete das Schreiben und las; es lautete ungefähr also:

„So sehr ich Ursache habe, mit Ihrem auf die Erziehung meiner Söhne verwendeten Eifer und den Fortschritten derselben zufrieden zu sein, so sehr ich mithin aus väterlichen Rücksichten die Fortdauer dieses Verhältnisses wünschen möchte, so besipen Sie, mein verehrter Candidat, doch zu viel Hartgefühl, um nicht zu begreifen, daß wir uns von einander trennen müssen. Sie kennen die Absichten, welche ich für das Wohl der Nichte meiner vom Schauptax dieser Erde zu früh abgerufenen Gattin gefaßt habe. Diese Absichten vertragen sich nicht mit dem Benehmen, welches Sie gegen Fräulein von Halben beobachten. Ich verzeihe Ihrer Jugend, daß Sie für die Reize meiner Nichte nicht unempfindlich sind; Sie werden jedoch als ehrlicher Mann fühlen, daß dieses Verhältniß für beide Theile gefährlich ist. Sie werden vielleicht bei diesen unglücklichen Zeitläuften nie in die Lage kommen, eine Frau ernähren zu können; Sie sind mir daher zum Danke verpflichtet, daß ich Ihrem Herzen den Kampf mit der Pflicht erspare und Sie ersuche, sofort nach Empfang dieses Schreibens mein Haus zu verlassen. Das einjährige Honorar von 12 Louisdor füg' ich zur gefälligen Empfangnahme bei und bitte, die einliegende Quittung unterzeichnen und dem Ueberbringer einhändigen zu wollen.“

Mit ausgezeichnete Hochachtung und den besten Segenswünschen für Ihre fernere Zukunft der Ihrige ic.“

Ich war wie versteinert; ich fühlte, wie mir die Schamröthe über eine solche Behandlung in's Gesicht stieg; ich war unerschütterlich, wie ich diesem Schläge begegnen sollte.

„Die Calesche ist schon angepannt,“ sagte der Verwalter mit höhnischem Lächeln. —

„Ich werde nicht abreißen, bevor ich Herrn D. selbst gesprochen habe,“ rief ich in heftiger Aufwallung. —

„Der Herr Amtmann hat Ordre hinterlassen, seinen Willen auf alle Fälle zu vollziehen. Die Calesche ist angepannt.“ —

„Ich werde seine Rückkehr erwarten.“ —

„Sie werden sofort abreißen. Die Calesche ist angepannt.“ —

„Und wenn ich mich weigere?“ —

„Dann würde ich mich genöthigt sehen, Sie mit Gewalt über die Grenze des Guts zu schaffen. Kann ich Ihnen beim Baden Ihres Koffers behülflich sein?“ —

„Ich danke Ihnen, ich werde das selbst befehlen.“ —

„Beeilen Sie sich gefälligst! Die Calesche ist angepannt.“

Mit diesen Worten verließ mich der seines Herrn würdige Diener; ich hätte mich an ihm vergreifen können; aber seine athletische Gestalt stöste mir Mäßigung ein. Ich begann meine geringen Habseligkeiten zu packen, schrieb dann rasch einige Zeilen an Fräulein von Halben, worin ich ihr meine erzwungene Entfernung anzeigte mit dem Versprechen, das Neueste auszubieten, um sie baldigst aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien. Ich hatte dieses Schreiben eben versiegelt, als der Verwalter wieder eintrat.

„Fertig?“ fragte er mit cyklopischem Lächeln. „Sogleich. Wenn Sie die Güte haben wollen, meinen Koffer zu verschließen, werde ich unterdessen eines meiner Bücher suchen, welches in einem andern Zimmer liegen muß.“ —

„O, ich verstehe, Sie wollen den Brief da an seine Adresse besorgen. Nun, Herr Candidat, — ich mein' es im Grunde nicht böse, obgleich mich dieses summarische Verfahren des alten Herrn königlich amüsirt. Aber es kann ihm nichts schaden, wenn Sie ihm einen groben Brief unter's Sophasissen stecken. Ich weiß von nichts. Den Koffer will ich unterdessen besorgen.“

Ich eilte auf das Zimmer des Fräuleins, schob den Brief unter ein auf der Toilette liegendes Schnupstuch und ging nach einem wehmüthigen Blick auf die heilige Stätte die Treppe hinunter in den Hof, wo mich der Verwalter, welcher den Koffer bereits besorgt hatte, erwartete.

„Nun, Glück auf!“ sagte er, als ich in den Wagen stieg. —

„Sagen Sie Ihrem Principal, ich müsse sein Benehmen für unwürdig erklären und würde ihm Gelegenheit geben, es zu bereuen.“

Mit diesen Worten, welche der Verwalter gewissenhaft zu bestellen versprach, fuhr ich von dannen.

Der eisige Nordwind kühlte meine erhitzte Stirn. Die Calesche fuhr langsam durch den hohen Schnee. Meine Stimmung wurde immer düsterer: wie ein Lump aus dem fremden Hause gestochen, in der peinlichsten Angst für die geliebteste Person, welche nun ganz den Launen eines herzlosen Tyrannen preisgegeben war, ohne Hoffnung für die nächste Zukunft, fühlte ich mich recht von Gott und Welt verlassen. Die schrecklichsten Versuchungen gingen damals durch meine Seele; in dem Gefühl meiner Ohnmacht haßte ich gierig nach jedem Mittel der Rache, welches mir meine erhitzte Phantasie vorspiegelte; dann wieder überlam mich eine eiskalte Verzweiflung. Ich vermochte nicht zu beten; ich war nahe

daran, zu lästern. — Gütiger Gott! wie beschämtest Du mich! —

Ich empfand einen heftigen Stoß, hörte ein Geräusch und einige Flüche. Aus meiner Erstarrung auffahrend, sah ich, daß mein Kutscher mit einem und entgegenkommenden Fuhrwerk zusammengefahren war. Beide Kutscher schimpften einander, als eine tiefe Bassstimme aus dem fremden Wagen rief: „Schod Schmerenoth! Statt zu raisonniren, seht zu, wie ihr aus einander kommt.“ Und ein in einen Pelz gehüllter Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart sah mit funkelnden Augen über den Bod hervor. Seine Erscheinung schien auch meinem Phaeton zu imponiren, und beide Wagenlenker bemühten sich, seiner Weisung zu genügen. Ihre Anstrengungen wurden durch einen schnellen Erfolg belohnt, und eben waren wir im Begriff, friedlich an einander vorbeizufahren, als der Herr mit dem Schnurrbart ein donnerndes Halt! rief. Dann sich aus dem Wagen lebend und mich scharf fixirend, rief er mit freudiger Stimme: „Aber sind Sie es denn auch? Sehe ich recht? Candidat Friedmann?“ —

„Mein Gott ja,“ rief ich überrascht, „der bin ich.“ —

Da sprang der fremde Mann trotz seines Stetssfußes, den ich jetzt bemerkte, mit einem Satz aus dem Wagen; ich folgte höflich seinem Beispiel; aber meine Frage erstickte an der dritten Brust des Fremden, welcher mich in seine gewaltigen Arme schloß und heftig an sein Herz drückte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ rief er, mich endlich aus seiner Umarmung entlassend, „Sie, mein Retter, mein Märtyrer! O, ich weiß ja Alles!“

Jetzt erlannt ich den Baron; mein Auge wurde feucht, mein Herz stand still, ich fühlte die Füße unter mir wanken. Eine Ahnung sagte mir, daß nun Alles gut werde.

Ich hätte mich auf die Knie werfen und beten mögen. —

Auch dem Baron traten die Thränen in die Augen. Er faßte meine Hände und zog mich nach seinem Wagen: „Steigen Sie ein — so bald trennen wir uns nicht mehr!“

Mechanisch folgte ich seiner Aufforderung. Dieses plöbliche Glück in dem Augenblick, wo ich an Allem verzweifelte, hatte mich übermannt.

„Aber soll ich denn den Herrn nicht weiter fahren?“ fragte der Kutscher des Amtmanns verlegen.

„Fahre wohin Du willst, mein Sohn,“ sagte der Freiherr, „aber Dein Herr bleibt in meinem Wagen. Georg,“ rief er seinem Kutscher zu, „nimm den Koffer des Herrn auf den Bod!“

Der Kutscher des Barons gehorchte; der des Amtmanns wandte um und fuhr dem Gute zu; der Wagen des Barons folgte in derselben Richtung.

„Ja, Sie haben viel für mich gelitten,“ sagte der Baron gerührt, „und es bedürfte nur eines Wortes von Ihnen, um Sie zu retten und — mich zu verderben. Ach! ich kann es Ihnen nie vergelten! Ich war in Verzweiflung, Ihren Aufenthalt nicht zu wissen — alle meine Erkundigungen waren umsonst — und nun find ich Sie mitten auf der Landstraße und muß das Ungeschick meines Kutschers segnen, ohne das Sie unbenutzt an mir vorbei gerollt wären.“

Ich fragte den Baron nach seinen Schicksalen in der Zeit, daß wir uns nicht gesehen. Er hatte unter Kutusow den Krieg in Rußland mitgesehen, war dann unter die Fahnen seines Königs geeilt, um auf deutschem Boden gegen den alten Feind zu kämpfen. Bei Leipzig hatte er ein Bein verloren — ein Mißgeschick, das er nur beklagte, weil es seinem Kriegerleben ein Ende machte. „Nun,“ sprach er am Ende seiner Erzählung, „es sollte so sein. Auch ohne mich werden unsere Truppen in Paris einziehen und die preussische Fahne auf Montmartre pflanzen — ich wäre freilich gern bis zu Ende dabei geblieben.“

„Sie haben Ihr Wort gehalten,“ sprach ich bewegt, „und ich schäpe mich glücklich, durch eine gütige Fügung des Himmels ohne mein Verdienst dazu beigetragen zu haben, einen solchen Mann dem Vaterlande zu erhalten. Ich selbst dagegen bin leider weder als Feldprediger, wie Sie damals scherzten, noch als Mitritter bei dem großen Erlösungskampfe thätig gewesen; indessen“ —

„Machen Sie sich darüber keine Sorge,“ versetzte der Baron, mich unterbrechend; „Jeder in seinem Beruf! Wir haben Soldaten genug, und ich zweifle nicht, daß der Krieg in wenigen Monaten beendigt sein wird. Napoleon's Mittel sind erschöpft, unsere Armeen sind ihm um das Sechsfache überlegen.“

„Und wo lebten Sie seit Ihrer Entlassung aus dem Gefängniß?“ fragte er nach einer Pause. —

„Hier in der Gegend,“ versetzte ich, „beim Amtmann O. in der bescheidenen Stellung eines Hauslehrers.“ —

„Ah! das ist merkwürdig. Haben wir noch weit bis dahin?“ —

„Höchstens noch eine Viertelstunde — wir müssen gleich den Giebel des Hauses erblicken. Fahren Sie denn zu dem Amtmann?“ —

„Ja, ein wichtiges Geschäft führt mich zu ihm. Wie ist der Mann beschaffen?“ —

Ich zuckte die Achseln.

„Er soll ein Menschenfeind, ein verdrießlicher

alter Kauz sein, wenig umgänglich. Nun, Sie wollen nicht schlecht von ihm reden; Sie leben unter seinem Dache.“ —

„Offen gesagt, Herr Baron, ich bin mit ihm zerfallen und hatte eben sein Haus verlassen, als wir uns so wunderbar begegneten. Mein Urtheil würde daher leicht partiellisch ausfallen.“ —

„Die Gesinnung eines Ehrenmannes! — Gut denn, Schweigen wir von dem Amtmann. Aber das können Sie mir beantworten: lebt in dem Hause eine junge Dame, ein Fräulein von Halden?“ —

„Ich besahe in der lebhaftesten Bewegung; die Frage hatte mich zu sehr überrascht. In welcher Beziehung stand der Baron zu dem Fräulein? — Dieser bemerkte meine Bewegung und fixirte mich scharf.“ —

„Weiß die Dame bereits den Tod ihres braven Vaters?“ fragte er zögernd. —

„Ja, schon seit längerer Zeit. Wenn Sie wüßten, wie sie ihn betrauert!“ —

„Fühlt sie sich übrigens in dem Hause des Amtmanns glücklich?“ —

„Ich glaube — oder ich weiß vielmehr — nein! Ich bin entschlossen, sie um jeden Preis aus jenem Hause zu befreien.“ —

„Goho! Mit welchem Recht?“ —

„Mit dem Recht der Humanität — der Nächstenliebe. Sie müssen mich dabei unterstützen!“ —

„klären Sie mich auf!“ —

„Ich bin dazu bereit. Doch zuvor, Herr Baron, in welchem Verhältnis stehen Sie zu dem Amtmann!“ —

„Bis jetzt in gar keinem. Ich hab' ihn nie gesehen.“

„Aber — Fräulein von Halden — kennen Sie?“ —

„Ich habe sie vor Jahren einmal als Kind im Hause ihres Vaters gesehen. Er war mein langjähriger Kamerad.“ —

„O, dann bin ich Ihres Bestandes gewiß. Sie werden die Tochter Ihres Waffenbruders nicht in den Händen eines Tyrannen lassen, der“ —

„Der? — Warum reden Sie nicht weiter? Mißtrauen Sie mir?“ —

„Nein, nein! Sie sollen Alles wissen!“ Ich schilderte ihm nun die völlige Vereinsamung, in welcher das Fräulein bei Herrn O. lebe, wie sie, abgeschnitten von allem geselligen Verkehr, lediglich auf den Umgang des für alle edleren Interessen unempfindlichen Hausherrn angewiesen, in einem Tafein ohne Reiz und Anregung verkrüppeln müsse, ich deutete ihm endlich auch die Heirathspläne des Amtmanns, jedoch lediglich als eine Vermuthung an.

„Schon gut,“ sagte der Baron lächelnd, „wir werden sehen, was zu thun ist. Inzwischen, wer weiß? vielleicht geht das Fräulein auf

die Wünsche des alten Herrn ein? Man hat Fälle,“ —

„O nimmermehr! Glauben sie das nicht. Das Fräulein würde erschrecken, wenn sie die Absichten des Amtmanns je ahnen sollte!“ —

„Ei, ei, was hat Sie dessen so gewiß gemacht?“ fragte er, mich scharf ansehend. —

„Die vollständige Verschiedenheit der Charaktere; wenn Sie Herrn O. eine Viertelstunde lang beobachtet haben, werden Sie mir gewiß beistimmen.“ —

„Nun wohl, wenn dem so ist, wird die junge Dame noch heute sein Haus verlassen.“ —

„Ich fürchte, das wird nicht so leicht zu bewirken sein.“ —

„Seien Sie unbesorgt; ich werde die Prinzessin aus der Drachenhöhle erlösen — auch ohne das Horn des Hüon zu besitzen. — Doch nun zu Ihren Angelegenheiten, mein waderer Freund! Würden Sie mit einer Landpfarre vorlieb nehmen?“ —

„Landpfarre? — Vorlieb nehmen?“ stammelte ich; „Sie scherzen, Herr Baron!“ —

„Nein! ich gönnte Ihnen lieber eine Professur, oder ein höheres Kirchenamt, wo Sie Ihr Licht besser leuchten lassen könnten, als vor einer Dorfgemeinde. Inzwischen, vor der Hand, meinte ich.“ —

„Mein Gott! die bescheidenste Landpfarre würde mich zum glücklichsten Menschen machen!“ —

„Vortrefflich! In der Nähe meines Gutes ist eine eröffnet, welche Graf S. als Patronatsherr zu vergeben hat. Ich habe mich schon bei dem Grafen für Sie verwandt, in der Hoffnung, Sie endlich aufzufinden; als ich ihm Ihr edles Benehmen in jener denkwürdigen Nacht erzählte, war die Sache im Reinen. Aber lesen Sie denn keine Zeitung? — Seit drei Wochen ruf ich Ihnen in sechs öffentlichen Blättern ein flehentliches „Samuel, erhebe!“ zu, und Sie lassen nichts von sich hören.“ —

Der Baron erschral fast über die Bemerkung, welche dieses neue Glück in mir hervorbrachte. Ich zitterte, wurde blaß und roth und suchte vergebens nach Worten. Aber wurd' ich nicht auch an diesem Tage aus dem Füllhorn der ewigen Güte wie mit einem Frühlingsregen überströmt! — Wenn ich daran denke, staun' ich noch heute, wie viel Freude auf ein Mal der Mensch zu ertragen vermag.

„Kaum bemerkt' ich, daß wir bereits im Hofe des Amtmanns hielten. Ich gefühlte, daß ich eine Anwendung von Eitelkeit fühlte, so im Triumph dort wieder zu erscheinen.“

„Sie gehen mit mir,“ sagte der Baron,

„ich wünsche bei der Verhandlung mit Herrn D. einen Zeugen zu haben.“

Der im Hote stehende Kutscher des Amtmanns, welcher eben seine Pferde ausgespannt hatte, starrte uns verwundert an. Der Baron gab ihm eine Visitenkarte mit dem Auftrag, er lasse den Amtmann um eine kurze Unterredung ersuchen.

Diese Meldung störte, wie ich später erfuhr, Herrn D., welcher, von seiner Schlittensfahrt bereits zurückgekehrt, beim Frühstück sah, in einer an Fräulein von Halben gerichteten Rede, welche von meiner Abreise beginnend zu einer Zergliederung meines Charakters im Allgemeinen und meiner „gewissenlosen“ Handlungsweise im Besondern überging, dann meine armseligen Verhältnisse und die Unmöglichkeit ausführte, daß ich je zu einer anständigen Versorgung gelangen könnte. Er war grade bei der nähern Begründung dieses letzten Punktes, als ihm die Karte und Bestellung des Barons überbracht wurde.

„Was will der Mann von mir? Ich kenn' ihn nicht,“ sagte der Amtmann. —

„Der Name ist mir bekannt,“ rief das Fräulein, „es ist ein alter Freund meines seligen Vaters.“

Der Amtmann entfarbte sich.

„Herr Friedmann ist auch wieder mit angekommen,“ bemerkte der Kutscher. —

„Was? wie kommt Der hierher?“ —

„Im Wagen des Barons.“ —

„Ich will von beiden nichts wissen,“ rief der Amtmann heftig; „sie sollen sich paden, ich bin nicht zu Hause.“ —

„Aber ich,“ sagte das Fräulein, sich erhebend, mit fester Stimme, „ich will den Freund und Waffenbruder meines Vaters sehen; ich glaube ein Recht dazu zu haben.“ —

„Das haben Sie allerdings, mein Fräulein,“ sagte der bei diesen Worten mit mir in's Zimmer tretende Baron, „und ich bin hier, Sie in diesem, wie in ihren sonstigen Rechten zu vertreten.“

Er verbeugte sich gegen den Amtmann.

Dieser erhob sich und maß den Baron mit einem stehenden Blicke.

„Mit welchem Rechte,“ fragte er langsam, „mischen Sie sich eigentlich in fremde Familienangelegenheiten? He?“ —

„Zunächst mit dem Rechte einer langjährigen Freundschaft, welche zwischen dem Vater dieser Dame und mir bestanden.“ —

„Darauf gibt das Gesetz gar nichts — Freundschaft hat keine legale Wirkungen.“ —

„Sie haben Recht; und da auch Herrn von Halben diese Bemerkung nicht entging, verkümmerte er nicht, vor seiner Abreise nach Kufstand bei dem königlichen Gericht zu Steinau ein Testament zu deponiren, in welchem er mich

für den Fall seines Todes zum Vormund des Fräuleins ernannte.“ —

„Ein Testament! Vor — mund —“ lallte der Amtmann und sank wie gelähmt in seinen Sessel zurück.

„O Gott, es kränkt ihn,“ rief Fräulein von Halben bewegt; und neben ihm niederkniend ergriff sie die Hand des alten Mannes und suchte ihn zu begütigen. „Vormund oder nicht, Onkel,“ sprach sie, „ich werde nie ver-gessen, was ich Ihnen schuldig bin.“ —

„Bitte — nehmen Sie Platz, meine Herren,“ sagte der Amtmann mit einer Handbewegung. „Wo ist Johann? Er soll die Pferde des Barons in den Stall bringen!“ —

„Nicht doch, Herr Amtmann,“ sagte der Baron, „ich gedente sogleich mit dem Fräulein abzureisen; nach dem Empfang, welcher mir von Ihnen zu Theil wurde, will ich Sie nicht länger belästigen.“ —

„Entschuldigen Sie mich; bedenken Sie, Herr, wie tonnt' ich wissen — Gestatten Sie mir wenigstens einen Blick in das Testament meines Schwagers — Sie werden es doch ohne Zweifel“ —

„Mitgebracht haben. Allerdings und zwar in gerichtlich beglaubigter Abschrift. Hier, lesen Sie mit Ruhe, indessen Sie, gnädiges Fräulein, Ihre Reisevorbereitungen machen werden — nicht so?“ —

Die Frage war mit einer herzlichen Höflichkeit betont.

„Es war der specielle Wunsch Ihres Herrn Vaters,“ fügte er leise hinzu, daß Sie, sobald es die Umstände erlaubten, dieses Haus mit dem meinigen vertauschen möchten. Die Gründe später!“

Der Baron hatte in dem Blick seines Auges etwas so Festes und Ehrliches, daß man ihm unwillkürlich folgen mußte.

„Der edle Mann!“ rief jetzt Herr D., welcher inzwischen das Testament gelesen, mit pathetischer Stimme. „Ja, so war er immer — sanft ruhe seine Asche! Ich könnte weinen, wenn es nicht gegen meine Grundzüge wäre.“ Sich dann an den Baron wendend fuhr er fort: „Sie werden mir gestatten, von diesem Actenstück eine Abschrift zu nehmen! — Bitte, behalten Sie Platz. Auch Sie, Herr Friedmann. Vor Abend dürfen Sie mich nicht verlassen.“ —

„Verzeihen Sie,“ sagte der Baron, „wir müssen sofort reisen, um noch bis Abend in Halberstadt zu sein, wo meine Frau das Fräulein voll Sehnsucht erwartet.“

„Meine Frau?“ — herrlicher Ausdruck! mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich will es nur gestehen: je mehr ich während der vorhergehenden Scene den Baron in seiner stattlichen Erscheinung, seinem gewandten und ritterlichen Anstand bewundern mußte: je bedenklicher er-

schien mir die neue über Anna von Halben verhängte Vormundschaft. Bei dem sichtlich Eifer, welchen er zeigte, das Fräulein so rasch als möglich von dannen zu führen, schien es mir kaum noch zweifelhaft, daß er mit größerer Berechtigung als sein Vorgänger die Heiratsgedanken desselben adoptiren dürfte, und das alte „Incidit in Scyllam etc.“ trat drohend vor meine Seele, als mir jene zwei Worte lieblich in's Ohr tönten und mich von dieser neuen Sorge befreiten. Von nun an erschien mir der Baron erst in seiner wahren Glorie.

Doch die Stunde drängt — ich eile zum Schlaf. Um die leztzählten Vorgänge, die mir selbst damals ziemlich dunkel erschienen, zu erklären, muß ich bemerken, daß in früheren Jahren der Major von Halben seinem Schwager, mit dem er sonst nicht sonderlich harmonirte, ein nicht unbedeutendes Capital geliehen hatte, um demselben das durch Kriegsereignisse und Mißwachs überschuldete Gut zu erhalten. Außer den beiden Männern wußte Niemand von jenem Darlehn; insbesondere mit seiner Tochter pflegte der Major nie über seine Geldangelegenheiten zu sprechen. Als er 1807 seinen Abschied genommen, verbrauchte er in den folgenden Jahren trotz seiner mäßigen Lebensweise den Rest seines Vermögens, so daß ihm bei seiner Abreise nach Rußland nur jenes Capital blieb, über welches ihm der Amtmann einen bereits mehrmals prolongirten Wechsel ausgestellt hatte. Er glaubte es vor der Hand noch bei demselben am besten aufgehoben. Nur ungern bestimmte der Major für die Dauer seiner Abwesenheit das Haus seines Schwagers zum Asyl der zurückbleibenden Tochter. Weit lieber hätte er dieselbe seinem Freunde, dem Baron, anvertraut; da er jedoch die gefährvolle Lage des Letzteren kannte und sonst keinen passenden Aufenthalt wußte, entschloß er sich zu jener Wahl. Als der Amtmann die Nachricht von dem Tode des Majors erhielt, fand er es nicht passend, mit der tiefgebeugten Waise über Geldangelegenheiten zu reden; er erwähnte daher gegen sie nichts über jenes Darlehn und ließ sie in dem Glauben, daß ihr Vater kein Vermögen hinterlassen habe. Auch später schien ihm noch immer nicht der passende Augenblick für die betreffende Mittheilung gekommen zu sein, und er gewöhnte sich immer mehr an den Gedanken, daß es am besten sei, das Capital überhaupt nicht zurückzuzahlen. Bei fernerer Ueberlegung fand er, daß sich jene seine Lieblingsidee mit den Pflichten gegen seine Nichte durch seine ebliche Verbindung mit dieser am leichtesten und angenehmsten vereinigen lasse. Er besaß jedoch Menschenkenntniß genug, um sich mit der Eröffnung dieser Absicht nicht zu übereilen. Alle diese Pläne durchkreuzte nun jenes Testament; er hatte

nichts von der Errichtung desselben geahnt, da er seinen Schwager zu der Classe der „unpraktischen Charaktere“ zählte, wobin er alle Menschen zu rechnen pflegte, die ihre Lebendthätigkeit idealen Interessen widmen und gar dafür Opfer bringen konnten. Er dachte nun im ersten Schreck nicht anders, als daß dem Vormund des Fräuleins freie Hand gegeben sein würde, jenen Wechsel sofort gegen ihn geltend zu machen — was ihn trotz seiner günstigen Verhältnisse in der That in einige Verlegenheit gesetzt haben würde. Mit aufrichtiger Mäßigung erfüllte ich daher bei Lesung des Testaments eine darin enthaltene Bestimmung, nach welcher hinsichtlich der Rückzahlung jenes Capitals mit möglichster Schonung für die Interessen des Amtmanns verfahren werden sollte.

Dem Wunsche des Barons gemäß beschleunigten wir unse Abreise. Das Fräulein umarmte ihren Oheim mit aufrichtiger Mäßigung. „Ja, ja,“ sagte dieser, „es ist traurig, daß Du lieb's Kind so von meiner Seite gerissen wirst; Du fühltest Dich so glücklich in diesem Hause. Nun, ich hoffe, Du wirst den Weg dahin nicht vergessen und mit Erlaubniß Deines Vormundes von Zeit zu Zeit mich besuchen.“

„Und Sie, Herr Candidat,“ sprach er, sich zu mir wendend, „wollen mich also auch verlassen? — Hätte man dies Alles vorhersehen können, so konnten wir noch lange zusammenbleiben. Es thut mir wirklich leid.“ — „Es ist das Beste so,“ versetzt ich trocken.

Im Wagen kam ich dem Fräulein gegenüber zu sitzen; ich süßte mich lebhaft an jene frühere Reise erinnert, wo wir uns zum ersten Mal so einander gegenüber fanden. Auch damals waren die Felder mit Schnee bedeckt, und der kalte Nordwind saufte um die Wagenfenster, es war dieselbe Tageszeit; die Dämmerung brach allmählig herein — wie ähnlich und doch wie verändert! —

Die Gespräche im Wagen waren freilich auch diesmal traurig ernster Natur; der Baron mußte dem Fräulein von ihrem Vater und den näheren Umständen seines Endes erzählen; die Dunkelheit verbarg ihre Thränen.

Jiemlich spät am Abend erreichten wir Halberstadt, wo wir in einen ansehnlichen Gasthof einfuhren. Die Baronin, eine noch hübsche Frau von einnehmenden Gesichtszügen, empfing uns und war ansangs über meine Erscheinung nicht wenig erstaunt; kaum aber hatte der Baron meinen Namen genannt, als sich in ihrem Antlit die freudigste Ueberraschung malte, und sie mich mit der aufrichtigsten Theilnahme als den Ketter ihres Gemahls begrüßte. —

„Ich war nicht sein Ketter, gnädige Frau,“ versetzte ich gerührt, „mein ganzes

Verdienst beschränkt sich darauf, daß ich nicht sein Verräther werden wollte. Aber der Baron ist heute in der That mein Retter gewesen.“

Sie wünschte Aufklärung über die letzte Andeutung; aber ich verschob solche auf eine passendere Zeit.

Nach einem vergnügten Souper, bei welchem der Baron viel von dem Kriege in Rußland und von der furchtbaren Kälte jenes verhängnißvollen Winters daselbst erzählte, während das Knistern und Krasseln in dem geräumigen Windosen zu seinen Schilderungen eine angenehme Begleitung bildete, zogen sich die Damen zurück. Ich wollte mich nun ebenfalls verabschieden; mein tapferer Freund bestand aber darauf, noch einige Flaschen mit mir zu leeren.

Am andern Morgen wollte ich von diesen mir so theuer gewordenen Personen Abschied nehmen, um nach meiner Heimath zu reisen und meiner Mutter das mit widerfahrne Glück zu verkünden.

„Das geht nicht an,“ sagte der Baron; „Ihren kindlichen Gefühlen alle Ehre — aber ich muß darauf bringen, daß Sie vor der Hand erst mit mir nach meinem Gute und von da zum Grafen S. fahren, um ihn persönlich von der Annahme der für Sie bestimmten Pfarre zu benachrichtigen. Nebenbei besuchen wir uns mit Ruhe das Pfarrhaus und die Kirche; Sie machen die Bekanntschaft Ihrer künftigen Gemeinde — und dann mögen Sie mit Gott heim reisen, um bald auf längere Zeit zu uns zurückzukehren.“

Ich folgte seinem Rathe; nachdem ich einen Brief an meine Mutter auf die Post gegeben, sahen wir dem Gute des Barons zu, wo wir gegen Abend anlangten. Mit welchen Gefühlen betrat ich jene Schwelle und die weite Hausflur — die braunen Hirschlöpfe an den Wänden schienen mir freundlich zuzunicken als alte Bekannte; auch der Goliath erschien, ganz wie damals, mit dem mächtigen Armleuchter in der Hand, um uns in feierlicher Haltung vorauszuschreiten. Bei meinem Anblick spielte um seine Lippen ein wohlgefälliges Lächeln, welches jedoch gleich wieder in dem feierlichen Ernst seiner Miene verschwand.

Ich bot mir als besondere Gunst aus, auf demselben Zimmer einquartirt zu werden, auf welchem ich bei meinem früheren Besuch übernachtet — oder vielmehr nicht übernachtet hatte. Als mich der Baron selbst dahin führte, fragte er plötzlich:

„Aber nun, zum Henker! erklären Sie mir, wie Sie in jene Scheune gelangten, wo ich Ihnen beinahe auf den Kopf sprang — ich habe mir das immer nicht erklären können.“

Ich machte ein ziemlich verlegenes Gesicht zu dieser Frage und suchte anfangs Ausflüchte;

dann aber gestand ich meinem Gastfreund offen den wahren Zusammenhang und meine lächerliche Vorsicht, die mir so verhängnißvoll werden sollte. Er lachte recht herzlich darüber.

„Und damit Sie nicht wieder,“ sagte er, „eine schlaflose Nacht unter meinem Dache zubringen, will ich sogleich jene Thüren so unheimliche Thüre verschließen und, wenn Sie es wünschen, vernageln lassen.“ — „Nicht doch,“ versetzt ich eifrig, „ich weiß ja nun aus eigener Erfahrung, was dahinter ist, und werde sicherlich keine neue Entdeckungstreife in jenes Gebiet unternehmen. Außerdem haben die Begebenheiten jener Nacht mich von meiner Zudrucksamkeit geheilt; ich weiß jetzt: Niemand entgeht seinem Schicksal.“ —

„Ein wahres Wort,“ erwiderte der Baron, „und man könnte mit Diderot's Jacques le fataliste sagen: Es stand dort oben geschrieben, daß Sie in einem Heuschaber übernachten und aus demselben in's Gefängniß wandern sollten.“ — „Nun ich lobe jetzt die Wanderung; hat sie mich doch an's Ziel meiner Wünsche geführt.“

Wir umarmten uns herzlich und kehrten zu den Damen zurück.

Soll ich noch erzählen, wie wir Tags darauf zu dem Grafen S. fuhren, wie derselbe mich überaus gütig empfing und das dem Baron gemachte Versprechen erneuerte — es genüge, daß ich nach einigen Wochen als ordinirter Prediger mit meiner überglücklichen Mutter in dem freundlichen Pfarrhause zu — dort saß. Der Baron hatte dasselbe in meiner Abwesenheit auf's Herrlichste in Stand setzen lassen; es war weit stattlicher und größer, als das, welches ich mir in meinen Träumereien erbaut hatte. Auch war ein kühler schattiger Garten dahinter mit einer Laube, zwar nicht von Geißblatt, aber von andern, auch ganz artigen Schlinggewächsen. Und als ich an einem schönen Maimorgen neben meiner Mutter in besagter Laube am Kaffeetisch saß und die Predigt für den nächsten Sonntag meditierte, da fehlte mir wirklich nichts mehr, um der glücklichste Erdbewohner zu sein.

Doch nein, Etwas fehlte mir noch. Das bewiesen schon die häufigen Spaziergänge, welche ich, oft beim schlechtesten Wetter, nach dem Schlosse des Barons machte; aus meiner Verehrung und Freundschaft für ihn ließen sie sich nicht wohl erklären, seitdem er auf längere Zeit in Geschäften verreist war. Als er zurückgekommen, hatten wir ein langes Gespräch unter vier Augen, in welchem wir uns Beide ein wenig eriserten; der Baron war nicht ganz frei von Adelsvorurtheilen; trotzdem rief er am Schluß der Unterredung: „Wohlan, das Mädchen mag selbst entschei-

den; im Grunde gönnt' ich sie Ihnen ja von Herzen. Und wenn es dort oben geschrieben steht, daß Anna von Halden und der Landprediger von Neu-Watsefeld ein Paar werden sollen, so läßt sich nichts dagegen machen, und dem zuletzt gefragten Vormund bleibt nichts übrig, als sein Jawort zu sprechen."

Und es stand allerdings oben geschrieben; und als ich einige Wochen später in der gedachten Gartenlaube zu dreien saß, ohne an die Predigt für den nächsten Sonntag zu denken, — da fehlte mir wirklich nichts mehr.

Mit diesen Worten erbißte der Pastor seine Erzählung, während draußen der Wächter die wüste Stunde rief.

„Und was ist aus dem Referendar geworden?“ fragte der Major. —

„Er starb vor einigen Jahren als Regierungsrath!“

„Und von dem Amtmann haben Sie wohl nichts weiter gehört?“ —

„Nur, daß er in derselben Woche, als ich Hochzeit hielt, seine Verbindung mit der „Ramsell“ feierte, bei welcher Gelegenheit sich der Verwalter sehr stark betrunken haben soll.“ —

„Und diese ganze Geschichte wäre wahr?“ fragte Fräulein Antonie. „Nein, nein, Herr Pastor, ich kann es nicht glauben; es sügt sich Alles darin zu wunderbar glücklich, um boare Wirklichkeit zu sein; ich habe Sie in Verdacht, daß Sie uns einen Roman erzählten.“ —

„Ich weiß nicht, ob Ihr Verdacht für meine Erfindungsgabe schmeichelhaft ist. Uebrigens steht Ihnen frei, meine Gattin darüber zu examiniren, sobald sie von ihrer Badereise zurück sein wird. Und sollte wirklich hie und da ein Körnchen Dichtung mit untergelaufen sein, so beruht' ich mich auf das Wort unseres größten Dichters:

Gib's ein Geschwätz, wenn wir uns nicht betrügen,
Wahr oder weniger verführt? —
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das ist die Kobererei, die mit am besten schmeckt.

Aber ich glaube, es wird Zeit sein, aufzubrechen.“

Die Sängerin.

Melodrama in vier Aufzügen.

Von dem Dichtern

von Professor Neumann.

Einleitung.

In Indien und China befinden sich die Vertheidiger des Schauspiels eben so gut wie in Europa im Conflict mit der Staats- und Kirchenpolizei. In Hindostan wurde es den Jüngern Buddha's ausdrücklich verboten, Gesänge, Pantomimen und Schauspiele aufzuführen oder auch nur anzuhören. Sei doch einstens selbst ein unsterblicher Heiliger, lachend den süßen einschmeichelnden Stimmen singender Mädchen, in's Verderben gerathen. Die chinesischen Moralisten verlangten überdies, daß der Staat alle dramatischen Vorstellungen verbiete oder wenigstens, da die Schamhaftigkeit des Volkes kaum zu überwältigen sei, nicht dulde, daß Frauen und Mädchen solchen Spielen beizuwohnen. Ein gleiches Verdamnungsurtheil wurde sogar gegen die Erzähler von Märchen und Geschichten geschleudert, welche allenthalben im Mittelreiche auf öffentlichen Plätzen sich hören lassen, wobei bildliche Darstellungen vorgezeigt werden, um die Phantasie des Hörers zu besüßeln. Und doch ist das chinesische Theater, und doch sind die zahlreichen Novellen des Mittelreiches, zum großen Theil wenigstens, eine Schule der Tugend und ein Schreckbild des Lasters. Wir kennen kein chinesisches Drama, wo am Ende die Unschuld und Ehrenhaftigkeit nicht den Sieg davontrügen, wo nicht schlechte Beamte durch den Scharfsinn höherer Behörden, oder durch die kaiserliche Allwissenheit entdeckt und geächtet würden. Auch zeigen sich die dramatischen Dichter schon dadurch als Freunde der Tugend und Kenner des menschlichen Herzens, daß sie vorzüglich der Unschuld und Hochherzigkeit die Singrollen zuertheilen. Lasterhafte Personen recitiren wohl hie und da einige Verse; ihre Sprache steigert sich aber nie zur erhabenen Lyrik; nur von der Tugend werden die vielen schwinghaften Arien der chinesischen Schauspiele vorgelesen. Tessen ungeachtet vermerkt man allenthalben den Haß gegen das Theater und die Schauspiele in der Sprache, in den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen. Dürren und Schauspielerinnen werden im chinesischnen mit einem Worte bezeichnet und in eine Classe gesetzt; der Umgang mit Comödianten ist den Staatsbeamten untersagt. Wenn ein öffentlicher Beamter des Civil- oder Militärdienstes eine

Musikantin oder Comödiantin heirathet, sei es als Frau ersten oder zweiten Ranges, so erhält er, nach einer Vorchrift im peinlichen Gesetzbuche, fünfzig Streiche mit dem schweren Bambus. Die Heirath wird für nichtig erklärt und die Frauensperson von Staatswegen ihren Eltern zurückgeschickt; sie darf jedoch ihr ehemaliges Gewerbe nicht mehr ausüben.

Diese Verachtung des Schauspielwesens trägt die Schuld, daß wir, ungeachtet der zahlreichen Literaturwerke der Chinesen, keine genügende Geschichte ihrer dramatischen Poesie und der Schauspielkunst besitzen. Wir sind auf einzelne Thatfachen und Andeutungen in den Vorreden zu den Dramen, namentlich in der Einleitung zu der Sammlung von hundert Schauspielen, aus den Zeiten der Mongolen-Dynastie (1280 — 1341), angewiesen. Hieraus ist ersichtlich, daß das chinesische Drama, das die chinesische Schauspielkunst ähnlichen Ursprung hat und sich beinahe in gleicher Weise entwickelte, wie bei andern gebildeten oder halbgebildeten Völkern. „Unser ältestes Drama,“ sagen die Chinesen, „bestand in einem mimischen Tanze mit Begleitung von Worten, welche nach einer bestimmten Melodie recitirt oder gesungen wurden.“ Durch die stumme Poesie des Tanzes wurde eine Handlung dargestellt, zu welcher die Worte und die Musik die Erklärung lieferten, und nach welcher dann umgekehrt der Tanz sich wiederum richten mußte. So hat man bei dem berühmten alten Tanz, die Geschichte des Humang, des großen Gründers der Dynastie Tschéu, darstellend, aus dem Lieberbuche in einer bestimmten Weise gesungen.

Im Verlaufe des sechsten Jahrhunderts u. Z. soll sich das eigentliche Schauspiel, unabhängig vom Tanze, von religiösen Festlichkeiten und Tempelaufzügen, entwickelt haben. Melodramen wären die erste Gattung gewesen, deren Erfindung und Anordnung dem Gründer der Dynastie der Sui, Wenti (581 bis 601), zugeschrieben wird. Schauspiele hießen zu der Zeit die Vergnügungen „friedlicher Straßen.“ Unter dem Herrscherhause Tang (618 — 904) nannte man die dramatischen Erzeugnisse „Vergnügungen des Blumenwaldes,“ „Außerordentlich wundervolle Schauspiele,“ oder auch die „Musik des Birnengartens.“ Selbst heutigen Tages noch werden die Schauspieler Söhne und Jünglinge des Birnengartens geheißen. Es soll nämlich Kaiser Hien Tsong (702 — 756), der große Kenner und Freund verschiedener Künste, unter Andern auch eine musikalische Akademie gegründet haben, worin dreihundert Jünglinge beiderlei Geschlechts Unterricht erhielten. Man versammelte sich in einem Birnengarten, wo der Kaiser selbst Unterricht erteilte. Daher erhielten in der Folgezeit alle Musikanten

und Schauspieler die Ehrenbezeichnung „Jünglinge des Birnengartens.“

Chinesen und Hindu kennen keinen Classenunterschied der Dramen; die Einteilung in Trauer-, Lust- und Schauspiele ist ihnen fremd; sie theilen die Dramen nach den Personen, welche auftreten und nach den Stoffen, welche behandelt werden. Man hat so zwölf verschiedene Arten der Schauspiele herausgefunden:

1. Die Verwandlungen in Geister und Unsterbliche;
2. Wälder, Quellen, Hügel und Thäler;
3. In der Hostracht gekleidete Personen;
4. Treue Beamte und ausgezeichnete Gelehrte;
5. Personen, hervortragend durch kindliche Liebe, Gerechtigkeit, Mäßigung und Keuschheit;
6. Der Fluch der Ehebrecher und die Schmach der Verleumder;
7. Vertriebene Minister und vaterlose Prinzen;
8. Das Fuchsteln mit Schwertern und Zuschlagen mit Kolben, — Kriegsbegebenheiten;
9. Wind und Humen, Schnee und Mond, — Liebesscenen;
10. Trauer und Freude, Trennung und Wiedersehen;
11. Rauch, Blumen und Schminke, — das gewöhnliche Leben;
12. Erscheinungen der Götter und Dämonen.

Ueber die Zahl der Acte und die Zeit, innerhalb welcher die Handlung vor sich gehen soll, finden sich nirgends Bestimmungen oder Grenzen. Der erste Act spielt häufig, bevor der Mensch geboren, welcher im vierten oder fünften als Jüngling oder Mann handelnd auftritt. Nicht selten beginnen die Dramen mit Vorpielen, Sietse oder Psorten genannt, worauf dann das Stück selbst in mehr oder weniger Aufzügen folgt. — Man weiß durchaus nichts von Decorationen; die Bühne bleibt immer unverändert. Erhält ein General Befehl, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und die Rebellen zu Boden zu schlagen, so nimmt der Schauspieler einen Stod zwischen die Beine und in die andere Hand eine Peitsche, mit welcher er wüthend um sich schlägt. Am Ende reitet er, unter gräulichem Lärm der Gong, Trommeln und Trompeten, einige Male um die Bühne herum und verläßt alsdann den Zuschauer, welche diese Darstellung ganz natürlich und ergötlich finden, er sei jetzt an Ort und Stelle angekommen und werde, wie der Kaiser befohlen, die Aufrührer zu Baaren treiben.

Die Schauspiele werden gewöhnlich in öffentlichen Hallen, hie und da auch in Tempeln auf-

geführt. Stehende Theater, welche vom Staate unterhalten werden, kennt man in China nicht. Wo die Truppe keine öffentliche Halle vorfindet, da errichtet sie in Schnelligkeit eine Bühne. Bambusstöcke werden aufgezogen, über diese Planen gelegt und mit Baumwollenzug umhangen. Hat man im Hintergrund den Vorhang aufgespannt, so ist das Haus fertig und das Spiel kann beginnen. Das Publicum steht auf den Straßen oder betrachtet sich das Schauspiel von den Dächern, aus Läden und Fenstern. Eintrittsgeld wird nicht bezahlt, noch gibt einer der Bande mit einem Teller herum. Die Schauspieler haben nämlich im Voraus, durch eine Subscription der Häuserbesitzer in der Nachbarschaft, ihre Bezahlung erhalten. Ich habe in den Vorstädten Cantons mehrere Dramen aufführen sehen und wurde niemals zu einem Beitrage aufgefordert. Nur einzelne Worte eines profaischen Dialogs konnte ich verstehen; die recitirten Verse und gesungenen Arien blieben mir unverständlich. Einstens schien es, daß ich von einem Spahmacher, wenn nicht leiblich auf der Bühne dargestellt, doch wenigstens zum Gegenstand eines Impromptu gemacht wurde. Ein abenteuerlich gekleideter Kerl, mit einer großen Pflaumsfeder auf dem Kopfe, hielt plötzlich inne bei seinen in recitativer Weise gesprochenen Versen, redete, auf mich deutend, einige Worte in Prosa, worauf sämtliche Zuschauer in ein schallendes Gelächter ausbrachen und wie aus einem Munde schrien: „Ho ti tsai fan luei.“ Dies ist der fremde Teufel,“ — ein Schimpfwort, womit alle Nichtchinesen in Canton bezeichnet werden.

In den Reisebeschreibungen der europäischen Gesandten, der christlichen Sendboten und Kaufleute werden Schauspiele beschrieben, welche ihnen zu Ehren oder in ihrer Gegenwart aufgeführt wurden. „Unter den Dingen in China, deren man sich billig verwundern mag,“ schreibt Reubos, „gehört auch dieses, daß jeder Gasthof oder jedes Wirthshaus seine eigenen und besonderen Comödianten hat, gleichwie in unserm Lande jeder Krug aus dem Dorfe, zur Zeit der Kirchmesse, seinen eignen Spielmann zu haben pflegt. Diese Comödianten spielen unter der Mahlgeld, um die Gäste frohlich zu machen, allerhand lustige, kurzweilige und possirliche Spiele, und sind beide Manns- und Weibspersonen, mit mancherlei prächtigen Kleidern und Allem, was mehr dazu gehört, überflüssig versehen und ausgeschmückt. Sie haben sich auf etliche der gemeinen bekantten Spiele gefast gemacht, daß sie eines davon, auf der Gäste Begehr, von Stund an spielen können. Auch zeigen sie den Gästen ein Buch, darinnen alle ihre Spiele in chinesischer Sprache geschrieben, um

eines daraus, welches sie gerne sehen wollen, selbst zu erwählen. Es werden aber diese Spiele fast ganz mit Singen ausgesprochen und kaum das geringste auf gemeine und gewöhnliche Manier zu reden vorgebracht.“ Für eine solche Mahlzeit, das Essen, Trinken und Spiele zusammengerechnet, gaben wir nicht mehr als zwei Mas, ist nach unsrer Münze etwa ein halber Reichthaler, davon der Spielertheil nicht gar groß fallen konnte. Weshalb wir uns sehr verwunderten, woher diese Leute die Unkosten, welche sie auf hässliche Kleider und andre nothwendige Sachen verwenden, nehmen, da ihnen das Spielen so schlecht bezahlt wird.“

Die Gesandten der niederländisch-ostindischen Gesellschaft wußten nicht, daß die Schauspieler von den Nachbarn eine Bezahlung erhalten; sie wußten nicht, daß ihnen die Gäste, herkömmlicher Sitte gemäß, allerlei und selbst kostbare Geschenke machen. Ein Beispiel hievon ersieht man in dem nachfolgenden Singpiel.

Namen der Personen.

Ljendo, ein reicher Kaufmann.
Ljeouschl, seine Frau ersten Ranges.
Tschangjungo, eine Sängerin.
Tschunlang, Sohn des Ljendo und der Ljeouschl.
Tschanglang, die Erzieherin des Tschunlang und Schwester des Ljendo.
Weipangjen, Liebhaber der Sängerin.
Juenjen, Kuffeler von tausend Familien.
Tschangpicu, ein umherziehender Musikant.
Ein Gastwirth.
Mehrere Bedientene.

Der erste Aufzug spielt in Tschanggan, der zweite an dem Ufer des Flusses Loho, der dritte und vierte an verschiedenen Orten.

Erster Aufzug.

Erster Austritt.

(Im Hause einer Sängerin)

Tschangjungo.

Tschangjungo. Ich bin in der kaiserlichen Reikenz (Tschangjanan*) geboren. Mein Name ist Tschangjungo, mein Gewerbe ist das einer Sängerin. Für jetzt lebe ich mit Selner Würden Ljendo, dessen sedulischer Wunsch ist, mich zu heirathen. Was ist zu thun? denn ich habe ein zweites Verhältniß mit einem Weipangjen. Diesen möchte ich zum Manne haben. Man sagte mir so eben, es sei ihm in effectiven Angelegenheiten eine Zeitung übertragen, und

*) Tschanggan, die Wiege und lange Zeit die Hauptstadt des Reichs, erhielt von der Ringdynastie den Namen Singan, des Westens Ruhe. Sie ist jetzt die Metropolis des Reichs Schensi und liegt 36° 8' 24" nördl. Br. und 12° 33' 50" westl. Länge von Peking.

er werde unverzüglich abreifen. Ich habe ihn rufen lassen, er muß jeden Augenblick kommen.

Zweiter Austritt.

Tschangjungo und Weipangjen.

Weipangjen (tritt auf und spricht). Ich bin der Weipangjen. Hier in der Stadt lebt eine Sängerin, Tschangjungo genannt, mit welcher ich seit langer Zeit eine Verbindung unterhalte. Sie plagt mich unanforlich, daß ich sie betrauten möchte. Heute hat sie mir einen Voten geschickt und mich bitten lassen, sie zu besuchen. (Er bemerkt Tschangjungo.) Mädchen, warum ha Du mich rufen lassen?

Tschangjungo. Weipangjen, ich will es Dir gradezu sagen. Ich habe erfahren, daß Du aus dem Strunze siehst, zu verreisen, um einen Auftrag der Regierung zu vollziehen. Da nun Ljenho mich als Frau zweiten Ranges betrauten will, so will ich ganz offen mit Dir sprechen. Bist Du nach einem Monat zurück, so beiraube ich Dich; bist Du nach einem Monat nicht zurück, so beiraube ich einen Andern. Du kannst über meinen Entschluß nicht ungebalten sein.

Weipangjen. Mädchen, im Gegentheile, Du bist ja nur offenberzig. Wohlan, ich reise ab, und in einem Monat werde ich wieder bei Dir sein. — Ich will nun fortgehen.

Tschangjungo. Du kommst wohl noch, ebe der Monat verflissen?

Weipangjen (sich umwendend). Schaut einmal die kleine Hexe an! (Er geht ab.)

Tschangjungo. Weipangjen ist fort. Wo bleibt denn aber Ljenho?

Dritter Austritt.

Tschangjungo und Ljenho.

Ljenho. Ich bin aus Tschangnan. Mein Familienname ist Li, mein Eigennamen Jng und mein Ehrenitel Jenbo. Ich habe in der Stadt ein Leibhaus eröffnet. Meine Familie besteht aus drei Personen. Ich, meine Frau Lieoufchi und mein Sohn Tschunlang, der sieben Jahre alt ist. Seine Mutterin Tschangjanku ist aus Tantscheou gebürtig. — Hier in der Stadt wohnt eine Sängerin, Tschangjungo geheißen, mit welcher ich ein Verbandni unterhalte. Sie begt nur einen Wunsch, nämlich den, mich zu betrauten, und ich wünsche ebensal, sie als Frau zweiten Ranges beimzufuhren. Aber wie ist das anzufangen? Meine Frau Lieoufchi gibt es nicht zu. Ach, da bin ich schon vor ihrem Hause angekommen. (Er tritt hinein und spricht zu Tschangjungo.) Mädchen, sei nicht doe, daß ich seit einigen Tagen meine gewöhnlichen Besuche nicht gemacht habe.

Tschangjungo. Du bist wahrlich ein sonderbarer Mann. Wie? Ich willige endlich ein, nehme Dich als Gemahl und Du kommst nicht einmal, mich abzuholen!

Ljenho. Warte doch nur, bis ich einen glücklichen Tag, eine glückliche Stunde aufgefunden habe; dann werde ich kommen und Dich als Frau zweiten Ranges beimfuhren.

Tschangjungo. Wir haben grade die siebente Stunde, und der heutige Tag ist im Rauteuder als ein glücklicher bezeichnet. Komm, nimm mich heute sogleich mit!

Ljenho. Mädchen, erlaube wenigstens, daß ich zuvor nochmals nach Hause gehe, um diese Sache mit meiner Frau ersten Ranges abzumachen. Ich bin in einem Augenblick wieder hier und führe Dich heute noch als Frau zweiten Ranges in's Haus. (Er geht ab.)

Tschangjungo. Ich will ihn betrauten und sollte er auch nicht wollen! Heute noch will ich mein Zimmer in Ordnung bringen; heute noch will ich mein Bett herrichten; heute will ich noch in das Haus des Ljenho ziehen. (Sie geht ab.)

Vierter Austritt.

(Im Hause des Ljenho.)

Ljenho. Lieoufchi. Tschunlang. Lieoufchi (ihren Sohn an der Hand führend). Dieses Frauenzimmer heißt mit ihrem Familiennamen Kieu und ist die Gemahlin des Ljenho; dies ist mein siebenjähriger Sohn Tschunlang. Mein Mann, ein Leibhausbesitzer, unterhält eine Frau von ublem Rufe, die Tschangjungo, und vergißt manchen Tag nach Hause zu kommen. — Ich will doch einmal an die Thurschwelle gehen, um mich nach ihm umzusehen. Ich bin begierig, was er sagen wird, wenn er kommt.

Ljenho (allein). Ich bin einige Tage nicht zu Hause gewesen und jetzt will ich auch noch das Frauenzimmer betrauten. Wie das anfangen, ohne die Sache mit meiner Frau zu besprechen? Ich will nun hineingehen, um es ihr zu sagen. (Lieoufchi bemerkt.) Frau, hier bin ich! Lieoufchi. Ljenho, Du denkst täglich nur an Wein und Vergnügen, und vergißt ganz, was Deinem Hause frommt. Die lange willst Du Dich noch so schlecht anführen? (Sie singt.)

Vergebens war des treuen Weibes Bitte,
Dein Haus verlast Du für die schlechte Hütte;
Dem Muflanagan seit langer Zeit ergehen,
Willst heut in Saus und Braus Du immer leben;
Und die Geschäfte und die Sorgen
Verstarrst Du Dir auf morgen.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Wenn der Tag will scheiden,
Rehr' beim! Komm bei Zeiten!
Wenn die Wasserreue kriegt Neun,
Solltest Du zu Hause sein!

Ljenho. Weib, habe Nachsicht mit mir! Ich will Dir einmal die Wahrheit sagen! Es ist kein ander Mittel, das Frauenzimmer will es durchaus so haben, ich muß sie betrauten.

Lieoufchi. (Sie singt nach derselben Weise.)

So höre ich Dich immer sagen;
„Die Fehler sollst Du Weid ertragen!“
O soll' Dir, Gatte, einen starken Sinn,
Gedenk! Siengan der oherlichen Yin!
Er woll' in der Einsamkeit leben,
Der Wissenschaft allein ergeben.
Entsag' den schlechten Freuden dieser Welt
Gleichwie der Krieger, Kuangtscheou Feld.
Wie kann Dein Sohn ein Beispiel nehmen,
O Trunkenbold, Du sollst Dich schämen!
Run bringst Du noch die Her' in unfer Haus,
Mit Deinen Pflichten, Li, wie siehst es aus?

*) Im chinesischen Texte wird immer die Weise angedeutet, nach welcher gesungen wird.

Lijenbo. Hör' einmal auf, ich will sie nun einmal heiraten; sie will ich heiraten!
 Lieouschi. Wenn Du sie heiratest, so wird mich der Schmerz umbringen. O, ich bin so entrüthet über sie, daß ich ihre geschminkte Krone in die Gewässer des Flusses Miho, wo der Dichter Kiojuen sich erträunkte, schleudern könnte. Ich sehe es schon kommen. Ihre Leidenschaft für Dich wächst mit jedem Tage; es ist ihr einziges Bestreben, mich der rechtmäßigen Frau den zu berauben. (Sie singt nach der Weise: Jschulu)

Theurer, allerliebster Mann,
 Zieh hin, zieh zum Berge Uschon,
 Und nach altem heil'gem Brauch
 Zünd' den Göttern Weiberrauch.
 Doch geb'nt' des Manns im Heil,
 Der um Kaojang Land bestellt!
 Denk, dies Weid' hant nur auf Deute,
 Und Verderben schleicht zur Seite.
 Denk, sie bucht mit Jedem schlau,
 Und Du fährst sie heim als Frau!

(Sie singt nach der Weise: Die Ruft des Reiches.)

Was bringst Du mir die Wölfin in das Haus?
 O peitsch', o peitsch', Mann, sie doch hinaus!
 Es wird hier Streit und Zanf einlehren,
 Nichts wird der Herz' Du wehren!
 Du wirst Dein Zeit nur mit ihr theilen,
 Und mich wird Schmach und Schand' erillen.
 Was soll ich thun, wo winkt Gewinn?
 Nach ihr, nach ihr nur hebt der Manns' Sinn!
 Dich sehend darf ich nicht fern springen,
 Und Dir den Sohn entgegenbringen.
 Und will im Haus ich mich bewegen,
 Mit Schimpf wird sie Lieouschi belegen.

(Sie spricht:)

Sie und ich, wir werden im beständigen Kampfe leben.

(Sie singt:)

Jenbo, denk' doch, denk' doch an die Obre!
 Lijenbo. Frau, Du irrst; sie und ich, wir sind beide unfähig, so zu handeln.
 Lieouschi. (Sie singt:)

Niemand traute den Worten der Hetäre!
 Öffne Augen wird sie hintergeben,
 Nichts im Haus wird vor ihr sicher stehen.
 Neis' nicht dieses Weid'
 Mit verbrauchtem Leib!
 Sie erhebet ein Geschrei:
 „Nachbarn, herbei!“
 Glaubst Du nicht, sie gleicht dem Scorpione,
 Daß ein böser Dämon in ihr wohnt?
 Launenhaft will sie die Auen Lojang,
 Silber, Geld und alle Früchte Binjang.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Sieh, es wird die Schreckenszeit erscheinen,
 Dein Hab und Gut schwindet hin ohne Haß,
 Heber Trümmern stehst nicht Du weinen,
 Kraftlos wie ein blätterloser Ast.
 Gleich dem Schreiber der Dichtung wirst Du werden,
 Zitternd steht Lijenbo vor Gericht:
 Ein verlornen Mann bist Du auf Erden,
 Und der Himmel auch, der hört Dich nicht.
 Lijenbo. Aber Frau, Tschangjungo ist so hübsch, so bezaubernd! Lehre mich, sie nicht zu lieben, und ich will thun, was Du willst.
 Lieouschi (sie singt).

„Des Herdtes Blumen spiegeln sich im Bild,
 Wie die demalten Brauen fein gewunden!“
 Sieh, Du verfallst, o Wette, dem Geschick,
 Ein böser Geist hält fest Dich ringumwunden!
 Die Strun, wie die Blüth' Boujong voll und rund,
 Zerfchlägt Dir Haus und Hof und Gut in Scherben!
 Gib Acht, der lirtch- und rüthchrotte Mund,
 Er rüzt des Mannes Seele in's Verderben.
 Weg vom stürmenden Wind
 Sind die Blumen geschwind
 Und der duftende Hauch,
 Wie vergeht er in Rauch!

Lijenbo. Das ist ein alles Gerede. Ich bin fest entschlossen, ich will sie durchaus heiraten.
 Lieouschi. Nun, wenn Du diese Person durchaus heiraten willst, so heirathe sie nur.

Fünfter Auftritt.

Tschangjungo.

Tschangjungo. Ich bin Tschangjungo. Ich habe nun Alles angeordnet, um Lijenbo zu heiraten; ich will an die Thürschwelle gehen, um zu sehen, ob Niemand da ist. Es ist Niemand da, ei nun, so muß ich rufen. (Sie ruft.) Lijenbo! Lijenbo!

Lijenbo. Es ist Jemand vor der Thür, der mir ruft. (Er geht hinaus und sieht Tschangjungo.) Mätchen, Du bist schon gekommen?

Tschangjungo. Wahrlich, Deine Obren müssen mit einem Walle umgeben sein, daß Du mich, die ich schon lange vor der Thür schreie, nicht hörst! Ich bin gekommen, um Deinet Frau ersten Ranges meine Huldigung darzubringen, ich will ihr meine Achtung durch ein-, zwei-, drei- und viermalige Begrüßungen bezeigen. Aber die erste soll sie bloß ruhig annehmen, bei der zweiten soll sie sich erbeugen, die dritte und vierte muß sie mir erwidern. Hüte sie sich, so ist's aut, füge sie sich nicht, so verlasse ich auf der Stelle Dein Haus.

Lijenbo. Beile Dich doch nicht so sehr, ich will zuvor mit ihr sprechen. Warte unterdessen hier. (Er geht hinein und wendet sich zu Lieouschi.) Frau, Tschangjungo ist gekommen. Sie sagt, sie will Dir durch ein-, zwei-, drei- und viermalige Begrüßungen ihre Huldigung darbringen. Die erste sollst Du bloß ruhig annehmen, bei der zweiten sollst Du Dich erbeugen, die dritte und vierte müßt Du ihr erwidern. Versäume ja nicht, ihr die beiden letzten Grüße zu erwidern! Wenn Du diese Artigkeit nicht beachtest, so wird sie Dir einen Handel an den Hals werfen, und dies könnte eine böse Geschichte absehen!

Lieouschi. Nun wohl, ich will ihre Grüße erwidern.

Tschangjungo (tritt auf und spricht). Gnädige Frau, nehmen Sie Platz, um die Begrüßungen Ihrer Schwester zu empfangen! Lijenbo, dies ist die erste Begrüßung!

Lijenbo. Gut, ich sehe es!

Tschangjungo. Hier die zweite Begrüßung.

Lijenbo. Jetzt, Frau, wirst Du Dich erbeugen?

Tschangjungo (verneigt sich nochmals und spricht dann im Zorn). Welch ein Teufel von Nagel seßst sie an ihren Sitz! Warum erwidert sie meine Begrüßungen nicht?

Lijubo. O Weib! Den Frauenspiegel kennst Du nicht, weder die drei Pflichten der Unterthänigkeit, noch die vier Tugenden einer Gebirra. Ich, Dein Mann, habe ja so eben mit Dir darüber gesprochen; Du mußt Deinem Gebierrn gehorchen.

Lieou schi. (Sie singt nach der Weise Houtenghoo.)

Von der Nagd dem Schimpfe preisgegeben,
Und der Mann verkennt den Gatten Pflicht,
Soll Lieou schi so länger leben?
Nein, o Herz, nein, du erträgst es nicht!
Blinde Leidenschaft, hi, heißt Dich weizen
In der feilen, hochmüth'gen Person,
Und die Frau des ersten Ranges soll schweigen!
Ist dies meiner Teu' und Tugend Lohn?
Ihren Hochmuth kann ich nicht ertragen;
Schamerfüllt seh' ich zum Besten 'haus.
Sie wird lachend süße Worte sagen,
Sieh, da lauf ich eilends von dem Haus.
Beelen ihrer Theumen läßt sie fallen.
Mit dem Tuche streichen Dein Gesicht,
Zarte Schmeicheltreden wird sie lassen;
Das ertrag' ich nicht, ertrag' ich nicht!

(Sie singt nach einer andern Weise.)

„O Weib, bist nicht mehr hold,
Was willst Du von mir haben?“
Die neue Freundin heischt Gold,
Und Thee und Reis, sich zu laben!
(Sie spricht.)

Lijubo, ich kenne diese Freundinnen vollkommen.

Lijubo. Wer sind denn diese Freundinnen?

Lieou schi. (Sie singt.)

Es sind die schwächlichen Matronen,
Die falschen Töchter, feyn und schlau,
Die Frauen, die euch gleich belohnen
Und reichen Speis' und Trank.
Ich bin nicht von heut, bin auch nicht von gestern,
Ich hörte von solchen Brüdern, solchen Schwestern.

Lijubo. Welche Ziererei! Frau, Du nimmst Dir die Sache allzusehr zu Herzen! Hast denn Du Dir gar keine der Tugenden eigen gemacht, die einer Frau Deines Ranges geziemen?

Lieou schi (singt eine Arie, worin die falschen Reize und die listigen Künste der Zuhlerinnen geschildert werden).

Tschangjungo (zu Lieou schi). Höre einmal auf, mich dem Gespötte preiszugeben.

Lieou schi. (Sie singt.)

Was sagt Du angetrübter Tand?

Tschangjungo. Ich werde auf Dich los schlagen!

Lieou schi (singt).

Sieh, fühle! Das ist meine Hand!

(Sie schlägt sie.)

Tschangjungo (in Wuth). Lijubo, Du hast mich nicht um zu heirathen hieher geführt, sondern um mich todtschlagen zu lassen. Nun wehlan, ich erkläre es Dir nochmals: Lieb' Du sie, so schide mich fort; lieb' Du aber mich, so verheirathe sie. Es gibt hier keinen andern Ausweg; ich gebe sonst allbald nach Hause zurück.

Lijubo. Zwei Kinder hat mir diese Frau gebracht, einen Sohn und eine Tochter. Wie kannst Du verlangen, daß ich sie verheirathe?

Tschangjungo. Nun, Du sollst mir nicht und wehrst Dich zu ihr!

Lijubo. Ich sage Dir ja, zwei Kinder hat mir diese Frau gebracht, einen Sohn und eine Tochter. Wie kannst Du nur verlangen, daß ich sie verheirathe?

Tschangjungo. Ha, ha, Du sollst mir nicht und wehrst Dich zu ihr; schon gut, ich gebe aus dem Hause!

Lijubo. Verweisse! Verweisse! Verweisse! Lehre mich nur, wie ich so Etwas aus dem Munde bringen könnte. (Sie nähert sich seiner Frau.) Liebe Frau, meine Frau zweiten Ranges sagte so eben, wenn ich Dich liebe, soll ich sie nur zurückschicken; wenn ich aber sie liebe, so muß ich Dich durchaus verheirathen.

Lieou schi. Ach, wird mich der Horn nicht umbringen! (Sie wird ohnmächtig.)

Lijubo (ist bemüht, sie zu sich zu bringen). Frau, komme doch zu Hause!

Lieou schi. (Sie erwacht und singt.)

Wie ergreift mich plötzlich eine Wuth.
In der Rehle welche bitter' Schmerzen!
Es empört sich all' mein Blut,
Und den Stich fühl' ich im heißen Herzen!
Warum rufft Du mich nochmals zum Leben!
Himmel, kann ich denn das Kleid*) Dir geben?
Hät' der Sohn nicht Mutter mich genannt,
Wie' ich gelieben auf der Stelle,
Doch wegebens, es ist mir bekannt,
Sieh, es steht der Tod hier an der Schwelle,
Jetzt, zweite Tschuangte, kannst Du singen,
Lustig, lustig auf die Töpfe springen.
(Sie stirbt.)

Lijubo (laut weinend). O, meine Frau!

Tschangjungo. Lijubo, was reißt Du das Maul auf und schreist grad hinaus? Wenn sie noch lebt, so verheirathe sie; ist sie todt, nun so sorge dafür, daß man den Leichnam wegrägt.

Lijubo. Was spricht denn Du für Worte aus! Frau, Du bist todt. Ich eile nun auf diese Anhöhe, einen passenden Platz zu wäbten; ich lasse ein Grab graben und Holz schneiden, um einen Sarg zu machen. Ich befehle, daß man Lieou schi in die Erde verlenke. O Frau, Dein Tod bringt mich zur Verzweiflung. (Sie geht ob.)

Tschangjungo. Ha, das ist eine prächtige Wirkung meiner Gegenwart in diesem Hause! Raum sehe ich den Fuß hinein, so stirbt die Frau ersten Ranges vor meinen Augen! Jetzt will ich es mir begäglich machen und mich ganz der Freude hingeben! Dieser Lijubo hat mich geheiratet; er weiß aber nicht, daß im Innersten meines Herzens ich nicht die geringste Neigung für ihn bear. Ich glaube, Weipanzjen ist vor Kurzem zurückgekehrt, ich babe nach ihm geschickt, daß er komme. Ich muß ihm meine Pläne mittheilen.

Schöster Auftritt.

Tschangjungo. Weipanzjen.

Weipanzjen. Vor einem Monat babe ich in öffentlichen Geschäften eine Reise gemacht. Diese Tschangjungo ist doch eine schlechte Person! Sie hat vor meiner Rückkehr einen andern geheiratet, und jetzt läßt sie mich doch rufen.

*) Die der Frau ersten Ranges eigenthümliche Kleidung.

Ich will nur einmal sehen, was sie will, ich will in das Haus hineingehen, um zu sehen, ob jemand da ist.

Tschangjungo (sie geht hinaus und sieht Weinangjen). Wo! bist Du zurück?

Weinangjen. Ich wage es nicht, hineinzugehen! Ich fürchte den Anstand zu verlegen.

Tschangjungo. Was, das thut nichts.

Weinangjen. Du bist doch verheiratet. In welcher Absicht hast Du mich rufen lassen?

Tschangjungo. Ich habe mit Dir etwas zu reden.

Weinangjen. Was hast Du mir zu sagen?

Tschangjungo. (Sie nimmt ein Paket und gibt es ihm.) Obgleich ich die Frau eines andern Mannes bin, so habe ich doch nur Dich im Herzen. Hier ist ein Paket, welches eine bedeutende Summe Geldes enthält und mehrere andre Gegenstände von großem Werthe. Ich vertraue es Dir an! — Wehe nun alsbald an das Ufer des Flusses Lobo, nimm eine Barke und erwarte mich. Ich stecke das Haus in Brand und flüchte mit der Familie zum Flusse. Du ziehst das Kleid eines Schiffers an und ladest uns ein, Deine Barke zu besteigen. Sind wir ungefähr in der Mitte des Flusses, so wirfst Du Lijenbo in's Wasser und erdrosselst die Amme Tschangjanku und den Kleinen. Wenn nun diese Alle todt sind, wie glücklich werden wir nicht sein! Welche ewelichen Freuden werden wir nicht miteinander genießen!

Weinangjen. Wenn Du auch meine Gattin nicht wirfst, so bleibst Du doch meine Geliebte. Ich will nun alsbald an das Ufer des Flusses gehen und Dich dort erwarten. Komm nur morgen recht früh. (Er geht ab.)

Tschangjungo. Weinangjen ist nun fort. Ich habe keine Zeit zu verlieren, das Haus anzuzünden. Ich will in diesem hintern Zimmer das Feuer anlegen.

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lijenbo. Tschangjungo.

Lijenbo (in der größten Bestürzung dabekommend). Welch' schreckliche Feuersbrunst! Tschangjungo! Was wird aus und werden? Mein Haus ist die Beute der Flammen; mein Gold, mein Silber, mein Papiergeld,*) Alles ist verloren. (Er sieht hin.) Und noch nimmt das Feuer zu! Schon bedrohen die Flammen das Regierungegebäude, und ich weiß nicht, wo die Amme Tschangjanku, ich weiß nicht, wo mein Sohn Tschunlang ist! (Er ruft.) Sanku, Sanku!

Tschangjanku (kommt erschrocken herbeigelaufen und trägt das Kind auf ihrem Rücken). Ich laufe auf und davon! auf und davon! auf und davon! Nicht genug, daß ich meine Gebeterin verloren habe, so wird auch unser Haus die Beute der Flammen! Aber wie schmerzlich ist es nicht, dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Ich

muß nun in die Wälder dringen und die Gewässer der Thäler durchwatzen. Der Regen fällt mit Gewalt darnieder, der Sturmwind anfängt mir den Kopf; das Wasser, von allen Seiten niederströmend, durchnäßt mir die Kleider und bei jedem Schritte versinken meine Füße in den Roth! Ach, der Berg, den ich vor mir sehe, scheint unermeßlich, und die Trauerweiden zu den beiden Seiten des Weges sind schon von den Abendshatten eingehüllt. O mein Herz, warum brichst du nicht!

(Sie singt.)

Wie schnell sich die Wolken bewegen,

Dahin ist der einzige Regen.

(Sie spricht.)

Wehe! Wehe!

(Sie singt.)

Ich bin auf dem Weg ein flackernd Licht.

Das verliert ein leiser, schwacher Hauch!

Ah erschlägt der Sturm mit das Gesicht.

Ich verliere aller Sinne Brauch.

Fürchterliche Angst wühlt mir im Herzen.

Wee noch süßte solche bittere Schmerzen!

Lijenbo. Sanku, komm schnell hierher, komm doch zu mir!

Tschangjungo. Und ich, ich bin von jeder an Glück und Wohlleben gewöhnt, wie werthe ich solche Mühseligkeiten ertragen können?

Tschangjanku. (Sie singt.)

Entfern' ich mich vom Vaterland.

So will das Herz mir brechen

Und sie, „mit Mangel sei sie nicht bekannt.“

Das magt die Glieder noch zu strecken.

Mit dem bösen Mund hat sie den Mann bezogen

Und wie ein Dämon das ganze Haus angezogen.

Tschangjungo. Ich bin niemals im Finstern gewandelt. Wie könnte ich nun so vielen auf einmal hereinbrechenden Uebeln widerstehen?

Tschangjanku (zu Tschangjungo sich wendend). Du sagst, Du seist niemals im Finstern gewandelt?

(Sie singt.)

Nie wach mit Scham bedeckt Dein Gesicht,

Der Finsterniß bedeckt Du wohl nicht.

(Sie spricht.)

Du hast Deinen Namen öffentlich bekannt machen und anschlagen lassen. Du hast in einem Frauenhause gelebt. Du hast alle Mittel Deiner Junge angewendet, um Himmel und Erde zu beschwören; Du hast Dich auf Deine Tugend gelegt und den Leuten dazu gelauscht!

(Sie singt.)

Der Polizei in dunkler Mitternacht,

Die Reue hast Du all' ihr dargebracht.

Tschangjungo (außer sich vor Wuth). Unverschämte! Du wagst es, mir solche Beleidigungen in's Gesicht zu sagen?

Lijenbo. Sanku, verschone sie mit Deinen Vorwürfen. Wozu soll das gut sein, sie mit Schimpfworten zu vernichten?

Tschangjanku (zu Tschangjungo).

Toll's Zeug gebt Dir im Kopf herum.

Jorn und Lebenslast machen Dich dumm,

Deiner eignen Augen Flammen.

Nicht ein Feind wies Dich verdammten.

Tschangjungo. Wie? Hörst Du nicht? Kannst Du es dulden, daß diese elende Alte solche Schwachreden gegen mich ausläßt?

*) Zu den Zeiten der Mongolen-Dynastie in China, wo dieses Stück geschrieben wurde, hatte die Regierung große Summen Papiergeld ausgegeben.

Lienho. Sanku, willst Du schweigen!
Tschangjunks (singt neuerdings eine Arie
voller Schwachreden gegen Tschangjungo).

Lienho. Frau, ich bin die ganze Nacht
gelaufen, ich muß ein wenig ausruben.

Tschangjungo. Wie Du gesagt hast, so
geschehe es, mein Lienho; befehle doch auch
Deiner Sanku, mir dieses wollene Kleid zu
trocknen.

Lienho (ruft der Sanku). Sanku, nimm das
Kleid und trockne es.

Tschangjunks. Wogu dies? In der trau-
rigen Lage, in welcher wir uns jetzt befinden,
kann sie es wohl so angehen, wie es ist.

Lienho. Sanku, ich befehle Dir, dieses
Kleid zu trocknen. Willst Du auch mir nicht
gehören?

Tschangjungo (in zornigem Tone). Ruch-
lose Aerie, die Du bist! Ich sage Dir, Du
solst alsbald mein wollen Kleid trocknen. Willst
Du mir nicht gehorchen?

Tschangjunks. (Sie singt.)
Es regnet und sie nimmt den Mann in's Haus,
Hier krant sie ihre ganze Schönheit aus.
Sieh nur die schwarzen Wolken, die sich theilen,
Der Regen fällt nicht mehr! Der Himmel weiß,
Auf was sie kumt! O laß von dannen und eilen,
Und bitteln wir um eine Tasse Reis!

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Warum Kleider trocknen für dies schandvoll Weib?
Blie, soll' nieder und geschmettert ihren Leid?

Tschangjungo. Grende Creatur! Ich werde
Dich todtschlagen. (Sie schlägt auf Tschangjunks los)

Tschangjunks (singt nach derselben Weise.)
Ich seh' die Falten auf der düstern Stirne,
Und in den Augen den erstarrten Blick;
Mit ihren Nägeln packt mich diese Dirne,
O Sanku, weiche, weiche nur zurück.
So sei', den Streit und Kampf sollst auf du geben
für Gatt' und Gattin, für ein schmerzvoll Leben!

Lienho. Nun, da sind wir am Ufer des
Flusses Lobo. Ich weiß nicht, ob das Wasser
sicht ist oder tief. Wie werden wir wohl über
den Fluß kommen?

Tschangjungo (indem sie Lienho vorwärts stößt).
Ich glaube, an dieser Stelle ist das Wasser seicht.
Lienho (erschrocken zurückweichend). Sie hätte
mich beinahe in den Strom geworfen!

Tschangjunks. Zu Hüfte, zu Hüfte!

(Sie singt nach der Weise Jatschuen.)

Ah, wie weh' ich all' das Leid ertragen,
An dem Ufer wandl' ich hin und her;
Sieh die wilden Wellen, wie sie schlagen,
Und der Strom verwandelt sich zum Meer.
Sollte wohl den Augen es nicht glücken,
Einen Kahn und Fährmann zu erblicken?

Tschangjungo (versucht, Lienho hinunterzu-
stoßen, Tschangjunks hält ihn noch zurück).

Lienho. Ich bin verloren, ich bin verloren!
Sanku, halte mich doch!

Tschangjunks. Ich kann Euch nicht ertrecken.
(Sie singt.)

Wie scharf bläß nicht der Wind,
Ich fühl' Angst für das Kind,
Und für Juen und Jang*)

Ich im Herzen mir bang.

Und so will ich allein

Die Dankbare hier sein.

Sieh das schändliche Weib,

Sie ergreift Euch beim Leid

Und sie weist Euch hinab,

hin in's wüsthige Grab.

Es ist der Strom so tief und breit,

Durchmatend kommen wir nicht weit;

Und seh' ich mir das Aug' aus dem Gesicht,

Ah! einen Kahn und Fährmann schau ich nicht.

Tschangjungo. Wie? Siehst Du nicht,
daß er betrunken ist? Ist das meine Schuld,
wenn er einen Fehltritt gethan hat? Du sagst,
ich habe ihn in das Wasser geworfen? Weich'
eine Lüge! Bleibe solltest Du Dir Deine Junge
abbeißen, als folsche Lügen auszuweichen.

Tschangjunks. (Sie singt.)

Um die Kleider so zu negen,

Mußt' Jenho sich tüchtig legen.

Lienho. An dieser Stelle ist das Wasser
seicht; wir wollen versuchen, hier über den Fluß
zu sehen.

Tschangjunks. (Sie singt.)

Ich kann es immer unterseiden,

Doch laß, o laß den Fluß und meiden.

Weipangjen (als Schiffer gekleidet kommt herbei
und spricht). Mein Herr, meine Damen, ich bin
hier der Fährmann; schnell befehle mein Schiff.

Tschangjungo (gibt Weipangjen ein Zeichen
des Einverständnisses).

Tschangjunks (zu Lienho). Herr, hütet
Euch, dieses Schiff zu besteigen. Ich sehe aus
den verstorbenen Blicken der Dirne, daß sie mit
diesem Sohne Han's*) einverstanden ist, und zu
vernalichten. (Sie hält Lienho zurück.)

Lienho. Laß mich, laß mich los! Was
haben wir denn zu fürchten? Glaubst Du wohl,
daß ich mich nicht verteidigen kann, wenn ich
im Schiffe bin?

Weipangjen (weist Lienho in den Fluß,
Tschangjunks hält ihn beim Arme und er sucht sie
zu erstossen).

Ein Schiffer (läuft hinzu, um ihr zu helfen).
Haltet den Schurken, es ist ein Mörder!

Tschangjunks (den Schiffer fest ergreifend).
Das ist ein Räuber, ein Mörder! (Weipangjen
und Tschangjungo ergreifen die Flucht.)

Der Schiffer. Ah, das ist grausam!
Frau, ich bin unschuldig an Eurem Unglück.
Dieser Schiffer wollte Euch erorden. In dem
Augenblick, wo ich kam, Euch beizuküthen, er-
griff er die Flucht. Irrt Euch nur nicht, gute
Frau, ich bin kein Mörder.

(Sie singt nach der Weise: Sohn des Wassergriffes.)

Tschangjunks. Ich ward bestürzt, ich habe
diese Sublerin, diese schändliche Dirne nicht
mehr erkannt und in der Berwirrung eine andre
Person geschlagen. Wird es mir möglich sein,
mich von Tschunlang zu trennen? Dies arme
Kind, soll es mich nicht mehr am Rock und an
den Armen zupfen, soll es nicht mehr mit
meinen Haarflechten spielen!

Der zweite Schiffer. Frau, glaubt mir

*) Die Vögel Juen und Jang sind das Symbol
epischer Liebe und Treue.

*) Hanste, Sohn Han's, eine gewöhnliche Be-
nennung für Chinesen, namentlich in der Poesie. Es
ist hier die Dynastie Han gemeint.

nun, ich bin herbeigezogen, um Euch aus der Gefangenschaft zu befreien!

Tschangsanfu. (Sie singt.)

Seh' ich nicht einen des Dorfes Sohne!
Horch, sind das nicht meiner Heimath Töne?
Legt euch, Jörn und herder Schmerz, zur Ruh',
Bruder, ziehn wir nach Hantichrou!

Zweiter Austritt.

Dieselben. Juenjen.

Juenjen. Ich bin Juenjen, aus dem Lande der Klutshi.*) Ich bin Beiebihaber über tausend Familien. Amlschäfte haben mich gerade in dem Augenblick an die Ufer des Flusses Lobo geführt, wo mehrere Personen einen betäubenden Lärm machten. Ich sehe einen Schiffer. He! Schiffer, was bedeutete dieser Lärm? Was war das für ein Geschrei?

Der Schiffer. Ihr wißt also nicht, Herr, daß ein Mann die Frau, die Ihr hier seht, so eben angepöckelt hatte; er war im Begriff, sie zu erdroffen. Da eilt' ich (glücklicherweise war ich gerade am Ufer) herbei, ihr das Leben zu retten. Ich glaube, dieses Kind ist ihr Sohn.

Juenjen. Wollte sie wohl mir dieses Kind verkaufen? Ich wäre bereit, das Kleine zu kaufen. Frag' sie doch deshalb.

Der Schiffer (sich an Tschangsanfu wendend). Frau, Frau! Der Beamte, dem ich so eben begegnete, möchte dieses Kind gerne kaufen. Ich trage Euch nun, ob Ihr die Absicht habt, es zu verkaufen?

Tschangsanfu (nach einigen Augenblicken des Nachdenkens). Ich weiß in dem Augenblick weder Weg noch Steg, und ich fürchte sehr, das arme Kind stirbt mir vor Hunger. Es ist deshalb besser, ich verkaufe es. Schiffer, sagt doch dem Beamten, sein Wunsch kann in Erfüllung gehen.

Juenjen. Frau, aus welchem Lande bist Du? Wie heißt Dein Familienname, Dein Eigennamen? Sage mir, in welchem Jahre, in welchem Monat und an welchem Tage ist dieses Kind geboren. Sprich, ich höre Dir zu.

Tschangsanfu. Ich komme aus Tschangnan; ich wohnte im Westen des Gerichtshofes. Mein Name ist Tschangsanfu; Ich bin bloß die Amme dieses Kindes, das jetzt sieben Jahre alt ist, dessen Vater Ejenbo war. Das Kind selbst heißt mit seinem eigenen Namen Tschunlang, und hat ein rothes Muttermal auf der Brust. Juenjen. Wie viel verlangt Du dafür?

Tschangsanfu. Herr, gebt mir, was Euch gefällig ist.

Juenjen. Ich gebe Dir eine Unze Silber. (Der Diener gibt Tschangsanfu das Geld.)

Tschangsanfu (zu Juenjen). Herr, ich danke Euch. — Ich möchte jetzt Jemanden haben, der den Verkaufscontract aufsetzen könnte.

Tschangsanfu (tritt auf und spricht). Der Alte, der hier erscheint, heißt Tschangpietu. Mein Gewerbe ist das eines Sängers, und damit erudire ich mich. Als ich an das Ufer hieher kam, bemerkte ich viele Personen, die lärmend untereinander litten. Ich weiß nicht, zu welchem Endzweck. Ich will doch einmal ein wenig zusehen!

Der Schiffer (den Greis bemerkend). He! Alter! Könnst Ihr schreiben? Es ist hier eine Frau, die ein Kind verkauft hat; wir sündet Alle Niemand, der den Verkaufscontract aufsetzen könnte. Wenn Ihr schreiben könnt, so wird man Euch dieses Geschäft anvertrauen.

Tschangpietu. Ich kann schreiben und will gerne den Contract für diese Frau niederschreiben. Juenjen. Gut, sehr gut; so setzt nun den Contract auf.

Tschangpietu (zu Tschangsanfu). Frau, wollt Ihr dieses kleine Kind verkaufen? Gebt Eure Erklärung ab.

Tschangsanfu. Wir stammen aus der Stadt Tschangnan und wohnen im Westen des Gerichtshofes. Der Vater heißt Ejenbo, die Amme Tschangsanfu. Der Kleine ist sieben Jahre alt und hat ein rothes Muttermal auf der Brust. Ich, Sanfu, erkläre hiemit, das Kind an den Beiebihaber von tausend Familien verkauft zu haben. Damit nun dieser Kauf in der Folge nicht angekränzt werden möchte, habe ich den Contract niederschreiben lassen.

Tschangpietu. Ich habe Euch vollkommen verstanden. Der Contract ist ganz nach Wunsch ausgefertigt. „Ausgeführt von Tschangsanfu, niedergeschrieben von Tschangpietu.“ (Er übergibt Juenjen den Contract.)

Juenjen. Der Contract ist in klaren und deutlichen Worten abgefaßt. Seht nun Euer Siegel darunter! Frau, nachdem Du mir das Kind verkauft hast, wo gehst Du denn Du künftig zu leben?

Tschangsanfu. Ich habe keinen Aufenthaltsort mehr auf Erden.

Tschangpietu. Da Du doch nicht weißt, wobu Du Deine Schritte lenken sollst, so höre mich an. Ich habe keine Frau, keine Kinder. Ich werde Dich ernähren. Ist es Dir recht, wenn ich Dich als Tochter annehme? Was sagst Du dazu?

Tschangsanfu. Ich folge Dir, Alter, sehr gerne.

Juenjen (zu Tschangsanfu). Es ist das Beste, was Du thun kannst.

Tschangsanfu (nimmt das Kind nochmals und spricht). Tschunlang, höre meine letzten Worte.

(Sie singt.)

Hat Tschangsanfu Dich nicht treu geliebt,

Wie die Mutter zärtlich Dich behegt. —

Liebes Kind, ich frage Dich?

Und für Dich, die elternte Waise,

Nicht ertragen diese schwere Pein, —

Liebes Kind, ich frage Dich?

Ah! Dein Vater starb an dieser Stelle,

Und die Freundin süßte die besten Schmerzen;

Wie auch folgt der Zeiten Well' auf Well',

Die Erinnerung bewahr' im Herzen!

Wenn die Sonne das vollendet ihren Lauf,

Wenn im Osten neues Glanzes sie geht auf,

Liebes Kind, erinne' Dich!

Nach dem Haus im Westen! Dich zu wenden.

*) Die hienersischen Buddhisten wenden sich beim Gebet gen Westen; denn in Indien ward Buddha Schakiamuni geboren und hier sollen auch alle künftigen Buddha's erscheinen.

*) Die Klutshi gehören zum tungusischen Volke.

Und den Ranen Goldpapier*) zu spenden,
 Viehes Kint, erinne Dich!
 Weinopfer den Geistern darzubringen,
 Für ihre Heit alle Gebet' zu singen,
 Viehes Kint, erinne Dich!

(Sie geht ab mit dem Alten.)

Zuenjen. Jetzt, da dieser Alte die Amme
 mit sich fortgeführt hat, will ich auch das Kind
 nehmen, es ja mir auf's Pferd setzen und nach
 Hause zurückföhren. (Er geht ab.)

Der Schiffer (weinend). Das ist in der
 That schrecklich. Die Frau, welche auf dem
 Punkte war, von einem Schurken erdroffelt zu
 werden und die ich gerettet habe, ist in die
 Nothwendigkeit versezt, ihr Kind an diesen Be-
 amten zu verkaufen, und dieser Beamte nimmt
 das Kind mit sich fort. Gibt es denn eine
 traurigere, bezügerlicherere Lage! Wer könnte
 sich wohl bei solch' einer Begebenheit der Thrä-
 nen enthalten? Aber bedenke ich's recht, was
 gebt's denn mich an?

(Er spricht die Verse.)

Reinetwegen, sie verkauft das Kind,
 Und der Andre nehm' als Tochter sie an;
 Trost nicht auch der Schiffe jeglichem Bind,
 Schwimmend in dem teichien, schwankenden Kahn!
 (Ende des zweiten Aufzuges.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zuenjen krank einbegehend, ihm folgt

Tschunlang.

Zuenjen. Ich bin Befehlshaber über tau-
 send Familien.**) Seitdem ich am Ufer des
 Flusses Kobo den Knaben Tschunlang gekauft
 habe, ach! wie sind die Tage und Monate weils-
 schnell dahinvergangen. Jetzt sind es wohl drei-
 zehn Jahre. Das Kind war mit seltenem Geiste
 und den glücklichsten Anlagen begabt. Der Junge
 ist jetzt ein trefflicher Reiter und weiß mit gro-
 ßer Fertigkeit den Bogen zu handhaben. Ich
 will ihm meine Stelle abtreten, denn ich bin
 nun alt und schwach. Meine Krankheit ist un-
 heilbar und man wird mich doch in Kurzem
 nicht mehr unter den Lebenden finden. Ich will
 sein wenigen Augenblicke, die mir noch gegönnt
 sein mögen, nützen, um Tschunlang über seine
 Herkunft aufzuklären. Wenn ich es heute nicht
 thue, wer weiß, in welcher andern Welt des
 Daseins ich es ihm entdecken könnte, daß ich
 weder männliche noch weibliche Nachkommen
 habe. (Er ruft.) Mein Sohn Tschunlang, komm
 her, ich muß mit Dir sprechen.

Tschunlang. Mein Vater, wels' Leiden
 wollen Sie Ihrem Sohne ertheilen? Befürchten
 Sie vielleicht etwas?

Zuenjen. Höre! Du bist nicht wie ich, ein
 Mann der Klugheit! Dein Vater war aus Tschang-

ngan; sein Familienname war Li, sein Eigen-
 name Jenbo. Deine Amme Tschangsanfu hat
 Dich mir verkauft. Ich nahm Dich als Sohn
 an; Du warst damals sieben Jahr alt. Ich
 habe Dich bis zum heutigen Tage mit aller
 Fürsichtigkeit eines Vaters erzogen, und nun, da
 Du in dem Alter bist, um die männliche Mühe
 aufzusehen, da Du Talente, Kenntnisse und
 Kraft hast, so möchte ich, daß Du meine
 Stelle erbst. Mein Sohn! Mein Sohn! So
 lange Du lebst, vergesse die Wohlthaten nicht,
 mit denen ich Dich überhäufte.

Tschunlang (die Augen voller Thränen). Wenn
 Sie mir dies nicht ersagt hätten, wie hätte ich
 dies auf eine andre Weise erfahren können?

Zuenjen. Ich will Dir einen Beweis in
 Händen geben, der Alles deutlich machen wird.
 Hier ist der Verkaufcontract! Nimm ihn hin!
 Sohn! wenn ich geborden bin, suche Deinen
 Vater auf, und verfolge die Räuber, die ihm
 Alles nahmen, was er besaß.

Tschunlang. Ich werde gehorchen.

Zuenjen. Meine Kräfte schwächen immer
 mehr, unterstütze mich, ich will in das hintere
 Zimmer gehen.

Tschunlang (reicht ihm den Arm) Mein
 Vater, ermuntern Sie sich doch!

Zuenjen. Das Leben verläßt mich, und mit
 ihm verliere ich meine Sinnabme und meine
 Stelle. Das ist nun einmal die unvermeidliche
 Folge von Ursache und Wirkung! Der Mensch
 soll sein Unglück ertragen, nicht über die Be-
 schlüsse des Himmels murren. Tschunlang, meine
 letzte Stunde ist gekommen. Wir sehen uns
 nicht mehr in dieser Welt. Mein Sohn, die
 Sinne schwänden! Ich kenne Dich nicht mehr.
 (Er stirbt.)

Tschunlang (indem er tiefe Seufzer ausstößt).
 Mein Vater ist nun gestorben! Ich will auf
 dieser Anhöhe einen Ort aussuchen, um ein Grab
 zu graben; ich will das Holz für den Sarg zu-
 bereiten, und meinem Vater die letzten Ehren
 erweisen. O mein Vater! Ich wage nicht, die
 Gefühlsnahe Deines letzten Willens auch nur einen
 Augenblick zu verschweigen. Ich will mich mit
 Hülfszeit versehen und sogleich meinen Vater
 aufsuchen. (Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Lijenbo allein.

Lijenbo. Wer nicht folgt dem guten Rath,
 den überschleicht die böse That. Dieser hier ist
 Lijenbo. Hätte ich wohl hoffen können, daß
 nachdem dieses schätliche Weibsbild und ihr
 ehebrecherischer Liebhaber mich in den Kobo ge-
 worfen hatten, ich ein Brett erwischen werde,
 welches der Strom einbringt? Vermittelt dieses
 schwimmende Holzstüd bin ich nun dem Ufer
 entgangen und habe das Ufer erreicht. Seit
 diesem Ereigniß sind nun bald, dreizehn Jahre
 verfloßen. Ich weiß nicht, was aus meinem
 Sohne Tschunlang und seiner Amme Tschang-
 sanfu geworden ist. Ich habe all' mein Ver-
 mögen durch die schreckliche Feuersdrumst ver-
 loren.**) Aller Hüfsquellen entblößt, weide

*) Das Verbrennen des Gold- und Silberpapiers,
 um den Geistern jenseits Zerhung zu senden, ist unter
 der Regierung Huenstong (712 — 756) des Tang-
 Dynastie aufgekommnen. Die Sitte hat sich über au-
 ßer Völler des sinesischen Culturkreises verbreitet.

**) Es gibt Beamte über zehn, hundert tau-
 send und zehntausend Familien. Die Decimals-
 theilung ist eine gewöhnliche im Reiche der Mitte.

*) Durch Brand und Ueberschwemmungen werden
 in China die erischten Leute nicht selten zu Bettlern
 gemacht. Wie haben ein anderes Beispiel dieser Art

ich nun die Heerde einer reichen Familie, wofür ich die Kost erhalte. Sieh, da bin ich ja auf der Landstraße. (Er spricht laut.) Oh! Ich will die Kinder in diese Schlucht treiben, mich in den Schatten dieser Weiden setzen, und dann zusehen, ob Jemand vorübergeht.

Dritter Auftritt.

Lijenbo und Tschangsanfu.

Tschangsanfu (kommt und legt auf ihrem Rücken einen Satz mit einer Leiche). Welch' eine unglückliche Person bin ich nicht! Seit dem Vorfalle beim Lebo sind wohl dreißig Jahre verfloßen und ich weiß nicht, was aus dem Kinde geworden ist! Ich für meinen Theil folgte dem Musikanten Tschangpietu. Durch den Unterricht dieses Alten bin ich eine vollkommene Sängerin geworden, und bin jetzt im Staude mich zu ernähren. Als der Alte sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu mir: Sanku, bewahre treu das Andenken an meine Wohlthaten und bringe meine Weibchen nach Honantu, bei dem Flüsse Lojana. Und so trage ich nun die Weibchen des Alten schon mehrere Tage auf der Reise, und glaube bald an Ort und Stelle zu sein. — (Sie singt.)

Wie Klammern fühl' ich's an den Sohlen,
Und Hunger wie die Lippen schneidet;
Ich glaub' ich geh' auf heißen Kohlen,
Ich bin nochmals am Lo gestellt.
Da ist der Mann mit dem erstickten Blick,
Da ist von Hanf der süchtelnde Strid

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Der Wind bewegt die Ulmen und die Weiden,
Zerkreut die Aik' vom goldenen Papiergeld.
Ich seh' die Geister all' vorüberstreiten,
Der hohen Weisen aus der alten Welt.
Weh! Weh! Nicht mehr nach altem heil'gem Brauch,
Genießt in Tempeln ihr den Weihrauch.
Die Bohheit seh' ich auf zum Himmel ragen,
Sie stoßet mit Gewalt zur Auk' heraus;
Die Bilder hat die Habucht euch zerklagen,
Den Schmutz im alten Gotteshaus
Nicht Ruhm und Weisheit, Geld ist es und Gut,
Nach welchen Strebt der Menschen heißes Blut.

(Er spricht.)

Sieh! Die Strafe theilt sich hier in drei Weig; ich weiß nicht, welchen ich wählen soll. Ich will doch Jemand fragen! (Sie bemerkt Lijenbo.) Darf ich Euch fragen, Bruder, führt wohl diese Strafe nach Honantu?

Lijenbo. Ganz gerade.

Tschangsanfu. Welchen von den drei Wegen soll ich gehen?

Lijenbo. Gehet den mittleren, der führt zum Heile.

Tschangsanfu. Ihr gebt mir das Leben, Bruder.

Lijenbo (erkennt sie und eust ihr im bewegten Tone.) Sanku!

Tschangsanfu (umthebend). Wer ruft mir? (Sie hört dreimal ihren Namen eufen.)

Lijenbo. Wenn Du Sanku bist, so rufe ich Dich.

in dem Drama: „Das wiedergefundene Kleid“ überklieben. Solche verunglückte Neme erhalten eine Art Pottlerpatent.

Tschangsanfu. Wer bist denn Du?

Lijenbo. Ich bin Lijenbo.

Tschangsanfu (voller Verwunderung und Zucht). Ein Gespenst! Ein Gespenst!

(Sie singt zwei Arien.)

Lijenbo. Sanku, ich bin kein Gespenst, ich bin ein Mensch.

Tschangsanfu. Nun, wenn Du wirklich ein Mensch bist, so wirst Du mir, wenn ich Dich rufe, mit lauter Stimme antworten; bist Du aber ein Gespenst, so wirst Du mit dohler Stimme antworten. (Sie ruft dreimal) Bruder Lijenbo.

(Lijenbo antwortet mit dohler Stimme.)

Tschangsanfu. Ein Gespenst!

Lijenbo. Ich hab' Dich bloß erschreckt wollen. (Sie erkennen sich, weinen und schluchzen.)

Lijenbo. Sanku, was ist aus meinem Sohne Tschuanjan geworden?

Tschangsanfu. Da ich ihn nicht ernähren konnte, habe ich ihn verkauft.

Lijenbo (wie schmerzhaft). Wie? Du hast ihn also wirklich verkauft? Du weißt also nicht, ob er noch lebt oder todt ist? Ach! Ich verzage vor Schmerz! Aber welches Gewerbe treibst Du denn jetzt? Ich sehe, Du trägst neue, ja sogar prachtvolle Kleider; das Ganze hat keineswegs das Gepräge der Armuth, sprich!

Tschangsanfu. Ich verdiene mir mein Brot als Sängerin.

Lijenbo (mit erzürnter Stimme). Du wirst mich vor Zorn umbringen! Ach! was war ich sonst für ein Mann! Ich besaß Rang und Vermögen. Wem war der Name Lijenbo nicht bekannt? Und Du treibst jetzt das Gewerbe einer Sängerin? Sollte mich das nicht umbringen! Ach Sanku, Du hast meinen guten Namen zu Grunde gerichtet.

Tschangsanfu. Höre auf, so zu jammern! Aindere Du, daß Dich die Schande wegen meiner umbringt, so frage ich jetzt, welches Geschäft Du treibst, Bruder?

Lijenbo. Ich hätte die Heerden einer Familie. Das ist kein solches verachtetes Gewerbe, wie das einer Sängerin.

Tschangsanfu. (Sie singt nach der Weise: Der zwölfte Mond.)

O sprich nur: „Dein Gewerbe ist geringe,

Tschangsanfu, Dein Gewerbe' ist schlecht.“ —

Bedenk', daß jetzt aus Lieb' ich singe. —

Der Ruhm entzückt, ich sing' nicht leicht.

Es lebet' zuerst mich Noth das Gewerbe treiben,
Und nun erstreut es mich, dabei zu bleiben.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Du sagst, daß ich Dein Haus entsehe,

Die Admen aus der alten Zeit;

Weil ich mit Singen mich ernähre, —

Es thut mir selbst im Herzen leid.

Ich schäm' mich vor dem Mann so ansehnlich,

Der ehemals so groß und reich gewesen.

(Sie singt nach einer dritten Weise.)

Nicht wahr, um Deinem Breten zu gesellen,

Bebauet Du die Heiter zu Lojana!

Ich liebe Menschen zu demalten Hellen,

Mit der Guitar' begleitend den Gesang.

Du lebst vergessen in dem Dese allein,

Weil ich bedäglich ist' am reichen Auk',

Und schlurf' der Mandel duftenden Wein.

Im glänzenden Jadesaal. *)

Du ahm' nur nach dem großen Himmelsbirten,
Der wandert auf und ab im weiten Raum;
Schnell nimmst du mit Weis und Stachel Dich umgürten,
Und schütteln ab die Blut' vom Furichbaum. **)

(Sie spricht.)

Bruder, wenn Du mich nach Honaniu bes-
gleiten willst, so verspricht Dir die Sängerin,
Dich bis ins höchste Alter zu ernähren. Wie
gefällt Dir das?

Lijenho. Ja, ja ja. Ich entsage meinem
Geschäfte und folge Dir für immer.
Tschang sanku. In diesem Falle kehre zu
Deinem Herrn zurück und verabschiede Dich.

Lijenho (geht zum Meisterhof). Herr, ich habe
eine Verwandte gefunden, und kehre mit ihr zur
Familie zurück. Hier uberege ich Euch die mir
anvertrauten Rinder und Schafe; es fehlt kein
einziges Stück.

Tschang sanku (zu Lijenho). Jetzt kommt
und folget mir.

(Sie singt nach der Weise Niju.)

Sieh! das Schicksal dich und finden,
Wie den Bringen und die Amme;
Dichsel Himmelshaus muß schwinden,
Von der Kraft der lichten Flamme.

Schnsucht ist beiden gestift,
Steinbock und der Keier;
Alle Wünsche sind erfüllt,
Hier sind Braut und Breter.

Mit Kreiseln
zieht Tschang sanku hin,

Die gemeine Sängerin wird eilen,
Zu dem Inlet, wo die Götter weisen?

(Sie gehen zusammen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Austritt.

Ein Gastwirt.

(Er spricht zuerst einige Verse.)

Der Wirth. Ich bin der Wirth dieses Gast-
hofes. In meinem Hause leben die Beamten
ein. — Ich will doch an die Thür gehen und
sehen, ob keine Reisende kommen.

Zweiter Austritt.

Der Wirth und Tschunlang.

Tschunlang (in seiner Umkleidung herein-
tretend, von mehreren Personen seines Gefolges um-
geben). Ich bin Tschunlang. Mein Pflegerater
ist gestorben, und ich habe ihn begraben. Seit
dieser Zeit ziehe ich unaussorlich herum, in der
Verfennung. Die Schurken einzufangen, welche
meinen Vater all' seiner Habe beraubt haben.
Wald werde ich in Honaniu sein. — He, Du
Knecht, nimm mein Pferd! Wirth, hast Du ein
hubisches und bezugenes Zimmer? Ich wünsche
die Nacht bei Dir anzubringen.

Der Wirth. Ja, ja ja! Ich habe ein sehr
schönes Gemach, wo Eure Excellenz gut ruhen
können.

*) Die Chinesen brauchen das Wort Ju oder
Jade, um Alles, was schon, losbar oder selten ist, zu
bezeichnen. Zu hat in ihrer Sprache dieselbe Be-
deutung, wie bei und göttlich, himmlisch.

**) Mythologische Anspielungen.

Tschunlang. Gibt es hier keine Musikanten?
Ich meine Leute muntern, lustigen Sinnes, in
deren Nabe Vergangenheit und Heiterkeit wohnen.
Lade sie zu mir ein, ich werde sie gut bezahlen.
Der Wirth. Wir haben hier keine Musi-
kanten. Nur ein Bruder und eine Schwester
leben hier, welche das Sangergewerbe betreiben.
Wenn Eure Excellenz es wünschen, so will ich
sie kommen lassen.

Tschunlang. Wenn sie nur eine Sängerin
ist; dann ist es schon recht, laß sie kommen!

Der Wirth. Ich gehorche, ich werde fort-
gehen und die Sängerin holen. Sie wohnt in
der Nabe. (Er geht ab.)

Tschang sanku und Lijenho treten auf.

Tschang sanku. Bruder, es ruft uns Je-
mand.

Der Wirth. Es ist eine fremde hohe
Person im Wirthshause, welche Euch singen
hören will. Ihr sollt gut bezahlt werden.

Lijenho. Sanku, so laß uns hingehen.

(Sanku singt zwei Arien.)

Der Wirth. Ich melde Eurer Excellenz, daß
die Sänger angekommen sind.

Tschunlang. Laß sie bereinkommen!

Der Wirth. Kommt herein!

Vierter Austritt.

(Lijenho und Tschang sanku treten herein.)

Tschunlang (wendet sich an die Sänger). Ihr
seid also Bruder und Schwester. — Bleibt nur
am Eingange der Thür, wenn ich Euch rufe,
dann stellt Ihr bereinkommen.

Tschang sanku. Wir gehorchen. (Sie gehen
hinaus.)

Tschunlang. Wirth, Du hast wohl Reis,
Thee und sonst was. Laß zum Essen austragen.

Der Wirth. Ja, das versteht sich, das ver-
steht sich. (Er bringt eine Schüffel mit Fleisch.)
Herr, hier ist Braten. Ich bitte, daß sich Eure
Excellenz bedienen.

Tschunlang (das Fleisch schneidend). Während
ich dieses Fleisch schneide, und hier in Freuden
und Ueberfluß lebe, kann ich mich nicht ent-
halten, an meinen Vater Lijenho und an meine
Nimme Tschang sanku zu denken. Sie kommen
mir nicht aus dem Sinn. Muß ich nicht das
gröſste Vergnügen fühlen? Wahrlich, ich habe weder
Kraft noch Lust zum Essen.

Lijenho (steht vor der Thür). Es spricht
Jemand von mir.

Tschunlang. Wirth, laß die Beiden kommen!
(Der Wirth ruft Lijenho und Tschang sanku.)

Tschunlang. Nehmet diese Schüffel mit Fleisch,
und wenn Ihr gegessen habt, dann kommt und
leinet mir Gesellschaft.

Tschang sanku (nimmt die Schüffel). Ich
danke Eurer Gnaden.

Lijenho. Schwester, wir wollen nicht gleich
speisen, sondern das Fleisch aufbewahren, um
es zu Hause zu essen.

Tschunlang. Ich habe das Gericht berührt
und mir die Hand schmutzig gemacht. (Er nimmt
ein Papier und wischt sich die Hander ab.) Sänger,
nimm das Papier und werf es hinaus!

(Lijenho nimmt das Papier.)

Lijenho. Wie ich and der Thür herausging,
so bemerkte ich, daß Schriftgelehrte auf dem

Papier sind. Schwester, laß uns sehen, was darauf steht. (Er liest.)

„Ein Mann aus der Hauptstadt Tschangangan, westlich des Gerichtshofes wohnend, Ljzenbo genannt, ist der Vater dieses Kindes. Seine Amme heißt Tschangjanku, das Kind selbst Tschunlang; es ist sieben volle Jahre alt, und hat ein rothes Mittermal auf der Brust. Ich überlasse den Kleinen an Juenjen, den Befehlshaber von tausend Familien. Damit nun dieser Kauf in der Folge nicht angekränkt werden möchte, habe ich diesen Contract niederschreiben lassen.“

Ausgestellt von Tschangjanku.

Niedergeschrieben von Tschangpieku.
Schwester, diese Schrift spricht von meinem Sohne! Ich glaube gar, das ist der Contract, vermittelt dessen Du meinen Sohn verkauft hast. Tschangjanku. So ist es.

Ljzenbo (leuchtend). Schwester, hast Du den Beamten genau betrachtet? Ich finde, daß er in seinem Gesichte und seinem ganzen Wesen nach meinem Sohn Tschunlang sehr ähnlich ist. Aber ach! Ich wage nicht, ihn zu erkennen. Was soll ich thun?

Tschangjanku. Bruder, sei ruhig. Der alte Tschangpieku hat die Geschichte uners Aufweises in einem Liede von vierundzwanzig Strophen besungen. Dieses will ich vortragen. Ist der Beamte wirklich Tschunlang, so muß er, wenn er dies hört, mich an der Stelle erkennen.

Ljzenbo. Das ist ein alldäcker Geranke.
Tschunlang. Oe da, Sänget, kommt herein und singet, ich bin bereit, Euch zu hören.

Fünfter Auftritt.

Tschunlang, Ljzenbo und Tschangjanku. (Tschangjanku trifft die Vorbereitungen, um zu singen.)

Tschangjanku. Ich werde Eurer Excellenz nicht erzählen, wie in den Zeiten des Kaisers Weiiti Tschunlang das Lager in Fische verwandelte, welches an den Ufern des Flusses Jangtsekiang aufgeschlagen war und in 830,000 beyangerten Kriegern bestanden hatte. Nur eine merkwürdige Begebenheit will ich Ihnen singen, die sich einstmals in der Stadt Pnananfu ereignete.

(Sie singt.)

Hanjuen, wie er überrascht das Jelt,
Und wie er raubt und plündert alle Welt,
Das sing' ich nicht.
Wie Schematchin der Han Weerath erkümt,
Wie er durch Eiß den Frieden sich gewinnt,
Das sing' ich nicht, das sing' ich nicht,
Und wie die böse Zauberin sich müht,
Den Regen und den Bliz gen Tjtsjang zieht,
Das sing' ich nicht, das sing' ich nicht,
Die That des Prinzen an dem Berg Liang,
Das sing' ich nicht, das sing' ich nicht,
Den Thurm von Tschowka,
Das sing' ich nicht, das sing' ich nicht.
Tschunlang. Nun, was willst Du denn endlich singen?

Tschangjanku. (Sie singt)

Ich singe Weiter ei aus Tschang,
Der nimmt die Frau vom zweiten Rang.

(Sie spricht)

Wie gefüllt Euch Tschangangan?

(Sie recitirt die Verse.)

Die Berge Grün, des Wassers Frucht

Besondernd Euch entgegen laßt,

Tschangangan, du Stadt der großen Weider,

O Mutter, aller Rünste Meister!

Gediebst du das Mitterteich,

Die Lande ringeborum gestelt,

Das Aug' gen Tschangangan führt Dich gleich,

Sin zu dem schönsten Punkt der Welt!

Tschunlang. Diese Worte gefallen mir. Wohlau, singet weiter.

Tschangjanku (erzählt mit vielen poetischen Ausschmückungen die Geschichte des Ljzenbo, indem sie abwechselnd noch verschiedene Melodien singt, und dazwischen Verse recitirt).

Tschunlang. Wie viele Jahre sind es her, daß sich diese Geschichte zugetragen hat?

Tschangjanku. (Sie spricht) Dreizehn Jahre. (Sie singt.)

Man hat vom Kind nichts mehr erfahren.

Tschunlang. Wie alt war das Kind damals?

Tschangjanku. (Sie singt.)

Es war ein Sohn von sieben Jahren.

Tschunlang. Wie viele Jahre zählt er denn jetzt?

Tschangjanku. (Sie singt.)

Der Sohn wird nun bald zwanzig haben.

Tschunlang. Kannst Du nicht erfahren, wo er ist?

Tschangjanku. (Sie singt)

Er ist im Meer ein Stein vergraben.

Tschunlang. Sag' mir, an welchem Orte hast Du das Kind verlassen?

Tschangjanku. (Sie singt)

Am Ufer des Lobo, war dort es nicht?

Tschunlang. Hatte das Kind kein besonderes Kennzeichen?

Tschangjanku. (Sie singt.)

Das Kind, es hatt' ein theiliches Gesicht.

Tschunlang. Hatte es nicht noch ein anderes Mal?

Tschangjanku. Ja, ja, ja. (Sie singt.)

Ganz recht, ein rothes Mal es hat.

Tschunlang. Wo wohnen seine Vorfahren?

Tschangjanku. (Sie singt.)

In Tschangangan in der großen Stadt.

Und führten ein Leihhaus sie nicht,
Im Westen von dem Stadtgericht?

Tschunlang. Wie hieß das Kind mit seinem Eigennamen?

Tschangjanku. Sein Eigennamen war Tschunlang, der des Geschlechts ist Li.

Tschunlang. Wenig, genau, genau. Du bist selbst wohl die Amme Tschangjanku?

Tschangjanku. Ja, ich bin selbst die Amme Tschangjanku. Woher kennen mich Eure Excellenz!

Tschunlang. Müht Du denn Nichts? Ich bin Tschunlang.

Tschangjanku. Herr, o treiben Sie doch keinen Scherz; Eure Excellenz will eine arme Frau zum Besten haben.

Tschunlang. Sanku, ich scherze nicht, ich bin der Sohn des Ljzenbo; ich bin Tschunlang. (Er entblößt seine Brust und zeigt das Mal.)

Tschangjanku. Ja, in der That, das ist Tschunlang! Nun wohlau, der Mann, den Sie hier sehen, es ist Ihr Vater Ljzenbo.

Ljehbo (der ihn erkennt mit einem tiefen Seufzer). O mein Sohn, wenn ich dich Alles ubertrafe, so glaube ich, die Freude bringt mich um! Wie konnte ich ahnen, daß Du durch Dein Verdienst zu solchem Glück, zu solchen Ehren gelangen werdest?

Tschunlang. Mein Vater, Gurer Sohn hat die Befehlshaberstelle über tausend Familien geerbt. Wer watte jemals ein so außerordentliches Wiedersehen nur ahnen können? Ich stelle jetzt als Beamter in der jungen Welt Nachforschungen an, ich muß durchaus diesen ehebrecherischen Liebhaber und dieses lieberrliche Weibsbild auffinden, um Rache an ihnen zu nehmen. Vater, das ist das Verhoben Gures Sohnes.

Sechster Auftritt.

Dieselben, dann Tschangjuno und Weipangjen, die von Gerichtsdienern herbeigeführt werden.

Ein Gerichtsdienner. Wir kommen, Gurer Excellenz in Demuth zu melden, daß diese zwei Personen aus einem Regierungsgebude eine Summe von mehr als hundert Unzen Silber gestohlen haben. Wir Gerichtsdienner haben sie schon verhört und ihre Aussagen miteinander verglichen. Wir wissen nur nicht genau die Zahl der Schlage anzugeben, die ihnen geuhrt. Aus diesem Grunde bringen wir die Verbrecher hieher, damit Gure Excellenz sie nach den Gesetzen bestrafe. Wir erwarten Dero Entscheidung.

Tschunlang. Auf die braucht Ihr nicht lange zu warten. In der ersten Abtheilung des Strafgesetzbuches heißt es: „Wenn der Werth eines aus einem Regierungsgebude entwendeten Gegenstandes fünfzig Unzen Silber übersteigt, so sollen die Schuldigen geuhrt werden.“

Ljehbo. Oh, ist das nicht der aische Schiffer, der mich in den Fluss Lebo geworfen hat? Tschangsanfu (Zaubererlei um sich sehend). Ist das nicht Tschangjuno, diese schändliche Dirne?

Weipangjen. Weipeniter! Weipeniter! Großer und erhabner Laofinn,*) eile mir, Deinem Diener, zu Hilfe! zu Hilfe!

(Die Gerichtsdienner sprechen untereinander.)

Tschangjuno. Ich glaube, diese Männer haben und in den Tempel des Gottes eingeführt, welcher auf dem Berge des Dienens**) thronet. Von allen Seiten umgeben und die aufgeschreckten Seelen.

Tschunlang. Der ehebrecherische Liebhaber und die schändliche Dirne stehen also vor mir! Selbsten, ergreift sie alsbald, bindet sie zusammen! Ich will sie mit meiner eignen Hand ermorden; den Namen der Mutter will ich dieses Nachcopier bringen!

Weipangjen (zur Seite). Und ist dies wirklich Tschunlang; ist dies wirklich Tschangsanfu? Wie behaupte ich es heute, daß ich damals die Amme und das Kind nicht erdroffelt habe. (Er wirft sich zur Erde nieder.) Excellenz, haben Sie Mitleid mit mir! Verzeihen Sie, beachten Sie mein altes Haupt! Zur Zeit, als ich alle diese Verbrechen beging, war ich jung und ohne Ge-

sabrung! Nun, da ich alt bin, beobachte ich strenge Fasten und versume keinen Tag, Buddha anzurufen. Welt entfernt, jetzt einen Menschen tödten zu wollen, würde ich es nicht wagen, auch nur eine Mücke umzubringen. Es ist wahr, ich wollte Jorem Vater das Leben nehmen; glücklicher Weise lebt er aber noch. Haben Sie doch mit einem armen Greise Mitleiden und schenken Sie ihm die Freiheit!

Tschangjuno. Weiler, der Du bist! Warum um Gnade stehen! Wie wir die Augen zusammen offen hatten, so wollen wir sie auch zusammen schließen, zusammen sterben. Im Leben theilten wir dasselbe Lager; einmal todt, werden unsre Leidname auch in demselben Grabe beisammen ruhen. Wenn wir da unten an der gelben Quelle auf ewig als Gatte und Gattin vereint sein werden, wie glücklich werden wir uns fühlen!

Tschunlang (erschrickt Weipangjen und Tschangjuno, welche dann weggetragen werden).

Tschangsanfu. (Sie singt.)
Es steigt herab die himmlische Gerechtigkeit
Vor unsern irdischen Blicken,
Um der Gottlerin in jener Ewigkeit
Die Rache nachzuwischen.

Ljehbo. Ja, der Himmel wolle, daß beide Beide die Rache trifft, welche Beide darauf ausgingen, Deinen Vater zu ermorden. Wir wollen deshalb ein Schaf schlachten, Trankefey darbringen und ein großes Fest bereiten. Sohn, Du bist doch hiemit einverstanden?

(Ende des vierten und letzten Aufzugs.)

Barye.

Von Moritz Hartmann.

M. Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.

Bayle St. John.

Mehr als eine persönliche Bemuthung, eine große uninteressirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch so kleine Bestätigung, daß man sich in dem Manne, den man trotz aller Verlehnung seit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Diese Freude empfinden alle diejenigen, die Barye seit lange fur einen der größten, und seit Rude's Tode fur den größten Bildhauer Frankreichs halten, so oft sie an dem neuen, nunmehr aller Gerüche entlebigen Coure vorübergehen. Da wimmelt in Nischen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus sämmtlichen berühmten und unberuhmten Werkstätten hervorgegangen ist, da die Regierung an diesem eben so wohl politischen als nationalen Werke so viele Geister und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen lassen, und siehe da, der stumpfsinnigste Beschauer dieser unzähligen Bildwerke, wie der parteiischste

*) Der Stifter der Religion der Taooff.

**) Im Osten ist das Paradies der Taooff.

kann es nicht leugnen, daß die vier von Barze gelieferten Gruppen über dieses ganze Statuenvoll einen fürchterlich verbunkelnden Schatten werfen, und daß sie fortfahren würden, diesen fürchterlichen Schatten zu werfen, selbst wenn dieses Statuenvoll um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich ist. Ja, selbst diejenigen, die immer zugegeben haben, daß der Barze der größte Thierbildhauer Frankreichs sei, müssen überrascht vor diesen vier Gruppen stehen bleiben und gestehen, daß er hier ebenso große, menschliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargestellt hat und daß diese vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegorischer Darstellungen, alle übrigen Menschen der Geschichte mit wahrhaftigen Physiognomien darstellende Statuen in Allem was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter sich zurücklassen. Es konnte dem verkannt oder mit Peinliche theilweise anerkannten Barze nichts Angenehmes widerfahren, als diese Ausstellung der Leistungsfähigkeit seiner Collegen — die, in seiner Nachbarschaft, eine Wohnstellung und für ihn ein perpetueller Triumph geworden ist. Der Louvre ist ihm das geworden, was Rude durch seine „Marcellaise“ und die benachbarten von den andern Bildhauern herührenden Sculpturen der Arc de l'étoile geworden — der steinerne Beweis seines Rechtes auf die Hegemonie seiner Zeitgenossen.

Der Triumphator ist heute, am Tage seines endlichen und allgemeinen Triumphes einundsechzig Jahre alt. Späte Anerkennung ist das moderne Schicksal großer Talente und es mußte Barze treffen, eben weil er so wenig von einem modernen Künstler hat, sowohl in seinem Talent, wie in seinem Charakter. Er gehört mit seinem ganzen Wesen dem sechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Classe jener Künstler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede von Profession, sondern Künstler, Künstler in der weitesten Bedeutung gewesen — die ihren schönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, sondern in jeder ihren Gedanken angemessenen Form zu geben verstanden — als Statue, als Gemälde, als Palast, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunst erkannt, sondern die Kunst, die Eins und einzig ist in der verschiedensten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgesetzt, auf dem dritten beschlossen. Bei diesem Bildhauer wurde eine Fresse, bei jenem Maler eine Reiterstatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Festung bestellt und jeder

Künstler kannte oder er fand sich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte und es sammelte sich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Lürer eine Masse von Erfahrungen, die einer Püchersammlung über Gegenstände der scheinbar verschiedensten Art gleich kam. Müßen wir dieser Menschen, die man unversehrt nennt, weil sie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barze sprechen? — von Barze, dem großen Bildhauer der Menschen und Thiere, dem merkwürdigen Landschaftsmaler, dem größten Goldschmied unserer Zeit, dem geschicktesten Ergießer, dem Ranne, der schon in früher Jugend für Napoleon die verschiedensten Bekfestigungspläne modellirt hat und der, weil er eine besondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Physiologie der Thiere so gründlich studirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Directoren des Jardin des plantes geworden.

Antoine Louis Barze ist am 3. Vendémiaire des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, bedeckte mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papiersegen, die ihm der Wind entgegnetrag. In seinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das seinen schlummernden Instinkten am meisten zusagte, und trat als Lehrling in die Werkstatt des Graveurs Jourier. Hier arbeitete er zuerst an den Bussen und Stempeln, die zur Verrichtung aller Metalltheile an der Uniform dienten; als da sind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion etc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Jourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut und er trieb für den Hofsoldschmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verschiedene Souveräne bestimmten Dosen schmückten. Bald wurde der Lehrling Barze vorzugsweise bei diesen höheren Arbeiten beschäftigt und eines der ersten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meisters heraustrrieb, stellte die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben diesem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkstatt zu verlassen und in dieselbe Armee zu treten, welche gegen denselben Alexander einrückte wurde. Es war die Zeit, da der Despot die letzten Reiben der gelichteten Jugend den schrecklichsten Schlachtfeldern entgegensührte und seine Conscriptio die blutige Hand selbst über das Haupt barlosler, kaum der Schule entronnener Knaben ausstreckte.

Zum Glück verstand man es in der Napoleonischen Armee, jeden, auch den lezten Mann auf den ihm zukommenden Platz zu stellen und hatten die Officiere ihrem großen Feldherrn die große Kunst abgesehen, wie jedes einzelne Talent am erfolgreichsten zu benutzen war. Barye wurde in die topographische Brigade des Geniecorps gesteckt und er modellirte die Reliefs der verschiedensten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Eberburg, Coblenz, vom Berge Genis werden noch heute als Mustermodele in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit sieben Jahren wird er als höchst brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du genie zugetheilt und modellirt er für den geschlagenen und fliehenden Kaiser während der Flucht und so zu sagen im Fluge viele Festungen und wichtige strategische Punkte, die man verlassen muß, für den möglichen Fall einer eintigen Wiedertehr. Während die Weltgeschichte ihre Scene auf den Feldern um Paris aufgeschlagen — März 1814 — befindet er sich eines Tages allein auf einer Mission in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain geheim aufzunehmen. In die Caserne zurückgeführt, erfährt er, daß sich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es ist ihm unmöglich, ihr zu folgen und seine Dienstzeit hört so mit dem Napoleonischen Regiment von selber auf.

Um sich zu nähren, fängt er wieder zu ciseliren an; um sich zu bilden, beschäftigt er sich in den abendlichen Ruhestunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beiden so weit gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Fosio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächsten Jahre tritt er in die Ecole des beaux-arts und gewinnt sofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber sein Basrelief, Nilon von Atroton mit dem Löwen darstellend, das er bei der Bewerbung um den ersten Preis in der Sculptur geliefert, wird nicht berücksichtigt. Es zeichnete sich zu sehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, also durch drei Eigenschaften, welche mehr geeignet sind das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künstler zuzuwenden. Kechnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preise heimgeführt worden, während der erste mittelmäßigen aber schulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye sah ein, daß man auf die Worte der Meister schwören, jede inwohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur todte-

borne Kinder liefern müsse, wenn man sich der Preise der Akademie erfreuen wolle. Zu dieser Selbstverleugnung konnte er sich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erster Preis mit sich brachte, nicht entschließen und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere siegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht sagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müsse, wenn man ihn als Sieger verlassen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entgehend, dachte Barye daran, für einen bescheidenen Broterwerb zu sorgen und er bemühte sich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch diese Stellen werden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen und die Regierung war die Regierung Karls X., um deren Gunst sich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht so bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broterwerb ausgehend, gelang ihm dieser ganz und gar so, wie er einer naiven, aller gemein praktischen Speculation fremden Künstlerseele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth just das Stück Brod, das er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während seine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schicksal aller echten aber unbekannten Künstler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldschmied und Juwelier erfreute sich damals neben der allmächtigen Protection der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Paul Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit fast immer und ausschließlich, zum Schaden der wirklichen Künstler besitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewisses, vielstödiges Haus im Faubourg St. Germain, fern seiner bekannten Werkstatt wie seinem Laden, konnte das Geheimniß Herrn Fauconier's verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldschmied und Millionär wird. In den verstecktesten Winkeln dieses Hauses, im Keller wie in den Dachstuben, getrennt von einander wie in Zellengefangnissen, sahen die jungen brotlosen Künstler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Winkeln von Paris auszutreiben verstand, und verschwendeten den Reichthum jugendlicher Phantasie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofes und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Speculanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verschafften. Unter diesen weissen Sklaven-verbachte Barye schöne, lange Jahre, zufrieden

Brot für sich und seine Familie zu schmieden und Material in Händen zu haben, an dem er seine künstlerische Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigstens ist das bei kräftigen, empfänglichen und schöpferischen Geistern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch so traurige Verhältniß zur Schule. Barge machte im Versteck des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel seiner geringen Anforderungen mehr als einen Cursus durch. Die tausendfache Verschiedenheit der Schmudfachen und Preloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menschenreich zu studiren und er that es zum Behufe eines kleinen Preloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers schmücken sollte, mit derselben Gewissenhaftigkeit, als sollte seine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltstadt verherrlichen. Einer kleinen Goldschmiedarbeit wegen durchmusterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hôtel Clugny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des plantes, oder weilenweit in's Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldschmied im Sinne der Sibertis und lernte aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie die verschiedenen Metalle verschieden zu behandeln sind und die mannigfaltige Art des Gusses, Gravirens und Treibens. So bildete sich in dem armen Arbeiter der Goldschmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforscher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als letzterer trat er, als Herr Fauconier glücklicherweise gestorben war, in der Ausstellung des Jahres 1827 mit mehreren Büsten aus, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerksamkeit des Publicums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man sie jetzt als Meisterwerke der Individualisirung und des Ausdrucks bewundert.

Wieder genöthigt, um das tägliche Brot zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meisterwerke zu schaffen an, die, obwohl auf industrielle Weise vervielfältigt und bestimmt als Schmutz der Uhren und Kamine, als Friesbeschwerer und Dintenflässer zu dienen, darum nicht minder zum Schönsten gehören, was die vereinte Kraft von Kunst und Industrie in unsrer Zeit hervorgebracht, zum Besten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieser Art geschaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leser der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt und das Magazin der Barge'schen Bronzen (Rue saint Anastase, 10. Marais) besucht und da die vielen Einzelstatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meist Thier-

stücke, mit Kennerauge betrachtet, oder wenn er den langen Weg scheinend, in das Magazin, besser gesagt, Musée Barbedienne's, auf dem Boulevard Poissonnière tritt und daselbst den Tiger Barge's zu Gesicht bekommt. Jede dieser kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegossen, wäre geeignet, Paläste, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze auf's Großartigste und Schönste auszumäulen. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der sie bestehen, werden sie der Nachwelt einen falschen Begriff von unserm Geschmade beibringen. Wie mögen sie die Kunst geliebt haben, werden unsre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompei's sagen, da sie sich überall mit diesen herrlichen Meisterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns diese kleinen Meisterwerke an, daß wir sie in ihrer Kleinheit belassen, da sie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen und wie wenige der Käufer, die sie nach Hause tragen, wissen, was sie auf Cheminée, Uhren, Schreibtisch aufstellen; wie viele achten sie gering, weil sie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunstwerk bezahlt haben!

Künstler und Kenner wußten sehr wohl, was sie an diesem Industriellen besaßen. Vom Maler Diaz z. B. ist es mir bekannt, daß er sich auch nicht die kleinste aus den Sichern Barge's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und sich ein förmliches Museum einrichtete, das er benutzte, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künstlern hingegen weiß ich, daß sie in Gemälden und Sculpturen die kleinen industriellen Bronzen, als Modelle benutzte, sich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barge's beizutragen. In diese ganze kleine bronzene Thierwelt wurde sogar mit Erfolg gebraucht, um Barge's Verdienst zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menschen zu gestalten, mit einem Anschein von Gerechtigkeit streitig zu machen. Mit Vergnügen vergah man seine drei Grazien, die Amazone, Angelica, die Gruppen Rinotaurus und Theseus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerem Vergnügen die Reiterstatuetten Karl VI., Gaston de Foix, General Bonaparte — obwohl diese Reiterstatuen sich mit dem Besten vergleichen können, was die Renaissance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'sche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erwähnten Werken der unabhängige aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen ist. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, die Ordnung der Friede, der Krieg, die Kraft,* sind nun

leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem System der Verkleinerung eines großen Künstlers fortfahren könnte.

Barye hatte es früh erkannt, mit welcher Welt er es zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und stedenlos wie der edelste Marmor und mit einem Raden hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr- und geldgierigen Künstlern Clique zu machen und sich vor Journalisten und Regierenden zu beugen; — so zog er sich denn in eine Einsamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begehrtesten Verehrer seines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig ist er förmlich aus der Welt verschwunden und sein Leben in Künstlerkreisen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Insel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adresse seines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von seinen persönlichen Schicksalen. Man sagt, er sei verheirathet und habe in seinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geist und Anmuth sind, der Sage nach, unter seinen Augen dahin gewelt und es ist ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er selber gemalt und die Meisterstücke der Porträtkunst sein sollen. Aber wer hat sie gesehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerstelle an einem Institute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gassen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlassen, der wieder in seinem Geheimniß verschwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künstler an's Tageslicht hervor. Die Republik stellte seine zwei herrlichen Löwen, den sitzenden Löwen und den Löwen mit der Schlange im Züßlergarten auf, jene beiden Meisterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutschen Archäologen und Kunsthändler als Antiken vorstellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren sie auch als solche in dem Buche dieses Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteste Aufstellung der Antiken und allen Museen und Akademien Europas die herrlichsten Abgüsse versprach — aber die Zeiten änderten sich und Barye hat seine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye ist eben so wenig gemacht, unter den abwal tenden Umständen, Kemer zu behalten, als

sie zu seinem Vortheile auszubenten, wie folgende kleine Anekdote beweist. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des Plantes. Gypsmodelle verschiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld sie einzulösen in die Hand Barye's gelegt und er kaufte die Thiere des Bildhauers Menes, er, der die Thierwelt erschöpf't hat und dessen Magazin in der Rue Anastase der edelsten Modelle voll ist, er kaufte die Schöpfungen Menes's, der ihm nicht an's Anie reicht. Daran war nicht sowohl Barye's, des armen Mannes Uneigennützigkeit, als seine Bescheidenheit Schuld; es kam ihm sonderbar vor, daß er seine Schöpfungen als Modelle aufstellen sollte. Und doch hat seit den Alten, die der Natur um so viel näher standen und den Gott in ihr begriffen, die armen Geschlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde.

wohl Niemand die Thierwelt so dargestellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satirier wie Kaulbach, sondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, List, Treue u. c., je nachdem sich der „gebundene Gott“ in dem Individuum ausdrückt — freilich in jener potenzierten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menschen zum Menschen und aus dem Menschen den Künstler macht; mit jener Offenbarung der Kunst, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber seinen Gebilden schwebt die Ahnung dessen, was jenseits der Schranken der verschlossenen und uns stummen Natur zu suchen ist. Unwillkürlich denke ich, wie sonderbar das auch dem Leser klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verse Lenau's:

An Blumen freut sich mein Gemüthe
Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,
Die uns so nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Ueber Barye's Persönlichkeit kann ich dem Leser nicht die geringste Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie gesehen. Ich wollte nur auf den großen, in Deutschland noch unbekanntem Künstler mit einigen Worten aufmerksam machen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen; ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Beranger's Charakteristiken geliefert, gerecht sein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn das ist es, was man so schwer und so unger'n glaubt; am schwersten, wenn man selbst in Paris lebt.



Zweite Abtheilung.

Zweckgesetz und Schönheit in der Natur.

Von Ernst Haeckel.

Die Naturwissenschaften sind in neuester Zeit durch ihre lebendige Thätigkeit vielfach auf Principienfragen geführt worden. Zu den wichtigsten dieser Fragen gehört wohl der von Schleiden und Fehner neuerdings angeregte Kampf über die Anwendung von Zweckgesetzen in der Naturforschung. Im Folgenden ist eine möglichst einfache Auseinandersetzung der Sache versucht worden.

Unser ganzes Wissen ist an die Formen unsrer Sinnlichkeit, an Raum und Zeit gebunden. Nur in der Idee erheben wir uns über diese Formen in eine von uns nur geahnte Welt. Aber für die Naturwissenschaft, deren Name schon streng ihre Grenzen bestimmt, hat diese Welt keine Bedeutung, sie bleibt in der Welt des Raumes, in der äußern Natur. Der Raum ist die Form unsers äußern Sinnes. Er ist kein Begriff, sondern eine Anschauung. Nach Abstraction von allem Körperlichen bleibt uns immer noch die Vorstellung vom leeren Raum. Diese Vorstellung ist eine rein anschauliche.

Man kann sich im Weltall einen Körper in der Richtung einer geraden Linie von einem bestimmten Punkte aus vorwärts oder rückwärts bewegt denken. Diese Ausdrücke „vorwärts“ und „rückwärts“ sind aber nichts, was sich auf die Bahn des Körpers bezieht, sondern auf bestimmte Gegenden im Raum, zu deren Orientirung der Punkt dient, von wo aus die Bewegung vorwärts oder rückwärts gerechnet wird. Daraus sieht man,

daß der Raum auch abgesehen von allen mathematischen Verhältnissen vorhanden ist, daß er eine nothwendige Vorstellung ist.

Aber unsre mathematische Naturanschauung bewegt sich außerdem noch in einer andern Form, der Zeit. Die Möglichkeit der ganzen Arithmetik gründet sich auf das Dasein dieser zweiten Form unsrer Sinnlichkeit. Ohne diese wäre ich niemals im Stande zu zählen, also auch nicht zu rechnen, denn die ganze Rechenkunst beruht auf der Möglichkeit des Zählens. Will ich zum Begriff der Zwei kommen, so muß ich die Eins zweimal nacheinander setzen. Dieses „nach einander“ enthält ein Zeitverhältniß und ein solches wird mir klar bei jeder Operation der Arithmetik, so lange dieselbe noch nicht zu einer gedächtnismäßigen geworden ist, sondern mit Nachdenken geschieht.

Im Raum nun fasse ich die Dinge nacheinander als Weltganzes, in der Zeit nacheinander als Weltgeschichte auf. Da beide, Raum und Zeit, nur Formen sind, so habe ich für sie selbst kein absolutes Maß, sondern kann sie nur an den Dingen messen.

Messen heißt im gewöhnlichen Leben: zwei Größen miteinander vergleichen. Beim Raum ergibt sich das sehr leicht. Die Ausdehnung der Körper gibt zugleich den Maßstab für den Raum. Die Ausdehnung eines bestimmten, aber willkürlich anzunehmenden Körpers gibt uns die Einheit, nach der wir gegebene Räume in bestimmte Theile theilen können.

Bei der Zeit ist das anders. Theile der Zeit sind uns niemals zum Vergleich gegeben. Wir haben immer nur die gegenwärtige Zeit. Diese Gegenwart aber ist kein Zeitabschnitt, sondern ein Zeitpunkt, den wir natürlich weder theilen, noch mit irgend etwas vergleichen können. Im nächsten Zeitpunkt

ist aber die Körperwelt schon verändert, es hat Bewegung in ihr stattgefunden. Die Bewegung, oder vielmehr die während der Bewegung von den Körpern zurückgelegten Raumgrößen bieten das einzige Mittel zur Zeitbestimmung. Natürlich muß die auf den Körper wirkende Kraft constant sein.

Während eines Zeitabschnittes gehen nicht nur im äußern Naturleben, sondern auch im Geistesleben Veränderungen vor. Die Zeit ist also Form des innern so gut wie des äußern Sinnes. Daß sie aber so gut wie der Raum nur Form ist, läßt sich wie bei diesem sehr einfach darthun; denn nach aller Abstraction vom Geschichtlichen bleibt uns immer die unerfüllte Zeit zurück. Wäre die Zeit nicht etwas Selbständiges, sondern nur mit den Dingen verbunden, so könnten wir niemals Langeweile haben, denn je weniger geschähe, desto kürzer müßte auch die Zeit sein, die dazu erforderlich wäre und geschähe gar nichts, so wäre gar keine Zeit vorhanden.

Obgleich nun alle geistigen so gut wie die körperlichen Erscheinungen nur in der Form der Zeit beobachtet werden können, so sind wir doch nicht im Stande, die Lehren vom Körper und vom Geist zu einer einzigen Naturwissenschaft zu vereinen, sondern beide Gebiete müssen uns immer als getrennt erscheinen. Nur unser eigener Geist ist uns durch den innern Sinn geöffnet, ihm ähnliche Geister, zum Beispiel die anderer Menschen, beurtheilen wir nach Analogie, aber anders organisirte Geister, wie zum Beispiel die der Thiere, können wir nur unvollständige Analogien aufstellen.

So ist denn unsere Naturansicht gespalten in eine geistige und eine körperliche. Beide aber beziehen sich nicht auf zwei verschiedene Welten, sondern sie sind nur verschiedene Anschauungsweisen einer und derselben Welt. Die Erscheinungen des Geistes sind uns zwar in einer Erfahrung des naheinander Gegebenen mit den Bewegungen in der Körperwelt vereinigt, aber das Subject aller geistigen Thätigkeiten, das eigne Ich entzieht sich gänzlich der mathematischen Betrachtung, denn durch keine Anschauung, sondern nur durch Abstraction kommen wir zu dem Begriff dieses Subjectes. Das reine Ich tritt uns erst bei einer geistigen Thätigkeit vor das reflectirte Erkenntniß, unsre Beziehung zu dieser Erkenntniß mit denken.

Dieses „Ich,“ von Kant „reine Apperception“ genannt, ist eine Form unsers Erkennens überhaupt, über welche wir uns erst in der Idee der Seele erleben.

Daß die Geistesthätigkeiten nicht der Mathematik unterworfen werden können, versteht sich von selbst, denn sie sind ja Qualitäten,

also nur nach Graden meßbar, ebenso wie die Qualitäten der äußern Sinneserscheinungen, der Wärme, Farbe u. s. w. Die ganze Körperwelt aber ist den Gesetzen der Mathematik unterworfen und den metaphysischen Gesetzen der Causalität, der Beharrlichkeit der Substanz und der Wechselwirkung. Nach diesen Gesetzen ist uns die Welt des Raumes durchaus erklärbar. Erklären heißt, einen Gegenstand, oder ein Verhältniß aus seinen Principien ableiten, mögen diese Principien nun allgemeine Gesetze oder Begriffe sein. Die Gesamtheit der Erklärungen in einer Wissenschaft, das heißt die Unterordnung der Erscheinungen unter allgemeine Principien, nennen wir Theorie. Die Principien für die Erscheinungen in der äußern Natur aber sind erstens die metaphysischen Grundsätze, denn sie sind die Principien des Urtheils überhaupt, zweitens aber die mathematischen Gesetze, denn sie sind die Principien für alles im Raum Gegebene.

Alle Erklärung der Naturerscheinungen muß daher sich auf diese Grundsätze berufen; jede Erklärung aus andern Principien ist entweder falsch oder grundlos. Falsch ist sie, sobald sie obigen Gesetzen widerspricht; grundlos aber, wenn sie mit ihnen zwar übereinstimmt, aber nur zufällig; denn man kann nicht eine Sache aus Principien erklären wollen, in deren Gebiet sie gar nicht fällt.

Diese Erklärungsweise oder Theorie in den Naturwissenschaften nennen wir Mechanik. Eine Naturwissenschaft wird erst dann zur Wissenschaft im wahren Sinn, wenn wir sie nach den Gesetzen der Mechanik entwickeln können; bis dahin bleibt sie bloße Aufzählung von Thatfachen, oder ein logisches Nachwerk als Erleichterungsmittel für's Gedächtniß:

„Aber,“ wird man einwenden, „gehört denn die Beurtheilung nach Zwecken in die Mechanik und wird sie nicht gleichwohl in den Naturwissenschaften oft mit glänzendem Erfolg angewendet?“

Die erste Frage muß ich allerdings verneinen, aber was die zweite anlangt, so glaube ich antworten zu müssen: Bei allen den großen Entdeckungen, welche angeblich durch teleologische Betrachtungsweise gemacht sind, hat man der Teleologie zu Gute gerechnet, was eigentlich einer mechanischen Erklärung zulam; man ist teleologisch verfahren und hat glänzende Resultate erzielt, weil diese Betrachtungsweise zufällig einmal dasselbe Resultat gab, wie die mathematische. Doch das wird näher zu erweisen sein: Der Zweck gibt es zweierlei: Zweck als Mittel und Zweck an sich. Ich nehme zunächst den letztern.

Jedem Menschen kommt von Natur die Idee des Zweckes an sich zu und Jeder ist gezwungen, alle Erscheinungen der Dinge

unter dieser Idee zusammenzufassen. So müssen wir auch den Naturgegenständen einen Werth an sich beilegen, aber wir sind nicht im Stande, diesen Werth in Begriff und Urtheil uns klar zu machen. Die Idee des Werthes an sich kommt bei jedem Dinge zur Anwendung, aber wir ordnen das Ding nur der allgemeinen Idee unter, ohne eine Vorstellung von einem bestimmten Werth desselben zu haben. Diese Anwendung der Idee auf die Erscheinung kann nicht Erkenntniß sein, denn jede Erkenntniß läßt sich auf die Form des Urtheils bringen: sie ist vielmehr ein unbestimmtes Gefühl. Dieses Gefühl vom Zweck der Dinge an sich ist das Gefühl von der Schönheit der Naturgegenstände. Ich komme später darauf zurück.

Hier wird nur soviel klar, daß aus dem Zweck an sich, den wir den Naturgegenständen beilegen, gar nichts erklärt werden kann; denn jede Erklärung fordert ein mittelbares Urtheil, die ästhetische Beurtheilung des Schönen aber findet nur in unmittelbaren Gefühlen statt. Eine solche Erklärung ist auch niemals versucht worden.

Zweck als Mittel nennen wir jeden Zweck, der einem höhern untergeordnet ist, an sich jedoch keinen Werth beansprucht. So ist zum Beispiel der Zweck des Schreiblehrens, dem Schüler das Schreiben beizubringen; diese Fertigkeit im Schreiben ist aber dem Schüler nur Zweck als Mittel, indem sie ihm dient, Andern seine Gedanken mitzutheilen; diese Mittheilung der Gedanken ist wieder Zweck als Mittel zur Veredlung und Bildung seines Geistes und diese wiederum zur Erreichung des ewigen Gutes, welches Zweck an sich ist.

So können wir jedes Ding in der Natur wie einen Zweck als Mittel ansehen. Und in der That verfahren wir im täglichen Leben immer so.

Wir bewundern im Hamster, der Vorräthe für den Winter sammelt, die Zweckmäßigkeit der Natur, welche im Voraus für alle Bedürfnisse ihrer Geschöpfe Sorge trägt; wir sehen, daß wir jedem Muskel des menschlichen Körpers einen besondern Zweck beilegen können, den die Natur bei seiner Bildung im Auge hatte. Da hätten wir ja die teleologische Naturbetrachtung. Allerdings, aber gleichwohl sind wir nicht im Stande, die allergeringste Erscheinung teleologisch zu erklären. Könnten wir nach Zwecken erklären, so müßten wir natürlich diese Zwecke kennen und müßten von dem Augenblick an im Stande sein, alle Naturerscheinungen teleologisch voraus zu bestimmen, das heißt zu prophezeien. Wer hat uns aber die Zwecke des Urhebers der Welt offenbart? Wie sind wir im Stande, sie zu wissen?

Welch' ungeheure Anmaßung liegt darin,

die Gesamtheit der Weltzwecke kennen zu wollen! Wir kennen sie in der That nicht und sind also nicht im Stande, teleologisch zu erklären. A posteriori können wir allerdings den Bau eines Bienenstockes bewundern und seine Zweckmäßigkeit loben: aber würden wir das nicht ebensowohl thun müssen, wenn derselbe irgend eine andre Construction hätte? Die Idee der Zweckmäßigkeit müssen wir ja auf Alles anwenden, also muß uns jede Wirkung in der Natur als Zweck erscheinen, und jede Ursache derselben als Mittel, denn eine bestimmte Wirkung kann nur eine bestimmte Ursache haben; jede andre Ursache hätte eine andre Wirkung gehabt.

So stehen denn teleologische und mechanische Naturbetrachtung parallel nebeneinander; keine hat mit der andern etwas zu schaffen und nur durch die mechanische gelangen wir zur Erklärung der Erscheinungen. Nur soviel steht fest, unsre teleologische Beurtheilung ist streng an unser mathematisches Wissen gebunden und darf nie gegen mechanische Gesetze streiten. Sie kann niemals selbständig auftreten und zum Beispiel nach Zwecken das Zukünftige prophezeien wollen; denn wir lernen die Naturzwecke erst aus der Natur kennen, nicht umgekehrt.

In der anorganischen Natur wird uns das auch leicht. Wir werden zum Beispiel nicht sagen: Der Blitz hat eingeschlagen, damit das Haus niederbrennen solle; sondern umgekehrt werden wir erklären: Weil der Blitz das Haus traf, so brannte es ab. Allerdings könnten wir hier sagen, es sei nach Bestimmung der Vorsetzung das Haus abgebrannt; aber damit erklären wir gar nichts, denn wir kennen die Absicht der Vorsetzung nicht, sondern behaupten nur deshalb, das Niederbrennen des Hauses sei ihre Absicht gewesen, weil es wirklich geschehen ist und gegen ihren Willen nichts geschehen kann. Hätten wir aber ihre Absicht vorher gekannt, dann würden wir das Einschlagen des Blitzes prophezeit haben und hätten eine teleologische Erklärung dafür. Eine solche aber gibt es nicht, somit bleibt uns nur die mechanische; die sich aus der Lehre von der Electricität ergibt. So leicht das bei Gegenständen der anorganischen Natur einzusehen ist, so schwierig ist es beim Organismus. Wir können uns gar nicht von dem Gedanken losmachen, der Mensch habe Hände bekommen, um bestimmte Verrichtungen zu machen, die Füße zum Gehen u. s. w. Und doch ist es in der That nicht so, sondern: weil er Füße hat, so geht er; weil er Hände hat, kann er bestimmte Fertigkeiten sich aneignen. Am vollendeten Organismus nachzuweisen, wie derselbe aus seiner frühesten Anlage sich nothwendig grade so hervorbilden mußte, wie wir ihn finden,

dazu ist jetzt die Wissenschaft noch nicht im Stande. Wir müssen deshalb auf die erste Anlage für Pflanze und Thier, nämlich auf die Zelle zurückgehen. Zu Kant's Zeiten glaubte man noch, die ganze organische Welt werde durch eine besondere Lebenskraft nach Zweedgesehen gebildet; aber die Wissenschaft hat gezeigt, daß die einzelne Pflanzenzelle einer solchen Lebenskraft zu ihrem Wachsthum und ihrer Vermehrung nicht bedarf. Die Zelle wird ernährt, indem die durchdringliche Zellenwand durch Endosmose Nahrung von außen in's Innere der Zelle bringt, durch Exosmose abgenutzte Stoffe ausscheidet. So werden die Zellenwände ernährt und die Zellen, theils durch Theilung der Mutterzelle, theils durch freie Zellenbildung in ihrem Innern vermehrt. Wenn wir auch noch nicht im Stande sind, alle physikalischen Kräfte anzugeben, die hierbei in Anwendung kommen, so können wir doch einsehen, daß wir außer diesen physikalischen Kräften einer besonderen Lebenskraft zur Erklärung niemals bedürfen werden. Dürfen wir nun bei der einzelnen Zelle der Lebenskraft und der Teleologie keine Stelle einräumen, so dürfen wir das ebensowenig beim ganzen Organismus; denn der ganze complicirte Bau eines Säugethieres mit seinem Knochen- und Bänderapparat, seinem Haut-, Muskel-, Gefäß- und Nervensystem muß sich zuletzt auf die einfache Zelle und die Combinationen ihrer verschiedenen Formen unter verschiedenen Verhältnissen zurückführen lassen, und die Wissenschaft muß es dahin bringen, alle vorhandenen und möglichen Pflanzen- und Thierformen aus der einfachen Zelle und ihrem Verhältniß zur Außenwelt abzuleiten.

Aber ich habe jetzt einem Einwurf zu begegnen, der alles bisher Gesagte unzustossen scheint: Cuvier und Andre geistreiche Forscher haben angeblich ihre glänzendsten Entdeckungen teleologischen Betrachtungen zu verdanken. Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Es war Cuvier zum Beispiel die schwierige Aufgabe geworden, aus einem noch so unbedeutenden Bruchstück eines fossilen Knochens die ganze Gestalt und Natur des vorweltlichen Thieres, dem dasselbe angehörte, zu bestimmen. Die Lösung dieser Aufgabe scheint unmöglich, und doch ist sie Cuvier und Andern in unzähligen Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit geglückt. Um einen deutlichen Begriff von der Methode zu erhalten, durch die Cuvier das erreichte, will ich ihn selbst reden lassen: *)

„Wenn die Eingeweide eines Thieres nur zur Verdauung des Fleisches und zwar des

frischen Fleisches organisiert sind, so müssen auch seine Kiefern zum Zerreißen der Beute, seine Klauen zum Festhalten und Zerlegen, seine Zähne zum Zerknethen und Theilen eingerichtet sein, das ganze System seiner Bewegungsorgane zum Verfolgen und Einholen, seine Sinnesorgane zur Wahrnehmung in der Ferne geeignet sein; in sein Gehirn muß sogar die Natur den nöthigen Instinct, sich zu verbergen und seinen Schladtopfern Fallen zu stellen, gelegt haben. Das würden die allgemeinen Bedingungen eines Raubthieres Naturells sein; jedes Thier mit solchem Naturell muß dieselben nothwendig alle in sich vereinigen, denn 'ohne sie würde seine Art nicht haben existiren können. Aber diesen allgemeinen Bedingungen sind nun noch besondere in Betreff der Größe, der Art und des Aufenthaltes der Beute, auf welche das Thier angewiesen ist, untergeordnet und aus jeder besondern Bedingung gehen specielle Modificationen her, durch die allgemeinen bedingten Gestalten hervor. Wenn der Kiefer ergreifen und festhalten soll, ist wirklich eine bestimmte Form seines Gelenkstoppes nöthig, ein bestimmtes Verhältniß zwischen seiner Lage, dem Widerstande und der Kraft des Stüppunktes, eine bestimmte Größe des Schläfenmuskels, der wiederum den Umfang der Grube, in welcher er sich anheftet und die Conterität des Jochbogens, unter welchem er liegt, bestimmt, und der Jochbogen muß gleichfalls zur Unterstützung des Kaumuskels eine davon abhängige Stärke haben.“

„Damit das Thier seine Beute forttragen könne, muß es die ausreichende Kraft in den Muskeln besitzen, welche seinen Kopf aufrecht erhalten, und diese setzen eine bestimmte Form der Wirbel voraus, von denen sie ausgehen, und des Hinterhauptes, an welches sie sich anheften. Zur Verkleinerung des Fleisches müssen die Zähne scharf und schneidend sein je nach dem Grade, in welchem sie mehr oder minder ausschließlich zum Zerreißen des Fleisches bestimmt sind. Ihre Wurzeln müssen um so fester sein, je mehr und stärkere Knochen sie zu zermalmen haben.“

Durch solche und ähnliche Raisonnements gelang es Cuvier in den meisten Fällen, aus einem Knochenfragment die Familie, ja oft die Gattung des betreffenden Thieres ausfindig zu machen.

Hätte er einen Zahn, der seiner Form nach einem Raubthier angehörte, so gab er diesem Thier auch Klauen mit scharfen Krallen, um die Beute zu zerreißen. Dabei raisonnirt man unwillkürlich so: Was sollten dem Thier die Zähne nützen, die auf Raub eingerichtet sind, hätte dasselbe nicht auch Krallen gehabt, seine Beute zu zerreißen? Da nichts in der Natur unnütz sein kann, so muß also das Thier

*) Erdumwälzungen. Deutsch von C. G. Wiebel. Leipzig 1851.

aufser den Zähnen auch Krallen gehabt haben, wie sie einem Raubthier zukommen.

Das wäre ja eine teleologische Erklärung, wenn die Begründung richtig ist. Aber die Begründung ist falsch. Um das deutlich zu machen, gebe ich ein anderes Beispiel:

Gesetzt, man erkennt an einem Zahn, er müsse zu einem Individuum aus der Familie der Wiederläuer gehören. Die Natur des Zahnes zeigt uns allerdings, daß das Thier von Pflanzen genährt sein müsse, und somit sind die Krallen überflüssig. Aber woraus folgt denn, daß der Fuß grade einen gespaltenen Huf besitzen müsse? Warum überhaupt die Form eines Hufe? Warum nicht Hände oder ungespaltene Hufe? — Und gleichwohl sagen wir mit nicht minderer Sicherheit, als im vorigen Beispiel, daß nach der bloßen Beschaffenheit des Zahnes das betreffende Thier ein Zweihäuser gewesen sein müsse. Wir sehen nämlich, abgesehen von allen Zwedegesetzen, daß alle uns bekannten Wiederläuer zugleich gespaltene Hufen besitzen, und folgern daraus mit philosophischer Wahrscheinlichkeit, auch dieses Thier müsse gespaltene Hufen besitzen haben, da es die Zähne eines Wiederläuers besitze. Das ist aber ein Schluß nach Analogie und da ist gar nicht von Zweckmäßigkeit die Rede, und wir kennen den Zweck der gespaltenen Hufen gar nicht, noch weniger aber seine Beziehung zu diesem bestimmten Zahn des Wiederläuers. Und können wir nicht eben diesen Schluß nach Analogie auf das erste Beispiel anwenden? Können wir ihn nicht so setzen:

Erste Prämisse: Der gesunde Zahn stimmt mit dem eines Raubthiers überein.

Zweite Prämisse: Die bekannten Raubthiere besitzen alle Krallen an den Zähnen.

Schluß: Das vorweltliche Thier, dem dieser Zahn angehörte, besaß Krallen an den Zähnen.

Dieser Schluß ist vollkommen bündig und ganz derselbe läßt sich auf alle Beispiele teleologischer Beweisführung anwenden. Wie kommt es nun aber, daß auch das obige teleologische Raisonnement ein richtiges Resultat gab? Das bedarf noch einer Erörterung.

Ich muß zu dem Ende auf eine Sache zurückkommen, deren ich schon weiter oben Erwähnung that, nämlich auf unsere Art, die Natur nach Zwecken zu denken.

Es versteht sich von selbst, daß Niemand die Zwecke des Urhebers der Welt mit derselben kennt. Aber, da wir überzeugt sein müssen, daß nichts gegen den Naturzweck geschieht, daß vielmehr Alles, was geschieht, schon deshab Zweck sein muß, weil es geschieht, so haben wir hierin einen Anhaltspunkt für eine Beurtheilung nach Zwecken. Aber nach der Natur unsers sinnlichen Geistes ist es

eintuchtend, daß wir erst dann von einer Wirkung sagen können, sie sei Naturzweck gewesen, wenn sie der Zeit nach vorüber ist, zum Beispiel erst das vollkommen uns bekannte Thier können wir Zweck der Natur nennen, weil wir es so und nicht anders finden, aber wir können nicht voraus bestimmen, was für verschiedene Thier- und Pflanzenformen die Natur sich als Zweck gesetzt habe. Nun stehen wir aber bei der Betrachtung der fossilen Thierreste wirklich vor dem vollendeten Proceß. Wir haben wirklich schon an lebenden Thieren die Zwecke der Natur mit denselben abstrahirt, und sagen, dieselben Zwecke müsse sie auch in der Vorwelt gehabt haben, also so gut wie an lebenden Thieren müsse man vom Bau einzelner Theile auch hier auf das Ganze schließen können, denn die Natur könne nicht sich selbst widersprechen. Da hätten wir denn wenigstens in der teleologischen Betrachtung einen Leitfaden zur Auffindung der Wahrheit, und die Methode ist soweit ganz richtig. Ich glaube aber, obgleich sich nichts gegen sie einwenden läßt, so ist sie überflüssig, da der Schluß nach Analogie vollkommen ausreicht. Und im Grunde beruht auch dieser teleologische Leitfaden nur auf Analogie, denn wir müssen immer vergleichen zwischen Jetztwelt und Vorwelt, die Schlusskraft liegt immer in der Analogie, nur die leitenden Gedanken zu den Prämissen sind teleologisch. Das hat auch Cuvier selbst wohl gefühlt, wie er zum Beispiel sagt:

„Durch die Beobachtung gelangen wir zu empirischen Gesetzen, welche fast dieselbe Gewisheit, als die rationalen, erreichen, wenn sie auf hinlänglich wiederholten Beobachtungen beruhen, so daß zum Beispiel jetzt Jeder beim Anblick der Spur eines Thiers mit gespaltene Hufen sogleich auf einen Wiederläuer schließt. Dieser Schluß ist eben so zuverlässig, wie jeder andere in der Naturlehre oder Moral.“

Aber nicht nur, daß Cuvier in der Induction das Material für seine Prämissen erkannte und von der Analogie, durch die er zu seinen Resultaten gelangte, eine Ahnung hatte, sondern er ahnte sogar den mechanischen Zusammenhang zwischen Keim und Anlage von Pflanze und Thier auf der einen Seite und dem vollendeten Organismus auf der andern, nur daß er natürlich noch weniger, als wir, im Stande war, den Bildungsproceß eines solchen Geschöpfes zu erklären. Er sagt unter Andern:

„Jedes organische Geschöpf bildet ein Ganzes und ein einiges, abgeschlossenes System, dessen Theile einander entsprechen und zu derselben bestimmten Thätigkeit durch wechselseitige Wirkung beitragen. Keiner

dieser Theile kann sich daher verändern, ohne daß auch die andern sich verändern, und folglich bezeichnet, und ergibt jeder einzelne zugleich alle übrigen."

Nach alle diesem kommen wir also zu dem Resultat, daß nach Zwecken in der Natur gar nichts erklärt werden kann und daß wir der teleologischen Betrachtung als eines Leitfadens, wenn derselbe auch erlaubt ist, mindestens nicht bedürfen. Verstehen wir auch noch nicht in jeder einzelnen Naturerscheinung den ganzen Complex der grade wirksamen Gesetze, so läßt sich doch auch von keinem Naturding die Unmöglichkeit desselben nach Naturgesetzen beweisen. Erst wenn das Geschehen wäre, würde ich berechtigt sein, mir durch Zweckbegriffe die Möglichkeit desselben klar zu machen.

So wie wir nun die Wirkungen in der anorganischen sowohl, wie in der organischen Natur Zwecke derselben nennen können, so können wir auch die Naturgesetze Zweckgesetze der Natur nennen. Die Attraction, welche abnimmt im Quadrate der Entfernungen, muß wohl Zweck der Natur sein, denn sonst existirte das Gesetz nicht; aber leicht ist einzusehen, daß uns diese Betrachtung wieder zu gar nichts führt, daß wir gar nichts daraus ableiten können. Es versteht sich ja von selbst, daß wir ein solches Gesetz, das als Naturzweck betrachtet werden soll, schon vorher mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit kennen müssen; wie könnten wir also wohl umgekehrt aus der teleologischen Betrachtung Gesetze ableiten!

Aber ich gehe noch weiter, und zeige gradezu, daß die Teleologie gar keinen Halt, gar keine Selbstständigkeit findet, sondern der Erfahrung Schritt für Schritt in alle Irrgänge und Fehler nachfolgen muß. Die leere Formel der Idee: „Alles in der Natur ist zweckmäßig," gibt uns an sich gar nichts, worauf wir fußen können. Erst die erkannten Gesetze und Thatfachen sind für uns erkannter Naturzweck. Und wie oft construiren wir ein Naturgesetz falsch, zum Beispiel durch unvollständige Induction. Wo bleibt da der Naturzweck? Natürlich legen wir in dem Fall der Natur falsche Zwecke unter. Das beste Beispiel ist das einer Risigeburt. Auch diese war sicherlich von der Natur voraus berechnet, da dieselbe nichts zwecklos thut, aber dennoch sagen wir unwillkürlich über einen Menschen, der ohne Arme geboren wird, die Natur habe in ihm ihren Zweck verfehlt. Und warum sagen wir das? Weil Analogie und Naturzweck uns so eng verbunden erscheinen, daß wir sie gar nicht mehr zu trennen vermögen. Wir haben durch Induction das Naturgesetz gefunden: Alle Menschen haben Arme; und wir haben uns so daran ge-

wöhnt, die Arme am Menschen mit dem Begriff des Zweckmäßigen zu verbinden, daß wir nun von Zweckverfehlung sprechen, obgleich wir nach der Idee keine Unzweckmäßigkeit in der Natur annehmen dürfen. So sehr ist die Teleologie Sclavin der Erfahrung, sobald wir sie auf Gegenstände der Erfahrung anzuwenden versuchen.

Unsre Naturbetrachtung bleibt mechanisch, die Teleologie verweisen wir in das Reich der Idee.

Wie aber gestaltet sich die Teleologie unter der Herrschaft der Idee? Schon das Wort Idee deutet darauf hin. Einer Idee im Kantischen Sinne müssen wir alle Dinge und alle in gleicher Weise unterordnen. Wollen wir sie auf Begriffe bringen, so wird sie wegen ihrer negativen Natur zu einer ganz leeren Formel, durch welche eigentlich gar nichts erkannt wird. Diese Formel würde in Bezug auf teleologische Naturbetrachtung etwa so lauten: „Alle Naturgegenstände haben einen Zweck." So wird klar, warum für die Naturforschung die Teleologie nutzlos ist, denn diese Formel sagt uns nicht, welchen Zweck denn das einzelne Wesen habe. Diese leere Formel kommt uns aber auch bei der Betrachtung der Dinge gar nicht zum Bewußtsein, sondern wir leiten sie erst künstlich ab, indem wir die unmittelbare Erkenntniß zu einer mittelbaren machen wollen, oder mit andern Worten: die Idee auf Begriffe bringen. Wie tritt denn nun die Idee in die Erscheinung? Nicht in deutlichen Begriffen, sondern in undeutlichen Gefühlen. Wir erkennen durch die Erfahrung nur Erscheinungen, in der Idee wird uns die Vorstellung eines Urhebers der Welt und einer höheren Ordnung der Dinge; — man gibt es aber noch etwas, was beide, Erfahrung und das Reich der Idee verbindet, das ist die Idee der Schönheit oder der Ahnung des Ewigen im Endlichen.

Unter dieser Idee steht die ästhetische Beurtheilung von Natur- und Kunstgegenständen. Ueberall, wo wir dem Schönen begegnen, beurtheilen wir es in unbestimmten Gefühlen, aber merkwürdiger Weise haben diese Gefühle trotz ihrer Unbestimmtheit: Nothwendigkeit und Allgemeinheit. Von jedem Gebildeten fordern wir, daß er den Apoll von Belvedere oder eine Händelsche Kirchenmusik schön finde, und was berechtigt uns zu dieser Forderung? Bebieuen wir uns nicht täglich des Gemeinplatzes: „Ja, der Geschmack ist doch verschieden?" Achten wir aber genau auf den Sinn dieser Redensart, so verstehen wir unter Geschmack hier nicht die Fähigkeit, etwas schön oder häßlich zu empfinden, sondern den Grad der Ausbildung dieser Fähigkeit. So reden wir denn auch von einer Bildung:

stufe des Geschmacks bei verschiedenen Menschen und Ständen, von Verborbenheit des Geschmacks, und so weiter. An sich kann es nur ein ästhetisches Urtheil über einen bestimmten Gegenstand geben. Wir fühlen die Nothwendigkeit der ästhetischen Ueberzeugung, ohne ihren Grund einzusehen, da wir das allgemeine Gesetz nicht kennen. Das ist eben das Wertwürdige, von allen andern Erkenntnißweisen Abweichende beim ästhetischen Urtheil, daß es stets ein einzelnes ist und doch mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit gilt. Daß wir hier mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit urtheilen, zeigt schon das beständige Streben der Aesthetiker, Gesetze der Schönheit ausfindig zu machen.

Dieses Streben muß indessen ewig vergeblich sein, eben weil das Schöne in Ideen, also unmitteldbaren Erkenntnissen, zum Bewußtsein kommt, das Gesetz aber die Form einer discursiven Erkenntniß ist.

Gleichwohl spricht man häufig von Regeln der Kunst. Welcher Art sind denn diese, wenn sie keine Gesetze der Schönheit sind? Zum Theil sind es eben nur Regeln, das heißt empirische Sätze aus unvollständiger Induction, zum Theil aber sind es allgemeine und nothwendige Gesetze, von denen sich indessen leicht zeigen läßt, daß sie das Wesen der Schönheit gar nicht berühren. Sie berühren vielmehr lediglich das Verhältniß der Aesthetik zur Teleologie und Mechanik. Zuerst will ich versuchen, das in der Naturbetrachtung nachzuweisen.

Da die ganze Natur unter der Idee des Zweckes von uns betrachtet werden muß und die Schönheit ja gerade die Verbindung zwischen unsrer mechanischen Weltanschauung und dem Reich der Zwecke herstellt, so ist klar, daß es der Idee nach in der Natur nichts Häßliches geben kann. Sobald wir nämlich die Idee der Zweckmäßigkeit in der Natur auf eine Formel bringen wollen, müssen wir sie so aussprechen: Alles in der Natur dient dem Reich der Zwecke, also Alles in der Natur ist schön. Hier aber widerspricht täglich unsre Erfahrung. Wie kann denn ein Mensch, ohne Arme geboren, schön sein? Ist nicht die Häßlichkeit des Affen sprichwörtlich geworden?

Beim ersten Beispiel müssen wir genau Acht geben, was denn eigentlich den Eindruck des Häßlichen in uns hervorbringt. Der fehlende Arm selbst kann es nicht sein, denn der bringt ja eben gar keinen Eindruck hervor. Ist es denn der vorhandene Theil des Körpers? Es kommt oft vor, daß man eine schöne Statue in verstümmeltem Zustande vor sich sieht. Nun möchte man doch gern von dem erhaltenen Theil einen ungestörten Genuß haben. Was thut man? Man hält die Hand vor

der Illusion hin, als sei die Statue überall harmonisch durchgebildet. Hier sowohl, wie im obigen Beispiel, kann das Vorhandene schön sein und man wird lediglich durch Rebengebanken in der Betrachtung gestört. So wird das Urtheil vor schnell gefällt: Dieser Mensch ist häßlich. Dieses Urtheil ist aber nicht Folge der Häßlichkeit des Gegenstandes, sondern Folge der Störung im Genuß. Was uns hier hindert, ist eine teleologische Betrachtung. Wir sind gewohnt, die Menschen mit zwei Armen zu sehen und haben so der Natur das Zweckgesetz abgelernt, ihre Menschen mit Armen zu bilden. Dieser Gedanke stört uns. Er würde uns nicht stören, wenn allen Menschen die Arme fehlten. Ähnlich ist es bei dem Beispiel vom Affen:

Der Affe scheint uns zunächst häßlich aus denselben Gründe, warum ein menschlicher Schädel uns beim ungewohnten Anblick häßlich erscheint. In beiden Fällen sind es wieder Reflexionen, die uns den Gegenstand als häßlich erscheinen lassen, oder, besser gesagt, die dem ästhetischen Genuß störend in den Weg treten. Es ist der Vergleich mit dem lebendigen Menschen. Es ist eine gewisse Ähnlichkeit da, aber es fehlt manches Wesentliche. Man sieht leicht, daß die störende Betrachtung wieder teleologischer Art ist. Beim Schädel kommt häufig noch abergläubische Furcht hinzu oder wenigstens der störende Gedanke, daß hier der verlassene Wohnort eines Geistes sei. Aerzte und Naturforscher aber, die sich von solchen störenden Betrachtungen befreit haben, empfinden häufig einen wahren ästhetischen Genuß bei Betrachtung der wirklich schönen Formen des menschlichen Schädels. Der Affe ahmt den Menschen in allen seinen Handthierungen nach und da er nicht durch vollständige Reflexionen geleitet wird, so müssen uns seine Bewegungen im Vergleich zu den menschlichen hölzern und unbeholfen erscheinen, aber auch nur im Vergleich mit diesen, denn bei dem nur seinen Trieben folgenden Thier kann man gar nicht von Ungeschicktheit reden. Das hat nur Sinn bei Geschöpfen, mit Reflexion begabt. Wer keinen Willen über seine Triebe hat, kann auch keine Unschicklichkeit begehen. Ganz anders wird man auch die Affen im Walde ansehen als im Käfig, gleichsam abgetrennt von allem Zusammenhang. Im Urwalde bilden sie ein nothwendiges Instrument in dem vielstimmigen, harmonischen Concert der Natur. Und das ist überhaupt bei aller ästhetischen Naturbetrachtung zu beachten: Wollen wir einen Naturgegenstand richtig beurtheilen in ästhetischer Hinsicht, so dürfen wir ihn nicht herausstreifen aus allem Zusammenhange mit seinen Umgebungen; denn die Natur ist ein Ganzes und jedes Naturgemälde gewissermaßen eine kleine Welt,

in welcher jedes Individuum zur harmonischen Schönheit des Ganzen beiträgt. So wird dem wahrhaft gebildeten Geschmack jede Landschaft ihre eigenthümliche Schönheit entlocken und selbst von der ödesten Haldegegend, von der Sandwüste oder dem unendlichen Meer wird nur derjenige sich mit Langeweile und Ueberdruß hinwegwenden, der seinen Geschmack noch nicht bis zur Anerkennung aller Naturschönheit ausgebildet hat. Aber allerdings bringen es nur wenige Menschen zu der Höhe ästhetischer Bildung eines A. von Humboldt, der uns sowohl über den Eindruck, den die endlose Prairie auf ihn machte, wie über seine Empfindungen im Urwalde Brasiliens die lebendigsten Schilderungen gibt, die uns ganz in die Stimmung versetzen, als bewegten wir uns selbst in der Natur. Er hat es verstanden, jeden scheinbar unbedeutenden Ton aufzufassen, und uns so ein vollendetes Gemälde vor die Seele zu führen. Die einzigen Fälle, wo eine Landschaft uns als unschön erscheinen kann, sind solche, wo der Eindruck durch Störungen gehindert wird. So kann wohl durch das tactlose Wirthschaften der Menschen eine Gegend verunstaltet werden; so werden z. B. Bäume, durch Cultur unter bestimmte Formen gezwängt, der Landschaft ein widriges Ansehen geben.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Teleologie nur ein Katharticon für die ästhetische Beurtheilung ist, nicht aber Gesetze der Schönheit enthält. Die Natur oder Kunstgegenstände, die wir schön nennen sollen, dürfen nicht uns bekannten Zweckgesetzen widerstreiten. Ganz dasselbe Verhältniß hat die Aesthetik zur Mathematik. In der Natur wird uns das Gesetz auch hier leicht aufzufinden sein. Die Mathematik ist gleichsam die Gesetzgeberin der Natur. Alles in der Natur ist ihren Gesetzen unterworfen. Daher müssen hier Mathematik und Aesthetik parallel gehen. Das Schöne ist zugleich nach mathematischen Gesetzen gebildet.

Anderß aber ist es überall da, wo der Mensch mit seiner Willkür eingreift, also auch in der Kunst. Hier können ganz regellose Bildungen entstehen, die sich gar nicht auf mathematische Gesetze zurückführen lassen. Und überall da treffen wir in der Kunst auf Häßliches, nicht immer, weil die Gegenstände an sich häßlich wären, sondern weil die Uebertretung der mathematischen Gesetze uns in der ruhigen Betrachtung stört. Teleologische sowohl wie mathematische Betrachtungen können uns im Genuß stören, und dabei ist es ganz gleichgültig, ob diese Betrachtungen richtig oder falsch sind. In der Regel beruhen sie nur auf durch Gewohnheit gebildeten empirischen Gesetzen. Die Natur kann ja nie Zweckloses bilden und doch halten wir den wer-

trüppelten Menschen für zweckverfehlt, bloß weil wir gewohnt sind, ihn anders zu sehen. Und dadurch wird denn unser Urtheil oder vielmehr Vorurtheil geleitet. Ebenso kommt es sehr darauf an, wie weit unser mathematischer Tact reicht, wie weit wir im Stande sind, mathematische Gesetze aufzufassen. Die Unregelmäßigkeit einer Linie kann für den Einen störend sein, während der Andre von größerem mathematischem Genie noch ein Bildungsgesetz in ihr zu erkennen vermag.

Hier liegt nun das Vorurtheil sehr nahe, als seien die ästhetischen Gesetze mathematischer Natur, weil die Mathematik so oft als Katharticon dienen muß. Gleichwohl hat dieselbe mit dem Wesen der Schönheit Nichts zu thun. Der Kreis und die Ellipse sind beide mathematische Figuren, deren Bildungsgesetz uns vollkommen bekannt ist. Warum aber ist die Ellipse uns eine schönere Figur als der Kreis, warum ist wieder unter allen Ellipsen diejenige die schönste, deren Abscissenachse sich zur Ordinatenachse wie 3 : 2 verhält? Wir können kaum Gesetze dafür angeben, denn hier können nur ästhetische Gesetze Geltung haben, die uns aber gänzlich verborgen bleiben. Das Resultat dieser ganzen Betrachtung ist also für das Verhältniß der Aesthetik zur Teleologie und Mechanik folgendes: Sollen wir ein Kunstwerk als schön beurtheilen, so darf es weder den Gesetzen der Zweckmäßigkeit noch den mathematischen widerstreiten. Das ist aber gleichsam nur eine Vorsichtsmaßregel, die wir zu befolgen haben, bevor überhaupt von ästhetischer Beurtheilung die Rede sein kann und trifft durchaus nicht diese selbst. Die Schönheit kann niemals unter Gesetze und Regeln gefaßt werden.

Ferner haben wir gesehen, daß Alles schön ist, so wie die Natur es hervorbringt, von Häßlichem kann nur da die Rede sein, wo Willkür eingreift, also in der Kunst. Nach dieser Erklärung muß ich denn auch als Kunstwerk betrachten, was man in der Regel nicht dahin rechnet; ich meine das Leben des Menschen. Der Mensch steht nicht nur unter dem Sittengesetz, sondern zugleich unter einem Gesetz geistiger Schönheit. Wenn er gut ist und edel, so wird es ihm leicht, allen seinen Thaten noch das Gepräge einer Würde und Anmuth zu verleihen, so daß wir von seinem wohlgeordneten, harmonischen Leben wohl sagen können, es sei ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes. Daher kann denn in seiner äußeren Erscheinung außer der Schönheit der Form noch der Ausdruck geistiger Schönheit hervortreten; ganz besonders wird sich das zeigen in seiner Physiognomie, dem Spiegel des Geistes. Hier kann also im höchsten Grade von schön und häßlich die Rede sein, denn hier greift die Willkür am bedeu-

tendesten ein in die Natur, indem sie uns in der edlen und hohen Gesinnung eines wahrhaft human gebildeten Menschen das Schönste vorführt, was die Schöpfung aufzuweisen hat, während der furchtbare Dämon einer sinnlich gemeinen Natur als schreuliches Zerbild und als das Häßlichste auf Erden einhergeht. Hier ist der Mensch Künstler und Kunstwerk und Kunsttrichter zugleich, und es ist in seine Hand gegeben, sein Paradies aus Erden zu gründen, — nicht den Garten Eden der Unschuld und Natur, sondern das Land der Tugend und Kunst und des im Kampf errungenen Friedens.

Der Topfstein.

Von

Dr. Jacob Röggerath.

Hochgeschirre, Töpfe, Wasserkessel und dergleichen aus Stein gedrechselt! Ueber solchen Hausrath, der sogar eine ziemlich bedeutende Handelswaare in verschiedenen Ländern bildet, möchte man sich in Deutschland, wo man diese Anwendung nicht kennt, leicht verwundern können. Und doch ist die Benutzung gewisser Steine zu solchem Zwecke nicht bloß uralt, sondern auch sehr angemessen und vortheilhaft.

Topfstein, Lavagestein, Gilitstein, Edmeidestein (lateinisch: lapis ollaris; französisch: pierre ollaire; italienisch: lavazzi; englisch: potstone) sind die Namen der Steinart, welche diese Anwendung findet. Die älteste Nachricht davon gibt der griechische Schriftsteller Theophrast (etwa 225 Jahre vor Christus) in seiner Abhandlung von den Steinen. Er sagt: „Es gibt auch mehrere Steinarten, die man auf alle Weise bearbeiten kann. Vergleichen wird zu Siphnus, drei Stadien vom Meere, ein Stein gegraben, welcher in Ängeln und Anavern vorkommt und so weich ist, daß man ihn dreheln und schneiden kann. Wenn man ihn aber mit Öl trinkt und brennt, so wird er schwarz und hart. Man macht Tischgefäße aus ihm.“ Man hätte zweifelhaft bleiben können, ob der Stein von Siphnus, einer der cykladischen Inseln, wirklich unser Topfstein gewesen sei, wenn der römische Naturforscher Plinius nicht auch jenen Stein erwähnte (Hist. Nat. 37, 44), und zwar mit dem Zufüge, daß man hohle Gefäße daraus drechselte, welche zum Kochen der Speisen und zu Speisegeschirr gebraucht würden, und daß auch der grüne Comensische Stein die gleiche Anwendung finde. Dieser, nämlich der Topfstein, aus der

Gegend von Chiavenna in der Nähe des Comersees ist aber derjenige, welcher noch heutzutage dieselbe Anwendung findet und das Material zu einem bedeutenden Gewerbe bildet.

Nicht aber allein bei Chiavenna werden solche Geschirre aus Topfstein gefertigt, sondern auch noch an manchen andern Punkten der Erde. Die Natur des Topfsteins und die davon sich knüpfende Industrie verdient ebensowohl eine nähere Beschreibung, als die schönen und Schmuckstine, mit welchen sich die „Illustrirten deutschen Monatshefte“ schon einige Male beschäftigt haben, und ich unternehme jene gern, da ich Chiavenna selbst besucht, mich über alle wesentlichen Verhältnisse des Topfsteins und der Fabricate aus demselben an Ort und Stelle genau unterrichtet habe, und daher den Gegenstand umso mehr jetzt grade mit entsprechender Vollständigkeit behandeln kann, als Delesse uns jüngst mit einer mineralogischen Arbeit über den Topfstein beschenkt hat, zu welcher die mannigfache Vertretung dieses Materials und seiner Fabricate bei der großen Pariser Industrie-Ausstellung im Jahre 1855 ihm die Veranlassung darbot.

Zunächst müssen die mineralogischen und chemischen Verhältnisse des Topfsteins an die Reihe kommen. Wir versuchen dabei, die Wissenschaft ihres strengen Gewandes so viel als möglich zu entkleiden. Ganz ist dieses freilich nicht thöulich, soll die Absicht der Belehrung nicht verloren gehen. Vielleicht entschädigt dafür diejenige Leser, welche darin nicht folgen mögen, die sich daran schließende Mittheilung über das Industrielle des Gegenstandes und über andere Dinge, welche sich sachlich oder geschichtlich daran anschließen.

Der Topfstein ist meist kein einfaches Mineral, sondern er bildet Gebirgs- oder Felsarten, welche an den Localitäten des Vorkommens in großen Massen, oft auch in ganzen Bergen vorhanden sind. Folgende Kennzeichen sind im Allgemeinen für den Topfstein bezeichnend: Seine Farbe ist weiß, grau oder grün und schwärzlichgrün. Er fühlt sich sanft, etwas fettig an, und läßt sich leicht mit dem Fingernagel kratzen, wobei die Farbe, wenn er nicht ursprünglich weiß ist, lichter wird. Unter dem Hammer klingt er nicht, und nimmt dessen Eindruck an, welches seine Weichheit in Verbindung mit einer großen Zähigkeit und einem bedeutenden Zusammenhange seiner Theile andeutet. Er ist unschmelzbar, oder doch so schwierig zu schmelzen, daß die Hitzegrade, welche er bei seiner Anwendung als Kochtöpfe und dergleichen zu erleiden hat, ihm nichts schaden. Im Gegentheile steigert sich dadurch seine Härte.

Mineralogisch lassen sich die Topfsteine aus den verschiedenen Gegenden, in welchen sie

zur Anwendung kommen, nach dreierlei Haupt-Varietäten ordnen. Deseibe unterscheidet nämlich: 1. Topfstall (Talc oilaire), 2. Topfpedstein (Stéatite oilaire) und 3. Topfchlorit (Chlorite oilaire).

Der erste, dessen Repräsentant der eigentliche Topfstein von Chiavenna ist, besteht aus blätterigem, zuweilen feierem Talk. Er ist grau oder grünlich, meist in verwischten schmuzigen Farben, perlmutterartig glänzend in das Fettglänzende übergehend, und besteht aus innig verflochtenen kleinen Talkblättchen. In dünnen Splintern ist er etwas durchscheinend. Man erkennt in ihm aber auch noch einige fremdartige Mineralien eingemengt, namentlich kohlen-saure Verbindungen, besonders von Magnesia und Eisen, Magneteisenstein und Chlorit. Die kohlen-sauren Mineralien sind kaum mit dem bloßen Auge zu unterscheiden, wenn aber das Gestein gebrannt wird, so werden sie als braune mikroskopische Theilchen sichtbar. Diese Carbonate lösen sich nur äußerst langsam in Säuren aus, selbst nachdem der Topfstein vierzehn Tage in Säure gelegen hat, dauert das Brausen noch fort. Bei der dunklen Rothglühhöhe verliert er nicht einmal seinen ganzen Gehalt an Kohlen-säure, ungeachtet er dabei dreizehn Procent am Gewichte einbüßt, welche zum allergrößten Theile aus Kohlen-säure bestehen. Es ist in der That auffallend, daß ein Stein, der als Kochgeschirr im Feuer angewendet wird, darin einen so großen Verlust seiner Masse erleidet, ohne irgend einer wesentlichen Störung in seinem Zusammenhalte zu unterliegen. Wahrscheinlich geht aber bei der Benutzung des Gesteins zu Kochgeschirren die Kohlen-säure nur an der Oberfläche, in einer dünnen Schicht, verloren, welche zunächst von der Flamme berührt wird. Bei der sehr schwierigen Einwirkung der mineralischen Säuren auf den Topfstall ist es begreiflich, daß derselbe vom Essig oder andern schwachen Säuren fast gar nicht angegriffen wird. Der eingemengte Chlorit ist dunkelgrün und besteht in mikroskopischen Blättchen, auch der Magneteisenstein ist nur in sehr kleinen Theilchen darin vorhanden.

Ganz ähnlich dem Gesteine von Chiavenna ist ein solches von Trontheim in Norwegen, welches zu gleichem Zwecke verwendet wird.

Der Topfpedstein ist unter den Topfsteinen der seltenste, er ist weißer als der Topfstall und der Topfchlorit, fühlt sich auch fettartiger an, als diese; man kann nicht so dünne Gefäße aus ihm drehen, als aus jenen. Er ist gräulich weiß oder licht grün.

Seine Fundorte sind Prales in Piemont, Grönland, Madras in Indien. Der piemontese ist weiß, der grönländische aber blaugrün und der indische grau und wird Bul-pum genannt. Er eignet sich auch mehr für

Oefen und Ofenplatten als die beiden andern Topfsteinvarietäten. Diese Verwendung findet er besonders zu Hospenthal am St. Gotthard, an mehreren Punkten im Canton Valais, namentlich im Biopthale, zu Freiheitsberg bei Zoptau in Nähren, in Steiermark u. s. w.

Der Topfchlorit wird fast ausschließlich durch Chlorit gebildet. Er ist meist grün oder schwarzlich. Man erkennt dessen Blättchen deutlich auf dem frischen Bruche und an polirten Flächen. Die Chloritblättchen liegen entweder nach allen Richtungen durcheinander, oder auch gleichförmig übereinander, durch welches eine schieferige Textur hervorgerufen wird. Man erkennt auch etwas Titan-eisen im Gemenge, namentlich in dem von Trontheim in Norwegen. Da der Topfchlorit etwas härter, als der Topfstall ist, so läßt er sich dünner als dieser ausdrehen. Im Feuer verliert er sechs bis dreizehn Procent seines Gewichtes.

Als Fundorte des Topfchlorits sind anzuführen: Montescheno in der Gemeinde Ossala, die Gegend von Fignerolles, Campei in der Gemeinde Sumandona bei Bielle, Balma della Baja, Gemeinde Ma bei Turin, Trontheim in Norwegen, Yotton in Unter-Canada und an mehreren Punkten in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, Oya und Dajpoor in Indien.

Es gibt übrigens auch Topfsteine, welche zwischen dem Topfstall und Topfchlorit in der Mitte stehen, den Uebergang des einen zu dem andern bilden. Dahin gehört der Stein von Kutnagherry in Indien, in welchem viel dunkelgrüner Chlorit mit grauem, faserartig glänzendem Talk verbunden ist. Auch findet man unter den altägyptischen Alterthümern Hohlgefäße, welche aus einem gemengten Topfstein dieser Art bestehen. Man nennt diesen Stein Baram.

Alle Topfsteine sind aber, von der chemischen Seite betrachtet, wasserhaltige Magnesia-Silicate. Sie enthalten, je nach den verschiedenen Abänderungen fünf bis aber zwölf Procent Wasser; der von Chiavenna ist verhältnismäßig von geringem Wassergehalte, er besitzt nur das angegebene Minimum, ist aber der reichste an Kohlen-säure, von welcher er vierzehn Procent in sich schließt.

Der Topfstein im Allgemeinen bildet Lager oder große Nester im alten krystallinischen oder im metamorphischen Gebirge. In Scandinavien erscheint er in gangförmigen Niederlagen.

Die Verarbeitung des Topfsteins findet zu mancherlei Gefäßen, Koch- und Wasserkeffeln, Krügen, runden Oefen und Ofenplatten statt. Die Grönländer verfertigen schon seit langer Zeit aus einem weißen Topfstein Lampen, Krüge und Kessel, und haben diese Anwendung nicht von den Europäern gelernt. In Schweden und Norwegen scheint diese Be-

nungsweise des Topfsteins ebenfalls sehr alt zu sein; zu Hundöl in Friesland in Schweden ist eine Fabrik von Kochgeschirren aus diesem Mineral; auch in Corsika findet die gleiche Verwendung statt.

Bedeutend ist aber das Gewerbe dieser Topffabrication bei Chiavenna, am südlichen Fuß des Splügen in der Schweiz. Man behauet dort den gewonnenen Stein in große runde Klöße, aus welchen die Gefäße ausgebrechelt werden, und zwar der kleinere Kessel oder Kochtopf aus dem Kerne des größeren heraus, so daß die fertigen Kessel einsatz- oder schachtelweise, meist zu sieben ineinander gesteckt, zu Markte kommen. Man umgibt die Kessel meist mit einem eisernen oder messingenen Ringe, an welchem sich Rufen befinden, worin ein beweglicher eiserner Henkel befestigt wird. Aber auch andere Formen gibt man den Gefäßen, und ebenfalls werden häufig runde Dosen in Kuffastücken aus dem Topfsteine gemacht, welche man bei der Aufstellung durch Ketten untereinander verbindet. Mancher Reisende hat seine halb erfrorenen Glieder aus dem St. Bernard an dem großen Ofen in dem Refectorium der dortigen gastfreien Mönche erwärmt, und daher citire ich grade dieses gewissermaßen weltberühmte Exemplar eines Topfsteins.

Wenn der Stein frisch gewonnen und von der Gährungsfeuchtigkeit noch durchdrungen ist, kann man ihn sehr leicht bearbeiten, wie es überhaupt die Eigenschaft vieler Steinarten ist, daß sie gleich nach ihrer Gewinnung leichter sich bearbeiten lassen als nach dem Eintrocknen. Er wird mit Meißeln gedrechselt. Die Drehbank ist ein horizontal liegender, vom Wasser getriebener Weltbaum. Eben so wie es zur Zeit der Römer geschah, werden diese Gefäße auch jetzt noch über den Comersee verführt und vorzüglich in Como zu Markte gebracht; Plinius nannte den Stein schon Lapis Comensis. Von Como aus findet der weitere Vertrieb der Waare statt. Es mag aber in früheren Jahrhunderten bei der viel geringeren Concurrenz der Metallgeschirre der Handel mit Topfstein-Gefäßen noch viel bedeutender gewesen sein als er gegenwärtig ist.

Die Töpfe sind ziemlich dünn, kaum so dick als solche von gegossenem Eisen. Wegen der großen Zähigkeit der Steinmasse brechen sie nicht leicht, auch im Feuer halten sie sich gut, und wenn sie ja Sprünge bekommen, so bestrich man sie mit Drath und sie sind dann ebenso brauchbar als neue. Es beruht die ziemlich verbreitete Meinung, es toche in diesen Gefäßen leichter als in Metallgefäßen, bloß auf Täuschung, denn ihre Masse ist ein schlechterer Wärmeleiter als die Metalle, aber eben darum können die Speisen in den Topf-

steintesseln lange warm bleiben. Es mag sein, daß das Fleisch in ihnen weicher wird als in Metalltesseln, denn diese geben immer einiges Oryd an das Wasser ab, wodurch dasselbe härter und das Weichkochen der Speisen erschwert wird. Wenn die Gefäße von Fett und Ruß durchdrungen sind und dadurch den Speisen einen unangenehmen Geschmack geben könnten, so läßt man sie ausglühen, und sie erhalten dann wieder ihre ursprüngliche Beschaffenheit.

Die Topfsteinwerkstätten befinden sich jetzt vorzüglich in dem Dorfe Prosto, kaum eine Stunde von Chiavenna entfernt, welcher Weg eine sehr schöne Promenade längs dem brausenden Bache Fraggio mit seinen vielen Wasserfällen bildet, und in der Nähe des Dorfes befinden sich auch die Topfsteinbrüche.

An diese Gegend schließen sich noch zwei andre Merkwürdigkeiten an, welche in einer etwas entfernten Beziehung zu der Topfsteingewinnung stehen, beide aber eine gelegentliche Erwähnung verdienen. Es ist die eine der Untergang der kleinen Stadt Plurs, welche im Jahre 1618 hier durch einen ungeheuren Bergsturz begraben wurde, und als die andre sind die sogenannten Bentoroli oder Grotti zu nennen, welche sich vorzüglich zwischen den ungeheuren Steintrümmern des zusammengestürzten Berges Conto befinden, aber auch anderwärts bei Chiavenna anzutreffen sind, wo große Felsstrümmern ausgehäuft erscheinen. Die Stelle, wo früher die Stadt Plurs stand, bezeichnet ein schöner Kastanienwald, welcher seitdem auf den vom Conto herabgekommenen Felsbroden emporgewachsen ist. Man erzählt, die lange Jahrhunderte fortgedauerte Topfsteingewinnung in jenem Berge habe dessen Grundfesten so gelodert, daß dadurch sein Zusammensturz erfolgte. Schwerlich war aber dieses die alleinige Ursache des schrecklichen Ereignisses; wahrscheinlich ist der Berg von lange her vielfach von der Natur zerspalten und zerklüftet gewesen, wie sich denn überhaupt Bergstürze in der Gegend von Chiavenna öfters wiederholen; diese Stadt und das Dorf Prosto haben einigemal Schaden durch solche Felsstürze erlitten, welche man in der Schweiz Ruffenen oder Ruffenen nennt.

Die kleine Stadt Plurs muß wohlhabend gewesen sein, denn Scheuchzer erzählt, daß sie jährlich für 60,000 Ducaten Topfsteinwaaren verkauft habe. Nach mehrstädtigen Regengüssen stürzte in der Nacht vom 4. September 1618 der Berg in das Thal herab und begrub die Stadt nebst dem benachbarten Schilano und eine unglückliche Einwohnerzahl von 2430 Menschen unter mächtigen Felsmassen und Trümmern; nicht Ein Menschenleben konnte gerettet werden. Drei Leute waren außerhalb des Ortes und entgingen

dadurch dem gräßlichen Unglücke. Bloß ein einziges Landhaus von Plurs wurde nicht von dem Bergfalle betroffen und steht noch an seiner Stelle. Es sind sogar noch Pläne von Plurs vorhanden, aber ich habe nicht erfahren können, ob man irgend jemals bergmännische Arbeiten betrieben hat, um unterirdisch in die Stadt zu gelangen. Eine solche Unternehmung scheint nicht einmal sehr schwierig zu sein, und sie würde sich wahrscheinlich durch die Werthfassen, welche in diesem Herculanum aus dem siebentechnen Jahrhundert zu finden wären, reichlich belohnen.

Die Ventoroli und Grotti befinden sich zwischen den Trümmern des Berges Conto und östlich und westlich der Stadt Chiavenna. Es sind Spalten und Löcher zwischen den zerrissenen Felsstrümmern, aus welchen im Sommer eine sehr kalte Luft strömt; die Keller werden damit in Verbindung gesetzt, um die Milch und andre Victualien frisch zu erhalten. An vielen Punkten der Alpen, z. B. in der Gegend des Vierwaldstätter Sees, bei Capoino unweit Lugano u. s. w. findet man dieselben Erscheinungen, welche man auf der Nordseite der Alpen Wetterlöcher oder Windhöhlen nennt. An allen diesen Orten trifft man sie am Fuß einer mehr oder weniger hohen Schutthalde an, die sich meist an eine steile Felswand lehnt. Mehrere Naturforscher haben sich mit ihrer Untersuchung beschäftigt: Scheuchzer, Saussure, Pictet u. A.

Man kann in solchen Höhlen und in den damit in Verbindung gesetzten Kellern Milch und Fleisch einen Monat lang, Kirschchen aber ein ganzes Jahr lang gegen das Sauerwerden und Faulen schützen. Wenn die äußere Luft 18—20° R. warm ist, sinkt sie in diesen Spalten und Löchern bis zu 4—6° R. herab, zeigt also einen Unterschied von 14° R., ja an manchen Stellen findet sich sogar ein Sinken bis unter 1° R. Die Schuttanhäufungen bilden unter einander communicirende Höhlungen, Spalten, gewissermaßen Canäle. Diese füllen sich im Winter von oben mit kalter, also schwerer Luft, deren angehäufter Vorräthe nur nach und nach von den Ventoroli ausgehaucht werden. Auch die im Sommer von oben nachströmende Luft ist kalt, da die Punkte der Einströmung zum Theil in bedeutender Höhe liegen. Besonders kommt aber noch in Betracht, daß das lose aufeinander liegende Gestein, welches gleichsam einen porösen Körper im Großen darstellt, stets mit Feuchtigkeit durchdrungen und an der Oberfläche mit einer feuchten, loderen Moosbede wie mit einem Teppiche überzogen ist, und daher eine starke Wasserverdunstung erzeugt, welche wesentlich zur fortgesetzten Erkältung der zwischen den Gesteinsbrocken eingeschlossenen Luft beiträgt. Diese verbundenen

Ursachen drücken daher die Temperatur in den Ventoroli unter günstigen Umständen unter Null herab und erzeugen Eis in denselben und um ihre Oeffnungen herum, welches im Laufe der Jahre zu großen Massen sich anhäufen und somit auch seinerseits wieder die tiefe Temperatur der ausströmenden Luft unterhalten kann. Ähnliche, nur örtlich mehr oder weniger modificirte Verhältnisse erklären das beständige Eis in den unterirdischen Mähsleinbrüchen zu Niedermendig bei Andernach, in der Eishöhle zu Kott in der Eifel und in noch manchen andern Höhlen und Bergwerken.

Ostindien.

Von

Fr. Steger.

Am 23. Juni 1757 sammelten sich 3000 englische Soldaten nach einem achtstündigen Marsche, dessen schwierigste Aufgabe die Ueberschreitung des breiten Hugly gewesen, in der ersten Morgenstunde unter den Bäumen des Mangowaldes von Plassey. Nur 1000 von ihnen waren Europäer, und an großem Geschütz hatten sie nicht mehr als acht Vierpfünder und zwei Halbigen. In dem Jagdschloß, vor dem sich die Reichen lautlos aufstellten, erwog Robert Clive zum lezten Male, ob er eine Schlacht wagen dürfe. Er wußte genau — er selbst hat es erklärt — „wenn das Schicksal gegen ihn entscheide, so werde nicht ein Mann zurückkehren, um die Bottschaft zu überbringen.“ Hinter sich hatte er den Fluß, vor sich Serabscha Paula, an dem er die Greuel der schwarzen Höhle zu rächen hatte, mit einem Heer von 35,000 Fußsoldaten und 15,000 Reitern mit vierzig Geschützen der größten Art. Er wagte den großen Wurf und wenige Stunden später hatte er den Sieg erfochten, der über das Schicksal Bengalens und Ostindiens entschied. Von dem Tage von Plassey datirt das englisch-indische Reich. Das Schlachtfeld selbst sucht der heutige Reisende vergebens; der Herzog von Wellington gehört zu den Lezten, die es noch gesehen haben. Der Hugly hat es zerstört, auch der Mangowald und das Jagdschloß sind in die Fluthen des heiligen Stromes der Hindu versunken.

Heute erstreckt sich dieses indische Reich der Engländer 800 Stunden weit von Süden gegen Norden und eben so viel von Westen gegen Osten. Ganz Indien umfaßt einen Flächenraum von 65,186 deutschen Geviert-

meilen, und 38,236 sind unmittelbar brittisches Gebiet. Mit Hinzurechnung der abhängigen Staaten erkennen 167 Mill. Menschen das englische Machtgebiet an, drei Millionen folgen zur Zeit noch ihren eigenen Gesetzen, und 500,000 gehorchen andern europäischen Staaten. So ungleich vertheilt sich die Menschenmasse der englischen Besitzungen, daß die nordwestlichen Provinzen mit ihren 8900 Einwohnern auf der Geviertmeile Belgien, das bestbevölkertste Land des europäischen Festlandes, übertreffen, während Pegu mit seinen 375 Menschen auf demselben Raume etwa Schweden und Norwegen (339 Menschen) gleichsteht und hinter dem europäischen Rußland (598) beträchtlich zurückbleibt.

Meere und Gebirge umgeben Indien von allen Seiten, aber innerhalb dieser bestimmt gezogenen Grenzen entfaltet sich die größte Mannigfaltigkeit, als wäre das Land von der Natur selbst dazu bestimmt, eine Welt für sich zu sein. Ungeheure Ebenen, deren Ernten von den Niederschlägen der Ueberschwemmungen riesiger Flüsse abhängen, langgestreckte Tafelländer, große Wüsten wie die Thurr südlich vom Indus und unabsehbare Sumpfdüden, wie die Sunderbunds an den Gangesmündungen, im Norden die höchsten Gipfel der Erde (Mount Everest 29,002 engl. Fuß, Kintschindunga 28,156 Fuß), im Westen der Rinn von Katscha, eine der merkwürdigsten Vertiefungen der Erdoberfläche, die in der geschichtlichen Zeit aus dem Meere emporgestiegen und in dasselbe zurückgesunken ist — mit solchen Gegenätzen spielt das Land der Hindu. Es vereinigt die fürchtbarsten und die nützlichsten Thiere, die Brotpflanzen der gemäßigten und der heißen Zone, es hat

sein eigenes Krotobil und seinen eigenen Seidenwurm.

Seit des Macedoniers Zuge ein Lieblingsgegenstand europäischen Wissensdurstes und seit Vasco da Gama von Soldaten, Abenteurern, Kaufleuten, Glaubensboten und gelehrten Forschern nach allen Richtungen durchzogen und in jedem Sinne ausgebeutet, birgt Indien noch heutigen Tages Geheimnisse, die ihm seinen Charakter eines Tabellandes in einem gewissen Grade bewahren. Wer sind die „Affensmenschen“ mit lang herabhängenden Armen, platten Nasen, und mit bogenförmigen Runzeln im Gesicht, wie Naultaschen anzusehen, die zuweilen in Nothzeiten von den Gebirgen und aus den Dschungeln (Sumpfwaldnissen) hervorkommen? Möglich, daß sie die Reste der ältesten Ureinwohner sind, und daß die Lamulen oder Dravidastämme, denen man neuerdings einen türkisch-tatarischen Ursprung zuschreibt, nicht die eingeborenen Herren des Landes, sondern nur die ersten der iranischen und turanischen Eroberer sind, die den Weg durch die einzige Pforte im äußersten Nordwesten, durch das Thal von Kabul, gefunden haben.

Deckt den Eroberungszug des arischen Volks der Hindu auch nicht dasselbe Dunkel, in dem die Urgeschichte der Lamulen sich birgt, so ist doch auch hier Vieles für uns Geheimniß. Die Hindu haben ihre Geschichte in Theogonien und Heldensagen verwandelt. Die geographischen Grundzüge Indiens und die verschiedene Art, wie die Stämme der heutigen Bevölkerung untereinander gemischt sind, geben wenigstens einigen Anhalt. Indien scheidet sich in zwei große Massen, in das eigentliche Hindostan, das ein Continentaland



Cap Comorin.

ist, und in das Delhan, eine von zwei Meeren umgebene Halbinsel. Das Windhwa-Gebirge bildet die Scheidewand. Unsere Orientalisten überlegen den Namen in „das Zerrissene“ und erklären ihn durch die vielen Klüfte des Gebirgs. Unfern des Windhwa beginnen die Ghat oder Gangletten, welche in der Richtung gegen Süden laufen und auf beiden Seiten dem Meer in größerer oder geringerer Entfernung folgen. Im Norden Hindostans haben die Hindu sich zuerst niedergelassen und hier haben sie mit der Wuth von Eroberern, die ein Arpanarta, ein heiliges Reich, gründen, die Ureinwohner ausgerottet. Im weiteren Vordringen in Hindostan haben sie sich aber damit begnügt, die ersten Besizer des Landes zu unterjochen und zu ihren Hörigen zu machen. Auch durch das Windhwa-Gebirge sind die Hindu vorgegangen und haben dort ein großes Gebiet, das Land der Nahrattan, besetzt. Außerhalb dieses Gebiets findet man sie in der Regel nur an der Küste und im Tieflande. In den Gebirgen und wo sonst die Bodenbildung Schutz gewährte, haben die Tamulen sich behauptet und bilden zahlreiche Stämme oder Genossenschaften, welche die Hindusprache wegworfend als Kastträger, Fremde, Kastenlose, Diebe u. s. w. bezeichnet.

Der Ramayana, eines der beiden indischen Heldengebichte, besingt den Zug der Hindu durch das zerrissene Gebirge gegen Süden. Dieser Zug endete nicht am Cap Comorin, sein eigentlicher Zweck war vielmehr die Eroberung von Ceylon. Man sollte meinen, daß die Erinnerung an das größte Ereigniß

der Urzeit im Volke noch lebendig sein müsse, und daß mindestens das Cap Comorin, dieser großartige Schluß Indiens, von dessen schönen Felsmassen unser Bild einen ungefähren Begriff gibt, etwa auf die Weise in die indische Sage verflochten sein würde, wie das viel unbedeutendere moreotische Vorgebirge Matapan in die altgriechische. Allerdings beschäftigt sich die indische Sage mit dem hochragenden Vorgebirge, aber was sie erzählt, bezieht sich nicht auf den Kampf des göttlichen Helden Rama mit den Riesen der Zimmtinsel, sondern auf die Heirath einer Königstochter. Durch das lange Ausbleiben des Bräutigams verstimmt, verfluchte die Braut den Reis, der in ungeheuren Massen herbeigeschafft worden war, und verwandelte ihn in den lörrigen Granit des Caps. Bei dem ausdrucksvollsten Landschaftsbilde vorbeigehend, hat die Verehrung der Hindu eine kleine sandige und niedrige Insel zu ihrer Lieblingsstätte gemacht. Es ist die Insel Namisseram zwischen Ceylon und dem Festlande, an der Grenze der Sandbänke, die bei den Christen Ostindiens die Adamsbrücke heißen, und die dortige Pagode, die wir als eine der prächtigsten in unsrer Illustration ausgenommen haben, wird alljährlich von Tausenden von Pilgern besucht.

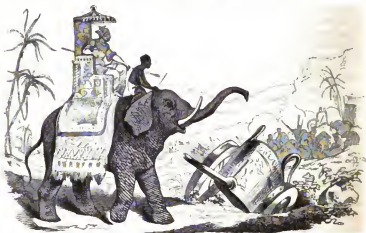
Mag der Marich Alexander's des Großen nach Indien auch weiter nichts gewesen sein, als ein abenteuerliches Unternehmen eines Ehrgeizigen, der sich durch seine Thaten den Göttern ebenbürtig machen wollte, so hat dieser Stolz in die Luft doch nach einer Seite hin die größten Wirkungen geübt. Nicht für



Pagode von Namisseram.

Indien, denn in der dortigen Bevölkerung haben sich die Eindrücke einer fremdartigen Cultur ohne Zweifel so schnell verwischt, wie die Furche, die das Schiff hinter sich zieht, in den Wellen verschwindet. Dagegen hat Alexander in den abendländischen Völkern jene Sehnsucht, die indischen Wunder zu schauen, geweckt, welche von da an, von Zeit zu Zeit

Umgestaltungen herbeigeführt. Der Einfluß der Araber blieb im Ganzen auf die Küsten- und Handelsstädte beschränkt, während im Norden die Herrschaft der Hindufürsten durch den Mohamedanismus gebrochen wurde. Das Reich des ersten mohamedanischen Eroberers, Mahmud des Ghazneviden, beschränkte sich auf das Pendschab und die nordwestlichen



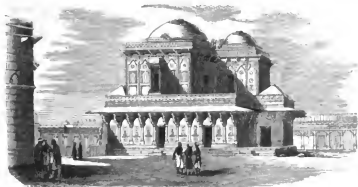
Altindische Krieger.

durch neue Berichte genährt, nie aufgehört hat, nach Befriedigung zu streben.

Die neueren Gelehrten, namentlich Burnes, haben die Verhältnisse von Alexander's Zug und die Grenze, wo die Meuterei seiner Soldaten ihn zum Halt zwang, genau nachgewiesen. Er ist nicht bis zum Setlehsch, geschweige denn bis zum Ganges gekommen. Die Flüsse, von denen wir bei Arrian lesen, gehören dem Jünffstromlande, dem Pendschab, an. Die Kathäer des griechischen Schriftstellers sind die heutigen Kattia zwischen dem Tschinab und dem Nawi. Die kriegerischen Bewohner des gegenwärtigen Landes der Siths haben in ihren Booten, ihren Wohnungen und Geräthschaften, in ihrer Kleidung, selbst in ihren Waffen Manches aus jener alten Zeit beibehalten und das obige Bild faßt, abgesehen von dem Kriegswagen, einem Küstzeug, von dem die Kathäer den ausgedehnten Gebrauch machten, ziemlich auf die heutige Zeit.

Nicht Seleukus, der den Ganges wirklich sah, nicht die alexandrinischen Griechen, die mit dem Südwestmonsun nach Ruziris oder Mangalore gelangten, nicht die nestorianischen Christen, die im fünften und sechsten Jahrhundert eingewandert sind, sondern die Mohamedaner, im Süden die Araber, im Norden türkisch-tatarische Völker, haben in Indien

Provinzen, und fast drei Jahrhunderte vergingen, ehe das Delhan erreicht und unterworfen wurde (1295 — 1316). Delhi, das uralte Indraprastha (Hochebene des Indra) und der Göttersitz der Pandus oder Sonnenkinder, war seit 1193 mohamedanische Residenz, und hier begründete der Timuride Baber 1526 die sogenannte mongolische Herrschaft, die wir richtiger die tatarische nennen würden. Sein zweiter Nachfolger Akber, dessen Geschichte wir durch das Werk seines Wesirs Abul Fazl genau kennen gelernt haben, stellte diese Herrschaft auf eine feste Basis und machte zugleich seine Regierung zu einer der wenigen und kurzen Perioden des Glücks, welche den despotisch regierten Völkern des Ostens beschieden sind. Das Andenken des toleranten und gerechten Kaisers würde auch ohne den glänzenden Palast von Juttipur Sitra, den er in der Nähe von Agra erbaut hat, im dankbaren Gedächtniß des Volkes fortleben. Der Theil des Palastes, den unser Bild zeigt, ist derjenige, in welchem sein Wesir Abu Fazl zu wohnen pflegte. Die drei nächsten Regierungen Dschehanghir's — der Name bedeutet Eroberer der Welt — Dschehan's und Aurangzeb's waren ebenfalls noch glücklich, wenn auch durch innere und äußere Kämpfe und wiederkehrende Auflehnung des Sohns gegen den Vater getrübt. Schah Dschehan hat in



Akber's Palaß, Fattipur Sikra.

Agra das berühmte Mausoleum erbaut, das unstreitig das schönste Bauwerk Indiens, nach englischen Urtheilen sogar der ganzen Welt ist. Die englische Regierung unterhält es mit musterhafter Sorgfalt. Seine Mauern, sein Dom, seine Minarets bestehen ganz aus weißem Marmor, die schöne Mosaiikarbeit aus Carneolen, Lapis Lazuli und Jaspis. In dem großen Saale, den der Dom überragt, sind die Gräber des Kaisers und seiner Lieblingsgemahlin Nur Dschehan. Die Kosten des Gebäudes mit seinen Gärten, in denen prächtige Springbrunnen von weißem Marmor stehen und die schönsten Bäume und Blumen vereinigt sind, werden auf zweiundzwanzig Millionen unsrer Thaler veranschlagt.

Der Fluß, den man auf unserm Bilde sieht, ist die Dschumna.

Aurengzeb (1659 — 1707) war der letzte kräftige Mongolenkaiser. Nach seinem Tode begann eine Periode des Verfalls und der Anarchie, die etwa mit der Zeit der Auflösung des oströmischen Reichs verglichen werden kann. Verschiedene Stämme oder Genossenschaften, Mahratten, Sikhs, Radschputen, Rohillas, traten als verwüthende Eroberer auf, die ehemaligen Statthalter und Wesire erklärten sich für unabhängig, und wer von dem eingebornen Adel irgend Geld oder Ansehen genug besaß, um Söldnerbanden werben zu können, der warf sich zum Fürsten oder Großfürsten (Radscha, Maharadscha) auf. Der Kaiser zu



Schah Dschehan's Mausoleum in Agra.

Delhi wurde zum Schatten, die neuen Regenten waren wenig mehr als wüste Todtschläger und Mordbrenner. Ihre Reiterhorden im Sturm über die reifen Ernten der Ebene hinwegjagen zu lassen, Dörfer und Städte niederzubrennen, ihre Nebenbuhler mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen oder in den Nezen einer treulosen Politik zu verstricken, darin bestand ihre Staatskunst. Den Engländern war es beschieden, die arme Bevölkerung Ostindiens aus diesem entsetzlichen Zustande zu erlösen.

Die ostindische Handelsgesellschaft, für die thatkräftige und geniale Männer den vollreichsten Colonialstaat der Welt erobert haben, wurde im Jahre 1599 mit einem Capital von 30,000 £strl. gegründet. Längere Zeit blieb auf Handel und die Ausdehnung ihrer Factoreien bedacht, mischte sie sich später, das französische Beispiel nachahmend, in die Händel der einheimischen Fürsten und wurde durch die Schlacht von Plassey übermächtig. Die wichtigsten späteren Ereignisse sind die Abtretung der Königreiche Bengalen, Behar und Orissa durch den Großmogul, die eine Folge jener Schlacht war, die Bewältigung der Sultane von Maissur (bis 1799) und der Mahratten (in den beiden Kriegen von 1803—1805 und von 1817—1819), die etwas frühere Erwerbung des ganzen Karnatis mit Einschluß von Arkoie, die Losreißung der wichtigsten Himalayapässe von Nepal (1816), die Eroberung Ceylons (1815), der birmanischen Gebiete Assam, Arakan, Pegu und Tenasserim (1825 und 1853), Sind (1843), des Pendschabs und Peshawars (1845 und 1849). Durch diese Erwerbungen und Eroberungen sind die Engländer im Süden, Norden und Westen bis zu den natürlichen Grenzen Ostindiens vorgedrungen und haben im Osten nach Hinterindien hinübergegriffen. Ihre Aufgabe ist nicht mehr, zu erobern, sondern das Gewonnene zu behaupten.

Die Bevölkerung, der gegenüber diese Aufgabe erfüllt werden muß, ist eine sehr gemischte. Die drei großen Gruppen der Mohamedaner, Hindu und Tamulen, in die sie zerfällt, begreifen jede eine Menge von Unterabtheilungen in sich, die wir zum Theil kaum nothdürftig kennen. Die Kopfszahl jeder der drei Gruppen läßt sich nur nach ganz unsichern Schätzungen angeben. Die Mohamedaner sollen zehn bis siebzehn Millionen zählen, die weder zum Hinduismus noch zum Islam bekehrten Tamulen sechzehn Millionen; die übrigen sind Hindu. Die Mohamedaner vertheilen sich auf die einzelnen Provinzen etwa so, daß sie im Pendschab 60, in Sind 50, in den nordwestlichen Provinzen 15, in Bengalen und den ehemals

birmanischen Gebieten 8, in dem übrigen Indien 4% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Sie sind die Nachkommen der Eroberer, die zu Lande oder zu Wasser in Indien eingebracht sind, also ihrem Ursprung nach Araber, Afghanen, Perser, Türken und Beludschern. Sie sind kriegerisch und verhalten sich gegen jeden europäischen Einfluß äußerst feindselig. Sie theilen sich in die beiden bekanntesten Secten der Sunniten und Schiiten, die sich oft unter einander mit demselben Fanatismus bekämpfen, mit dem sie gemeinschaftlich den Hindu und den Christen entgegengetreten. Barbaren nach mittelalterlicher Art haben sie ihre Macht, wo sie noch solche besitzen, regelmäßig dazu benutzt, die Kaufleute zu brandschöpfen, ihre Jagdsorsten auszudehnen und die schlimmste Haremswirtschaft zu treiben. Das Resultat ist überall dasselbe; großes Elend, wenig Handel, keine Straßen und gänzliche Unwissenheit der Vornehmen wie der Geringen.

Zwischen den Hindu, zu denen sie nach ihrer Abstammung zählen, und den Mohamedanern stehen die Sids, eine Religionsgenossenschaft des Pendschabs, die im funfzehnten Jahrhundert entstanden ist. Sie sind von ihren ursprünglichen Glaubenssätzen und den Geboten ihres Stifters Nanik, nur einen Gott zu verehren, über Religionsfachen nie zu streiten und häufig zu haben, später abgewichen, und trotz der Annahme eines Gemischtes von Regeln des Korans und der Beda's arge Fanatiker geworden, die nicht anders mehr beteten, als indem sie das Schwert mit beiden Händen umfaßten und Gott gelobten, bis zum Tode für den reinen Glauben kämpfen zu wollen. Die beiden glücklichen Feldzüge der Engländer im Pendschab haben ihre große Macht und, wie es scheint, auch ihren wilden Unabhängigkeitsstern gebrochen.

Die Hindu der Ebenen sind trotz ihres großen passiven Muths ein weibisches Geschlecht. Sie ertragen Qualen und den Tod mit mertwürdiger Hingebung, aber den activen Muth, der sich läßt auf den Feind wirft und in der Vertheidigung ausharrt, so lange Mästeln und Sehnen zusammenhalten, besitzen sie nicht. Eine Ausnahme machen einige Stämme, namentlich der Berge, die Mahratten, Gorkhas, Radschputen u. a. m. In Bengalen sind sie schwächlich, aber durch eine außerordentliche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit der Glieder ausgezeichnet. Ihr Gesicht ist oval, das Auge in der Regel dunkelbraun, das Haar lang, schwarz und schlief. Gegen Süden wird die Gesichtsfarbe immer dunkler, und den Engländern gelten alle Hindu ohne Ausnahme für Nigger. Die Frauen der untern Classen sind nicht weni-



Hindu im Teltan.

ger als anziehend, bei denen der obern Stände findet man häufig die anmuthigsten Formen. Unser Bild zeigt Hindu des Südens mit den Waffen, die zur Zeit der Landung der Portugiesen im Gebrauch waren. Eine kindische Vorliebe für Schmucksachen ist allen Hindu gemein. Fein, scharfsinnig, sind sie unter ihren tyrannischen Herrschern listig, unehelich, lügnerisch und betrügerisch geworden. Ihre vier ursprünglichen Kasten der Brahminen oder Priester, der Kschetrias oder Krieger, der Waijyas oder Kaufleute und der Sodräs oder Handwerker und Arbeiter haben sich durch eine Menge von Unterabtheilungen vervielfältigt.

Die Tamulen sind in so viele ganz ver-

schiedene Stämme getheilt, daß sich kein allgemeines Bild von ihnen entwerfen läßt. Die Bewohner des eigentlichen Tamulensandes, dessen größte Stadt Madras ist, schilbert Graul als träg, sinnlich und lügenhaft. Die Kulis in den westlichen What bis Bombay und weiter südlich, deren Name, weil sie hauptsächlich als Lastträger benutzt werden, auf alle Arbeiter überhaupt übergegangen ist, zeichnen sich durch Fleiß aus. Die Santals an der westlichen Grenze Bengalens, mit denen die Engländer 1855 zu kämpfen hatten, erregen durch eine patriarchalische Ehrlichkeit Aufsehen.

Unser Urtheil über den sittlichen Charakter der Hindu ist lange irre gegangen, weil wir



Ein indisches Fürstenthum.

ihre Vergangenheit zu sehr im Auge hatten. Entschiede das über ihren eigentlichen Gehalt, was ihre Voreltern in früher, zum Theil vorchristlicher Zeit in der Philosophie und Moral, in der Poesie und Kunst gedacht und geschaffen haben, dann allerdings mühten wir sie sehr hoch stellen. Diese Mächte, die der Volksgeist einst gezeitigt hat, kennt leider der heutige Hindu nicht mehr, und sogar die Bandentmale seiner Vergangenheit, so laut sie zu seinen Sinnen reden, versteht er nicht. Viele der ältesten und schönsten Bauten gelten ihm für unrein. Für uns sind diese alten Bauten überaus merkwürdig, weil sie Vorbilder der ägyptischen Tempel und Pyramiden, der Caryatiden und der geglie-

sind ein verkommenes Geschlecht, und sie auszurichten kann nur die langsame Arbeit von Jahrhunderten sein.

Grausamkeit ist ein Charakterzug, der bei allen Völkerguppen Indiens wiederkehrt. Der weibliche Hindu am untern Ganges ist furchbarer Wuthausbrüche fähig und verhängt über seine Kinder, über seine Diener Strafen, die wirkliche Martern sind und die Gesundheit gefährden. In den Gefilden, die unsre Dichter so idyllisch schildern, sind Verbrechen im Schwange, denen man auf europäischem Boden seit Jahrhunderten nicht mehr begegnet. Ganze Völkerschaften bringen Menschenopfer dar, und an der nordwestlichen Küste des Golfs von Bengalen gab es, ehe die



Thür von Lahore.

berten Säule, des Domes, ja der Ornamentik des italienischen Wiedergeburt-Styls enthalten, zu welchem Allen die mohamedanische Architektur noch gothische Anklänge fügt. Um der Gegenwart näher zu bleiben, legen wir unsern Lesern kein altindisches Tempelbild vor, sondern wählen zum Vertreter der Hindu-Baukunst den Palast eines Radshah's. Es ist das Schloß von Kammaghur am rechten Ufer des Ganges, nahe bei Benares. Des Vergleichs wegen fügen wir ein mohamedanisches Bauwerk hinzu, ein Thür von Lahore aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft.

Der Contrast zwischen diesem glänzenden Eingange und den dürftigen, schmutzigen Straßen, zu denen er fährt, ist nicht größer als der Contrast zwischen dem alten und dem heutigen Indien. Die Hindu der Gegenwart

Engländer energisch einschritten, eine eigene Rasse der Panwas, die sich davon ernährte, daß sie Kinder aus den Ebenen in die Berge führte, damit es in den Zeiten der Ausfaat nie an Opfern für die Gottheit fehle. Ten Suttis oder Wittwenverbrennungen haben die Engländer ein Ende gemacht, die Ermordungen der weiblichen Kinder durch die Eltern, auch wohl durch die Diener des Hauses, dauern wenigstens in den halb unabhängig gebliebenen Staaten fort. Gewöhnlich ist es der Stolz des Vaters, der dieses Verbrechen hervorruft. Nicht im Stande, für mehrere Töchter die kostspieligen Hochzeitsfeierlichkeiten zu veranstalten, tödtet er sie lieber, ehe er die Schande erlebte, sie Männer niedern Ranges wählen oder unverheiratet bleiben zu sehen. Dieses Verbrechen muß in ausgedehntem

Masthabe begangen werden, denn es gibt im mittlern und östlichen Indien Bezirke, wo die weiblichen Kinder nur den vierten und fünften Theil aller Kinder ausmachen.

So bekannnt die Engländer nach einer siebenzigjährigen Herrschaft mit den dunkeln Nachtseiten in dem Charakter der Hindu geworden waren, fühlten sie sich doch von Entsetzen ergriffen, als sie halb zufällig bei den Nachforschungen, welche das spurlose Verschwinden einiger beurlaubter Sipahis hervorrief, die Entdeckung machten, daß es eine eigene und zahlreiche Kaste gebe, für die der Mord zugleich Lebensunterhalt und Religionspflicht sei. Die Thags dienen der Göttin Kali und je mehr Menschen sie erwürgen, desto wohlgefälliger werden sie dieser Schrecklichen. Sie beten zu ihr, ehe sie morden, sie danken und opfern ihr, wenn sie ihr Werk vollbracht haben. Sie haben ihre Priester, ihre Kasten der Aufführer, Mörder und Todtengräber, ihre festen Regeln des Mordens und Begrabens, von denen abzuweichen eine Gottlosigkeit wäre. Sie schließen sich arglosen Reisenden an und werfen ihre Schlinge, die ihre einzige Todeswaffe ist, wenn sie des Erfolgs ganz sicher sind, während ihre Opfer beten, essen oder schlafen. Oberst Sleeman, der die Maßregeln gegen sie leitete, hat in seinen Rambles and Recollections über die Erfolge der englischen Thagpalisei Bericht erstattet. Von 1830 — 1837 wurden 3266 Thags den Gerichten überliefert. Nehmlich glaubte man sie ausgerottet zu haben, und immer wieder stieß man auf Spuren ihrer scheußlichen Thätigkeit. Bei der Eroberung des Bendischahs fand man sie so massenhaft vor, daß ein eigenes Thagggefängniß eingerichtet werden mußte. Zuletzt war das Königreich Kubb ihr Schlupfwinkel.

Keine Kaste, wohl aber eine geschlossene und gut organisirte Gesellschaft, sind die Datureas oder Gistmischer. Es gibt ihrer zu Hunderten, und auch sie haben wie die Thags ein festes System und heilig gehaltene Satzungen. Zu zahlreichen Banden vereinigen sich, namentlich in den nordwestlichen Provinzen, die Daluits oder Räuber. Die Grausamkeiten, welche sie begehen, sind entsetzlich, und in welchen Massen sie auftreten, beweist die Thatfache, daß in den Jahren 1833 — 1836 nicht weniger als 14,168 Daluits vor Gericht standen. Noch größer ist die Zahl der hinterlistigen Verbrechen, die keinen Muth erfordern, der Fälschungen, Betrügereien, Meineide. Der falsche Schwur bildet im wirklichsten Sinne des Worts ein legitimes und unentbehrliches Beweismittel der Hindu. Wird Jemand fälschlich als Schuldner für eine gewisse Summe belangt, so hütet er sich wohl, zu leugnen, denn er

weiß, daß sein Gegner um Zeugen nicht in Verlegenheit ist. Nein, er giebt den Klagegrund zu, aber er führt seinerseits durch meineidige Zeugen den Beweis, daß er gezahlt habe. In Bengalen hat der Meineid seinen Marktpreis — er kostet einen Ana, nach unserm Gelde etwa 1 Sgr. 5 Pf. Die Häufigkeit des Ehebruchs führt uns zu der faulsten Stelle der indischen Zustände, auf die Stellung der Frauen. In der tiefsten Unwissenheit erhalten — es gibt in ganz Bengalen nicht eine einzige Mädchenschule, und alle Bemühungen der Engländer haben kein Resultat gehabt — und dazu bestimmt, im Verein mit andern Gefährtinnen den wegfelenden Launen des Mannes zu dienen, kann die Frau keinen sittlichen Halt haben und wenig oder nichts zur Ausbildung ihrer Kinder beitragen.

Das ist das Volk, mit dem die englische Regierung zu thun hat. Sagt man, um das Anomale ihrer Stellung zu schildern, daß es für sie sich darum handle, in ungeheurer Entfernung vom Mutterlande mit einer Handvoll Europäer 170 Millionen Menschen zu beherrschen, so muß man, will man alle Schwierigkeiten mit einem Male nennen, noch hinzufügen, daß die Regierenden diese Millionen bis jetzt höchst unvollkommen kennen, und daß sie von ihnen theils bitter gehaßt, theils als unrein verabscheut werden. Ein orientalischer Herrscher würde in dieser Lage den Schrecken zu seinem Lösungswort machen, die Engländer haben in europäisch-christlichem Geiste regiert.

Die englische Regierung Indiens ist eine doppelte, eine im Mutterlande und eine in der Colonie. Die im Mutterlande baut sich in ihrem untern Theile traus und schief aus Gewalten auf, die im Laufe der Zeit den Boden unter den Füßen verloren, aber noch grade so viel Macht behalten haben, um hemmen und verzögern zu können. Die Generalversammlung der Actienhaber, die eigentlich legitime Gewalt, gilt im Grunde gar nichts mehr, wenn sie auch noch Anordnungen über Lebendinge treffen darf und bei der Ertheilung von höheren Gnadengehalten und Geldbelohnungen gehört werden muß. Der Hof der Directoren, der die Regierungsgewalt an sich genommen hatte, mußte sie seinerseits an den geheimen Ausschuß, der aus drei Mitgliedern besteht, abtreten, und jetzt entscheidet in allen wichtigen Dingen nicht mehr dieser geheime Ausschuß, sondern der Vorspender des Controlamts, der ein königlicher Minister und als solcher dem Parlament verantwortlich ist. Die nominelle Verfassung der Regierung im Mutterlande enthält über die Beziehungen dieser verschiedenen Behörden eine ziemliche Anzahl von Be-

stimmungen, in der Wirklichkeit ist das Verhältnis so, daß der Hof der Directoren gegen Entscheidungen des Controlamts binnen vierzehn Tagen Vorstellungen machen kann, und daß das Controlamt nach dieser Frist volle Freiheit hat, auf seinem Willen, der in diesem Falle sogleich zum Befehl wird, zu bestehen. Nachdem die ostindische Handelsgesellschaft 1833 ihr Handelsmonopol und der Directorenhof 1853 durch die Einführung des allgemeinen Concurfes sein einträgliches Patronatrecht verloren hat, besitzt das gewöhnliche Mitglied weiter nichts mehr als seine 10½% Interessen und der Director sein Jahresgehalt von 500 Pfund.

auf dem nächsten Bilde macht den Uebergang von dem einen Stadttheil in den andern.

Der in Calcutta residirende Statthalter regiert außer seiner eigenen Provinz ganz Indien mit Ausschluß von Ceylon, welches der Krone unmittelbar unterworfen ist. Bei Strafe des Hochverraths verbunden, alle von London ankommenden Befehle auszuführen, ist er von fünf Räten umgeben, ohne an deren Gutachten gebunden zu sein. Darum heißt es in der Eingangsformel seiner amtlichen Erlasse: Der Generalstatthalter in seinem Rath befehlt u. s. w. (the governor general in council, und nicht the governor general and council). Auch die beiden andern



Regierungshaus in Calcutta.

Der Sitz der indischen Regierung ist Calcutta. Handelsbedürfnisse haben über diese Wahl entschieden, die in politischer Beziehung nicht unglücklicher hätte getroffen werden können. Die „Stadt der Paläste“ ist ebenso entlegen wie ungesund, und nicht selten „entläuft“ der Generalstatthalter seinen Rathen und der Regierungsjorgen, um in einer der nördlichen Gesundheitsstationen kühlere Luft einzuathmen. Besonders Lord Ellenborough hatte diese Gewohnheit, der man die vielen Mißgriffe seiner Verwaltung zuschreibt. Man hat statt Calcutta's Allahabad zur Residenz vorgeschlagen, und noch passender wäre Delhi mit seinen tausend Erinnerungen an die Herrlichkeit der Hindu- und Mougolen-Herrschaft.

Der Palast des Generalstatthalters, von dem wir eine Abbildung beifügen, ist ein der hohen Stellung dieses Beamten würdiges Gebäude. Marquis Wellesley erbaute ihn an dem südlichen Endpunkte des Maidan, eines großen mit Rasen besäeten Platzes. Der anstoßende, von Europäern bewohnte Theil der Stadt erinnerte den Bischof Hebert an Petersburg. Um so unscheinbarer ist der Theil von Calcutta, der den Eingeborenen geblieben ist. Der Bazar der Chilpore-Straße

Präsidentenschaften Bombay und Madras haben jede ihren Statthalter und ihren Rath. Ferner existirt in jeder der drei Präsidentenschaften ein Obergericht, dessen Gerichtsbarkeit sich über die in seinem Bezirke lebenden Engländer erstreckt. Jeder Statthalter hat Secretäre, eine Art verantwortlicher Minister, zur Seite, und es bestehen Oberbehörden (boards) für Einkünfte, Controle und Finanzen überhaupt, wie besondere Ämter für Zölle, Salz und Opium.

Die Zahl der übrigen englischen Beamten ist nach unserm Continentalbegriffen eine unbegreiflich kleine. Die ostindischen Bezirke sind sehr groß und werden in Bombay durchschnittlich von 600,000, in den nordwestlichen Provinzen von 730,000, in Madras von 800,000, in Bengalen von 1,000,000 Menschen bewohnt. Ein jeder solcher Bezirk hat nur drei englische Beamte, denen wenige europäische Gehülfen beigegeben sind: einen Bezirkverwalter, der die Ordnung aufrecht erhält, für die Strafen, Präden und Canäle sorgt, die Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten beaufsichtigt und kleinere Vergeben straft, einen Steuereinnahmer und einen Richter, der als mittlere Instanz zwischen die

einheimischen Untergerrichte und die mit Engländern besetzten Obergerichte (Sudder Adawlut, in jeder Präsidentschaft eines) tritt.

In ganz Indien gab es 1856 nicht mehr als 808 englische Beamte. Sie werden sehr gut bezahlt, denn die durchschnittliche Besol-

daß man den niedern Aemtern, zu denen man Hindu und Mohamedaner zuläßt, erweiterte Befugnisse und höhere Besoldungen gegeben hat. Die höchsten, für Eingeborene erreichbaren Stellen sind die eines Unterrichters (in drei Abstufungen principal sudder



Bazar in Calcutta.

dung eines Civilbeamten kann zu 1780 Pstl. angenommen werden. Aber man fordert auch sehr viel von ihnen, namentlich Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, und Jeder von ihnen setzt in dem glühenden Klima seine Gesundheit auf's Spiel. In den untern Reihen wird kaum einer dieser Beamten Geld sparen können. Die Sitten des Landes machen eine zahlreiche Dienerschaft nöthig, deren Unterhalt 167 Pstl. jährlich kostet, und wollen Eltern nicht die gewöhnlichste Sorgfalt für Leben und Gesundheit der Kinder vernachlässigen, so müssen sie dieselben in England erziehen lassen.

Man hat den Eingeborenen ihre Gesetze gelassen, den Hindu ihre alten Satzungen, den Mohamedanern ihren Koran, und die Verordnungen der ostindischen Gesellschaft, die von Lord Cornwallis 1793 zu einer Sammlung vereinigt worden sind, verstoßen im Ganzen gegen diese Klugheitsregel nicht. Aber an der Ausführung ihrer eigenen Gesetze in den höheren Behörden Antheil zu nehmen, gestattet man den Eingeborenen nicht. Die von Lord William Bentinck 1831 zuerst verfügten und seitdem fortgesetzten Vergünstigungen erstreckten sich nicht weiter, als

ameen, sudder ameen und munsiff), eines Zollbeamten und eines Angestellten bei der Salz- und Opiumverwaltung. Solcher Beamten gibt es in der Präsidentschaft Bengalen 1850, und ihre Besoldung bewegt sich innerhalb der Grenzen 100 und 1200 Pstl. jährlich. Einheimische Beamte überhaupt hatte die Präsidentschaft zu Anfang des vorigen Jahres 45,538 und der kleinste Besoldungssatz war 2 Rupien oder etwa 4 Schilling monatlich.

Der Zustand, in dem sich die einheimische Polizei befindet, läßt die Uebertragung höherer Stellen an Eingeborene kaum als thunlich erscheinen. Schon die regelmäßige, der Controle der Regierung unterworfenen Polizei ist eine Geißel für das Land. „Ich glaube,“ erklärte der hochgebildete und menschenfreundliche Hindu Dattarnath Tagor vor einem Parlaments-Ausschusse, „daß die ganze indische Polizei vom Darogaah (erstem Polizeibeamten eines Unterbezirkes, deren Bengalen 469 hat) bis zum letzten Diener abwärts ein Krebschaden ist, und daß man nicht in einem einzigen Falle sein gutes Recht erlangen kann, wenn man sich nicht den Schutze dieser Beamten mit Geld erkaufte.“ Diese Polizei

verhaftet Unschuldige und läßt die wirklichen Verbrecher, die sich mit ihr verständigt haben, in Freiheit, sie soltert, begehrt Erpressungen und brandschatzt ganze Dörfer, ohne daß die eingeschüchterte Bevölkerung zu klagen wagt. Noch schlimmer treibt es die Dorfpolizei, eine ruchlose Bande, deren Zahl in ganz Indien sich auf 170,000 Menschen beläuft. Weil der Eingeborene mit Recht jede Verührung mit dieser Polizei fürchtet, kommt nicht die Hälfte aller Verbrechen zur Anzeige. Die Engländer glaubten erträglichere Verhältnisse herbeizuführen, wenn sie jedem Dorfe die Ernennung seiner Polizeibeamten überließen. Es trat keine Besserung ein, da die Bauern ganz unter dem Einflusse der großen Grundbesitzer stehen, und diese Zemindare ihre seit unvorordenlichen Zeiten beibehaltene Gewohnheit, ihre Polizei gleich einer Räuberbande zu benutzen, nicht ändern wollen.

Von dem jungen Manne, der indischer Civilbeamter zu werden wünscht, fordert man eine Menge von Kenntnissen in der Geometrie, Algebra, Astronomie, Statik und Dynamik, im Griechischen, Lateinischen, Persischen, Sanskrit und Hindostan, in der Nationalökonomie, in der allgemeinen und in der indischen Geschichte, und unterwirft ihn fünf Prüfungen, ehe man ihn für tüchtig erklärt. Der junge Mann, der der ostindischen Gesellschaft seinen Degen anbietet, hat, wenn er weder in der Artillerie noch in das Genie eintreten will, nur zu beweisen, daß er zwischen sechs- zehn und zwanzig Jahre alt ist und die gewöhnliche Gymnasialbildung besitzt. Als Junker kommt er nach Indien, bleibt einige Wochen im Fort William, wird an ein Regiment abgegeben und lernt nun erst unter der Leitung eines Unterofficiers ein Jahr lang den Dienst.

Der Stellenlauf existirt in der ostindischen Armee nicht, wohl aber das Auktalzen, d. h. es ist gestattet, daß die Officiere, um schneller vorzurücken, einen Vorgesetzten durch eine Geldsumme, welche sie unter sich aufbringen, zum Rücktritt bestimmen. Schnelle Beförderungen sind nichts weniger als häufig. Jeder rückt nach dem Dienstalter vor, und die „Ernennung durch Brevet,“ die man als Belohnung glänzender Thaten eingeführt hat, ertheilt bloß im Felde einen höheren Grad und führt keine Gehaltsvermehrung herbei. Havelock, der Erretter der Besatzung von Ladnau, hat dreißigundzwanzig Jahre als Subalternofficier gedient. Das durchschnittliche Einkommen eines Civilbeamten beträgt, wie wir gesehen haben, 1780 Kstrl., das eines Officiers bloß 480. Der Fähnrich erhält 202 Rupien monatlich, der Lieutenant 256, der wirkliche Hauptmann 465, der Major 780, der wirkliche Oberst 1032, der wirklich Com-

mandirende des Regiments, der in der Regel nicht der Oberst ist, hat 400 Rupien monatliche Zulage zu seinem Sold.

Die Stellung der Officiere ist eine verschiedene, je nachdem sie zu den königlichen Truppen, welche die Krone der Gesellschaft zur Verfügung stellt, oder zu den eigenen Truppen der Gesellschaft, die von ihr erworben und ausschließlich in Ostindien verwendet werden, gehören. Der Officier der königlichen Truppen dünkt sich vornehmer, aber der Officier der Gesellschaft ist in der Hinsicht bevorzugt, daß nur er zu einträglichen außerordentlichen Beschäftigungen verwendet werden darf. Wer der orientalischen Sprachen mächtig ist, oder zu diplomatischen Sendungen, topographischen Arbeiten, in einer Beamtenstelle verwendet werden kann, bezieht in dieser Eigenschaft und als Officier doppelten Gehalt, und solche Stellen werden daher sehr gesucht. Alle diese Angestellten, ferner diejenigen, welche in den Stab, in das Commissariat und in eines der unregelmäßigen Regimenter befehligt worden sind, figuriren in den Listen fort, fehlen aber beim Regiment. Die Zahl der auf diese Weise Fehlenden betrug 1856 bei der Armee von Bengalen 530, nämlich 136 in bürgerlichen Stellen, 44 im Stabe, 130 beim Commissariat und 220 bei unregelmäßigen Regimentern. Noch haben wir eine zahlreiche Classe Nichtanwesender nicht genannt — die Classe der Beurlaubten. Es ist vorgekommen, daß ein Fähnrich der höchste beim Regimente anwesende Officier gewesen ist, und Balbezen (Les Anglais et l'Inde, p. 86.) hat sogar von einem Arzt gehört, der einige Monate lang eine Truppe befehligt habe.

Alle indischen Soldaten, die europäischen wie die eingeborenen, werden angeworben. Die Löhnung des europäischen Soldaten beträgt 15 Rupien monatlich; nicht bloß Brot und frisches Fleisch, Salz und Holz, sondern auch Thee, Bier und Rum werden ihm geliefert, wenn er nicht, wie es zuweilen geschieht, statt der Lebensmittel eine Entschädigung in Geld, batta genannt, erhält. Sein Leben würde im Vergleich zu dem des deutschen Soldaten ein behagliches zu nennen sein, wenn nicht das Klima viele Unannehmlichkeiten und Gefahren hätte. Obgleich man die königlichen Regimenter, ehe sie ihren fünf- undzwanzigjährigen Dienst in Indien antreten, eine Zeit lang auf Zwischenstationen, auf Malta, in Gibraltar, am Cap, in Australien, verweilen läßt, werden sie dennoch schwer von Krankheiten heimgeführt. Von 1000 Mann sind immer 129 im Hospital, und jeder Soldat pflegt jährlich dreimal auf der Krankliste zu erscheinen. In England sterben

jährlich von 1000 Soldaten 15, und in Ostindien beträgt die Sterblichkeit:

In Bengalen. Madras. Bombay.

bei d. europ. Offic.	2,9	—	—	v. 100
„ „ „ Sold.	7,38	3,846	5,078	„
„ „ „ Sipahis	1,79	2,096	1,291	„

Die viel geringere Sterblichkeit der bengalischen Sipahis im Vergleich zu der bei den Sipahis von Madras erklärt sich daraus, daß die ersteren, meistens Männer von hoher Rasse, sich der starken Getränke enthalten, und die Sipahis von Madras, die aus den untern Classen hervorgehen, die Unmäßigkeit der europäischen Soldaten nachahmen. In einzelnen Fällen übersteigt die Sterblichkeit bei den europäischen Regimentern das oben angegebene mittlere Verhältniß bei Weitem. So hatte das 98. Regiment, das bei seiner Landung 718 Mann zählte, nach acht Jahren noch 109 Mann von diesem ursprünglichen Bestande am Leben.

Mit der Anwerbung der Sipahis braucht sich die Regierung keine Mühe zu geben. Sie melden sich freiwillig, und wenn ein alter Soldat auf Urlaub in seiner Heimath gewesen ist, bringt er gewöhnlich einen oder mehrere Burschen seines Dorfes mit, die man annimmt, nachdem sie eine Befcheinigung über ihre Rasse eingereicht haben und von dem Arzt für diensttüchtig erklärt worden sind. Ein bestimmtes Alter ist für die Recruten nicht festgesetzt; sie sind meistens zwischen 18 und 22 Jahre alt. Die Sipahis repräsentiren alle Volksstämme und Religionen Indiens. In Bengalen hat man vorzugsweise Leute höherer Kasten und angesehenere Mohamedaner eintreten lassen, theils ihrer Nüchternheit wegen, theils um das Ansehen der Sipahis bei der Bevölkerung zu erhöhen. Am 1. Januar 1856 dienten in den einheimischen bengalischen Regimentern 27,993 Hülfsputen (lauter Mitglieder der Kriegerkaste), 24,849 Brahminen, 13,920 Leute aus niederen Kasten, 12,416 Mohamedaner und 1076 Christen. Ihre Heimath hatten diese Soldaten größtentheils in den nordwestlichen Provinzen und in Kudd, welchem Königreiche allein 40,000 angehörten. In den beiden andern Präsidentschaften sind es die niedrigsten Kasten, welche die Hindu-Sipahi liefern. In der Armee von Bombay dienen viele Juden, denen man als tapfern und gehorsamen Soldaten vor allen andern den Vorzug gibt. Für die ganze indische Armee nimmt man das folgende Verhältniß an: $\frac{1}{2}$ Mohamedaner und $\frac{1}{2}$ Hindu, unter den letztern $\frac{1}{10}$ Sikhs. Die Reiterregimenter bestehen zur Hälfte aus Hindu, zur Hälfte aus Mohamedanern.

Jeder Sipahi verpflichtet sich auf nicht mehr als drei Jahre und geht nach Ablauf

dieser Zeit eine neue Capitulation ein. Nach fünfzehn Jahren wird er pensionsfähig. Die Löhnung besteht beim Fußvolk für den Soldaten aus 7—9 Rupien monatlich (nach dem Dienstalter verschieden), für den Raid oder Corporal aus 12, für den Havildar oder Unteroffizier aus 14, für den Dschemmar aus 40, für den Subadar aus 60. Die beiden letzten sind Officiere, die aber im Range dem jüngsten europäischen Fähnrich nachstehen, und dieselbe Stellung einnehmen wie der master in der Marine. Nahrung und Kleidung muß der Sipahi von seinem Solde bezahlen, die letztere erhält er stets zu einem festen Preise geliefert; im Felde auch den Reis. Lebt er sparjam, so kann er jährlich 36 Rupien zurücklegen oder seiner Familie schicken. Die Pension ist für den Sipahi auf 4, den Raid auf 7, den Havildar auf 9, den Dschemmar auf 13, den Subadar auf 25 Rupien monatlich festgesetzt. Im Jahre 1844 gab es in Bengalen 22,381 Soldaten und 1730 Familien, welche Pensionen bezogen.

Neun Monate genügen, aus dem Sipahi einen fertigen Soldaten zu machen. Da seine Uniform mit Ausnahme der runden wollenen Mütze, die er statt des Tschalos trägt, jener der europäischen Regimenter gleicht, so könnte man ihn seiner Haltung nach für einen Engländer halten, wenn er nicht etwas schlaff marschirte, seine Waffen mit einer gewissen Unsicherheit handhabte und von seinen Schuhen in Verlegenheit gebracht würde. Außer Dienst wird er augenblicklich zum reinen Indier, entkleidet sich aller Uniformstücke, gürtet sich mit seinem Taschentuche und lauert affenähnlich am Boden nieder.

Außer den königlichen Truppen, den Regimentern der Gesellschaft und den Sipahis gibt es noch unregelmäßige Truppenkörper, Hülfsstruppen der eingebornen Fürsten, mit ungeordneten, mit Puntensinten, Schwertern und Schilden bewaffneten Haufen, welche von den Finanzbehörden, der Polizei und der Justiz verwendet werden. Da auf das numerische Verhältniß der europäischen und der eingebornen Truppen unter den jetzigen Verhältnissen sehr viel ankommt, dürfen wir es nicht umgehen, eine Armeeliste aufzustellen. Am 1. Januar 1856 war der Etat der indischen Armee folgender:

Officiere im Dienst der Gesellschaft	6,215 M.
Königliche Reiterei	1,400 „
„ Infanterie	24,000 „
Europäische reitende Artillerie	2,660 „
Einheimische	440 „
Europäische Fuß-Artillerie	4,040 „
Einheimische	4,480 „
Europäische Infanterie der Gesellschaft	9,000 „

Einheimische Infanterie der Gesellschaft	170,000 R.
Einheimische unregelmäßige Infanterie	51,150 "
Einheimische regelmäßige Reiterei	9,450 "
„ unregelmäßige „	23,780 "
Zusammen	306,819 R.
	mit 516 Geschützen.

Thornton hat eine niedrigere Zahl, nämlich 290,000 Mann, worunter 50,000 Europäer. Auf die drei noch immer gesonderten Armeen der Präsidenschaften verteilen sich die Mannschaften nach diesem Schriftsteller so, daß Bengalen in 128 Stationen 174,000 Mann, Bombay in 27 Stationen 59,000 und Madras in 33 Stationen 57,000 besetzt.

Jedes regelmäßige Sipahi-Infanterieregiment hat an europäischen Officieren einen Oberst, einen Oberlieutenant, einen Major, sechs Hauptleute, zehn Lieutenants und fünf Fähnriche, an einheimischen Officieren zehn Subadars und zehn Pshemadars, bei den europäischen Reiterregimentern stehen zwanzig europäische und zwölf eingeborne Officiere. Bei den unregelmäßigen Regimentern ist die Zahl der europäischen Officiere in der Regel auf zwei Subalterne beschränkt, von denen einer den Befehl führt und der andre Adjutant ist.

Wie überall zeichnen sich die englischen Officiere Indiens durch ihren tollkühnen Muth aus. Im Friedensdienste sind sie nichts weniger als eifrig. In dem Buche *Life and Opinions of General Charles Napier* lesen wir schlimme Urtheile über sie. Der Eroberer von Sind nennt sie Sybariten und alberne Narren, welche sich täglich verschlechterten, Scherbet machten, Champagner tranken und die Sonne vermieden. Nicht sie, sagt der General hinzu, sondern die Subadars, „Männer von hoher Kaste und löhmem Sinn, beharrliche, nachdenkliche, sehr eifrige und militärische Leute,“ seien die Lehrer der Soldaten, und man werde es dereinst erleben, daß die Armee den unerfahrenen Cadetten von den Subadars entrisen werde.

Zu den obigen Zahlen des Heeres sind noch die Contingente der einheimischen Fürsten, 32,300 Mann, und die Polizeisoldaten, Zoll- und Finanzwachen, etwa 300,000 Mann, zu rechnen. Die europäischen Soldaten verschwinden in dieser Masse, je einer kommt auf 2541 Einwohner. Ein solches Verhältnis existirt nicht einmal in den Vereinigten Staaten, wo von 1822 Einwohnern immer einer Soldat ist.

Mit einem solchen Minimum europäischer Streitkräfte Ostindien gewaltsam niederhalten zu wollen, ist den Engländern nie in den Sinn gekommen. Sie haben die Erhaltung

und festere Begründung ihrer Herrschaft vielmehr von moralischen Mitteln erwartet. Was in dieser Beziehung geleistet, was vernachlässigt und was positiv gesündigt worden ist, wollen wir so vollständig, unparteiisch und kurz wie möglich zusammenstellen.

Es ist gewiß, daß die heutige englische Regierung die beste ist, deren Ostindien in den geschichtlichen Zeiten sich jemals zu erfreuen gehabt hat. Nicht einmal unter Akber, der viel mit Uzbeten, Afghanen, Kadshputen und seinem eigenen Sohn zu kämpfen hatte, und noch weniger unter Aurengzeb, dessen Macht von den Mahratten stark erschüttert wurde, hat in Ostindien so viele Ruhe und Ordnung, so viele Sicherheit der Person und des Eigenthums wie jetzt geherrscht. Durch Geschworne und durch freie Zeitungen die Justiz und die Verwaltung controliren zu können — diese kostbaren Rechte der Eingebornen, welche Hindu- oder mohamedanische Regierung würde sie ihnen jemals eingeräumt haben? Die englische Regierung hat in manche Mißbräuche tief eingeschnitten, die zahllosen müßiggehenden Orden und religiösen Gaulter unter scharfe Aufsicht genommen, die erschlichenen Lehen der weltlichen Aristokratie größtentheils eingezogen und die Allobien derselben zum Nutzen des Ganzen der Besteuerung unterworfen. Sie hat den Eingebornen Banken, Dampfschiffe, in der neuesten Zeit auch Eisenbahnen und Telegraphen, sie hat ihnen Posten und wohlfeiles Porto, gleiches Maß, gleiches Gewicht und gleiche Münze gegeben. Erst sie hat die Thags, von denen außer Akber nie ein indischer Fürst ernstliche Notiz genommen hat, fast vollständig ausgerottet, die Taloits unablässig verfolgt, den Wittwenverbrennungen ein Ende gemacht, den Menschenopfern und den Ermordungen der weiblichen Kinder die engsten Schranken gesetzt.

Unter den Gesetzen, welche den Engländern zur Ehre gereichen, ist das mit dem 10. April 1843 in Wirksamkeit getretene Gesetz über die Sklaverei nicht das letzte. In Nord- und Mittelindien besteht Hausclaverei, welche milde Formen hat, doch im Kauf und Verkauf weiblicher Sklaven zu argen Mißbräuchen fähig und in mehreren der oberen Provinzen der Unfittlichkeit und unerheblichen Vorjubel leidet. Ueberall, wo Tamul gesprochen wird, besteht Hausclaverei, und diese nimmt namentlich auf der westlichen Küste des Dehsan Formen von der äußersten Härte an. Seit dem 10. April 1843 ist in ganz Indien Niemand mehr Sklave, der es nicht selbst sein will. Jeder kann seinen Herrn verlassen, kein Gericht darf ein Eigenthumsrecht auf Menschen anerkennen. Weiter, bis zur völligen Aufhebung der Sklaverei, konnten die Engländer

nicht gehen, weil die Schaverei sowohl im indischen als im mohamedanischen Recht gegründet ist, das zu achten die ostindische Gesellschaft in den Capitulationen gelobt hat.

Der Erziehung widmet die englische Regierung eine große Sorgfalt. Die Präsidentschaft Bengalen ist am besten mit Anstalten bedacht. Es bestehen dort acht hohe Schulen — vier, nämlich das Hindu-Collegium für Verbreitung europäischer Kenntnisse, das Sanscrit-Collegium für Brahminen, die Medressa für mohamedanische Rechtsgelehrte und die medicinische Schule in Calcutta, die andern vier in Benares, Agra und Delhi — und sechsundvierzig Gymnasien. Die Präsidentschaft Bombay hat drei hohe Schulen und vierzehn Gymnasien, Madras in der Hauptstadt eine hohe Schule. Die Schüler sind meistens arm, so daß sie nur mit Hülfe von Stipendien der Regierung oder von Stiftungen ihre Studien verfolgen können. In den Anstalten, welche zur Verbreitung europäischer Kenntnisse bestimmt sind, geht man von der Ansicht aus, daß alles Heil für Indien aus der englischen Literatur kommen müsse, und daß diese nicht verständlich sei, ohne daß der Unterricht Alles umfasse, was in Europa gelehrt werde. Man macht die Hindu und Mohamedaner mit Shakespeare, mit Byron bekannt und stellt bei den öffentlichen Prüfungen Fragen wie diese: „Wie war der Verlauf der athenischen Expedition nach Sicilien im peloponnesischen Kriege, wie waren die Namen der Generale, welche von ihnen starben in Sicilien, und welchen Einfluß übte das Betragen der Athener gegen Alcibiades auf den Erfolg des Zuges aus?“ Trotz solcher Mißgriffe sind diese Schulen bei den bengalischen Hindu sehr beliebt, doch ist der Besuch bei Weitem nicht so stark, daß das Gesetz Lord Hardinge's von 1844, bloß solchen Eingebornen Anstellungen zu geben, welche von diesen Anstalten ausgebildet worden seien, hätte ausgeführt werden können. Alle diese Schulen sind übrigens rein weltlich.

Sin und wieder findet man reiche Grundbesitzer, welche auf ihren Gütern einen guten Unterricht einführen, und diese unterstützt die Regierung, wenn sie darum bitten, oder sie nimmt ihnen die Schulen ab, um Normal-schulen daraus zu machen. Diese Fälle sind jedoch Ausnahmen, und im Allgemeinen reicht der Einfluß der Regierung nicht bis zu den Volksschulen hinab. Der zu ungeheure Unterschied zwischen den Regierenden und den Regierten verbietet es. Adams hat bei seinen Nachforschungen in fünf bengalischen Bezirken gefunden, daß die Zahl der eine Schule besuchenden Kinder zu der der ganzen Bevölkerung im Mittel sich wie 77/100 verhält. Die Bemühungen der englischen Regierung, die Frauen an dem Unterricht Theil nehmen

zu lassen, haben so gut wie kein Resultat gehabt. Die von Drinkwater Bethune in Calcutta gegründete und fürstlich ausgestattete Schule für Töchter der besseren indischen Familie, in der auf die Kastenvorurtheile und die Gewohnheiten der indischen Familie die ängstlichste Rücksicht genommen wird, hat nie mehr als sechzig Schülerinnen gehabt!

Den materiellen Verkehr Ostindiens mit alleiniger Rücksicht auf das Land selbst zu heben, verboten die Grundsätze der alten Colonialpolitik, die in England allen Nebenarten von Freihandelspolitik zum Trost ihre Geltung nicht verloren haben. Wie könnte man es anders als Colonialpolitik nennen, daß England der Ansäbimachung seiner eigenen Bürger in Ostindien Beschränkungen auferlegte, von nicht englischen Waaren Differentialzölle erhob, die indischen Baumwollengewebe und Seidenwaaren in England hohen Eingangsabgaben unterwarf und seine eigenen Fabricate in Ostindien zollfrei eingehen ließ? Was damit erreicht werden soll, ist ja nichts als das hohe und schöne Ziel aller Colonialpolitik: Die Colonie liefert dem Mutterlande die Rohstoffe und erhält dafür Fabricate zurück. In wie weit England den Ausschluß des fremden Handels und den Abfall seiner Fabricate ermöglicht hat, wollen wir mit einigen Zahlen belegen. Der Handel Bengalens war 1850

	Einfuhr.	Ausfuhr.
	Mill.	Mill.
England	4,057,275.	4,768,074.
Frankreich . . .	123,380.	629,021.
Hamburg	13,227.	13,551.
Uebrig Europa	12,763.	9,272.

An englischen Baumwollenwaaren wurden eingeführt:

	Rupien
	(zu 2 Schilling).
In Calcutta (1855) für . .	30,516,160.
„ Bombay (1854) „ . .	20,225,250.
„ Madras (1854) „ . .	2,998,595.

In gleichem Schritt mit der Zunahme des englischen Absatzes in Indien ist der Verfall der einheimischen Weberei gegangen. Die berühmten Mouffeline, von denen man im Orient einst sagte, sie seien von Luft geworden, sind vom Markt verschwunden, und alle die vielnamigen Stoffe, deren Bezeichnung in unserm Verkehr den indischen Ursprung verräth, werden nicht mehr auf indischen, sondern auf europäischen Webstühlen gefertigt.

Rohbaumwolle dürfen die ostindischen Provinzen nicht bloß liefern, nein sie sollen sie liefern, damit England von dem nordamerikanischen Markt frei werde. Die ostindische Gesellschaft hat sich dieses Artikels bereits 1788 durch die Lieferung von Samereien angenommen, sie hat dann später vortheil-

hafte Verträge mit Grundbesitzern abgeschlossen, Schulen für Pflanzungen errichtet, Reinigungsmaschinen eingeführt und 1839 amerikanische Pflanzler kommen lassen. Die Hoffnungen auf die indische Baumwolle stützen sich besonders darauf, daß die niedrigen Arbeitslöhne das Pfund zu 1½ Penny herzustellen erlauben, während es in Nordamerika 2½—3 Pence kostet. Dieser Vortheil wird durch Nachteile mehr als aufgewogen. Der erschöpfte Boden Indiens liefert nicht halb so viel Ertrag wie der Louisiana's, und will man ihn nicht ganz zu Grunde richten, so muß man sich mit einer Baumwollenernte in drei Jahren begnügen. Ferner arbeitet der Hindu nicht so gut wie der Negerclave, und die Waare selbst steht hinter den bessern amerikanischen Sorten, z. B. der sogenannten See-Inseln-Baumwolle von Georgia, weit zurück. England gesteht den Vorzug der amerikanischen Baumwolle hauptsächlich durch den kleinen Theil, den es von den 191 Millionen Pfund, die Bombay jährlich versendet, für sich kauft.

Auch des Indigo, des Zuckers, der Rohseide hat sich die Regierung angenommen. Die letztere Kultur ist bloß in Bengalen zwischen dem einundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Breitengrade zu einiger Entwicklung gelangt und bleibt stationär (1¼ Millionen Pfund). Der Indigo — eine sehr gewagte, von jeder Laune des Wetters abhängige Kultur — liefert im jährlichen Durchschnitt 100—120,000 Raunds (etwa 74 Zoltpfund) im Werth von 120 Rupien, aber dieser Ertrag kommt nicht den Eingebornen zu statten, da die Indigobauer Europäer sind. Bessere Resultate hat der Zucker ergeben. Nachdem die Ueberflutung, mit der sich die englische Speculation nach der Aufhebung der Sklaverei auf den indischen Zucker warf, ungeheure Verluste — in dem einzigen Bezirk Tirhut eine Million Hlrl. — hervorgerufen hatte, überließ man diese Kultur wieder den Eingebornen, und in den Händen derselben hat sie sich in einem solchen Verhältniß gehoben, daß die Ausfuhr von indischem Zucker in einem Vierteljahrhundert (1831—1855) von 267,173 Raunds auf 1,212,077 (Werth: 11,235,075 Rupien) gestiegen ist.

Das große Unglück Ostindiens ist der Mangel an schiffbaren Flüssen. Der nördliche Theil des Landes ist theilweise gut versorgt, aber in Mittel- und Südindien werden die Flüsse von keinem Segel belebt. Den Kerkudda befährt nicht ein einziges Boot, der Godavery ist bloß in seinem untersten Theile Schiffen zugänglich. Ebenso fehlt es an Straßen, denn was man in Indien so nennt, sind meistens Fußwege, halb durch Dickichte gebrochen und für Lastträger bestimmt. Gute

Verbindungsmittel, für jedes Land höchwichtig, sind es für Ostindien doppelt und dreifach. In dem großen Tafellande Indiens, wo der langsame und theure Landtransport den Werth der Erzeugnisse herabdrückt, fällt der Bauer mehr und mehr in die Hände der Wucherer, deren Zinsfäße von 2½ Procent monatlich bis zu 50 Procent und mehr jährlich geben, und verarmt rettungslos. Gerade die dringendste aller ihrer Pflichten, für Verbindungswege zu sorgen, haben die Engländer am längsten vernachlässigt.

Im Jahre 1825 gab es in ganz Indien nicht zwanzig englische Meilen fortlaufender fahrbarer Straßen, und noch 1830 wurde Lord William Bentinck's Vorschlag, jährlich 30,000 Pfd. Sterl. auf den Bau von Straßen zu verwenden, unwillig verworfen. 1836 begann man endlich die große Hauptstraße (Great trunk Road) von Calcutta nach Delhi, Lahore und Peshawar, die, wenn sie ganz fertig ist, eine Länge von 1450 englischen Meilen haben wird. Im Bau ist eine zweite Straße von Bombay nach Agra und eine dritte von Calcutta nach Bombay. Nun einmal das Eis gebrochen war, hat man die Binnenzölle aufgehoben, die Flüsse Godavery und Kistna mit Canälen versehen, Bewässerungsarbeiten unternommen und schließlich den Bau von Eisenbahnen begonnen, durch den bereits den drei Präsidentschaften eine Verbindung und dem Dekhan eine bequeme Handelsstraße gegeben werden wird. Die prächtigste und nützlichste dieser Arbeiten ist der 450, mit seinen Abzweigungen 890 englische Meilen lange Bewässerungskanal zur Bewässerung des Stromlandes (Duabs) zwischen Ganges und Tschumna, der bei Hurdwar beginnt. Mit einem Kostenaufwand von 1¼ Millionen Hlrl. hat die Regierung durch diesen Canal eine Bevölkerung von acht Millionen Menschen gegen die Gefahr einer Hungersnoth geschützt. Im Dekhan ist dagegen noch viel zu thun.

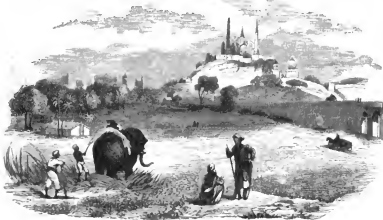
Die Entschuldigung der ostindischen Verwaltung, daß es ihr an Geld zu großen Arbeiten gefehlt habe, kann nicht als vollgültig angenommen werden. Wichtig ist allerdings, daß die Finanzen trotz eines für das Land brüdernden Abgabensystems (142,829,680 Rupien Grundsteuer, 17,244,980 Rupien Salzmonopol u. s. w.) mit Ausnahme der Jahre 1835 bis 1839 und 1849 bis 1853 immer ein Mehr der Ausgaben gehabt haben. Aber dieses Mehr ist eine Folge der vielen Kriege, die zum Theil wenigstens unnützig waren. Von den jüngsten Kämpfen wollen wir die gegen das Peshwab und gegen Birma als durch Nothwehr hervorgerufen gelten lassen, aber die Feldzüge in Sind, Afghanistan und Persien wurden durch eine grundhaltige Po-

lilit hervorgerufen. Zugegeben, daß die Gefahr eines russischen Alexanderzuges nach Indien wirklich existire, ist es eine unbegreifliche Verblendung, dadurch vorbeugen zu wollen, daß man die Grenzvölker gegen sich erbittert und die russische Marschstraße durch Vorkümben der indische Grenze abkürzt. Diese Marschstraße ist von der Insel Assam im südöstlichen Winkel des kaspiischen Meeres bis Attock am Indus vielleicht fünfhundert Stunden lang und führt auf der sogenannten Königsstraße, die weder etwas Königliches hat noch nach dem allerbescheidensten altmeklenburgischen Raßstabe eine Straße genannt werden kann, durch Einöden, Steppen, Wüsten, Gebirge und Engpässe. Ein Heer, das mit solchen Naturhindernissen und der wilden Lüste und Feindseligkeit von Turcomanen und Afghanen zu thun gehabt hat, kann man ruhig am Indus erwarten.

Außer der äußeren gibt es eine innere Gefahr, und was die Engländer gegen diese gethan haben, wird ihnen zum schwersten Borwurf gemacht. Ehe man die „Annektionen“ zu hart beurtheilt, vergesse man nicht, daß das Verhalten einer Regierung nicht bloß durch die biblischen und völkerrechtlichen Vorschriften, sondern auch durch die Pflicht der Selbsterhaltung und durch Menschlichkeitsrücksichten bestimmt wird. Die Erfahrungen, welche die Engländer mit den Sultanen von Raissur, den Nahratten, den Sikhs und den Birmanen gemacht haben, sind ihnen zur Lehre geworden, daß kein indischer Staat und kein indischer Volksstamm zu einiger Macht gelangen kann, ohne auf der Stelle die Verjagung der Engländer für seine Aufgabe zu halten. Was die kleineren Staaten betrifft, um deren Einverleibung es sich in den letzten

Jahren gehandelt hat, so wird dort eine solche Wirthschaft getrieben, daß es einem englischen Generalstatthalter, je gewissenhafter er ist, um so schwerer werden muß, dem Unwesen mit untergeschlagenen Armen zuzusehen. Die souveränen, verbündeten und mediatisirten Fürsten, welche Indien bedecken, umgeben sich mit einem rohen Adel, erschöpfen ihr Land und rufen in den meisten Fällen eine solche Zerrüttung hervor, daß ein allgemeiner Zustand des Faustrechts eintritt. Ein unverwerflicher Zeuge, den wir schon einmal reden ließen, ein Hindu von erlauchter Geburt, Dwalarnath Tagor, hat über die Annektionen geurtheilt: „Alle Hindu sind der englischen Regierung zu unendlichem Dank verpflichtet. Sie trete alle das streitsüchtige Gesindel der Maharadscha und Nawab, der Sultane und Emire zu Boden und erhalte so die Ruhe des Landes; Indien bedarf eines solchen mächtigen Schutzes.“ Die unteren Classen denken ebenso wie der edle und reiche Hindu. Alle halb oder ganz unabhängigen Staaten haben eine geringere Bevölkerung als die unter England stehenden Gebiete: die Bevölkerung wandert aus, um unter dem Schutz der englischen Gesetze zu leben.

Die letzte größere Annektion ist die von Auddh. Die dortigen Herrscher waren ursprünglich mongolische Statthalter, und England hatte sie 1819 als Könige anerkannt. Sie waren nach einem Vertrage von 1801, dessen Bestimmungen nachher öfter wiederholt wurden, verpflichtet, „in Zukunft durch ihre eigenen Beamten ein Verwaltungssystem einzuführen, welches das Wohl und Gedeihen ihrer Unterthanen sichere und fördere.“ Auf den 1120,46 deutschen Quadratmeilen des im höchsten Grade fruchtbaren Bodens lebten 1851 nach dem



Radnau.

Bericht über die trigonometrische Vermessung von Indien 2,970,000 Menschen. Residenz war Lucknow, eine Stadt am Gumbi, mit 200,000, nach v. Orlich mit 300,000 Einwohnern und einigen schönen Gebäuden. Der königliche Palast, der auf unserm Bilde besonders hervortritt, ist in dem Styl ausgeführt, den die Engländer orientalische Gotik nennen, und vereinigt die Minarets der Moscheen mit den gespitzten Kuppeln der Hindutempel.

Die Regierungsweise der Könige von Audd stand noch unter dem niedrigen Niveau indischer Fürstenthümer. Der erste König Ghazi-ebdin brachte durch Erpressungen einen Schatz von zehn Millionen Psd. St. zusammen, der zweite, Nasr-ebdin, der 1837 verstarb, vergebete diesen Schatz und bestrich die seine Geldbedürfnisse durch Steuereintreibungen, denen seine Untertanen sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen pflegten, durch Plünderung seiner Beamten und durch Vermögens-einziehungen. Dann standen Kronpräbenden auf, und zuletzt regierte ein von Fanatikern geleiteter Mann, Waschid Ali. Es wurde unter diesen Herrschern schlimmer und schlimmer, bis endlich die Elemente der Gesellschaft kaum mehr zusammenhielten. Sowohl Lord Auckland (1836), als Lord Hardinge (1845), drohten mit Absetzung, wenn die Bedingung einer guten Regierung nicht erfüllt werde. Eine gleiche Drohung gegen den letzten König hatte bloß einen Nothdank auf den englischen Residenten Oberst Sleeman zur Folge (1853). Inzwischen nahmen die Reibungen, die in Audd zwischen Hindu und Mohamedanern, Schüten und Sunniten nie aufgehört haben, einen gefährlichen Charakter an. Die Mohamedaner machten in Feisabad Angriffe auf einen Hindutempel, der König, der ein Schüt ist, nahm mit dem mohamedanischen Adel für seine Glaubensgenossen Partei, selbst in der Hauptstadt wurden die Hindu geplündert, ihre Häuser abgedeckt, ihre Frauen und Töchter mißhandelt, und ein Mollah Amin Ali durfte, zum heiligen Arriege auffordernd, das Land durchziehen. Diese Vorgänge sind es, welche die Eimerleibung von Audd (4. Februar 1856) hervorgerufen haben, und man wird nicht leugnen wollen, daß das Motiv der Maßregel, auf diese Weise den Ausbruch eines Religionskrieges zu verhindern, Beachtung verdient. Allerdings ist die Absetzung des Königs verhängnisvoll geworden, da der Verlust eines verschwundenen Hofes und die Entlassung einer großen Anzahl von Soldaten viel Unzufriedenheit erregt und auf die 40,000 Sipahis aus Audd eingewirkt haben. *)

*) Der Verfasser, dem die Aufgabe einer allgemeinen Darstellung der indischen Verhältnisse gestellt

Die gewöhnlichste Klugheit gebot den Engländern, ihreßes Alles zu vermeiden, was die Flammen eines Religionskrieges entzünden konnte. So lange die ostindische Gesellschaft wirklich herrschte, geschah dies mit großer Kengstlichkeit. Man verbot jede Proselytenmacherei, man unterstützte die beiden fremden Religionen, man umgab den Tempel von Dschaggernath, den Schauplay widerlicher Selbstopfer, mit Ehrenwachen, man verfolgte ein in persischer Sprache geschriebenes Buch, das die Irrthümer des Islams enthielt, mit Strenge. Von dieser übertrieben ängstlichen Politik ist man unter dem Drängen von Cyeter-Hall abgegangen, um nach und nach die Proselytenmacherei offen zu begünstigen. Der Ausspruch Lord Wellesley's: „Die Bibel zu verbreiten, ist das Geringste, was ein Christ thun kann, und das Höchste, was eine englische Regierung erlauben darf,“ bezeichnet die Grenze, deren Ueberschreitung zu vermeiden war. Man überschritt sie, indem man den Glaubensboten eine Einwirkung auf die Erziehungsanstalten der Regierung gestattete, die Sipahis zur Verpottung ihrer eigenen Geisteslichter ermunterte, dem Hindugesetz zuwider das Erbrecht Abgefällener aufrecht erhielt und diesen Bekehrten überhaupt so viele Begünstigungen gewährte, daß sie von den Eingeborenen nur noch Regierungs- oder Reichskristen genannt wurden.

Was man auf diesem gefährlichen Wege erreicht hat, ist nicht der Rede werth. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert hat es in Indien Missionen gegeben. Bis zu glänzenden Anfängen gelangte Robert's de Nobilibus Jesuitenmission von Madura, die sich im Brahmengewande einschmuggelte, aber von Clemens XI. wegen dieses skatologischen Verfahrens unterdrückt wurde. Der Pariser Missionsverein, der die Arbeiten fortsetzte, sand die Jüglinge der Jesuiten zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt. Er selbst taufte in dreißig Jahren höchstens dreihundert Menschen. Inwiefern diese Getauften Christen zu nennen waren, ist aus dem Urtheil zu entnehmen, das Abbé Dubois zu Ende des vorigen Jahrhunderts über seine eigene Wirksamkeit gefällt hat: „Mit Scham muß ich erklären, daß ich mich keines Falls erinnere, wo ein Eingebore-

worden war, konnte bei einem einzelnen Vorgange nicht auf eine Ordenerung des Für und Wider eingehen. Uefer, die sich über die Rechtfertigung und die Thatfachen unterrichten wollen, beachten nicht um Belehrung verlegen zu sein. Die früheren Verhältnisse bis 1837 behandelt: The private Life of an Eastern King von W. Knighton, die Rechtfertigung der englischen Regierung findet man in dem Plausbuch Ouda Papers, die Vertheiligung des Königs in Mohammed Ruffih Eddin's: Ouda, its princes and its Government vindicated.

ner aus eigener Ueberzeugung und ohne allen Gegenmy unsre Glaubenslehre angenommen hätte.“

Protestantische Missionen gibt es auf der Küste von Coromandel seit 1705 (Ziegenbalg), in Bengalen seit 1756 (Kiernander), und heute zählt man in ganz Indien 853 Glaubensboten, 360 Europäer und 493 Eingeborene. Die Menge der Bekehrten wird verschieden angegeben; die höchste Zahl hat der Church Missionary Atlas von 1857: 112,000. Was bedeutet eine solche Zahl, wenn neun Zehntel dieser sogenannten Christen Ausgestoßene oder lasterhafte Menschen sind, die bei ihrem Uebertritt weltliche Vortheile gesucht haben?

Die Bekehrungssucht der Engländer, von der viele Officiere nicht frei blieben, ist eine der Ursachen der Unzufriedenheit, die so plötzlich herabgebrochen ist. Sie wirkte um so mehr, als der Hindu ein Volk, das seine heiligen Rüste schachtet und ist, mit Abscheu betrachtet, und der Mohamedaner einen sittlichen Zustand, der einen freien Umgang der beiden Geschlechter gestattet, für einen sehr niedrigen hält. Beide Classen hatten in europäischen Wissen Fortschritte gemacht und wurden doch weder im Heere noch in der Verwaltung zu höheren Stellen zugelassen. In den Eingaben von Eingeborenen, welche 1853 bei den Beratungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Gesellschaft in London einliefen, sind die Profeltznmacherei und die Ausschließung der Indier von den höheren Stellen die am häufigsten wiederkehrenden Beschwerdepunkte. Abgesehen von einzelnen Klagen über die Höhe der Steuern, über die Nichtanerkennung der Rechte, welche die Adoption nach altindischem Recht verleiht, über das Salzmonopol u. a. m., läßt sich der Hauptinhalt aller dieser Eingaben in die Worte zusammenfassen: Verbürgt uns den unantastbaren Gebrauch unsrer religiösen Geseze und Institutionen und stellt uns den Engländern gleich. Der englische Hochmuth im Umgange mit den Eingeborenen, den „Niggers“, der in Indien bitter empfunden wird und gewiß nicht zu den lezten Ursachen des Aufstandes gehört, wird in den Eingaben nirgends erwähnt.

Wir haben die Mohamedaner Indiens bereits als fanatische Feinde der Europäer bezeichnet. Alle asiatischen Muselmänner sind es, und alle kennen ihre Lage in der Gegenwart. Bis in die Kaubstaaten der chowaresmischen Steppe ist die Unruhe über das Vordringen des Christenthums verbreitet. Von allen Seiten, innen und außen, bedroht, verfolgen die Muselmänner jede Bewegung im feindlichen Lager mit grimmigen Blicken und sind jederzeit wunderbar gut unterrichtet. Es klingt

wie ein schlechter Witz, wenn man die freie indische Presse als Quelle dieses Wissens und dieser Feindseligkeit bezeichnet. Die gelesesten der einheimischen Zeitungen, der Sambad Bhaskhar (die Sonne) von Calcutta, ist nie in mehr als 400 Abdrücken abgezogen worden, und 149 Millionen indischer Menschen können nicht lesen. Ohne Zeitungen und Lecabinette wissen die westlichen Grenzgebaren des chinesischen Reichs so gut wie die Bewohner von Delhi, was in Constantinopel und Teheran, in Bagdad und Kairo geschieht. Das Gefühl der Zusammenhörigkeit lebt und äußert sich in ihnen so stark, daß Kenner des Orients eine allgemeine Schilderhebung der asiatischen Muselmänner nicht für unmöglich halten. Verschiedene Artikel unsrer und der französischen Zeitungen, die wahrscheinlich in den Mittheilungen französischer Lazaristen der Missionen des Morgenlandes ihre gemeinschaftliche Quelle haben, nehmen sogar eine große Verschwörung an, deren Fäden in Mecca, dem Sammelpunkte der Pilger, zusammenliegen. Wie dem auch sei, die Thatfache steht fest, daß der Islam an einen entscheidenden Kampf gegen das Christenthum denkt.

Die Engländer wissen, was sie von den indischen Mohamedanern zu erwarten haben. Als die Birmanen zum ersten Male rüsteten, als Persien in den dreißiger Jahren gegen Herat zog, bei den Feldzügen in Afghanistan und im Pendschab regte es sich jedesmal von den Alpenpässen Repals bis zu den südinischen Dschengeln unheimlich und drohend. In der neuesten Zeit erregten die gleichzeitigen Kriege mit China und Persien bei den Mohamedanern neue Hoffnungen. Sie traten zu einander in nähere Verbindung und organisirten sich. Ein aus Atta, einer bengalischen Getreideart, gebadner Stuchen wurde als Symbol der Empörung im Lande umhergeschickt. Leute niedern Standes, die Niemand viel beachtete und die jetzt unsinniger Weise für russische Wüthler ausgeschrien werden, machten die Boten und trieben sich als Aufbeher bei den Sipahis umher. Die Hindu ließen sich lobern, sowohl die Aristokratie, in deren Erinnerung die alte Herrlichkeit mit glänzenden Farben fortlebt, als die Sipahis, die, von den englischen Officieren sträflich vernachlässigt, in den Händen der ehrgeizigen Subadars waren und von der Regierung selbst Ansehung zur Selbstüberschätzung erhalten hatten. Ihnen hatte man kurz zuvor durch das Streichen der Laufel ihres Eides, welche sie ausschließlich zum Dienst innerhalb der Grenzen Indiens verpflichtete, einen neuen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Die Sendlinge der Verschworenen redeten ihnen ein, daß die gesetzeten Patronen, die für das eben eingeführte Gewehr (Enfield rifle) vertheilt

worden waren, eine Mischung von Rindfett und Schweinefett enthielten. Das erste ist für die Hindu, das zweite für die Mohamedaner ein Gräucl.

In Barrackpur, einer großen Militärstation sechs bis sieben deutsche Meilen oberhalb Calcutta's, wo augenblicklich lauter Sipahis mit einheimischen und europäischen Officieren die Besatzung bildeten, machte sich zuerst unter den Soldaten ein Mißvergnügen über die gefesteten Patronen bemerkbar. Der englische Befehlshaber, General Dearsey, nahm die Sache keineswegs leicht. Er empfahl der Regierung, die Bitte der Sipahis, daß sie ihre Patronen künstig selbst aus überändertem Material anfertigen dürften, zu erfüllen, und berichtete zugleich, wie ihm schein, würden seine Soldaten von einer Religionspartei ausgehebt, welche die Zurücknahme der Verfügung, durch die den Wittwen die Wiederverheirathung gestattet werde, erzwingen wolle. Sein erster Bericht datirt vom 23. Januar 1857, und Ende März war die Regierung mit ihren Erwägungen, ob es gerathen sei, den Sipahis nachzugeben, noch zu keinem Entschlus gelangt. In dieser Zeit waren Officierswohnungen (Bangalos) und Magazine niedergebrannt worden, man hatte von geheimen nächtlichen Berathungen und Beschlüssen der Sipahis, die Cassen wegzunehmen, alle Europaer zu tödten und sich dann zu zerstreuen, Kunde erhalten, und ein Regiment, das 19., hatte aufgelöst werden müssen (31. März). Diese Auflösung war eine sonderbare, für aus kaum begreifliche Scene. Die Reuterer, denn das waren sie, ließen sich ruhig entwaschen, sammelten sich beim Auseinandergehen, um dem General ein langes Leben zu wünschen, und überreichten ihm eine Bittschrift, in der sie versprachen, daß sie, „wenn man sie zu einem Regiment für den allgemeinen Dienst mache, marschiren wollten, wohin man sie schicke,“ d. h. über die indischen Grenzen hinaus. Der Inhalt dieser Bittschrift berechtigt zu dem Schluß, daß die Sipahis hauptsächlich mit der Aufhebung der Beschränkung ihrer Dienstpflicht auf den heimißen Boden unzufrieden waren.

Nicht genug, daß man die Sipahis des 19. Regiments ungestraft sich zerstreuen ließ, vernachlässigte man die sich mehrenden Anzeigen über die schlechte Stimmung anderer Abtheilungen. Wenn ein Regiment öffentlich als verdächtig bezeichnet wurde, widersprach der Befehlshaber voll Entrüstung, und mehr als ein eingeborener Officier, der warnen wollte, wurde zur Kufe verwiesen. Bei einiger Aufmerksamkeit hätte man ermitteln können, daß ein allgemeiner und gleichzeitiger Losbruch aller bengalischen Regimenter verabredet und der 22. Mai dazu bestimmt sei.

Es war ganz wie in Afghanistan, wo die Engländer dem Verrath der Afghanen den freiesten Spielraum ließen und selbst dann noch ihre Unterhandlungen fortsetzten, als Sir Alexander Burnes und Sir William Macnaghten ermordet worden waren.

Der erste massenhafte Abfall von Truppen erfolgte in Mirut, einer altindischen Stadt, die, fünf bis sechs deutsche Meilen von Delhi entfernt, in einer sanftigen Ebene liegt. Am 10. Mai, also vor dem verabredeten Tage, verließen die Sipahis plötzlich ihre Casernen, befreiten die Gefangenen und rückten, von dem mohamedanischen Föbel der Stadt verstärkt, gegen die Bangalos der Officiere, wo sie plünderten und mordeten. Man hatte verhältnißmäßig viele europäische Truppen in der Nähe, und diesen hielten die Reuterer nicht Stand. Sie flohen gegen Delhi, ohne daß man sie verfolgte, ja ohne daß man den dortigen Behörden Nachricht gab.

Delhi ist die militärisch wichtigste Stadt des nördlichen Indiens, denn in ihr sind die Artillerieparcs und ungeheure Vorräthe an Waffen und Munition vereinigt. Hier residirt der Großmogul, allerdings bloß ein Schattentönig, aber doch immer noch so geehrt, daß die indischen Großen von ihm die Bestätigung ihres Erbrechts und ihres Besitzes erbitten und sich nicht eher für vollberechtigt halten, als bis sie von Delhi Titel und Ehrenkleider erhalten haben. Diese wichtige Stadt, deren mohamedanische Bevölkerung — 66,120 Menschen neben 71,530 Hindu — wegen ihres Fanatismus berüchtigt ist, hatte in jenem verhängnißvollen Augenblick eine Besatzung von lauter Sipahis. Sie war als Mittelpunkt des Aufstandes gewählt worden, theils wegen der historischen Erinnerungen, die sich für Mohamedaner und Hindu an sie knüpfen, theils weil die Engländer mit ihren großen Schiffen nicht bis Delhi dringen können. Ebenso gut gewählt war die Zeit des Losbruchs. In dieser Periode beginnt die heiße Jahreszeit, in der jeder angestrengte Marsch für Europaer mit großem Menschenverlust verbunden ist.

Die Sipahis von Delhi rückten den Reuterern von Mirut willig entgegen, aber sie feuerten ihre Gewehre in die Luft ab, und warfen sich dann mit dem blanken Stahl auf ihre englischen Officiere. Die Regimenter, welche anfangs treu geblieben, wurden in den Strudel mit hineingerissen. Diese schonten ihre Officiere, die übrigen überließen sich gegen die europäischen Männer und Frauen wahrhaft kanibalischen Gräueln und Grausamkeiten.

● Aber III., ein hochbetagter Greis, der vor etwa einem Jahrzehnt die unerhörte Entscheidung eines schriftstellernden Großmoguls dargeboten hat, wurde als Herrscher von ganz Indien ausgerufen. Sein Palaß wurde das

nominelle Hauptquartier des Aufstands. Dieser Palast, den wir im nächsten Bilde geben, ist von Schah Tschehan von 1631—1641 erbaut worden und das schönste Bauwerk von Delhi. Seine hohen Mauern, seine beiden Prachtthore, die nach Delhi und Lahore benannt werden, seine mächtigen Thürme, seine Dome von Marmor und seine vergoldeten

den mußten, hätte eine größere Energie der Officiere das Schlimmste verhüten können, aber an dieser Energie fehlte es meistens. Ein Oberst bat sein Regiment viermal, die Waffen niederzulegen, ein zweiter versprach seinen Soldaten, wenn sie zur Treue zurückkehrten, 100,000 Rupien, andere Beschlohaber unterhandelten lange mit den Meuteren und ver-



Palast des Königs in Delhi.

Minarets entsprechen ganz unfern Vorstellungen von dem Prunk des alten Hofes zu Delhi. Durch einen Nebenarm der Dschumna, feste Mauern und einen Graben geschützt, kann dieser Palast einem Angriff, der nicht über Belagerungsgeschütz verfügt, einen achtbaren Widerstand leisten.

Akber III. behielt keine Zeit, sich in die Lage seiner Ahnen zurückzutrauen. Die Sipahis klopfen an die Thür seines Thronsaals und meldeten sich als seine Herren. Er mußte ihnen die Europäer ausliefern, die bei ihm Schutz gesucht hatten, er mußte ihnen die Rationen, den Sold, die Belohnungen bewilligen, die sie forderten, und seinem kaiserlichen Munde war es vorbehalten, den Geldwechsellern der Stadt zu melden, daß sie alle von den Sipahis ermordet werden würden, wenn sie nicht Geld für die Vorausbezahlung eines zweimonatlichen Soldes lieferten. Außerhalb Delhis waren seine Herren selbst ohne Macht; die Dorfbewohner, welche sich erhoben, plünderten auf ihre eigene Rechnung.

Der Aufstand von Delhi war das Plagen der Bombe. Auf dieses Signal hatten die Verschworenen gewartet, und nun es gegeben war, brachen sie überall los. An vielen Orten, wo die Regimenter unentschlossen waren und erst lange von Fakirs und Gurus (mohamedanischen und Hindu-Priestern) bearbeitet wer-

säumten darüber, nahestehende europäische Truppen herbeizuziehen. Selten waren Männer wie Hauptmann Brasier, der allein an den Reihen eines meuternden Regiments hingab und den Soldaten einzeln die geladenen Musketen aus der Hand riß.

Am 18. Juni waren von der bengalischen Armee 33 Regimenter Fußvöll, 5 Reiterregimenter und 3 Batterien, etwa die Hälfte des ganzen Truppentörpers, aufgestanden. In der späteren Zeit folgten noch andere Truppen nach, so daß zuletzt bloß zwei Regimenter, das 31. und das 73. treu, wenigstens ruhig, blieben. Nicht alle diese Meuterer ermordeten ihre Officiere, in einzelnen Fällen konnten dieselben unbelästigt abziehen und erhielten wohl gar, wie es in Fetjabad geschah, von ihren Soldaten Poote und Reisegeld. Diese Fälle waren jedoch Ausnahmen, und sie finden ihr Gegenstück in dem treulosen Benehmen der Sipahis von Barilla, die ihren Officiere vorstellten, daß ihre Familien in dem Stationsorte mehr Sicherheit finden würden, als in den Hochlanden, und die dann, als die Frauen und Kinder angekommen waren, ihren Aufstand ausführten. Die thierische Wuth rief an allen Aufstandspunkten die schrecklichsten Scenen hervor. Welcher Gräueltat weibliche und molllüstige Menschen im Delirium des Janatismus fähig sind, wollen wir nicht mit

Beispielen belegen. Wie viele Frauen und Kinder der Bestialität geopfert worden sind, wie viele Männer unter den raffiniertesten Cyalen den Geist ausgegeben haben, weiß man zur Zeit noch nicht. Mancher konnte sich retten, weil die Empörer dem Geschäft des Plünderns die meiste Aufmerksamkeit widmeten.

Die düsterste Tragödie spielte in Kahnpur,

330 Frauen und Kinder und 120 eingeborene Diener, franke Sipahis und zurückgebliebene Officiere. Rana Sahib begann seinen Angriff am 6. Juni mit weitüberlegenen Kräften an Mannschaft und Geschütz. Bloß zwei Stunden täglich schwiegen seine Kanonen, und viele Zeit benutzten die Belagerten, um aus ihrem einzigen Brunnen, den die Kugeln frei be-



Moschee in Kahnpur.

einer Stadt am rechten Gangesufer, die trotz ihrer bedeutenden Ausdehnung kein anderes schönes Bauwerk besitzt, als die kleine Moschee unsers Bildes.

Kahnpur ist eine der größten Militärstationen, und es liegen hier gewöhnlich 8000 Mann. Die Officiere wohnen in ihren Bangalos am Ufer, das hier hundert Fuß hoch ist, und haben sich einen Corso, der nach Sonnenuntergang von eleganten Reitern und Equipagen belebt wird, geräumige Gesellschaftszimmer und ein Theater eingerichtet. Der den Befehl führende General, Sir Hugh Wheeler, hatte nicht mehr als 210 europäische Soldaten, glaubte aber von den Sipahis — 1., 53. und 56. Infanterieregiment und 2. leichtes Reiterregiment, zusammen mit etwa 100 europäischen Officieren — nichts zu befürchten zu haben. Sie meuterten dennoch, die Reiter zuerst, und zwar auf Anstiften Rana Sahib's, der die Engländer tödtlich haßte, weil sie ihm die Pension Babschi Rao's, des letzten Peshwa's von Bunah, dessen Adoptivsohn er ist, nicht ausgezahlt hatten. Nach dem Abfall der Sipahis zog sich Wheeler in eine Stellung zurück, die kaum zur Hälfte besetzt und an vielen Stellen dem feindlichen Feuer ausgesetzt war. Unter den 900 Menschen, die bei ihm waren, befanden sich

strießen, Wasser zu holen. Viele starben am Sonnenstich, andere, besonders Frauen und Kinder, an Nahrungsmangel, die meisten tödteten die Kugeln und Bomben, gegen die nur die ausgehöhlten Erdblöcher hinter den Schanzen einigen Schutz gewährten. Es wäre den Sipahis ein Leichtes gewesen, diese schwachen Schutzmauern mit Sturm zu nehmen, aber die Kartätschen und mehr noch das Bajonnet stößten ihnen Respekt ein.

Am 24. Juni bot Rana Sahib eine Capitulation an: die Engländer sollten unbehelligt mit Frauen und Kindern nach Allahabad abziehen. Nach den militärischen Regeln durfte General Wheeler diese Capitulation annehmen. Er stand mit einer erschöpften, größtentheils verwundeten Mannschaft in einer unhaltbaren Stellung, und konnte bloß noch sieben Tage lang volle Rationen austheilen. Aber er kannte den Charakter der Eingeborenen und hätte nicht, wie er that, die Capitulation für gesichert halten sollen, weil Rana Sahib sie geschworen hatte.

Am 27. Juni Morgens gingen die Engländer zum Ganges hinab, wo Boote für sie bereit waren. Ein Theil hatte sich eingeschifft, ein anderer war noch am Ufer, als drei Kanonenschüsse fielen. Auf dieses Signal feuerten die Reuterer von allen Seiten und hie-

ben alle Engländer nieder, die den Augen entgangen waren. Die Frauen, die man mit den Kindern vorläufig verschonte, wurden für ein schrecklicheres Schicksal aufgespart. Nach Rahnur zurückgebracht, wurden sie den wilden Kotten preisgegeben, bis endlich auch sie der Tod erlöste. Am 15. Juli trieb man sie auf einen Hof und schoß und hieb sie nieder. Es sollen ihrer mit Einschluss der Kinder, die ihnen in den Brunnen, der alle die Leichen aufnahm, nachgestürzt wurden, noch 150 gewesen sein.

Alle einzelnen Aufstände aufzuzählen, liegt nicht in unserm Plan. In den Landschaften der Dschunna und des Ganges wütheten Feuer und Schwert schonungslos, die nordwestlichen Provinzen und Audeh gingen bis auf einzelne Punkte, wie Ladnau, wo Sir Henry Lawrence sich in einer festen Stellung verschanzte, verloren, und die Neuterei belam vom Setlebsch bis Allahabad die Obergewalt. In dieser Zeit, wo die Empörung ihre Sturmfluthhöhe erreicht hatte, wo auch die Contingente zweier Nahrattenfürsten in Smalior und Indor der Empörung sich angeschlossen, im Delhan einzelne Ausbrüche vorfamen (Ragpur, Heyderabad) und Vibrationen der Erkschütterung bis Ceylon empfunden wurden, wo man in Calcutta die europäischen Schiffe auf dem Ganges als die Rettungsboote der lezten englischen Gemeinde

auf bengalischem Boden betrachtete, in dieser bösen Zeit konnte sich der Wuth bereits an günstigen Vorzeichen aufrichten. Ueber die militärische Ordnung hinaus, welche sie von den Engländern besahen, gelangten die Empörer zu nichts Festem und Regeltem. Die Nawabs und Zemindare, Maharadschas und Radschas, Sultane und Emire, die sich metzeisend für souverän erklärten, handelten so wenig in Uebereinstimmung, wie die Milizen, bewaffneten Dörfer und Talotts, die sich ihnen angeschlossen. Wie rein anarchisch der Zustand war, geht daraus hervor, daß die Sipahis, jeder nach seinem Gefallen, in ihre Heimath gingen oder bei den Waffen blieben, und daß jeder der Fortkämpfenden ohne Ausnahme Alles, was er an Geld erbeutet hatte, fortwährend in einem Sack mit sich trug. Außerdem griff die Flamme, von vereinzelten Fällen abgesehen, nicht über ihren ursprünglichen Herd hinaus. Die nördliche Grenze setzte ihr die Energie der im Pendschab befehligenden Officiere, Sir John Lawrence, Edwards, Reid, Cortlandt, welche jeden dort auftauchenden Versuch der Neuterei zu Boden schlugen und sich der Treue der Sikhs versicherten, im Süden brach sich die vordringende Fluth an den Mauern von Benares.

Benares ist die heilige Stadt der Hindu. Sie allein kann nie von einem Erdbeben heimgesucht werden, denn Schiva hat sie auf die Spitze seines Dreiecks gestellt, während alle andern Orte der Erde auf einem der tausend Köpfe der Schlange Ananta ruhen. Eine Wallfahrt hieher sichert dem schlimmsten Sünder völlige Verzeihung, und wer in Benares stirbt, der gelangt unmittelbar in den Vollgenuss himmlischer Seligkeit. Von 1190 bis 1775 unter der Herrschaft der Dynastien von Delhi, hat die heilige Stadt, wie unser Bild nachweist, allerdings manches mohamedanische Bauwerk in sich aufnehmen müssen, aber der Hindu-Charakter überwiegt doch, und nicht bloß die Paläste der Radscha's, die 8000 von Prabinen bewohnten Häuser, die mythologischen Bilder an den Mauern, sondern auch die Schaaren von Pilgern, die zu jeder Stunde des Tages auf den breiten Treppen zu den entsündigenden Fluthen des Ganges hinabsteigen und die unzähligen heiligen Kinder in den Straßen geben Benares ein eigenthümlich indisches Gepräge. Daß in dieser Stadt, die mindestens 200,000 Einwohner beherbergt, 200 Europäer im Stande waren, drei aufgestandene Regimenter in's freie Feld hinauszu drängen, konnte für ein glückverheißendes Vorzeichen gelten.



Stadttheil von Benares, vom Fluße aus.

Eine bessere Wendung trat mit dem Augenblicke ein, als Generalmajor Havelod, der eben von Persien zurückgekehrt war, seinen Marsch von Mahabab antrat. Mit nicht mehr als 1300 Mann Hochländern, schlug er die Empörer in drei Treffen, nahm ihnen 26 Geschütze und erzwang sich den Eingang in Rahpur (17. Juli). Die abgehärteten Hochländer waren auf alle Schreden gefast, aber was sich auf dem Plage, wo die Frauen ermordet waren, ihren Blicken darbot, übermannte sie. Sie weinten wie die Kinder und brachen in verzweifelte Wuth aus. Der Hofraum schwamm in Blut, und hie und da sah man ein zerrissenes Seidenkleid, ein Lastuch, eine lange Haartode!

Die unter Oberst Keil angekommenen Verstärkungen in Rahpur zurücklassend, überschritt General Havelod am 25. Juli den Ganges und drang gegen Ladnau vor. Auf seinem Wege lagen mehrere Flüsse und mehrere von elenden Lehmmauern, aber auch von Sümpfen und Wasser umgebene Dörfer. In zweien derselben, Unao und Bupirgange, wurde ihm der entschlossenste Widerstand geleistet (29. und 30. Juli). In den ewigen Feldern mit allen Nachbarn ringsum und insbesondere mit dem Steuerpächter haben die Einwohner von Kuth die Eigenschaft spanischer Guerilleros angenommen. Im offenen Felde zu raschster Flucht geneigt, schlagen sie sich hinter ihren Lehmmauern vortreflich. Unao mußte in Brand gesteckt, Bupirgange Haus für Haus mit dem Bajonnet genommen werden. Von diesem Dorfe hatte Havelod bis Ladnau bloß noch acht deutsche Reiten, aber seine Truppen waren geschwächt, er hatte so viele Verwundete, daß es nach einem neuen Gefecht an Wagen für sie gefehlt haben würde, die Cholera zeigte sich in seinen Reihen, und um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, nahmen zwischen ihm und Ladnau 30,000 Feinde Stellung, während die neuerdings in Dinapur abgesetzten Regimenter (das 7., 8. und 10. des bengalischen Fußvolks und das 12. der unregelmäßigen Reiterei) sich anschießen, ihr den Rückzug nach Rahpur abzuschneiden. Er ging daher über den Ganges zurück. Am 4. August setzte er sich nochmals, mit nur 800 Mann, in Bewegung, aber auch dieses Mal nöthigten ihn die Umstände zum Rückzug. Nachdem General Cutram sich mit ihm vereinigt hatte, ging er zum dritten Male vor (19. September), und dieses Mal erreichte er, freilich nach schweren Kämpfen und herben Einbußen, sein Ziel des Entsatzes von Ladnau (25. September). Wie heiß mag den armen Frauen hinter den eingeschossenen Mauern der englischen Residenschaft das Herz geklopft haben, als sie Tags

vorher die königliche Salve hörten, welche ihnen sagte, daß Hüße nahe sei! Es war die höchste Zeit! Zwei Minen, eben zum Laden fertig, würden wenige Stunden später die Reste der abgematteten, ausgehungerten Besatzung in die Luft geschleudert haben.

Von Ladnau gegen Delhi, das noch gegen 38 deutsche Meilen entfernt ist, vorzudringen, war für Havelod nicht möglich, da er sich selbst von Feinden eingeschlossen sah. Der Gang der Ereignisse in jener Stadt machte zum Glück sein Erscheinen dort nicht mehr nöthig.

Im Anfange hatten die englischen Abtheilungen, die vor den Plaz gerückt waren, einen äußerst schweren Stand gehabt. Die Reuterer erhielten, da eine Einschließung von Delhi durch die weit schwächeren Belagernden natürlich undenkbar war, von allen Seiten Zuzüge und machten häufige Ausfälle. Nach und nach besserte sich die Lage der Engländer durch die Verstärkungen, die der unermüdlche Generalmajor Nicholson aus dem Punjab schickte. Ihre Stärke hob sich zuletzt nach der Bombardement-Gazette, die eingeborenen Hülfstruppen mitgerechnet, auf 6500 Mann Fußvolk, 1000 Reiter und 600 Artilleristen. In Delhi müssen mindestens dreimal so viel Reuterer gehalten haben. Am 3. September erschien endlich das sehnlichst erwartete Belagerungsgeschütz, und sofort begannen die thätigsten Operationen. Die Engländer wurden dadurch begünstigt, daß der Feind ihre Beschießbatterien nicht eher bemerkte, als bis sie zu feuern begannen. Der Hagel von Kugeln und Bomben, der nun seine Positionen überschüttete, schwächte übrigens seinen Muth nicht. Er antwortete mit seinen Geschützen und, wenn diese demontirt wurden, mit einem anhaltenden Kleingewehrfeuer.

Am 13. waren gangbare Brechen gebildet, und am folgenden Morgen bildete General Wilson seine drei Sturmcolonnen. Vier Helben, die bis auf einen fielen, gingen mit Pulverfäßen voran und sprengten das Kaiser-Thor. Unaufhaltsam drangen die Stürmenden ein und bemächtigten sich aller Wälle bis zum Kabul-Thor. Damit war nur der kleinste Theil der Arbeit gethan. Die Reuterer vertheidigten Straße auf Straße, feuerten aus allen Oefnungen, von den platten Dächern und hielten jedes einigermaßen feste Gebäude mit verbissener Wuth. Die Engländer mußten sich durch ihre Ingenieure und Sappeurs mühsam und blutig Bahn brechen lassen und wurden auf mehreren Punkten in die Defensive zurückgedrängt. Am hartnäckigsten hielt sich der Palast, wo die besten Regimenter die kaiserliche Familie umgaben. Endlich fiel auch dieser Punkt, und am 20.

in der fünften Abendstunde waren die Engländer im Besiz der Stadt. Am nächsten Morgen wurde Albert IV. gefangen, und während er trauernd und einsam in einem Gemach seines Palastes saß, feierte General Wilson, von jubelnden Soldaten umgeben, den blutigen Sieg in der schönen Marmorballe, wo einst der Thron gestanden hat, mit einem Hoch auf Königin Victoria.

Der Sieg von Delhi und der Entzug von Ladnau haben der Empörung die Spitze abgebrochen. Mag das Königreich Audd, der letzte Haltpunkt der Sipahis, noch so entschlossen sechten, der Ausgang des Kampfes ist entschieden. Dann stehen die Engländer vor einer neuen Aufgabe. Dasselbe Bild der Verödung und Verwüstung, das Delhi nach dem Sturme darbot, wiederholt sich in allen indischen Gebieten, die der Aufstand durchsezt hat. Die öffentlichen Gebäude mit Eigenthum aller Art sind zerstört, die Staats-

caffen ausgeraubt, dem Nationalwohlstande die Sehnen durchschnitten. Von diesen Schlägen, die es sich selbst zugefügt hat, wird Indien sich lange nicht erholen. In diesem Augenblick wollen die Engländer noch schreiden, im nächsten werden sie versöhnen müssen. Die momentane Stimmung glaubt mit der gänzlichen Beiseitigung der ostindischen Gesellschaft viel gethan. Wir geben zu, daß die Entfernung unbeholfener und lästiger Einrichtungen, die zur bloßen Form geworden sind, ein Fortschritt sei, aber wir meinen, daß es viel wichtiger ist, wenn man Indien von nun an allein für Indien regiert, den Eingebungen der Colonialpolitik entragt, nach Mitteln sucht, wie der Bauer von dem Druck der Zemindare, die sich als die schlimmsten Feinde Englands erwiesen haben, befreit wird, und damit beginnt, die Dorfpolizei, diese Geißel des Landes, unter europäischen Officieren und Unterofficieren neu zu organisiren.



Die
Gewitter der gemäßigten Zone.
Von Fr. Reumann.

Es war an einem Junitage des Jahres 1752, als sich auf offenem Felde bei Philadelphia ein schon im vorgerückten Alter stehender Mann auf die für seine Jahre scheinbar nicht sehr würdige Art beschäftigte, einen papierenen Drachen wiederholt in die Höhe steigen zu lassen.

Treten wir an ihn näher heran, so sehen wir, daß am Ende seiner hänsenen Schnur einerseits ein starkes Seidengewinde befestigt ist, mit dem der alte Herr das Spielzeug hält, während andererseits ein Schlüssel an der Leine hängt, der von Zeit zu Zeit helle Funken unter beständigem Anistern zum Erdboden entsendet.

Der bejahrte Mann war ein Färbersejohr aus Boston, selbst anjänglich Seifensieder, dann Buchdrucker und Schriftsteller, späterhin

sogar Präsident der Assembly von Pensylvanien in seinem befreiten Vaterlande; es war der berühmte Benjamin Franklin, — sein Drache, — kein Spielwert — verhalf ihm zur großen Entdeckung; die Identität der Gewitterausbrüche mit den elektrischen Funken unsrer Maschineren war durch ihn erwiesen. —

Allerdings wurde damals die Originalität seiner Idee nicht anerkannt, — das ist der Lauf der Welt; — und es hatten auch in der That schon achtzig Jahre oor ihm Dr. Wall, dann Grey, Desagulier, le Cat u. A. auf die Ähnlichkeit beider Erscheinungen hingewiesen, keinem aber war das gelungen, was er zu Stande brachte: der Beweis für die Richtigkeit solcher Anschauungen.

Seit jenem kulturgeschichtlich wichtigen Momente ist wieder ein Jahrhundert verlossen;

die Welt hat seitdem oft die Nichtigkeit des d'Alembert'schen Hexameters beurtheilen können, welcher von Franklin sagt: „Eripuit coelo fulmen...“ wir aber wollen es versuchen, darzustellen, inwiefern die Wissenschaft seither Franklin's Theorie ausgebildet hat.

Die Gewitter haben nach der allgemeinen Meinung zweierlei verschiedene Ursachen; sie entstehen zwar immer in Folge von plögliden und bedeutenden Dunstcondensationen, diese aber werden entweder 1) dadurch bewirkt, daß die Wasserdünste, welche in den untern Luftschichten schweben, durch einen warmen Luftstrom, der vom erhitzen Erdboden sich erhebt, in höhere Schichten getragen, und dort sogleich unter Electricitäts-Entwicklung verdichtet, zu Wasser niebergeschlagen werden, oder 2) dadurch, daß zwei entgegengesetzte Luftströmungen von verschiedener Temperatur zusammentreffen, und dann ebenfalls eine plögliche Condensation der mitgeführten Wasserdünste hervorruft.

Die ersteren sind unsre gewöhnlichen Sommergewitter; sie entstehen meist nach der größten Tageshize, in den Tropenländern fast täglich, und nahezu um die gleiche Stunde, — die zweite Art, die sogenannten Windgewitter, kommen bei uns im Winter, doch nur selten zum Ausbruch, während sie gewöhnlich, sehr heuchten Gegenden charakteristisch sind. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß viele unsrer Sommergewitter ganz oder theilweise dem plögliden Umschlagen des Windes zugeschrieben werden müssen, daß somit im Sommer allerdings Windgewitter, im Winter aber nie Wärmegewitter vorkommen.

Wenn wir auf ihre Intensität näher eingehen, so sind unsre Wintergewitter wegen des niederen Wollenzuges gefährlicher und drohender, als die Sommergewitter, unter den letzteren wieder jene, bei denen erst nach längerer Dauer der Regen zum Ausbruch kömmt, die bedeutendsten.

Unvergleichlich großartig aber als alle Entladungen in der gemäßigten Zone sind jene der Aequatorialgegenden; sie dauern gewöhnlich mehrere Stunden, sind vom heftigsten Sturm begleitet, ergießen wolkendruckähnliche Regenschütten, und entladen sich in rasch auf einander folgenden heftigen Schlägen, unter unaufhörlichem Erleuchten der von dem Wolkenselte verdunkelten Landschaft, — ihre Regelmäßigkeit ist vom Instincte der Thiere so sehr erfaßt, daß sich in der heuchten Jahreszeit gegen 1 Uhr Mittags alle Geschöpfe in die dichtesten Waldstellen zurückziehen, und ängstlich ihre Laute verstummen lassen.

Wir möchten es nicht unternehmen, von unsern Gewittern, die im Vergleiche zu den

tropischen eine milde Naturscene sind, eine Schilderung zu entwerfen, dort wo der Orkan der Natur den Carton entworfen, vermag kein menschlicher Pinsel das Bild auszuführen; dennoch aber werden wir einiger Thatsachen Erwähnung thun, die beweisen, wie großartig auch bei uns die Electricitätsentladungen auftreten. Wir übergeben hier die merkwürdigen photographischen Wirkungen der Blitzschläge, deren Erzählung kürzlich in den Journalen die Kunde machte; die mechanische Gewalt solcher Explosionen werden die folgenden Daten vollkommen anschaulich machen.

In einem Hause unweit Manchester verschob der Blitz am 6. Aug. 1809 eine Mauer zwischen einem Keller und einer Cisterne, die 3 engl. Fuß dick, und 12 Fuß hoch war, so daß der weggeschobene Theil an einer Seite 4 Fuß, an der andern 9 Fuß aus seiner Lage entfernt war.

Die Berechnung des Gewichtes dieser circa 9000 verschobenen Backsteine (nahe 52,000 Pfund), des Adhäsions-Widerstandes, und der Schnelligkeit, mit der die Fortschleuderung geschah, läßt auf die riesige Kraft schließen, die zu solcher Verwüstung nöthig ist.

Ebenso wurde bei dem bekannten Gewitter zu Chateauf das Kreuz der Kirche auf die Entfernung von 9 Rist. in einer Felspalte stehend gefunden.

Man kennt noch viele ähnliche Fälle, deren Aufzählung aber würde nur ermüden.

Die Frage nach der Häufigkeit und Verbreitung der Gewitter laun noch nicht genügend gelöst werden, örtliche Verhältnisse wirken oft so störend ein, daß die im Allgemeinen aufgestellten Gesetze dadurch umgestoßen werden.

Nach den Zusammenstellungen von Arago, Berghaus, Becquerel u. A. ergibt sich: daß die Gewitterzahl überhaupt vom Aequator gegen die Pole hin wie die Regenmenge abnimmt, daß speciell in Europa die größte Häufigkeit derselben 42 bis 45 im Jahre einen elliptischen Erdraum (zwischen 38° und 45° nördl. Br.) umfaßt, der einen großen Theil des mittleren und südlichen Italien, dann Dalmatien, den südlichen Theil von Ungarn und Siebenbürgen, so wie Theile der Wallachei einschließt, — wogegen unterm 50° nördl. Br. Theile von Schottland, Norwegen, Schweden, Lappland und Sibirien jährlich die Durchschnittszahl 5 aufweisen, in Grönland unterm 70° nördl. Br. nur im Laufe von je 6 Jahren ein Gewitter vorkömmt; und über dem 75° nördl. Br. noch gar kein Gewitter beobachtet wurde.

Die Betrachtung dieser Verhältnisse mit Rücksicht auf einzelne Landesstreden, so wie die Vertheilung der Gewitter nach den Jah-

reszeiten fordert ein so umfassendes Material, daß wir sie hier kaum andeuten können.

Die Zahl der Sommergewitter ist in Europa bei Weitem überwiegend; im Westen unsers Erdtheiles fällt ungefähr die Hälfte auf den Sommer, ein Zehnthheil auf den Winter; an den Ostküsten des adriatischen Meeres, in Norwegen, überhaupt in den Küstländer, die im Winter vorherrschend Südwind haben, ist die Zahl der Wintergewitter größer, dagegen kennt man in ganz Ost-Europa und einem großen Theile der skandinavischen Halbinsel keine Wintergewitter. —

Wenn wir hier die mit Gewitterausbrüchen möglicherweise verbundene Gefahr näher betrachten, so geschieht dies bloß, um den verschiedenen Vorurtheilen zu begegnen, unter deren Regide noch heutzutage oft die unverständigsten Schutzmittel in Anwendung gebracht werden. Vor Allem ist es klar, daß ein Gewitter nicht gefährlich sein kann, das nicht vollkommen oder theilweise über dem Beobachter zieht; bekanntlich läßt sich nun die Entfernung des Gewitterherdes aus dem Zeitintervall berechnen, das zwischen Blitz und Donner verstreicht; die Geschwindigkeit des Lichtes beträgt nahezu 42,000 Meilen pr. Secunde, die des Schalles 1050 Fuß; eine einfache Proportion ergibt, daß in runder Zahl der Blitz soviel mal 1000 Fuß (337 Meter) in grader Linie vom Beobachtungsorte entfernt ist, als Secunden zwischen dem Wahrnehmen des Lichtes und des Schalles vergehen.

Sobald der Donner hörbar ist, kann das Gewitter höchstens mehr 4 geogr. Meilen entfernt sein, und da die durchschnittliche Geschwindigkeit, mit der die Gewitterwolken fortziehen, 47 bis 63 Pariser Fuß pr. Secunde beträgt, könnte ein solches Gewitter in circa einer halben Stunde am Beobachtungsorte sein, die größere Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß der Ort der Entstehung des Gewitters auch gleichzeitig der Ausbruchsort ist, somit nur sehr starke Gewitter einen bedeutenderen Weg zurücklegen.

Was die senkrechte Höhe der Gewitterwolken betrifft, so beträgt sie durchschnittlich 3000 bis 4000 Fuß, allein schon in 700 bis 1000 Fuß sowie noch in 14,600 Fuß Höhe wurden sie beobachtet.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ein Gewitter, das nicht schon unserm Zenithe sehr nahe steht, so gut wie gar keine Beobachtung verdient, indem einerseits dessen Annäherung zum Beobachtungsorte, andererseits dessen Fortdauer sehr unwahrscheinlich ist.

Der Schutz vor dem durch seine Nähe wirklich gefährdenden Gewitter ist sehr verschieden, je nach unsrer speciellen Lage; Gebäude werden bekanntlich durch die eben-

falls von Franklin entdeckten Blitzableiter am Zweckmäßigsten gesichert.

Deren Construction ist den Wenigsten fremd, es handelt sich vielmehr um die Merkmale ihrer Verlässlichkeit; diese beruht vor Allem darauf, daß die Spitze des Blitzableiters den höchsten Punkt über dem Gebäude einnimmt, da die elektrischen Explosionen immer den nächsten Weg zur Erde einschlagen; Erfahrungen sollen dargethan haben, daß die Sphäre der schützenden Kraft des Blitzableiters ein Kreis sei, dessen Halbmesser die doppelte Höhe der Ausfangstange nicht übersteigt; allein nach Arago's Untersuchungen ist die Richtigkeit dieses Gesetzes sehr in Zweifel gestellt.

Ferner muß der Blitzableiter auch in den einzelnen Theilen gewissen Erfordernissen entsprechen, deren wesentlichstes die leitende Verbindung mit dem Erdboden ist; zu dem Ende sollen die Leitungsfangen gehörig an einander schließen, und bei dem Eintritte in den Boden in mehrere Kupferdrähte oder Eisenstangen endigen, die dann in einen Brunnen, oder an einen seuchten Ort führen; — die Art und Weise, wie man gewöhnlich noch heutzutage die letztere Bedingung außer Acht läßt, verdient daher vollen Tadel. — Die Prüfung der Leitungsfähigkeit solcher Ableitungsfangen geschieht ganz einfach mittelst eines galvanischen Stromes; der Trakt, der zum einen Pole der Batterie führt, wird mit dem untern Ende des Blitzableiters leitend verbunden; vom andern Pole wird ein Leitungsdraht isolirt an die Saugspitze des Blitzableiters geführt, und nun in die Leitung dieses einen Ausschlag, so muß die Leitung eine ununterbrochene sein.

Schließlich wollen wir noch die Versicherung geben, daß nach Arago's Untersuchungen die Zahl der vom Blitze Betroffenen eine äußerst kleine ist, und daß die Gefahr nach statistischen Daten keine größere Wahrscheinlichkeit hat, als jene der rein zufälligen Beschädigungen oder Tödtungen, wie sie in größeren Städten vorzulommen pflegen.

Aluminium oder Thonerdemetall.

Von

F. Varrentrapp.

Es ist in den letzten Jahren vielfach die Rede gewesen von der Entdeckung Sainte-Claire Deville's, das Metall, welches in der Thonerde enthalten ist, also eine außerordentliche Verbreitung auf der Erdoberfläche

hat und in Sozusagen jeder Menge, an jedem Orte darzustellen sein würde, auf eine bis jetzt ungeahnt leichte und wohlfeile Art zu gewinnen. In dem Erstaunen und der Freude über die wichtige Entdeckung vergaß man zuerst in Frankreich, daß Wöhler in Göttingen bereits im Jahre 1827 das Thonerdemetall, freilich nur als graues Metallpulver, darzustellen gelehrt hatte. 1845 sand Wöhler, daß man seine frühere Vorschrift nur wenig abzuändern brauche, um das Metall in kleinen zusammengeschnittenen silberähnlich glänzenden Kugeln zu erhalten. Für die Wissenschaft genügte diese Kenntniß vollkommen, und wenn man Sainte-Claire Deville's erste Mittheilungen liest, findet man kaum etwas anderes Neues darin, als daß er mit Hilfe und Unterstützung der Pariser Academie allgemein die Hoffnung zu verbreiten mußte, er werde und sehr bald lehren, das fast silberweiße Thonerde- oder Aluminium-Metall, welches dreimal leichter als Eisen ist, beim Gebrauche noch weniger anläuft als Silber, sich gießen, hämmern und walzen läßt, ganz leicht und billig herzustellen. Vorerst aber wartete man vergebens auf die in Aussicht gestellte Darstellungsmethode, und wenn auch auf der Pariser Ausstellung einige ganz ansehnliche Barren und einige Fabricate daraus, zum Beispiel ein Uhrwerk producirt wurden, so mußte man sich doch sagen, daß dies nur mit ganz unverhältnißmäßigen Geldopfern erreicht war, und daß man in der That Silber noch leichter und billiger haben konnte, als das Aluminium. Es bestanden noch vollkommen alle die Schwierigkeiten, welche Wöhler's Entdeckung zu einer praktischen Bedeutung in fünfzehn Jahren zu gelangen verhindert hatten. Man bedurfte des theuren Natriums, um aus der nur schwierig und kostspielig herzustellenden Verbindung des Thonerdemetalls mit dem Chlor das Metall im reinen Zustande zu erhalten. Alle in der Natur vorkommenden oder leicht künstlich darstellbaren Körper, welche das Metall enthalten, ließen nur auf sehr umständliche und kostspielige Weise sich so zubereiten, daß das Metall im reinen Zustande daraus gewonnen werden konnte.

Rose's Entdeckung, daß das Argolith genannte, in Norwegen in Masse vorkommende Mineral, sich ohne weitere Vorbereitung zur Gewinnung des Aluminiums eigne, war daher ein sehr bedeutender Fortschritt. Der Argolith ist in Mengen und zu sehr billigen Preisen zu erhalten, er enthält 13% an Metall, und es gelang bereits 8% reines gefäsmolzenes Metall daraus zu gewinnen.

Man sieht nicht recht ein, warum Deville, der nicht ausgehört hat, mit dem größten

Eifer und dem Aufwand sehr großer Geldmittel nach einer fabrikmäßigen und billigen Darstellung des Aluminiums zu streben, vorerst wenigstens sich nicht zu der Verarbeitung dieses trefflichen Materials, des Argolithes wendet, da die Herstellung von Chloraluminium jedenfalls theurer und mühsamer bleiben wird, als die Verwendung des gleich vortheilhaftesten, leicht zu gewinnenden Naturproductes. In neuerer Zeit nun versichert Dumas, daß Deville eine sehr vortheilhafte Methode zur Darstellung des Chloraluminiums gefunden, indem er es aus einem Gemenge von Porzellanerde oder auch Psephenon, Kochsalz und Kohle unter Einwirkung von Chlorgas gewinne. Der Apparat ist sehr vereinfacht, aber doch kostspielig, und namentlich durch die hohe Temperatur, in der die Operation vorgenommen werden muß, sehr zerstöbar. Der Centner Argolith aber ist für drei Thaler in Seehäfen zu haben.

Das Natrium soll zum Preise von noch nicht einem Thaler pro Pfund herstellbar sein, das Aluminium zu 13—14 Thlr., wie man hofft, aber es noch keineswegs bis jetzt zu liefern vermag.

Tipier in Amfreville soll aus Argolith fabrikmäßig Aluminium herstellen, und besonders aus den Legirungen desselben mit Kupfer vielerlei Gegenstände mit goldähnlicher Farbe fertigen. Er verwendet dazu eine Legirung, der auf 100 Theile Kupfer 10 Theile Aluminium zugesetzt seien, und die sich gut bearbeiten lasse, zugleich auch fester und härter als Messing sei.

Auch in England hat sich Newton auf Darstellung des Aluminiums im Großen patentiren lassen.

Ob aber in der That im Handel aus Aluminium gefertigte Gebrauchsgegenstände zu haben sind, ist uns nicht bekannt. Mancherlei ist unter dem Namen feilgeboten, ohne eine Spur von Aluminium zu enthalten, zum Beispiel Statuetten und dergleichen, die wesentlich aus einer Composition von Zinn und Zink gegossen waren. Andere Gegenstände sollten mit Aluminium galvanisch überzogen sein, waren aber galvanisch versilbert.

Nach Debray, der viele Aluminium-Legirungen dargestellt hat, ist auf die Verbindung von 3 Theilen Zinn mit 97 Theilen Aluminium wegen ihrer Härte, Dehnbarkeit und schönstem Glanz aufmerksam zu machen. Legirungen mit Kupfer von 10 bis zu 80% erscheinen noch weiß, die schon oben erwähnte Verbindung von 10% Aluminium mit 90% Kupfer ist gelb, und in der Hitze so gut wie weiches Eisen schmiedbar. 3 Theile Silber mit 97 Theilen Aluminium geben ein sehr schön weißes Metall.



Dritte Abtheilung.

Schicksale antiker Kunstwerke im Mittelalter und der neuern Zeit.

Von F. Friedländer.

Wenn man die Antikensäle eines größeren Museums durchwondert, kann man sich zuweilen nicht des Wunsches erweken, die Schicksale dieser Marmorbilder zu wissen, von der Zeit an, wo sie aus der Werkstatt des griechischen Bildhauers hervorgingen, bis auf den Tag, wo sie ihren jetzigen Play in einer Barbarenhauptstadt eingenommen haben. Einst haben sie in herrlichen reichgeschmückten Tempeln gestanden, zu ihnen sind die Gebete und der süße Operrauch der Gläubigen emporgestiegen. Dann sind sie von den rohen Händen römischer Soldaten von ihren Postamenten gerissen worden, um in dem langen Triumphzuge zu prangen, in welchem der siegreiche Imperator durch staunende und jubelnde Massen zum Capitol hinauszog. Sie haben die Hallen und Tempel der Weltstadt geschmückt, und selten fiel aus dem geschäftigen Menschenstrom, der täglich an ihnen vorbeisüßete, ein alter, flüchtiger Blick auf sie; oder sie waren in die Villa eines vornehmen Mannes verbannt, der seinen Besuchern vorrechnete, wie viel sie ihn gekostet hatten. Sie sind von dem Hammer eines christlichen Bischofs zertrümmert worden, der sie für die verzauberten Wohnstätten böser Dämonen hielt, oder in dem Einsturz der Mauern begraben, die der Sturmbod der Gothen oder Vandalen in Schutt legte. Tausenderte sind sie unter dem Schutte verborgen gewesen, dessen schätzende Dedo sie vor gänzlicher Zerstörung bewahrte. Endlich hat ein

Zufall sie an's Licht gebracht. Auf ihnen haben die Augen Rafael's und Michelangelo's bewunderungsvoll geruht, ihre Schüler haben sie bewundert und nachgeahmt. „In den Sälen, die von Pulci's Scherzen wiederhallen, den Gärten, in denen Lorenzo ein funkelnbes Lied zum Noitonz etruschischer Jungfrauen erkann,“ hat sich mancher edle Herr und manche schöne Frau vom Medicerhose an der Feinheit ihrer Conturen entzückt. Später haben akademische Professoren in Allongeperrüden ihren ehrfürchtvoll louschenden Schülern demonstrirt, daß der Antike doch eigentlich der höhere Schwung und die wahre Natur fehle, die allein bei Bernini zu finden sei; und die alten Götter haben auch diese Lästerung mit ruhiger Milde angehört. Zuletzt sind sie aus den Poläften der itolienischen Principi ausgewondert, die dafür die blanken Scudi der forestieri in Empfang nahmen, deren sie dringend bedurften, und haben in gradlinigen, glattgeschorenen Alleen und an geschmodlosen Fontainen in Sanssouci oder Versailles gestanden. Endlich, nachdem sie der Wille des Eroberers von Europa für kurze Zeit zu einer glänzenden Versammlung im Palaß der alten Könige Frankreichs vereinigt hatte, sind sie in die Ruinen der Residenzen zurückgekehrt. Viel ästhetischer Unsinns wird vor ihnen geredet, manche Bewundrung, die ihnen gezollt wird, ist nur erbeuchelt; aber ihre „edle Einfachheit und stille Größe“ bleibt immer dieselbe, und an einer Generation nach der andern üben sie ihre „heimlich bildende Gewalt.“

So oder ähnlich sind, natürlich mit den mannigfachen Modifikationen, die Schicksale eines großen Theils der erhaltenen Antiken gewesen: die wenigsten aber können wir im Einzelnen auch nur einigermaßen verfolgen.

Die massenhafte Zerstörung der alten Kunstwerke ist eine Folge ihrer massenhaften Anhäufung in Rom, und später (obwohl in sehr viel geringerem Maßstabe) in Constantinopel gewesen: alle Schläge, die diese beiden Metropolen des Orients und Occident's trafen, haben die unerschöpflichen Denkmäler des griechischen Geistes zu Hunderten und Tausenden zertrümmert, so daß der Nachwelt nur spärliche Reste von jener überweltlichen Herrlichkeit geblieben sind. Die ungeheuren Brände in Rom von dem Neronischen an, und später auch in Constantinopel; die mehrfachen Eroberungen und Plünderungen beider Städte; die sonatische Zerstörungswuth des ältesten Christenthums; die inneren Fehden der römischen Großen im Mittelalter; die Barbarei, mit der in Perioden des wiederaufblühenden Wohlstandes antike Sculpturen als Baumaterial benützt und zu Mörtel-gebrannt wurden: alle diese, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten, zum Theil systematisch ausgeführten Plünderungen haben vielleicht neun Zehntel von dem vernichtet, was die griechische Kunst von der Zeit der Perserkriege bis auf Marc Aurel geschaffen hat, und darunter (mit sehr geringen Ausnahmen) grade das Beste. Diese Ausnahmen sind fast ausschließlich solche Werke, die die Agenten des römischen Plünderungssystems in Griechenland lassen mußten, weil sie an Monumenten hafteten; oder solche, die sie übersehen haben, vielleicht auch nicht zu schätzen wußten. Zu der ersten Classe gehören die Elgin marbles, die Reliefs von Phigalia und Salikarnas, zur zweiten die Venus von Milo.

Bekanntlich sind unter den jetzt vorhandenen Antiken diejenigen äußerst selten, die vollständig erhalten sind. Dies ist fast nur bei Bronzen der Fall, von denen aber wieder nur sehr wenige existiren, weil die meisten eingeschmolzen worden sind; abgesehen von den in Pompeji und Herculaneum zahlreich gefundenen kommt auf mehrere hundert Marmorfiguren erst eine Bronze. Den Marmorfiguren aber sind fast immer die freistehenden Theile, das heißt Arme und Hände, und äußerst häufig auch die Nasen abgeschlagen: eine Statue zum Beispiel wie der sogenannte Germanicus im Louvre, dem nur drei Finger fehlen, ist eine große Ausnahme. In einem einzigen Fall sind wir im Stande anzugeben, wann und wodurch die Verstümmelung einer Antike herbeigeführt ist. Im Jahr 537 hatte Belisar, von den Gothen in Rom belagert, eine Garnison in das Mausoleum Hadrian's (bekanntlich jetzt Castel Sant' Angelo) geworfen. Die Vertheidiger stürzten auf die Angreifer die Statuen herab, mit denen das Monument geschmückt war. Bei einer spätern Ausräumung des Festungsgrabens wurde eine

Figur gefunden, die beim Sturz beide Beine verloren hatte; sie kam in den Besitz des Hauses Barberini; von dort erwarb sie König Ludwig für die Stoptothek in München. Es ist der schlafende Jaun, eine der beiden Perlen dieser vortrefflichen Sammlung.

Noch im neunten Jahrhundert existirten in Rom sehr zahlreiche antike Gebäude, theils völlig erhalten, theils in Ruinen, wie wir aus der Beschreibung eines Mönchs vom Kloster Einsiedeln wissen, dessen Handschrift glücklich aufbewahrt ist; die Stadt muß damals noch in hohem Grade das Gepräge der kaiserlichen Residenz getragen haben, wie sie in den Tagen Constantin's und Theodosius des Großen war. Aber die Eroberung Roms durch Robert Guiscard (1082) vernichtete zwei Drittheile so von Grund aus, daß der südliche Theil seitdem nicht wieder bebaut worden ist. Dann kamen Jahrhunderte der inneren Zerrüttung und der Baronalschenden, die den Verfall allgemein machten. Während des päpstlichen Schisma's sank Rom zum Dorj herab. Immer höher häufte sich der Schutt in den Thälern, immer vereinzelter ragten die Ruinen auf den Hügeln: das Forum, nun ein mit Gras bewachsenes Schuttfeld, wurde zur Viehweide (campo vaccino), der tarpejische Fels zum Berg der Ziegen (monte caprino): Namen, die sich bis heute erhalten haben. Im Jahr 1432 konnte der gelehrte Florentiner Poggio nur fünf antike Bildsäulen in Rom. Eine derselben war die bronzene Reiterstatue Marc Aurel's, die jetzt auf dem Capitolsplatze steht. Sicherlich wäre sie nicht dem Schicksal des Einschmelzens entgangen, wenn man nicht durch ein glückliches Mißverständnis in ihr ein Bild Constantin des Großen zu sehen geglaubt hätte, der im Mittelalter in Rom eine beinahe kanonische Verehrung genoß. Bei dem Volksfest, das Cola Rienzi zur Feier der wiedergeborenen Freiheit veranstaltete, stossen aus den beiden Naslöchern des Pferdes Strahlen rothen und weißen Weins.

Die Benennungen, die das Volk namentlich solchen Figuren gegeben hat, die auf öffentlichen Plätzen gestanden haben, sind oft interessant. Warum eine Togafigur, die in einem Gäßchen in Rom steht, Abbate Puigi, eine kolossale weibliche Büste in der Ruzza des venetianischen Platzes Madama Lucrezia heißt, dürfte jetzt nicht mehr zu ermitteln sein. Der bekannte Dornauszieher hat den Namen „il fedele del Campidoglio“ durch eine anmuthige Sage erhalten. Das Capitol soll von einem feindsichigen Ueberfall bedroht gewesen sein, von dem ein Knabe Kunde erhalten hatte: so schnell er konnte, lief er hin, um den Wächtern Anzeige davon zu machen, und kam noch zur rechten Zeit. Jetzt erst

gönnte er sich Ruhe, einen Dorn aus dem Fuße zu ziehen, den er beim Laufen eingetreten hatte; und zum Gedächtniß seiner Treue wurde er in dieser Situation abgebildet, und die Statue aus dem Capitol aufgestellt. Eine Statue der Diana (jetzt im Louvre) hat in Neapel, wo sie sich früher befand, den Namen la Zingarella (die kleine Zigeunerin) erhalten, weil ihre aufgehobene Hand von dem Volk für die Geberde einer Wahrsagenden genommen wurde. Die Kolosse der Dioskuren auf monte cavallo sind nach den gesta Romanorum die Statuen zweier großer Zauberer, deren Geschichte dort ausführlich erzählt ist. Stahr gibt in seinem Buch über Jena und Weimar ein Beispiel, wie sich die fort und fort geschäftige, sagenbüdende Thätigkeit an Kunstdenkmäler knüpft, die ihr unverständig sind, und sie auf eine ihren Vorstellungen gemäße Weise erklärt. Im Park von Weimar steht ein aus der Göthe'schen Zeit stammendes Monument: ein Altar mit einer Schlange, welche ein darauf liegendes Brod verzehrt; es soll nach römischem Gebrauch den Genius des Orts vorstellen. Das Volk glaubte, es sei zum Andenken an einen Drachen errichtet, der die Gegend verwüstete und den ein Väder durch ein vergiftetes Brod tötete. Im Museum von Arles ist eine Figur des Neon, das heißt der Zeit, deren Unendlichkeit die gnostische Symbolik durch Bindungen einer Schlange ausdrückte, die den ganzen Körper umziehn. Eine alte Castellania, die den Schreiber dieser Zeilen dort herumführte, erklärte ihm, es sei das Monument eines Mannes, der von dieser bösen Schlange getödtet worden.

Zu den Antiken, die unter der volkthümlichen Benennung bekannt sind, als unter der ihnen gebührenden, gehört vor allen der sogenannte Pasquino, der an einer Ecke des Palastes Braschi in Rom steht: ein Fragment einer vortreflich gearbeiteten Gruppe des Menelaos, der die Leiche des Patrolos aus dem Getümmel der Schlacht trägt. Bekanntlich soll dies Fragment dazu benutzt worden sein, anonyme Satiren anzuhängen, in denen sich der Volkswitz über die Großen Luft machte; und diese Invectiven soll die öffentliche Meinung zum Theil einem päpstlichen Schneider, Namens Pasquino, zugeschrieben haben, der seinen Laden in der Nähe hatte, und wegen seines beißenden Wipes berühmt war. Auch das Pasquill soll von ihm seinen Namen erhalten haben. Nach einer Notiz in einer Reisebeschreibung vom Jahr 1624 wäre aber das Fragment der Gruppe erst nach dem Tode des wipigen Schneiders bei seiner Wohnung aufgestellt und zum Andenken an ihn vom Volke mit seinem Namen benannt worden. (Vergleiche

Vessing Collectaneen, Ausgabe von Bachmann. Band XI. Seite 358.)

Mit dem Wiedererwachen des wissenschaftlichen Lebens und der Alterthumsstudien erwachte auch das Interesse für die alte Kunst; von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an wurde überall in Rom auf das Eifrigste ausgegraben, und die vorzüglichsten Antiken, die jetzt die römischen und florentinischen Museen zieren, sind von 1450 bis 1550 gefunden. Der Laotoon hat dem glücklichen Besitzer des Weinbergs, in dem er 1506 ausgegraben wurde, dem römischen Bürger Felice de Fredi nicht nur große Vortheile, sondern auch eine Art von Unsterblichkeit verschafft. Er trat ihn Julius dem Zweiten für einen Antheil an dem Zoll des lateranischen Thores ab: und aus seinen Grabstein in der Kirche Ara Celi wurde folgende für jene Zeit charakteristische Inschrift gesetzt: „Hier ruht Felice de Fredi, der durch seine eigene Tugend und durch die Entdeckung des göttlichen, beinahe athmenden Laotoonbildes, das du im Vatican siehst, die Unsterblichkeit erworben hat.“ Die hohe Begeisterung jener Periode für das Alterthum athmet aus diesen Zeilen. Im Jahr 1583 wurde die Niobidengruppe entbedt, die der Cardinal Medici (Ferdinand von Toscana) kaufte, und die erst 1770 nach Florenz gebracht wurde, wo sie noch jetzt ist. Welch' goldne Zeit damals für Antikensammler war, wird man aus dem Preise erleben, den der Käufer zahlte. Fünfzehn, zum Theil kolossale Figuren, wurden für 800 Scudi (1200 Thaler) erkanden: eine Summe, für welche heute kaum eine einzige zu haben sein würde.

Die Entdeckungen vorzüglicher Antiken hörten auch im sebzehnten Jahrhundert nicht auf; im Anfange desselben wurde zu Porto d'Anzo der dorychische Fectier, in der Mitte (1651) die Venus von Arles gefunden. Aber die folgenreichste Entdeckung, die je gemacht worden, ist die der sogenannten Herculaneischen, gegenwärtig im Museum von Dresden. Man fand diese schönen Portraitstatuen einer Mutter mit zwei Töchtern im Jahre 1711 bei der Aufräumung eines verschütteten Brunnens auf dem Landgute eines Prinzen von Elbeuf, in der Nähe von Neapel. Durch diesen kostbaren Fund aufmerksam gemacht, setzte man die Grabung weiter fort und stieß auf das Theater von Herculanium, das seit dem 24. August 78 nach Christi Geburt unter einer Lavadecke ruhte: und indem die Grabungen sich allmählig ausdehnten, wurde 1748 auch Pompeji entbedt. Jene Statuen, welche auf die Spur der verschütteten Städte geführt hatten, wurden heimlich außer Landes geschafft, ehe die Regierung Ansprüche darauf erhob, und kamen in den Besitz des tapfern Prinzen

Eugen von Savoyen; als dieser 1736 gestorben war, erwarb sie der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August der Dritte. Bei den jetzernen Entdeckungen in Pompeji und Herculaneum zu verweilen, ist hier nicht der Ort: um so weniger als sie in artistischer Hinsicht hauptsächlich nicht für die Geschichte der Plastik, sondern für die der Malerei und Mosaik wichtig geworden sind. Nur das sei hier erwähnt, daß eine der modernsten Erfindungen gegenwärtig mit Erfolg angewandt wird, die Bilder für immer zu fixiren, die der Pinsel pompejanischer Künstler vor achtzehnhundert Jahren auf die Wände der untergegangenen Stadt geworfen hat. Diese Fresken sind, wenn sie bloßgelegt werden, in großer Gefahr, durch die Einwirkung der Atmosphäre zerstört zu werden: daher bedient man sich jetzt der Photographie, um wenigstens im Abbilde zu retten, was im Original zu erhalten unmöglich ist.

Auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigten gelegentliche Ausgrabungen, wie reiche Schätze der Boden Italiens nach so lange fortgesetzten Durchforschungen immer noch birgt. Die (überhaupt sehr ergiebigen) Grabungen in Otricoli lieferten (1777) die schönste Jupiterbüste, die wir gegenwärtig kennen; ein Zufall brachte in der Nähe von Velletri (1797) die berühmte nach diesem Orte benannte kolossale Minerva an's Licht. Damals hallte Italien vom Klange der französischen Waffen wieder, und die Göttin der Weisheit wurde von den Eroberern nach Paris geführt. Aber erst mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts begann eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte der alten Kunst: fruchtbarer und bedeutender als jene erste im fünfzehnten und sechzehnten. In jener Zeit waren die Reste der Kunstsprache zu Tage gefördert worden, die die Römer zum Schmuck ihrer Hauptstadt verwandt hatten; jetzt sollte Europa die weit herrlicheren, der besten Periode angehörigen Ueberbleibsel kennen lernen, die trotz aller römischen Plünderungen in Griechenland zurückgeblieben waren.

Noch im siebenzehnten Jahrhundert stand die herrlichste Schöpfung der Perikleischen Zeit, der Minervotempel auf der Akropolis von Athen, im Ganzen unversehrt: wenn auch der überreiche plastische Schmuck, mit dem Phidias die Frieße und Giebel des Hauses der jungfräulichen Göttin verzieret hatte, schon mehrfach beschädigt war. Die Zerstörung des Parthenon erfolgte erst im Jahre 1687, als die Türken in Athen von den Venetianern unter Morosini und Königsmarl belagert wurden: eine Bombe sprengte den von den Türken in ein Pulvermagazin verwandelten Tempel und machte ihn zur Ruine. Im Jahre 1800 erwarb sich Lord Elgin, damals englischer Ge-

sandter in Constantinopel, durch großherrlichen Ferman Zutritt zur Akropolis, mit der Erlaubniß „zu zeichnen, abzumachen und wegzunehmen,“ was ihm beliebte. Vom August 1800 bis Mai 1801 arbeiteten seine Agenten an dem Zerstörungswerk. Sie brachen die Metopen und Friesstafeln aus, hoben die Statuen aus den Nischen und fügten noch manchen andern unschätzbaren Rest aus der Reichthum ihrer Beute hinzu: und so wurde der größte Theil der Phidias'schen Werke nach England versendet. Einzelne Bruchstücke sind anderswohin verstreut; ein Friesstück war schon früher nach Paris gebracht worden (durch den Grafen Choiseul Gouffier, französischen Gesandten in der Türkei am Ende des achtzehnten Jahrhunderts), einige Metopenfragmente sind nach Kopenhagen gekommen, Manches ist erst seit der Regierung König Otto's entdeckt und deshalb in Athen geblieben.

Lord Elgin bot seine Erwerbung dem britischen Staat zum Kauf; er veranschlagte seine Kosten auf 74,000 Pfund. In der Presse erhoben sich manche Stimmen gegen eine Ausgabe, die einem mit Kunstsinne wenig begabten Volke ebenso exorbitant als überflüssig erschien. Während der Debatten, die im Parlament über den Ankauf geführt wurden, erschien im *Morning chronicle* ein Gedicht, worin es unter Anderm hieß: *By scriptural measure your bounty is shown, we ask you for bread and you give us a stone.* Schließlich einigte man sich mit dem Verkauf auf 35,000 Pfund. Durch diese Erwerbung ist das britische Museum die erste Antikensammlung in der Welt geworden.

Die Plünderung des Parthenon durch Lord Elgin hat man vielfach als Vandalismus anathematisirt: *quod non fecerunt Gothi id fecerunt Scoti*, ist noch das mildeste, was dem gewalthätigen Kunstfreunde von seinen Gegnern gesagt worden ist. Am leidenschaftlichsten hat sich Byron im zweiten Gesange des *Childe Harold* gegen ihn ausgelassen. „Gull,“ sagt er in der Anmerkung zu der betreffenden Stelle, „konnte Athen nur bestrafen, Philipp es nur unterjochen, Kerzer es nur verbrennen: aber dem armseligen Alterthümer und seinen erbärmlichen Agenten blieb es aufbehalten, es so verächtlich zu machen, als sich selbst und seine Unternehmung.“ Nichts hat so sehr auf die öffentliche Meinung influirt als diese Invektiven Byron's: Lord Elgin gilt seitdem als ein roher Barbar, schlimmer als Genserich und Totila. In der That ist aber diese Beurtheilung so ungerecht als möglich. Der Anblick des lässlich verunstalteten, seiner Zier beraubten Tempels mag den Betrachter mit Trauer und Widerwillen erfüllen; er mag das lebhafteste Verlangen empfinden, Sculptur und Architectur

wieder zu einem Totaleindruck zusammen wirken zu sehen, wie es denen vergönnt war, die Athen vor Lord Elgin's Raub besuchten. Aber man sollte dabei nie vergessen, daß diese Wunder der Kunst vor unvermeidlichem Untergang nur dadurch gerettet werden konnten, daß sie von Athen entfernt wurden. Theils aus Nothwillen, theils aus Antipathie gegen die durch den Mohamedanismus verpönten Abbilder der menschlichen Gestalt, würden die Türken dies Monument ebenso sicher zerstört haben, wie schon so vieles Andre. Noch im Jahre 1759 stand ein Tempel am Nissus, der jetzt spurlos verschwunden ist. Theils wird der Marmor zu Mörtel zerstoßen, theils werden Statuen in der Hoffnung zertrümmert, Schätze darin zu entdecken. Da man sich im Orient nur durch diese Voraussetzung den Werth erklären kann, den die Europäer den alten Steinbildern beilegen, geschieht dies sehr häufig. Auch haben Reisende mehr als einmal gesehen, daß Türken die Köpfe antiker Figuren zu Zielen ihrer Schießübungen machten. Aber selbst wenn die Sculpturen in Athen hätten erhalten werden können, müßte man Lord Elgin's Verfahren billigen: es war im Interesse der gebildeten Welt. Vielleicht wird in fünfzig Jahren Athen ebenso leicht erreichbar sein, als jetzt London ist: aber gegenwärtig wird Athen doch nur von einzelnen Bevorzugten besucht, während noch London in jedem Jahr Tausende aus ollen Ländern strömen, und überdies von London aus der Mitgenuß des kostbaren Schazes durch Gypsabgüsse den Bewohnern und Besuchern aller größern Städte möglich geworden ist. Die Mißempfindungen einiger Alterthumsstreube und Philhellene beim Anblick des geplünderten Parthenon können nicht in Anschlag kommen gegenüber der Thatfache, daß die herrlichsten Reste antiker Kunst ein Bildungsmittel für ganz Europa geworden sind. Lord Elgin's Raub war nicht bloß eine rettende That, er ist auch für die Entwicklung des Kunstsinns und die Anregung der Kunstthätigkeit bereits vom förderndsten Einflusse gewesen und wird es sein, so lange es überhaupt eine Kunst geben wird.

Während nun diese aus Phidias Geist entsprungenen Göttergestalten nur dadurch vor gänzlicher Zertrümmerung bewahrt worden sind, daß man sie aus ihren alten Wohnstätten weit über das Meer geführt hat, ist ein andres benachbartes Monument, aus derselben Zeit und Schule, in unsern Tagen auf wunderbare Weise wieder aus der Erde entstanden, nachdem es für immer verloren schien. Noch kurz vor der venetianischen Belagerung Athens stand beim Aufgange zur Akropolis, oben rechts, ein kleiner Tempel, den die Athener in den Logen ihres Glücks

der süßgelosen Siegesgöttin errichtet hatten, in der Hoffnung, daß sie mit ihren Jünglingen ihre Flüchtigkeit abgelegt habe und fortan bei ihnen weilen werde. Zweitausend Jahre ungefähr hatte dieses kleine Säulenhäus die wechselnden Schicksale herabgeblüht, die über die unglückliche Stadt zu seinen Füßen dahinzogen. Als die venetianischen Sieger die Akropolis 1687 betreten, war er spurlos verschwunden. Aber als nach der Thronbesteigung König Otto's der Erdwall abgetragen wurde, den die Türken hier aufgeführt hatten, fanden sich in demselben die Bestandtheile des Tempels, ohne Beschädigung durch Beschädigung, in so großer Vollständigkeit, daß das Gebäude von Neuem an der alten Stelle wieder aufgeführt werden konnte. Offenbar hatten es die Türken in Stüde gedrohen, um durch diese ihrem Wall mehr Stärke zu geben.

Auch die Entdeckung des Frieses im Apollotempel zu Bigalia in Arkadien ist von sehr interessanten Umständen begleitet gewesen. Man sieht einen Abguss dieses Frieses, der ebenfalls im britischen Museum ist, an den Wangen der großen Treppe im neuen Museum zu Berlin. Der Tempel wurde nach der großen Pest erbaut, die Griechenland zu Anfang des peloponnesischen Krieges verwüstete: der Baumeister des Parthenon, Iktinos, und einige Schüler des Phidias wurden aus Athen berufen, um sowohl den Bau als seine plastischen Zierden des Gottes würdig zu vollenden. Auf der Höhe einer wilden, einsamen, von immergrünen Eichen bewachsenen Bergschlucht stand das weißschimmernde marmorne Säulenhäus. Ein griechischer Reisender, der es im Zeitalter der Antonine, sechstehalb Jahrhunderte nach seiner Erbauung sah, zählt es zu den schönsten Tempeln des Peloponnes. Seitdem war es verschollen, bis im Jahre 1812 nordische Reisende in diese Wildniß drongen und den Tempel als Ruine fanden. Die Säulen der Halle, die sich rings umherzog, standen aufrecht: aber innerhalb lag ein wüster Trümmerhaufe, Fries- und Architravstücke, Mauerquadern und Säulentrümmeln übereinander gehäuft. Zufällig sahen sie einen Fuchs durch eine Spalte in diese Marmortrümmer schlüpfen, und indem sie dem Thiere nachblickten, entdeckten sie Figuren in hold-erhabener Arbeit. Man holte nun die Erlaubniß des Pascha von Morea ein, das Innere des Tempels auszuräumen zu können; und in Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn ertheilte er sie nicht nur, sondern theilte sich auch an dem Unternehmen. Die Reisenden schlugen ein kleines Lager von Zelten in der Höhe des Tempels auf, die ganze Bevölkerung der Umgegend, meistens Hirten, wurde zu der Arbeit aufgerufen. Der kurländische Baron Stadelberg, ein Mitglied der

Gesellschaft, hat ihr Lagerleben sehr lebendig in seinem großen Werk geschildert, das vollständige Abbildungen und Beschreibungen des Tempels und seiner Sculpturen enthält. Das gutartige, unverdorrene arabische Hirtenvolk war mit dem Gewinn, den ihnen die Kunstliebe der Franken brachte, sowie mit der Abwechslung, die ihr einformiges Leben dadurch erhielt, höchlich zufrieden. In langen Reihen zogen die Arbeiter, an knurrende Laue gespannt, die kostbaren Trümmer aus Schutt und Wust heraus: die Spielleute, die auf einfachen Instrumenten die monotonen Volkswesen jener Gegend erklingen ließen, feuerten sie zu immer neuen Anstrengungen an. In den Feiertagen führten Bursche und Mädchen in der malerischen Landestracht Reihentänze auf. Auch ein nächtlicher Anfall von Räubern mußte mit Hinterschüssen abgewehrt werden; die Klepthen waren durch den Ruf der Entdeckung unermesslicher Schätze herbeigelockt worden. Endlich als im Herbst die Arbeit vollendet war, die Halle des Tempels von Schutt und Trümmern geräumt dastand, und der Besitz der herrlichen Sculpturen die Bemühungen der Reisenden reichlich vergolten hatte, schieden die fränkischen Fremdlinge und die arabische Hirten mit herzlichem Bedauern von einander.

Das Alles vergrößerte Gerücht hatte den Pascha von Morea in die angenehme Illusion versetzt, es seien lauter Arbeiten in massivem Silber gefunden worden. Seine Hobeit bestand folglich darauf, sich durch Augenschein zu überzeugen. Als er aber nichts als steinerne Figuren erblickte, war er sehr enttäuscht und gern bereit, seinen Antheil an der Entdeckung gegen eine Abstandssumme abzutreten. Doch glaubte er seine Kunstkennerchaft an den Tag legen zu müssen, und äußerte, die Schildkröten auf den Reliefs hätten ihm namentlich sehr wohl gefallen. Er hatte nämlich einige große runde Schilde, die die Figuren griechischer Helmen mit Ausnahme des Kopfes und der Nase ganz bedeckten, für Schildkröten angesehen.

Wohlvorpaßt wurden die kostbaren Fragmente von Tripura über das Gebirge an's Meer geschafft und von da nach Jante eingekauft. Bekanntmachungen in allen europäischen Blättern forderten zur Theilnahme an der Versteigerung auf, die ein Jahr später stattfand. Während des anberaumten Tages brannte nach dortiger Sitte eine Kerze, und der Zuschlag erfolgte an denjenigen, dessen Gebot im Augenblick ihres Erlöschens das höchste war. Es war der Beauftragte der britischen Regierung, die um den Preis von 15,000 Pfund diese neue unschätzbare Perle für ihr Museum erwarb. Die 1811 von Mitgliedern derselben Gesellschaft entdeckten Ciel-

gruppen des Tempels von Regina hatte König Ludwig von Baiern (nach Einigen für 6000 Pfund oder 40,000 Thaler, nach Andern für 20,000 Scudi oder 30,000 Thaler) erworben und von Thormaldsen ergänzen lassen.

Eine andre kostbare Acquisition verdankt England der imponirenden Stellung, die es im Orient einnimmt: nämlich die einiger Trümmer des weltberühmten, sprichwörtlich gewordenen Mausoleums. Dies Monument hatte Königin Artemisia die Zweite von Karien ihrem Gemahl Mausolus im Jahre 357 vor Christus errichtet. Ein quadratischer Unterbau, von der Säulenhalle umgeben trug eine Pyramide, auf deren Spitze ein Biergespann aus Bronze stand; die Gesamthöhe war 104 Fuß. Die größten damals lebenden Bildhauer hatten gewetteifert, den ganzen Bau mit plastischen Fierden auszufüllen; Stopas und vielleicht auch Praxiteles waren unter den von der Königin zu der Arbeit Berufenen. Im Jahre 1522 wurden unter den Trümmern dieses Denkmals, das die alte Welt zu ihren sieben Wundern gezählt hatte, elf Basreliefplatten gefunden, die den Fries des Unterbaues geschmückt hatten. Sie stellen, wie der Byzantinische Fries, einen Kampf zwischen Griechen und Amazonen vor. Die Ritter von Rhodus verwannten sie bei der Ausführung einer Festung St. Peter's bei dem alten Halikarnas, der Hauptstadt von Karien, gegenwärtig Fort Boudroun. In den Mauern dieses Forts blieben sie unter der türkischen Herrschaft, bis der gegenwärtige Sultan Abdul Medjid sie 1846 herausnehmen ließ, um dem englischen Gesandten Sir Stratford Canning damit ein Geschenk zu machen. Dieser schenkte sie dann an das britische Museum.*)

An eine weitentfernte Küste ist schon vor mehreren Jahrhunderten ein andres Bruchstück desselben Monuments verschlagen worden. Wenn man den in aller Pracht südllicher Vegetation prangenden Garten des Marchese Negroni in Genua besucht, wird man in einem kleinen Pavillon durch den Anblick eines Reliefs überrascht, das in Material, Größe, Gegenstand, Auffassung und Styl auf's Genaueste mit jenem nach England gebrachten übereinstimmt. Es war das kunstgütige Auge einer deutschen Alterthumsfreundin, Frau von Mertens-Schaffhausen in Köln,**) das vor nicht langer Zeit in diesem Fragment einen Theil des Frieses am Mausoleum entdeckte. Höchst wahrscheinlich ist es schon in der Zeit nach Genua gekommen, als die Republik zu dem ersten Seemächten des Mittelmeers gehörte und im lebhaftesten Verkehr mit der Levante

*) Neuerdings sind die Grabungen in Boudroun mit Erfolg fortgesetzt worden.

**) Sie ist in diesem Jahre gestorben.

stand. Aus jener Mätheit der italienischen Republikern schreibt sich überhaupt mancher Beisitz griechischer Kunstwerke her, die man jetzt vereinzelt in den dortigen Museen unter den zahlreichen römischen, an Ort und Stelle ausgegrabenen Arbeiten sieht. Namentlich in Venedig sind griechische Reliefs nicht selten, die die heimkehrenden Kauffahrer zum Theil als Ballast mitgebracht haben, und Einiges ist von dort in die Museen von Verona und Mantua verstreut.

Von den Schicksalen der einen Perle der Münchener Glyptothek, des schlafenden Faun, ist bereits die Rede gewesen. Die andre Hauptperle dieser Sammlung, den Torso eines frieudigen Niobiden (auch Dionæus genannt) können wir nur bis in's siebenzehnte Jahrhundert verfolgen. Er befand sich in der sogenannten Rudolfsniischen Schatzkammer in Prag; vermuthlich ist er von Kaiser Rudolph dem Zweiten, einem eifrigen Sammler von Kunstwerken und Curiositäten aus Italien erworben worden. Diese Schatzkammer wurde durch Joseph den Zweiten zerstört. Unter andern Maßregeln, die ihm seine Klugheitsmuth eingab, war auch der Befehl, die ehrwürdige Prager Burg, an die so mancher Erinnerung von weltgeschichtlicher Bedeutung sich knüpft, in eine Caserne zu verwandeln. Obwohl dieser Befehl später zurückgenommen wurde, war doch die Räumung der Burg bereits begonnen und die dort aufgestellte Rudolfsniische Sammlung verkauft worden. Ein Torso fand keinen Käufer. Endlich warf man ihn zum Fenster hinaus in den Schlossgarten, wo ein Steinweg sich des noch immer brauchbaren Stückes Marmor bemächtigte. Glücklicherweise entdeckte ihn in dessen Werkstatt ein Kunstkenner, der Augenarzt Barth aus Wien, und kaufte ihn für sechs Siebenzehner. Er brachte ihn während des Congresses nach Wien, wo König Ludwig von Baiern, damals Kronprinz, ihn für 6000 Ducaten an sich brachte. Man erzählt, ein Kammerherr des Prinzen habe, über den Preis erstaunt, geäußert: er habe nie von einem ähnlichen gehört, obwohl er doch auch viel gereist sei, worauf der unhöfliche Kunstkenner geantwortet haben soll: „Koffer reisen auch und sehen doch Nichts.“

Leicht hätte auch das Juwel des Pariser Museums, die Venus von Milo, Eigenthum der Glyptothek werden können. König Ludwig hatte als Kronprinz 1814 auf dieser Insel (dem alten Melos) ein Stück Land zum Behuf von Ausgrabungen an sich gekauft; aber der Zufall wollte, daß diese wundervolle Statue außerhalb dieses Terrains begraben lag. Im Februar 1820 entdeckte sie ein Bauer, der auf seinem Felde grub, in einer

Entfernung von fünfhundert Schritten von dem antiken Theater der Insel. Ein französischer Schiffslieutenant, Herr d'Urville, berichtete sogleich über diesen Fund an den französischen Gesandten in Constantinopel, Marquis de la Riviere, und dieser sandte auf der Stelle den Gesandtschaftssecretär Vicomte de Marcellus nach Milo, um die über den Ankauf der Statue begonnenen Unterhandlungen zu Ende zu führen. Graf Marcellus (derselbe, der sich durch Memoiren aus seinem vielbewegten diplomatischen Leben bekannt gemacht und durch die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich dem Staatsleben entfremdet, eine immerhin anerkennenswerthe Uebersetzung des griechischen Dichters Nonnus veröffentlicht hat) war ganz der Mann, die Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages richtig zu würdigen und ihn glücklich auszuführen. Die Primaten der Insel wollten die Statue dem Fürsten Morosini, Tragoman der Biorte, schenken. Als Graf Marcellus in Milo ankam, war man bereits im Begriff, das Meisterwerk einzuschiffen; aber die Energie, mit der er sich diesem Vorhaben widersetzte, hatte den gewünschten Erfolg, er kaufte die Statue und brachte sie nach Constantinopel, von wo sie der Gesandte als Geschenk an den König von Frankreich sandte. Frankreich verdankt also dem Grafen Marcellus den Besitz dieses Werkes, das durch Großartigkeit der Conception und Vollenbung der Ausführung den wenigen Antiken von erstem Range beizuzählen ist, die wir außer den Werken des Phidias kennen.

Diese Erzählung der Umstände, von denen die Entdeckung der bedeutendsten Antiken begleitet gewesen ist, zeigt, wie innig die Geschichte der alten Kunstwerke mit der politischen Geschichte des modernen Europas verknüpft ist. Sie zeigt zugleich, daß bei Weitem die vorzüglichsten erst in den letzten sechzig Jahren bekannt geworden sind, weil man erst seit dieser Zeit die Erforschung des griechischen Bodens begonnen hat. Die Befreiung Griechenlands von der Oberherrschast der Türkei ist bereits von segensreichen Folgen für die Erhaltung und Bekanntmachung alter Kunstreste gewesen und wird es hoffentlich künftig in noch höherem Grade sein. Nicht nur haben die Zerstörungen aufgehört, sondern auch Ausgrabungen sind vielfach mit Erfolg veranstaltet und Museen gebildet worden. Ein Vertrag, der zwischen der preussischen und griechischen Regierung bereits gemacht ist über Ausgrabungen, die auf Kosten der ersteren auf griechischem Boden unternommen werden sollen, ist, so viel wir wissen, nur deshalb noch nicht zur Ausführung gekommen, weil der russische Krieg derartige Pläne in den Hintergrund gedrängt hat. Hoffentlich

werden sie nun von Neuem wieder aufgenommen werden.

Schließlich sei hier noch ein Blick auf die Schicksale einiger großen antiken Cameen und Gemmen geworfen. Sie sind noch viel bunter und wechselvoller gewesen als die der größern Sculpturen, weil diese Pretiosen unendlich leichter aus einer Hand in die andre gingen und überdies zu allen Zeiten schon wegen der Kostbarkeit ihres Materials und weil sie leicht als Schmud angewendet werden konnten, mehr Liebhaber und Liebhaberinnen fanden als Werke höheren Ranges. Diese großen Edelsteinarbeiten stammen zum Theil aus dem Orient, dessen Fürsten in alter wie in neuer Zeit mit Juwelen zu prunken liebten. Die Kreuzzüge streuten dann die von abendländischen Rittern erbeuteten Schätze über Europa aus, und nun glaubte man sie nicht würdiger verwenden zu können als zum Schmud von Kirchengeräthen, so sehr auch die heidnischen Gegenstände, die aus den Edelsteinen ausgeführt sind, mit diesem Zweck im Widerspruch stehen. So befand sich ein schöner Beryll mit dem Portrait der unglücklichen Julia, Tochter des Kaisers Titus, an einem Silbergeräth in der Abtei zu St. Denis, l'oratoire de Charlemagne genannt, und noch jetzt haftet daran ein Theil der Einfassung mit den Buchstaben M A. . . , wonach die römische Prinzessin trotz ihrer Adlernase und ihres hohen Toupés im Mittelalter für die heilige Jungfrau gegolten zu haben scheint. Der größte Cameo des Pariser Cabinets wurde durch den letzten lateinischen Kaiser in Constantinopel, Balduin den Zweiten (1228—1261), an Ludwig den Heiligen von Frankreich geschenkt. Das darauf ausgeführte Sujet bezieht sich auf die Regierung des Kaisers Liber, doch im Mittelalter sah man es als eine Darstellung von Joseph's Traum an und trug daher kein Bedenken, das Kleinod den Schätzen der Sainte Chapelle einzuverleiben. Auch ein andrer großer Cameo, gegenwärtig in Wien, der die Apotheose August's vorstellt, ist in den Kreuzzügen nach Europa gekommen. Der Johanniterorden von Jerusalem, der ihn in Palästina erworben hatte, schenkte ihn an Philipp den Schönen von Frankreich, dieser vermachte ihn dem Nonnenloster von Boissy. Während der französischen Bürgerkriege wurde er gestohlen und tauchte erst wieder am Hofe Kaiser Rudolph's des Zweiten auf, der ihn um 12,000 Ducaten für seine oben erwähnte Sammlung erstand. Andre antike Cameen finden wir in den Sammlungen zweier Fürstinnen, die beide den Glanz des Thrones mit dem Privatleben vertauschten, Josephinens von Frankreich und Christinens von Schweden. Königin Christine war eine leidenschaftliche Liebhaberin antiker Gemmen. Ein großer Sardonx mit

den Porträts eines ptolemäischen Königsaares, der sich früher im Besitz der Fürsten Gonzaga befand und von ihr angekauft wurde, befindet sich jetzt im kaiserlichen Cabinet zu St. Petersburg.

Diese fragmentarischen Notizen geben immerhin eine Vorstellung, wie vielfach diese kostbaren Steine in zweitausend Jahren umhergeworfen worden sind. Könnten sie reden, so würden sie manche geheime Geschichte zu erzählen haben. Manche Begierde haben sie entzündet, manches Verbrechen ist um sie begangen, manches mahnende Gewissen durch ihre Pracht beschwichtigt worden.

3ur

Geschichte der französischen Tanzkunst.

Nachdem im Mittelalter die edlern und ernstn Tänze mit der Zeit bedeutungslos geworden, von der Kirche und den Fürsten vernachlässigt, die muntern als wollüstig und unanständig verboten waren, erhob sich der Tanz erst im fünfzehnten Jahrhundert wieder aus seinem Verfall, und erhielt von Italien aus mit den übrigen Künsten neues Leben. Es wurden aus dem Theater Ballete und an den Höfen Bälle gegeben, wo aber die Tänze so ernst waren, daß sie mit jeder Würde und mit allen Wohlstandsgesetzen sich vertrugen, weshalb selbst geistliche Würdenträger bei den zu Ehren vornehmer Personen veranstalteten Bällen zugegen waren, so daß, als Ludwig XII. in Mailand einen Ball gab, die Cardinäle von St. Severin und Karbonne als Tänzer auf demselben erschienen, und aus einem Ball des Concils zu Trident, zu Ehren des Sohnes Karl's V., der Cardinal Hercules von Mantua den Tanz eröffnete.

Die Tänze der Vornehmen damaliger Zeit waren die sogenannten niedrigen Tänze (Dances basses), bei welchen man sich nicht von der Erde erhob und weder sprang noch hüpfte. Die Tänzer hatten dabei die Hüften über die Schultern gezogen und unter dem linken Arme zusammengefaßt, die Tänzerinnen hatten schöne, lange, oben bis an den Hals hinaufreichende und unten die Füße ganz bedeckende Kleider an. Es galt auch bei den höfischen Frauen des Mittelalters als eines der obersten Gejeße des Anstandes, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schritten zu gehen, um dadurch anzudeuten, daß nicht eine geschäftliche Nöthigung, sondern lediglich die freie Laune eine Dame zu dem plebejischen Act des Gehens treiben dürfe.

Unter Franz I. und Heinrich II. kamen die ersten Tänze aus Italien nach Frankreich, und hier that Katharina von Medicis viel zu deren Ausbildung. Sie ließ heroische, galante, komische und allegorische Ballette aufführen. Den Luxus und die Pracht der kleinen italienischen Höfe nach Frankreich verpflanzend, gab die Königin den französischen Damen durch eine üppige Kleidung Gelegenheit, ihre Reize den Tänzern zu zeigen. Sie fügte zu den niedrigen Tänzen (der Pavane und Branle) allmählig lebhaftere italienische Tänze, wie die Gaillarde und Volte hinzu, wo dann die Cavaliere, Tänzer von Profession nachahmend, Sprünge machen mußten, und die Damen kurze Kleider trugen, damit man sehen konnte, ob sie auch den Tanzschritt hielten.

Nun wurden in Frankreich die Maskeraden mit Mäulen in Verbindung gebracht, aus Spanien die Sarabanden eingeführt, und die Nationaltänze aller Provinzen auf den Mäulen nachgeahmt; man tanzte die Passepieds der Nieder-Pretagner und die Bourée's der Auvergner (beides in den Straßen von Paris 1587 zuerst aufgeführte Tänze), die Tambourins und Rigaudons der Provençalen, und die Gavotten der Bewohner der Dauphiné.

Nun kam auch ein Domberr von Langres, L'hoinet Arbeau, auf die Idee, die Tänze und Tanzschritte aufzuzeichnen und unter jede Note der Melodie die Bewegungen und Was des Tanzes zu schreiben. Sein choreographisches Werk erschien 1588 unter dem Titel: Orchesographie, und ist für die Kenntniß aller genannten Tänze unentbehrlich.*)

Auf das Höchste stieg die Ausbildung des Tanzes in Frankreich aber unter Ludwig XIV. Nicht nur, daß der Chevalier Servandoni, unter dessen Leitung der prächtvolle Bau der St. Sulpice-Kirche angeführt wurde, und der gleich berühmt als Architekt und Perspective-maler war, Schauspiele anordnete, in denen die Musik, die Pantomime, der Tanz, die Maschinen, die Decorationen und Costüme in gleich hohem Grade glänzten, — weshalb dieser florentinische Künstler als ein Hauptbeförderer des theatralischen Tanzes angesehen werden kann, — auch der gesellschaftliche Tanz gedieh hier zur höchsten Vollendung, so daß der Monarch selbst bei dem Balletmeister der Pariser Oper, François de Beauchamp, der gleichzeitig der Erfinder der Grundstellungen der Tanzkunst, der fünf Positionen ist, zwanzig Jahre hindurch täglich Tanzunterricht nahm. Auch in der Oper: der Friedenstem-

pel, welche 1685 am Hofe gegeben wurde, wirkte der König in einer der Hauptrollen mit. In jener Zeit, wo die Oper noch nichts anderes war, als eine Hoffestlichkeit, tanzten Prinzen, Prinzessinnen und Andere vom Hofe in den Balletten und, einem Ministerialbefehl von 1669 zufolge, durfte jeder Mann von Stande in der Oper mitsingen und Gehalt annehmen, unbeschadet seiner Standesrechte, auch wurde festgestellt, daß man nicht geringer würde, wenn man die Tanzkunst als Beschäftigung erwählt habe.

Es wurde 1661 in Paris eine königliche Tanzakademie errichtet, und Beauchamp mit dem Titel: Docteur de l'Académie de l'art de la danse als Erfinder der von L'hoinet Arbeau zuerst angeregten Idee der Choreographie durch einen Ausspruch des Parlaments erklärt. Die Akademie, die aus dreizehn Mitgliedern bestand, hatte keine geringere Bestimmung, als darüber zu wachen, daß der Tanz von Fehlern gereinigt und bewahrt würde. Die Akademiker kamen ihrer Verpflichtung, sich über das Technische der Tanzkunst zu berathen und ein System aufzustellen, leider nicht nach, und haben uns nichts hinterlassen, als ihre Namen.

Als Modetanz der damaligen Zeit ist der Branle zu nennen, der die Bewegungen der Polonaise und den graziösen Schritt der Menuett in sich vereinigt. Er wurde häufig am Hofe getanzt und selbst vom König selbst entweder mit der Königin oder einer Prinzessin von Geblüt angeführt. Diesem Tanz schloß sich gewöhnlich die Courante an, die als der erste regelmäßige Gesellschaftstanz zu betrachten ist, und von Ludwig XIV., der sie vorzüglich tanzte, allen andern Tänzen vorgezogen wurde. Die Courante wurde im Dreivierteltact getanzt, und zeichnete sich durch die größte Einfachheit aus.

Wir können jedoch nicht alle Tänze der damaligen Zeit in den Kreis unserer Besprechung ziehen, sondern wollen nur einige der hauptsächlichsten nennen. Es sind diese: Le Rigaudon de la Paix, Gigue à deux, Entrée à deux, Sarabande pour femme et pour homme, Folie d'Espagne, Bourée d'Achille, Mariée, Bourgogne, Savoye, Fortana, Conty und Canary à deux. Letzterer, der Canary (Canariendogeltanz), war ein munterer Tanz, in welchem der Herr mit seiner Dame den Saal entlang hüpfte: sie blieb hier am untersten Ende stehen, und er tanzte nun rückwärts bis an das entgegengekehrte Ende; diese Tour wiederholte er vor- und rückwärts; dann machte die Dame dieselbe Tour. Es ist hier auch der Ort, anzuführen, daß man in der überfeinerten Nebenweise jener Zeit statt „Tanzes“ — „Liebes-

*) Die von Beauchamp vervollkommnete Choreographie brachte Feuillet später in ein Buchem, das er 1700 mit der größten Umständlichkeit und Weit-schweifigkeit herausgab.

runen mit den Beinen zeichnen" — tracer des chiffres d'amour, sagte.

Die eigentliche Quelle für das Studium aller vorhin genannten Tänze muß immer Feuillet's Choreographie *) bilden. Hier finden wir alle Tänze des siebzehnten Jahrhunderts von der Rigaudon de la paix, dem ersten Colonnentanz, der wahrscheinlich von England aufgenommen und später zur Anglaise Veranlassung gab, bis zur Conty auf das Umständlichste beschrieben.

Keiner dieser Tänze hat jedoch einen so nachhaltigen Einfluß auf die Tanzkunst ausgeübt, als die Menuet, die in ihren Consequenzen noch in unserm heutigen Contretanz unverkennbar ist.

Man will wissen, daß die Menuet (v. franz. menu, latin. minutus — klein, zierlich), von einem Tanzmeister in Poitiers, der Hauptstadt der Provinz Poitou, zum Fest einer silbernen Hochzeit erfunden worden sei, und daß die Academie in Paris auf diesen Tanz, der sehr schnell in allgemeine Aufnahme kam, eifersüchtig wurde, weil er die Courante, ihren zuerst für die Noblesse bestimmten Tanz also bald zu verdrängen begann. Die Menuet in der Anordnung, welche zuerst am französischen Hofe (Menuet de la cour) Eingang fand, sich weiter verbreitete und, wenn auch aus der Reihe der gesellschaftlichen Tänze geschieden, als unerfessliches Lehrmittel sich erhielt, wird dem seiner Zeit berühmten Tänzer Becourt (1674 — 1729) zugeschrieben.

Die erste Menuet wurde 1653 zu Versailles getanzet, und zwar vom König Ludwig XIV. mit einer seiner Maitressen. Im Jahre 1707 kam die Menuet en quatre, und 1715 eine Menuet d'Espagne auf, der die Menuet en six, Menuet en huit und Menuet de la cour folgten. Die schönste Composition, aber auch die künstlichste und schwierigste war die Menuet à la reine, die in Verbindung mit der Gavotte à la Vestris getanzet wurde, indem man auf das Majestätische eine graziose Munterkeit folgen ließ. Kully, der Vater der heroischen Oper in Frankreich, ist auch als Vater der Musik zur Menuet zu betrachten, und seine erste Composition dieses Tanzes von 1653 hat sich bis auf unsre Tage erhalten.

Als die Leichtfertigkeit und das lebhaftere Temperament der Franzosen nicht mehr Gefallen daran fand, in dem majestätischen Tempo fortzutanzten, suchte man einen Ausweg. Man vertauschte den langsamen Dreiviertelact mit dem Hweiwertact im Allegro, und — die Cuadrille war erfunden. Die Form des Tanzes blieb dieselbe, aber es entstand nach und nach ein Reichthum der Touren, die noch

bekannt sind, und die unzähligen Variationen gaben dem Tanz einen Reiz, welcher sich so lange erhielt, bis endlich der Contretanz eingeführt wurde.

Schon in Feuillet's Choreographie von 1700 findet sich ein Tanz dieses Namens, der aber mit dem unsrigen keine Aehnlichkeit hat, und nur von zwei Personen ausgeführt wurde. Die Erfindung des Tanzes, den wir unter Contretanz (von dem engl. Countrydance — ländlicher Tanz), verstehen, wird einem englischen Tanzmeister zugeschrieben, der denselben 1710 in Frankreich eingeführt haben soll. Doch erst, nachdem Rameau 1745 in dem Ballet „Les fêtes de Polymnie“ einen Contretanz eingeschlochten hatte, welcher, dem Geschmacke der Pariser entsprechend, den allgemeinsten Beifall fand, wurde er in den Salons heimisch und fand später auch in den Tanzlocalen des Volkes Eingang. Die Melodien der Contretänze hatten bei ihrem Entstehen alle einen besonderen Namen. Um die Zahl der Touren-Combinationen zu verringern, die bei jedem Contretanz wechselten, wählte man endlich sechs dieser Melodien aus, die am geeignetsten schienen, und executirte die Contretänze in Cuadrillen vereinigt. Die Cuadrille bestimmt die Ordnung der Touren. Die Melodien, aus denen sie besteht, haben sämmtlich ihren Charakter. Die Cuadrille ist auf diese Weise eine Sonate von fünf Stücken von verschiedenem Charakter geworden. Als man die Cuadrille auf diese Weise organisirte, gab es Lieblingscontretänze, welche le pantalon, Pété, la poule, la trévis und la pastourelle hießen. Da die Melodien dieser Contretänze als Grundformen gewählet wurden, so erhielten sie deren Namen, die auch allen neuen Stücken gegeben wurden.

Le pantalon

De Foinon

N'a pas de fond.

Diese Verse wurden mit einer sehr alten Contredanse-Melodie improvisirt. Das Liedchen gefiel und ging selbst in die Salons über. Der Contretanz verlor seinen ersten Namen und Jedermann verlangte le pantalon, indem man so die Melodie des Tanzes mit den ersten Worten des Liedes bezeichnete. Endlich gab man die Melodie und das Lied auf, aber die Tour von le pantalon blieb. — Ein 1800 berühmter Contretanz, „le pas d'été“, mußte auf eine ganz eigenthümliche Weise getanzet werden. Es gehörte Grazie und Lebendigkeit dazu, er konnte deshalb nur von Virtuosen ausgeführt werden, die ihn lange zusammen geübt hatten. Deshalb mißfiel er auch bald denen, die ihn nicht tanzen konnten, sie bildeten die Mehrheit, und das pas d'été wurde von den Vätern verbannt. Der Name blieb jedoch und hat sich bis heute

*) Das Buch erschien 1700 in Paris und hat sich bereits sehr selten gemacht.

in unsern Quadrillen erhalten. Im Jahre 1802 erschien ein Contretanz von Julien, dessen zweiter Theil mit einer Nachahmung des Hühnerschreies begann. Die Tour dieses Contretanzes war neu und hübsch und man nahm sie allgemein an; der Name blieb, um alle Contretänze zu bezeichnen, welche nach den Tauten der poule geschrieben wurden, obgleich ihre Melodie mit dem *Glud! Glud!* nichts gemein hat. Trenis war ein ausgezeichneter Tänzer, der um das Jahr 1800 die Tour des Contretanzes erfand, welche noch jetzt seinen Namen führt. Tausende von Melodien sind nach dieser Combination von Pas gemacht worden, aber keine ist der ursprünglichen gleichgekommen. Sobald Trenis tanzte, drängten sich Alle in seine Nähe, um ihn zu sehen und zu bewundern. Die *pastorale* wurde so genannt wegen der Melodie und der Begleitung nach Art der Villanelle (Dirtentänze). Der Name finale, wie man den Contretanz nennt, welcher die Quadrille beschließt, bedarf keiner Erklärung.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verpflanzte sich der Galopp, wie schon früher der Walzer (in franz. Nachbildung *Allemande* genannt), nach Frankreich, und wurde dort Salontanz, wie später die Polka. Die *Allemande* wurde im Anfange der Kaiserregierung in Paris auf die Bühne gebracht, und gefiel dort so außerordentlich, daß sie lange Zeit hindurch fast nach jedem Zwischenacte getanzt werden mußte.

Werkwürdig ist es übrigens, daß der schnellfüßige Galopp vom schmerzfülligen Deutschland nach Frankreich verpflanzt, und dagegen früher die gravitätische Menuet vom leichtfüßigen Frankreich nach Deutschland gebracht werden mußte!

Wenn wir von den modernen choreographischen Erfindungen Frankreichs, der *Imperiale*, *Sicilienne* u. s. w. hier weiter keine Notiz nehmen, so geschieht dies, weil dieselben von keinem Einfluß auf die Tanzkunst waren und jetzt schon wieder vergessen sind. Umso mehr müssen wir aber dem neuesten Tanz, der *Quadrille à la cour*, die im Winter 1856 in Paris von dem berühmten Tanzlehrer Laborde der englischen *Lanciers-Quadrille* nachgebildet wurde, und sich schnell die Gunst des Publicums erworben hat, das Wort reden. Sie ist ein erfreulicher Schritt, den Tanz wieder zu Grazie und Harmonie, die mit der Menuet aus unsrer gesellschaftlichen Tanzkunst verschwunden war, zurückzuführen, und dürfte, wenn auf diesem Wege fortgebaut wird, die Hebung der Tanzkunst in Aussicht stellen.

Beranger's letzte Lieder.

Von

Julius Kobenberg.

Es war im Jahre 1833, daß Beranger zum letzten Male mit einem Bande neuer Chansons vor das Publicum trat. Seitdem hat er geschwiegen — geschwiegen freilich, wie ein Poet zu schweigen pflegt: er hat im Stillen und nur für sich gesungen. Und diese Gesänge der Einsamkeit — von denen der erste aus dem Jahre 1834 und der letzte aus dem Jahre 1851 datirt ist — hat er seinem Freunde und Verleger Perrotin anvertraut, um sie erst nach seinem Tode als seine „*dernières chansons*“ seinem geliebten Frankreich zu übergeben.

Diese Lieder — das Vermächtniß eines großen Todten, der poetische Abschluß eines schönen Lebens — sind jetzt erschienen. „Es sind die Lieder meines Alters, die vielleicht kein andres Verdienst haben, als die singenden Memoiren meines Lebens zu vervollständigen.“ Das sind Beranger's eigne Worte, die sich in dem Brief an Perrotin, der dem Werke vorgedruckt ist, finden. Beranger, eine grade, offene Natur, versteht es nicht, Bescheidenheit zu affectiren; er schlägt in der That das Verdienst seiner letzten Lieder zu gering an. Freilich ist es nicht mehr das jugendliche Feuer, das aus diesen Chansons spricht — es ist nicht mehr der Jubel und die Festigkeit früherer Tage, — die glückliche Reimverschlingung, der lede Refrain — aber, du lieber Gott! — hat denn nur die Jugend ihre Poesie? Hat nicht auch das Alter, wenn es schön, wenn es nur würdig ist, seine Poesie? Ich sollte meinen; die lauten Töne sind gedämpft, die grellen Farben sind verjöhnt, — hier und da mahnt ein fallendes Blatt und eine sterbende Blume an das Ende, der Rebel, der jetzt noch im niedern Buschwerk flattert, strebt hinauf und wird bald die Wipfel und den Himmel, ja die Sonne selbst verhängt haben. Aber das geschieht Alles ohne Hast und ohne Laut — und bewegt nicht vielleicht deshalb die Wehmuth das Menschenherz am tiefsten, weil sie es am leichesten berührt? . . . So geht es dem Leser bei Beranger's letzten Liedern. Sie haben die goldne Pracht, das milde Blau, sie haben die Stille und Friedfertigkeit einer Herbstlandschaft; aber darüber steht die Wehmuth, wie der Duft, den die scheidende Sonne um sie zu verbreiten pflegt.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Paris und ganz Frankreich diese letzte Gabe seines theuren Chansonniers annahm, ist uns Deut-

schon natürlich fremd, da ihr wesentliches Motiv ein nationales war. Allein interessant ist es auch für uns Deutsche, wie sich in diesen letzten Gesängen alle Töne, die der Dichter jemals anschlug, friedlich und voll in Harmonie zu lösen scheinen. Anakreontiker ist Veranger nie gewesen; er besingt zwar die Liebe, den Wein, die Rose und die Nachtigall, aber der Grundton in seinen Natur-, Wein- und Liebesliedern bleibt immer der nationale, der specifisch modern-französische. Seine Liebe und sein Haß, sein Humor und seine Satire haben alle dieselbe Grundfarbe. Er ist der erste Socialpoet der Literaturgeschichte, der Reihe und dem Range nach; er sagt die Franzosen nicht mehr ausschließlich als „Voll,“ sondern ebensosehr als „Gesellschaft“ auf, er feiert nicht mehr bloß ihre „Gloire,“ sondern ebensosehr ihre „fraternité;“ er hat es versucht, die Schlagwörter der ersten französischen Revolution dadurch auf ihr Maß und ihre Bedeutung zurückzuführen, daß er sie poetisch verklärte — er hat es versucht und es ist ihm gelungen. Veranger ist der erste Socialpoet, weil er der Erste — und bis jetzt der Einzige — gewesen, der die socialen Ideen der neuen Zeit für die Poesie fruchtbar gemacht hat.

Der Socialismus, wie er und alle Welt ihn aufsaßt, hängt auf's Engste mit der Politik zusammen; oder er verhält sich, um es vielleicht noch richtiger auszudrücken, zur Politik wie die Species zum Genus. Und wenn nach dieser Seite hin die letzten Lieder unsers Sängers, — indem sie ihn der Socialpolitik nicht mehr als einen feurigen Eiferer, sondern als einen betrachtenden Philosophen gegenüberstellen — höchst interessant sind: so ist die Vorrede zu denselben grad' für die rechte Würdigung dieser Stellung höchst instructiv. Nachdem der Dichter sein langos Schweigen und frühzeitiges Abtreten von der Oeffentlichkeit und dem „kritischen Theater“ dadurch zu motiviren gesucht hat, daß er sagt, wie sehr er sich nach Ruhe, Einsamkeit und glücklicher Dummheit gesehnt, wie er ferner dadurch sich beengt gefühlt habe, daß seit 1830 stets Männer aus der Zahl seiner Freunde auf der Ministerbank gesehen hätten und wie endlich das politische Lied eine Waffe sei, die durch zu häufigen Gebrauch seine Spitze verliere: bittet er um Erlaubniß, zu diesen Gründen seines Stillschweigens eine Betrachtung von größerer Tragweite hinzuzügen zu dürfen. Den Lesern dieser Zeitschrift bemerke ich noch, bevor ich Veranger's eigne Worte mittheile, daß die Vorrede, der ich sie entnehme, schon 1842 geschrieben ist, was dem freilich ihrer Anwendung auf die Gegenwart und ihrer Bedeutung für den Commentator Veranger's Nichts nimmt. „Wir

dürfen nie vergessen,“ sagt er, „daß es Frankreich's Ruhm ist, nicht bloß eine große politische Revolution, sondern auch eine ungeheure sociale Revolution gemacht zu haben. Das Jahr 1789 hat neue Bildungselemente geschaffen und ihre Veröhnung, die unsre Herrscher — Copisten der Vergangenheit! — bisher nur zu sehr vernachlässigt haben, ist die unerläßliche Aufgabe geworden. Ihre Lösung verlangt, wie ich glaube, vielmehr die Beihülfe der Wissenschaft und Philosophie (ich meine die wahrhafte Philosophie, welche weder die Psychologie, noch die Zoologie und der Eklekticismus u. s. w. ist), als die der Poesie und der Kunst überhaupt. Diese müssen es abwarten, daß das große Problem gelöst werde, daß heißt, daß in der Gleichheit endlich die Ordnung herrsche, damit sie im Dienste einer neuen Bildungsphase nützlich werde. Welcher Empfang würde dem Sänger werden, welcher nach Melodien des Pont-Neuf die Organisation der Demokratie, den Angriff dieser wichtigen Arbeit verlangte, die immer noch zu thun ist, und an die sogar die Republikaner nicht zu denken scheinen?

Der Poet irt heut' auf's Gradewohl, inmitten veruchter Neubauten und verfallender Ruinen — wohlauf denn! lasse er die Arena den Gelehrten und den Weisen, die da kommen werden, wo sie nicht schon gekommen sind, was ich aus Achtung für unsre großen Staatsmänner nicht zu entscheiden wage. Indessen, — wenn ich mich nicht betrogen und die Bedürfnisse der Zeit recht erkannt habe: — soll sich der Poet in die Zukunft rüchten, um der aufwachsenden Generation ihr Ziel anzudeuten!“ —

Daß der größte Socialpoet unsrer und aller Zeit sein Leben und sein Wirken mit dem Bekenntniß abschließt: daß es die Poesie wohl gewesen sei, welche die socialen Ideen laut und eifrig proclamirt habe, daß es aber die Poesie nicht sei, welche sie zu lösen vermöge: dies Bekenntniß, bezeichnend wie es für den fremden Dichter ist, möge den heimischen eine Warnung sein! —

Die Vorrede ist noch reich an Punkten, welche über das innere Leben Veranger's, über seine biographischen Versuche, über seine Ansicht vom Restrain u. s. w. Aufschluß gewähren. Allein da hier nicht der Ort ist, über Alles dies weitere Betrachtungen anzustellen, so erlaube ich mir die Anzeige, daß ich Vorrede und sämtliche „dernières chansons“ bis zum Sommer dem Publicum in einer deutschen Uebersetzung vorlegen zu können hoffe, und benutze den mir an dieser Stelle noch gestatteten Raum zur Mittheilung von einigen Proben daraus, wobei mich freilich mehr die Rücksicht auf ihre Kürze, als ihrem größern oder geringern Werth leiten muß.

Ich gebe zuerst das Lied, welches die Sammlung eröffnet:

1. Plus de vers.

Rein, keine Verse mehr, ob es auch keine
Und in mir drängt — die Kunst und Regel fehlt;
Ein Schül'er findet leichter jetzt die Reime
Zum Vers, den er am Finger abgezählt.
Sprech' ich mit meinem Herzen, wo die Rose
Wein Haupt umblüht, in Wäldern, menschenleer:
Antwortet mir das Echo nur in Peise —
Gott will von mir ja keine Verse mehr!

Gott will es nicht! — und wie im Herbst der Bäume
In seinen Feldern, friedlich eingehäht,
Zum Baum aufschau, od' unter'm goldenen Schauer
Des Laub's er noch vergeb'ne Früchte trägt:
So laub' ich; — doch ich kann mir's nicht verhehlen,
Dass tobt der Baum, gedrängt vom Winter schwer —
Wie werden meinem Korb die Früchte fehlen . . .
Gott will von mir ja keine Verse mehr!

Gott will es nicht — und dennoch! ich erkenne
Wie seine Stimme ruft, gewalt'gen Tons:
„Heb' deine Stirne, Volk! denn ich erkenne
Zum Orden dich der Krone und des Throns!“
Er spricht's — und ich — voll tausend Seligkeiten —
Als ich begann, in Weisen Holz und Heu,
Wein Volk, zu deinem Erbtheil dich zu leiten —
Da will von mir Gott keine Verse mehr!

2. Les violettes.

Ihr Beilichen unter'm Hagen
Mich schmerz's, daß ich so früh enst' seh!
Den blauen, sonnigen Tagen
Folgt über Nacht vielleicht ein Schauer.
O Beilichen, laßt euch fragen:
Seid ihr geboren auch zum Weh?

— Gott dieß und blü'n auch schwillen,
Trog Frost der Nacht und Nörgeleinwind;
Es sucht uns hier im Stillen
Laut, das arme, gute Kind,
Und es war ihr'willen,
Dass jitzend aufblüht wir sind.

— Wer ist sie? — Eine Waise,
Die ihre Pflegertern nährt.
Sie nährt sie von dem Preis
Der Blumen, die der Lenz gewährt,
Von dem, was in dem Glase
Des Stoppelfelds ihr Gott besichert.

Im Frühroth heute Morgen
Ein Engel leise zu uns trat;
Sprach: „Lanza weint verborgen,
Das Brot fehlt ihr — sie weiß nicht Rath —
Drum helf' ihr aus dem Sorgen,
Blüht, Beilichen, blüht!“ . . . Doch still, sie naht!

3. Les voyages.

Komm! rufen wir zwanzig rasche Wagen.
Uns jagt das Feuer durch die Welt;
Durch Wälder wollen wir Dich tragen,

Über Berg' und Biese, Haub und Feld
Wie Schwärmen fliegen wir über die Hügel;
Du glaubst, wenn über Dir wirbelt der Rauch,
Die Erde habe Schwingen und Flügel,
Um hinsturzen vor deinem Aug'! —

Komm! ruft mir ein Schiff, das die Wellen wiegen,
Sollst Menschen an fernern Küsten sehn;
Sollst Reiche sehn, die in Trümmern liegen,
Und Reiche, die wachsen und erst entsehn,
Und wie Dich tragen die launischen Wellen,
Und alles Bekannte sich hinten verliert:
Soll eine neue Welt sich Dir stellen
In denen, die unsere Welt regiert

Komm! sagt mir ein Luftballon. Den Sternen
Folgt' ich auf ihrer Bahn durch's Blau;
O neige mit mir zu den himmlischen Grenzen,
Und laß die Seele an himmlischer Ebn.
In kühnem Flug, auf sicherem Eise
Sollst du die Räthsel der Schöpfung verstehn;
Komm — über dem Donner und über dem Blize
Die ganze Tiefe des Himmels zu sehn!

— O, wandert dahin! und laßt mich Weiden
Stüßlich in meiner beschränkten Welt;
Laß mir die Vögel, die Blumen — die Scheiden,
Durch welche der lustige Schatten fällt.
Wenn nun die Nacht herauf mir dunkelt,
Und in des zitternden Pächelns Schoß
Einer von jenen Sternen funkelt —
O, wie weit dann die Welt so groß!

Den Beschluß dieser Mittheilungen mache
das Lied, welches das letzte der Sammlung
ist und überhaupt das letzte sein soll, welches
Beranger gesungen.

4. Adieu!

Frankreich, ich werde! Reize nicht die Stunde,
Die mich heimruft; doch soll dein Name sein
Das Letzte, was da schwebt auf meinem Munde,
Denn treuer liebte Keiner dich — o nein!
Ich sang von dir, eh' ich die Feder brauchen
Bekannt, und nun den Tod ich kommen seh,
Will ich im Lied den letzten Schmerz verhauchen —
Geliebte Mutter, mein' am mich! — Ade! —

Indes zehn Kön'ge mit des Sieges Rossen
Dich wild jettreten und zerfleischt, wie nie:
Ist meines Liedes Balsam mild gestossen,
Aus ihren Fahnen jupf' ich dir Charzie.
Doch deine Trümmer schmückt mit Frühlingfarben
Der Himmel und ich süß' es, daß dein Weh
Die Welt befruchtet soll, daß du die Garben
Der Bräut'rlieb' ihr reichen wirf' — ade!

Halbdinggestreckt heb' ich mich aus dem Staube —
Dir laß ich, die ich liebte auf der Welt, —
Frankreich! du schuldest es der armen Laube,
Die nie nach Beute ausflog in dein Feld.
Und daß mein Bitten ihr vernähmet oben,
Wenn ich schon stiernd vor dem Aug'en lieh.
Hab' ich den Stein von meinem Grab gehoben —
Wein Arm wird schwach . . . es fällt der Stein — ade!



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Ein Frühling, von Jacob Corvinus. Braunschweig. Friedr. Vieweg u. Sohn.

Eine bewundernswürdige Vertiefung in den deutschen Geist der mittelalterlichen Kunst oder, besser gesagt, eine Wiedergeburt derselben spricht aus diesem Buch, dessen Stoff aus den Verhältnissen und Anschauungen der unmittelbaren Gegenwart genommen ist. Es erinnert und lebhaft an die deutsche Malerei in ihrer Blüthe. Derselbe gewissenhafte Sorgfalt, das echt deutsche, bescheldene, anpruchslöse und getreue Gemüth des Künstlers ausgeprägt in jeder einzelnen seiner Gestalten, und diese Gestalten alle doch so streng charakteristisch, so einfach wahr, ganz aus dem täglichen Leben seiner Umgebung gegriffen. Wir haben es hier mit einem Dichter von entschiedenem Verstand zu thun und wenn schon die einstimmige Anerkennung, die das Erscheinen seines ersten Werkes „Die Geonik der Evertlinghaasse“ begründete, ihn als solchen bezeichnete, so kann diese neue Dichtung seinen wohlverdienten Ruf nur bestärken. Die Eigenschaft des wahren Genies zeigt sich darin, daß er ebenso groß in der Erfassung des Einzelnen wie des Ganzen ist; so ist der Humor die höchste Blüthe geistiger Anschauung, denn er blickt hinter den mit hingebender Treue ausgeführten Bildern des bunten Wechsels der engen Wirklichkeit den Grund tieferen Denkens. Wahrer Humoristen, wie sie England, das Vaterland des Humors, erzeugen hat, sind in Deutschland bis heute in unverfälschter Bedeutung nicht erstanden; die besten Vertreter desselben verfielen auf der einen Seite in das Lächerliche, durch kurzschichtige subjektive Beurtheilung seiner Verhältnisse, oder in widerliche Sentimentalität, in Folge unklarer Auffassung der großen Beziehungen: Corvinus ist auf dem Wege, ein deutscher Ennochi im besten Sinne zu werden. Wir sagen, er ist

auf dem Wege dazu und das vorliegende Buch ist ein Schritt weiter zum Ziele, ein entscheidender, zu schönen Erwartungen berechtigender Schritt. Schon die klassische Art, wie er den Leser mit seiner Heldin — diesem wiederum so ganz durch und durch getreuen Bild einer einfachen deutschen Jungfrau, die unbewußt den Himmel im reinen Gemüthe trägt — bekannt macht, gibt den überraschend überzeugenden Beweis, daß hier eine schöpferische Kraft ersten Ranges waldet. Je weiter wir kriechen, um so mehr sind wir von der echt künstlerischen Schilderung gefesselt. Jede kleine Einzelheit in der Umgebung und Lebensweise der Personen trägt dazu bei, das Bild derselben schärfer hervorzubeben, aber alle diese Einzelheiten geben wieder so bestimmt aus dem Mittelpunkte oder dem Kerne jedes Charakteres hervor, daß wir mit diesen Menschen wirklich bekannt zu sein glauben und mit ihnen immer vertrauter zu werden scheinen. Hier passen in Wahrheit Goethe's Worte:

„Geist nur hinein in's volle Menschenleben.
Ein Jeder lebt, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's racht, da ist es interessant.“

Ein Jeder lebt's, aber an den Wenigen, denen es bekannt ist und die es mit echter Künstlerhand darzustellen vermögen sind, zählt Corvinus unbedingt mit vollem Rechte. Keine seiner Personen verlohnt sich Grundfäße oder Anschauungen, sie bewegen sich alle in dem kleinen Kreis ihrer engen persönlichen Pflichten und Verhältnisse; aber der göttliche Hauch fleistlicher Kraft und Reinheit hat sie geschaffen und ihnen achtungsvolle Bedeutung und wahres Leben verliehen. Möchte doch dies Buch der deutschen Nation recht eindringlich zeigen, wie hoch gesunde und keusche Männerkraft über die feichten Productionen unserer schriftstellenden modernen Romanisirten-Lektürinnen zu schätzen ist, deren selbste Selbsterfüllendheit unerschöpflich ist in der Reproduktion der eignen hysterischen Armseligkeit.

Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami, in den Jahren 1850 bis 1854, von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Dr. Hermann Lohc. Mit 8 Stahlstichen in Foudruck von A. Alboth, und zahlreichen Holzsnitten. Zwei Bände. Leipzig, Gern. Costenoble.

Dem Grothe machenden Tagebuch Heinrich Barth's, das so eben erst in der literarischen Welt die gebührende Würdigung gefunden hat, ist in den Reisen Andersson's ein Werk gefolgt, das uns von Neuem in den Wüsten und Savannen Afrikas unwiderstehlich hinlockt. Unterdeß arbeitet Livingston an seinen Entdeckungen in demselben Orttheil — in der That, Afrika hat Glück mit seinen Geographen. Ja, zu den Helden des Tages gehören alle jene kühnen Reisenden, die als Kundschafter der Menschheit nach Nord und Süd steuern, um zu erschauen, „wo das Land offen sei;“ aber nicht kriegerische Horden folgen ihnen, um Völker zu vernichten, sondern Wissenschaft und Gerechtigkeit, um sie zu retten und zu gewinnen. Barth, Andersson und Livingston dringen von verschiedenen Seiten in das Innere Afrikas ein; deshalb hat Jeder selbständig Neues zu entdecken, und wenigstens unser Schwermüde ein großes Reiseziel: den Namifer, mit dem Missionär vor Augen hat, so nähert sich doch Jener demselben in der Richtung nach Osten, während Livingston ein aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Kanoe besetzt und auf dem Jongafluß den See erreicht. —

Der See liegt unter 20° 19' südlicher Breite und 20° östlicher Länge; seine Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 2825 Fuß und seine Länge fünfzig bis sechszig (englische) Meilen. — Von vorn herein bezeichnen wir das Buch als eine außerordentlich bedeutende Erscheinung; Andersson's Berichte sind ebenso originell wie anregend, ebenso ausführlich als spannend, und wer mit dem Bestreben, Bekanntes zu erlernen, Neues und Erhabenes in der Welt gern bewundert, findet auf den Seiten unsers Buchs Material dazu. Dabei tritt Andersson selbst als ein Mann auf, zu dem man sich unwillkürlich hingezogen fühlt: ernst und bescheiden, kühn bis zur Verwegenheit, poetisch in seiner einfachen Diction. Vor Allem natürlich wandert er mit Leidenschaft und Meisterhaft versteht er's, den Leser an sich zu fesseln. Mühen und Anstrengungen haben seine Meinung nicht untergraben und den Grund zu einer Krankheit gelegt, die er, nach eigenen Bekundungen, wohl bis zu seinem Tode behalten wird. Aber gern, wenn die Umstände es erlaubten, würde er wieder zu jenem Leben voll Entdeckungen und Beschwerden zurückkehren. Hiernach begreifen wir Lord Byron's Satz: nächst dem Götzeig ergötze den Menschen Nichts so sehr, als die Lust zu reisen.

Ursprünglich beschäftigten Galton und Andersson, vom Cap aus durch das Bezirk der Boers (Bauern oder Kolonisten von holländischer Herkunft) nördlich zum Namifer vor-

zudringen, doch war dies der übermüthigen und räuberischen Boers wegen unmöglich, und so entschloß man sich bald, von der Balfschbai an der Westküste quer durch ein vollständig unbekanntes Land sein Heil zu versuchen. Wenn hierdurch die Expedition schwieriger, sogar noch dem ersten ernstlichen Versuch anzugeben wurde, so ist dem Leser damit nur gedient, denn Andersson wird dadurch länger in Afrika zurückgehalten und hat Gelegenheit, zwei weite Länder zu betreten, das Gebiet der Damaras, wie Dronaga, das Land der Ovambo's, genau zu erkunden. Dem Europäer sind diese zwei Völkerstämme, die in der Dorshehuna in den Vordergrund treten, bisher fast ganz unbekannt gewesen, und während und der Verfassung ihre religiösen Gebräuche mit ihrem Aberglauben, ihre Sitten und Gewohnheiten lebendig vorführt, geht „Karabouera Andersson,“ der „Vogelwürger,“ wie sie ihn nennen, in Gemeinschaft seiner Begleiter oder allein, fleißig auf die Jagd. Die dabei bekandenen Abenteuer gehören zu dem Ueberraschendsten, was man lesen kann. Was unser frischer freudiger Jäger an Pflanzen und Thieren antrifft, erklärt er uns auch, und selbst der bekandtesten der letzteren thut er ausführlich Erwähnung. Wir sind weit entfernt davon, diesen Vorzug des Buches zu verkennen; freilich haben wir Alle schon Löwen, Straffen und Hyänen gesehen und über sie wie ihre übrigen wilden Gefährten Treffliches in früheren Werken gefunden, aber wir bekommen in dem vorliegenden Buch gerade Andersson'sche Zeichnungen, die zugleich Manches bringen, was der Leser vorher nicht wußte. So bekommen wir in einem besonderen Capitel den Strauß vorgeführt, in der Art etwa, wie der geniale Michelet seine Vögel beschreibt; Andersson's „Eisenfresser“ rühmt sich einer ebenso ausführlichen wie lebendigen Charakteristik. Ähnlich verhält es sich mit der Fieoa Afrikas, seinem Klima und seinen Naturerscheinungen. Ueberhaupt muß eine vierjährige Beobachtung des Gegenlandes, von Andersson angestellt, an und für sich umfassend anesallen. Nichts ist ihm unwichtig, weshalb er Alles, was sich ihm darbietet, wenigstens andeutet. — Andersson bedurfte, wie Jeder, durch das unwirthliche Land und die Syrtas aestuosa's der Führer; nun, er hat viel zu erzählen von der Unzuverlässigkeit und Verschmittheit der Eingebornen, die ihn oft genug im Stich ließen, so daß er auf sich allein angewiesen war; den besten Anhalt und Schutz fand er überall noch an den Missionären, und wir können nicht absehen, was er ohne sie oft hätte anfangen sollen. Diesen Aermsten ist in vielen Reisebeschreibungen Unrecht gethan; ihre Wirksamkeit ist in bämischer Weise in Frage gestellt, ja man hat ihnen vorgeworfen, einen entsetzlichen Einfluß auf die Wilden ausgeübt zu haben. Aus Andersson lesen wir nichts von alle dem heraus, wenn uns auch eelantane Erfolge ihrer Befehrungsversuche nirgends entgegen treten. Jedenfalls sind sie durchschnittlich erle, eiferfreudige Gestalten, die uns Respekt einflößen, und so oft noch Expeditionen in das Innere Afrikas unternehmen werden, bleiben sie die treuesten und zuverlässigsten Rathgeber der Gelehrten.

Die geographischen Entdeckungen Galton's und

Andersson's, soweit der erste Band davon berichtet, sind durchaus gewichtig; wir nehmen hier besonders Notiz von dem Cunend, welcher Fluß bereits einige Jahre früher von einer französischen Fregatte entdeckt war und zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Grad nördlicher Breite liegt. Ertfamer Weise konnte man den Fluß nach einiger Zeit nicht wiederfinden und Andersson, der nicht annehmen konnte, daß sich die Entdecker geirrt haben möchten, stellte nun von Ondonga aus nördlich Nachforschungen an. Was heißt sich heraus? Obgleich der Cunend ziemlich groß ist und eine bedeutende Wassermasse enthält, soll er doch nicht immer seinen Weg direct nach dem Meere zu finden. Der Grund hiervon lag darin, daß sich an der Mündung des Flusses Sandbänke bilden, welche ihn zwingen, seinen Weg unter der Erde zu nehmen, obgleich er auch manchmal diese Bänke durchbricht. Es war dies von hohem Interesse, da so die Erklärung für das räthselhafte Verschwinden des Flusses gegeben war.

Von großem Interesse für die Ethnographie sind die Damaras und Orombos, welche letzteren in der Damarasprache ein Volk bezeichnen, welches seine Wohnhäuser hat und Ackerbau treibt. Die Orombos haben den Borqua vor ihren Nachbarn, das wir sagen: sie leben unter dem Schutze eines Königs, der sie durch strenge Polizei zur Ehrlichkeit anhält, eine Tugend, von der der Damaras nichts weiß. Ebenso findet sich in Ondonga Gaßfreundschaft und Anhänglichkeit an das Vaterland; Imbo, ein Begleiter Andersson's, ein Afrikaner durch und durch, war außer sich vor Entzücken über das schöne Land, und Andersson selbst nennt es ein Götterland, das in reichem Maße für alle Mühen und Entbehrungen entschädigte. Walton war weit und breit in der Welt gereist und er gestand, daß er nie etwas Geübener habe, was sich hiermit vergleichen ließe. Die Natur selber hat den Orombos einen Anstrich von Cultur gegeben; und doch wir alle bis zu einem gewissen Grade von Klima und Nahrung abhängig! Von der üppigen Fruchtbarkeit Ondonga's zeugt ein Baum mit einer ansehnlichen Frucht, dessen Zweig ein Raum von 144 Fuß Durchmesser und 432 Fuß Umfang einnahm. — Sollen wir weiter berichten von dem Kaiserreich Koinoro? Wir geben doch keine ausdehrende Beschreibung von seiner Größe und verweisen viel lieber auf Andersson's Auktoren, deren er mit Walton gewürdigt wurde. Auch von den Schönheiten des Hofe plaudert er manches Gebeimniß aus, aber ebenso weiß er von der Fürsorge der Orombos für ihre Armen und von andern Tugenden zu reden, so übel auch ihre Begriffe über Sittlichkeit beschaffen sind. Nur auf seinem heimatlichen Boden gerührt der Orombo, in der Fremde stirbt er am Heimweh; so wurde Mr. Walton zu einer spätern Zeit auf St. Helena erzählt. Bei den Damaras ist von Vaterland überhaupt gar nicht zu sprechen, denn es ist ausgemacht, daß sie noch nicht lange in dem Lande wohnen, das sie jetzt inne haben; Einige unter ihnen suchen ihr Heimathland im Norden, Andere im Nordost. Vor ungefähr siebenzig Jahren war kein Damare südlich von Kaso zu finden, aber kurz darauf überschwebten sie das Land, welches damals von Buschmännern

und Berg-Damaras bewohnt war, von denen die Letzteren wahrscheinlich Eingeborne sind. Obgleich auf den Karten das Damara-Land als groß erscheint, ist doch nur der geringere Theil davon bewohnbar. Die Ursache davon liegt wie beim Namaqua-Lande in dem Wassermangel und in den undurchdringlichen Wäldern von kacklichen Bäumen. Unter dem Weideweiden des Steinbocks zerlegen, sind die Jahreszeiten dort mit hin den unsrigen hier entgegengesetzt. Im August, wo unser Sommer ungefähr zu Ende geht, wehen dort warme Westwinde und sehr bald darauf ist die Vegetation verengt. Zugleich jagt die Wirbelwinde mit grauenerregender Schnelligkeit unabweisbare Sandstürme von mehreren Fuß Durchmesser und einigen hundert Fuß Höhe vor sich her. Und solcher Sandstürme treiben bisweilen einander zehn bis fünfzehn. Sie bringen Orokumb'anhara, Regenbettler, da sie gewöhnlich den Regen anweilen. Das Damara-Volk ist in vielen Beziehungen das directe Gegenstück von den Orombos; wie lange noch werden sie auf der Erde zu finden sein? Andersson gibt ihnen noch hundert Jahre, wir begreifen also hier derselben Erscheinung wie bei den Bewohnern der Hawaiiischen Inseln im großen Ocean, deren successives Verschwinden Etowanus Kaitiff's nachweist. So treiben sich die Generationen der Menschen! — Wir überlassen dem Leser die eigene Kenntnisaufnahme von den Damaras wie von dem übrigen reichen Stoff des Buches, für welches diese Zeilen nur anregen wollten; aber wir bemerken, daß die Lectüre Andersson's neben dem wissenschaftlichen Werth noch eine andere erntet Seite hat. Wer aufmerksam folgt, kommt bei den Studien solches Werks zugleich zu stilletlichen Reflexionen. Man tritt in den Handhakt der Natur hinein und es bezaubert und bei aller Gespitztheit ein etwas, das überall durchschimmert; Herder nennt es den Geist der Schöpfung, und diesem für Alles sorgenden ruft er zu: „Guter Geist, wenn Dein Will dort Sonnen leucht, so denkst Du auch des Wanders in der Wüste, daß kein Stad nicht breche, daß die Hindin nicht verstocke.“ So findet auch unser Gemüth aus Andersson's Blättern Radruna, Grausam zum Uebel erscheint der Süd-Afrikaner, aber er schwört „bei den Thränen seiner Mutter.“ eine Sitte, ebenso innig als rührend.

Zu seinen Lesern zählt unser Verfasser nicht bloß die Gelehrten — dann hätte er sich fürger fassen können —; Leser vielmehr, den es interessiert, daß unten auch noch Menschen wohnen, die weinen und fröhlich sind wie wir, findet in Andersson's Erholung und Belehrung. Die Verlagsbandlung hat für treffliche Ausstattung und der Herr Dr. Lohse für gute Diction gesorgt, so daß wir an die Uebersetzung nicht erinnert werden.

Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Theile. Leipzig bei Brockhaus.

Als Johnson benachrichtigt wurde, daß Boswell beabsichtige, seine Lebensgeschichte zu schreiben, erklärte der große Schriftsteller mit Unschicklichkeit, er werde, wenn er glaube, daß Boswell

wirklich gefonnen sei, sein Leben zu schildern, dies dadurch verhindert, daß er Boemell das seine nähme. Man lege der Keußerung nicht bloß Mitleid als Motiv unter; gäbe es eine Vorbeugungsmaßregel gegen schlechte Biographen, wir würden es Niemand verargen, wenn er sich ihrer bediente. Nüchtern und schwache Augen pflegen meistens grade diejenigen zu sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht so bald in die letzte Scholle Erde auf das Grab eines großen Toten geworfen, und schon hürzt sich ein Schwarm kleiner Menschen über die Hinterlassenschaft des öffentlichen Charakters her, um auch ohne durch das Testament dazu berechtigt zu sein, sich in die Erbschaft zu theilen. Mit der bescheidenen Gedruckt, die ihnen beschleichen, blühen und späten die guten Leute, sammeln und tragen zusammen, anähen sich und treten breit, bis sie eine leidliche Anzahl Vogen mit ich weiß nicht was angefüllt, dann kommt das Manuscript in die Presse und die Lebensgeschichte ist fertig. Mühe kostet die Arbeit gar wenig. Die Grundzüge des Gebäudes liefert das nächste beste Compendium oder Conversationslexicon, dort erfährt man das Datum und den Ort der Geburt des betreffenden Individuums, seine privaten und öffentlichen Verhältnisse, seinen Erwerbdszweig und Beruf, die Keußerlichkeiten seiner Thaten oder die Titel seiner Werke, den Todestag kennt man aus der Zeitung oder aus dem Journal, ein Stein wird auf den andern gelegt, grade wie er in die Hände fällt, bis und da wirft man ein paar Reilen philosophischen oder doch rationalisirenden Mörtels als Kitt dazwischen, und so steigt das wundersame Gebäude, ein architektonisches Räthsel, gerüstungs- und formlos in die Höhe. Es sollte anders sein. Das Leben des niedrigsten Staubgeborenen muß, wahrheitsgetreuer niedergeschrieben, selbst für den grössten Geist von Interesse sein, und dieses Interesse wird sich unendlich steigern, wenn der betreffende Sterbliche durch seine Schicksale, durch sein Denken und Thun über der gewöhnlichen Masse bedeutsam emporragt. Es ist keine unbegründete Klage, daß es in unsrer Zeit der Aufklärung und Bildung so wundersam wenig Originalität und selbstständiges Wesen unter den Menschen gibt, ein Leben ist so selarisch die Copie des andern, das man unter tausenden selten eins findet, das ureigen und wirklich neu wäre. Die Geschlechter gleichen heute mehr oder minder einer Medaillenform mit der Umschrift: „Durch Weid zum Genuß!“ Man hört Nichts als das alte Lied von einer neuen Stimme, sei es etwas besser, sei es etwas schlechter, gejungen. Die Menschheit,* sagt Garvle, „macht ihre Lebensreise in unabweisenden Klotzen, wobei sie einem einzigen auf den Wallfisch- oder Perlmuschel ausbleibenden Commodore folgt. Das Logbuch des Einzelnen weicht in seiner wesentlichen Bedeutung von dem des Andern ab; ja die Weisen haben gar kein leserliches Logbuch, weil Nachdenken und Beobachtung nicht zu ihren Talenten gehören; sie führen keine Rechnung, sondern balten sich bloß in Sicht des Klagen-schiffes und fischen. Man lese die Papiere des Commodore und man wird erfahren, was man zu erfahren wünscht.“ Gewiß sehr richtig, aber die Papiere des Com-

modore pflegen meistens in Unordnung zu sein, d. h. die Biographien der leitenden, der großen Männer sind gewöhnlich ebenso schlecht, wo nicht noch ärger entsetzt, als die Lebensgeschichte der medioren Talente, die sich nur in Sicht des Klagen-schiffes blieben.

Man hat heute eine nabeliegende Veranlassung, mit derartigen Reflexionen nicht zurückzuhalten. Die Biographie, von der vielleicht gilt, was von Homer, daß sie die leichteste, gleichzeitig aber auch die schwierigste Gattung, wird gegenwärtig mit Vorliebe cultivirt, zumal diejenige Biographie, welche sich Persönlichkeiten zum Mittelpunkt nimmt, welche der Literaturgeschichte angehören. Die Messen der letzten Jahre haben solcher Monographien eine Menge aus-geworfen, viel Getrang, wenig Perlen. Die Biographie Ulrich's von Hutten, welche Strauß auf seine eben so gründliche, als vortrefflich geschriebene Studie über Nicotemas Kriechlin hat folgen lassen, wollen wir weiter in die eine noch in die andere Kategorie werfen, weiter als Getrang bezeichnen, noch als Perle. Um es kurz zu sagen, Vieles empfiehlt das Buch und fesselt bei seiner Lectüre, aber kaum minder oft fühlte wir uns unbestriedigt und abgestochen. Die Anerkennung darf dem bekannten Verfasser in keiner Weise geschmälert werden, daß er mit der größten Ausdauer und mit sichtbarstem Fleiße seine Quellenforschungen angefaßt, er scheint aus seinen eigenen reichen Vorräthen sowohi, als aus dem Apparat, den ihm Böding mit nettleiser Liberalität zur Disposition stellte, in umfassender Weise geschöpft zu haben, denn er erzählt Vieles, was er nicht auf der breiten Heerstraße gefunden haben kann, sondern was er suchen und ausgraben mußte, zahlreiche Personen treten bei ihm auf, und das Bestreben des Autors ist offenbar, einen Reflex von ihnen in seinem Spiegel aufzufangen, Thatfachen und Daten waren zu sichten und zu berichtigen, gestreute Notizen und vereinzelte Material zu ordnen, Viel zu glätten, Viel zu erläutern, aber es begreift sich, mit diesem Geiste des Fleißes und des nützlichen Forschertriebes, den der Herausgeber nach dieser Seite hin entwickelt und der ihm bis an das Ende seines Werkes treulich zur Seite steht, ist lange nicht Alles erreicht, was zu einer Biographie erforderlich, die in der That ein historisches Kunstwerk genannt zu werden verleihe. Strauß hat es nicht vermocht, sich zu einer reinen Archaologie aus der chaotischen Masse seines Materials empor-zuarbeiten, nicht vorhanden, die Persönlichkeit seines Helden als ein greifbares, organisches Ganzes hervortreten zu lassen, wir erhalten eine übergroße Menge Details, darunter genug Spreu und accentuelles Weiser, an dem sich nicht selten eine Kritik von dialektischer Schärfe unfruchtbar zerbröckelt, Auszüge und Mittelbelegungen aus dem Papierkorb und vom Arbeitstisch, aus Tagebüchern und Correspondenzen, abgeleschte Gesprüche u. dergl. mehr: Alles Farben zu einem Bilde, aber kein Gemälde selbst. Dazu kommt zweitens als unfre wesentliche Aus-nehmung, daß Strauß für Hutten eine größere Vorliebe hegt, als sich mit der streng geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit verträgt. Man kann die geistige Gewandtheit Hutten's,

sein unübertroffenes Talent bewundern, man mag den unglücklichen Mann wegen seines tragischen Mißgeschicks, wegen der vielen barten Schicksalschläge anfrichtig bemitleiden, man mag manche excentrische Ausdrückung, manche seiner Thaten, möglichst, unüberlegt und leidenschaftlich, durch das angeborne Naturell, später durch den körperlichen Zustand, durch die ewige Krankheit entschuldigen: als einen Mann in des Wortes vollster Vereagung, der uns als Muster und Ideal hingestellt werden darf, als der Commodore, um den gebräuchlichen Ausdruck zu wiederholen, können wir Ulrich von Hutten nicht achten. Keine Frage, daß echte Vereagerung ihm nicht fremd war, aber wir lesen es selbst aus der partiell gehaltenen Biographie heraus, daß sowohl seiner patriotischen Erzürnung als seinem Eifer für die Reformation die selbstlosen, ausschließlich stilschen Motive keineswegs zu Grunde lagen. Sie kamen mit in das Spiel, sie sind mit in Anschlag zu bringen, indeß außer ihnen auch der verzehrende Drang Hutten's nach Anerkennung und Andeichnung vor den Andern um jeden Preis. Man kann ihn von der persönlichen Gütlichkeit und Annehmlichkeit nicht freisprechen.

Wären wir weniger beschränkt im Raume, wir würden wenigstens eine theilmächtige Inhaltsrelation nicht überdassäumen. Wohl bieten die vierundzwanzig Capitel, aus denen die beiden Theile sich zusammensetzen, zahlreiche Stellen, welche anregend und bedeutsam, welche theils zum Widerspruch, theils zur Bestimmung herausfordern. Wohl verdienen einzelne seine und gelungene Genrebilder, in denen die Zeit Ulrich's sich schildert ist, der beifälligen Erwähnung, wohl die schärfste, einschneidendste Kritik, der die literarischen Productionen der Epoche und speciell des Werken des Werkes unterworfen werden, den gleichen Beifall: wir müssen darauf verzichten, es dem Leser überlassend, sich derartige Stellen nach seinem Geschmack herauszufinden.

Tuti-Naméh, das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten Male übersetzt von G. Rosen. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Während der Abwesenheit eines türkischen Kaufmanns fällt dessen Frau in Versuchung und der getrene Hauspapagei hält die pflichtvergeßene Weiblerin durch das Erzählen von Märchen und Geschichten von der Ausföhrung ihres verbrecherischen Vorhabens ab. Neben diesem Zwecke macht auch die eigene Lebensgeföhr den Papageien erfindungsreich in seinen Erzählungen, denn er entgeht dadurch der Nothwendigkeit, die ungeduldige Frau zu warnen und dafür von ihr getödet zu werden. Man sieht, dieser Papagei ist eine geübtere Scherzspazade, und seine Geschichten jöhlen zu denen aus „Tausend

und Einer Nacht.“ In bunter Mannigfaltigkeit reihen sie sich an einer fortlaufenden orientalischen Perlenkette, deren verbindender Faden die Geschichte der Nacht-Scherer, der ungelieblichen jungen Frau, bildet. Ursprünglich stammen die meisten dieser Erzählungen aus Indien, sie sind alsdann zu den Persern und von da zu den Türken gewandert. Interessant ist die Vereinigung der Spuren dieser verschiedenen Nationalitäten in den moralischen Anschauungen und Ruhmwendungen, die fast jeder einzelnen Geschichte beigelegt sind.

Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover. Victor Lohse.

In unserer Zeit, wo man neu erscheinende Sammlungen von Gedichten nur noch mit unbedingtem Geföhle zur Hand nimmt, nachdem man deren zu viele vertrauensvoll ergriffen und verstimmt weggelegt hat, wirkt die Erlöbrung um so angenehmer, wenn man endlich einmal, ohne vorheriges hochgepanntes Erwarten, sich durch die ersten Proben überraschend angezogen, dann gefesselt und zuletzt bewältigt sieht, und da, wo man enttäuscht zu werden fürchtete, unwillkürlich zur Bewunderung hingetiffen wird. — Der vorliegende ziemlich starke Band Gedichte hat aus diese wohlthunende Umwandlung der Meinung bereitet; da ist echte und wahre Poesie, frei von aller aufdringlichen Tendenz, frei von den Grüssen unzufriedener und übermüthiger Ironie, abgekört von den Schlägen subjectiver Rämpfe und Entwicklungshöfen, allgemein verständlich, weil rein menschlich, in einfacher, unangewandter Form ein harmonisch klingendes Spiel reiner Umföndung. — Die sämmtlichen Gedichte sind eingetheilt in Lieder, Sonette, Singsprüche, Vermischte Gedichte, und zum Schluß werden Romane und Balladen angefügt. Jede dieser Abtheilungen enthält Proben vom reinsten Genie und die einzelnen Gedichte sind alle von unabweisbarem poetischen Werthe, dazu mit klarer Einsicht und reifem Geschmacke gewöhnt, so daß nichts Unbedeutendes dazwischen sich findet. Der allen verdienen die Lieder Beachtung, denn in ihnen forndelt der Quell wahrer Poesie einmal frisch und klar, nicht getrübt von krankhafter Plöflichkeit. Es finden sich einzelne Stimmungsbilder darunter von feiner Volendung, deren naturwahre Föhrung eine unbeschreibliche Wirkung auf das Gemüth ausübt. Hier bleibt der Kritik kaum eine weitere Aufgabe, als anzufordern, bei der fremden Meinung den unmittelbaren Genuß nicht zu verläumen, denn Jeder, der sich dem Einflusse dieser sinnigen Dichtungen mit empfänglicher Seele überläßt, wird sie lieb gewinnen, sich durch sie erhaben und zur Bewunderung getragen fühlen.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Die Achatzschleiferei im Idarthale.

Von Dippel.

Wo sich der Hundsrück zwischen Mosel und oberer Nahe in dem Hoch- und Idarwalde zu seiner bedeutendsten Höhe erhebt, entspringt am Fuße des leptom ein kleines aber wildes, sich in die Nahe ergießendes Gebirgswasser, der Idarbach, dessen Namen zwar wenig bekannt ist, dessen Wasser jedoch die Betriebskraft liefert für einen Industriezweig, dessen Producte im Norden und Süden, im Osten und Westen der ganzen bewohnten Erde gefannt sind.

In dunklen Tannenforste, von dem höchst wahrscheinlich Berg und Bach ihren Namen erhalten haben,*) entspringend, schlängelt sich der Bach, an dessen Seiten sich Schleifmühle an Schleifmühle reiht, durch ein enges, wildromantisches, an vielen Stellen von pittoresken Felsen eingegängtes Thälchen und ergießt sich, nachdem er den Hauptort der Achatzschleiferei, den Flecken Idar durchflossen hat, oberhalb des herrlich gelegenen, durch sein Felsenkirchlein bekannten Städtchens Oberstein in die Nahe. Auf der größten Strecke seines beinahe vier Stunden langen Laufes wird der Idarbach von Sumpf und Wald begleitet. Nur hier und da finden sich zwischen den dichten Forsten des Hochwaldes einzelne, zerstreute Dörfer, deren Bewohner dem Boden von nur geringer Fruchtbarkeit kaum den für ihren Lebensunterhalt nothwendigen Bedarf an Kartoffeln und andern Feldfrüchten zu entlocken wissen.

*) Idar, von dem altdentschen Id Gibe, Tanne und hart Wald abgeleitet. Nach einer andern Ableitung soll das Wort von Iduna und ar, Wasser (Iduna-ar, zusammengewogen Id-ar) stammen.

So wenig reich indessen ein Theil der nächsten Umgebung des Idarthales an Erzeugnissen ist, welche in das Gebiet der Cultur- und Nahrungsplanzen gehören, so reichhaltig ist das der Grauwade-, Porphyr- und Melaphyrsformation angehörende Gebirge an manchen Gegenständen des dritten Natur- oder Mineralreiches. Namentlich sind es die verschiedenen Arten und Abarten aus der reichen Gattung des Quarzes, welche sich in den Grauwaden- und Melaphyrsbergen der Umgebung des Idarthales finden.

Der Reichthum an den genannten Steinarten, auf welche in früheren Zeiten eine Art unregelmäßigen Bergbaues betrieben wurde, ist sicherlich die erste Veranlassung gewesen, welche dem zur Zeit in hohem Grade blühenden Industriezweig der Achatzschleiferei seine Entstehung gegeben hat.

Der Ursprung der Achatzschleiferei im Idarthale und dessen nächster Umgebung verliert sich in die dunklen Zeiten des Mittelalters, und kaum ist es möglich, deren Spur bis zu jenen Zeiten mit einiger Sicherheit zu verfolgen. Nur von der Hand der Sage und Tradition geleitet, wird es möglich, einiges Licht in das herrschende Dunkel zu bringen. Diese berichten, daß ein Graf Johann von Nassau-Saarbrücken, welchem Hause in damaliger Zeit der sogennante Idarban lebensfrüchtig war, im vierzehnten Jahrhundert zu Bologna die Rechte findet und von Italien aus, wo man diese Kunst schon im Alterthume kannte, die Steinischleiferei auf den heimischen Boden verpflanzt habe, dessen Berge einen nicht unbedeutlichen Reichthum an entsprechendem Material zur Verarbeitung in ihrem Innern bargen.

Die erste verbürgte historische Nachricht über das Bestehen der Achatzschleiferei findet sich in einem „Berichte“ des Grafen Franz von Idun und Oberstein über die Herrschaft Oberstein. Aus diesem geht unzweifelhaft hervor, daß schon lange vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Herrschaft Oberstein, zu der ein

Zweit des Ibartales gehörte, Achatsteinerien bestanden hatten, welche dem Herrn von Oberstein zinspflichtig waren.

Anfänglich herrschte wenig Mannigfaltigkeit in den durch die Achatsteinerien hervorgebrachten Kunst- und Luxusgegenständen. Erst mit der Ausbildung des noch rohen Geschmacks und mit Erlangung der erforderlichen Handfertigkeit konnte sich dieselbe steigern. Der Vertrieb der gefertigten Gegenstände geschah in den ersten Zeiten gleichfalls in höchst einfacher Weise. Gewöhnlich waren es die Arbeiter selbst, welche denselben übernahmen. War ein beträchtlicher Vorrath von Waare angefertigt, so lud sich der Eigener einen mit derselben angefüllten Karren oder Kasten auf den Rücken und wanderte nach den Fürsten- und Kleinstädten, nach den bedeutendern Städten, oder er folgte den Heereszügen und bot seine Waare feil. Einzelne besuchten jedoch auch schon im sechzehnten Jahrhundert die Messe zu Frankfurt.

Die bewegten Zeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und der häufig wiederkehrende Wechsel der Herrschaft schienen den Aufschwung der Achatsteinerien, welche außerdem durch die Kunstordnung und feststehende Gebräuche in ziemlich enge Grenzen eingewängt war, wenig begünstigt zu haben. So kam es denn, daß sie sich während dieser Zeiten wenig über den niedrigen Anfangspunkt erhob. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse bestanden, soweit bekannt ist, in Dosenplatten, Koch- und Hemdenknöpfen, Rosenkränzen, Degen- und Hirschfängergriffen u. s. w. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann sich ein höherer Aufschwung bemerkbar zu machen. Es wurde jetzt der Umfang des ganzen Industriewesens insofern bedeutend erweitert, als die geschliffenen Steine an dem Sitze der Achatsteinerien zu Armbändern, Ohrgehängen u. s. w. in Semdor, ja sogar in Silber und Gold gefaßt und dann in den Handel gebracht wurden. Es entstanden, neben der Innung der Achatsteiner, diejenigen der Gold-, Silber- und Lombarthändler. Einzelne wohlhabendere Achatsteiner brachten durch Kauf von den minder wohlhabenden größere Vorräthe von Waaren an sich, und es bildete sich so nach und nach ein eigener Handelsstand (wie er zur Zeit noch besteht), dessen einzelne Mitglieder größere Reisen unternahmen und den Verschleuß der Industrieerzeugnisse bis in entferntere Gegenden und Länder ausdehnten. Die Messen zu Frankfurt und Leipzig, welche damals schon großen Auf genossen, wurden alljährlich von den Kaufleuten des Ibartales regelmäßig besucht. Ja einzelne Handelsleute wagten sich sogar nach Kleinasien (Smirna) und Nordrußland (Archangel).

Dienten diese Handelsreisen einerseits zunächst der Ausbreitung des Verkehrs nach Außen, so bewirkten sie andererseits auch eine nicht zu überschätzende Erweiterung nach Innen. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Kunstgegenstände, welche aus den verschiedensten Halbedelsteinen gefertigt wurden, nahmen mehr und mehr zu in dem Maße, als die Bewohner des Ibartales in Verbindung kamen mit der consumirenden Welt und sich ihnen Gelegenheiten

bot, von den Erzeugnissen fremder Kunst und Industrie Einsicht zu nehmen. Die reisenden Handelsleute, welche sich während ihres Aufenthaltes in der Heimath noch immer eigenhändig mit der Achatsteinerien beschäftigten, versuchten die in der Fremde Gesehenen, aus Eisenblech, Perlmutter und andern Materialien gefertigten Kunst- und Luxusgegenstände in Stein nachzubilden, und sahen ihre Bemühungen mindestens theilweise von günstigem Erfolge gekrönt. Hierzu kam noch, daß andre Gewerbezweige, wie die Verfertigung von Papierdosen u. auf geschickte Weise mit den hiesigen Industriezweigen verbunden wurden und daß außer Luxusgegenständen auch solche zu technischem Gebrauche in Küssen, Wissenschaften und den verschiedensten Industriezweigen angefertigt wurden.

So vermochte in den letzten Jahrzehnten des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts der Markt an den aus den Achaten und andern Halbedelsteinen gefertigten Gegenständen die reichste Auswahl zu bieten. Außer den oben schon genannten Erzeugnissen fanden sich jetzt Schwachspießfiguren, Leuchter, Vasen, Uhrengehäuse, Toilettenkästchen, Tassen, Zeller, Messersteile, Siegel, sowie kleinere Luxusgegenstände der verschiedensten Art und in Formen, welche oft mit bewundernswerther Geschicklichkeit ausgeführt sind. Für Wissenschaft, Kunst und Industrie lieferte man unter Andreem Reibschalen für den Gometer, Glättsteine, Walzen für Bandfabriken, Steine für Mechaniker u. s. w. in großer Zahl.

Auf diese Weise mußten sich die Anforderungen, welche die Fremde an die hiesige Industrie stellte, immer mehr steigern, und der Bedarf an entsprechendem Rohmaterial zunehmen. Raum waren die heimischen Berge, welche man zudem nicht in der richtigen Weise auszubeuten verstand, mehr im Stande, denselben zu befriedigen, und was man von Außen an einzelnen Steinarten, z. B. indischem Carneol u. s. w., bezog, stand zu dem Verbräuche in keinem Verhältnisse. Die Steine stiegen mehr und mehr im Preise, die geeigneteren wurden mit enormen Summen bezahlt und konnten auch so kaum erlangt werden. Eine bedenkliche Krisis schien sich mit schnellm Schritze zu nahen. Doch sie wurde abgewendet und wie ein Böhniz aus der Asche schwang sich die Achatsteinerien zu neuer Blüthe empor. Wie so oft wurde auch hier der Zufall Helfer in der Noth. Einige im Jahre 1827 nach Brasilien ausgewanderte Einwohner Idarés, unter denen sich mehrere Achatsteiner befanden, entdeckten in der neuen Heimath eine reiche Quelle an Steinen. Ungeheure Massen von Chalcedonen lagen als lose Gesteine an den Ufern einiger Flüsse und in den Ebenen Brasiliens auf der bloßen Erde oder doch nahe unter der Oberfläche des Bodens und konnten auf die leichteste Weise gewonnen werden. Da überdies zu Anfang die Einfuhr nach der Heimath eine bedeutende Erleichterung darin fand, daß die gesammelten Steine von den nach Europa zurückkehrenden Schiffen als Ballast frei bis in die Häfen Englands, Frankreichs, Hollands und Deutschlands mitgeführt wurden, so richtete man seit dieser Zeit von hier aus sein Hauptaugenmerk auf

jene Bezugsquelle. Gegenwärtig treffen alljährlich reiche Ladungen von Kohsteinen aus Brasilien ein und es beginnt der Handel mit denselben allmählig zu einem bedeutenden Geschäftszweige zu werden. Das Steingruben in den hiesigen Bergen ist in Folge hiervon nach und nach fast gänzlich eingestellt worden. Nur die seltneren und schöneren Varietäten von Achatsjaspis, die sogenannten Baumsteine, namentlich aber Steine für Sammlungen werden auch heut zu Tage noch in der Umgebung Idars gegraben, gesammelt und nicht selten zu bedeutenden Preisen verwerthet. Hinreichender Vorrath und reichliche Auswahl an Rohmaterial, verbunden mit dem bedeutenden Verkehr nach Rußen, der sich außer Europa über Nord- und Südamerika, Australien, ja fast über alle Theile der bekannten Erde erstreckt, haben die Achatschleiferei auf eine Höhe der Entwicklung gebracht, welche sich, wie oben anders die sonstigen Verhältnisse günstig, sicherlich fort und fort steigern und ein immer sich mehreres volkwirtschaftliches Interesse in Anspruch nehmen wird.

Die Steine, welche in den Achatschleifen verarbeitet werden, gehören, wie schon am Eingange erwähnt wurde, vorzugsweise der Familie des Quarzes an. Namentlich verschleift man die Chalcedone in ihren verschiedenen Varietäten, welche unter dem Namen von Carneol, Blasäma, Heliotrop bekannt sind. Ferner die Achate, Gemenge von Chalcedone und Jaspis, sowie die verschiedenen Arten des Iepitern selbst. Endlich den Bergkrysal mit seinen Abarten Citrin und Rauchtopas und dem Amethyst. Weniger häufig kommen der echte Topas, der Lafurstein und der Malakit zur Verarbeitung. Die Kohsteine, welche in den Handel kommen, bilden in der Regel größere Blöcke und sind

demgemäß nur zum kleinsten Theile unmittelbar für die Verarbeitung geschikt. Die bei Weitem größere Zahl muß zu kleineren, leichter zu handhabenden und der jeweiligen Verwendung entsprechenden Stücken zugerichtet werden. Diese Vorarbeit wird bei werthvolleren Steinen und da, wo größere plattenförmige Stücke erfordert werden, mittelst einer durch Wasserkraft oder durch Menschenhände in Bewegung gesetzten Stahlscheibe, die an dem zugscharfsten Umfange mit Emirgel befrachtet wird, verrichtet. Bei weniger werthvollen, leichter spaltbaren Steinen, und wo nicht gerade größere Platten erfordert werden, wendet man zur Zertheilung einfach Meißel und Hammer an.

Sind die Steine in dieser Weise vorbereitet, so werden sie zur Schleifmühle gebracht. Diese enthält, wenn sie eine sogenannte einfache ist, in der Regel vier bis fünf Schleifsteine, welche aus rothem Bogesenandstein gebauen sind und aus den bei Pirmafenz in der bairischen Pfalz gelegenen Sandsteinbrüchen hierher geliefert werden.

Die Schleifsteine werden mittelst eines, etwa 10' im Durchmesser haltenden, gewöhnlich unterschlächtigen Wasserrades in Bewegung gesetzt. An dem Wellenbaume des letztern befindet sich innerhalb der Schleifmühle ein Stirnrad mit 160 Rämmen. Diese greifen in ein Getriebe mit 16 (wie und da auch mit 12 — 14) Triebstößen, welches sich mit den Steinen an ein und derselben Achse befindet und diese in Bewegung setzt. Bei dieser Einrichtung ist es möglich, den Steinen eine entsprechende Umdrehungsgeschwindigkeit zu ertheilen. Das Wasserrad, sowie das mit ihm an gleicher Achse befindliche Stirnrad machen in der Minute etwa 14 — 16 Umgänge, was für das Getriebe, dessen Zahl der Triebstöße zehnmal in



Das Innere einer Achatschleife.

derjenigen der Kammern des Sitzrades enthalten ist, demnach auch für die Steine 140 bis 160 Umgänge in der Minute ausmacht. Die Geschwindigkeit der Schleifsteine, deren Durchmesser ohngefähr fünf Fuß beträgt, erreicht sonach circa 40 Umgänge in der Secunde.

An je einem Schleifsteine können zu gleicher Zeit zwei Arbeiter beschäftigt werden, indem der eine die rechte, der andere die linke Seite des etwa einen Fuß breiten Umfangs einnimmt. Es sind sonach in einer einfachen Schleifmühle zu gleicher Zeit acht bis zehn Arbeiter volle Beschäftigung.

Der Schleifer drückt die zurecht geschlagenen Stücke der zu verarbeitenden Halbbedelsteine, wenn sie hinreichend groß sind, mit bloßer Hand, bei kleineren Dimensionen mittelst eines Holzstößens, an das sie festgekittet sind, gegen den Schleifstein. Zunächst wird den Steinen auf einer sogenannten ebenen Bahn ein roher, gradflächiger Schliß erteilt. Hieraus werden sie, um ihnen die gewünschte Form zu geben, an verschiedenartig geformten, auf dem Umfange des Steines eingeschlifsenen Hohl- und Rundlehren zur Vollendung gebracht. Die Härte der zu verarbeitenden Steine verlangt, daß sie mit bedeutender Gewalt gegen die Bahnen des Schleifsteines gestemmt werden, wozu die volle Muskelkraft der Arme des Arbeiters in Anspruch genommen wird. Hieraus beruht die eigenthümliche Stellung, welche die Katschleifer vor den Steinen einnehmen. Es liegen dieselben nämlich auf starken, hölzernen Böden, welche mit einer Ausbuchtung für die Brust und mit zwei Einschnitten für die Arme versehen sind. Die Füße werden dabei gegen einen in dem Fußboden der Schleife befindlichen Holzblock gestemmt, so daß das ganze Gewicht des Körpers nach vorn gedrängt wird. Da diese Lage, sowie die ganze Arbeit mit einem höchst bedeutenden Aufwand an Muskelkraft verbunden ist, geschieht das Schleifen mit Unterbrechungen, so daß mit den Arbeitsstunden gleichlange Rubefunden wechseln, in denen jedoch die Arbeiter sich meistens mit dem Zerklagen der Hohlsteine beschäftigen.

Vom Schleifsteine und aus der Hand des Schleifers, wo ihnen die Form gegeben worden, gelangen die Steine in die Hand des Polirer- und zur Polirmaschine, um geglättet zu werden, damit sie Farbe und Glanz in vollem Maße zeigen. Die letztere Vorrichtung besteht aus einem eigens hierzu geformten und abgedrehten Cylindern aus hartem Holze und wird durch einen Ledriemen, welcher mit der Achse der Schleifsteine in Verbindung steht, in Bewegung gesetzt. Die Masse, welche zum Poliren verwendet wird, besteht aus fein zertheiltem Tripel, der feucht auf den Cylindern aufgetragen wird. Für manche Steine werden jedoch zum Poliren Scheiben von Blei oder Zinn verwendet, gegen welche die zu polirenden Steine mit einiger Gewalt gedrückt werden.

Während in die neuere Zeit heraus war das Schleifergewerbe gleichsam erblüht, indem meistens nur die eignen Söhne, oder solche anderer Schleifer, als Lehrlinge einen Platz fanden. In letzterer Zeit hat sich jedoch, wie so manches Andern, auch dieses geändert, und man drängt sich von

allen Seiten zur Schleiferei, welche man meist nur von ihrer glänzenden Seite aussieht, und von der sich gar Viele goldene Berge versprechen. Im Allgemeinen ist zwar der Verdienst der Katschleifer ein nicht geringer; allein Rücksicht auf hohen Erwerb bietet sich nur den Arbeitern, denen es neben bedeutender Handfertigkeit nicht an Arbeitslust sowie an Schönheitssinn mangelt. Im Durchschnitt soll sich nach statistischen Angaben der Verdienst auf zwanzig Silbergrößen bis einen Thaler pro Tag belaufen, welcher Betrag sich bei den geschicktesten und ausdauerndsten Arbeitern zu Zeiten wohl auf vier bis sechs Thaler pro Tag und höher steigert.

Nur die wenigsten Katschwaaren haben, wenn sie aus der Hand des Schleifers kommen, ihre Vollendung erreicht. Die bei weitem größere Anzahl muß noch verschiedenen Nacharbeiten unterworfen werden, ehe sie auf den Markt gebracht werden kann. Diese beziehen sich theils auf die Vermehrung der Haltbarkeit und die Erhöhung und Kenderung der natürlichen Farben, theils geschehen sie, um den einzelnen Stücken, je nach ihrer Bestimmung, die notwendigen Bohrungen, Ausbuchtungen, Fassungen u. s. w. zu geben.

Zur Vermehrung der Haltbarkeit und zur Erhöhung der natürlichen Farben wendet man das Brennen an, während man den natürlich schlecht und matt gefärbten Steinen, wenn dies überhaupt die Beschaffenheit gestattet, auf künstliche Weise die erwünschten Farben gibt. Das Brennen geschieht in der Regel vor dem Verschleifen, findet indessen auch häufig bei schon vollendeter Waare statt. Es wird bei den gelblich grauen bis gelblich rothen, in kleineren Kugeln vorkommenden Carneolen (sogenannten Haßsteinen, weil sie in Häfen verpackt in den Handel kommen) aus der brasilianischen Provinz San Leopoldo in Anwendung gebracht. Zunächst werden diejenigen Steine, welche dem Brennen unterworfen werden sollen, einige Zeit, oft mehre Wochen lang, einer anfangs geringen, nur ganz allmählig gesteigerten Ofenwärme ausgesetzt, um dieselben möglichst gut auszutrocknen und alles in den Poren enthaltene, nicht chemisch gebundene Wasser zu vertreiben. Gehörig ausgetrocknet werden nun die Hohlsteine unmittelbar in gußeiserne oder irdene Gefäße gebracht, während schon fertige Waaren noch mit Kagen weißen Sandes umgeben werden. Diese Gefäße werden hierauf einer Hitze ausgesetzt, die man so weit steigert, bis das Rothglühen derselben eintritt. Hat dieser Hitzegrad einige Zeit eingewirkt, so läßt man langsam erkalten. Die matte und trübe Farbe der Carneole ist nun in ein mehr oder minder feuriges und schönes Carneolroth übergegangen, indem das der Chalcedonmasse als färbender Bestandtheil beigemengte Eisenoxydhydrat durch das Glühen in Eisenoxyd übergeführt wurde.

Die künstlichen Farben, welche man in den Steinen hervorzuweisen versteht, beschränken sich bis jetzt auf Carneolroth, Schwarz, Gelb, Blau und Grün. Und selbst von diesen erreichen einige nur in sehr seltenen Fällen diejenige

Reinheit, welche ihnen bei natürlichem Vorkommen eigen ist. Außerdem sind nicht alle Steine geeignet, Farbe anzunehmen. In der Regel wählt man Stücke von mattem Glanz auf dem Bruche, welche leicht Feuchtigkeit einzuweichen und demzufolge an den Rippen kleben. Ganz und gar ungeeignet zum Färben sind solche Chalcedone, welche auf den frischen Bruchflächen einen glasartigen Glanz zeigen.

Das Carneolroth wird dadurch hervorgerufen, daß man die zum Färben geeigneten Steine in eine Lösung von salpetersaurem Eisenoxyd bringt und längere Zeit darin liegen läßt. Aus dieser Lösung genommen, trocknet und brennt man dieselben in ähnlicher Weise, wie es oben beschrieben wurde, ohne jedoch bei dem Brennen ganz so hohe Hitzegrade einwirken zu lassen, wie bei den Färbsteinen. Hat die Farbe während der ersten Hitze nicht gehörig eingeschlagen, so wird nach vorausgegangenem vorsichtigen Trocknen das Einlegen in die Eisenoxyd-Lösung so oft wiederholt, bis die gewünschte Farbenhöhe erscheint.

Schwarz werden vorzugsweise die zu Cameensteinen bestimmten, sowie die weiß und grau gestreiften Chalcedone gefärbt. Man bringt zu dem Ende die Steine in mit Wasser verdünnten Honig oder Syrup, läßt sie hierin acht bis zehn Tage stehen und seigt sie dann, nach vorausgegangenem Abwaschen in einem Bade von Schwefelsäure, der Kohlsäure aus. Der in die Poren des Minerals eingebrungene Honig wird durch die Einwirkung der Schwefelsäure verkohlt eine raub- oder pechschwarze bis rauchbraune Färbung. Die weißen Streifen erscheinen außerdem nach dem Färben heller und glänzender, wie in der Natur.

Weiß färbt man durch Einlegen des Chalcedons in unreine Chlormagnesiumlösung und hierauf folgendes Trocknen und Brennen.

Die blaue Farbe, welche je nach der Beschaffenheit der Steine an den hiesigen Kunstprodukten in den verschiedensten Nuancen, vom tiefen Violett bis zum zarten Himmelblau getroffen wird, wird durch Eisencyanurcyanid (Berlinerblau) hervorgerufen.

Die Herstellung von Grün gelingt im Ganzen weniger gut als diejenige der genannten Farben.

Die Kunst des Steinbrennens und Steinfärbens, obwohl dieselbe schon den Völkern des Alterthums bekannt war, ist hier noch verhältnißmäßig neu. In früherer Zeit kamen alljährlich zu gewissen Zeiten Italiener (die Romaner, wie man sie nannte) an hiesigen Ort, um entweder gegen Bezahlung Steine für die hiesigen Kaufleute zu färben, oder solche aufzukaufen und ihnen dann in ihrer Heimath die passende Färbung zu ertheilen. Das Schwarzfarben wurde durch einen noch lebenden Handelsmann von Paris aus hiergebracht. Die Herstellung des Carneolroth wurde vor fünfzehn bis zwanzig Jahren von einem Goldschmiede durch Zufall entdeckt. Derselbe hatte bei seinen Versuchen einige Steinchen in Salpetersäure liegen, in welche zufällig einige Nägel gefallen waren. Als der Mann seine Steine aus der Säure nehmen wollte, war er sehr erstaunt, dieselben rothgefärbt zu finden. Auf zum Glück hin

trocknete und brannte er die Steine und siehe, der Zufall hatte ihm das lange vergebens gesuchte Geheimniß in die Hände gespielt. — Längere Zeit als Geheimniß bewahrt, wurde die Kunst doch endlich bekannt und ist jetzt allgemein verbreitet. Neue Versuche zur Hervorbringung der verschiedensten Farben werden von den hiesigen Arbeitern noch täglich gemacht, ohne jedoch, bei dem herrschenden Mangel an chemischen Kenntnissen, zu dem gewünschten Erfolge zu führen.

Die Fingerringe, die Steine zu Armbändern, Halsketten, Stock- und Regenschirmgriffen, zu Messerstielen u. s. f. bedürfen, um sie zweckmäßig befestigen oder mit der erforderlichen Metallfassung versehen zu können, entweder einer völligen oder theilweisen Durchbohrung. Diese Arbeit wird von den Kchatbohren verrichtet und geschieht mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung. In einem mittelst Stahlstiften in Carneol laufenden Holzcyliner können am unteren Ende Blechröhren oder Stahlstifte eingesetzt werden, welche entweder mit Staub von schwarzem Diamant oder Diamantstückchen versehen sind und wodurch der Chalcedon gleichsam durchschnitten wird.

Mit dem Fassen der Ringe, Ohrgehänge, Hals- und Armbändersteine u. s. f. beschäftigt sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Goldschmieden.

Nachdem so die Erzeugnisse der Kchatkleisterei, manche Hand durchlaufend, ihre Vollendung erreicht haben, werden sie zu vielen Hunderten von Centnern nach allen Weltgegenden versendet. Mit ihnen schmückt sich die Salonbame der Weltmodenstadt Paris, sowie die braune Tochter des nordamerikanischen Urmaltes. Sie prunken auf dem Nippische des nach Kunstschätzen jagenben Engländers und bilden eine der nothwendigsten Geräthe auf dem Arbeitstische des Chemikers. Merkwürdig erscheint es, daß gerade unser deutsches Vaterland, mit Ausnahme der in Wissenschaft und Industrie verwendeten Gegenstände, den hiesigen Kunstprodukten eine nur höchst unbedeutende Aufmerksamkeit schenkt, während sie sich durch Steppen und Meere Bahn zu brechen wissen.

Die Natur in der Wirtschaft.

Geschöpfung und Ursprung.

Von Dr. F. R. A. S.

Von einer Wirtschaft, sie geböre in's Gebiet der Industrie oder Verkehrs- oder landwirtschaftlichen Thätigkeiten, wenn sie gut betrieben wird, sagt man, sie sei gut „organisiert,“ und nimmt diese Bezeichnung von einer Erscheinung in der lebenden Welt her, deren Vorgänge als musterhaft für uns erscheinen, weil wir den Organismus als die höchste Vollendung einer Wirtschaft anerkennen, in welcher Einnahme und Ausgabe, Zweck und Mittel auf's

Genauere und nach den Gesetzen unverbrüchlicher Notwendigkeit geordnet sind. Mit 14—15 Elementen unternimmt bei jedem organischen Wesen ein Individuum eine Wirtschaft, die in der Zeit ihrer Blüte viel mehr einnimmt, als ausgibt, endlich zwar im Alter in's Ungelebte umschlägt, immer aber zuletzt als Procrustes eine Masse organischer Substanz bei der Bilanz, die der Tod zieht, zurückläßt, welche der Mutter Erde als unvermeidlichem Interstatuten zurückfällt. Aus einem kaum $\frac{1}{4}$ Gran wiegenden Samen beginnt der Unbekannte mit Hülfe der 14—15 Elemente — mit Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff — Chlor, Schwefel, Phosphor, Kiesel — Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen und Mangan, vielleicht auch Jod — eine Wirtschaft, indem er einnimmt, ausgibt und zurücklegt, deren Product nach 100 Jahren ein stattlicher Nichtenbaum von über 100 Centner Gewicht sein kann. Der Unbekannte heißt Lebenskraft — oder Naturgeseh — oder organische Kraft — sein Product gebiert, wenn es stirbt, der Erde wieder, die es wie die Mutter das Kind beerbt.

Jedenfalls ist seine Art Hausbald und Muster, weil wir einen gut geordneten darnach nennen, z. B. organisirt. Wir selbst sind nur das Product einer solchen Wirtschaft, deren Soll und Haben im Stoffwechsel erscheint, und tragen damit das Gepräge der Ordnung des unergänzlichen Wirtschaftsführers in uns, freilich oft unbewußt.

Wie in der Einzelwirtschaft Alles wohl organisirt sein muß, wenn die Aufgabe erreicht werden soll, so in Summa alle Einzelwirtschaften, die ein besondrer Organismus leitet, dessen Gesetze sich allmählig von selbst ergaben und, erkannt, den Inhalt der politischen Oekonomie, die wir Deutsche gern Nationalökonomie nennen, bilden. Organismus und Stoffwechsel — also auch der Stoffwechsel in der Nationalökonomie! Er bildet die naturwissenschaftliche Grundlage derselben, die man bis jetzt fast ganz vernachlässigt hat, um bloß die rechnerische auszubilden. Aber letztere erforscht und combinirt nur die Daten, ohne ihre Ursachen zu ergründen! Merkwürdigerweise ist man auf den Gang des Stoffwechsels, soweit er die organische Welt betrifft, bis jetzt noch gar nicht aufmerksam geworden, obwohl man weiß, daß der Rückersah des Unmal Genommenen bei der enormen Langsamkeit der Naturvorgänge für unsre Art der Zeitbestimmung soviel wie gar keiner ist. Erglazer, Kohlenflöhe, Kalk- und Erzgruben werden erschöpft, ohne daß Jemand an den Rückersah denkt; — man hofft einfach, daß nach uns wohl wieder andere Mittel zum Fortkommen gefunden werden, also etwa wie ein literarischer Hausvater das von seinen Kindern auch hofft.

Aber im Gebiet des Organischen, wo doch eben der sammelnde, ewige, genaue Unternehmer herrscht, ist man viel ängstlicher und spricht von Erschöpfung des Bodens sofort, wenn Waldstreu dem Walde entzogen wird, wenn ein Land Knochen ausführt, Dünger unbenuzt in's Wasser laufen läßt, viel Getreide und Vieh exportirt; man sagt voraus, daß der Unternehmer demnachst im Boden alle 10 oben genannten Elemente mit Ausnahme der 4 ersten, oder doch

einen guten Theil derselben nicht mehr in hinreichender Menge finden werde, daß also dann die Ausgaben nicht mehr gemacht werden können, weil Erschöpfung eingetreten sei. Man weiß dabei auf die wachsenden Steppen am Nilanvium, auf die salzigen mit Gestrüpp im sandigen Boden bedeckten und unfruchtbaren Steppen am Doppelstromgebiet des Guptrat und Tigris, der jetzt öden und ehemals fruchtbaren Aeneis, dem Mesopotamien der alten Welt, auf die nun leer gewordene Kornkammer Siciliens, die öde Campagna Rom's und seinen mager gewordenen Ager romanus, die Wäremmen Liguriens, ja selbst auf die Wanderungen des nordamerikanischen Farmers, den die Bodenerschöpfung schon jetzt in Roth bringe oder westwärts zu wandern zwingt.

Untersuchen wir nun in einigen Beispielen, die der Urproduktion entnommen sind, wie weit hier Erschöpfung und Rückersah geben, — betrachten wir den Stoffwechsel, wie er sich in der Wirtschaft schon da gestaltet, wo sie nur die Natur ohne besondere Eingriffe benützt.

Wald und Wiese, — d. h. gesellschaftlich vorkommende Baumarten und Gräser und Kräuter in großer Ausdehnung sind die Vegetationsformen, welche die nördliche gemäßigste Zone kennzeichnen. Beide, Jahrhunderte unbrüht gelassen, bilden Urwälder und Prärien oder Pampas, in denen der Erfsah des von der Vegetation dem Boden Entzogenen sich von selbst macht, da selbst die wild in ihnen lebenden Thiere, wenn auch etwa in sehr extremer Theilung, endlich wieder dem Boden zurückgegeben werden. Der Boden sollte aber damit nicht bereichert werden können, denn es geht ja kein Atom mehr zu, wenn Bäume und Gräser verweseln, als was vom Boden genommen ist. Und dennoch ist ein solcher Boden, nach der Rodung viel fruchtbarer geworden, als ein antier Urboden, der mit weniger Vegetation bedeckt war, der also weniger Kraft verbrauchte, der Urwaldboden wieder viel fruchtbarer, als die Prärie. Ein krasslos gewordener Boden bei uns, der mit Wald bestockt wurde, ist nach 60—80 Jahren des Waldbestandes, dem man seine Abfälle gelassen hat, viel fruchtbarer geworden, als er noch vor der Bestockung war, selbst wenn man jetzt den Holzwuchs und mit ihm die seit 60—80 Jahren ausgenommenen Bodenbestandtheile entriert.

Die alte Schule sagte, das rührt vom Humus her, der von den Abfällen inzwischen gebildet wurde, aber die Abfälle, der Humus, wie das Holz selbst enthalten nicht mehr Bodenbestandtheile, als ursprünglich auch vorhanden waren. Aber, da der Boden damals unfruchtbar war und jetzt fruchtbar geworden ist, neue Materialien aus dem Boden stammend nicht dazukamen, so kann es nur die Form sein, in welcher die Materie zur Fruchtbarkeit gegeben wurde und der Zusatz der von der Luft genommenen Nährstoffe, die in den Abfällen gleichfalls dem Boden zuwandern, — Kohlenstoff und stickstoffhaltige Substanz.

Welche bedeutende Massen von Bodenbestandtheilen mit dem Holze dem Boden entzogen werden, zeigt folgende Rechnung:

Man entzert bei einem achtzigjährigen Föhren-

bestand, den man fällt und bei einem jährlichen durchschnittlichen Zuwachs von nur $\frac{1}{2}$ Klafter — also bei 40 Klättern — die lufttrockne Klafter zu 28 Centner — und letzte Reife und Nadeln dazugerechnet — 2400 Pfund Nadelbestandtheile, von einem Klafter 60 Pfund Nadeln gerechnet. In diesen 24 Centnern geben aus dem Walde, d. h. werden dem Boden genommen:

232	Pfund	Kalk
225	„	Natron
1109	„	Kalk
334	„	Magnesia
74	„	Eisenoxyd
108	„	Phosphorsäure
72	„	Schwefelsäure
25	„	Eisennatrium
201	„	Kieselsäure

2400 Pfund (nach Levi's Analyse im Giegener chemischen Laboratorium).

Man hüte sich jedoch zu glauben, daß dies alle Bodenbestandtheile wären, welche der Wald eines Tagewerks für 80 Jahre seines Wachstums, d. h. um 1120 Centner lufttrocknes Holz zu bilden, gebraucht habe. Er hat zur Bildung der Blattoorgane, die ihm inzwischen bis auf den Rest in den letzten 3 Jahren abgefallen sind, noch viel mehr gebraucht, aber wir haben angenommen, daß sie dem Boden geblieben seien, d. h. daß keine Waldstreu genommen wurde.

Giecht nun, es würden die Nadeln gleichfalls vollständig genommen, wie es denn durch Streurechen alle 5—6 Jahre auch oft wirklich geschieht, so erhält man bei einem sechzigjährigen Föhrenbestande im Mittel jährlich vor Tagewerk 16 $\frac{1}{2}$ Centner lufttrockne Föhrennadeln, die $\frac{2}{3}$ % Nadeln enthalten (Hertwig). Wenn nun auch unsere Föhren, die 80 Jahre alt werden, später immer das gleiche Quantum geben, so geben sie es doch sicher anfangs nicht und die mittlere Zahl des Blättergewichts ist noch nicht so wie beim Holzzuwachs ermittelt, da durch rasche Verwesung derselben während der großen Vegetationsperiode von 80 Jahren die Kontrolle sehr erschwert wird. Ich glaube, daß die Annahme von 15 Centner Nadeln im Durchschnitt von einem Tagewerk per Jahr gerechtfertigt ist. Das gibt für 80 Jahre 1200 Centner lufttrockne Föhrennadeln, die bei 100° getrocknet in 100 Theilen $\frac{2}{3}$ % Nadeln enthalten, was der geringste Ansaß ist, denn Fichtennadeln werden mit 6% Laubholzblätter mit 8—11% eingestrichelt. Es gäbe dies für die ganze Vegetationsperiode 80 Centner Bodenbestandtheile — die leider nicht näher zu bezeichnen sind, da mir eine brauchbare Analyse nicht bekannt ist.

Jedenfalls ist klar, daß dem Boden durch die Nadeln viel mehr Bestandtheile entzogen werden, als durch das Holz. Wenn man, wie einige Chemiker angeben, gar erst für bei 100° getrocknetes Föhrenholz nur 0,328 %, also etwa 5 mal weniger annehmen will (der Nadelgehalt alten und jungen Föhrenholzes wechselt gewaltig!), so werden mit den Nadeln mehr als 6 mal so viel Bodenbestandtheile dem Walde entzogen, als mit dem Holze, d. h. der Schaden des Waldstreuens wird sehr evident.

Im Ganzen werden also durch unsere Föhren-

bestand in 80 Jahren dem Boden 54 Centner Nadelbestandtheile entzogen.

Es gibt Wiesen, in Flußbältern, Thalmulden gelegen, wo sie bald von den Flüssen, bald von den umliegenden Höhen oder Bergen Alluvionen und Ueberschwemmungen erhalten, — welche Wiesen niemals künstlich gedüngt, wohl aber alljährlich und zwar 2 mal abgeerntet werden. Wir kennen solche Wiesen in Baiern z. B. im Altmühl, Isar und Baunachsgrunde und an vielen andern Orten. Solche Wiesen tragen im großen Durchschnitt 40 Centner lufttrockne Heu und Grummet. Vorausgesetzt, daß die Ernte aus Gräsern besteht, so werden immer solchen Wiesen in 80 Jahren 3200 Centner lufttrockne organische Masse, welche bei 100° getrocknet noch 2752 Centner mit 5 8 % Nadeln, also über 159 Centner Bodenbestandtheile enthielten, entzogen. Um nur die Hauptstoffe zu erwähnen, so kommen damit aus dem Boden circa

8	Ctr.	Phosphorsäure
4	„	Schwefelsäure
7	„	Eisennatrium
34	„	Kalk
12	„	Bittererde
38	„	Kalk
56	„	Kieselsäure, (nach Boussin-

gault's Analysen eines Wiesenheues, — Durchschnitt aus 3 Untersuchungen).

Eine Almenwiese (Alm), die außer dem Riff der Weidewiere, der im besten Fall nur die Hälfte desjenigen ist, der von der Weide selbst herrührt, — keine weitere Düngung erhält, liefert die Hälfte obigen Ertrages, — also 20 Ctr. Heu jährlich, deren Nadelbestandtheile zur Hälfte abgedeckt sind, die andre Hälfte beträgt in achtzig Jahren 46 Ctr. auf ein bairisches Tagewerk. Die gleiche Menge wird in derselben Zeit von Wiesen geliefert, welche nicht überschwemmt oder bewässert, oder künstlich gedüngt werden, von schlechten Feldwiesen oder Hardtwiesen, von einmüßigen trockenen Wiesen.

Wollten wir nun zusammenstellen, was Wald und Wiese, sich selbst überlassen, ohne künstlichen Ersatz des Entzogenen, also ohne Düngung, dem Boden zu entziehen im Stande sind, was also auch im natürlichen Zustande in demselben zur Verfüzung kommen muß, abgesehen von dem, was Lust und Regen an Mineralsubstanzen noch zuführen, so müßte noch die physikalische Beschaffenheit des Bodens und seine ursprünglichen Bestandtheile überhaupt, dann das Klima in Rechnung gezogen werden.

Da, wo eine Fläche, als Wiese liegend, nur 10 Ctr. Heu pro Jahr vom Tagewerk gibt, wird ein Föhrenwald auch nicht $\frac{1}{2}$ Klafter Holz jährlich Zuwachs geben, ja nach Erfahrungen, die wir selbst machten, beträgt auf schlechten Hardtsflächen mit leichter Krume und Kies im Untergrunde der Holzzuwachs nebst Nadeln noch weniger als der Graswuchs. Man rechnet von Lepsterem 5 Ctr. pro Jahr, — von Ersterem jedoch nur $2\frac{1}{2}$ Ctr.

Wir wollen aber gleiches Klima für beide voraussetzen, gleichen Bestand an Holz und an Gräsern, und den guten Wiesen auch den hohen Waldetrag zur Seite stellen, und dann ergibt sich Folgendes:

Der Ertrag von Föhrenholz nebst Nadeln entzieht	die gute Wiese	die Alm
in 80 Jahren	in 80 Jahren	in 80 Jahren
54 Ctr.	159 Ctr.	79,6 Ctr.

Man sagt leicht, daß die beiden Letzteren einigen Ertrag bekommen und zwar die gute Wiese von den Flüssen reichlich, die Alm von den westlichen Tälern spärlich — und wir haben schon oben gezeigt, daß ohne Ertrag die Letztere gleich einer einmüßigen Wiese zweiter Klasse nur etwa 46 Ctr. dem Boden entzieht.

Die Differenz zwischen 46 und 54 Ctr., welche Letztere der Wald ohne Ertrag liefert, ist bei solchen Rechnungen für sehr gering anzusehen und wir können mit Berechtigung behaupten, diese natürlichen Vegetationsflächen entziehen in gleicher Zeit ziemlich gleiche Quantitäten von Aschenbestandtheilen dem Boden.

Nehmen wir die mittlere Zahl 50 hierfür an, so treffen auf ein Jahr 62 Pfund.

Aber das ist noch nicht die Gesamtmenge der im Boden ohne alle künstliche Zuhilfenahme zur Disposition gekommenen Pflanzennahrung, so weit solche nicht von der Luft kommt. Es kommt darauf an zu erfahren, ob nicht viele sehr wesentliche Nährstoffe aus dem Boden mit dem Meteorwasser während der achtzig Jahre in den Untergrund gezogen sind?

Reines Wissen sind die von mir seit zwei Jahren mit sogenanntem Lösungsmessern (die etwas veränderte unterirdische Dalton'sche Regenmesser sind) angestellten Versuche zur Zeit noch die Einzigen, die hierauf Antwort geben können.

Nach diesen Versuchen, deren Detail anderwärts gegeben worden ist (Ergebnisse der agrarisch-chemischen und landwirtschaftlichen Versuchsanstalt des landwirtschaftlichen Vereins in Baiern. I. Heft. München, 1857.), hat sich herausgestellt, daß von ungedüngtem, nicht bearbeitetem und bebautem Boden in den Untergrund trotz der großen Absorptionseigenschaft des Bodens fast dreimal soviel Mineralbestandtheile, die sonst Pflanzennahrung sind, abgezogen, als in einer vollen Ernte dem Boden aus gleich großen Flächen entzogen werden. Unse jüngsten Versuche p. Sommersemester 1857 ergaben weiter, daß bei fünf verschiedenen Bodenarten theilweise gedünnt und mit Gerste besät, die in den einen Kubikfuß Boden enthaltenden Lösungsmessern eingesetzt waren, im Durchschnitt für jeden Quadratzoll 4,755 Gramme Mineralbestandtheile vom Wasser in den Untergrund, diesen nach 1 Fuß Tiefe als vorhanden angenommen, geführt wurden. Das macht für 40,000 Quadratzoll oder nahezu $\frac{1}{2}$ Hectare 390 Pfd. oder für 1 Hectare circa 1100 Pfd., während im großen Durchschnitt durch eine

Weizenernte	32,55	Kalk,
	3,92	Katron,
	12,00	Kalk,
	4,41	Magnesia,
	20,81	Phosphorsäure,
	20,28	Schwefelsäure,
	129,28	Kieselsäure,
	5,77	Chlornatrium u. Chlorkali
	229,12	Kilogr. oder 458 Pfunde,

für $\frac{1}{2}$ Hectare oder nahezu ein bairisches Tageswerk, also 152 Pfund, somit nicht einmal die Hälfte dem Boden entzogen wird.

Es ist also gewiß, daß schon im ungedüngten Boden das Doppelte und Dreifache der Mineralbestandtheile, die eine Pflanze braucht und wäre sie selbst eine mit starken Anprüden, wie etwa Kartoffeln, Runkeln oder Tabak, zur Disposition als Pflanzennahrung kommt!

Und doch gedeihen unsre Culturpflanzen auf solchem Boden ohne Düngung nicht in gewinnreicher Weise!

Daraus folgt unwidersprechlich, daß:

- 1) entweder ein Vieles und zwar ein Bedeutendes von solchen Bestandtheilen den Pflanzen noch dazu gegeben werden muß. — ein superfluum;
- 2) oder daß noch besondere Stickstoff- und Kohlenstoffquellen den Pflanzen im Boden außer den in der Luft vorhandenen gegeben werden müssen;
- 3) oder endlich, daß ihnen eine bessere Benützung der klimatischen Einflüsse künstlich bei uns noch geboten werden muß, wozu vielleicht in vielen Fällen 1 und 2 per se gegeben werden, wie dies sicher in sibirischen Ländern der Fall ist.

Aber es folgt nicht, daß die Mineralsubstanzen bedeutungslos für die Vegetation seien, trotzdem seitdem die Vergleichung zwischen ihnen und den organischen Substanzen nach Zahlen festgestellt sind.

Zur ersten Behauptung füge ich bei, daß dies aus physiologischen Gründen sehr wohl begründet ist. Außer dem Nachweise des B. von Liebig in den jüngsten chemischen Vorträgen nützt sich dieselbe auf den physiologischen Satz, daß die Pflanzen nur an den Enden ihrer Wurzeln Nahrung aufnehmen, d. h. mit den sie umgebenden Röhren des Bodens, gasförmigen oder flüssigen, in Diffusion treten können. Es ist klar, daß eine Pflanze, deren Wurzeln etwa fünf Zoll weit vom Stamme entfernt hinwagewachsen sind, nur in der Peripherie des letzten oder fünften Zolles Nahrung aufnehmen kann, Alles was außer oder innerhalb dieses Kreises oder dieser Region sich ihr bietet, ist für sie soviel wie nicht da.

Aber die Enden dieser Wurzeln nehmen nicht bloß auf, sondern sie scheiden, wie das nach den Gesetzen der gegenseitigen Durchdringung oder Diffusion sein muß, auch aus und wirken selbst lösend und zersetzend auf die sie umgebenden Substanzen. „Sie bereiten sich selbst ihre Nahrung!“ Da sie diese nicht alle consumiren, so liegt hierin der Grund, warum manche Pflanzen den Boden bereichern, die Bodenkraft mehr, nicht als wenn sie ihm mehr Mineralbestandtheile hätten geben können als sie von ihm empyngen, sondern weil sie den Boden aufschlossen und für andre ihnen folgende Pflanzen besser vorbereiteten, als es geschehen wäre, wenn sie gar nicht auf dem Felde gewesen wären. Darum wird ein Lupinenfeld ebenso stark, wenn man die Ernte dem Boden nimmt, wie wenn man sie demselben einverleibt, und darum bleiben die Ackerarten für eine gewisse Zeit Bodenkraft mehrernde Pflanzen.

Eine Fläche Landes, die von Vegetation ent-

büßt ist, wird in längeren Zeiträumen nicht reicher, sondern ärmer an Bodenkraft. d. h. an pflanzennährenden Stoffen, weil von den von der Natur freigemachten, trotz aller Absorptionskraft ein großer Theil in den Untergrund abgeführt wird, von den lebenden Pflanzenwurzeln aber keine neuen freigemacht werden können. Ein Jahr lang Brache gehalten, nützt, — zwei Jahre besser nichts weiter und drei Jahre schaden.

Das Niludium am Gnybrat und Tigris ist vegetationslos, jetzt eine Steppe geworden, unfruchtbar, wie die Reisenden sagen, und ebendem, als es kultivirt, aber nicht gedüngt war, so fruchtbar!

Dasselbe ist der Fall in vielen Gegenden Italiens und Siciliens, Kleinasiens und selbst Egyptens, wozu die Niladeltaen nicht mehr reicht. Weiter bearbeitet und befrucht werden diese Flächen auch ohne Dünger dort rasch wieder fruchtbar. Wald und Wiesenflächen sind, umgebrochen, fruchtbar und für längere Jahre mit pflanzennährenden Stoffen versehen. Aber sie schwinden nach dem Anbau mit Kulturpflanzen um so rascher, je mehr diese in Anspruch nehmen, je geringer die Absorptionskraft des Bodens, je geringer die Vermittlungsfähigkeit desselben, je durchlassender er ist.

Unsre zweite Folgerung, daß künstliche Stickstoff- und Kohlenäurequellen im Boden neben den Mineralsubstanzen zu geben, nützlich sein möge, barret zwar noch strikter Beweise durch Experimente, allein schon die Versuche einzelner Botaniker und Chemiker (Unger, Vogel jun., Boussingault) scheinen zu beweisen, daß die Pflanzen den in einer gewissen Zeit in ihrem Wachsthum abgelagerten Kohlenstoff und Stickstoff nicht mit ihren Luftorganen, sondern mit den Wurzeln aus dem Boden genommen haben müssen. In diesen konnten sie allerdings aus der daran so reichen Quelle, der Atmosphäre, kommen, allein es ist doch zu wahrscheinlich, daß die Verbindungen derselben aus Kohlenäure, Ammoniak oder Salpetersäure, im Boden künstlich gegeben, viel rascher, reichlicher und daher auch wirksamer den Pflanzen zu gute kommen. Die Praxis, welche sich verbreiten ließ, zuletzt den Stickstoff als alleiniges Probißmaß für alle Dünger anzunehmen, deutet gleichfalls dahin.

Wie ein Ueberschuß von Mineralsubstanzen, so wird ein Mangel von assimilirbaren Kohlenäure- und Stickstoffquellen aus denselben oben entwickelten Gründen im Boden nothwendig sein!

Unsre dritte Folgerung endlich scheint allen zunächst nur für die kältere gemäßigtere Zone berechneten Theorien der künstlichen Pflanzenernährung, die allerdings der wichtigste Punkt des Ackerbaues sind, das Fundament zu nehmen, da nämlich unbestreitbar schon in der wärmeren gemäßigten Zone, noch mehr in den subtropischen und tropischen nur ausnahmsweise künstliche Düngung zur Pflanzenproduction angewandt wird und diese dennoch ohne jeglichen Erfolg seit Jahrtausenden mit Vortheil betrieben wird, dabei Niemandem zu langnen einfallen kann, daß sie mit diesem Erfolg noch viel gewinnreicher sein würde. Man kennt heut im kulturellen Hellas weder Heuerten (mit wenig Ausnahmen) noch

Kunsthutterbau, geordnete Viehhaltung oder Ginstreu, Mistwagen oder selbst Straßen, um ihn auf die Felder zu fahren, — man hält in Länderen ohne Bewässerung ein bis zwei Jahre Brache (*δραχματα*) und dann erbt man zwei bis drei Jahre lang für Winterbau (Weizen oder Gerste) alljährlich sehr schöne Ernten, dazu bei ganz schlechter Bearbeitung im ersten Umbruch! Nur ausnahmsweise werden selbst Weinberge gedüngt, häufiger Baumwolle und Tabak, fast immer Melonen. Mit Bewässerung oder für Grünfütter wird gar nicht gebracht und alljährlich geerntet.

Zwei Dritttheile der kultivirten Erdoberfläche tragen lobende Ernten ohne alle Düngung und nur in den kälteren gemäßigten Zonen und zwar für hier nicht einheimische Kulturpflanzen ist Düngung zum lobenden Ertrag mit Andauer nöthig, weshalb wir schon früher sagten, der Dünger sei nur ein Corrigenes des Klima.

Werden alle in den wärmeren Zonen mehr Pflanzennährstoffe in Luft und Boden geboten? oder haben die Pflanzen durch die Günst des Klima mehr Zeit oder Kraft, sie zu assimiliren? Wir denken, beides sei vorhanden.

Der große Reichthum von Bildung an Nitrat in wärmeren Ländern ist bekannt, eine reichlichere Vermittlung in Folge der Einwirkung großer Hitze auf die den Sommer über nackten Kulturländer, dann der extremen Einwirkung der Feuchtigheit und Wärme überhaupt, ein äußerst günstiges klimatisches Verhalten gegenüber unsern Cerealien, die dort Alle nur Winterfrüchte sind, den Mais ausgenommen, der aber auch schon Dünger braucht und die den Winter über immer reichlichen Regen bei mäßiger Wärme und nie unterbrochenem Wachsthum erhalten — das Alles scheint uns zusammenzuwirken, — das Gedeihen der Pflanzen auch ohne künstlichen Erfolg des von ihnen dem Boden Genommenen zu bewirken.

Um so nöthiger ist aber der künstliche Wiedersatz des dem Boden in unserm Klima Entzogenen, wenn man Letzteres zu bessern nicht im Stande ist. Die oben von uns aufgeführten Zahlen sprechen zu deutlich, um nicht alle unsre Aufmerksamkeit auf den rationellen Erfolg zu lenken und von jener Irrlehre abzumachen, welche glaubt, nur durch Zusatz von einem oder dem andern werthvollen Nährstoff auf die Dauer auszureichen, denn eben darin, daß der Stallmist sie Alle enthält, liegt der größte Vorzug desselben.

Wenn aber der Landwirth Etwas thun muß, was andere Producenten nicht zu thun brauchen, kann dann wohl noch immer in nationalökonomischen Schriften die Grundrente auf ein „außerordentliches Geschenk“ wirksamer Naturkräfte zurückgeführt werden oder auf „ungerhörbare“ oder „unerforschliche Naturkräfte?“

Inwiefern kann nun von diesen unerschöpflichen Elementen der Production bei einem Vortriebszweig mehr wie bei einem andern die Rede sein, um darauf Ausnahmestellungen innerhalb der Wirtschaftslehre zu begründen?

Das mag in einem zweiten Artikel näher untersucht werden.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die Euphratbahn.

Am 24. November 1857 ist Omer Pascha, der glückliche Held des letzten Donaukriegs, in Alexandrette gelandet. Mit derselben Post, welche uns diese Nachricht bringt, hören wir von einem Beschlusse der Pforte, von Aleppo bis Bassora besetzte Stationen zu errichten und mit unregelmäßigem Militair zu besetzen. Jene Landung Omer Pascha's und jener Beschluß stehen unter einander und mit der Euphratbahn in enger Verbindung. Das Paschalik Bagdad, zu dessen militärischem Generalstatthalter der Russisch ernannt worden ist, steht zur Regierung in Constantinopel in einem fast nur nominalen Abhängigkeitsverhältniß. In dieses Gebiet schiebt man „das Schwert der Reform,“ dessen Brauchbarkeit gegen alttürkische Parteien und unbotmäßige Volksstämme in Syrien, Kurdistan, Albanien und Bosnien sich glänzend bewährt hat. Was dann die Militäraktionen betrifft, so beginnen sie hinter Aleppo, d. h. genau an dem Punkte, wo die Araber mächtig zu werden anfangen und die Arbeiten an der Eisenbahn fördern könnten.

Nach den Mittheilungen, welche Generalmajor Ghesney in der 27. Versammlung der britischen Gesellschaft für Fortschritt in den Wissenschaften gemacht hat, ist die Genehmigung der Pforte zum Bau der Euphratbahn erfolgt. Die Kosten sind auf sechs Millionen Pf. St. veranschlagt, und die Pforte gewährleistet den Actioninhabern 6% Zinsen. Außerdem übernimmt sie den Bau eines Hafens an dem Punkte der Mittelmeerküste, von dem die Bahn ausgeht. Sir John Macneil, der Oberingenieur der englischen Bahngesellschaft, will den Hafen an der südlichen Seite der Bai von Antiochien, drei englische Meilen südlich von der Dronosmündung, sechs Meilen östlich von dem alten Hafen von Seleucia, angelegt wissen. Von dort bis nahe zum Euphrat (within sight of the Euphrates) sind die Messungen beendet. Vom Mittelmeer bis Aleppo gibt es wenig

Schwierigkeiten — keinen Tunnel, zwei Durchstiche von geringer Bedeutung, zwei Kettenbrücken über den Dronos — von Aleppo bis zum Euphrat gar keine. Ueber die Verhältnisse des Euphratthals schreibt Ghesney's Vortrag, wir wissen aber aus seinen früheren Berichten über die Unternehmung des Euphrats, die er in den Jahren 1855 — 1857 im Auftrage seiner Regierung ausübte, daß dort weniger die Bergketten, welche an wenigen Stellen an den Fluß herantreten, als die Sümpfe, die seine Ufer begleiten, zu fürchten sein werden. Der Endpunkt der Bahn soll nicht Bassora, sondern Kuratschi in der Nähe der Indusmündungen sein. Am persischen Meerbusen würde die Bahn in den sandigen und heißen Ebenen des Gormaur am Meere hinklaufen und weiterhin in Wellenlinien eintreten. Hier ist die Küstenbildung ähnlich, der Boden wölblich noch sandiger und heißer, nur daß unmittelbar an der Küste salzige Sümpfe eine Strecke von zwölf bis fünfzehn englischen Meilen Breite einnehmen und vor Kuratschi ein Verzug zu durchschneiden ist.

Die Entfernung zwischen England und Indien soll auf dem Euphratwege weit geringer sein als über Suez. General Ghesney rechnet wie folgt:

Von London bis Suez	4372 1/2 engl. M.
„ Suez nach Kuratschi	1705 „
Summa	6077 1/2 engl. M.
B. London d. j. pers. Meerbus.	4271 engl. M.
„ dort bis Kuratschi	702 „
Summa	4973 engl. M.

Somit wäre der Euphratweg um 1104 engl. Meilen kürzer. Reisende und Waaren, meint man, würden in 13 1/2 Tagen den Indus erreichen, telegraphische Depeschen in 18 — 20 Stunden befördert werden können. Da im Industhal, wo zur Zeit bloß Dampfschiffahrt existirt, ebenfalls eine Bahn mit Fortsetzung bis Lahore projectirt wird, Lahore aber mit Calcutta in Verbindung gebracht werden soll, so

erblickte man vom Droned bis Calkutta eine zusammenhängende Bahn.

Herr von Lesseps und die Organe der Presse, in denen er Zugang hat, vergelten die Kritik, welche dem Suezprojecte entgegentritt, durch mindestens eben so ungünstige Beleuchtungen der Suezstraßenbahn. Für den Canal bemüht sich die französische, für die Eisenbahn die englische Politik, und wir neigen zu der Hoffnung, daß der Streit mit einem Compromiß endigen und das eine wie das andere Unternehmen zu Stande kommen wird.

Das rothe Meer; noch einmal Perim.

Das hydrographische Departement der englischen Neutralität hat das Schiff *Kyklops*, Capitän Paken, zu Sondirungen im rothen Meere ausgerüstet. Von den zwanzig Vermessungsabtheilungen, welche vom Mai 1856 bis zum Mai 1857 im Auftrage der Admiralität in den verschiedenen Meeren thätig waren, beschästigte sich nicht eine mit dem rothen Meere. Dort hat Bellinetti, der 1830 auf dem Pallinurus hauptsächlich Küstenaufnahmen ausführte, noch viel zu thun übrig gelassen. Der *Kyklops* ist mit einer Dampfmaschine von zehn Pferdekraft versehen, die zum Aufwinden der Sondirungsleine dienen soll. Seine Vermessungen sind Vorkarbeiten für das Legen des Telegraphen-Landes.

In unsern früheren Bemerkungen über die Insel Perim haben wir einige Nachträge zu machen. Daß die Insel die Straße von Bab el Mandeb vollständig beherrscht, ist richtig, denn das Fahrwasser läuft dicht an ihrer Küste hin und ist nicht breiter als 7500 Fuß. Wie sich jetzt bei dem französischen und nordamerikanischen Widerspruch gegen die Besitznahme gezeigt hat, betrachtet England die Insel als ein ursprünglich herrenloses Gut, das erst 1799 einen Souverän, und zwar England, erhalten habe. In jenem Jahre besetzten die Engländer nämlich Perim, um einen französischen Angriff auf Indien abzuwehren. Bis zu jener Zeit hat die Insel, der es sowohl an Wasser als an Pflanzenwuchs fehlt, in der That niemals Bewohner gehabt, doch dieses Unbewohntsein gegen das Souveränitätsrecht der türkischen Regierung geltend zu machen, steht wahrlich der Regierung am wenigsten zu, welche das Recht des ersten Entdeckers auf wüste Inseln und der Küsten so oft gegen spätere Ansiedler geltend gemacht hat. Der arabische Name der Straße Bab el Mandeb, „Thor der Bekümmerten,“ paßt nicht mehr. Gleich der Sena und Gharobdis und gleich dem Maclstrom hat die Einfahrt zum rothen Meer ihre Schrecken verloren. Seit 1839 ist dort nicht der kleinste Unfall vorgekommen. Perim besitzet einen ausgezeichneten Hafen, in dem die Schiffe mit 36 bis 42 Fuß Wasser unter sich vor Anker gehen können. Eine Batterie ist fertig, und an geräumigen Gebäuden, welche die Absicht einer bleibenden Niederlassung andeuten, wird gearbeitet. Zum Vorrathssplatz für Perim ist die Insel Sekotora auszuweisen.

Charthum und Abessinien.

Seit einiger Zeit wiederholen sich die Nachrichten, daß die katholische Mission in Charthum

aufgegeben werden sollte, und wenn auch mit zuversichtlichem Ton widerprochen wird (S. Allgemeine Zeitung vom 30. November 1857), so scheint doch soviel außer Zweifel zu sein, daß man um die Geldmittel in Verlegenheit zu gerathen anfängt. Wir würden das Aufgeben des vielversprechenden Unternehmens tief beklagen. Unmittelbare religiöse Resultate können wir an einem Punkte, wo die Propaganda des Islams ihre volle Kraft entwickelt, nicht erwarten. Um so höher schätzen wir die mittelbare Einwirkung der Mission auf die Regierbevölkerung und die Dienste, welche sie der Wissenschaft geleistet hat und bei ihrem Fortbestehen ferner leisten würde. In Charthum haben die deutschen Reisenden bereitwillige Unterstützung und namentlich Dolmetscher für die Negersprache gefunden, von Charthum aus ist Dr. Knobler, der Generalvicar der Mission, den Quellen näher als irgend ein anderer Europäer gekommen, von Charthum aus ist Theodor von Droglin, der österreichische Consul am blauen Nil, in Abyssinien eingetrogen. Die Reise des letzteren fällt in die Jahre 1852 und 1853, und die Beschreibung derselben ist im vorigen November veröffentlicht worden. Für die Geographie ist durch sie der Raum zwischen dem zwölften und dreizehnten Breitengrade, den bis dahin kein Europäer gesehen hatte, neu gewonnen worden.

Neun Handelsstraßen führen aus dem Sudan nach Abyssinien, aber der Handel hat seit dem Vordringen der Türken gegen Süden sehr abgenommen. Die Grenzprovinz Galabat befindet sich seitdem in einer sehr schlimmen Lage. So wohl die Türken als die Abessinier treten dort als Herren auf und documentiren ihr Recht nach dortiger Landesart durch Raub und Plünderung. Ohne diese politischen Verhältnisse würde die Provinz, deren Hauptstadt Metemma die Zwischenstation für den ganzen Handel des Sudans mit Abyssinien ist, in Folge ihres Reichthums an Wasser und Grauwasser des Fleißes und der Betriebsamkeit ihrer Einwohner zu hoher Blüthe gelangen.

Die abyssinischen Binnengebiete kommen wahrscheinlich in Kürze unter eine einzige Herrschaft. Ein Häuptling aus dem westlichen Abessinien, Kasa genannt, hatte schon früher die Grenzen seiner Herrschaft durch Eroberungen bedeutend erweitert und außer verschiedenen Gallasprovinzen im Süden auch das wichtige Landema am Tanaose erworben. Nachdem der femische Patriarch ihn als Regus (König) Theodor I. gekrönt hatte, rüht Kasa, der sich nun als der Herrscher von ganz Abessinien betrachtete, Vandschaft auf Vandschaft an sich und fügte sogar das Königreich Schoa seinen Eroberungen hinzu. Letzthin fiel der oft genannte Abie, der sich ganz Tigre dienlich gemacht hatte, in seine Gewalt, und bloß noch das nördöstliche Abessinien widerstand ihm. Um den Besitz dieses Landes wird gegenwärtig gekämpft. Der Gegner Kasa's, der Yeh beißt, muß sehr im Nachtheil sein, wenn es wahr ist, daß er bloß etwa 1000, Theodor I. dagegen 12,000 Krieger besitzt. Bei dem letzteren befinden sich Plowden, der englische Consul von Massaua, und Gobat, der anglikanische Bischof von Jerusalem, Yeh wird von der kas-

tholischen Mission und dem französischen Consulat der abyssinischen Hafenstadt unterstützt.

Dr. Livingstone.

Der berühmte Reisende ist nach Afrika unterwegs. Zunächst hat er sich nach Lissabon gewendet, um mit der portugiesischen Regierung Anordnungen in Beziehung auf die Beschiffung des Zambezes und den Handelsverkehr mit dem Binnenlande von den Küstenstrafen aus, die unter portugiesischer Herrschaft stehen, zu verabreden. Die große Theilnahme, welche der König von Portugal und seine Minister für die afrikanischen Erforschungen an den Tag gelegt haben, läßt den Erfolg seiner Bemühungen kaum bezweifeln. Die englische Regierung hat ein Schiff in Bereitschaft setzen lassen, welches vermöge seines geringen Tiefganges zur Bergfahrt auf dem Zambese sich eignet. Das Schiff soll im März an der Mündung des Zambese ein treffen; die Kosten der Expedition werden auf 5000 Pfd. St. berechnet.

Im Parlament wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die zweite Reise Livingstone's ein Gebiet erschließen werde, das zum Baumwollensbau tauglich. Der Reisende hat sich in der That erboten, die Baumwollencultur unter seinen alten Freunden, den Kokoisio, heimlich zu machen, und man hat ihn zu diesem Behuf mit Samen, Pflügen und Reinigungsmaschinen versehen. Er selbst scheint sich mehr von einer Pflanze Buaze zu versprechen, welche schon jetzt, trotz der rohen Bearbeitung durch die Eingebornen, dauerhafte Gewebe liefert. Nach Proben, die er bei seiner Rückkehr vorzeigte, urtheilte einer der ersten Fabrikanten, daß die feste Pflanzenfaser, wenn sie entsprechend zubereitet werde, auf dem englischen Markt 50 bis 60 Pfd. für die Tonne werth sei und zu allen den Zwecken benutzt werden könne, für die man jetzt den Flachsbau verwende.

Das Mausoleum; der Lucinosee.

Eine unschätzbare Bereicherung erwächst der archäologischen Sammlung des englischen Museums durch die Nachgrabungen, die Newton, englischer Consul in Nylilene, an der Stätte des alten Mausoleums von Halikarnassus in Karien veranstaltet hat. Man fand einen ganzen Schutthaufen mit Marmortrümmern und Bausteinen, die Grundlage des Mausoleums, einer von sechsunddreißig Säulen getragenen Grabkammer, über der sich eine Pyramide, von einer Quadriga gekrönt, erhob. Die werthvollste Ausbeute besteht in zwei Löwentöpfen, einem umgekehrten Iphigalen Löwen, einem Rad des Wagens, einem marmornen Pferde mit ebennem Geschirr und dem Scherbenstück einer Vase von ägyptischem Alabaster mit zwei Inschriften, in Hieroglyphen und in Keilschrift.

Die Trockenlegung des Lucinosees in den Abrygen, an der rassistis gearbeitet wird, hat auch ein großes archäologisches Interesse, jener See, der sich dadurch nach und nach über die fruchtbare Hochebene des Marsenlandes ausgebreitet hat, daß mehrere Gebirgsbäche in ihn münden und für ihr Wasser keinen genügenden Abzug fanden. Ein Canal, den Kaiser Claudius durch den Salvianenberg graben ließ, genügte bloß,

das Zunehmen des Sees zu verhindern. Seine Gewässer haben drei Städte, Galerla, Archippe und Penna überflutet, und an mehreren Stellen sieht man halbversunkene Gebäude und kann sogar Strohen und Wägen unterscheiden. Diese seit zwei Jahrtausenden unter Wasser liegenden Marienstädte wird die Trockenlegung des Sees wieder an Tageslicht ziehen.

Die

Erkennung des Popocatepetl in Mexiko.

Directe Mittheilung
von

J. Faberizze in Mexiko,

Chef der wissenschaftlichen Commission des Institutes von Mexico, correspondirendes Mitglied der Academie und Academiations: Gesellschaft in Paris.

Ich empfangen soeben einen Artikel: „Auszug aus den Illustrirten Deutschen Monatsheften von Bestermann. 1857. No. 10. Seite 440. Dieser Artikel, welcher die Ueberschrift hat: „Erkennung des Popocatepetl in Mexiko,“ ist der Auszug aus einer Mittheilung, welche dem Journal de Geneve durch Herrn Henri de Saussure gemacht worden ist, den ich das Vergnügen gehabt habe hier mehrmals zu lesen und welcher hier viele Anmerkungen zugefügt sind.

Nach Herrn de Saussure, welcher, wie man sagt, nach Mittheilungen aus Mexiko schreibt, ist die vom mexikanischen Gouvernement entsendete wissenschaftliche Commission anfangs unter die Direction des Herrn Baron von Müller und später unter diejenige des Herrn Franz Sumichrath gestellt gewesen. Ich bin durch das mexikanische Gouvernement selbst autorisirt, diese erdichteten Angaben in allen Punkten zu widerlegen.

Herr Baron von Müller ist niemals Präsident irgend einer Commission in Mexiko gewesen; er hat lediglich und einfach an einer Commission Theil genommen, welche beauftragt war, das Wasserbeden von Mexiko zu erforschen; kaum waren aber die Arbeiten begonnen, als er aus Beweggründen, mit welchen ich mich nicht zu befassen habe, sich davon trennte.

Was Herrn Sumichrath betrifft, welcher als Naturforscher der Expedition des Herrn de Saussure beigegeben war, so ist er in der nämlichen Eigenschaft der wissenschaftlichen Commission zugetheilt gewesen. Seine Arbeiten haben sich auf die Jagd und darauf beschränkt, dazumal Sammlungen von Vögeln und Vierfüßlern zu bilden.

Daß Herr de Saussure den Krater des Vulcans besucht habe, ist möglich; daß Herr Sumichrath bei dieser Besteigung ihn begleitet habe, ist auch möglich. Aber ich kann versichern, daß zur Zeit der am 20. Januar 1857 durch die Commission des Gouvernements bewirkten Besteigung, wovon ich allein die Ehre hatte, damals der Gees zu sein, Herr Sumichrath, weit entfernt uns zu folgen, wozu ich ihn eingeladen hatte, sich dessen auf eine bestimmte Weise geweiht hat.

Ohne auf Untersuchungen einzugehen, welche mir zuwider sind, um zu erfahren, wer von den Herren de Sanfure oder Sumichrast sich erlaubt hat, in diesen Punkten die Thatfachen so zu entstellen, wie dieselben veröffentlicht worden sind, bitte ich Sie, gefälligst diese Berichtigung, welche wichtig ist, in Ihr nächstes Monatsheft einzurücken. Zudem Sie dieses thun, bittigen Sie nicht allein der Wahrheit, sondern Sie werden auch behülflich sein, eine der traurigsten Bestrebungen der jetzigen Zeit zu entlarven, welche viele eben nicht gewissenhafte Personen machen, um die Früchte der Bemühungen Anderer sich anzueignen, indem sie ihnen den gesetzlichen Antheil an dem Ruhme rauben, den sie beanspruchen können. Die wissenschaftliche Rechtsschaffenheit sowohl als auch die literarische wird, wenn das so fortgeht, eine ebenso seltene Tugend werden, als die commerciale!

Der zu dieser Expedition vorzugsweise gewählte Zeitpunkt bot einen Vortheil dar, welchen andre Forscher vernachlässigt hatten. Zu dieser Zeit ist nämlich der Himmel fast immer von einer auffallenden Reinheit, der Schnee, der die Flächen des Vulkans bedeckt, ist fest und bietet einen um so festeren Stützpunkt dar; endlich erstreckt sich der Schnee während dieser Jahreszeit viel weiter gegen den Fuß des Berges herab, was dem Reisenden einen Theil des beschwerlichen Weges über die Region, der vulkanischen Sandströme erspart, dessen Schicht so tief und so locker ist, daß der Fußhänger sie nicht anders als langsam und mit großer Anstrengung überschreiten kann.

Die Commission war zusammengesetzt aus dem Herrn Dr. Sonntag, beauftragt mit der Triangulierung und den barometrischen Beobachtungen; Herrn Franz Sumichrast, Naturforscher, und mir, der ich mit den der Staatswirtschaft und einige andre Zweige der Naturwissenschaft interessirenden Beobachtungen betraut war.

Am 18. Abends bei dem kleinen Pachtbofe Llamaca, 3899 Meter über der Meeresfläche gelegen (nach den Angaben des Dr. Sonntag), angekommen, wurden alsbald die Vorbereitungen zu der Besteigung begonnen, welche am nächsten Morgen stattfinden sollte. Der Pachtbof Llamaca ist der letzte bewohnte Punkt dieser hohen Region; er besteht aus einem aus Brettern erbauten Hause, worin der mit der Gewinnung des Schwefels, welcher im Krater des Vulkans gesammelt wird, beauftragte Aufseher wohnt, und aus drei kleinen Hütten, aus Lannenholz erbaut, die mit langem Gras, welches in der Nähe wächst, zu Matten geflochten sind.

Im ganzen Umkreise dehnt sich der Lannenwald aus, dessen leichte Bäume immer lichter stehen und auf der Nordseite des Vulkans, ungefähr eine Viertelstunde vom Pachtbofe, gänzlich aufhören.

Am 19. Januar Morgens 4 Uhr und bei etner besigen Kälte stieg ich mit Herrn Dr. Sonntag zu Pferde, begleitet von einem indianischen Führer, von Herrn Saturnus Perez, von der Ortsobrigkeit der Expedition als Zeuge betheiliget, und von zwanzig indianischen Die-

nern (Péons) zu Fuß, welche mit Lebensmitteln, Gepäck und Instrumenten beladen waren. Man wendete sich nach der Nordseite des Berges, welche diejenige ist, auf welcher die Indianer, die den Schwefel aus dem Krater herauschaffen, hinaufsteigen. Auf dieser Seite ist die Besteigung viel leichter wegen der geringeren Steilheit des Abhanges und weil die vulcanische Sandregion hier weniger breit ist. — Um 8½ Uhr Morgens erreichte man den Punkt, Vos Grazes genannt, eine Art natürlichen Circus, von hervorragendem Felsbügel gebildet, welche aus dem sie umgebenden Sandmeere emporsteigen. Hier stieg man ab; die Pferde waren ermüdet und konnten kaum atmen, so beschwerlich war der Marsch durch den Sand gewesen. Nach einer viertelstündigen Ruhe setzte Jeder von uns eine sogenannte Konversationsbrille auf, nahm seinen Vießstock und fing an, den Berg zu erklettern, wobei man sich gegen die Schneelinie wendete, die man in einiger Entfernung wahrnahm. Die Péons hatten uns nicht abgewartet, sondern einen großen Vorsprung gewonnen. Je höher wir stiegen, desto leichender wurde das Atmen, wir waren trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt. Inzwischen gingen wir weiter, machten aber nach jeden hundert Schritten Halt. Die herrlichen Ansichten, welche wir jeden Augenblick entdedten, hatten in diesem Moment nicht viel Reiz für uns; die Kaltigkeit des Körpers war dergestalt, daß wir nur von der Idee eingenommen waren, so bald als möglich auf den Gipfel zu gelangen und uns auszurufen.

Endlich nach einem vierstündigen fast ununterbrochenen Marche traten wir in den Krater ein. Es war seitfam, die Physiognomie eines Jeden von uns in dem Augenblicke zu sehen, wo wir das Ziel unsrer Anstrengungen erreicht hatten. Herr Dr. Sonntag, an einer Bergdrehung des Herzens leidend, war am krankten von uns Allen, er fiel wie eine todt Masse auf den Boden, seine Augenlider waren so geschwollen, daß er sie beinahe nicht öffnen konnte, sein Gesicht war leichenblau, die Lippen, ebenfalls geschwollen, waren schwärzlichblau und mit einem weißen Schaum bedeckt, seine Brust glühte. — Herr Saturnus Perez dagegen war blühend, seine Nasenflügel waren gegen die Scheidewand so festgedrückt, daß er kaum zu schnaufen vermochte. — Ich hatte ein scharlachrothes Gesicht, empfand bestiges Kopfweh und eine solche Beschleunigung des Pulses, daß ich bis hundertundzwanzig Schläge in der Minute zählte. Obgleich Niemand Appetit hatte, so wollte man doch essen und trinken, allein unglücklicherweise hatte uns unfre Innersabereit grade Speisen und Getränke wählten lassen, welche unsrer Lage am wenigsten zusagten. Wir hatten gemeint, daß ein Airobolgetränk dessen würde, uns vor der Kälte, auf die wir gefaßt waren, zu schützen; allein diese Getränke brachten in dieser Höhe, wo die Luft viel mehr Sauerstoff enthält und mehr durchdringt, die Wirkung von Schwefelsäure hervor. Ein wenig Thee, den wir zufällig bei uns hatten, erschien uns eine Wohlthat des Himmels. Was die Speisen betrifft, so war alles das, was ein längeres Rauhen erforderte, für unsern matten Zustand zu be-

schwerlich; Suppe und Eier sind dasjenige, was uns am zuträglichsten erschien.

Am 12 $\frac{1}{2}$ Uhr Mittags im Krater angekommen, blieben wir daselbst bis zum andern Morgen um 10 Uhr. Die Nacht brachten wir unter einer verbängenden Eisenwand zu, ohne daß Einer von uns schlafen konnte. Jeden Augenblick hörte man den Vulkan toben wie ein entsetztes Gewitter. Sein weiter Schlund war wie das Schallloch einer kolossalen Trompete, welche das jüngste Geräusch ankündigt. Wir besanden uns Alle in einer physischen Aufregung, welche uns keine Ruhe ließ. Der Gindruck einer glühenden Hitze und der Geruch des Schwefels vermischt uns unaufhörlich. Gegen 4 Uhr Morgens konnte ich es daselbst nicht mehr ausbaiten; ich erhob mich und stieg auf den Rand des Vulkans. Von da hatte ich, während ich begierig von dem Schnee aß, um den mich verzehrenden Durst zu stillen, das erhabene Schauspiel eines Sonnenanfangs, welchen ich nie vergessen werde. Der unermeßliche Raum zu meinen Füßen war in tiefe Finsterniß gebüllt, gegen Osten erschien plötzlich ein Lichtpunkt, glänzend wie ein Rubin. Das war der mit Schnee bedeckte Pic de l'Orizaba, welcher zuerst von den noch unter dem Horizonte befindlichen Sonnenstrahlen in Gluth gesetzt war. Aber diese wunderbare Erscheinung machte bald einem noch großartigern Schauspiel Platz. Die feurige Sonnenugel erschien plötzlich, die langen weißen Nebelstreifen, welche die Erde in ein Leidentuch einzuhüllen schienen, vor sich der Irrenden. Die langen Schatten, welche in die Thäler von den sie umgebenden Bergen geworfen wurden, verkürzten sich allmählig und ließen unerregliche Strecken Landes in Lichte sich baden. Die ganze Schöpfung, neu erwacht, fing an, einen neuen Tag zu leben und verkündete durch Millionen Stimmen ihr Glück im Angesicht eines Himmels von glänzendem Blau!

Ich war indessen bald genöthigt, aus diesen Umschauungen mich herauszureißen, um an meine Arbeiten zu denken. Mit einer von Kälte erkarrten Hand nahm ich einige Croquis vom Krater auf bis zu dem Augenblicke, wo wir das Hinabsteigen unternahmen, welches um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr stattfand.

Hier folgt, kurz zusammengestellt, das Ergebniß der von Herrn Dr. Sonntag mit vieler Sorgfalt und sehr guten Instrumenten ausgeführten Arbeiten.

Pico mayor	5425,00	Wtr.
Esplanado de Diablo (östlicher Punkt)	5240,00	"
Pico del fraile (Fels. in Nordost)	5050,10	"
Grund des Kraters	5119,10	"
Eingang in denselben	5283,00	"
Durchmesser des Kraters vom Pico mayor bis zum Esplanado del Diablo	825,70	"
Durchmesser des Kratergrundes von Nord nach Süd	228,00	"
Tiefe des Kraters unterhalb des Pico mayor	306,00	"
Tiefe des Kraters unterhalb des Eingangspunktes in den Vulkan	164,00	"

Temperatur des Kraters.

Rand des Kraters um 8 Uhr Morgs.	7,0	° C.
Grund	2	"
Am dem uns Schug bleibenden Felsen um 4 Uhr Nachmittags	2,0	"
„ 6 „ Abends	4,0	"
„ 8 „ „	7,0	"
„ 4 „ Morgens	11,0	"
„ 6 „ „	9,0	"
„ 7 „ „	7,0	"
„ 8 „ „	5,0	"

Der Grund des Kraters besteht aus einer mit Schnee bedeckten horizontalen Kreisebene, aus deren Umkreis in einer geneigten Ebene von ungefähr 45° sich Sand und Steine erheben und sich an eine senkrechte Felsenmauer anlehnen, welche die Wände des Kraters bildet. Diese Steine und Sand lösen sich zur Zeit des Temperaturwechsels und der Regenzeit vom Gipfel des Berges ab und fallen so zu sagen ununterbrochen herab. Hier und da sind Oeffnungen, aus denen warmes Wasser quillt und Schwefel auswirft, welcher theils unmittelbar durch das Wasser niederschlagen, theils durch den Wasserdampf fortgetrieben wird und, indem er sich verdichtet, die leichtesten Theilchen auf dem umliegenden Sande und Steinen niederschlägt. Das Wasser, welches aus jeder dieser Oeffnungen hervorquillt, ist anfangs röthlich, geht hierauf in dunkelgelb, dann in krotzgelb und endlich in weiß über. Die Oeffnungen wechseln ihre Ausströmungsorte, denn sie werden oft von so schweren Felsstücken verstopft, daß der Lauf des Wassers genöthigt ist, auf einer der Seiten, wo die Hindernisse geringer sind, sich einen Durchgang zu verschaffen. Jedes Jahr erbebt sich der Grund des Kraters in Folge des vom Gipfel des Vulkans herabfallenden Gesteins und Sandes. Man rechnet, daß diese Erhöhung 1 bis 1 $\frac{1}{2}$ Meter jährlich beträgt, was am Ende einer gewissen Anzahl Jahre die völlige Verstopfung des Kraters herbeiführen wird und einen Ausbruch voraussehen läßt, welcher ihn wieder frei macht und reinigt.

Man sammelt ungefähr 7000 Arrobes Schwefel während der Arbeitszeit, welche im Januar anfängt und Ende Mai aufhört. Die Arrobe hat nahe an 25 Pfund oder 12 $\frac{1}{2}$ Kilogr. Von obiger Zahl sind 4000 Arrobes Schwefelblume und 3000 Arrobes unreiner Schwefel.

Schizzen aus New York.

Von J. Schip.

Sie haben jetzt den Sturm, wir die vollkommenste Windstille. In Europa jerscheit jetzt die stolze Armada der modernen Industrie und Handelswelt an den Klippen des wilden Oceans der Speculation; der Amerikaner hat sich bereits in den Trümmern seines Schiffbruchs häuslich eingerichtet. Die von den Wogen des Bankrotts vom Berdecke Diamantgestülten sind vergraben, aber nicht umgekommen. Sie werden bald wieder aufstehen und mit nicht erschütterter Kühnheit von Neuem sich den Strömungen der Speculation anvertrauen. Never die! — ist der

Wahlspruch des Amerikaners! „Weich' ein Wahnsinn, welche Iborbeit, sich aus Verzweiflung über einen Bankrott zu erschließen!“ — sagte mir dieser Tage ein amerikanischer Kaufmann. „Die Gemüthlichkeit wird die Deutschen stets verhindern, uns auf der Bahn der großen Industrie- und Handelsunternehmungen zu folgen. Die dummen Teufel erschließen sich, statt aus dem Unglück zu retten, was zu retten ist und in dem Bankrott nur eine vortheilhaftere Abrechnung mit der Vergangenheit zu erblicken. Gehen Sie, unsre so verschriene Smartness ist eine zweckmäßigere Tugend als Ihre verzweifelte Gemüthlichkeit. Ein bankrotter Amerikaner behält den Kopf auf dem rechten Platz, ein Deutscher jagt sich eine Kugel durch denselben. Sind seine Gläubiger dadurch beirrigt? Wir bezahlen auch die unsrigen nicht, aber wir geben unsere Familien bald wieder einen andern Wohnsitz, vielleicht noch plänzender als der für kurze Zeit verlassene. Unsr Frauen trauern nicht in Wittwenleidern. Erben Sie die Herren K. U. B. Sind sie darum weniger die geachteten und glücklichsten unsrer Handelsfürken, weil sie zwei- oder dreimal bankrott waren? Was können Sie dagegen sagen? Warum ging bei uns die Krisis so rasch vorüber, während sie in dem alten Europa erst recht verderbend tobt? Warum anders, als weil wir smart und nicht gemüthlich sind. Nun, was sagen Sie dazu?“ — „Andre Länder, andre Sitten!“ — war meine Antwort. Der großen Mehrtheit der Amerikaner begeistert machen zu wollen, daß das, was er in diesem Falle als deutsche Gemüthlichkeit verbotete, das alte Erbtheil einer hundertsjährigen, vom Vater auf Sohn übertragenen Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit ist, würde nur als humbug belacht werden. Dagegen fügte ich hinzu, was meinem Fremde saphticher war: „Es ist aber auch für den amerikanischen Bankbrüchigen leichter, als für den europäischen, aus dem „Unglück“ etwas Beträchtliches zu retten. Sie können unter dem Namen konfessionelle Schulden recht anständige Summen den Gläubigern entziehen und in ihre Taschen stecken. Die Gesetze sind nicht so barmherzig in Europa; dort sind sie für den Gläubiger, in Amerika für den Schuldner gemacht.“ — „Und so muß es sein, so! Die Welt Fortschritte machen!“ — war die rasche, triumvirale Erwiderung meines Antagonisten. „Was sind denn die Gläubiger gewöhnlich? Gefülte, träge, nutzlose Weltfäden. — Wer öffnet sie? Wer streut die sonst nutzlosen Schätze auf den fruchtbaren Boden der Unternehmungen, um die Ernte möglich zu machen, von der alle künftigen Generationen leben werden? Wer anders als die Schuldner, d. h. jene unternehmenden Geister, die Genies ohne Geld, die Schöpfer aller modernen Wunder. Unsr Wege sind der weisse Ausdruck dieser Philosophie des Handels und der Industrie. Das alte Europa wird und muß von uns lernen.“ — Dies ist hier die Moral der großen Fabel, welche die Krisis von Amerika aus über ganz Europa hin auführt. Nicht Alle, doch die Weisesten beurtheilen hier die Finanzkatastrophe von diesem Standpunkte aus. Daß diese Anschauungs- und Handlungsweise neben den durch

die natürlichen Verhältnisse gegebenen Elementen dazu beiträgt, die Krisis scheinbar rascher vorübergehen zu machen, kann nicht bezweifelt werden. Die Folgen des großen Catastrophus sind noch alle vorhanden; die Handelswelt ist noch ein Leichnam, aber am Scheinleben galvanisirt durch diesen Geist des sorglosen Vergessens der Vergangenheit, der wogenden Juvencität für die Zukunft. Die Außenseite unsrer Metropolis ist wieder, was sie war, ebe der Sturm des allgemeinen Bankrotts über sie verberend hinweg. Das ewig'de Wort „Krisis“, welches vor Kurzem noch das erschreckende Alpha und Omega jeder Unterhaltung war, wird jetzt schon mit halbzufriedener Bebahigkeit ausgesprochen, denn es gilt nur noch für Europa. Es selbst sogar nicht an Ansichten, welche in dem Umfange, daß der Stos des großen Handelsbebens von Amerika ausging, den Beweis sinnen, in der neuen Welt sel bereits der Schwerpunkt der ganzen menschlichen Thätigkeit. Die Jerntrichtung und Puffertigkeit, welche in der Angst der berinegebrochenen Zerrüttung auf dem Weltmarkte und auf der Kanzel gepredigt und von der Allgemeinheit reuouell gebedicht wurden, haben bereits dem unbegrenzten Selbstvertrauen Platz gemacht. Der „junge Riese“ verzigt bereits die Züchtigung seiner Ausweiflungen und ist nicht fern, in neue sich zu stürzen. Saß und Aiche, in denen man trauerte, sind bei Seite geworfen, die Festkleider der Freude werden angelegt. Die Geistlichkeit verführte selbst vor wenigen Wochen von der Kanzel herab, auf der die Straf- und Jammeridone kaum verballt waren, die Größe, die Macht, den Reichtum der von Gott beschützten Nation. Der jährliche „Dankbegleichungstag“ war eine ungehörte Feier des amerikanischen Selbstvertrauens; kein Nachklang der noch so naheliegenden Trauerzeit war vernehmbar.

Wie das Klima, so die Menschen. Von einem Extreme zum andern. Vor wenigen Wochen noch stürzten Viele in Folge der Handelskrisis vor einer drohenden Auflösung der ganzen öffentlichen Ordnung. Die Tiefen der Gesellschaft öffneten sich; Gend und Verbrechen schienen vereint Besitz von der plänzenden, reichen Metropolis nehmen zu wollen. Die Tausende der beschäftigungslosen Arbeiter durchzogen die Straßen, drohten in zahlreichen öffentlichen Meetings der reichen Bevölkerung gegenüber sich in offenen Kriegszustand zu erklären, und um zu zeigen, daß es ihnen Ernst damit sei, machten sie mitten in dem Geschäftsbelle der Stadt eine furchterregende Demonstration. Sie erlangten offen, in den Besitz der Millionen gesetzt zu werden, welche der Handel daselbst aufgehäuft hat. Der Finanzpanik folgte für einen Augenblick die einer gesellschaftlichen Katastrophe. Der Kampf des Glens gegen den Reichtum, die sociale Revolution, vor der das alte Europa noch nicht ganz zu sintern aufgehört, schien plötzlich in der Metropolis der jungen Republik zum Ausdruck kommen zu wollen. Dem gefährdeten Kriege des Glens gingen bereits die schrecklichsten Gewaltthaten des Verbrechens voraus. Im Laufe von fünf Tagen kamen sieben Mordthaten oder Mordversuche vor; Raubankfälle drei Tage und in den belebtesten Straßen, nächtliches Eindres-

den in die Waarenlager und Wohnungen bilden die Tagesgeschichte. Zu dieser vorwiegend Gefahr kam noch die Furcht vor den Folgen eines leidenschaftlichen politischen Wahlkampfes, zu dem die Bevölkerung sich verabredete. Die New-Yorker Demokratie hatte für ihre Herrschaft zu fürchten, und hier wie in Amerika überhaupt hat dieselbe ihre Kuisläufer bis tief hinunter in die verwerflichsten Schichten. Alle politischen Parteien haben ihre Klopfflechter, ihre Leibgarde in den Bowries, aber in New York ganz besonders gehört die große Masse der Demokratie an. Den Mayor Wood, den schlauen und rücksichtslos energetischen Vertreter der städtischen Demokratie zu stürzen, hatten sich die übrigen politischen Parteien vereinigt und selbst ein Theil der Demokratie schloß sich dieser Coalition an. Die Aufregung in beiden Lagern war groß; der Entschluß, zu steigen, auf beiden Seiten gleich entschieden. Die Furcht vor der Möglichkeit eines gewaltsamen Zusammenstoßes der erbitterten Gegner begann die Gemüther zu erregen. Man sprach von einer „gebelmen“ Gesellschaft von Tausend der „thatsächlichsten“ Rowdies der demokratischen Partei, entschlossen, die Wiederernennung ihres bedrohten Geseß um jeden Preis durchzusetzen. Szenen der Gewaltthätigkeit, ein blutiger Kampf vielleicht zwischen den Massen der beiden Parteien wurden allgemein befürchtet. Der Wahltag stand als ein verhängnisvoller Schlachttag bevor. So schien New York vor wenigen Wochen fast von einer vollständigen gesellschaftlichen Auflösung bedroht. Und jetzt? Ruhiger als je, dem Neuherrn nach glänzend und im Genuß eines ungehörten Glückes geht es dem frohen Christfest entgegen. Im Innern des Familienkreises hat die Krisis allerdings manche Beschränkung herbeigeführt, die Außenwelt der Wintervergäugnisse hat kaum eine vorübergehende Störung erlitten. Theater und Concerte sind nicht weniger besucht als in den glänzendsten Epochen der glücklichen Execution. Trauernde Herzen haben keine dauernde absolute Gewalt über den Geist des Amerikaners. Selbst mitten in dem Schrecken der Krisis ergab sich der Kaufmann nach den peinlichen Geschäftskunden seinen gewohnten Vergnügungen mit der vollen Leidenschaftlichkeit der glücklichen Tage.

In einer der schwärzesten Stunden jenes Anwandsturnes fand ich einen Freund, wie er eben im Begriffe war, sein Bureau lange vor der Zeit zu schließen. „Noch ein solcher Tag und ich schließe für immer — aber dem Schicksal kann man nicht entlaufen. Wollen Sie meine Spazierfahrt theilen? Ich habe einen neuen, prachtvollen Trecker, der Tag ist herrlich; es wird ein schönes Wettrennen werden; die schönsten Pferde, die hübssten Kenter werden da sein. Kommen Sie.“

Von allen Leidenschaften der Amerikaner ist die für Pferde und den Wettkampf des pfeilschnellen Fahrens eine der gewaltigsten, der allgemeinsten. Der Omnibusfahrer treibt mit rücksichtsloser Wuth sein Gefährt durch die mit Wagen und Menschen gefüllten Straßen; der Wäders, Fiehscher und Krämerjunge kürzt mit seinem leichteren Fuhrwerk rechts und links durch das Gewühl, selbst der Fuhrmann treibt

sein ermüdetes Pferd, nach Abladung der schweren Last, in totem Trapp und mit volstem Karren dahin. Die Straßen New Yorks sind die beständige Arena eines toßen Wagenrennens. „Go a head! — das ist unsre Nationalweise; ein schnelles Pferd unsrer andrer Jah; wir verleben uns.“ So sprach mit glücklichem Blick und Lächeln mein kaum noch so fernem Freund, als er nach einigen Vorbereitungen für seinen wirklich herrlichen Renner sich in froher Laune in das leichte Wägelchen schwang, wozu ich ihm folgte. — „Ich nehme selten Jemand mit mir,“ fuhr er fort; „Ich verliere nicht gern die Chance, meine Reventubler zu beschämen. Heute will ich aber nur eine Probefahrt und kein Wettrennen machen. Unsrer Wagen sind, wie sie sehen, wirkliche Spinnweben aus dünnem, aber kräftigem Felge; es ist der tüchtige amerikanische Hickory, der sonst nirgends zu finden ist. Mein Wagen wiegt weniger als ich; seine hundertundsechzig Pfund und meine weisbündert sind mir schon zu viel für ein Wettrennen, wie ich es haben möchte. Ihr Uebergewicht wird uns heute im Begräbnisschritt hatten.“ — Mit diesen Worten gab er dem Pferde durch ein scharfes Fischen das Zeichen der Abfahrt und wir befanden uns nach wenigen Secunden nicht aber im Begräbnisschritt in dem Wagen- und Menschenengewölbe des Broadway.

Mit gewandter Hand und mäßiger Eile wand mein Freund seinen Weg durch das Gewirre der massiven Omnibus, wie der etwas schwerfälligen Gassawagen, in denen die Schönen von New York zum Leben und Gesehenwerden auf dem fahrbarenen Broadwaypöbel auf und nieder saßen. „Wo ist die Krisis? Wo ist die Pauze?“ — begann mein Freund mit einem halb ernten, halb freudigen Blick über den Menschen- und Wagenstrom hinüber, der bis zur fernsten Perspektive auf dem Broadway hin- und herrollte.

Prachtvolle Carrossen mit herrlichem Gefährt, den reichgekleideten Reiter und den elegant gekleideten Diener auf dem Wagenhock zogen gleich einem glänzenden Goldstreifen durch die Wagenmasse, welche dem Geschäfte und den weniger Beglückten den Verkehr vermittelt.

„Es ist aber doch ein sanderbares Vergnügen, das Gute eleganten Damen in dem Stau und dem betäubenden Geschäftstreiben des Broadway suchen. Warum fahren sie nicht, wie ihr Männer es thut, aus der Stadt?“ —

„Aus der Stadt, das könnten sie wohl, aber wozu und wozu?“ — erwiderte mein Freund lächelnd. — „Nun, wo wir jetzt auch hinfahren, wohin Sie mir sagten, alle Welt heute sich begeben wird.“ — „Ab bah! Sie wissen wohl, alle Welt heißt ja immer nur eine ganz andere; eine solche werden Sie heute kennen lernen und Sie werden selbst sehen, daß die Ladies da nicht an ihrem Plage wären. Ihre Töchter vielleicht, ihrer Töchter Töchter wahrscheinlich werden in dem künftigen Centralpark ihr Rotten Row oder ihre Champs Elisées haben; bis dahin müßten unsre Damen sich aber begnügen, ihre Schönen und ihren Prunk neben Omnibusfahrern, Fiehscher und Wäderskarren in dem unheimlichen Gewölbe des Broadway zu zeigen.“ — So waren wir bis zu dem Punkte dieser großen Arterie New Yorks gekommen, wo der

Glanz und das Getriebe dieser Reiz so belebten Straße zu schwinden beginnt. Die Anzahl der Fuhrwerke war geringer und von anderer Art geworden. Omnidus, Kutschen und Lastwagen waren nach und nach ganz oder größtentheils verschwunden, dagegen jag vor uns, neben uns, hinter uns ein Gewühl leichter Wäglein, ähnlich dem unsern, hin. —

„Hier beginnt unser Terrain.“ — sagte mein Freund mit dem so frisch fröhlichen Lächeln eines Mannes, der keine Sorgen hat oder plötzlich mit Vergessen derselben frei aufathmet. Das feurige Roß theilte offenbar das frohe Gefühl seines Herrn und dachte: Hier ist unser Terrain; mit einem langen, eleganten Saß begann es den gewaltigen Trab, durch den die amerikanischen Wagenrosse sich auszeichnen.

„Ho! Ho!“ — mahnte ruhig und nur halb laut sein Weisler und das intelligente, wohlgestützte Thier fiel in den gemäßigten Schritt zurück, den wir, sowie fast alle andern Fuhrwerke angenommen hatten. „Ruhig, ruhig! Sie sehen,“ zu mir sich wendend, „nur ein paar Barbaren auf dieser Rennbahn stürzen jetzt mit belächelter Eile dahin. Wir von der wahren Race fahren uns und unsere Pferde auf dem Hin- und Rückweg erst in die rechte Stimmung. Die Rückfahrt ist der Augenblick des glänzenden Wagenrennens. Ha! Ha! Sehen Sie diesen viefen Herrn mit seiner ehrwürdigen Ehehälfte. Das ist ein Juweld der Rennbahn. Er hat ein Weib und Copulenz gewonnen; unsere leichten Rennwäglein sind verloren für ihn. Jetzt fährt er beghsam seine Eheuere zu dem Rendezvousplatze, an dem das Wagenrennen seinen Glanzpunkt haben wird. Dort übergibt er seine Liebe der Einsamkeit, versüßt durch ein Glas Limonade, während er mit alten, besser beratenden, weniger belebten Freunden durch den edlen Brandy die schönen Tage der Vergangenheit in der Erinnerung heranzubereit. Ho! Ho!“ — und wir hielten vor einem Gasthause an der Wegeseite, um uns her ein Duzend leichter Wäglein. In der Wirtshube — barroom — fanden wir nur Freunde meines Freundes, etwa ein Duzend. „Ein Glas“ — war das Begrüßungswort; — will you take a drink ist das Salem aleikum der Amerikaner. Der Yankee-Kellner wurde angeboten von Jedem für Alle und so genossen wir desselben ebenfalls mal, als wir im Freundesstresse gäbten. So will es die strenge amerikanische Etikette. Jeder muß Allen die Ehre antban und Alle müssen sie von Jedem annehmen. Die höflichste Abbitte würde immer eine Beleidigung, wenigstens ein großer Verstoß sein. — „Das war das erste Aufwärmen,“ sagte mein Freund, als er wieder die Zügel ergriff. — Etwas rascher fuhren wir und Alle davon. Die Straße war voll von den kleinen fast ganz gleichartigen Fuhrwerken. — „Das ist unsere Lebensführung nach dem erspönsentem Geschäftsdrange. Dem Engländer der ruhige Familien-schlummer, dem Franzosen die Reize der Oper und des Ballets — uns ein guter Wettkampf mit Roß und Wagen. Es gibt wenige Männer in New York, die, wenn nur irgend sie im Stande sind, nicht Pferd und Wagen zur Befriedigung dieses wirklichen Rationalbedürfnisses hätten.“

„Und was kosten Wagen und Pferd?“ — „Ein hübscher guter Renner von 300 zu 500 Dollars, läuft er aber seine drei englischen Meilen in drei Minuten, d. h. achtundzwanzig Fuß in einer Secunde, so kostet er von 500 zu 1000 Dollars, und 2000 bis 3000 Dollars, wenn er aber eine Meile in anderthalb Secunden machen kann. Lächeln Sie nicht ungläubig,“ bemerkte mein Freund, indem er mich scharf ansah; „Sie denken wohl jetzt: Yankee-Prablerer! Sie werden sehen.“ — Noch mehrmals „wärmten wir auf“ und rascher und rascher ging es dem entferntesten Rendezvous, High Bridge, zu. „Hallo! da liegt Einer,“ — rief plötzlich mein Freund. Und so war es. Weit weg aus dem Roth des Reitengrabens tauchte eben der unglückliche Phaeton eines der leichten Wäglein auf, dessen zierliches Holzgerüst in dünnen Trümmern auf der Landstraße lag, während das schon ruhig gewordene Pferd von einem herbeigekillten Zuschauer gehalten wurde. — „Better luck another time!“ rief mein Freund dem beschämt und beschämt herbeiblickenden Entbrannten zu und fort ging es. „Das ist ein guter Junge, ein guter Pferdeführer, aber gerüstet; er sah dieses Stück Heilen mitten im Wege nicht. Zwei oder drei Wagen braucht er jedes Jahr. Es gehört übrigens eine feste Hand und ein ruhiger Kopf dazu, um mit einem das Jahr durchzumachen; mehr als das kann kein Wagen durchmachen, wenigstens nicht für einen Gentleman. Die Fleischerjungen nehmen dann Besch davon und machen uns mit unsern verachteten Pferden und Wagen den Kampfpreis streitig — gewinnen ihn wohl auch oft. So ein altes Rennpferd hat noch prachtvolle Augenblicke, wenn erhitzt, angefeuert durch die Leidenschaft des Ehrgeizes es gleichsam seinem früberen Herrn sagen will: „Ich war noch etwas wert!“

„Zwei bis drei Wäglein in einem Jahre!“ — bemerkte ich mit dem Ausdruck des berechneten Erstaunens. — „Das brauchen Viele und macht allerdings für Viele eine nicht unbedeutende Summe; 150 Dollars ist der gewöhnliche Preis eines solchen Fuhrwerkes. Das gehört aber einmal zu dem Budget des Amerikaners, so gut wie der Schneider und Schuhmacher. Wollen Sie aber wissen, welche Art Leute die schönsten, schnellsten Pferde, die elegantesten Wagen zu diesem Wettfahren bringen? — Nun, es sind die Spieler von Profession, die Gauner im Großen und besonders die Schupperrn von Freudenbäusern. Die Houri dieser Harems sehen ihren Stolz darin, ihre Freunde am glänzenden auf dieser Rennbahn erscheinen zu sehen. Schauen Sie um sich und Sie werden sehen, daß die wirklichen Gentleman nur die Minorität dieser hneulenden Menge sind. An Wochentagen, wie heute, sind es Geschäftleute, Anwälte, Advocaten, welche mit Gaunern, Schurken und den Freunden jener öffentlichen Häuser den Wettkampf unternehmen; am Sonntag kommen dazu noch die Fleischer, Bäcker, Krämerjungen und sonstige ardbare, nicht aristokratische Liebhaber des Wagenrennens. Einmal hier auf der offenen Landstraße sind wir alle gleich; die Achtbarkeit — respectability — die in der Stadt ein so mächtiges Wort ist, liegt hier nicht in dem Manne, — sie hängt vom Pferde

ab. Der aristokratische Fashionable verschmäht es nicht, mit dem Sohne oder Knechte seines Fleischer's eine Wettefahrt einzugehen, wenn er dessen Pferd vieler Ehre wartet. — So ist es auf unserm Rotten Row. Glauben Sie noch, daß unser Damen daselbst erscheinen könnten, wie die schönen Engländerinnen es im Hyde Park thun können? —

Unter solchen Gesprächen und noch noch mehrsolchem „Aurwärmen“ waren wir endlich an dem Ziele unser Fahrt angekommen. — Der weite Hofraum war gefüllt mit Pferden und Wagen, die unter dem gedeckten Plage nicht eine Stelle mehr gefunden hatten. In der großen Wirthshalle war eine bunte Menge, ein erregtes Treiben. Um den großen Ofen — der Nachmittag war amerikanisch kalt — saßen und standen die Renaukommanten, um dann mit einigen Freunden zum Schenkstisch zu wandern und die nöthige Libation zu verrichten. Vom Ofen zum Schenkstisch und so hin und her ging der Strom. Pferde, Wagen, Brantys — der geistige Wettkampf mit seinen Vorfällen — das war die Unterhaltung, die in nie überlautem Gesummte durch den Saal tönte. Der Geist des Brantys's sprach allerdings aus den Augen und den Zügen, aber die Zunge wurde nicht angeregt. Der Amerikaner behält selbst in der Aufregung des Trinkens eine eigenthümliche Ruhe. — Mit nativer Gemüthskeit lud ein sehr geachteter Richter von New York meinen Freund in folgenden Worten zu einem Trank ein: „Es ist mir heute recht unangenehm zu Muth; ich habe soeben einen Burden zum Galgen verurtheilt, lassen Sie uns Gint trinken!“ —

Der Abend nahte und Alle waren genügend „aufgewärmt.“ — Zurück ging es jetzt — nicht „im saujenten Galopp“ — der Trab ist die vorzügliche Eigenschaft der amerikanischen Pferde — aber weich ein Trab! — die Hunderte der leichten, springebartigen Wäglein flogen, schwanden über die Straße hin; es war ein Gewühl als wenn die Geister wirklicher Wagen ein Wettrennen bieten. Rascher und rascher wirbelte der nahebare Zug die hinabgehende Straße hin. Kein Auien, kein Pfeilschuß, kein Ausbruch der so bestig gefühlten Luft — nur das feine Rauseln der leichten Räder, der regelmäßige leichte Fußschlag der Pferde war hörbar. So stürzten wir alle dem Ziele entgegen; am Fuße des Hügel's steht das Waldhaus, in dem die weniger Glücklichen sich zum Anblick des Wettrennens versammelten. Räder und näher kamen wir, eifriger und eifriger suchte Jeder die Palme des Sieges zu erringen; Pferde und Führer waren in Gefahr. Da erschalle plötzlich durch die Stille der gespannten Aufregung ein „Hallo!“ — mitten auf der Straße lagen vier bis fünf der Wäglein, Führer daneben, darunter; Pferde schaukelnd und sich bäumend brachen los oder schlugen die Trümmer des Fuhrwerks umher. „Ein Löpel hat umgeworfen und andre Löpel sind auf ihn hingearnt!“ — sprach rasch und mit erregter Stimme mein Freund — und mit fühner, geschickter Hand lenkte er unser saujentes Wäglein an dieser gefährlichen Klippe vorüber; — hinunter ging es den ziemlich steilen Hügel auf dem glatten Wege. Ein schallendes „Hallo!“ empfing die Triumphtoreu dieses Wagenkampfes.

Mein Freund war unter der Zahl. Sein sonst so ruhiges, kaltes Gesicht strahlte vor Freude. Ich erkannte in ihm den Geschäftsmann nicht wieder, der immer ernst, der wenigen Stunden noch mit sorgengetrübtem Antlitz seine Bücher schloß und mir sagte: „Dies ist vielleicht mein letzter Tag als zahlungsfähiger Kaufmann.“ — Beim Abschied von ihm sagte er mir: „Jetzt kennen Sie auch die Art, wie der Amerikaner für Augenblicke den Sorgen entläßt.“ —

Skizzen aus Paris.

Die menschliche Weisheit scheint nur da zu sein, um menschliche Thorheiten zu erklären und zu entschuldigen, — und darnach hat sie so viel zu thun, zumal in dieser Zeit. So haben sich denn auch weise Männer gefunden, welche seiner Zeit die tanzen den Tische, Klerksießer und was damit zusammenhängt als notwendig und lehrreich aus dem Wirthsbogen, der Geistesdrückarbeit des lebenden Geschlechtes hervorgegangen darzustellen suchten. Ähnlich erklärte man die religiösen Liebertreibungen, mystischen Reigungen, hyperromantischen Exaltationen als einen Tramp, der Materialität der Epoche etwas das Ideale und Ideale Ersehende entgegenzustellen und zwischen der äußeren und inneren Welt ein Gleichgewicht zu gewinnen. Dem mag sein, wie ihm wolle, wir haben nur zu konstatiren, daß Psychologen und Geschichtsphilosophen noch lange nicht fertig sind und daß für ihre Fortschreitungen sich von Tag zu Tag mehr Material aufhäuft. Wir in Paris sind mit jenem verdächtigen Tramp, das verlorene Ideal zu ersehen, noch lange nicht zu Ende; so oft sich seit Jahren die gebildete Gesellschaft zu Anfang des Winters in Paris zusammenant, so oft haben wir uns überzeugen müssen, wie sehr ungebildet sie aus vom Lande und aus den Wädem zurückkehrt — und in diesem Jahre mehr als seit sechs Jahren. Dieses Jahr hält sie ihren Einzug wie ein dalmatischer König, umgeben und geteilt von Janberern, Geisteshebern, Wunderthätern und mystischen Längerinnen — zu schweigen von den zahlreichen Bonzen, die wichtiger und dochmüthiger daherschreiten als je. — Herr Come, auch Pume genannt, der Barun der Geisteswelt, ist wieder zurück und treibt in hohen und höchsten Kreisen sein Wesen nach wie vor, obwohl ihn die Geisteslichkeit, die er durch seinen Liebertritt gewonnen glaubte, vornehmlich desavouirt hat. Es scheint aber, daß die Gläubigen dem Geistesbeschwörer mehr glauben, als dem Jesuiten Père Ravignan, der nur ein finger, docterer, geistreicher Mann ist. Es floßt noch immer, es erscheinen noch weiße Hände, verstorbene Kinder machen noch ihre Mutter weinen — aber es hat doch den Anschein, daß der Spul ein Ende nehmen wird, wenn sich erst gewisse auf die sonstige Sittlichkeit des Geistesbeschwörens bezügliche Gerüchte bestätigt haben; dann werden auch die hohen Beschwörer ihre Hand von ihm abziehen, obwohl es der Vollst nicht vergönnt sein wird, sich an ihm zu ver-

greifen. Die Schade! denn niemals haben Geister der Polizei widerstanden, trotz der präbendenden Behauptung Mephisto's. — Doch ist nicht zu fürchten, daß mit der Untersagung Home's der Durst nach Geistern verleschen müsse; schon hat der große Mann Schüler und Nachahmer gefunden, die den Meister weit übertriffen werden. Ein weiser Hyperbörder ist aufgetreten, ein Landmann Swedenborgs, der mehr von den Geistern weiß als alle Yanke's zusammen und über die Geister und ihre Beschaffenheit ein Buch geschrieben hat, das im Heisterland das sein wird, was uns Burdach's Anthropologie. Durch dieses populäre Werk wird das Grob der Geister eigentlich erst erfahren, was, wie und warum ein Geist eigentlich sei und existire. Der Mann heißt Gultenstubb. Er lebt mit den Geistern in beständigem brieflichen und persönlichen Verkehr, was ihn allein besabigen konnte, ein so auf alle Details des Geisteslebens und des Geistesreiches eingehendes Buch wie „la manifestation des esprits“ zu schreiben. Er zeigt ganze Bände von Briefen auf, die ihm die Geister und zwar in den verschiedensten Handschriften geschrieben. Auf seinem Bureau liegt immer Briefpapier bereit und wie er den Rücken kehrt ist das Papier voll geschrieben und zwar voll der interessantesten Mittheilungen über Vergangenheit und Zukunft. Dieselben Leute, die sich in diesem Winter schämen, während des vorigen Winters Herrn Home geglaubt zu haben, strömen ihm in Masse zu als dem vero pollucellino. Charakteristisch ist es, daß sich unter diesen Gläubigen vorzugsweise Slaven, v. i. Polen und Russen befinden (Polen waren es, die Herrn Home aufgebracht haben). Polen und Russen sind es auch, welche Sonnambule und Hellseher ernähren. Man erzählt sich in dieser Beziehung die sonderbarsten Geschichten, ich erwähne nur diejenigen, deren ich gewiß bin. Ein hoher Adeltiger aus Rußland machte sich im vorigen Jahre dadurch bemerklich, daß er auf alle Kirchhöfe lief und mit den interessantesten Leuten Correspondenzen anknüpfte, indem er seine Briefe auf oder unter ihre Leichentische legte. Am andern Morgen fand er unerbittlich die Antwort, die ihm die eigenthümlichsten historischen Aufschlüsse gab. Dieses Jahr hat er sein Correspondenzwesen noch vervollkommenet; er correspondirt mit Augustus, Titus, Nero, Vitellius, kurz mit allen historischen Personen, deren Statuen sich im Louvre befinden. — Eine Sonnambule aus gutem Hause, der man über ihr Treiben Vorwürfe machte, entschuldigte sich damit, daß sie ja Niemand betrüge als Russen und Polen, qui ne demandent pas mieux und für die verglichen gefunden sei. — Eigenthümlich ist in der Sache nur der Umstand, daß bei den Russen ihr Eingehen auf das mystische Treiben gewöhnlich mit einem Religionswechsel endet. Es mag Ihnen sonderbar erscheinen, daß ich, von französischer Gesellschaftsgenossen sprechend, auf die Russen komme doch ist nichts natürlicher. Den Russen gehört der heutige französische Salon, das Theater, die Coulissen, Rhabl, der Concertsaal, kurz Alles. Es ist eine friedliche Invasion, von der Handel und Gewerbe jeglicher Art zu profitieren suchen; ob auch Bildung und guter Ton,

ist eine andere Frage. Doch gibt es auch höchst ausgezeichnete Menschen unter ihnen, die, was Bildung und Streben nach Fortschritt betrifft, die französische müde Gesellschaft arg beschämen. In vielen zeigt sich ein rührendes Streben, aus dem Occident so viel als möglich von Bildung und verbottener Erkenntniß heimzubringen und so sieht man sie, Männer und Weiber, mit den Besten unter dem Arm schaarenweise wie Schüler dem College de France zuhellen, um J. B. Laboulaye zu hören und abzuzeichnen, denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Das College de France ist allerdings nicht für Elementarschüler gemacht, aber das ist nun einmal die Art der Russen, mit dem andern Ende anzufangen.

Dies Paris ist überhaupt eine Herberge aller Nationen angeworben und man mühte hier bald jenes Unbehagen fühlen, das eine gedrängt volle, lärmende, zehende Kneipe voll unbekannter und erbiziger Gesichter einflößt, wenn es nicht, maßlos bei, auch zugleich die Herberge der Ideen fremder Nationen zu sein verspräche. Mit den reichen Erben, die hierherkommen, um ihr Erbe zu verpassen, mit den Rentiers, die alljährlich hier einwandern, um sich ihres Lebens zu erfreuen, kommen doch auch fremde Gedanken herüber, die den Franzosen zu Gute kommen und sich von hier aus, wie Was aus dem gemeinamen Behältniß weiter und noch allen Seiten zu verbreiten streben. Seit lange haben wir italienische, rumänische, englische Zeitungen in Paris; in diesem Augenblicke wird eine bald liberale russische Zeitschrift gegründet und mit dem letzten Januar wird das erste Heft der Revue Germanique ausgegeben, welche den Franzosen und allen französisch lesenden Völkern einen Begriff vom geistigen Streben und Leben deutscher Nation beizubringen suchen wird. Das Programm ist bereits ausgegeben (französische Buchhandlung) und die Deutschen mögen daraus erkennen, ob sie in dieser Revue über oder unter ihrem Werthe aufgesaßt werden. Beim französischen Publikum wird sie gewiß großen Anklang finden; es sehnt sich nach Neuem und, wie die Socken stehn, ist ihm bisher alles Fremde neu. Das Studium der deutschen Sprache hat in den letzten Jahren sehr zugenommen und mit diesem Studium gleichen Schrittes ging die Uebersetzung deutscher Schriftsteller. Man fühlte das Bedürfniß und süßte es mit jedem Tage mehr, die Lücke auszufüllen, die in der französischen Literatur immer größer wird. Viele der berühmtesten und beliebtesten Novellisten sind kurz nach einander gestorben, wie Soulié, Balzac, Charles de Bernard, Eug. Sue, A. de Musset — andere haben sich in ihren letzten Werken alt und veraltet erwiesen, wie Georges Sand; Henri Murger tritt das Thema breit, das er seit Jahren verarbeitet, so bleibt nichts als Edward About mit seinem guten Etal, dem es aber zu sehr an allem Ernst fehlt, um längere Zeit oder tiefer interessiren zu können. Von Poeten sind Branger und Musset heimgegangen; Lamartine begräbt sich selbst unter dem Schutte von Worten, den er nun sich anhäufet, Victor Hugo ist unter der Hyperbel verkommen und August Barbier ist längst verstummt.

Außerdem gehörten die meisten dieser Dichter und Schriftsteller der Juliepoch an und haben in der neuesten Zeit als fremde dagestanden. Was die neueste Poesie leisten kann, hat Baudelaire mit seinen *Heures du mal* gezeigt, die nichts sind als eine Anstrengung ohne Kraft so groß und häßlich zu sein, als nur möglich. Die Bühne hat die Stoffe, welche Börsen und Demoniomonde liefern erschöpft und es ist nicht abgesehen, welche andern Stoffe unsere Epoche liefern kann oder darf. So ist es natürlich, daß man sich nach Import umsieht und die geizige Bewegung unsrer Zeit und die allgemeine Verdrängung wird die Uebersetzung fremder Productionen und deren Verständniß erleichtern. Man muß wenigstens so hoffen und wäre es auch nur des Conversationsstoffes wegen — denn es ist traurig anzusehen und anzuhören, wie die Conversation der conversationsberühmten Franzosen elendiglich zu Grunde geht. In diesem Augenblicke muß eine projectirte Feihrath die Rollen des allgemeinen Gesprächs decken. Der Herzog von Katremouille, ein junger Mann, dessen altadeliger Name in alle Zeiten und Thaten Frankreichs mitverwebt ist, wird oder soll Mademoiselle Mirès, die Tochter des glücklichen Speculanten betrauen — ein Ereigniß, über das sich alle alten Damen des Foubourg St. Germain die letzten letztwilligen Haare austrauen werden. Ein Herzog Katremouille und eine Jüdin! — jetzt erst bereitet man, wie jener Katremouille Carl's VII. die Jungfrau von Orleans verrathen und verbrennen lassen konnte! Noch von andern großen Verbindungen zwischen Söhnen der Kreuzzüge und Töchtern der Börse wird berichtet — aber wir wollen nicht dran glauben — denn was müßte man nicht dann Alles glauben! —

Die Musik hilft uns über die Armut und Barmherzigkeit unsrer Gesellschaft hinweg — so erscheint Rossini als ein wahrer Ritter. Dieser alte Meister hat sich plötzlich verjüngt und die Menschenfeindschaft, die ihn neben seiner Musikfeindschaft in den letzten zehn Jahren ausgezeichnete, abgelegt und wird demnächst einen Salon eröffnen. Welch ein Gedränge! Welch ein Bemühen da zum Handkuffe zu kommen. Jeder will mit einer Einladung Rossini's prahlen können, jeder erklärt ihn für den größten Compositur aller Zeiten. Die Ueberraschung die der große Musiker seinen Gästen bereiten wird, wird in der Musiklosigkeit seines Salons bestehen — und das ist gewiß kein kleines Verdienst. Rossini hat Geist genug, um sich seiner

Musik einschlagen zu können. — Schade, daß man das nicht auch von Amb. Thomas sagen kann, daß sich dieser Mann nicht mit der Uebereignung, Akademiker zu sein und daß er nicht, wie Rossini, auf seinen Lorbeeren ruht. Seit Aufführung seines letzten Wertes in der Opera comique des „Caracul von Venedig.“ ist dieses Bedauern allgemein. Doch wird dieses langweilige Nachweil seine vierzig Aufführungen erzwingen, während es Herrn Paderloup kaum gelingen wird, Mendelssohn's Elias nur noch ein mal vorzuführen. Das ist für diese musikalische Zustände sehr bezeichnend und man würde sie ganz aufgeben müssen, wenn nicht doch von Zeit zu Zeit Symphonie auftauchten, die auf ein gewisses abgeimes Publicum mit gutem Geschmack schließen lassen. Ein solches Symphonie z. B. ist der allgemeine Beifall, mit dem die letzten Promesses d'un solitaires von Stephan Heller angenommen worden. Ueberhaupt gewinnt dieser edle, durch und durch geschmackvolle Tonvichter von Tag zu Tag mehr an Terrain. Seine Gütensammlung, die er vor zehn Jahren für 2000 Fr. an Bonacci verkauft hat, hat jetzt die Musikalienhandlung Lemoine, nach so langer Zeit für 10,500 Fr. an sich gebracht, um sie neu aufzulegen. Diese Zahlen beweisen beinahe so viel als eine Kritik von Fetis, jedenfalls mehr als eine Kritik der Gebrüder Eschneider. Und da ich, ohne es zu wollen, in die Musikwelt getrieben bin, darf ich das bedeutende Ereigniß, das in dieser bevorsteht nicht unerwähnt lassen. Hector Berlioz hat vier Acte seiner Oper „Tiro“ vollendet; das Libretto hat er sich à la Richard Wagner selbst verfaßt. Man lobt die Verse, die er einem ansehnlichen Kreise von Schriftstellern mitgetheilt hat, so sehr, daß Berlioz in Gefahr ist, von den Musikern künftig den Dichtern beigezählt zu werden. Man sagt auch, daß er seine musikalischen Memoiren zu schreiben gedenke. Wir sind in die Epoche der Memoiren eingetreten, was immer ein Zeichen des Alters ist, denn das Alter lebt von Erinnerungen. Kurz nach Neujahr wird der erste Band der Memoiren Guizot's erscheinen, dem monatweise noch fünf andere Bände folgen werden. Unser eifrigstes Gebet ist dahin gerichtet, daß Guizot wahr sein möge, dann werden seine Denkwürdigkeiten gewiß das interessanteste Geschichtsbuch, der breiteste Spiegel unsrer Zeit. Aber! aber! — Herr Guizot ist die Versicherung: Ich wasche meine Hände, viel homogenere als der angstgefüllte Anruf: Was ist Wahrheit?

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Erste Abtheilung.

Die
Märtyrer der Phantasie.

Novelle.

Von Ludwig Foglar.

Motto: Non coarctet maximo, contineri
minimo, divinum est.
F. Loy.

Wenn eine schöne Stunde sich erfüllen soll, dann geschieht es oft im überreichen Maße und es ist als wäre ein Stück olympischen Himmels auf den Einen Punkt der großen Erde niedergefallen. Zeit, Ort und Stimmung der Menschen klingen zusammen in Einen volltönigen Accord und lange, oft lebenslang zittert seine Harmonie in getreuen Herzen nach. So war ein stiller Herbsttag in dem württembergischen Landstädtchen Nürtingen. Nahebei rauscht der jugendliche Redar, dessen Plade schlanke Pappellinien bezeichnen. Im Hintergrunde prangen anmuthige Hügel mit Fruchtseldern und Obstbäumen, umrahmt von wildreichen stundenlangen Forstgehögen. Das Bild der reizenden Landschaft krönt der ferne Gipfel der Alb in malerischen Formen, bald leicht geschwungen, bald stolz erhoben, ein milder Gebieter der freundlichen Wiesen-thäler. Den ruhig dämmern den Winkel im Hart* erreichte nicht der ringsumher brausende Kriegslärm der 1790er Jahre; nur ein froh

bewegtes Treiben wogte in dem idyllischen Gartenhause des Dichters Fritz H., der eine Schaar lieber Freunde und mitstrebender Geistesgenossen um seinen kleinen Tisch versammelt hatte, wie sie nur gar selten in so merkwürdiger Mischung sich zusammenfinden. Der energische Schelling, der schon den späteren Denker bekundete, den Schmut des philosophischen Kreopages, leerte unter sinnigem Trinkspruch den Rheinweinbecher und bat Fritz: „Laß doch etwas Musik anklängen!“ Der muntere Lebenszecher Schubart stand auf, rückte den Ofenschirm vor das offenstehende Clavier und rief dem Dichter zu: „Echte Musik soll man nur mit geschlossenen Augen anhören! Da wir nun aber nicht Alle blind dastehen wollen, so verdecken wir den Rusicus. An die Tasten also, guter Fritz!“ Und dieser erhob sich langsam finnennd vom Tische, seine edle Gestalt, sein idealer Kopf überragte strahlend die Gruppe und als er durch's Zimmer nun schritt, war es als wandelte Apollo im Erdenraum. Fritz prälubirte und lautlos horchte die Kunde. Die rührendste Melancholie klagte aus den Saiten des ärmlichen Instrumentes, begeisterte Empfindung durchströmte die Hörer und als die Schlußcadenz verklungen, stürzte der bewegte Reußer dem neben ihm sitzenden Gonz an den Hals und der elegische Nathisson legte wie segnend die Hand auf der Freunde Haupt, citirend aus dem Liede des jugendlichen Dichters:

„Mich ergoz der Wehlaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben Lern' ich
Unter den Blumen —
Im Arme der Götter wuchst ich groß!“

Ragenau aber, der kräftige Mensch voll sprudelnden Humors, nahm Fritz gradezu beim Kopf und küßte ihn derb ab: „Du singst Einem die Seele aus dem Leibe, Bruder — aber ich brauch' sie noch weiter!“ Schubart fällte die Becher auf's Neue und Stäublin, der Chorführer der schwäbischen Sängler improvisirte den Trinkspruch:

„Das Lied verriant allmählig,
Wie frei, wie leicht, wie selig
Bei Fremdenwort und Wein!
So laßet euch befragen,
Auch in des Herdes Tagen
Frohmutig Jung zu sein.“

Ein Rundgesang, von dem heiteren Neuffer angestimmt, von dem Schwärmer Gonz auf der Flöte begleitet, stimmte die Gesellschaft immer lebendiger und die rothglühende Sonne warf ihre feurigsten Strahlen auf die begeisterte Runde. Schubart, neu auflebend nach den Leidensjahren auf dem Asperg, war unerschöpflich in geistvollen Ergüssen und selbst der düstere Hegel, schon damals das negierende Princip des Bundes, gab sich der musenfrohen Stimmung mit ganzer Seele hin. Selendorff und Sinclair, zwei fremde Gäste, schlossen sich dem Bunde an als wären sie längst befreundet und innig vertraut. Stäublin schlug ein Buch auf — es war der eben erschienene *Musenalmanach* — er las

„Freude, schöner Götterfunken!“

und das Lied hallte im Rundgesang weiter, doch vor der letzten Strophe unterbrach Fritz die Sängler:

„So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Stigies Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.“

Doch Schubart trat dazwischen: „Keine Schatten, keine Wolken auf diesen unsern blauen Himmel! Oder sagt doch:

„Ein jitzend' Gefäß voll schäumenden Lebens
Voll Freudebedürfnis und jelligen Leides
Ja dieses Herz O gnadenpendender Frühling,
Zu viel des Segens häußt du auf Einmal.
Noch ein Atom aus der Fülle des Lichtes,
Vom ewigen Quell aller Bienen
Noch Einen Tropfen — so bricht es!“

Fritz war schweigend in sich versunken, die hohe Denkerstirne in die Hand gestützt; sein Auge starrte auf einen Ring an seiner Linken und als Hegel ihn nun fragend ansah und ihm den Becher hinreichte, sprach er: „Dieses Ringlein hab' ich von der Mutter — von der guten, herzlichen Mutter, schau, die Worte darauf „Gott mit Dir!“ sind schon halb ver-

wischt — kaum mehr lesbar — mir ist manchmal als wäre „Gott nicht mehr mit mir!“ „Das hast Du von Deinem Spinoza,“ rief Gonz dazwischen, „lassen wir das melancholische Thema! Vernunft, Unsterblichkeit Gottesgewißheit — hier trink' ich Dir Alles zu!“ Aber Fritz lebte den Becher ab: „Mir ist, als wäre der Abschied von der schönsten Jugend nahe, wenn ich denke, daß wir morgen in alle Winde zerstäuben — und wie ich Euch einst, und ob ich Euch wiedersehe? wer magt das zu hoffen! die Zeit ist ernst und der Verast will Männer. Ja, Freunde, indeß wir dahier schwärmen, geht draußen der Vorbote der Freiheit, eine neue Aera der Cäsaren durch die Welt! Etwas muß Jeder breithun zur Bildung, zur Besserung des Menschengeschlechtes, die Kräfte weden heißen, die zu künftigem Heile reifen — wo soll ich zuerst Hand anlegen?“

„Lach erst,“ sagte Schelling, „die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden kommen, die Sache der Menschheit ist keine verlorne, wenn wir an sie glauben. Du aber, guter Fritz, wähle gleich jedem von uns, erst einen äußeren Verast, eine praktische Thätigkeit — denn legst Du Hand an Dich selbst, so förderst Du auch das Allgemeine, Große, Ganze.“

Neuffer stand auf: „Vergeßt mir nur nicht den Künstler, den Poeten! Oder meint Ihr, man könne den Gott in sich abthun, wie man einen thörichtesten Wunschk befeitigt? Wohl hat mancher Stärkere als wir Jungen versucht, ein tüchtiger Geschäftsmann oder auch Gelehrter im Amt und dabei Dichter zu sein. Aber immer ward Eines dem Andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut; denn wenn man das Amt um der Kunst willen vernachlässigt, wird man unendlich an Andern und gibt man die Kunst preis für das Amt, so sündigt man nicht minder groß an dem heiligen Geist der Muse, ein schlimmeres Vergehen fast als das an seinem Leibe!“ „Aus diesem Dualismus,“ warf nun Ragenau ein, „helfen uns Venus und Silenus — laßt heitere Götter walten und:

Von Weßlern schweigen unbedingt,
Für Sorgen nicht beschließen —
Das Glück, das uns das Heut bringt
Gedankenlos genießen!
Das ist's, woran gebunden sind
Die toßigen Geschickte —
Zur Gottheit bringt's das Weidenkind
Ja nur für Augenblicke!“

Jetzt erhob der Hund im Vorbofe ein mächtiges Gebell und verkündete die Ankunft eines neuen Gastes — es war Albert Naß, der Jugendfreund unsers Dichters aus dem Seminar von Maulbronn. Er hielt einen Brief in der emporgestreckten Hand, stürzte strahlend vor Freude mit den Worten: „Ein Palmen-

zweig für Dich mein Friedrich!" auf diesen zu und drückte dem Erstaunten das Blatt in die bebende Rechte. Fritz öffnete hastig das Siegel und las:

„Mein junger Freund! es ist mir gelungen, die besagte Stelle im Hause Gontard's zu Frankfurt am Main für Sie zu vermitteln. Sie sind als Hofmeister bei dieser Familie angenommen. Eilen Sie, daselbst einzutreffen; man erwartet Sie stündlich. Mit den herzlichsten Glückwünschen der Ihrige

Friedrich Schiller.*

Ein Ausruf freudiger Bewunderung entsprang der überraschten Versammlung, die sich um den Brief herandrängte, die geliebten Schiffszüge des verehrten Dichterspropheten zu schauen. Raft hielt den tiefbewegten Freund umschlungen und dieser dankte mit einem Blicke inniger Nührung, dann zu den Andern gewendet sprach er: „Das ist es, Brüder, was ich heute noch, aber so freudig als bangend erwartete! — Freunde, der Ernst des Lebens, der prüfenden Nothwendigkeit pocht an meine Thür und ruft mich aus Eurer Umarmung. Schiller hat uns oft vereint, sein Genies, sein weckumfassendes Priesterherz war oft in untrer Mitte, — Schiller trennt uns heute. Ihm, dem edelmüthigen Schützer und Anwalt aller Strebenden hatte ich mich längst anvertraut, er hat mich dem Berufe der Menschenerziehung zugewiesen, dem mir begehrenswertheften, da endlich ein Stand doch gewählt sein muß — und when it must be done, it may be quickly done! Ruh' es geschieden sein, so sei es rasch gethan. Leicht gepackt ist meine Habe: Plato, die Bibel und etwelche Manuscripte — Morgen — noch diese Nacht kann ich reisen!“ Die Gläser klangen zusammen auf ein donnerndes Lebehoch — noch ein Mundgesang hierauf, dann ein Lied Schubart's und mit der hereinbrechenden Dämmerung sah man rasche Mannesgestalten durch die düst'ig wallenden Fluren dahinschreiten nach allen Strichen der Windrose.

Friedrich litt es nun auch nicht länger im Hause, rasch ordnete er seine dringlichsten Angelegenheiten, nahm Känzel und Wanderstod und ehe noch die volle Mondscheibe über den Ulmen des nahen Gehölzes stand, hielt er bereits die Gartenthüre geöffnet, winkte ein Lebemohl seinen Hausgenossen; warf noch einen feuchten Blick auf all' die liebgewordenen Räume, die Klauertbank vor der Hausthüre, das epheumantke Fenster, den Brunnenstein, den Taubenschlag — dann wandelte er träumerisch in die schweigende prächtige Mondnacht hinaus. Auf einer Anhöhe blieb er stehen und winkte noch einen Abschiedsruß hinunter zu den stillen grünumbuschten Dächern, dann mit einer raschen Wendung trieb er sich gleichsam selber vorwärts, wie einer, der sich ge-

waltjam löseht von einer lieben Last, und seine Losgebundenheit erkheft für ein „Stüd Leben," das er dabei zurücklassen muß. Hinzuwandern durch die laue stümmernde Mondnacht, einzutathmen den Geist der Ruhe mit jedem Lusthauche, umweht von allen Zaubern lautloser Einsamkeit — sich selbst ein Wunder scheinend gegenüber den Wandern der unerklärten Erdenwelt, losgetrennt von allem Bedürfnis der Außen Dinge, mit seiner ganzen Wesenheit aufzugehen in dem ahnungsetigen Schauen des Unendlichen — das ist ein Genuß, dessen sich vielleicht nur die gläubige Jugend in seiner ganzen Tiefe bewußt wird. Unser Wanderer überraschte in dem nächsten Städtchen einen Studiengenossen, bei dem er ermüdet einsprach, ergoß seine truntene Seele noch von hier aus in einem Briefe an die Mutter, der er am Schlusse schrieb:

— „Es ist der Schmerzen reich dies Leben,
So lang' und Armen Gottes Sonne scheint
Und Müder besser Zeit um unsre Seele schweben.
Und ach! mit uns ein freudlich Auge meint!"

Am anderen Tage setzte er die Reise fort und traf zu rechter Zeit in Frankfurt ein.

Ein wunderbarer Verwandtschaftsgang seshelt geistig ebenbürtige Naturen zu einander und zwar so rasch und unmittelbar als der Haß die Mischung der sich widerstrebenden Elemente gewalttham verhindert, ihren Kampf beschleunigt. Erkenntniß, zu welcher die Menschen gewöhnlichen Schlags Monden und Jahre benötthigen, ist unter bedeutend angelegten und energisch organisirten Wesen das Wert weniger Stunden, ja oft Minuten.

Fritz hatte erst kaum einen halben Tag in dem Hause des Frankfurter Kaufherrn Jacob Gontard geweilt, und schon lagen die Fäden der persönlichen Beziehungen mit solcher Bestimmtheit vor ihm hingebreitet, daß er nicht mit Unrecht am Abende desselben Tages einen Brief an seine geliebte Mutter mit den Worten schließen konnte: „Unterstreichen Sie das Datum meines heutigen Schreibens, liebe Mutter! dieser Tag ist die Sonnenwende meines Lebens!“

Und Niemand erkannte so tief wie die Mutter den Gehalt dieser wenigen Zeilen.

Kaufmann Gontard, einer der tüchtigsten, gewandtesten Geschäftsleute in Frankfurt a. M., geachtet, angesehen, gesucht und — gefürchtet, verdankte den größten Theil seines sehr bedeutenden Vermögens dem eigenen Fleiße, zunächst glücklichen Conjunctionen und jener Richtung seines ganzen Wesens aufs Praktische, auf das Ausbeuten, Ausnützen aller Dinge und Verhältnisse, die der charakteristische Grundzug gewisser Stände zu allen Zeiten waren. Gontard sah im Erwerben und Besitzen die Mission des Mannes, in sich selbst den Schöpfer seines Glückes und dieses beband ihm nicht in beschaulichem Genuß, sondern im

Streben nach Mehr, nach Einfluß, Ehre, Macht.

Er liebte es, Jeden rasch, so wie er gerne ohne Umweg den Andern kurz und gut erschaffen mochte, über sich in's Klare zu setzen. So hielt er es auch in diesem Falle mit Fritz. Zwei Knaben, zwischen sieben und neun Jahren sollten ihm zur Erziehung anvertraut werden. Gontard nahm die ungebärdigen Rangen, so wie sie eben zu erwischen waren, stellte sie ihrem neuen Gebieter ohne Weiteres vor und sagte, indem er sofort sie ruhig wieder sich balgen ließ: „Ist höchste Zeit, daß die Köter unter strengere Zucht kommen. Machen Sie, Herr Doctor, ganz nach Ihrem Ermessen. Meine Zeit gehört dem Geschäfte, den öffentlichen Angelegenheiten; es bleibt wenig davon für die Familie übrig — auch fehlt mir mitunter Geduld und Einsicht. Meine Frau ist zu schwach, zu gut, hat keinen Sinn für's Praktische, nicht genug Festigkeit und Energie zum Erziehen, sie imponirt Erwachsenden durch ihren Geist, ihre Kenntnisse, ihren Geschmack, aber den Kindern gegenüber fehlt ihr Halt und Rah, die liebende Strenge — kurz der sens commun. Wir differiren darin sehr gewaltig. Meine Frau ist Idealistin — in des Wortes vollster Bedeutung, ich aber überzeuge mich, daß nur der Realismus uns Allen noth thut — und es ist nur eine Concession an die Humanität, oder, wenn Sie lieber wollen, an die unvermeidliche böse Ananke, an die incorrigible Menschennatur, wenn ich die Existenz der Metaphysik um mich dulde und ihre Jünger und Priesterinnen anerkenne; denn Alles in der Welt hat wohl seinen Zweck. Sie erkennen aus meinen offenen Mittheilungen zugleich, welche Richtung ich dem Gemüthe meiner Knaben gegeben wünsche. Um Gotteswillen keine Träumer! Es mag an einer Frau noch hingehen, an Männern ist es mir gradezu unleidlich. Ich habe gar nichts gegen classische Bildung einzuwenden, aber man muß sich daran nicht betriegen. Meiner Frau haben's die Griechen und Römer angethan und wäre sie ein Mann, sie sähete glauk' ich die Olympischen Spiele und das Delphische Orakel wieder ein, oder hielt sie mit Plato Symposien. Die Folge davon ist, daß derlei Naturen die Wirklichkeit hart zu Leibe geht, das Leben, so wie es nun einmal ist, muthet sie bestrebend an, sie süßeln sich ohne Zusammenhang mit der Gegenwart und wurzeln doch auch nicht in der Vergangenheit.“

„Sind vielleicht Vorbildner und Propheten der Zukunft“ — unterbrach Fritz bescheiden aber festen Tones die Philippika Gontard's, allein dieser schien diese Worte zu überhören und rief in das Nebenzimmer: „Susanna, bitte, liebe Susanna, komm!“ Damit stellte er

seiner alsbald eintretenden Gattin den neuen Hofmeister vor und eilte an seine Geschäfte, froh, einer Sorge ledig zu sein. Zwei Menschen standen sich nun gegenüber im Vollglanze des Strebens und Lebens — Menschen, die sich nie gekannt und dennoch längst gekannt hatten. Der junge Mann von rassenhaftiger Schönheit voll Ausdruck seelischer Thätigkeit, ein wahrer Pelide; das blühende Weib, ein Bild der Majestät und Anmuth, voll Ernst und Freudigkeit — hohe Trauer und süßes Spiel, Geist und Kindlichkeit Alles zu Einem wunderbaren Ganzen vereint. Er staunt, entzückt fanden sie im Anschauen versunken, schweigend, doch tief beredt. Die spielenden Knaben unterdrachen die heilige Stille entscheidender inbaldiger Minuten durch ein fürchterliches Gepolter und Gesange. Susanna, wie aus Träumen erwachend, eilte hin und beschwichtigte die Lobenden: „Sie sehen schon, Herr Doctor,“ sprach sie, „Sie besonnen da sprödes Material zu bearbeiten. Ihre Aufgabe wird die schwierigste sein, ich sah sie mich ihr nie gemacht.“

„Um so verdienstlicher ist das Belingen,“ erwiderte Fritz; „Geduld und Liebe wären Wunder, zumal an Kindern. Ich war seit je gerne mit ihnen. Wer möchte auch gleichgültig vorübergehen an der Menschheitsart? In ihr liegt die Zukunft der Nation, sie birgt den Keim der einstigen Größe. Welch ein lieber Beruf, an diesem Bause mitzuwirken, die Ideale der edelsten Geister verwirklichen zu helfen und dabei Hand an sich selbst zu legen unablässig und freudig; von feinen erworbenen Schätzen auszuspenden, die eigene Helle über eine werdende Generation zu ergießen — ein Ziel der höchsten Opfer werth! Der hohe Lohn, womit das Bewußtsein, so gründlich zu wirken, uns segnet — wird nur von Wenigen empfunden.“ „Diese schöpfermüthige Richtung habe ich auch aus Ihren „Hymnen“ im diesjährigen Rosenkranz gelesen,“ gab Susanna zurück.

„Fanden Sie die Verse Ihrer Aufmerksamkeit würdig? Es sind anspruchlose Ergüsse jugendlicher Sehnsucht, unbestimmten Dranges; embryonische Gedanken, aus denen ich einst Besseres wenn nicht Größeres zu entwickeln hoffe.“

„Eine ringende Seele spricht daraus,“ sah Susanna ernster fort, „gebildet an den reinsten Formen der musfertigen Alten, meiner lieben einzigen Griechen; noch hat deren Geist und Stimmung Sie nicht überwunden, noch sind Sie befangen in den Fesseln der Schule, der Umgebung, der Rationalität, endlich der ewig kreisenden Phantasie, jener Zauberkette, die uns den göttlich ordnenden Verstand in Schlummer singt; noch sind Sie Idealist“ — „Ja, ich bin es mit unserm Schüler!“

antwortete Friß, „und Sie, verehrte Frau, wollten Sie es minder sein, Sie.“ —

Er zögerte, wie von seinem eigenen Gedanken überrascht. „Ich bin es,“ unterbrach Susanna, „gegenüber dem täglichen Leben, dem Herkommen, der Gewohnheit, dem, was man oft so barod die Sittlichkeit nennt — aber ich kämpfe damit, ich unterjochte wohl noch den Dämon — ach, dieser Sieg!“

„Um welchen Preis?“ warf Friß dazwischen — künstlerisch angelegte Naturen sind allzumal Märtyrer der Phantasie!“

„Den die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil,“ sagte Susanna. „Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz, unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann!“ —

„Und am Ende der Bahn?“ —

„Wahrheit, Klarheit, Ruhe,“ redete Susanna weiter. „Unterwegs freilich büssen Viele ein gut Theil der von Hause mitgenommenen Habe ein.“ —

„Wir müssen darauf gefaßt sein, als Bettler anzukommen, um König zu werden in der neuen terra firma;“ — ergänzte Friß eifrig, und sein ganzes Wesen blühte gleichsam auf im Feuer des erregenden Gespräches. —

„Denn sind nicht wir Alle Idealisten vom Apollonischen Priester bis herab zum wuchernen Krämer! Das Erdensein verschönen will jeder auf seine Weise, wie er es eben versteht und erkennt, durch Besitz, durch Genuß, durch Erwerb, Kunst, Wissenschaft — ja durch Bahn und Land. Ein Bild der Vollkommenheit schwebet uns Allen vor, Vergangenheit und Zukunft leihen uns die Farben dazu; aber so kommt es, daß die Wenigsten froh werden des Heute, des Jetzt, des Augenblicks.“

„Des Augenblicks!“ wiederholte langsam und sinnend Susanna; ein feierliches Schweigen folgte, die Blicke zweier des „Augenblicks“ trunclener Menschen fanden sich, stürzten über- und in einander, die Welt rings umher schien gehoben, verklärt, es war als „wandelte ein Engel durchs Zimmer“ — da jagten die wilden Knaben heulend aus dem Nebengemache herbei — eine widerliche und doch unbewußt willkommene Störung. Die beiden Menschen hatten sich warm gesprochen bis zur Subjectivität, Grenze und Umkehr gleich unbestimmbar — und so rettete die äußere Störung die ganze reine Schönheit des ersten Eindrucks. Man trennte sich rasch — „auf Morgen!“

Wie Nieber einer großen geistigen Gemeinde schließen ebenbürtige Menschen unmittelbar und rasch jenen Bund, für den es so viele Namen gibt, deren keiner seine Bedeutung vollends erschöpft. Im conventionellen

Verkehr gehen wir oft Jahre lang neben und mit, vor und hinter einander dahin, ohne am Ende eines Lebensabschlusses weiter zu sein als in der ersten Stunde, aber der rechte Mensch, der mich ergänzt, erräth, weiterführt und erleuchtet, der läßt mir so klar und lieb und befreundet, als hätte wir zusammen auf der Schulbank gesessen. Widersprüche und was sonst uns befreundet und entfremdet, bindet und vermittelt grade, wo die Freude der Genossenschaft als Herold voranging — die beseligende Ahnung: „Du stehst nicht allein und nicht unerkannt am Kampfplatze um die Palmen des Lebens und was dich erhebt und quält, findet ein Echo in der Brust der Besten.“

Jeder Glaube an ein Fortleben und an ein Gewesensein muß an diese Wahrnehmung einer unsichtbaren Verletzung anknüpfen.

Es begann nun eine Reihe von Tagen, Wochen, Monaten, wie sie uns nur in den Zaubermythen der Olympischen Erinnerung sind — und doch hat jegliches Menschenherz seine solchen Fabelzeiten, nur werden sich ihrer die wenigsten bewußt. Eine wahrhaft götterfreudige Stimmung lag auf den Gemüthern wie einer jener sonnigblauen wolkenlosen halbtägigen Tage, an denen der Eisvogel, ungetrübte Reinheit des Aethers verkündend, ausfliegt. Die lebhaften, verwöhnten Knaben fügten sich wie gebändigte Fohlen der sanft leitenden Hand des neuen Lehrers, der sie stets anregend zu beschäftigen, erweiternd zu unterrichten wußte. Susanna, die glückliche Mutter, einer so peinlichen Sorge enthoben und sich sonnennd an Gontard's Befriedigung, stürzte sich nun wieder mit wachrem Feuerreifer den Ruf in die Arme, die sie unter ihre Lieblinge und Priester ausgenommen zu haben schienen; denn Alles, was das Leben schmüht und verklärt, hatte diese seltene Frau in ihr geistiges Besitzthum ausgenommen. Gesang und Musik, die Schätze der schönen Literatur, endlich geselliger Verkehr mit Strebenden und begabten Menschen erfüllten ihre Ruhestunden und deren waren nicht allzuwiele, denn ein wohlgeordneter Haus- und Güterstand beanspruchte einen großen Theil der Thätigkeit dieser tüchtigen Frau und Gontard war in seinen Anforderungen bezüglich des Haushaltes und namentlich seines persönlichen Comports streng, fast unerbittlich zu nennen. Im übrigen ließ er Susanna freie Hand und blieb im unbedingten Vertrauen auf ihren echt ethischen Charakter ziemlich unbelümmert um Alles, was sie trieb, mit wem sie umging; nur seine Schwester Alma, ein ganz junges Mädchen von eben so viel Reiz als kindlicher Unbelangtheit, das im Hause lebte, empfahl er ihrer besondern Sorgfalt und mochte es gerne leiden, wenn diese

von „der neuen Corinna,“ wie er seine Gattin scherzend zu nennen liebte, Belehrung, Anregung, Zurechtweisung und Ermunterung genoß, wenn beide Wesen gleichsam sich ergänzend in der Anmuth edlen Wetters prangten.

Das Verhältniß der beiden Gatten war ein mehr freundschaftliches zu nennen, als ein aus Liebe entsprungenes. Nach Patricierstille frühzeitig fast noch als Kinder verlobt, hatten sie sich an den Gedanken sich anzugeschoren als etwas Selbstverständliches gewöhnt. Leidenschaft, Romantik, Begeisterung waren keineswegs Factoren der Verbindung. Gontard reiste früh durch Reisen in die neue Welt, glückliche Handelsunternehmungen befestigten seine praktische Richtung und gaben ihm jenes gediegene Selbstbewußtsein, welches namentlich die Männer der Hansestädte kennzeichnet — während Susanna durch die Tragik des Lebens jenen Ernst überkommen hatte, der vereint mit hoher Bildung und tadellosem Zartfönn sie in ihrer Opposition gegen die Flachheit und Heuchelei der Gesellschaft rechtfertigte. Ihr Vater hatte sich in Folge fehlgeschlagener Speculationen entleert, die Mutter, ein Opfer der Convenienz, war aus Gram darüber gestorben, vier Kinder im zartesten Alter in Noth und Elend zurücklassend — innerhalb dieses Dramas hatte die Jungfrau ihre erste Jugend begraben — aber keineswegs ihre Illusionen.

Der Großmuth mitleidiger Freunde dankten die Weifen eine anständige Erziehung und ihren eigenen Talenten, genährt von Empfänglichkeit und glücklicher Umgebung jene seltenen Vorzüge des Geistes und Herzens, welche ihnen sämmtlich eine würdige Stellung in der Gesellschaft zuwege brachten. Susanna's Geist, emporgehäutet an dem Studium des Alterthums, gestählt durch den Anblick außerordentlicher Schicksale, voll tiefen Antheils an der vulkanischen Bewegung des Jahrhunderts und begeistert für alles Schöne, Große, Gute, galt als Genius der Stadt und ihrer weiteren Umgebung bei dem edlern Theile der Gesellschaft, indes der andere bei weitem größere Theil sie als Dämon verhorrescirte, der zuweilen ganz unvermerkt aber entschieden und mutig die Wahrheit und Unschuld gegen Verleumdung und Egoismus vertrat — so stand sie mitten im Gewühle des socialen Kampfes unnahbar und beneidet, verfolgt und angebetet, gehuldet und verlästert, ein Abgott der Männer, eine Refuse den Frauen, doch Keinem gleichgültig, Allen interessant, überall Parteien sondernd.

Das Ideal eines „schönen Lebens,“ dem ihre rastlose Seele nach Mustern des alten Griechenlands zustrebte, suchte sie allmählig in dem kleinen Kreise der Geselligkeit möglichst zu verwirklichen und ließ sich durch Hohn, Spott

und böshafte Mißdeutung, die ihr kühnes Durchbrechen des herkömmlichen Schlandians lohnten, nicht im mindesten stören, dem Ziele ihrer phantasiereichen Strebungen nachzugehen, das Problem einer socialen Reform im Kleinen darzustellen. Alle banale Mittelmaßigkeit und süße Weichlichkeit, alle Gefühlscoterie und Verstandesheuchelei waren thunlichst ausgeschlossen aus ihrem Salon und in der Entfernung noch Gegenstand der heitersten Epigramme; von Musik wurde nur das Beste, Gediegene gebudelt, Gesang und Spiel durften nicht um ihrer selbst willen dasein wollen, sondern um der Kunstschöpfung willen, der sie zum Organe dienten. Für bloße Virtuosen jeder Art war da kein Feld, wo man gewohnt war, auch in das kleinste Thun den Gehalt einer Gesinnung zu legen.

Die bildende Kunst fand in Frau Gontard eine thätigst fördernde Bewunderin, Maler und Bildhauer geizten um die Ehre, ihren Saal schmücken zu dürfen; die Literatur, zumal die poetische fand hier die erste, reichlichste Vertretung: Schiller's Don Carlos und Goethe's Lasso wurden hier vor einem größern Kreise gelesen, ehe sie noch von der Bühne bekannt waren, Wilhelm v. Humboldt, Hegel und Schelling schmückten die Versammlung und Winkelmann ließ da manch ein Capitel seiner Kunstgeschichte vortragen. Daß unter solchen Einflüssen das Fraubesenthum und die bürgerstolze Philisterei sieghaft zurückgedrängt aber ebenso tödtlich verlest und zur Rachelust empört wurden, ist begrifflich; denn manche Eitelkeit mußte gekränkt, manche Rücksicht unterlassen, manche äußerlich wichtige Persönlichkeit übergangen werden, während andre innerlich bedeutungsvolle Menschen ausgezeichnet wurden, die man in den Salons der gold- und rangstolzen Patricier nun und nimmermehr gebudelt haben würde.

Ganz natürlich mußte eine Frau so seltener Art, scheinbar so frei und selbstbestimmend, eine Frau mit aller Berechtigung zum Glücke und mit einem so tiefen Bedürfnis zu beglücken allen einigermaßen poetisirten Naturen unter den jüngeren Männern der guten Stadt Frankfurt am Main als ein höchst begehrenswürdiges und Monchen darunter als ein nicht ganz unerreichbares Gut erscheinen, um so mehr als der Gatte völlig seinen Erwerbbestrebungen hingegen die schönsten Seiten im Charakter seines Weibes unerkannt oder doch ungewürdigt, unermuntert ließ — man also ohne viel psychologischen Tiefinn voraussetzen konnte, daß ihre Seele ebenso wenig ganz von ihm erfüllt sei, als — umgekehrt. Unter die eifrigsten und feurigsten Bewerber um Susanna's Gunst gehörte Jacob Gontard's Freund und täglicher Genosse Dr. Orbes, ein naturforschender Gelehr-

ter von ausgezeichnetem Rufe, ein Mann, der trotz eines wenig empfehlenden Aeußern, durch blendendes Wissen, rhetorische Gewandtheit und scharfen Verstand unwiderstehlich fesselte.

Er war Gontard's einziger Freund und Vertrauter, Rathgeber und Lenker, Engel oder Dämon, wie es ihm beliebte, seinen unbedingten Einfluß auf ihn zu gebrauchen — was er jedoch zumeist nur im besten Sinne gethan hatte. Susanna betrachtete ihn als wissenschaftliche Autorität, holte sein Urtheil gern ein auch in Sachen des Geschmades, der Phantasie, und seine klare, nüchterne, scheinbar aller Illusion bare Anschauung ersparten ihr manch unfruchtbares Suchen, Irren, manchen Umweg, manche Täuschung. Er imponirte ihr durch die thatsächlichen Erfolge seiner Positivität, sie hielt ihn fortwährend in Athem durch mächtig fördernde Anregung nach allen Seiten des intellectuellen Lebens. Die Debatte war zwischen ihnen permanent und je heftiger sie wurde, desto freudiger ward sie geführt; je scharfer die Contraste sich an beiden Wesenheiten entfalteten, desto lebhafter ward das Interesse sich zu belämpfen und Gontard mochte sich oft an diesen Geistes-schlachten weiden — nicht ahnend, wie tief-innert der Freund daran theilhaftig sei!

Orbes sah still betroffen zu, als der neue Hofmeister allmählig in die geselligen Kreise des Hauses mit gezogen zu werden begann, als sich dem apollonischen Ranne, dem berühmten werdenden Dichter, dem Schützling Schiller's und Freunde Hegel's und Schelling's sofort die Aufmerksamkeit der Gebildeten zuwendete; als Susanna offenbar eine mehr als künstlerische Theilnahme für den neuen Hausgenossen ganz unbefangen an den Tag legte und selbst Gontard, erfreut über die Fortschritte in der Entwicklung seiner Knaben, von Krisp mit mehr als gewöhnlicher Bewegung sprach.

Zwischen all diesen Parteiungen und unsichtbaren Feldzügen stand arg- und harmlos wie eine Blume der Halde, glücklich in ihrer naiven Unbefangenheit und im Behagen des Unbewußtseins das lüdicke, kaum erblühte Mädchen — Alma — und schien sie auch manche Secunde sinnender, ernster als gewöhnlich, so mochte dies dem hereindämmern-den Ahnen neuer Welten im Gemüthe der Jungfrau beigemessen werden.

Wenn sie mit Susanna zweistimmige Lieder sang, wozu Krisp am Piano begleitete, so jubelte ihre volle Seele wie eine Frühlingslerche im Saatsfelde auf und man konnte nichts Bezaubernderes hören als solche Vorträge; es war als ob diese drei Menschen Ein einziger Hauch befehle, oder als bildeten sie zusammen Ein Saitenspiel, dem eine unsichtbare Hand Tonwellen entlodte. Diese

reizende Trias war natürlich alsobald das Stadtgespräch, die Sonne, um die sich alle geselligen Elemente treu eifrig bewegten und sogar die eben heftig angeregte politische Debatte in so entscheidenden Tagen verstummt zuweilen gänzlich vor dem Zauber, welchen drei abhättele Menschen über eine ganze Stadt verbreiteten — durch geistige Schönheit, durch Vorzüge der Erscheinung seltener Art, durch reine echt menschliche Seelengüte, durch begeisterte und begeisternde Liebe zu Kunst und Wissenschaft, durch reizende Empfänglichkeit für die Sonnenblicke einer heiteren Menschennatur, deren bußtuge Wärme sie selbst über ihre Umgebung ausbreiteten.

Ein paar der schönsten Jahre waren so dahin geschwunden, ohne daß die leiseste Trübung dieses reine Verhältniß gestört hätte, denn noch wagten es die Dämonen des Neides, der Scheelsucht, der Bosheit und Verleumdung nicht, unmittelbar heranzubringen in jenen geselligen Kreis der Auserwählten. Aber rings war der Boden unterwühlt und es bedurfte nur eines geringfügigen Anlasses von Außen, um die Säulen des Glückes zu stürzen, auf denen der Tempel selbster Vereinerung ruhte. Denn es ist für die Menschen leicht, leben zu lassen, was sie im Grunde wenig achten; nur das, was sie beneiden können, möchten sie stören! Ein kurzer Auszug nach dem nahen Homburg am Fuße des Taunusgebirges mußte die Situation allmählig erschüttern. Das Reisen bringt überhaupt die Menschen näher und offenbart sie einander mehr als das Zusammenwohnen oder die loder bindende Geselligkeit apothoristischer Stunden. Orbes, der ernannte Reisemarschall, hatte sich wohl gehütet, dem der Eiferucht laum zugänglichen Gemüthe Jakob's den geringsten Verdacht nahe zu legen, um so weniger als Gontard gewohnt war, seine Frau von einem „Rinnehose“, wie er es nannte, umgeben zu sehen, ja er mochte diese ihrem Grise geltende Huldbigung gern leiden, auch konnte Niemand auch nur einen Anhauch des Vorwurfs auf dem blanken Schilde von Susanna's Tugend entbeden, davon war nun Gontard so fest überzeugt, daß auch die dringendsten Beweise des Gegentheils seinen Glauben an die eigene Meinherrschafft in ihrem Herzen nicht zu erschüttern vermocht hätten. Was dagegen zu thun möglich gewesen wäre, das that ohne ihn die geschäftige Welt, aber Orbes baute seinen Plan, das verlorne Terrain zurückzuerobern, auf ganz andere Voraussetzungen. Ihm war es nicht entgangen, daß und warum Alma seit geraumer Zeit bedenklich verändert war, so daß der besorgte Bruder für ihre Gesundheit bangte. Um sie zu zerstreuen, war auch die Sommerfrische im Bade Homburg beschlossen worden.

Ein Gang durch den Hochwald trennte einst

Susanna und Ordes von der übrigen Gesellschaft auf beträchtliche Entfernung. Dieser blieb plötzlich stehen und deutete in eine Waldeslichtung. „Hat man jemals,“ sprach er, „unsre Alma, das Kind, so selig und wohl aussehend gefunden, als jetzt, da sie am Arme Friedrich's — Ihres Haus- und Hofpoeten — dort in den Büschen wandelt?“

„Sie ist wohl eben in den Jahren der Träume!“

„Ja, Träumen ist schön, wer möchte nicht immer träumen! Doch träumen ist Selbstvernichtung, Selbstvernichtung Zeitigkeit. Wir müssen uns endlich klar werden, in uns, um uns muß Helle sein.“

„Und wie nennen Sie Alma's Klarheit?“

„Soll ich es nennen in trocken iakonischer Kürze — Sie wissen — ich umschreibe nicht gern.“

„Was wäre dabei zu wagen?“

„Sie liebt Friedrich!“

Susanna blieb eine Secunde betroffen und barg ihre flüchtige Röthe unter einer Beugung des Kopfes, indem sie wie zufällig einen vorhängenden Ahornzweig knidte. Dann ergänzte sie scheinbar ruhig und heiter: „— mit jener geistigen Liebe, welche alle Guten und Edlen zu einer Gemeinde verbindet! Dieses Erdenleben soll sein eine Himmelfahrt und willkommen sei jede freundliche Hand, die hilfsreich uns sich darbietet, um eine Stufe weiter emporzuklimmen auf dieser Jacobsleiter.“

Susanna sprach diese Worte mit einer Art gedämpfter Bewegtheit, ihre Hand glitt wie im Beyriffe; einen Schleier um das blühende Antlitz zu legen, über die hohe sinnende Stirn hinweg und weiter sagte das lebhaft empfindende Weib, indem sie ein Buch, Pindar's Oden, an einer Stelle anmerkte: „Wir wollen das Höchste! doch möge kein Menschenkind so vermessen sein, sich einzubilden, es vereinige in sich alle jene geistigen Vortrefflichkeiten, die nur zerstreut an verschiedenen, einzelnen Naturen zu finden sind — es enthalte alle die Lichter und Farben, die uns das Bild des Ideals darstellen und es könne für sich allein alle anderen eutbehrlich machen. Beständig und ausschließend hat uns nur der Gedanke, das Princip — aber dieses lebt in Vielen, in Fernen und Verschiedenen — ein Theil davon nur offenbart sich uns in den Individuen — lieben also wir in diesen nicht ein großes Ganze, ein Unbekanntes, die Idee?“

„Sie sprechen von der Freundschaft, von der Sympathie, von der Wahlverwandtschaft ebenbürtiger Geister — ich jedoch —“

„Verleugnen Sie, was einst die Pythagoräer sogar verband, einigte —“

„Wir aber sind keine Griechen und leben im achtzehnten Jahrhunderte nach Christus“ —

„Doch blieben wir Menschen, und sähig jener

Freundesgefühl, die weniger egoistisch als die Gesetze jener Liebe —“

„Verehrte Frau,“ erwiderte Ordes ernst, „versuchen Sie nicht, mich und sich zu täuschen; die Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns umschließt; nicht durch den Geist allein; auch die Sinne (nicht die Sinnlichkeit) haben daran Theil; eine Liebe, die wir so ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch erkennen, der wir weder Nahrung noch Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur gefährlichen Träumerei werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohlthätigen Wirkungen auf unser Herz würden aufhören!“

„Was dann, was dann?“

„Ja dann! Wer zählt die Pulsschläge einsam brechender Herzen!“

„Doch hier — Sie irren, guter Doctor!“

„Oder — Sie wünschen, daß ich irren möchte?“

„Ich sehe keine Möglichkeit der Erfüllung.“

„Sie denken an Jakob Sontard und seine starren Grundsätze? Das sei meine Sorge. Ich habe Sinn für den Triumph, das Glück von zwei trefflichen Menschen begründen zu helfen.“

Unter diesen Worten hatte man sich der übrigen Gesellschaft wieder genähert. Ein soterlich bedeutungsvolles Schweigen war auf allen Gemüthern gelagert, nur Sontard, von einem gesegneten Fischfang zurückgekehrt, war munterer als sonst und erging sich in Epigrammen über die „verstimmteten Rufen,“ neckte die Frauen mit Plato und Spinoza, die Männer mit mythologischen Schwänken und schmelzte im Vorgehnt seiner schmackhaften Peute. Sein sartastischer Humor verlieh ihm auch über Fisch nicht und erst als Dr. Ordes ihn auf einen Spazierritt einlud, woran auch Friedrich Theil nehmen sollte, der jedoch sich entschuldigend ablehnte, überkam ihn seine normale Stimmung, er empfahl Fritz den „Frauendienst,“ umarmte die Kinder, warf einen Blick in die Handels- und Schifffahrt-Zeitung und eilte mit dem Freunde hinaus. Friedrich hatte versprochen, einige Fragmente aus seinem neuesten Werke, dem Roman „Hyperion“ vorzulesen, er ging, das Manuscript zu holen und ließ die Frauen allein. Diese wandelten Arm in Arm durch den Garten, in einer dämmerig fühlen, duftig umrankten Laube ließen sie sich nieder. Susanna war heftig bewegt, indem Alma sinnend träumerisch vor sich hinblickte, ein seliges ungelöstes Räthsel. Susanna küßte das hold-erblühte doch rührend bleiche Geschöpf auf die Stirn und schaute sie forschend an: „Reine Alma, ich vermisse Dein munteres Singen seit geraumer Zeit, bist Du noch krank? oder, Alma, könntest Du vor mir ein Geheimniß

haben? Die Jungfrau erröthete leicht, dann stürzte sie an den Busen der Freundin und schluchzend barg sie das Antlitz in den zitternden Händen. „Dab' ich Dein Vertrauen nicht mehr, süßes Kind, oder bedarfst Du keiner Seele mehr hienieden? Fürchtest Du den Tod für deine stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß? Und ist es ein Leid, kann es nicht geklärt, gemildert, aufgelöst werden am Herzen Deiner liebenden Schwester? Sieh', wir Alle hängen um Dich, doch kein Artz kann in Deine Seele blicken und doch, mein' ich, ist dort der Sitz Deines Uebels. Ich aber komme und will Dir Heilung reichen.“

„Sorget doch nicht um mich,“ küßte Alma; ich gehe lieber so hin in stillem, schönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe, was ich bin; denn was ich fühle, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ein Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr. Ach, ich könnte ewiglang in seliger Betrachtung mich und Alles vergessen, so unerschöpflich reich ist die Fülle des Glückes — und des Leibes in diesem Bilde!“

„Soll ich Dir dieses Bild in den Rahmen eines Wortes fassen?“

Alma bebt und erröthete.

Friedrich!“

Susanna sprach das Wort mit forschendem Blicke und der Träger dieses Namens kam durch den Laubgang herauf. Sie ging ihm entgegen, denn Alma, das fühlte sie, bedurfte einige Augenblicke der Sammlung, der Einsamkeit. Der Bild in die eigene Seele hatte die zarte Jungfrau innerlichst erschüttert — ihm mußte wohlthuende Ruhe folgen.

Denn sprichst Du die Freude, so sprichst Du sie hin,

Aus ihr, was rasch von der Lippe Dir fällt!

Susanna wandelte mit dem Freunde ihrer Seele seitab im Parke, den klaren Bach entlang. Der Schleier des Ernstes, die Wolle eines unter Schmerzen ertungenden Entschlusses lag auf ihrer Stirn. Die Unterredung mit Ordes hatte sie einen Blick thun lassen in die dümmernde Zukunft. Alle Zauber eines abschließenden seligen Dahinlebens waren umbüßert von den hereinragenden Schatten bisher unbekannter Sorgen — wie mit Einem Schlage lag die Welt entgöttert vor ihr, die Wirklichkeit starke herein mit grinsenden Bügen in die reizende Schöpfung ihrer Phantasie und die zerschmetternde Ahnung des grimmen Conflictes mit den Weltisapungen durchjudte ihr starkes Herz.

Fris schaute sie fragend, befremdet an — er war gekommen mit übervollem Herzen, bedürftig, all seinen Reichthum in einem weisevollen Momente zu entladen, der lange und mühsam zurückgebämmten Leidenschaft endlich

Worte mächtigen Ergusses zu leihen — und er stand vor den Worten eines Geheimnisses. Zum ersten Male wagte Fris, Susanna's Hand an seine Lippen zu drücken, seine ganze Seele wollte überströmen in dem Einen Kusse, ihre Blicke begegneten sich in Einem versenkenden Blicke und der leidenschaftliche Jüngling stürzte nieder zu den Füßen des angebeteten Weibes. Susanna fuhr erschrocken zusammen und beschwor den theuren Mann, ihrer zu schonen. Dem Hause zuwandelnd, langsam, mit zitternden Schritten, hier und dort an einem Blütenbusche verweilend, sprach sie mit tonloser Stimme, die sich aus einem zerquälten Herzen emporrang: „Freund meiner Seele! Eins nur gibt es für uns — wenn wir einander bleiben wollen, was wir sind und sein dürfen hienieden — Trennung, rasche Trennung!“ Fris entsärbte sich und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Susanna fuhr fort: „Es leben Menschen mit und um uns, in deren Schicksal eingzugreifen, wir nicht berufen sind. Unser eigenes und das jener Anderen aber hängt am Faden unsers Willens. Die Freiheit, über unsern Verhältnissen zu stehen, ist das Einzige, was wir retten können aus dem Schiffbruch unsers Glückes. Das Ideal bedarf der Götterhand — wir Armen können es ahnen, empfinden, dafür leiden und — sterben den Märtyrertod — aber verwirklichen können — dürfen wir es nicht — denn wollten wir sogar, es könnte doch nur auf den Trümmern gestürzten Glückes Anderer erstehen! An dieser Schöpfung aber könnte kein Menschentum seine Freude haben und ich beneide keine Gottheit um solch trauriges Wert.“

„O Diotima, Diotima! diese Stunde!“

„Lassen Sie mich, theurer Freund, unter diesem Namen, den mir Ihre Muse in der Feuer-taufe der Liebe gab, fortleben unter den Gestalten Ihres schaffenden Geistes — mir ist Nichts verloren, hab' ich Theil an Ihren Siegen, und keine Entfernung kann mir entziehen, was der Freund mir gab, was sein Genius mir offenbarte in begeisterten Stunden.“

„Eine Wüste startt mich grauenvoll an und entseßlich; entdöckert sind meine Paradiese und ich könnte den Wurm beneiden um kein schön erfülltes Dasein! O Mutter, wie muß ich Deiner Mahnung denken: Ein Tropfen Lust, ein Weltmeer Schmerz — Du kennst ja das, ist wieder Dein!“

„Seien wir nicht ungerecht, Friedrich! es war ein Weltmeer Lust und Glück und Freude — nun kommt der herbe Tropfen Schmerz —“

„Groß genug, um daran elend zu Grunde zu geben! O wohin rett' ich mich, nicht um dem Gedanken, Dich zu verlassen, Diotima!“

„In den heiligen Hain, wo die Schönheit wandelt, die ewige Klarheit behrt Gestalten

umgibt; — milde Götter gaben Ihnen die Sendung, Prophet unentweichter Welten zu sein auf Erden, den Glauben an den Bund der Geister zu verkünden unter dem Gesetze der Kunst, das Dasein der Menschen zu verschönen im Dienste der Muse — ein schwerer Dienst! doch ein neidenswerther. Denken Sie der Stunde, wo ich Ihnen sagen mußte: „Wen die Götter lieben, dem senden sie großes Leid — und große Freude wird ihm zu Theil!“

„Es häuft sich eine Last auf meiner Seele — die mich am Ende erdrücken muß, mir ist, als verfinsterten sich alle Sinne und der blaue Vorhang des Himmels risse von oben bis unten entzwei, die Sonne sei versunken und das Chaos thue sich auf vor meiner Seele.“

Susanna lehnte das Haupt in die Hand, helle Thränen entzürzten ihren Augen, sie wankte an eine Hermensäule und hielt sich krampfhaft daran aufrecht. Frey starrte vor sich hin wie verloren und zerplüchte eine halberblühte Rose — die einbrechende Dämmerung goß ihre magischen Farben über die trauernde Gruppe. — Alma kam wie ein Engel des Friedens und der Versöhnung durch die Lindenallee heraufgegangen, ihr ahnungsloses Kindergemüth prägte sich beseligend in der wiedergewonnenen Heiterkeit ihres lieblichen Gesichtes ab — das halbentlochte Geständniß hatte ihr Herz erquickt, erleichtert, ermuntert, sie wand in Eile einen üppig und firmig geordneten Kranz, bot denselben dem heranschreitenden Dichter an und sagte: „Nun lesen Sie uns aus Hyperion!“

Mit unsäglichlicher Anstrengung gelang es dem schwergeprüften Manne, den sturmgevältigen Aufruhr in seiner Seele niederzulämpfen, er folgte mechanisch der holden mildfreundlichen Mädchengestalt, die ihn zum Lese: Pavillon geleitete, aber mit seinem Werte vermochte er keinen Zusammenhang zu finden, er las mit gebrochener Stimme nur die nachstehenden Fragmente, die zum Theil — wunderbar zufällig — eine wehmüthige Illustration und Commentierung der obschwebenden Situation und der darin zunächst theilhaftigsten Menschen darstellten:

„Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unferes Wesens, wo uns ist als hätten wir Alles verloren; eine Nacht unferer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal der fahle Noderglanz eines Holzkrumpfes uns leuchtet.“

„Das ist der Schmerz, dem keiner gleichkommt, das ist unaushörlliches Gefühl gänzlicher Vernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du mußt hinunter und Nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt,

keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden!“

„Der Leidende frage nicht den Arzt, nicht den Priester, wenn er innerlich vergeht — aber er flüchte zurück in die Freude vergangener Tage; daraus entsalte sich ihm die Blume der Zukunft.“

„Es gibt Stunden, wo das Beste und Schönste wie in Wolken erscheint und der Himmel der Bollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet.“

„Was ist Alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick der Liebe? Es ist das Seligste, Göttlichste in der Natur — dahin führen Alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir.“

„Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein.“

„Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie wie Stahl wird; ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin — oder überwinden.“

„Die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihen nur in heiterer Witterung.“

„Eine Sonne ist der Mensch, allsabend, allwerkend, wenn er liebt; und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.“

„Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinaus, wie an den tolosalen Gestalten der Zukunft und des Alterthums; wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen und bestehen wir vor ihnen, so werden sie wie Schwestern, und verlassen uns nicht.“

„Wer Neukerstes leidet, dem ist auch das Neukerste recht.“

„Wir opfern die eigenen Gefühle gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.“

„Glücklich, wenn sein Leben wechselt zwischen Herzfreude und frischem Kampf.“

„Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügels nicht, denn keine Macht ist wider ihn.“

„Die Sprache ist ein großer Uebersetz. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meeres.“ —

Friedrich blickte voll tiefster Rührung auf die Frauen, dann fuhr er bewegter fort:

„Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leiden der Seele Freiheit fühlen.“

„Alles altert und verjüngt sich wieder. Sind wir ausgenommen vom schönen Kreis-

lauf der Natur? Ja, weil Eines in uns ist, das ungeheure Streben, Alles zu sein; das, wie der Titan des Aetna, heraufjährt aus den Tiefen unsers Wesens."

"Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knackform frei, bleibt Eins und wenn du es zerreihest bis auf den Grund und wenn du bis in's Mark es zerschlägst, doch bleibt es unermundet eigentlich und sein Wesen entflieht dir fliegend unter den Händen."

"Wir fürchten das Schicksal viel weniger für uns, als für die, welche unserm Herzen theuer sind."

"Und nun noch einmal, Diotima, Zauberseele" — hier schloß Friedrich plötzlich das Manuscript, stand wandend auf und stürzte ohne Abschied fort in die schweigende Nacht.

Die Frauen sanken sich schluchzend in die Arme.

Friedrich drängte sich in das hoch wogende Gewühle des nahen Spielhauses — er ging, ohne zu wissen wohin, er wäre ebenso blindlings in einen brennenden Wald gesprungen, seine Aufregung hatte einen Grad der Krankhaftigkeit erreicht, die alle Gewalt über Sinne und Willen lähmte. Am Pharaonische wimmelte in bunten Gruppen die spielwüthige Menge. Eine Sammlung von Typen der Leidenschaft in den verschiedenartigsten Physiognomien aus allen Ständen, Altern und Ländern. Um den Tisch selbst lautlose Stille, nur von den Ausrufen der Croupiers und vom Klange rollender Münzen unterbrochen. Eine unerträgliche Schwüle im hell erleuchteten Saal, dessen Eingang von ab und zu gehenden Gästen umlagert ist. Friedrich war bis an den Banquier vorgebrungen und warf ein Goldstück auf den Tisch, er gewann augenblicklich, setzte theilnamlos den Gewinn, der abermals traf und sofort eine geraume Zeit, bis ein Haufen Goldes vor ihm aufgethürmt blinkte. Er schien es nicht zu achten, aber seine Wangen glühten, sein Auge rollte fieberhaft — er setzte Alles — verlor Alles wieder und von da ab unablässig bis zum letzten Inhalt seiner Börse. Eben wollte er in der Verwirrung des Augenblicks das in erhobener Hand gehaltene Manuscript seines „Hyperion“ auf den grünen Tisch hin schleudern, gleichsam den letzten und kostbarsten Einsatz, da fühlte er sich mächtig am Arm ergriffen und bei Seite gezogen. „Junger Freund,“ flüsterte ihm Orbes zu, „kommen Sie doch lieber mit mir!“ Friedrich sah ihn verwundert und bestrebt an — denn noch hatte er aus diesem Munde kein so zutrauliches Wort vernommen — er folgte willig, schweigend, erschöpft. Die beiden Männer begaben sich in ein fernabgelegenes Nebenzimmer und gesellten sich zu einem Kreise lesender

Gäste. Zeitungen gingen von Hand zu Hand, das Gespräch ward lebhaft, denn die politischen Ereignisse beschäftigten alle Köpfe. Ein schmachtvoller Friede hatte Deutschland soeben wieder fühlen gemacht, welcher Erniedrigung es unter einer entwürdigenden Fremdherrschaft preisgegeben war, wie die Fürsten nicht minder als die Völker Steine trugen zu dem Bau geistiger Zwingsburgen, wie die von den edelsten Kräften strotzende Nation verkümmerte unter der Hand gewissenloser Lenker und die eignen Söhne die Eifrigsten waren, die Mutter Heimath unter das Joch zu brüden.

Friedrich schien allmählig zu erwachen aus seiner Leidenspathie, die Sache der Menschheit hatte er wie Ulrich Hutten stets zu der seinen gemacht, war jeden Augenblick bereit, für sie opferfreudig einzutreten — um so mehr mußte sie bei ihm anklagen in einem Augenblicke, wo eben der Schmerz und Ernst der Wirklichkeit mahnend, prüfend, läuternd an seine vom Ideale erfüllte Brust herangetreten war. Ausrufe des Unwillens wurden laut, als einer der Gäste die Proceßverhandlung gegen einen Gelehrten vorlas, der, seiner liberalen Gesinnungen wegen von Amt und Würden entsetzt, den gemeinsten Verfolgungen anheimgelassen war. Orbes machte seine Handglossen dazu und gab als geschichtliches Seitenstück einige für das Vaterland gar demüthigende Episoden aus dem berüchtigten Rastatter Congresse zum Besten. Die Bewegung theilte sich elektrisch allen Anwesenden mit. Nichts desto weniger unternahm es ein hagerer Senator von löschpapierern Antlitz, erstorbene Augen und trübsender Stimme die Uebergriffe der Reaction zu beschönigen, zu rechtfertigen, ja als wahre Erlösungsthaten zu glorificiren, dagegen den Opfermuth der lichtfreundlichen Partei, und namentlich die Berechtigung des „jungen Europa“ zur Regenerirung der Gesellschaft zu verdächtigen und die Vorlämpfer für die Emancipation des Geistes in den Noth der Sclämbung zu zerren. Da loberte Friedrich auf von edlem Jorn, er erhob sich in voller Glorie heftiger Entrüstung und noch eh' er ein Wort erwidert hatte, waren Aller Augen ihm zugewandt. Im stolzen Feuer mannhafter Begeisterung leuchteten seine Blide, er ließ sie eine Weile auf dem Redner ruhen und gab ihnen sodann einen Ausbruch zermalmender Berachtung, daß der Senator sich unwillkürlich niederließ und sein Gesicht in ein Zeitungsbrett steckte; endlich brach Friedrich los: „Und diese nennen sich Deutsche! Das sind Glieder Einer Nation, in deren Mitte solche Ausbrüche der Entfittlichung möglich sind!“

„Barbaren nenn' ich sie, verwünderter selbst noch durch Fleiß, Wissenschaft, Religion — weil ohne Harmonie!“

„Der da sprach, hat nicht für sich allein geredet — er ist ein armes Instrument, ein Organ dunkler Gewalten, der Ausdruck eines Theiles der Nation, der krank und faul ist, verdorben bis in's Mark, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, beleidigend für jede gutgeartete lichtbedürftige Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines wegge worfenen Gefäßes. Bemitleiden kann man den Einzelnen, der gefangen ist in der Nacht seiner Beschränktheit — aber beweinen muß man eine Nation, die ihre wundten Stellen kennt und nicht heilen will! Welch eine Zerissenheit bei so viel Nöthigung zum Zusammenhalt, welche Ohnmacht bei so viel Kraftüberfluß, welch ein Cynismus der Sorglosigkeit bei so anstürmender Mahnung an die Gefahr. Handwerker ringsumher, aber keine Menschen, Denker, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Knaben und Greise, Thoren und Salomone — aber keine Menschen! Es ist ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, in dessen das vergossene Lebensblut im Sande verrinnt.“

„Eure Tugenden selbst, Ihr Deutschen, sind ein glänzend Uebel, nichts weiter: Nothwend, aus feiger Angst mit Schlovenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen; sie lassen jede reine Seele, die gern vom Schönen sich nährt, die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mistlaut nicht erträgt, der schreiend ist, in all' der todtten Ordnung dieser Menschen. Freiheit und Liebe — das sind die Schwingen zu großen Thaten. Der Knechtsinn tödtet, gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man es in's Feuer wirft. Das gibt dem Menschen erst seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt. Das allein rettet ihn, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet!“

Der Senator war heftig aufgestanden, doch blieb er und mit ihm die stets wachsende Versammlung; Niemand wollte ein Wort verlieren, Alles horchte und der Redner fuhr fort, ungestört durch die grimmigen Wuthgeberden des Senators: „Nichts Heiliges, das Knechtschaft nicht entheiligte und herabwürdigte zum irdischen Befehle, entadelt wird selber das edle Menschenbild, seiner Schwingen beraubt, auf daß es kriechen im Staube und diene der gemeinen Nützlichkeit, nicht mehr schwärme und schaffe in der unendlichen Werkstatt der Welten, sondern sich unterordne dem verhassten Zwange.“

„Doch richten wird die heilige Natur! Unbeirrt wandeln oben die Gestirne. Ihr entweihet, Ihr zerreißt und zerstört — sie aber leben fort in unendlicher Jugend, Anmuth,

Stärke — das sind die Symbole des Besten — seinen Frühling könnt ihr nicht vertreiben!“

„Schmähet immerhin seine Vorkämpfer diesseits und jenseits des Rheins, ihre Fehler beweisen nur ihre Menschlichkeit und ihr Jrethum macht Eure kalte, feige Berechnung zu Schanden. Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern, das Ideal in seinen Denkern ehrt, da weht wie Lebenslust der Geist der Freiheit — da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen und Helben gebiert die Begeisterung! Dort ist die Heimath aller Menschen, das bringt Kraft und Adel in ihr Thun und Heiterkeit in's Leiden, Friede den Hütten wie den Palästen. Wo aber, wie hier bei uns, beleidigt wird die göttliche Natur im Menschen durch freiwillig getragene Fesseln, da wehlt des Lebens beste Lust hinweg, wüster, aber wird Alles ringsumher; der Knechtsinn gebeißt, mit ihm der grobe Muth, der Rauch wächst mit den Sorgen, und mit der Leppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst, zum Fluche wird dem Unfreien jeder Segen und — alle Götter fliehn!“

„Deutschland! im Gehirne Deiner Ideologen lebst Du, und im Munde Deiner Feinde. Dein größter Dichter wandelt wie ein Fremdling im eigenen Hause, wie der Dulder Wlch, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indeß die unerschämten Freier im Saale lärmten und fragten — wer hat uns den Schwärmer gebracht?“

„Noch aber, Vaterland, ragen Deine heiligen Wälder — noch rauschen Deine Ströme —“

Ein heftiger Tumult unterbrach hier die Rede, es war ein Abenteuerer, auf falschem Spiele ertappt, hereingeflüchtet und unter den Zuhörern entdeckt worden. Er setzte sich zur Wehre, Parteien bildeten sich und der Abend endete mit der peinlichsten Scene. Die Erschütterung dieses Auftritts und der vorangehenden Rede bebte durch ganz Homburg und noch weiter. —

Das neunzehnte Jahrhundert war durch Ereignisse eingeleitet worden, die auf alle patriotisch Gefinnten lähmend und entmuthigend, auf alle Freunde einer fortschreitenden Menschheitsbildung niederdrückend wirken mußten. Der Congress von Raftadt, die Reichsdeputation und Friedensschlüsse von Lunville und Amiens hatten die Kluft zwischen Volk und Macht-habern in Deutschland bis zur Trostlosigkeit erweitert und alle Schäden der Zerrissenheit einer zum größten Vorbilde berufenen Nation auf das Bedauerlichste bloßgelegt. Es fehlte demnach auch nicht an Zeichen leidenschaftlicher Entrüstung, so sehr diese auch allenthalben mit geheimer und offener Gewalt nieder-

gehalten wurde. Auch in Sachsenhausen, einer Vorstadt von Frankfurt a. M., hatte sich eine heißblütige Jugend zu Manifestationen hinreißend lassen. Am 14. Juli fand man zur Erinnerung an den Bastillensturm von 1789 Freiheitsbäume aufgestellt, die über Nacht errichtet worden waren, die Tricolore flatterte lustig und trotzig von einigen Töchtern und die Klänge der Revolutionshymne schmetterten drohend dazwischen. Der Arm der Behörden streckte sich geschäftig nach allen Richtungen, Verdacht und Argwohn züngelten in die entferntesten Familien. Lang aussehende Untersuchungen kamen in Gang, jeder Tag kündete neue Verhaftungen an und es wurde natürlich jene Standrede in Homburg dem Kreise der Nachforschungen nicht entzogen. Alle Bande der Gefelligkeit waren plötzlich zerrissen, Vorsicht und Feindschaft, Verleumdung und Nachsicht wetteiferten um den Vorrang in den Gemächern des Rathhauses. Es waren gewitterschwüle Tage. Friedrich dachte kaum mehr jenes Zwischenfalls, das Geschick seines eigenen Herzens beschäftigte alle Kräfte der Seele — er fühlte, es müsse ein Entschluß — und zwar ein rascher entscheiden. Susanna, der Inhaft und das Fatum seines irdischen Lebens, stand vor ihm in allen Thaten und Gedanken, sie, das Bild reinster, schönster Weiblichkeit; ihr Glück, ihre Ruhe zu wahren, das war seine nächste, seine dringendste Aufgabe, deren Lösung er einzig in einer unverweilten Trennung erlante. Vor dieser Ueberzeugung trat auf Momente sogar der ungeheure Schmerz bei dem Gedanken: sie zu verlassen, mit der er die Erde und den Himmel verließ, in den Hintergrund.

Mit blutendem Herzen schrieb er das Lebewohl in einem Briefe, dessen Inhalt ein einziger erschütternder Schmerzensausruf war.

Gütig sandte er das Blatt zur Stelle und die nächste Stunde der Nacht traf ihn auf dem Wege zur Flucht aus der Stadt.

Noch ein letztes Grüßen an all' die unvergeßlichen Plätze, welche „Diotima“ geheiligt, noch einen gepreßten Seufzer hoffnungslosen Verzagens —

Da trat ein Mann auf ihn zu und er suchte ihn, sofort ihm zu folgen.

Friedrich antwortete nicht, seine Seele war in schöneren Fernen.

Der Fremde wiederholte nachdrücklich seine Aufforderung, ohne etwas Anderes als einen gleichgiltigen erstarrten Blick des Angeredeten zu erlangen.

„Ich muß Sie bitten, mir ohne Aufenthalt zu folgen.“

Unwillig wandte sich Friedrich ab und wollte seine Schritte fortsetzen, über die Straße ausbeugend.

„Salt, mein Herr, im Namen des Gefeges!“

Der Fremde zog eine Schrift aus der Tasche.

„Sie sind mein Gefangener!“

Entrüstet wollte sich der Ungläubliche zur Wehre stellen — aber schon näherten sich zwei Bewaffnete der Gruppe — er besann sich und rasch den Zusammenhang überlegend, brach er beinahe zusammen unter der Last des Gedankens an alle möglichen Folgen.

Der Uebermacht weichend folgte er ohne ein Wort des Widerspruches — und die einsame Belle umfing alsbald den Schlummerlosen.

Diese einzige Nacht voll unsäglichlicher Qualen läuterte den Jüngling zum reifsten Manne empor — sie gab ihm eine schauererfüllte Vorahnung seines künftigen Geschicks — öde Finsterniß, Todeskille ringsumher, hörbar nur der hämmernde Herzenschlag, vor dem der eingeschüchterte Sinn erbebt. Alle Dämonen einer rastlosen Phantasie stürzten hin auf dieses ringende Menschenkind und das aufdämmernde Morgenroth beleuchtete eine gebrochene, fast unerkennliche Gestalt.

Der Fluchtversuch des jungen Mannes hatte im Gontard'schen Hause die peinlichste Bestürzung hervorgebracht; der Untersuchungs-Commissär, obwohl selbst der Familie befreundet, konnte die Form nicht umgehen und der heilige Herd, an dem bisher die Bestatlamme der Schönheit und der Ruhe genährt worden, einmal von den Schergen der Gewalt entweiht, wurde nunmehr gemieden wie ein Pestort. Qualvolle Tage waren für Susanna heringebrochen und jetzt zum erstenmale ward ihr Art und Umfang der Situation in erschütternder Weise klar. Durch Orbes war ihr der Zusammenhang der Vorgänge aufgeklärt und bedeutet worden, daß ein schlimmer Zufall den Fluchtversuch des „deutschen Schriftstellers“ mit der gleichzeitigen Entdeckung einer weit verzweigten Conspiration zu Gunsten der republikanischen Partei in Einklang gebracht hatte. Das Aussehen war um so größer, als in derselben Nacht eine Anzahl junger Leute im Augenblicke des Entweichens festgenommen worden war, bei denen man Waffen, Abzeichen und Proclamations-Entwürfe vorfand, nebst Briefen, die auf weitere Verzweigung eines Compromisses schließen lassen konnten.

Nichts von alledem war freilich bei dem „schönen Doctor,“ wie man ihn nannte, entdeckt worden, doch seine Gesinnung war kein Geheimniß und jene Philippica in Homburg konnte allein schon hinreichen, jeden Verdachtgrund gegen ihn zu rechtfertigen.

Auf dem Bureau des Untersuchungs-Commissärs, der eben mit Ordnung der auf den Vorfälle bezüglichen Actenstücke beschäftigt war, wurde eine Dame gemeldet, die dringend Ge-

hör verlangte — es war — Susanna Gontard.

Der Commissär traute kaum seinen Augen, es war ein Unerhörtes! eine Frau, diese Frau in den Cangeleien der politischen Untersuchungs-Commission!

Nach wenig Worten einer zeugenlosen Unterredung wußte der Beamte, was es galt.

„Begehren Sie nichts von mir, edle Frau, was ich Ihnen, so schwer es mir auch fielt, verweigern müßte.“

„Sie quälen einen Schuldlosen. Für ihn einzustehen, ist Menschenpflicht und es gibt kein Gesetz der Sitte, keine Rücksicht des Geschlechtes, die uns hindern sollen, dem Gebote der Menschlichkeit als Vorkämpfer zu dienen mit allen Waffen, die wir führen können.“

„Ich ehre Ihre Grundsätze und werde sie Jedem gegenüber verteidigen, der mich außer den Räumen dieses Hauses dazu auffordert. Hier aber bin ich nur ein Organ eines höheren Willens.“

„Und wenn Sie sich nun vergingen an dem Opfer eines Irrthums?“

„Der müßte erst bewiesen werden. Können Sie mich überzeugen, daß der Fluchtversuch Ihres Klienten andere Motive hatte als politische?“ —

„Und wenn ich dieses könnte?“ —

„Dann ist es nicht unmöglich, daß ich auf seine unmittelbare Freilassung antragen könnte.“

„So empfangen Sie hiermit den klaren Beweis.“ Bei diesen Worten übergab Susanna dem Commissär jenen Schreibebrief, den sie in der verhängnißvollen Nacht erhalten hatte.

„Ich überliedere Ihnen hiermit ein gut Theil von meinem Ich, es ist mein heiligstes Geheimniß und nicht ausschließend mein Besitzthum — doch geb' ich es hin um den Preis der Rettung einer Menschenseele — denn ich nur ermesse die ganze Gefahr, die ich hinter den Kerkerthüren droht.“

Der Commissär hatte erstaunt und bewegt das Blatt gelesen, er faltete es langsam und nachdenklich zusammen. Beide schwiegen; eine Pause voll der tobendsten Sorgengedanken für die ängstlich hartende Frau. „Der Freund Ihres Hauses“, unterbrach jetzt der Commissär, „nicht der Diener des Gesetzes möchte die Frage wagen, ob Sie wohl überlegt, was Sie hiermit zu thun gesonnen?“

„Kann es ihn retten?“

„Bedenken Sie, daß dieses Blatt auf dem Tische des Richter-Collegiums?“ —

„So wie vor dem Richterstuhle meines eigenen Bewußtseins?“ —

„Welches sich unterordnen muß den Rücksichten auf Welt und Leben. — Der Schritt, den ich mit diesem Blatte über jene Schwelle

thue, scheidet Sie vielleicht von Ihrer Vergangenheit und stößt Sie in eine fremde, ungewisse Zukunft.“ —

„Sprechen Sie, kann es ihn retten?“

Der Commissär trat zu seinem Pulte, öffnete das Actenbündel, legte den Brief vergleichend zwischen die Papiere und rief nach kurzem Nachsinnen: „Beruhigen Sie sich — der Angeklagte wird frei!“ —

Wenige Stunden später öffnete sich die Pforte von Friedrich's Gefängnisse und er mochte kaum seinen Sinnen trauen, als Alma eintrat und ihm die Freiheit ankündigte.

Die Glorie kindlicher Freude, unaussprechlichen Entzückens leuchtete auf ihrem lieblichen Angesichte, das nur ein Nebelstreif leichter Trübung zu beschatten schien, als sie sein kummervolles Aussehen gewahrte. Thränen der Rührung erklimten ihre Antwort, als der Ueberrasschte sie mit Fragen besärrmte — er schloß das holdselige Mädchen mit brüderlicher Inbrunst an seine Brust und sandte Blide glühenden Dankes zum Himmel empor.

Doch die nächste Minute riß den Tempel der Seligen nieder und ihr Schritt jögerte an der Schwelle des Kerkers: „Unser Schutzengel“, sprach Alma, „erwählte mich, um Ihnen das Herklichste mit dem Herbssten zugleich zu verkünden. Sie sind frei, das ist für jetzt das Wichtigste, Nöthigste, — wodurch Sie es wurden, ist Susanna's Geheimniß — doch — Sie müssen fort — noch diese Stunde fort.“ —

Frei stand wie verloren, ein Chaos von Vermuthungen that sich auf vor seinem Geiste — er dachte alle Möglichkeiten durch, worin er die Liebsten der Menschen versetzt, er erinnerte sich jenes Abends im Parle, der forschenden Blicke des überklugen Orbes, er schaute auf das an seinem Arme ruhende, vor banger Besinnlichkeit und mädchenhafter Schickternheit verklärte Kind — eine Ahnung durchzudte seine Seele und er flüsterte: „Lebet wohl, Ihr Guten!“

Wie auf eine liebende Schwester legte er die Hand in segnender Gederbe auf Alma's Haupt, er fühlte ihr Beben darunter, sie brach zusammen und kniete weinend zu seinen Füßen. Da dröhnten außen im Gange die Schritte des Wärters, mit aller Kraft hob Friedrich die Zitternde empor und führte sie an den Wagen — dort hauchte sie ein letztes „Adieu!“ und entschwinden waren sie sich für immer. Lange schaute Friedrich in jene Richtung, wohin der Wagen rollte; sein Herz hatte sich müde gerungen — und doch von jedem Hause, von jedem Steine hätte er mögen nochmal Abschied nehmen.

Da trat Orbes auf ihn zu und sie gingen zusammen eine Strecke Weges: „Ich weiß“, begann dieser endlich, „Sie verlassen uns; erlauben Sie, daß ich Ihrer nächsten Zukunft,

die ja Poeten bekanntlich selten bedenken, einen Anhaltspunkt leibe. Dieser Brief empfehlte Sie dem Hause des Hamburgischen Consuls zu Bordeaux, möge es Ihnen dort recht wohl werden. Nein, keine Wiederrede. Es ist keine Wohlthat, die ich Ihnen hiemit aufdringe, im Gegentheile, Sie verpflichten mich auf das angelegentlichste, wenn Sie jener mir befreundeten Familie Ihre bewährten Dienste, Ihre reichen Talente widmen. Sie werden dort mit offenen Armen empfangen sein. Der Herr geleite Sie!"

Er drückte dem Erstaunten herzlich die Hand und bog um die Ecke der Gasse.

Wie man den letzten Stunden eines armen Sünders, den der Uebergang in's Nichtsein erwartet, alle Wohlthaten des Daseins genießen läßt, als wolle man ihm den Abschied recht empfindlich erschweren — so schien sich das Füllhorn der Menschengüte noch einmal über Jris ausschütten zu wollen, um ihm erkennen zu lassen, welche Schätze er zurücklasse.

„Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig Dein, sie kannten Dich, Heilige, nicht,
Denn mühsal und Mühe bist Du
Ueber den Mühsamen aufgegangen.“

Dieser Accord aus seligen Dichterstunden zog durch seine Seele mit schwellendem Wohlklang, die letzten Häuser lagen hinter seinen Schritten, ihn empfing der wogende Feldpfad. Alle Pracht und Herrlichkeit des Sommers lag auf den Ähren, duftig wehten die Lüfte aus Baum und Strauch, er wendete sich um; die Stadt prangte im Abendroth und ihr zu Füßen blickte der liebliche Main, den Hunderte von Schiffen belebten — und er sprach im Weiterwandern: „In Licht und Luft zerinnen mir Lieb und Leid! Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht der Zauber! Dunkel wird's, und einsam unter dem Himmel, wie immer, bin ich!“

Die Nacht der weltgeschichtlichen Ereignisse hatte nach und nach die Erinnerung an die Homburger Episode und ihre traurigen Folgen in den Hintergrund gedrängt, aber eine unheilbare Verstimmung war im Hause Gontard's zurückgeblieben.

Dem verständigen Jacob waren die Beziehungen kein Geheimniß geblieben, unter denen Friedrich's plötzliche Entfernung stattgefunden hatte. Orbes war der einzige, mit dem er darüber sprach, aber sein Verhalten zu Susanna und Alma wurde ernster, gemeiner, strenger und seine Salons, einst der Sammelpfad und Mittelpunkt der Intelligenz und künstlerischer Größen, der patricischen Aristokratie, welche selbst den Gefeierten der damaligen Zeit, den Heros Goethe aufzunehmen die seltene Auszeichnung genossen, sie waren jetzt verödet und eine unheimliche

Stille lag über jenen sonst heitern, dem Cultus griechischen Lebens gemeinten Räumen. Selbst das Getöse der nunmehr einer höheren Unterrichtsanstalt übergebenen Knaben war verstummt und nur das Geschäftsleben brachte zuweilen Abwechslung in diese Einsamkeit.

Jacob begte den Lieblingsplan, seine ihm über Alles theure Schwester Alma dem einzigen Jugendfreunde, dem treuen Genossen und Theilhaber seiner eigensten Gesinnung Orbes zu vermählen, obgleich das Mädchen niemals die entfernteste Zuneigung zu dem „Nüchternen“ an den Tag legte.

Susanna wies jegliche Einmischung in diese Angelegenheit, die ihrer Natur entschieden widerstrebt, unbedingt von sich und so war die Sache ausschließlich nur zwischen den Männern abgemacht worden, wie man ein Geschäft anderer Natur beilegt.

Der anberaumte Zeitpunkt der Verlobung war der Erfüllung nahe und Orbes kam eines Morgens, das Nähere in Bezug darauf zu besprechen. Er traf Gontard auf seiner Schreibstube allein und verstört. Ein Blick überzeugte ihn, es müsse etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Allein gewohnt, zu beobachten und das Vertrauen an sich herankommen zu lassen, ließ er sich in seiner Absicht nicht irren machen, sondern näherte sich vorsichtig dem Zwecke seines Besuches.

Nach mehreren einleitenden Reden jedoch bemerkte er, daß Jacob ihn nicht gehört hatte, sondern unverwandt auf ein Blatt in seinem Contobuche stierte, wirr, ruhelos, unstät. Orbes wiederholte aufmerksamer und nachdrücklicher sein Anliegen, aber Jacob stand auf, durchschritt das Zimmer, wie Einer, der noch Fassung ringt, und erwiderte nach einer Pause dumpf und hohl: „Willst Du die Schwester eines Bettlers heirathen?“

„Nein Gott, ich vertheile dich nicht.“

„Dann lies diesen Bericht.“

Er reichte ihm dabei ein Schreiben aus New York. Es enthielt die Fallit-Erklärung eines der bedeutendsten dortigen Handelshäuser, Gontard's Agentur.

Orbes entfarbte sich und ließ das Blatt sinken. Jacob sah ihn starr mit alter Verzweiflung an und seinen bleichen Lippen entfielen die Worte: „Ja, ich bin ein Bettler!“

Damit sank er in den Lehnstuhl nieder.

Während dessen waren die Frauen in den anderseitigen Gelassen des Hauses mit Zurückstungen zu einer Badereise vollaus beschäftigt, denn Susanna trankelte seit Wochen bedenklich und ein Aufenthalt an den Küsten der Nordsee war ihr dringend angeordnet.

Die Vorbereitungen waren getroffen und sie sollten noch denselben Nachmittag aufbrechen. Da pochte es an der Thür und auf den Ruf trat Orbes herein, der Jacob am

Arme führte, auf dessen Angesicht die Spuren zerstörender Eindrücke mühsam zurückgedrängt waren. Prägend und verärbt blickte er bald die Schwester, bald den Freund an, bis sein Auge mit dem Ausdruck unendlicher Wehmuth auf Susanna verweilte. „Sie reisen,“ sprach Orbes, „und ich komme, Ihnen meine Begleitung anzutragen, indes Jacob zur Ordnung seiner Geschäfte noch zurückbleibt. Ich habe ein Recht zu diesem Antrag, denn soeben habe ich bei Jacob um Alma's Hand geworben und ich hoffe, Sie werden seine Einwilligung sanctioniren!

Jacob umarmte den Freund tief aufathmend, indes die Frauen sich erschrocken und erstaunt anblickten.

Das Jahr neigte dem Ende zu, ein ungewöhnlich strenger Winter war hereingebrochen und hatte zahlreiche Opfer an Menschenleben im Gefolge, namentlich im südlichen Theile von Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands. Nichts desto weniger und grade als Rückschlag des klimatischen und politischen Druces, herrschte in den bewegteren Städten eine Jagd nach Vergnügen, eine Genußsucht und Lebenslust, wie sie auf den ersten Anschein nur dem Zustande allgemeiner Befriedigung und glücklichen Segensjahrs entspricht. So war es vor allen zu Bordeaux. Frey sah sich unter äußerlich günstigen Verhältnissen in neue Beziehungen zu Menschen und Dingen gebracht, die schon um ihrer Neuheit willen seine erregbare Phantasie beschäftigten mußten, wenn auch der Rückblick auf Verlorenes ihn nicht schmerzlich gedrängt hätte, den Aufschrei seines bedrängten Herzens durch andre Eindrücke zu übertauben. Die südliche Natur einer geistreichen aufstrebenden Nation, die anregende Leichtigkeit des persönlichen Verkehrs, die zugängliche Liebenswürdigkeit begabter Menschen jedes Alters und Standes, wie sollten all diese Factoren anders als fesselnd und gewinnend auf ein Dichtergemüth wirken? Namentlich waren es Künstlerkreise, denen er gern angehörte und hier um so mehr täuschte ihn die eigene Phantasie über die seinem innersten Wesen nahe Gefahr. Die damalige Gesellschaft barg unter der lieblichen Hülle anmuthiger Formen den Laumel eines wüsten Lebens und aufreibender Genüsse, denen auch der Besonnenste anheimfallen mußte, sobald er sich über den Kern der socialen Erscheinungen irren leiten ließ.

Unter diesen Einflüssen konnte eine ohnedies in den Grundfesten erschütterte Gesundheit unmöglich erstarren, und nur mit den äußersten Besorgnissen erfüllt, hatte der zu Besuch anwesende Sinclair seinen Friedrich wieder verlassen. Um so mehr mußte der

Umstand zu bangen Vermuthungen Anlaß geben, daß eines Tages Friedrich, der, wie sonst, des Morgens ausgegangen war — noch am späten Abend nicht wiedergekehrt. Anfragen und Nachforschungen ergaben, daß er die Stadt verlassen hatte und mit den nöthigen Papieren zu einer Reise außerhalb des Landes versehen war.

Niemand ahnte die Veranlassung dazu, ein Tag erschöpfte Vermuthungen und Theilnahme daran, — dann ging die rauschende Lebenswoge auch über diesen Namen hin. Nach einer Woche kamen wohl noch Freunde und kamen Briefe an den Vermissten, denn blieben auch diese fort, die letzten Anklänge an den deutschen Gast. Dieser war indessen unauffaltbar weiter gewandert, mitten im eisigen Winter, einsam, zu Fuß, über die steilen verschneiten Höhen der Auvergne, von Thal zu Thal, rastlos, allen Gefahren trotzend und wie gejagt von dem grimmigsten Dämon — bis er auf deutschem Boden ermattet niedersank. Spät in der Nacht hatte ihn eine ärmliche Dörferberge aufgenommen, der matte Schein einer Laterne fiel auf einen am Lichte hingelehnten Schläfer — er erwachte und mit dem Ausrufe herzfreudiger Ueberraschung stürzte der liebste Jugendfreund Sinclair an Friedrich's Brust: „Was gibt dich endlich der Heimath wieder?“ Dieser ergriff die Hand des Freundes und wollte ihm antworten. Doch keines Wortes mächtig und überwältigt von der ungeheuersten Anstrengung einer unter allen Schreden eines grimmigen Winters überreilten Wanderung, sank Friedrich auf die Bank nieder und reichte dem Freunde schweigend diesen Brief von Orbes:

Wangerroog ten — 18.

„Es ist, als sei mit Ihnen, edler Freund, der gute Genius des Hauses Gontard entwichen; denn kaum schien Alma's Melancholie etwas beschwichtigt, als ein Siechthum bedenklichster Art die treffliche Susanna heimlichte. Das Nordseebad hat die Leiden des schwergeprüften Weibes dergestalt gesteigert, daß wir gezwungen waren, weit über die Saison hier zu verweilen. Aber noch eine andre Rücksicht bannt uns in diese Verborgenheit — der jüngste und härteste Schlag: Gontard ist bankrott — des Besitzthums letzte Reste sind es, an welche sich die Familie klammert und Jacob kommt nur als Retter, oder wie wieder zum Vorschein — möge er nicht zu spät kommen! muß ich den Himmel bitten, so oft ich die himmelwende Kose Susanna betrachte. Dieses Alles Ihnen zu melden, ist meine traurige Pflicht — aber ich muß und will sie erfüllen, dafür achte ich Sie zu anfrichtig. Senden Sie einen Lichtstrahl der Theilnahme in diese öde Nacht der Verlassenheit!“

Sinclair versuchte nicht, den Freund zu trösten — aber er fand seinen Zustand derartig, daß er ihn nicht allein lassen konnte. Er wanderte am nächsten Morgen mit ihm den Küsten der Nordsee zu.

Ein stiller Wintertag breitete seine Friedensfittige über Wangeroog; ein leichter Lusthauch kräuselte die Fläche der Nordsee, die in hellen Farben spielte und manches lustige Segel wogte hinaus in die lautlose Wasserwelt, und zwischen den Sandbänken und Klippen der Insel schaukelten leichte Fischerbarken.

„Es rauschet die Fluth auf und nieder
Und bedet mit schäumigem Gesieder
Der Tiefe Geheimniß zu.
Dann wiegt sich die kräuselnde Welle
In farb'ig kristallener Helle
Dahin voll wehlicher Ruh.“

Und Niemand vermag es zu ahnen
Auf welsch' nennthälbaren Bahnen
Die stille Welle verrinnt?
Wo ihre segende Sendung,
Wo ihres sanften Wellenbung,
Wo ihre Vernichtung beginnt!“

Und nichts in der friedlichen Stille ringsumher ließ eine Ahnung aufkommen von den tief eingreifenden Erlebnissen, zu deren Schauplatz das Schicksal grade diese kleine Erdscholle auserkoren hatte.

Zwischen den niedern Hütten der Eingebornen ragte die alte Schifferkirche unscheinbar und verwittert empor. Es war Sonntag. Orgelklang und Andachtgesänge wurden vernehmbar. Neben der Kirche war ein kleiner Platz als Friedhof eingezäunt, zwei Wanderer erschienen an dem Eingange der Umfriedung.

„Die Leute sind beim Gottesdienst,“ sprach Sinclair, „wir werden jetzt Nichts erfragen. Komm indessen mit in die Kirche.“

Friedrich jögerte, er faßte des Freundes Hand.

„Eine feste Burg ist unser Gott!“ scholl es jetzt mächtig aus dem Kirchlein und unwillkürlich beugten sich die Männer vor der Allgewalt des anklingenden Gedankens. Und sie traten an die Schwelle des Gotteshauses. „Schau dort!“ sprach Friedrich, sich nochmals umwendend und sein Auge weifte auf dem bekränzten Kreuze eines ganz frisch aufgeworfenen Grabes, das auffallend zwischen den beschmelzten Andern hervorragte — deren Denktafeln fast verwittert waren.

Zögernd traten die Freunde näher, Sinclair hatte zuerst die Inschrift gelesen und wollte seine Befürchten zurückhalten, um dessen Aufmerksamkeit abzulenken — da stürzte Friedrich

auf das Kreuz hin, küßte den Kranz vollends und las:

„Susanna Gontard.“

Sein Antlip küßte den starren Hügel. Die Orgel verstummte, langsam entfernte sich die kleine Schaar der Betet aus dem Kirchlein — es war wieder erbauliche Stille ringsum, daß man das Spiel der Uferwelle im Klippensande vernahm. Weiter glänzte das freundliche Tagesgestirn auf die blendende Schneefläche und in die farbenschildernden Wellen nieder, darüber die Möve hinschwebte als fröhlicher Jugendgedanke — doch mitten in all' der sonnigen Daseinsfreude war das harmonische Saitenspiel eines Menschenherzens zerrissen worden — keine Kunde davon zitterte durch die Schöpfung:

Alles einet Ort und Stunde,
Den Verlust und den Besitz,
Sonnenschein, Zornedlig,
Lebensquell — und Todesmunde! —

Wenig war es, was Sinclair von den Eingebornen zu erkunden im Stande war. Jacob Gontard hatte noch den Segenshauch des geliebten Weibes empfangen, er war am Abende ihres Verschidens eingetroffen, nachdem er die largen Trümmer eines bedeutenden Besitzthums für die Seinen gerettet und eben im Begriffe stand, neue Quellen des Erwerbes anzubahnen. Er hatte die Insel mit Alma und Orbes bald darauf verlassen. Man fährt die Freunde in das Zimmer, welches Susanna noch zuletzt bewohnt, wo sie die leidenvolle Welt des Wahrnehmbaren mit jener unbekanntem der Ideale vertauscht hatte. Verwelkte Blumen lagen noch auf ihrem Arbeitstische, neben einem ausgeschlagenen Buche, es war Friedrich's Hyperion; ein Epheublatt lag bezeichnend bei der folgenden Stelle: — „Auch wir sind nicht geschieden! Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohlklang, Natur! Wie der Zwist Liebender sind die Dissonanzen der Welt: Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder!“ Daneben waren mit Bleistift die kaum lesbaren Worte hingekritzelt:

„Ihrem Hyperion — Diotima!“

Ostern, das liebliche Fest des Maien, verstärkte die lange gefesselte Erde und die ganze Natur war ein großer tiefer Athemzug der Erquickung, der Befreiung, der seligsten Lebensfülle. In froh bewegten Schaaren zogen geschmückte Menschen durch die Straßen Lübingens, muntere Kinder jubelten um ihre Gabenspenden, Scherz und Frohsinn, die erhaltenden Genien des Lebens, hatten ihr Lager aufgeschlagen zwischen den Siegesbogen des Frühlings. Auch unter den Jüngern des Sängers-

bundes in Schwaben herrschte freudige Regsamkeit, Rathisson hatte in Stuttgart die Herausgabe von Friedrich's Poësie vermittelt, deren Erscheinen die Freunde und Strebengenossen desselben wie eine Art Rufensfest begrüßten. Der wackere Reusser und der Lebenszecher Schubart wurden erwählt, um der verehrten Mutter des Dichters ein prächtig ausgestattetes Exemplar des Buches zu überreichen. Im Gärtchen vor dem Thore ihres Hauses saß die ehrwürdige Greisin, schwermüthig, gedankenvoll, sich sonnend an den wohlthätigen Strahlen der Lenzsonne, ihr müdes Auge labend an dem jungen Grün, an dem Getriebe zukunftsvoller Menschen.

Sie empfing die wohlbekannten Männer mit gerührtem Danke, drückte das Buch an ihr Herz und sprach unter Thränen: „Ach, wann endlich werd' ich meinen Sohn so umarmen, wie dies sein liebes Werk!“ und mit einem Blick in das Buch: „Ja, das ist der holdselige Schwärmer! So tönt eine Leier, die Gott selbst besaitet hat. Ach, das Beste bleibt aber doch unausgesprochen — im Dichten wie im Leben!“

Sinclair war eingetreten, die Matrone reichte ihm die Hand: „Sie durften mir nicht fehlen am geistigen Geburtstag Friedrich's, Sie treue Seele; doch Sie haben ihn zuletzt gesehen, wo und wie und wann? darauf sind Sie mir noch Antwort schuldig.“

„Ehle Frau, ich bin sein Abgesandter, seit Tagen und Wochen erwarte ich unsern Freund — ach Gott! — er wendete sich ab und sagte zu Reusser — „Nein, ich vermag es nicht, ihr das Wahre zu sagen.“

Eben war ein Herr mit einer Dame, beide im Gewande der tiefsten Trauer in den Hofraum getreten, die alte Frau eilte auf sie zu: „Ach, können Sie mit Nachricht geben, theurer Doctor — wann kommt mein Sohn?“

„Morgen, gute Mutter, morgen“ — antwortete Orbes, „ich komme, Ihnen dies zu melden, morgen erhalte ich sicher Berichte für Sie und meine liebe Alma soll sie Ihnen selbst überbringen!“ Er tröstete und beschwichtigte endlich die besorgte Frau, die er in den wenigen Tagen seines Dierseins so verehren gelernt hatte, wie die Stimme eines Orakels. Ja, — es waren verwandte Töne des Sohnes, die ihn aus dem Munde der Greisin so magisch ansprachen. Der Wille des Bruders, die Macht der Dankbarkeit, die Probehaltigkeit echter Freundschaft hatten über Alma gesiegt — sie hatte sich ihm kurz vor Susanna's Hintritt, von dieser abgesegnet, in aller Stille vermählt. Zu ihr sagte Orbes — „Du magst zusehen, wie Du es ihr beibringst.“

„Was denn?“ fragte bange Alma.

„Ja so,“ fuhr Orbes fort — „ach! die Wirklichkeit! Doch Du, Alma, Du mußt

endlich Alles wissen. Komm.“ Sie trennten sich von den Freunden und fuhren an das entgegengesetzte Endtheil Tübingens. Vor dem Hospitale machten sie Halt.

Einen langen Corridor mußten sie durchschreiten, dann gelangten sie an eine Pforte. darauf stand: „Abtheilung für die Irren.“

Alma athmete laum, ein schmerzliches Ahnen durchjudete ihre Seele, es lag wie schwuler Nebel vor ihren Sinnen; sie hielt sich fester an ihren Gatten geschmiegt, ihr Schritt wankte, kein Laut kam über ihre Lippen. Sie wandelten eine Reihe von Zellen entlang, fremdartiges Geräusch störte nur selten die unheimliche Stille und die Tritte des Wärters verhallten in den kühlen Steingewölben, in denen der Sonnenstrahl wie ein verirrer Wanderer ungestaltlich aufgenommen schien. Alma konnte nicht weiter. Orbes umfaßte sie und sprach mit Innigkeit: „Ich kann sie Dir nicht ersparen, geliebtes Weib, diese Feuertauhe des Schmerzes; er wird Dich berühren mit seinem Weichstaß und der blendende Schleier wird fallen von Deiner Welt der Ideale. Vom Burme hängt der Gott in uns ab und jene, so dies vergessen, die Märtyrer der Phantasie, sie enden wie unsre Griechin, jene „Corinna des Nordens,“ oder, wenn die Götter zürnen, wie dieser vielbeweinte Unglückselige!“ Sie standen vor einer Zelle, durch das schmale Fenster sah man eine Gestalt, wirt, verstört, verwildert, im Anschauen eines Bildes vertieft, unverständliche Laute ausstoßend. Ueber der Thür eine Tafel, darauf der Name: Friedrich Hölderlin!

Groß ist die Natur, reich und schön, wo sie noch in unentweichter Ursprünglichkeit waltet, erhaben sind selbst ihre Zerstörungen, erschütternd die gleichmäßige Ruhe, mit der sie über das erschöpfte Einzelleben hinschreitet. Und soll sie nutzbar werden und dienlich den Zwecken irdischer Bestimmung und Bervollkommnung, so muß sie dem Gesetze sich unterwerfen, das ihre Wildheit zähmt, ihre Kraft regelt, ihre Bahnen vorzeichnet und ihre gewaltigen Triebe dem großen Ganzen unterordnet. Nicht anders ist es mit den Atomen des Weltengottes, die wir „Menschen“ nennen, deren jedes Einzeln berechtigt scheint, in sich und für sich die Schöpfung darzustellen, und doch nur im Zusammenhang mit den ewigen Normen eines ungetrübten Kreislaufes der Entwicklung das erzeugen kann, was man ein geltendes Leben nennt, welches auch müßtergültige Spuren seiner Vestrebungen hinterläßt. An jener Klippe der Cultur, dem Berufe zum Glücke, das mit Bewußtsein eingreift in Unabänderliches, dem ungeheuren Streben, Alles zu sein, das von der Titan des Aetna herausjürrt aus den Tiefen unsers Wesens — sind die edelsten Naturen gescheitert — sie mit Erfolg zu umfassen.

scheint die Aufgabe eines fortgeschrittenen Jahrhunderts zu sein — es dämmert herauf!

Mit diesen Gedanken verließ Orbes das Hospital, aus dessen dunkler Pforte er seine tiefgebeugte Gattin führte. Ueber Alma's Wesen lag seit jenem Tage ein ernster Schatten gebreitet und ihre liebsten Stunden lebte sie fortan nur an der Seite von Friedrich's Mutter, die aus dem Munde des holden Weibes die Trauerbotschaft mit wahrer Gottergebenheit vernommen hatte.

Sinclair brachte jeden Tag Berichte über das Befinden des unheilbar Kranken und diese Kunden, denen nicht selten ein leichter Hoffnungssehimmer als tröstender Engel zum Geleite diente, waren der süßeste Lebensinhalt der beiden Frauen. Die Theilnahme des deutschen Vaterlandes wendete sich der schwergebeugten Mutter zu, Goethe's Anfragen, Schiller's herzliche Briefe, die Freundschaftsbeweise der edelsten Zeitgenossen ihres Sohnes hätten ihr Herz mit Stolz erfüllen können, wenn darin neben dem Gedanken an des Sohnes Geschick und dem andächtigen Vertrauen auf die rettende Gottheit noch eine Empfindung Raum gehabt hätte.

Jahre waren hingegangen, die Hülfsmittel der Wissenschaft erschöpften sich längst an den Mysterien eines unentwirrbaren Organismus und angestellte psychologische Versuche hatten nur ganz flüchtige Erfolge an Höbberlin. Ein Wiedersehen Alma's entlodte ihm Thränen und den Schmerzruf: „Diotima!“ Mit Freuden aus frühester Zeit sprach er selten vertraulich, Mußt, womit er sich am liebsten beschäftigte, übte einen beruhigenden Zauber — doch fehlte darin, wie in seinen Gedichten aus jenen Tagen, immer mehr der energische Gedanke, Zusammenhang und Form, es waren Irzgänge eines flackernden Lichtes, kein Strahl, keine Wärme, kein Leben. Endlich mußte dem Andringen der liebenden Mutter willfahrt werden, sie wollte den armen Sohn doch wiederseh'n, man baute sogar leise Hoffnungen auf den Besuch — doch er verdüsterte nur die Nacht des Unheils, der Kranke versiel melancholischen Phantasien, die alte Frau aber ward bald darauf ein Opfer der verzehrenden Aufregung. Alma begrub auch sie.

* Stern um Stern an ihrem Lebenshimmel war hinabgesunken, fast gleichgültig vernahm sie die Nachricht, daß Orbes und Gontard mit den Kindern das Vaterland zu verlassen und jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen beschlossen hatten — sie warf eine Scholle Erde auf alle theuren Erinnerungen und betrat den Boden der neuen Welt mit ruhiger Entsjagung. Nach einer Reihe von Jahren erhielt sie von Freundenband dieses Blatt zur Erinnerung an den „Lebendig Be-

grabenen,* der „lange Sterbend* alle die Seinen überlebte:

Ebene Wege.

Wer Dir im Grise mahlvemandt,
Den schone nur und bege
Und ebne ihm mit milder Hand
Die rauhen Pilgerwege.

Viel Tausende vorübergeh'n
Nachtlos für Deine Grüße,
Verweilt doch jedes Lüftchens Weh'n
Die Spuren ihrer Hüße.

Und kommt der Eine, der verweilt,
Wo Du es liebst, zu weilen —
So sei der Raum mit ihm getheilt
Und all', was ist zu theilen.

Dann bist Du voll, dann bist Du ganz —
Zureisend Deiner Sendung,
Und spiegelst felig Dich im Glanz
Der künftigen Vollendung!

Die Stellung der Frauen im Orient und Occident.

Von
Friedrich Bodenstedt.

Die Frauen bilden das Herz im Staatskörper; von ihrer Stellung hängt die Zukunft der Staaten und somit das Schicksal des ganzen menschlichen Geschlechtes ab. Einem Thema so wichtiger Art geziemt eine ernste Behandlung. Die Stellung der Frauen in der Familie wie im Staate wird wesentlich bestimmt durch Sitte und Gesetz. Die besten Zustände werden sich bei denjenigen Völkern finden, wo die Sitte dem Gesetze voraussetzt, mehr thut als das Gesetz verlangt, ja dieses in gewissem Grade überflüssig macht — und umgekehrt die schlechtesten Zustände da, wo die Sitte am weitesten hinter dem Gesetze zurückbleibt.

Da ich kein Rechtsgelehrter bin und die Gesetzgebung bei den verchiedenen Völkern doch so bestimmend auf die Stellung der Frauen einwirkt, so scheint es mir nöthig, hier gleich die Hauptquellen anzudeuten, aus welchen ich die Grundlagen zu meinem Studium geschöpft habe. In erster Linie stehen hier unser's großen Grimm's deutsche Rechtsalterthümer; dann Edouard Laboulaye's gelehrte und geistvolle Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen seit den Zeiten der Römer bis auf unsre Tage; endlich Ernest Légonoué's vortreffliche

Sittengeschichte der Frauen. Für den Orient diene mir, außer dem Kotan, besonders D'Ohsson's riesiges Werk: *Tableau général de l'Empire Ottoman* als Führer. Interessante Notizen verdanke ich außerdem Klemm's Werte über die Frauen und Charles White's Untersuchungen über die Sitten und Einrichtungen bei den Türken.

Ich werde in dem Bilde, das ich vor Ihnen entwerfe, hauptsächlich die Gegenwart zeichnen, aber nicht umhinkönnen, auch hin und wieder in das Alterthum zurückzugreifen, um zu zeigen, wie das, was wir vor uns sehen, so geworden, und warum es so geworden.

Wenn wir eine Parallele ziehen zwischen der Stellung der Frauen im Morgen- und Abendlande und dabei einen Blick in die Geschichte werfen, so stellt sich als erstes überraschendes Resultat heraus, daß die Stellung der Frauen im Orient seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, immer dieselbe gewesen, so weit unsre Kenntniß ihrer Geschichte zurückreicht, während im Occident eine fortwährende Entwicklung sich zeigt, ein unaufhaltbarer Fortschritt zum Bessern.

Im Orient finden wir Stillstand, Erstarrung, Zustände, wie sie dem Untergange der Völker vorauszuweichen pflegen; im Occident dagegen finden wir Leben, Bewegung, alle Bedingungen einer noch großen Zukunft. So rasch geht hier die Entwicklung zum Bessern vor sich, daß wir in den letzten Decennien Erscheinungen gesehen, welche im vorigen Jahrhundert noch zu den Unmöglichkeiten gehörten. Hier sind besonders die socialen Reformen zu nennen, welche von hervorragenden englischen Frauen ausgingen, einer Elisabeth Fry, Clara Bassour u. A. Es ist der Einfluß der Frauen hervorzubeben auf die Verbesserung des Befähigungswesens, die Bildung der ärmern Classen durch Errichtung von Sonntageschulen, ihre sittliche Einwirkung auf weibliche Sträflinge &c. &c.

Seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Behandlung und Würdigung der Frauen die seltsamsten Widersprüche und Verkehrtheiten gezeigt, wovon sich selbst heute, und zwar bei den gebildetsten Völkern, noch Spuren genug vorfinden. Von den Poeten und glühenden Liebhabern wurden sie befangen als Blumen, gefeiert und angebetet als gute Genien, überirdische Wesen — von den Gesetzgebern und im bürgerlichen Leben wurden sie behandelt als Sclavinnen und im besten Falle als unmündige Kinder.

Nun bin ich der Meinung, daß die Frauen weder Blumen, noch überirdische Wesen, sondern Menschen sind wie wir; in mancher Beziehung verschieden von uns, aber in jeder Beziehung uns ebendüchtig; — ich bin der Meinung, daß die Aufgabe der Frau im Leben,

wenn sie auch einen beschränktern Wirkungskreis hat, doch nicht minder wichtig ist als die Aufgabe des Mannes und daß die Frauen deshalb die vollständig gleichberechtigte Hälfte des menschlichen Geschlechtes bilden.

Ich glaube, daß die Frauen bei dieser Auffassung, der sich auch die neuere Gesetzgebung zuneigen scheint, selbst besser wegtommen, und ihrem nothwendigen Gegenlag, und ich kann mir kaum denken, daß Frauen recht glücklich, ihres Lebens recht froh werden können, die sich nicht früh gewöhnt haben, ihre Aufgabe im Leben als eine höchst ernste und wichtige zu fassen. Hiemit habe ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, den Leitfaden gegeben, der sich durch meine Betrachtungen ziehen wird.

Bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den Stämmen der edlen arischen Race, war die Stellung der Frau eine unwürdige. Die Frau wurde als Sache behandelt, sie konnte verkauft werden. Dies war sogar bei den durch ihre Frauenerziehung ausgezeichneten Germanen der Fall. In der isländischen Sage finden wir, daß der Mann unter besondern Umständen seine Frau einem Andern käuflich überließ. Bei den Sachsen herrschte dasselbe Recht, das sich am längsten in England erhielt, wo noch in diesem Jahrhundert, zuletzt in den Jahren 1815 und 1819, Fälle vorlamen, daß Ehemänner ihre Frauen auf öffentlichem Markte veräußerten.

In welcher geringen Achtung das Recht der sonst in der Cultur so weit vorgeschrittenen Indier die Frauen hielt, möge eine einzige Stelle aus dem Gesetzbuche des Manu veranschaulichen. Hier gibt eines der längsten Capitel, welches nicht weniger als 25 Seiten enthält, Vorschriften über die Mittel, durch welche eine Frau zu hüten sei. Zur Rechtsfertigung der darin angeführten strengen Maßregeln sagt Neréda: „Eine Frau bleibt ihrem Gatten weber treu aus Furcht vor dem Stittengesetze, noch aus Sorge für Haus und Gut, noch aus Achtung für ihre Familie, noch in Folge guter Behandlung, sondern lediglich aus Furcht vor Prügel und Gefängniß. Denn Sturm und Unwetter, Tod und Abgründe, die Schärfe eines Rasirmessers, Gift und Schlangen sind alle zusammengenommen nicht so schlimmer Natur wie eine Frau.“

Diese Worte des ersten Gesetzgebers bilden einen bereiten Commentar zu der überschweblichen Rolle, welche die Frauen in der indischen Poesie spielen.

Bei den Juden war die Stellung der Frau eine so recht- und schupflose, daß ein solches Zeugniß genügte, um eine Frau schuldig erscheinen zu lassen, wie wir am deutlichsten aus der Geschichte der Susanna sehen, welche trotz

ihrer Unschuld verdammt wurde, ohne daß man daran dachte, die Sache zu untersuchen, und es gleichsam einer göttlichen Lawisenkunft durch den Mund Daniel's bedurfte, um ihre Unschuld an's Licht zu stellen.

In Rom, wie in allen Staaten, wo die Familie vorwiegend den Charakter einer politischen Institution hatte, waren Frau und Kinder ganz in die Gewalt des Paterfamilias, des Familienvaters gegeben. Dieser hatte die gesetzliche Macht, seine Töchter auszuhehlen, zu verkaufen, zu tödten, kurz mit ihr zu machen was er wollte; ja die väterliche Gewalt hörte selbst dann nicht auf, wenn die Tochter verheirathet war; der Vater konnte sie von ihrem Gatten zurückverlangen.

Ganz anders finden wir die Familienverhältnisse bei den alten Germanen. Wie groß hier die väterliche Gewalt auch war, so bildete sie doch nicht die eigentliche Grundlage der Familie; Geburt und Blut waren die Quellen, aus welchen die Rechte der Familienglieder flossen; weder durch Heirath noch durch Emancipation verloren die Kinder die ihnen von der Natur zukommenden Privilegien. Der Vater konnte nicht einmal nach Belieben über sein Vermögen verfügen; das germanische Gesetz sicherte den Kindern ihr Anrecht auf die väterlichen Güter. Ja, die Kinder waren gesetzlich Mitbesitzer der Güter, welche der Vater ohne Einwilligung seiner Erben nicht veräußern durfte. Die Kinder konnten noch zu Lebzeiten des Vaters ein eigenes Vermögen erwerben und unabhängig darüber verfügen.

Bei den Germanen stand der Geschlechtsverband höher als die Familie. Die verheirathete Frau, wenn sie auch dem Gesetze nach sich in der Gewalt des Mannes befand, hatte einen mächtigen Rückhalt an ihrer Verwandtschaft, die keine ihr zugefügte Unbill ungeahndet ließ.

Die Sitte, den Töchtern bei ihrer Vermählung ein Heirathsgut mitzugeben, wurde erst mit dem römischen Rechte in Deutschland eingeführt. Früher war es hier, wie bei allen nordischen Völkern Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgelauft wurde, wodurch er sich aller Rechte auf sie begab, ein Brauch, der noch heutzutage im ganzen Orient besteht. Bei uns ist dies Verhältniß bekanntlich oft umgekehrt: Die heirathslustigen Männer kaufen den Vätern ihre Töchter nicht mehr ab, sondern suchen in den meisten Fällen ein möglichst großes Vermögen zu erheirathen, so daß häufig das Heirathsgut als Hauptfache betrachtet wird.

Uebrigens ist zu bemerken, daß die germanischen Heiraths- und Erbschaftsverhältnisse noch nicht hinlänglich aufgeklärt sind. Die mangelhafte Kenntniß davon wird in

neuerer Zeit vielfach ergänzt durch eine genauere Kenntniß der alten scandinavischen Rechtszustände. Hier finden wir, daß die Mitgiftsangelegenheit bei Verheirathungen in ähnlicher Weise geregelt wurde wie noch heute bei unsern Bauern der Fall ist. Es kamen Fälle vor, wo die Frau ein weit größeres Heirathsgut mitbrachte, als der Mann, und daß danach auch ihre Rechte in verhältnißmäßiger Erweiterung festgestellt wurden.

Ueberall bei den Germanen war die Frau unumschränkte Herrin im Hause.

Eine Unsitte, die bei uns nur noch sporadisch vorkommt, war bei allen Völkern des Alterthums allgemein: nämlich daß die Eltern über Herz und Hand der Töchter verfügten und diese, die doch zunächst bei der Heirath betheiligte war, am wenigstens dabei zu Rathe gezogen wurde.

Bei den Römern wie bei den Germanen bestand das Recht der Ehescheidung, wurde aber selten ausgeübt. Bei den Germanen hatte der Mann das Recht, eine treulose Frau zu tödten, oder mit abgeschorenen Haaren fortzujagen. Ebenso stand die Todesstrafe auf den so häufig bei unsern Altvordern vorkommenden Entführungen von Frauen und Mädchen. Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das spätere friesische Gesetz an, wodurch die Frau zur Schiedsrichterin des Schicksals ihres Entführers gemacht wurde. Sobald man ihrer habhaft ward, kam sie in die Gewalt des Frohndoten, der sie nach dreitägiger Haft auf den Richtplatz führte und zwei Stäbe vor ihr in die Erde steckte. Bei dem einen Stabe stellten sich die Verwandten der Entführten, bei dem andern stellte sich der Entführer auf. Der Frau blieb es freigestellt, sich zu einem der beiden Stäbe zu begeben. Ging sie zum Entführer, so wurde die Ehe als gültig betrachtet und es fand keine weitere Strafe statt; wenn sie aber zu ihren Verwandten ging, so verfiel der Entführer der Gewalt des Gesetzes.

Allgemein bekannt ist, wie sehr die alten Germanen durch die hohe Verehrung, welche die Frauen bei ihnen genossen, vor allen Völkern sich auszeichneten. Trotzdem war auch bei ihnen, nach unserm heutigen Begriffe, die Stellung der Frauen eine unwürdige. Erst das Christenthum brachte den Frauen Freiheit und Erlösung. Das große Wort des Heilands, als die Juden die Ehebrecherin zu ihm führten, um sie zu steinigen: Wer sich unter Euch rein fühlt, der hebe den ersten Stein auf! — schoß wie ein Sonnenstrahl in jeden sündigen Winkel und begründete eine wahrhaftige Gerechtigkeit, an welcher die Frauen hinfort auch Theil haben sollten. Aber das Christenthum fand wiederum für seine Heillehre nirgends einen so fruchtbaren, so

wohlbereiteten Boden wie im germanischen Lande. Christenthum und germanischer Geist mußten zusammenwirken, um Freiheit und Würde der Frauen zu entwickeln. Bei den Slaven blieb die Frau unfrei trotz des Christenthums, bis germanischer Einfluß auch dort bessere Zustände vorbereitete; bei den Georgiern und Armeniern ist sie noch heute unfrei, obgleich das Christenthum in jenen Ländern schon seit anderthalb tausend Jahren herrscht.

Die christliche Ehe verlangt Gleichheit der Pflichten und Rechte. Wo solche Gleichheit nicht besteht, ist die Ehe keine echt christliche.

Die ältesten Christen handelten nach diesem Grundsatz, der erst verwischt wurde durch den Feudalstaat.

Der Feudalstaat trat in mehr als einer Beziehung als Feind und Verderber der Familie und der Gemeinde auf; die natürliche Ordnung, die Gleichheit der Erbschaft, konnte sich nur beim Volke erhalten.

Noch seit das Christenthum die innere Befreiung der Frau bewirkt hatte, war eine Bewegung eingetreten, die auf die Dauer nichts mehr hemmen konnte, und die über kurz oder lang auch die äußere, die gesellschaftliche Befreiung — die bis jetzt noch nicht ganz besteht — herbeiführen muß. Man wird mir nicht zumuthen, daß ich unter dieser gesellschaftlichen Befreiung die Emancipation der Frau im modernen Sinne des Wortes verstehe, denn eher noch würde ich der orientalischen Sklaverei der Frauen, als solcher Emancipation à la Louise Aston das Wort reden.

Aus der Vermischung des christlichen Germanenthums mit romanischen Elementen erzeugten sich neue Lebensformen und Sitten, und als Blüthe derselben entpfrang jener ritterliche Frauendienst des Mittelalters, dessen Frucht erst jetzt zu reifen beginnt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst, der bis dahin nur an Fürstenthöfen und auf Ritterburgen geherrscht hatte, wo edle und schöne Frauen den Mittelpunkt alles ritterlichen und poetischen Lebens bildeten — seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst auch in den Städten, mit seiner Ausdehnung immer mehr an sittlicher Grundlage gewinnend.

Die Völker, welche den Islam annahmen, blieben, mit Ausnahme der Araber, in Spanien, diesen großen Bewegungen fremd bis auf den heutigen Tag. Bei ihnen blieb die Liebe, wie sie bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den feingebildeten Griechen war: eine ausschließlich sinnliche. Hier konnte Frauenverehrung im höheren Sinne des Wortes nicht auskommen, wo die Frau von vornherein durch Gesetz und Sitte zur Sclavin des Mannes gemacht war.

Wenn ich nun versuche, Ihnen die Stellung

der Frauen im Orient zu veranschaulichen, so werden die der Wirklichkeit entnommenen Bilder jedenfalls einen seltsamen Contrast bilden zu der Vorstellung, welche man sich nach der Schilderung der Poeten gewöhnlich über die Zustände im Orient zu machen pflegt. Ob früher wirklich Frauen wie Lallah-Rookh und Zuleikha im Orient vorkamen, weiß ich nicht; daß sie heute weder in Persien noch in der Türkei vorkommen, glaube ich behaupten zu können. Frauen von großer Körperschönheit, anmuthigen Bewegungen und vortrefflicher Beredsamkeit gibt es genug im Morgenlande; aber was wir echte Weiblichkeit nennen, dürfte man dort vergebens suchen. Bei der strengen Sonderung der Geschlechter ist von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geselligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen, und umgekehrt, unmöglich gemacht, und in Folge dessen fehlt auch später alles innige, geistige Zusammenleben zwischen den Ehegatten, sowie ein glückliches Familienleben im wahren Sinne des Wortes. Der Harem ist das Grab der weiblichen Würde. Eine im Harem aufgewachsene Frau und eine gebildete Europäerin sind zwei grundverschiedene Wesen, die sich niemals verstehen und verständigen würden, wenn sie auch dieselbe Sprache redeten.

Im Morgenlande sind die Frauen wie ein Licht, das unter den Scheffel gestellt wird, oder wie ein Schmutz, den man sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen sucht. Sie leben in der strengsten Abgeschlossenheit von den Männern und erscheinen, wo sie sich öffentlich zeigen, in so vollständiger, absichtlich plumper Umbüllung, daß man von ihnen wenig mehr sieht als was sie selbst zum Ehren brauchen: ihre Augen. Diese Abgeschlossenheit von der Männerwelt und diese Art der Verbüllung wurden nicht erst durch Muhammed eingeführt, sondern sind eine asiatische Sitte, die aus den ältesten Zeiten stammt. Durch den Koran geheiligt und nach seinen Vorschriften streng überwacht, hat diese Sitte sich ohne die geringste Abweichung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau sich nur für ihren Mann schmüden, nur vor ihm ihre Reize entfalten soll. Der Morgenländer hält es für recht und sittlich, streng darüber zu wachen, daß die Reize seiner Frau keine Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß sie beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichst grohen Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichst weiten Gewändern verbergen. Zu Hause aber muß sie so jene Pantoffeln tragen, wie man bei uns nur als Seltenheiten sieht, und sich mit der größten Sorgfalt salben, pflegen und schmüden.

Jedes türkische oder persische Haus zerfällt in zwei streng geschiedene Wohnungen, noch dem Stande des Besitzers mehr oder minder groß, deren eine: das Selamlif, von den Männern, und die andere, der Harem, von den Frauen bewohnt wird. Harem bedeutet ursprünglich Zufluchtsort, geheiligte Stätte, und es wird nicht nur die geweihte Wohnung der Frauen damit bezeichnet, sondern auch die Frauen selbst, welche eine Hausgenossenschaft bilden.

In den Häusern der Reichen findet man häufig den Harem mit dem Selamlif durch eine Reihe von Zimmern verbunden, welche *Mabéin*, d. h. wörtlich: „zwischen Weibern“ genannt werden, und nur von dem Herrn des Hauses betreten werden dürfen, der auch allein das Recht hat, in das Innere des Harems zu dringen, zu welchem selbst den Dienern und nächsten Verwandten des Hauses der Zutritt ver sagt ist. Alle Dienste im Harem werden durch Sclavinnen verrichtet. Im untern Stod ist nach dem Hofe zu ein kleines Sprechzimmer, wo die älteste Sclavin den Dienern ihre Befehle erteilt, jedoch solchergestalt, daß keiner seinen Fuß über die Schwelle setzen darf. In der Mauer ist eine Art Drehladen (türkisch *dolab*) angebracht, ähnlich wie in den Nonnenklöstern, und vermittelt dieses Drehladens wird alles Nöthige von Außen herbeigeschafft, ohne daß Sclaven und Sclavinnen einander sehen.

Es wird auch nur in den gefährlichsten Fällen und nur unter sorgfältigster Ueberwachung ein Arzt in den Harem gelassen, dem aber selten mehr gestattet wird, als den Puls seiner Patienten zu befühlen. Alle gewöhnlichen Krankheiten werden von Frauen geheilt. Die Hülfe eines Geburtsarztes ist bei den Türken etwas so Unerhörtes, daß sie als ein Schimpf für die ganze Familie betrachtet wird.

Bei der äußerst strengen Ueberwachung der Frauen in den Haremen gehören verbotene Abenteuer hier fast zu den Unmöglichkeiten, und das Meiste was davon erzählt wird, ist aus der Luft gegriffen. Kommt einmal ein Fall der Art vor, so muß ihn die Frau, wenn er entdeckt wird, mit dem Tode büßen.

Solche Fälle sind aber äußerst selten und noch seltener ist ihre Entdeckung.

Demnach sind die Frauen im Orient so weit tugendhaft, als äußerer Zwang sie dazu nöthigt. Von jener höhern weiblichen Tugend aber, welche des äußeren Zwanges nicht bedarf, haben sie keinen Begriff und können sie keinen Begriff haben. Ihre Tugend steckt in der Zwangsjade, nicht im Herzen. Natürlich liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an ihrer Erziehung, an den traurigen Verhältnissen, unter welchen sie aufwachsen. Von Kindheit an eingeschlossen im Harem, allem belehrenden

Verkehr mit Männern, aller Geistesbildung fremd, führen selbst die reichsten Frauen im Orient, trotz alles Glanzes und Schmucks, womit sie umgeben sind, nach unsern Begriffen ein ödes, trauriges Leben. Wenn sie nur in den Garten gehen wollen, um frische Luft zu schöpfen, so darf dies nicht anders als unter der sorgfältigsten Ueberwachung und Umbüllung geschehen. Der Eintritt in die Moschee wird ihnen erst bei vorgerücktem Alter gestattet, und so ist den armen Frauen grade in der schönsten Zeit ihres Lebens sogar der Trost der Religion ver sagt. Die Fensterläden ihrer Wohnungen sind dadurch ihren Schleiern ähnlich, daß sie, selbst un gesehen, Alles dadurch sehen können, was draußen vorgeht. Das ist ihr einziger Verkehr mit der Außenwelt, nach unsern Begriffen gewiß kein befriedigender, denn ich glaube, daß einer schönen Frau wenigstens eben so viel daran liegt, von Andern gesehen zu werden, als Andere zu sehen.

Tropdem würde man irren in der Annahme, daß die Orientalinnen sich selbst für so unglücklich halten, als sie noch unsern Begriffen erscheinen müssen. Sie kennen kein besseres Loos und sind deshalb zufrieden mit dem ihrigen. Ja, sie bedauern die Christinnen, die so wenig von der Eifersucht ihrer Männer geplagt werden, daß diese ihnen erlauben, unverschleiert durch die Straßen zu gehen, als ob die ganze Welt ihr Harem wäre, mit jedem Manne sprechen und — Gräu el oder Gräu el! — sogar fremde Männer bei sich zu empfangen. Denn nach der Eifersucht wird im Orient die Liebe des Mannes bemessen, in ähnlicher Weise wie bei uns früher Frauen aus dem Volke glaubten und hin und wieder noch glauben: ihr Mann liebe sie nicht, wenn er sie nicht zuweilen prügele.

Vornehme Orientalinnen lassen sich selten in den Straßen sehen. Die Einkäufe auf dem Bazar werden meistens durch ältere Sclavinnen besorgt, die ebenfalls immer in tiefster Umbüllung erscheinen. Kein Mann darf sich unterfangen, eine Frau auf der Straße anzureden, selbst wenn es seine eigene Frau wäre.

Eine natürliche Folge dieser strengen Sondernng der Geschlechter ist, daß öffentliche Verkäuferinnen, Ladenjungfern, Melmerinnen, Hölzerinnen u. im Orient nicht vorkommen.

Jede Tomille lebt außer allem Verkehr mit andern und in jeder Familie leben wieder die beiden Geschlechter außer allem geselligen Verkehr. Selbst der Mann darf nicht wagen, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn diese von ihrer Mutter, Schwester oder sonstigen nahen Verwandten Besuch hat. Zwingt ihn eine dringende Veranlassung, eine Ausnahme zu machen, so muß er sich vorher anmelden lassen, damit die besuchende Dame Zeit hat sich zu entfernen.

Freundschafts-, Blüth- und Anstandsbesuche sind bei den morgenländischen Damen vollständig unbekannt. Keine Dame von Rang braucht sich einer andern, selbst der Sultananin nicht, vorstellen zu lassen. Das Verhältnis der Männer untereinander, Dienstpflcht, Freundschaft, oder was es immer sein möge, hat keinerlei Einfluß auf die Frauen.

Die öffentlichen Bäder sind fast der einzige Ort, wo Frauen aus verschiedenen Haremen in größerer Anzahl zusammenkommen und Gelegenheit haben, ihre Reize, ihren Putz und Schmud vor Andern zu entfalten. Hier bringen sie denn auch, so oft sie können, einen großen Theil des Tages zu und hier sucht eine die andere an Jungensbeweglichkeit zu übertreffen. Nach dem Bade strecken sie sich auf weiche Teppiche, Stunden lang aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend und ihren Tschibuk dazu rauchend. Die Kostbarkeit dieses Tschibuks, sowie die Pracht ihrer Gewänder und sonstigen Zierrathe und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßstab, wonach sie ihre Stellung untereinander bemessen, sich gegenseitig anziehen und abstofen, loben und schmähen, bewundern und beneiden. Die Toilette nimmt eine geraume Zeit in Anspruch, da außer Salben und Ölen, weißer und rother Schminke noch verschiedene Schönheitsmittel angewandt werden, wie z. B. der Lohol, zum Färben der Augenbrauen, welche für besonders schön gelten, wenn sie in einem einzigen großen Bogen sich über Augen und Nase ziehen. Diesen Bogen künstlich herzustellen, wenn die Natur nicht dafür gesorgt hat, ist eine äußerst wichtige Angelegenheit für die Orientalinnen. Ferner gilt es für eine unerläßliche Fierde, die Nägel und Fingerspitzen blau zu färben mit Zenna.

Bekanntlich kam im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich die Mode der Mouches oder Schönheitspflästerchen auf, die zugleich mit dem Keilrod wieder verschwanden. Diesen Schönheitspflästerchen gleicht das in Persien und besonders unter den Kurden übliche Besprekeln der Brust mit schwarzen Flecken, wie denn ein turkischer Dichter es als eine große Schönheit an seiner Geliebten rühmt, daß er über dreihundert solch schwarzer Flecken an ihrem Halse und ihrer Brust zähle.

Einen Hauptschmud haben von jeher im Orient wie im Occident die Armringe gebildet und ebenso wird auf Perlen und Edelsteine großer Werth gelegt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar als eine Hauptzier der Frauen betrachtet und künstlich gepflegt und verschönert. In dieser Beziehung haben sich die Orientalinnen immer natürlicher und geschmackvoller gejeigt als die Frauen des Occidents, welche es zu Zeiten für schön

hielten, dem Haare eine ganz andre Farbe zu geben als es ursprünglich hatte. Wie in Frankreich lange die Mode herrschte, das Haar zu putern, so bestreuten sich schon die römischen Damen der Kaiserzeit, ihrem von Natur dunklen Haare jene blonde oder goldige Farbe zu geben, welche an den Frauen der Germanen so viel bewundert wurde. Sie bezogen deshalb aus Deutschland entsprechende Färbemittel, oder sie kauften auch ganze Perrüden, die aus germanischen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, besonders seit die künstlichen Lockengebäude Mode geworden, wie wir sie noch auf zahlreichen Büsten römischer Kaiserinnen finden. Es entwickelte sich solchergehalt eine vollständige Haararchitektur, welche von den Französinnen des siebzehnten Jahrhunderts wieder ausgenommen und so in's Ungeheuerliche ausgebildet wurde, daß einige dieser Frisuren eine Höhe von dreizehn Zoll erreichten.

Die alte germanische Frauensitte, das Haar lang herabwallend zu tragen, verlor sich im Mittelalter und ist heutzutage nirgends mehr zu finden.

Die Orientalinnen tragen das Haar meist in herabfallenden Flechten, doch kommen bei den Vornehmen auch verschiedene künstliche Frisuren vor.

Daß die herkömmliche nationale Tracht der Orientalinnen malerischer und kleidsamer ist, als die nach den Launen der Mode wechselnden Gewänder unsrer Damen, wird Niemand leugnen. — Wenden wir uns jetzt von diesen Auserlesenen zu dem häuslichen Leben im Morgenlande.

Die Frauen verbringen ihre Zeit in den Haremen mit Erziehung der Kinder, Sticken, Nähen und weiblichen Handarbeiten aller Art. Musik, Lectüre und höhere Bildung kommt äußerst selten vor. Unter hundert Orientalinnen dürften durchschnittlich kaum fünf zu finden sein, welche lesen und schreiben können.

Eine lobenswerthe Sitte aller Frauen im Morgenlande, die Sultananinnen nicht ausgenommen, ist es, daß sie ihre Kinder selbst nähren, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden. Ist dieses nicht der Fall, so wird eine junge Sklavin zur Amme genommen, die von dem Augenblicke, wo sie ihr Amt antritt, frei und als Verwandte des Hauses betrachtet wird. Im ganzen Orient gilt es seit den ältesten Zeiten als eine Uebsere, als eine Art Unglück für die Familie, wenn das erstgeborene Kind ein Mädchen ist. Dieser Zug, der sich bei allen Völkern des Alterthums und etwas gemildert auch heute noch in Europa wiederfindet, ist sehr bezeichnend für die Stellung des weiblichen Geschlechtes. In Bezug auf den Orient wüßte ich keinen Grund dafür

angugeben, als das untergeordnete Ansehen der Frauen überhaupt — bei uns läßt es sich aus der Elternliebe selbst erklären, wenn die Geburt eines Mädchens oft mit minderer Freude, als die Geburt eines Knaben begrüßt wird. Denn die Elternliebe unterscheidet sich von jeder andern Liebe durch ihre Voraussicht, durch ihre Sorge für die Zukunft. Ein Sohn kann für sich selbst sorgen, wenn er das Jünglingsalter erreicht hat, für eine Tochter aber muß gesorgt werden, und im glücklichsten Falle, wenn sie früh durch die Ehe eine entsprechende Versorgung findet, müssen die Eltern sich von ihr trennen.

Im Orient findet der Unterricht der heranwachsenden Kinder im Hause statt und beschränkt sich meistens darauf, ihnen die wichtigsten Sagen des Koran beizubringen. Erst in neuerer Zeit wurden in Constantinopel öffentliche Unterrichtsanstalten gegründet, welche aber selbstverständlich für den weiblichen Theil der Bevölkerung so gut wie nicht vorhanden sind. Mädchenschulen, Pensionen, Stiftungen und dergleichen gibt es im Morgenlande nicht. Die Mädchen werden meistens schon im Alter von vier oder fünf Jahren verlobt, natürlich ohne zu wissen mit wem, und zwischen zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, ohne zu wissen wer ihr Mann ist, den sie bei der Hochzeit zum erstenmale sehen. Verlobung und Heirath werden durch Vermittler eingeleitet und zwischen dem Vater der Braut und dem Vater des Bräutigams abgeschlossen, meistens ohne daß die zunächst dabei Theilhabenden etwas davon wissen. Bei dem Abschluß des Heirathvertrages, welcher durch den Imam der Moschee in Gegenwart der Verwandten beider Häuser vollzogen wird, dürfen keine Frauen zugegen sein. Die Hochzeit wird in beiden Häusern mit einem so großen Brum begangen als es die Verhältnisse irgend gestatten. Aber auch hierbei bleiben die Geschlechter streng geschieden; die Frauen erzygen sich im Harem, die Männer im Selamlik.

Wird eine Frau Wittwe, so sucht sie durch Vermittlung ihrer Eltern so schnell als möglich wieder zu heirathen, denn eine ehelose Frau ist bei den Türken ein unglückliches, hülfloses Wesen. Glücklich aber werden die Mütter gepriesen, besonders wenn ihr erstgebornes Kind ein Sohn ist; ihr Ansehen wächst mit der Zahl ihrer Kinder.

Der Koran erlaubt jedem seiner Belenner vier gesekmäßige Frauen zu haben und eine beliebige Zahl von Sklavinnen. Von dieser Erlaubniß machen jedoch außer dem Sultan und den Großen des Reichs nur wenige Türken Gebrauch. Die Kermeren haben nur eine Frau, weil ihnen die Mittel fehlen, mehrere zu unterhalten, und die meisten Andern

haben nur eine Frau, weil der Türke vor Allem die Ruhe liebt, die mit mehreren Frauen unverträglich ist. Denn jede von ihnen will die Bevorzugte sein, und so werden von Allen die wunderbarsten Mittel angewandt, um die Liebe des Herrn zu erlangen oder zu erhalten.

Bei allen Völkern finden wir, daß die Frauen sich gewisser Zaubermitel bedienen, um das Herz des Geliebten zu fesseln. Bei den alten Scandinaviern wurden zu diesem Zwecke die Runen angewandt. Im Mittelalter kommen sowohl bei den romanischen wie germanischen Völkern die Liebestränke häufig vor. Im Oriente spielen noch heute Liebestränke wie Talismane eine bedeutende Rolle.

Das großartigste Bild eines morgenländischen Haushalts und somit das großartigste Spinnweb von Intriquen, Zaubermiteln, Eifersucht, Haß und Liebe bietet natürlich der Harem des Sultans dar, der im großen Ganzen ebenso eingerichtet ist, wie der Harem Salomo's, des großen Königs der Juden, war.

Die Zahl der Frauen, welche den kaiserlichen Harem bilden, belief sich früher indgemein auf Tausend, während sie unter dem gegenwärtigen Sultan dreihundertfünfzig beträgt, worin die Türken eine beklagenswerthe Annäherung an abendländische Sitten sehen. Unter diesen dreihundertfünfzig besteht ungefähr die Hälfte aus Negerinnen, welche die geringeren Dienste versehen. Dreißig Sklavinnen sind für den Dienst der Kabinen oder Sultanninnen — und vierzehn für die sieben ersten Hofdamen bestimmt. Das ganze Personal zerfällt in vier Classen: Gedeikil's (Ausrösthle), Usta's (Herrinnen), Schahjirba (Novizen) und Ischaria (Sklavinnen.) Die erste dieser Classen ist auf zwölf beschränkt, wozu die schönsten und gebildetsten gewählt werden, welche beim Sultan Pagendienste versehen.

Die höchste Stelle im kaiserlichen Harem nehmen die Kabinen oder Frauen des Sultans ein, deren Rang sich nach dem Datum ihrer Erhöhung richtet. Die Mutter des erstgebornen Brings hat den Vorrang vor allen übrigen, nimmt aber erst bei der Thronbesteigung ihres Sohnes den Titel Sultantin Valide an.

Besma allem (Zierde des Weltalls), die Mutter des jetzt regierenden Sultans war eine georgische Sklavin, die in ihrer Kindheit nach Constantinopel verkauft wurde.

Das Princip der Ebenbürtigkeit bei der Ehe kennen die Türken nicht. In Europa entwickelte es sich besonders scharf in den Ländern, wo Leibeigenschaft bestand, trat aber im Mittelalter und in der neueren Zeit scharfer hervor als früher der Fall war. Bei den

alten Normannen konnte z. B. eine Königs-tochter unbedenklich einem freien Bauern die Hand reichen; die sagenberühmte böhmische Königin Libussa heirathete ebenfalls einen Bauern, während bei uns im siebzehnten Jahrhundert eine Grafentochter sich schwer entschlossen haben würde, einen Baron zu heirathen.

Die Türken legen bei den Frauen gar kein Gewicht auf vornehme Abkunft. Bei ihnen gilt das Wort: „Die Perlen werden im Schlamm des Meeres gefunden und die besten Frauen in den untersten Schichten des Volkes.“

Habe ich das Loos der Frauen im Orient als ein keineswegs beneidenswertes geschildert, so muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß das Gesetz ihnen überall schützend zur Seite steht und sie vor jeder rohen Behandlung von Seite ihrer oder anderer Männer sichert. In den Fetwas des rechtskundigen Muphti Abdullah-Effendi heißt es, daß eine Frau das Recht habe, Jedem, der ihrer Ehre irgendwie zu nahe trete, zu vergiften oder sonst um's Leben zu bringen. Wenn eine Frau von ihrem Manne brutal behandelt wird, so hat sie das Recht, ihn zu verklagen, und das Gericht entscheidet fast immer zu Gunsten der Frau.

In diesem Punkte ist das türkische Gesetz gerechter und milder als das germanische und römische, welche dem Manne erlauben, die Frau durch Prügel zu mißhandeln. Das bayerische Landrecht enthält noch heute den Satz, daß dem Manne eine gelinde Züchtigung der Frau gestattet sei.

Bei den Berkern nimmt mit geringen Abweichungen die Frau dieselbe Stellung ein wie bei den Türken. Größere Unterschiede und poetischere Beziehungen finden wir schon bei den Tataren am kaspiischen Meere und im Doghestan, und am freiesten unter allen Semiten gestalten sich die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern bei den eigentlichen Tischerlessen am schwarzen Meere. Polygamie kommt hier meines Wissens gar nicht vor; die jungen Mädchen gehen unverhüllt und unbewacht umher bis zu ihrer Verheirathung, sie dürfen mit Männern verkehren so viel sie wollen und trotz — oder vielmehr in Folge dieser Freiheit herrscht hier eine größere Sittereinheit als bei irgend einem andern orientalischen Volke, die christlichen Georgier und Armenier nicht ausgenommen.

Der verächtliche Mädchenhandel, welcher von der tischerlessischen Küste aus mit der Türkei unterhalten wird, kommt nur unter der Classe der Sklaven und Unfreien vor, deren Töchter in der Heimath, wo eine durchaus aristokratische Schöderung der Gesellschaft besteht und kein Fürst oder freier Mann unter seinem Stande heirathet, doch keine so gute Partie

machen würden wie in der Türkei, wo sie sicher den Weg in den Harem irgend eines Großen finden.

Bei den Tischerlessen, wie bei allen Völkern des Kaukasus, verlangt es die Sitte, daß die Braut nach vorherigem Einverständnis von ihrem Bräutigam entführt werde, wobei regelmäßig Schreinkämpfe stattfinden, die nicht immer ohne Blutvergießen ablaufen. Ueberhaupt zeigt sich in keinem andern moslemischen Lande eine so große und interessante Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen, wie bei den Tischerlessen, deren gesellschaftliches wie politisches Leben in vielen Zügen an die alten Germanen erinnert, wie Tacitus sie uns schildert. Dies hier näher auszuführen, erlaubt mir der beschränkte Raum nicht und zudem habe ich Alles, was ich Bestimmtes darüber weiß, bereits in meinen Reiseverken ausführlich beschrieben.

Indem ich mich nun, vor dem Schlusse, den abendländischen Frauen wieder zuwende, kann ich süßlich die meisten der Einzelheiten übergeben, die bei der Schilderung der Türkinen notwendig waren, denn wie sie sich baden, salben, kleiden und schmücken, ist allbekannt.

Wenn deutsche Frauentreue und Jugend auch von jeher vielfach gerühmt wurde, so bin ich doch bei meinem Studium der Geschichte der Frauen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frauen bei uns immer noch besser waren als ihr Ruf, und daß überhaupt bei uns die Sitte der Geseßgebung weit voraus war.

Das germanische Gesetz erlaubte die Polygamie; die germanische Sitte verbot sie, und deshalb kam sie bei unsern Fürsten äußerst selten vor, und meistens nur aus politischen Gründen.

Noch im sechzehnten Jahrhundert wurde von den Juristen und Theologen über die Zulässigkeit der Vielweiberei gestritten, nachdem die Wiedertäufer in Münster dieselbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Lepden fünfzehn, die übrigen zehn bis zwölf Frauen besaßen, ähnlich wie heutzutage die Apostel der Mormonen in Amerika.

Frankreich gilt seit lange vorzugsweise als das Land, wo die Galanterie und Artigkeit gegen die Frauen am weitesten getrieben wird, und doch kommen grade in Frankreich in allen Schichten des Volks bis zu den höchsten hinauf täglich ungestraft Dinge vor, die im Orient ihres Gleichen suchen. Das Gesetz gibt in Frankreich dem schlechtesten Manne Waffen in die Hand, gegen welche es der besten Frau unmöglich ist, sich zu vertheidigen. In Frankreich liegt die Geseßgebung in Bezug auf die Frauen noch sehr im Argen.

Am freiesten und würdigsten ist die Stellung

der Frau in Deutschland und England, odgleich auch hier noch viel zu wünschen übrig bleibt.

Doch wo Gesetz und Sitte den Fortschritt begünstigen wie bei uns, sind alle Uebel nur vorübergehender Natur und es hängt von den Frauen zur Besserung ihrer Stellung selbst viel mehr ab als von irgendwelchen neuen Theorien socialer Einrichtungen, irgendwelchen Experimenten der Politik oder Beweisen geistiger Evidenz. Treue Pflichterfüllung und sorgfältige Ausbildung des Herzens und Geistes ist die beste Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit.

Eine große, nicht genug zu beachtende Quelle häuslichen Unglücks ist die allzufrühe Verheirathung der jungen Mädchen. Jeder, dem daran liegt, sich über diesen wichtigen Punkt zu unterrichten, wird leicht die Beobachtung machen können, daß die meisten unglücklichen Ehen aus der eben genannten Quelle entspringen. Daß es viele glückliche Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst. Aber in der Regel ist es nicht gut, gleich aus den Kinderschuhen in die Ehepantoffeln zu schlüpfen.

In unserm gemäßigten Klima, wo die Entwicklung langsamer vor sich geht als im Orient, tritt die vollständige geistige wie körperliche Reife selten vor dem einundzwanzigsten Jahre ein. Nun scheint es mir in keiner Beziehung rathsam, daß eine Tame Frau und Mutter werde, bevor sie ihre vollständige Reife erlangt hat.

Die gefährlichste Zeit für ein junges Mädchen liegt zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre. Die Richtung, die es in dieser Zeit erhält, wird maßgebend bleiben für sein ganzes Leben.

Was ein junges Mädchen bis zum vierzehnten Jahr lernt, ist ziemlich gleichgültig; hingegen ist, was es in den folgenden Jahren treibt, von der größten Wichtigkeit. In diesen Jahren ist nichts heilsamer, nichts segensreicher als eine strenge Zucht des Geistes, ernste Studien oder Beschäftigungen irgendwelcher Art, die unschuldige Vergnügungen keineswegs ausschließen, vielmehr selbst eine reiche Quelle solcher Vergnügungen werden. Diejenigen aber, welche diese Zeit bloß mit nichtigen, eilen Zerstreungen verbringen, werden das im spätern Leben vielfach zu büßen haben.

Es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen weiter auszuführen. Den Verständigen genügt ein Wink und den Unverständigen predigt man vergebens.

Wenn es sich um den Fortschritt der Nation handelt, so kommt die häusliche Sitte nicht minder als die öffentliche in Betracht und jene ist es, mit welcher es die Frau vorwiegend zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche

Frauenklassen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, zu erdulden haben, kann nur durch das Mitgefühl und die Gerechtigkeit ihrer günstiger gestellten Mitschwestern abgeholfen werden. Eine geistreiche Engländerin, Mrs. Ballour, die selbst in ihrer Heimath viel zur Verbesserung der Lage ihrer Mitschwestern gethan, sagt mit Recht: Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das ist die Macht der heimathlichen Stätte für die Tugend einer Nation.

Daß die Stellung der Frauen bei uns jetzt eine unendlich freiere und bessere ist als sie in den gepriesenen Zeiten des Mittelalters war, wird kein Kundiger leugnen.

Es kommt factisch heutzutage nicht mehr jene überschwengliche Schwärmerei vor, welche den Ritter Ulrich von Lichtenstein bewog, sich den Finger abzuhaken und denselben seiner Geliebten als Zeichen seiner Liebe zu senden, aber es kommt auch nicht mehr vor, daß die Ritter ihre Frauen prügeln, wie früher sehr häufig der Fall war. Der Stod scheint seit der ältesten Zeit eine Stütze germanischer Frauenverehrung gewesen zu sein. In Norddeutschland, bei den Bauern der Soester Behörde, herrscht noch die alte Sitte, daß der Bräutigam nach erfolgter Trauung von den umstehenden Bauern einige tüchtige Hiebe mit Dornstöcken erhält, damit er fühle, wie weh schlagen thue und er sich nie beilommen lasse, seine Frau zu prügeln.

Trotz des durch diese Sitte angedeuteten, noch vielfach vorkommenden Mißbrauchs der männlichen Gewalt, dürfen wir mit Zug und Recht sagen, daß die Frauen bei uns eine würdigere Stellung einnehmen, als in irgend einem andern Lande der Welt, und wenn wir, um auch die schlimmsten Schattenseiten der Frauen kennen zu lernen, einen Blick in die Gefängnisse werfen und finden, daß auf zwölf männliche Verbrecher nur eine Verbrecherin kommt, so müssen wir eingestehen, daß die Frauen nicht bloß das schöne Geschlecht, sondern auch das gute Geschlecht genannt zu werden verdienen.

Das Unerwüßliche der weiblichen Trefflichkeit läßt sich am besten dadurch veranschaulichen, daß grade Diejenigen die Frauen am meisten verehren, welche sie am genauesten kennen mit all' ihren Vorzügen und Schwächen, die immer gleichen Ursprungs sind. Auch die edelsten weiblichen Anlagen können zu den größten Thorheiten führen, wenn die Frau nicht in Ausübung erster Berufspflicht ein heilsames Gegengewicht gegen die angeborne ideale Richtung findet. So entspringt aus der Begeisterungsfähigkeit jener adern Enthusiasmus, der sich um die Handschuhsjener eines Kritikers oder fingerfertigen Virtuosen reißt. Die meisten Auswüchse und Verleht-

heiten kommen in der sogenannten „guten Gesellschaft“ vor, wo am wenigsten äußere Nöthigung und innerer Antrieb zu ernsther Tätigkeit vorhanden ist. Denn die Arbeit bildet den Werthmesser der Frau wie des Mannes, und was für das Individuum gilt, findet seine Anwendung auf das ganze Geschlecht. Wo in einem Hause, in einem Kreise, in einem Lande der Arbeitsberuf der Frau außer Acht gelassen wird, da fängt das Verderben an.

Gedanken über Macaulay's Essay Frederic the Great.*)

Von Herman Grimm.

Ein Daguerreotyp stellt gleichsam den fixirten Moment dar. Wie die Sache ausah in dem Augenblicke, wo sie vom Lichte der Sonne auf der Metalltafel festgehalten ward, sah sie niemals vorher aus und wird sie niemals in der Zukunft aussehn. Denn die Veränderung des Stoffes ist in unaufhaltbarer Thätigkeit nachzuweisen. Die Sonne rückt weiter, und die Schärfe ihres Lichtes wird durch eine ewig wechselnde Atmosphäre bedingt. Ein Gebäude, dessen Aufnahme in einer Anzahl Secunden geschieht, ändert sein Aussehn während sie verfliehn. Das Antlitz eines Menschen wird in dem Momente, wo es den Apparat des Photographen anzustarren beginnt, von andern Gedanken bewegt als in dem, wo das Zeichen gegeben wird, daß die Sitzung vorüber sei, und dauerte sie auch nur ein Duzend Athembzüge. Unser Auge ist nicht geübt genug, dies auf dem Bilde herauszufinden. Nun aber wirkt keine Kraft für sich allein. Die ewig wechselnde Materie, die niemals ruhenden Gedanken kreuzen sich unaufhörlich in allen Richtungen. Unsere Sinne sind zu schwach, um diese Strahlen zu erkennen oder zu verfolgen. Nur das Größte offenbart sich, und wir sagen, weil wir dazu gezwungen sind, — es bleibe mit den Dingen beim Alten, bis der Wechsel so deutlich wurde, daß wir ihn zu beobachten fähig sind.

Die Gedanken jedes einzelnen Menschen in sich und die aller Menschen zusammen untereinander begegnen und berühren sich nach unbekanntem Gesetzen; diese Verschlingungen

sind eins der wunderbarsten Geheimnisse. Ein Gedanke unterbricht plötzlich den andern und verdrängt ihn. Ein Gedanke soll einen andern unterbrechen. Wir wollen es, aber er vermag es nicht. Wir geben es auf. Ungerufen lehrt er zurück. Er thut es morgen, er thut es nach langen Jahren. Ein Gedanke treibt uns zu einer Handlung. Wir wissen es nicht im Augenblicke, wo wir ihm nachgeben, im Gegentheile, wir glauben unter dem Einflusse eines ganz andern Gedankens zu handeln, unter dem jener erste verfliehn lag, aber dennoch wirksam. Der zufällige Blick auf irgend einen Gegenstand erweckt Erinnerungen, durch welche unser Wille plötzlich verändert wird. Der Wille eines Menschen zieht den unsern wie durch eine magnetische Lockung nach sich, und wir, im Momente der nun entleerten Handlung, glauben, wir wären es gewesen, die ihn bestimmten. Man kann im Fluge weniger Secunden wollen, nicht wollen, dennoch wollen, abermals nicht wollen, und ein Stein, an den grade unser Fuß stößt, oder ein Vogel der ausfliegt, oder der Anblick von irgend etwas, das unsre Aufmerksamkeit mechanisch fesselt, gibt den Ausschlag, daß mitten in diesem Wechsel zwischen ja und nein das eine oder das andere festgehalten wird, wie ein Sandkorn, das in ein Uhrmel fällt, die Käder grade da in's Stoden bringt, wo die Uhr zwölf schlägt. Es hätte ebenso gut eine Minute oder 20 oder 100 Minuten später sein können, das Sandkorn hat nichts zu thun mit dem Schlag zwölf, es war ein Zufall.

Wir wissen das Wenigste von den Wegen, die unsre eignen Gedanken gehn, noch weniger von denen unsrer besten Freunde, was aber von denen der Menschen, die wir niemals erblickten, die Jahrhunderte vor uns lebten? — was von der geistigen Strömung, welche damals herrschte als sie lebten? Denn jede Zeit hat ihre eigenthümliche Atmosphäre. Die Summe der allgemeinen Kenntnisse, der allgemeinen Wünsche, Erfahrungen und Befürchtungen wirkt stets auf die Menschheit mit einem gewissen Trude und gibt ihr zugleich das eigenthümliche Licht, unter dem allein die richtige Betrachtung möglich wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutschland verwüstet, ermattet, man wußte wenig von den Naturwissenschaften, wenn man die Kenntnisse unsrer Tage dagegen setzt, man lebte unter dem Einflusse von Sitten, Gebräuchen und Gesetzen, die heute nicht mehr vorhanden sind; wer dürste, was damals gedacht, gethan, geschrieben ward, so ansehen als sei es heute gedacht, gethan, geschrieben? Und diese Atmosphäre wechselt nicht nur in Jahrhunderten, sie wechselte schon damals alle

*) Eine geliegene Uebersetzung findet der Leser im 9. Bde. von Macaulay's Aufsatzbüchern 2. Heftchen. Deutsch von Dr. Fr. Ziegler. Braunschweig. Verlag von Georg Meyerhans. Preis für den einzelnen Band unter dem Titel: Friedrich der Große. Joh. Kunze, Parere, Oliver Goldsmith, Sam. Johnson, 25 Sgr.

Tage, wie sie es heute thut. Der indische Krieg hat uns Alle anders gemacht. Wir denken nach den dortigen Schlachten anders über die Engländer als wir nach dem Kriege vor Sebastopol thaten, wir dachten damals anders über sie als man nach der Schlacht von Waterloo sie beurtheilte. Wir denken seit dem indischen Kriege anders über das Verhältnis der germanischen Völker den Asiaten gegenüber, wir blieden überhaupt zum erstenmale wieder aufmerksam auf jene Gegenden, daß sie uns näher gerückt erscheinen. Wir sehen, daß Scheußlichkeiten in unsern Tagen möglich sind, die vorher keine Phantasie erfonnen hätte. Ebenso hatte uns der russische Krieg verändert, ebenso hatte es die gewaltige Ausbreitung der Dampfschiffe und Telegraphen gethan. Wer dürfte die Kriege Cäsar's in Germanien so ansehen, als hätte es damals telegraphische Depeschen gegeben? Niemand wird das thun, es wäre lächerlich. Bald aber wird es schon schwieriger sein, wenn diese Erfindungen völlig in Leib und Leben übergegangen sind. Schakspere läßt Cäsar mit Kanonen schießen. Das wissen wir freilich alle besser. Wie es aber bei seinen Schlachten zugeht, kann dennoch Niemand sagen, denn wären auch seine eignen Berichte darüber doppelt so genau, doppelt so deutlich und ohne den kleinsten Irrthum abgefaßt, es wäre trotzdem soviel darin ausgelassen, das sich zu Cäsar's Zeiten von selbst verstand, es wäre bei so manchem Worte die Zeit und das römische Publicum nöthig, um es grade in dem Sinne zu begreifen, in dem Cäsar es gebrauchte, daß wir dennoch kein getreues Bild seiner Thaten empfangen würden.

Ich will hier keineswegs zu dem Schlusse kommen, daß man überhaupt nichts wissen könne, weil Alles sich der Beobachtung entzöge; ich möchte nur gezeigt haben, wie sich die Ansicht vertheidigen läßt, daß wer die Dinge dadurch kennen lernen will, daß er sie zerlegt, die Gedanken dadurch, daß er sie entwirrt und im Einzelnen verfolgt, die Geschichte der Menschen und Völker dadurch, daß er sie theilt, diese Theile zum zweitenmale und drittenmale theilt und immer vom kleineren zum kleineren fortschreitet, eine unendliche Arbeit vornähme, zu der ihn die menschliche Unvollkommenheit nicht geschickt genug machte. Träte Jemand auf, dessen Geruch so fein wie der eines Hundes, das Auge so scharf wie eine Lupe und ein Fernrohr, dessen Gehör leiser wäre als das eines Indianers in Cooper's Romanen, der mit den Fingerspitzen die Farben erkannte, dessen Geld und Gesundheit ausreichten, um ihn unaufhörlich die Welt durchstreifen zu lassen; die Kürze seines Lebens, die Vorurtheile seiner Zeit, entstehend

durch die Unbekanntschaft mit alle dem, was noch unbekannt ist, würden ihn verhindern und ihm die Kenntniß des Ganzen versagen, welche er durch die Betrachtung der unzähligen Einzelheiten erlangen wollte. All unser Wissen ist Stückwerk. Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntniße, sondern der dunkle Trieb, durch den geleitet sie zu sammeln begannen und der sie in ihrem Geiste zu Resultaten der Erkenntniß ordnete; das Wunder, das geschah, indem die Betrachtung der Dinge den Menscheng Geist zu einem schöpferischen Theile der Welt gestaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegensatz gegen die ungeheure Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Unstre Regier nach rückwärts und vorwärts ist keine Spielerei ohne Zweck und Ziel. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, so lernen wir sie kennen, und Alles nimmt Gestalt an und wird wahrhaft. Die ganze Welt im lichtesten Sonnenscheine daliegend wäre so gut als wäre sie nicht da, ohne das Auge des Menschen, ein ganzer Himmel voll Melodien nicht vorhanden, ohne das Ohr des Menschen, Bibliotheten voll der wissenschaftlichsten Thatfachen sind todte Buchstaben ohne den Geist, der die Worte zu deuten weiß. Alles Leben wird nur wahrhaftig, indem es sich im Geiste eines Menschen spiegelt.

Wir wissen gar nichts von den Dingen und Erscheinungen an sich, wir sehen sie nur wie ein bestimmter Mensch sie uns sehen läßt, und nennen sie, wie er sie nannte. Er trat auf und betrachtete die Dinge. Er besah im Voraus ein unergründliches Gefühl von ihrem Wesen, wir können sagen, er hatte eine lebendige Liebe zu ihnen, und sand Worte sie darzustellen, wie er sie sah, oder hatte die Macht, sie in Gestalten wiederzuschaffen, je nachdem er ein Schriftsteller oder Künstler war. Seine Bemühung, den Erscheinungen bis an's Herz zu bringen, um die Ahnung, die er von ihnen mitbrachte, immer mehr durch das zu bestätigen, was er entdeckte, brachte etwas Neues zu Stande, ein Buch, eine Vorlesung, eine Abbildung, durch welche Alle nun die Kraft erhielten, zu sehn was er zuerst allein gesehen hatte, den Dingen so nahe zu treten, wie er allein that vor den Andern. Niemand kennt das Gewöhnlichste ohne die Brille, die der ihm aufsetzte, der es zuerst erkannte. Es ist übertra-

schend, auf welche Entdeckungen man kommt, wenn man auf diesen Saß hin die Kunst und Wissenschaft betrachtet. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt in einer gewissen Weise auffaßte und wiedergab, allen seinen Nachfolgern auf lange Jahre die Kraft nahm, anders als er zu sein und zu malen, und diese wieder das Publicum sich nachzogen. Stellungen, die ein Jahrhundert lang und länger schön und natürlich, überhaupt möglich schienen, nennt man heute häßlich, unnatürlich und unmöglich, und doch haben sich die Menschen und ihr Knochenbau nicht verändert, und die Künstler studirten damals die nackten Modelle, wie sie es heute thun. So wenig verjüngt der Mensch über seine eignen Augen. Die Bäume waren Berge beweglicher Blätter Jahrtausende lang, ehe Claude Lorrain und seine Genossen sie darstellten. Jetzt sehen wir überall das Malerische einer Landschaft. Die deutsche Sprache war ein ungelertes Instrument, das keiner zu spielen verstand: Goethe entlockte ihm die reinsten Melodien, und jetzt empfängt jeder diese Kunst bei der Geburt wie ein geschenktes Capital, an dessen Ursprung er sich kaum erinnert. Unser Geist erhält neben der bewußten eine unbewußte Erziehung. Alles aber, was er auch nur spielend nebenbei lernt, sind Wohlthaten von Männern, deren Namen er vielleicht niemals nennen hört. Was uns nicht gezeigt ward oder wir nicht durch eigne Kraft entdeckten, existirt nicht für uns. Es wird Unendliches noch bekannt werden, und wir, wenn es geschah, werden nicht begreifen, wie man vorher so blind sein konnte. — Ich nehme aus allen Wissenschaften die heraus, auf die es mir grade ankommt, die Geschichte.

Es ist der Zustand denkbar, daß der Geist eines Menschen, losgelöst von den körperlichen Banden, etwa wie ein bloßer Spiegel des Geschehenen über der Erde schwebte. Ich stelle hier durchaus keinen Glaubensartikel auf, es ist nur eine Phantasie. Nehmen wir an, für einige Menschen gestalte sich die Unsterblichkeit in dieser Weise, daß sie unbengt von dem, was sie früher verblendete, über die Erde hinschweben und ihnen alle Schicksale der Erde und der Menschen von der Geburt des Planeten an sich offenbarten. Die Vergangenheit wäre ihnen ein Gewebe von harmonischer Schönheit. Jeder Gedante eines Herzens wäre ein nothwendiger Theil davon, jede That, die wir gut nennen oder die wir verdammen, das Fallen eines Baumblattes und das Zusammenbrechen ganzer Städte, unter denen sich der Boden zu bewegen anfängt, Alles hätte gleichen Rang unter den Begebenheiten, weil es dieselbe einzige Kraft war, die Alles bewegte.

Nun plötzlich, träumen wir weiter, wäre dieser Geist, der so frei die Dinge übersehete, gezwungen, sich wieder dem Körper eines sterblichen Menschen zu verbinden. Wenn diesem Menschen die höchsten Talente jeder Art verliehen wären, würde dennoch selbst nur die Erinnerung des vorherigen Zustandes möglich sein? Er würde in einem bestimmten Zeitalter geboren werden. Er würde Vater und Mutter haben, ein Vaterland, einen Stand, ein Herz das liebt und haßt, Eitelkeiten, Schmerzen, Freude, Verdruß, Verzweiflung, Entzücken — wann, auch nur in einem Augenblicke, wäre er der freien Klarheit fähig, die ehemals sein Element war? Er würde zu zweifeln beginnen, ob er wirklich jemals diese Freiheit genoss, und das Andenken daran bald zu einer dunkeln Ahnung zusammengedrückt tief in seiner Seele verborgen wohnen. Die Vorurtheile der Andern würden die seinigen sein und üben sie auch nur den leisesten Druck aus, seine Familie würde ihm Standesvorurtheile geben, seien es die der Armuth, des Reichthums oder Adels oder Proletariats, sein Vaterland würde ihn parteiisch machen, seine Geliebte ihm die besten Gefühle nehmen und er sie ihr schenken — was bliebe übrig zum Genuß jenes unendlichen farblosen Wissens, in das er ehemals aufgelöst war? Die Sehnsucht danach wäre eine Verleugnung aller menschlichen Gefühle. Wenn er aber dennoch die Geschichte der Vergangenheit zu seinem Studium machte, würde er anders können als die sämmtlichen Hindernisse, welche ihm die freie Erkenntniß trüben, mit in sein Studium einzutragen? Er schreibt für die Menschen, die ihn umgeben und auf deren Beifall er hofft; seien es noch so wenige, deren Urtheil Werth für ihn hat. Er muß Partei nehmen: sein Vaterland und seine Familie zwingen ihn dazu. Während er sonst die Herzen der Menschen wie einen gläsernen Bienenkorb vor Augen hatte, wo er die Gedanken ein- und ausfliegen und arbeiten sah, muß er nun diese Geheimnisse errathen. Abgerissne Briefe, unwahre Selbstgespräche, parteiisch gefärbte Berichte von Zeitgenossen, verdorbene, unvollendete oder falsch copirte Arbeiten ihrer Hand, kurz Fragmente von Denkmälern aller Art, aber lauter äußerliche Dinge bieten sich ihm dar, aus ihnen erbaut er einen neuen Menschen und stellt ihn hin, als wäre er so einmal lebendig gewesen; der Geist, den er dieser Gestalt einhaucht, kann nicht tiefer sein als sein eigner. Eigenschaften, die das Original dieser Gestalt einst besaß, von denen aber der, der es nacherschaffen hat, nichts wußte, oder die er nicht verstand oder die er falsch verstand, kann er seiner neuen Schöpfung nicht verleihen, und wenn es ihm

gelungen wäre, die tiefsten Gedanken des Originals auf irgend eine Weise zu erfassen: fehlte ihm die Fähigkeit, sie richtig zu empfinden, so nügen sie ihm nichts bei seiner Arbeit.

Jedes historische Werk ist die einseitige Ansicht eines beschränkten Menschen. Er kann der künftige seines Zeitalters sein, es wird dennoch eine Zeit kommen, wo sein Standpunkt ein veralteter ist und man ihn überblickt, weil nach ihm viele kamen, welche die Menschheit sehender und klüger machten. Er schreibt das wenige, das ihm die Denkmale der vergangenen Tage, die er oft nicht einmal versteht, andeuten, so wahrhaft nieder als ihm Vaterland und persönliche Verhältnisse gestatten und wie er glaubt, daß es am besten von denen verstanden werde, die seine Schrift lesen. Er würd wesentlich Vieles verschweigen und oft das Wichtigste. Ein Geschichtswerk, das uns etwa den Schimmer eines gleichsam photographischen Abbildes der Zustände, die es behandelt, gewähren wollte, ist ein Widerspruch. Man kann nicht abbilden, was man körperlich nicht vor sich hat. Man würde es vielleicht gekonnt haben, wenn man damals, wo die Dinge im Entstehen waren, ein mechanisches Mittel besessen hätte, das geistige Leben so zu fixiren, wie man jetzt ein Mittel hat, den körperlichen Schein momentan scheinbar festzuhalten. Wer heute das Vergangene schildert, stellt nur das dar, was sich in seinem Geiste bildete, indem er die Denkmale jener Zeit auf sich wirken ließ. Es handelt sich nicht darum, ob das so gewonnene Bild den Ereignissen mathematisch gleiche, sondern ob es eigenthümliches Leben besitze und zu etwas nütze sei. Wir acclimatistiren Pflanzen und Thiere aus andern Ländern und Himmelsstrichen. Es kommt uns nicht darauf an, daß sie sich bei uns genau so entwickeln wie in ihrer Heimath. Boden, Licht und Witterung werden sie ganz anders aufwachsen lassen bei uns. Es fragt sich für uns nur, ob sie überhaupt fortkommen und dadurch einen Nutzen haben. Die Geschichte Roms, die heute geschrieben wird, hat wenig mit dem alten Rom zu schaffen. Jedes Land, jedes Zeitalter, ja jeder andere Gelehrte wird sie anders auffassen. Ihr Autor las und sah, was übrig blieb, er empfand was ihm Vaterland und Erziehung als Ideal in die Seele legen, es entstand eine Anschauung daraus, die er niederschrieb; wie ist es möglich, daß sie ein farbloses Bild der Zustände vor tausend Jahren sei? Geschichte zu schreiben ist eine künstlerische Thätigkeit wie Malerei, Sculptur und Poesie. Raphael stellte nicht dar, was er vor sich hatte. Man vergleiche seine Studien des Nackten und der

Gewandung mit den Gestalten selbst, zu denen sie ihm dienten: er vollendete mit ihrer Hülfe das Bild nur, das ihm noch nicht deutlich genug vor der Seele stand, er setzte es gleichsam mit der Natur, wie man Kupfer zum Golde hinzusetzt, um es ausprägen zu können. Der Geschichtsschreiber kennt die Facta; er lebt, er hat gewisse Sätze durch seine Erfahrung gewonnen, deren Wahrheit seiner Meinung nach dem Volke nöthig ist, sie sind die Hauptsache, und die Geschichte, die er schreibt, ist nur ein Beweis für sie. Wer anders Geschichte schreibt, wird wüste Haufen scheinbar richtiger Thatfachen aufschichten, für deren Wahrhaftigkeit keine Gewähr gegeben wird. Denn Thatfachen, in die nicht eine bestimmte Idee hineingelegt wird, sind gar keiner Darstellung fähig, weil sie außer aller Erkenntniß liegen.

Der Maßstab der menschlichen Handlungen ist der Mensch selber. Besteht doch für manche Menschen unter uns die Geschichte nur in der Auszählung ihrer Vorahren; selbst ob sie böse oder gut waren, ist ihnen dabei gleichgültig, wenn nur die Namen vorhanden sind. Die Egypter begnügen sich mit den Reichen der Könige und ihrer Regierungsjahre, die Juden mit der einfachsten Genealogie. Jedes Volk schreibt seine eigne Geschichte bis eins mit ihm in Berührung kommt, von dem es geistig überragt wird, dessen Vorurtheile eine edlere Basis haben als die seinigen. Heute stehen unter den Völkern die Deutschen am höchsten. Ein Deutscher, der die Geschichte Frankreichs schreibt, die Italiens, die Rußlands, die der Türkei: darin findet kein Mensch etwas Ungehöriges, etwas sich Widersprechendes; aber ein Russe, Türke, Franzose, Italiener, die über deutsche Geschichte schreiben wollen! Und wenn das Buch einigen Unschuldigen imponiren sollte, weil es in einer fremden Sprache geschrieben ward, so braucht es nur übersetzt zu werden. Ein Russe hat über Mozart, und durch den Erfolg seiner Arbeit gehoben, auch über Beethoven geschrieben. Ist das Mozart, das Beethoven? Musik scheint doch eigentlich kein Vaterland zu haben. Diese beiden Leute sind zwei Componisten, deren einer Mozart's Werke schrieb und der andere die Beethoven's, aber sie selber haben nichts gemein mit dem Buche und dessen Urtheilen. Ist das Goethe, über den Lewes zwei Bände geschrieben hat? Ich dünkte, wir kennten ihn anders. Der Goethe des Hr. Lewes ist ein wackerer englischer Gentleman, der zufällig 1749 zu Frankfurt auf die Welt kam und dem Goethe's Schicksale angebidtet sind, so weit man sie aus erster, zweiter, dritter, fünfter Hand empfangen hat, der außerdem Goethe's Werke geschrieben haben soll. Das Buch ist eine

fleißige Arbeit, aber von dem deutschen Goethe steht wenig darin. Die Engländer sind Germanen wie wir, aber sie sind keine Deutschen, und was Goethe uns war, das empfinden wir allein. Macaulay schreibt einen Essay über Friedrich den Großen. Ist das der große König, dem Deutschland seine Größe verdankt? Fast sollte man es glauben, so natürlich tritt er auf, aber man betrachte den englischen Friedrich näher: es ist ein vermidetes Lorddgesicht mit Schnupstafel an der Nase und in der schlechtesten Gesellschaft lebend, ein Mensch ohne Einseitigkeit und Moral, der aus den trivialsten Gründen einen räuberischen Krieg gegen Oesterreich ansängt, in's Blaue hinein fortsetzt, und ihn durch reinen Zufall gewinnt, was er eigentlich gar nicht verdient hätte. So lernen wir plözlich den Helden kennen. Dieser Essay ist es, zu dessen Beurtheilung ich übergehe. Macaulay verfaßte ihn als Recension eines 1842 in London erschienenen Buches: *Frederic the great and his Times*. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell, Esq. 2 vols. 8°. „Dies Werk,“ beginnt er, „das die große Ehre hat, durch den Verfasser von Lochiel und Hohenlinden in die Welt eingeführt zu werden, ist eines so ausgezeichneten chaperons nicht würdig. Es will in der That nicht mehr sein als eine Compilation, aber es ist eine ungemein unterhaltende Compilation, und wir erwarten mit Vergnügen seine Fortsetzung. Die Erzählung geht einstweilen nur bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges, hört also auf, ehe die interessantesten Ereignisse von Friedrich's Regierung ihren Anfang nehmen.“

Macaulay gibt nun einen kurzen Abriss der Geschichte des Königreichs Preußen. Friedrich's Großvater macht sich zum Könige und zugleich lächerlich in den Augen Europas. Sein Sohn und Nachfolger ist ein brutaler Tyrann. Friedrich, zuerst von ihm unterdrückt, sobald er den Thron bestiegen hat, nimmt alle die üblen Eigenschaften des Vaters an und wird ein noch ärgerer Tyrann als dieser. Er ist geizig und lasterhaft, sein Hof eine Caricatur mit französischen Mittheimähigkeiten oder Schelmen bevölkert. Es gab überhaupt nur zwei Wesen in seiner Nähe, die menschlich waren: Lord Marischal und dessen Bruder, zwei Engländer. Friedrich ist ein geschmackloser Verlesfabrikant. Er sängt ohne einen Schein von Recht Krieg mit Oesterreich an, recrutirt seine Armee auf die verwerflichste Weise, verschleudert das Geld, bezahlt Niemanden als seine Soldaten, und steigt zuletzt, weil durch allerlei Zufälle die politische Conjunction Europas den Frieden forderte. Dies ist der Inhalt des Buches. Friedrich wird freilich dabei der größte aller

Könige genannt, welche je durch Geburt und Recht einen Thron bestiegen, sein praktisches Talent, sein Scharfbild und andere Vorzüge werden gelobt, sogar bewundert, der Eindruck jedoch, mit dem man das Buch beendet, ist der, daß der berühmte Monarch ein verabscheuungswürdiger Mensch sei. Man sieht nirgends auf den ersten Blick, daß Macaulay Thatfachen verfälscht oder die Gerechtigkeit verleugnet habe, und möchte doch Alles was man gelesen hat, falsch und unwahr nennen.

Man kann von einem Engländer, welcher in einem englischen Journal dem englischen Publicum ein englisches Buch anzeigt, nicht verlangen, er solle dem preussischen Patriotismus schmeicheln oder ihn nur berücksichtigen. Man könnte nicht einmal beanspruchen, daß er bei der größten Unparteilichkeit den preussischen Gesichtspunkt zu dem seinigen mache. Er steht als Engländer nicht nur auf Seiten seiner Nation, sondern auch auf der ihrer Freunde. Damals, als er schrieb, war die österreichische Politik der englischen alliiert, Frankreich, Rußland und der Türkei gegenüber. Vergleichen wird durch die Verhältnisse geboten. England, so lange es seiner jetzigen Politik treu bleibt, kann niemals ein aufrichtiger Beförderer des norddeutschen Wohlstandes sein. Man weiß, daß die Engländer den dänischen Kreuzern die deutschen Schiffe signalisirten, man lennt ihr Verfahren gegen Schleswig-Holstein und ihre Eifersucht auf die preussische Marine. Damit ist nicht gesagt, daß Norddeutschland und England an sich nicht die größte Sympathie für einander hätten. Sie haben so viel gemeinsame Interessen, sind in vielen Punkten so sehr auf einander angewiesen, daß trotz aller Eifersucht Engländer und Deutsche immer mehr zusammen kommen werden, ebenso gut als Amerika und England trotz der Grobheiten und Feindseligkeiten, die man einander zufügt, sich immer mehr nähern, denn England, Amerika und Deutschland sind dazu da, die Erde zu beherrschen. Wie früher der romanische Begriff des Königthums in Europa durchgedrungen war, so ist es heute der Zug nach dem germanischen Begriff der Freiheit, die den Völkern eine neue Gestalt verleiht. Daß es so sei, ist uns endlich zum Bewußtsein geworden, und die Opposition hört auf. Macaulay aber schreibt seinen Essay sechs Jahre vor dem Jahre achtundvierzig, zu einer Zeit, wo Louis Philippe König, und die Welt alt und abgelebt war; heute ist sie jung und energisch. Romanisches Recht, romanische Religion, romanische Literatur hängen den Boden nicht mehr, als dem heute die weltbewegenden Thaten aufzuwachsen. Von jeher hat die deutsche Nation

sich gegen diese Einflüsse gestemmt. Die Reformation war der erste Schritt, der gethan ward; durch den dreißigjährigen Krieg wurden die Dinge wieder in das alte Fahrgeleise gebracht. Friedrich des Großen Siege waren der zweite Schritt; durch Napoleon schien auch er zunichte gemacht. Da kamen die Freiheitskriege, die Wage blieb schwankeud, bis endlich die Dinge sich von selbst gestalteten, wie die innere Nothwendigkeit es verlangte. Die ungeheuren Anstrengungen Ludwig Napoleon's und die der italienischen Kirche, gegenüber dem ruhigen Fortarbeiten der germanischen Stämme und ihres Glaubens erscheinen vielleicht Vielen grade wie eine abermalige Umkehr der Dinge. Allein dies ist nur scheinbar. Man lasse Oesterreich, Rußland und Italien mit Eisenbahnen durchzogen sein, und in diesen Ländern wird sich die germanische Unabhängigkeit festsetzen.

Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dichtete so, philosophirte so und sprach im Sinne der Voltairischen Schule über die Kirche. Niemand aber hat er die Katholiken vertrieben, oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südlische Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich auch heute noch im Ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber. Glaube aber Niemand, die italienische Kirche sei dieselbe mit der süddeutschen. Von Rom aus gesehen ist ganz Deutschland protestantisch. Sprache man dort deutsch statt Latein und italienisch, so würden wir es alle längst wissen, denn es handelt sich um Rationalitäten, nicht um Glaubensunterschiede. Niemand kann eine fremde Nation Macht haben über die deutschen Gemüther. Die Romanen verlangen eine Formel und einen Tyrannen. Sie fragen nicht, wo durch bist du ein Keger, sondern nur, bist du ein Keger oder nicht? Bist du kein Keger, so magst du thun was du willst, es schadet nichts; bist du ein Keger, so magst du thun was du willst, es hilft dir nichts. Jede Controle des inneren, geistigen Lebens ist dem Deutschen gründlich verhaßt, mag er nördlich oder südlich vom Rhaine geboren und erzogen sein. Der äußerliche, gewaltsame Einfluß auf Glauben und Unglauben ist seit dem sechzehnten Jahrhundert von den Italienern zu einem durchdringenden Systeme der Polizei ausgebildet worden. Dagegen war Friedrich's Haß gerichtet. Er haßte den Janatismus. Darin lag der Grund, weshalb seine Kriege populär waren. Norddeutschland sollte seine Umfang erhalten, der es in den Stand setzte, sich ge-

gen das romanische Süddeutschland gewichtiger zu behaupten, desohald nahm er Schlesien, in dem $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung protestantisch waren und desohald behielt er es. Macaulay nennt seinen Angriff eine große Verrätherie und setzt hinzu, unter dem Gesichtspunkte, daß der Streit nicht allein ein österreichisch-preussischer gewesen sei, sondern ein Angriff gegen die ganze Gemeinschaft der gebildeten Völker, verdiente es mit einem noch schärferen Verdamnungsurtheile belegt zu werden. Wenn ein Vertrag wie die pragmatische Sanction, der Angesichts Europa's aufgestellt und garantirt wurde, Maria Theresia nicht habe schützen können, was dann überhaupt für ein Rechtstitel genügend sei, um gegen willkürliche Eingriffe zu schützen. Friedrich habe ja selbst gesagt, Ehrgeiz, Eigennutz und die Luft, in den Mund der Leute zu kommen, hätten ihn bestimmt, den Krieg anzufangen. Alle Ansprüche Preußens auf Schlesien seien künstlich hervorgefachte Scheingründe. Und nun beschreibt er die schöne junge Kaiserin, das von ihrer ersten Niederkunft, den jungen Prinzen auf dem Arme, und in Thronen Schutz verlangend von ihrem Volke, das begeistert in den Ruf ausbricht rex noster Maria Theresia!

Wir haben von Macaulay weder preussische noch protestantische Sympathien verlangt, allein die Art, wie er die schöne, unschuldige, verlassene Frau dem atheitischen, geschmacklosen, eiteln Manne gegenüberstellt, zeigt, daß er nicht nur Sympathien für Oesterreich hatte, sondern auch für die Person Maria Theresia's; und hierin stimmen wir ihm alle bei, sie war eine ausgezeichnete Frau, auf die ganz Deutschland stolz ist. Doch Macaulay geht weiter, Friedrich's Persönlichkeit ist ihm zuwider, und sobald dies einmal erkannt ist, verliert seine Schrift die Weihe der Unabhängigkeit, die sie dann noch immer gehabt hätte, wenn er nur seine Sympathie walten ließe. Damit aber verliert sie zugleich den größten Theil ihres Werthes. Es ist wahr, man ist im Allgemeinen so sehr daran gewöhnt, über Friedrich den Großen im preussischen Sinne zu lesen, daß es nützlich wäre, wenn ein im europäischen Sinne abgefaßtes Urtheil in's Publicum dränge. Tritt aber ein Buch mit dieser Prätention auf, oder legt man ihm nur diese Prätention bei, und erfüllt es sie nicht, so muß es zurückgewiesen werden, und man darf auch die Gründe nicht verschweigen.

Nehmen wir an, Friedrich's Rechte auf Schlesien wären noch weit augenscheinlicher gewesen als sie waren, nehmen wir an, man hätte ihn obendrein gereizt, und sein Einfall in das Land wäre kein unerwarteter gewesen: hätte er heute so gehandelt, man würde ihm dennoch gerechte Vorwürfe zu machen haben.

Graf Götter, den er nach Wien sandte mit Krieg oder Frieden in der Tasche, kam dort zwei Tage nach dem Einmarsch der Preußen in Schlessien an. Friedrich erzählt das selbst. Dem österreichischen Gesandten, der von Berlin aus den bevorstehenden Krieg nach Wien meldete, antwortete die Kaiserin, wir können und wollen so etwas nicht glauben. Friedrich's That war also wirklich ein completer Ueberfall in Friedenszeiten.

Glaubte Sardinien etwa heute irgend welche Ansprüche auf die Lombardie zu besitzen, und ehe es nur in Wien angefragt hätte, ob man sich friedlich mit ihm einigen wollte, wäre es mitten im Frieden in's Kaiserthum eingebrochen; dies würde ein Attentat auf ganz Europa und mit Macaulay zu reden, nicht nur eine gross perfidy gegen Oesterreich sein, sondern gegen die community of civilized nations. Aber der schlesische Krieg ward vor hundert Jahren geführt. Wieder sechzig Jahre früher besetzte Ludwig der Vierzehnte mitten im Frieden Strassburg. Das war eine grobe Verrätherei gegen Deutschland, nicht aber gegen die europäische Ruhe. Denn dem Franzosen gelang der Streich, und die Schmach fällt auf Deutschland, das es sich gefallen ließ. Er war damals der mächtigere. Er wußte, man würde deshalb nicht den eben geschlossenen Frieden wieder brechen.

Friedrich's Angriff war zu seiner Zeit kein Attentat, sondern eine Herausforderung. Er griff den mächtigeren Staat an und wollte den Krieg. Der König von Preußen war dem übermüthigen französischen Adel immer noch der Marquis de Brandebourg, ein armer Barone ohne Ansehen. Schon Friedrich's Vater hatte Kriege gesucht, um dem preussischen Namen Gewicht zu geben. Seine Spielerei mit den Truppen war die nützlichste, die er treiben konnte. Friedrich hatte nun eine Armee zu seiner Disposition. Er war jung. Ehrgeiz hat man nie einem Herrscher zum Vorwurf gemacht, weder Alexander, noch Cäsar, noch Napoleon. Er war der schwächere. Er mußte sich jeden Vortheil zu Nutze machen und that es. Oesterreich durfte keinen Tag gewinnen, um Vorbereitungen zu treffen. So rüdte er in das Land ein und besetzte es. Seine Art anzugreifen hat noch den Anstrich der mittelalterlichen Art, sich den Krieg zu machen, so rüdten die Könige von Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig in die Länder, man nahm seinen Vortheil wahr und hatte Lust am Kriege. Man übertrug niemals die Begriffe von Treue und Ehrlichkeit, wie sie im bürgerlichen Verkehre galten, auf die Verhältnisse der Politik. Noch heute thun es die Völker nicht gegeneinander. Sie bleiben immer wie wilde Thiere, sie fallen sich an, und der Schwächere unterliegt. So war es

von ewigen Zeiten her. Friedrich fühlte, daß er und sein Land nicht in dem Ansehen standen, das sie ihrer innern Kraft nach verdienten. Er brach die Gelegenheit vom Zaune, um zu zeigen, wer er sei. Heute wäre es eine Tödtlichkeit vielleicht, aber selbst heute nicht eine gross perfidy, wenn er seine Sache durchsetzte. Er fühlte sich und verlangte Raum. Er übertief seine Begner nicht wie ein Wolf eine Herde Schafe, sondern reizte einen gewaltigen Feind zum Kampfe. Friedrich war der Sohn des Mannes, den Georg der Zweite den freres caporal, den roi des grands chemins und archisablier de l'Empire romain genannt hatte, den man mit der tiefsten Verachtung von Seiten der alten Höfe behandelte, dessen Officiere und Untertanen man diese Verachtung fühlen ließ. Nun kam er zur Regierung und wollte Genugthuung. Er suchte einen Vorwand. Er wollte einen Rang einnehmen, der ihm nicht bloß mit vornehmer Herablassung eingeräumt würde. Das ist der Grund, weshalb er den Krieg anfang, so spricht er ihn in der *histoire de mon temps* offen aus, und Macaulay hätte ihn ebenfalls ansprechen können, selbst ohne darum weniger scharfe Worte zu gebrauchen. Niemand waren Ehrgeiz, Interesse und der Wunsch, von sich reden zu machen, so berechtigt als diesmal. Und Friedrich war der Mann, um sie durchzusetzen.

Von alledem erwähnt Macaulay aber nichts. Er gibt ein Bild der europäischen Politik, von der geistigen Stellung der Mächte gegeneinander redet er nirgends. Ueberall nur Zufälligkeiten. So wenig man denen beizustimmen braucht, die in jeder Gemonnenen oder verlorenen Schlacht einen Fingerzeig des Himmels sehen, so trostlos ist doch die Ansicht, daß die Weltgeschichte ein Gewebe von Zufällen sei, und das einzige Ziel eines Volkes, sich so comfortabel als möglich einzurichten. Es gibt ein ideales Wachethum der Nationen, und Friedrich der Große hat unendlich beigetragen zu dem unsrigen.

Noch offensender wird Macaulay's persönliche Abneigung gegen den König durch die Art, wie er von dessen Jugend bis zur Thronbesteigung redet. In Rheinsberg wird gut gegessen und getrunken und romantisch-literarische Nitterspielerei getrieben. Als der Kronprinz dann König wird, dankt er seine Genossen ab, wie Heinrich der Vierte Falkon und Compagnie. Macaulay hätte noch viel schlimmere Dinge erzählen können. Daß Friedrich die ökonomischen Rechnungen, die er seinem Vater vorzulegen hatte, sich von Andern anfertigen ließ und sie für eigene Arbeit ausgab, daß er beim österreichischen Gesandten heimlich die Summen borgte, die er bedurfte,

daß er fast in Verzweiflung geräth, als der König todtkrank wird und sich plötzlich wieder erholt — allein weder diese Züge noch die von Macaulay angeführten berühren das, worauf es bei der Beurtheilung des Kronprinzen ankommt. Zwar wird gesagt, daß er von seinem Vater mißhandelt ward, die Sache aber von der gerechtfertigten Seite genommen. In ihr lag der erste Grund all' des Unglücks, das Friedrich innerlich erlebte. Er war an sich eine starre Natur, die man durch falsche Behandlung auf's Aeußerste brachte. Sollte von Rheinsberg gesprochen werden, so mußte seine Heirath dargestellt werden, wie er sich vergewissend dagegen sträubte, wie er gezwungen ward, wie er von Anfang an Spione um sich hatte, die ihm Freundschaft heuchelten und dann dem alten Könige nach Berlin berichteten, wie man das böse Verhältnis zwischen Vater und Sohn schändlich ausbeutete und die Wunde unheilbar machen wollte. Dies ist geistig der Inhalt jener Jahre, es konnte und mußte hervorgehoben werden. Niemand, der die Verhältnisse von Rheinsberg genauer betrachtet, wird den Eindruck empfangen, als sei Essen und Trinken da die Hauptsache gewesen.

Ueber seine Freunde dort nichts Weiteres. Man könnte es in dem auf das Unumgänglichste beschränkten Essay nicht verlangen; aber wo ein Satz von zehn Reichen steht, nur um die Enttäuschung Einiger auszumalen, welche nach der Krönung Friedrich's das gelobte Land erreicht zu haben glauben, und die er mit den scharfen Worten: „Es hat nun ein Ende mit diesen Narrheiten!“ aus ihrem Traume unangenehm aufschreckte, da wäre auch noch Raum gewesen für einige Andre, die ein andres Schicksal hatten. Aber jene Einigen bilden eine gar zu passende Staffage zu den Diners und Soupers von Rheinsberg, als daß Macaulay durch die Nennung derer, die mit dem Kronprinzen dort aßen und tranken, mit dem Könige aber in späteren Zeiten siegten und an seinem Ruhme Theil nahmen, seinem Gemälde die Einheit hätte rauben dürfen. Friedrich, den er als den Fiß aller Fitze darstellt, ließ diese Männer keineswegs darben. Kurz von Schlozer hat in seinem „Chasot“ den Rheinsberger Kreis dargestellt. Seine Schilderung hat einen Anflug von persönlicher Bewunderung des Mannes und des Zeitalters, die historischen Belege fehlen aber nirgends und geben seinem Bilde die nothwendige sichere Unterlage. Daß Einige, und zwar diejenigen, welche das Beste vom Kronprinzen hofften, einen Telemach à la Fenelon in ihm erwartet hätten, ist eine wunderliche Aeußerung des englischen Autors. Friedrich trat mit achtundzwanzig Jahren die Regierung an. Sein Charakter war fertig,

und seine Freunde kannten ihn zu gut, um dergleichen zu erwarten. Andre, fährt Macaulay fort, glaubten an das Hereinbrechen eines medicaischen Zeitalters, günstig für Literatur und Kustbarkeiten. Wer so dachte, täuschte sich für den Anfang auch keineswegs. Denn es ist falsch, wenn, wie hier geschieht, behauptet wird, Friedrich sei, sobald er die Krone angetrührt, augenblicklich ein ganz anderer Mensch geworden, den der Geist einer ungeheuren Knauserie über Nacht anflug, wie eine plötzlich ausbrechende ererbte Krankheit. Alles, was er als Kronprinz geliebt und gesagt hat, soll er mit einem Male vergessen oder vernachlässigt haben. Persönliche Erfahrungen, seine Kriege besonders machten ihm allerdings ein zu großes Medicaisiren unmöglich. Bis in sein spätestes Alter blieb er jedoch den Künsten und Wissenschaften anhänglich und gab Geld dafür aus. Daß er mit seinem Geschmade nicht das Reinclassische traf, daß er selbst dilettantisirend in Poesie und Gelehrsamkeit eingriff, besonders in der Medicin (was dem scharfsichtigen Aufspürer seiner Schwächen entging), war eine Schwäche, aber eine Schwäche seiner Zeit. Die gedruckte Correspondenz mit den tüchtigsten Leuten beweist, daß es ihm stets ernsthaft um die Sache und um die tüchtigsten Männer zu thun war. Ja, neben seinem Eifer für das wirklich Nützliche, Fördern in Kunst und Wissenschaft erscheint sein eigenes Verschreiben als eine unschuldige Privatunterhaltung; um so unschuldiger, als er ihretwegen nie eine Minute Zeit den Staatsgeschäften entzog oder durch den Druck seiner poetischen Episteln nie die Schneidehebel des Publicums herausforderte. *) Jetzt, wo man alle diese Papiere aufgetrieben hat und abdrucken ließ, hat es einen andern Anschein. Was der König zu seinen Zeiten in die Welt schickte, sind Sachen vom wichtigsten Inhalte. War er wirklich eitel darauf, wie Macaulay versichert, als ein großer Schriftsteller auf die Nachwelt zu kommen, so hat er es sich wenigstens Mühe kosten lassen. Seine Schriften sind ausgearbeitete Werke, bei deren Abfassung er die Nation im Auge hatte, der er nützen wollte, wenn nebenbei auch die Nachwelt, so täuschte er sich darin nicht. Wenn der Stil und das Französisch seiner Werke nicht zugesagt, der kann dennoch für die Klarheit, mit welcher er die Materien ordnete, und die Einfachheit nicht blind sein, mit der er sie zu erzählen weiß, für die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine eigenen Fehler bespricht.

Keiner, sagt Macaulay (ich komme noch einmal auf die Erwartungen zurück, die man

*) Nur einige Vorläufe der ersten Zeit ließ er für den engen Kreis seiner Freunde drucken.

bei der Thronbesteigung vom Könige begte), hatte die leiseste Ahnung, daß ein Tyrann von außerordentlichen militärischen Fähigkeiten, von noch größerem Talente für die Verwaltung, ohne Furcht, ohne Treue und ohne Erbarmen die Regierung angetreten habe.

Dieser Satz ist die Essenz seiner Schrift. Daß ein Mann wie Macaulay immer spannend bleibt, daß seine Darstellung der schlesischen Feldzüge und des siebenjährigen Krieges ein ausgezeichnetes Darstellungsvermögen bedunden, brauche ich denen nicht zu sagen, welche den Essay gelesen haben. Des Autors Stärke liegt in solchen rapiden Ueberblicken ereignisreicher Zeiten. Es gibt nichts Brillanteres als die Art, wie er die Eroberung Indiens durch Lord Clive darstellt. Man schreiet neben dem Helden und erlebt seine Siege mit. So auch mit Friedrich. Man sieht, wie ihn die eine Welle hebt und die andre sinken läßt, und wie er sich immer wieder mit freiem Blicke und stets erneuten Kräften über dem Wasser hält. Der Eindruck von Macaulay's Schreibweise ist hier ein ganz unsehbarer. Um so mehr reizt sie zum Widerspruch, wo sie dazu benutzt wird, das Falsche und Rachtheilige so hinzustellen, als sei es das Resultat der gewissenhaftesten Beobachtung.

Furcht und Mitleiden wollen wir den König eintheilen entbehren lassen. Von einem Feldherrn Mitleiden zu verlangen, wo sein Reich und seine Ehre auf dem Spiele stehen, wäre zu viel verlangt. Niemals aber ist Friedrich Unmenschlichkeit vorgeworfen worden. Er hatte keine Kroaten und Panduren in seinem Heere. Er war hart gegen seine Leute, gegen seine eigene Familie, gegen seine Brüder am meisten. Die Weise, wie er den Prinzen Heinrich, einen ausgezeichneten Diplomaten und Feldherrn, noch in den spätesten Zeiten behandelt, ist oft eine tiefbeleidigende. Dennoch bleibt auch hier sein Charakter stets verständlich, niemals handelt er aus grausamer Laune, wie ein unmenschlicher Tyrann, nie eine Spur, daß ihm das Strafen Vergnügen gemacht habe, daß es ihm eine Genugthuung gewesen, den Menschen in's Herz zu schneiden. Man sieht oft deutlich, daß er nicht wußte, wie hart er war. Von den ersten Jahren an war er dazu erzogen worden. Härte und Mißtrauen waren ihm mit Gewalt in das Blut getrieben. Er war ungeheuer einsam von Jugend auf, er saub nie eine Seele, der er völlig vertrauen durfte. Selbst seiner Schwester nicht, die er so sehr liebte. Er sprach vielleicht niemals den tiefsten Inhalt seiner Seele aus, und wem das ver sagt bleibt, der ist unglücklich, auch wenn er sich daran gewöhnte. Es ist noch nicht die Zeit gekommen, um über Friedrich ganz frei urtheilen zu dürfen. Er steht uns noch zu nahe. Viele seiner

schriftlichen Auslassungen sind noch ungedruckt. Wie aber auch die Zukunft sich über diese Dinge aussprechen wird, nie wird sie ihn einen Tyrannen ohne Scheu, ohne Treue und ohne Erbarmen nennen, wie Macaulay gethan hat. Weder in seinen öffentlichen noch in seinen Privatverhältnissen war er das. Nie hat er das Geschick eines Volkes an das seine gekettet und es dann kalt den Umständen hingeopfert. Nie hat er die Plünderungsjucht seiner Truppen gewedt, um sie zur Tapferkeit anzureizen, nie die Unterworfenen gedrückt, um sich an ihnen zu rächen. Die Nothwendigkeit gebot ihm, Sachsen auszusaugen, aber seinen eigenen Ländern erging es nicht besser. Sie besaßen weniger und konnten weniger leisten. Er hat Präh's Palais in Dresden zerstört, aber dies war eine wohlverdiente Strafe für des Grafen räuberische Politik. Ludwig Forza und César Borgia waren Männer ohne Scheu, Treue und Barmherzigkeit. Niemand würde selbst Wallenstein so nennen, obgleich er auf unmenschliche Weise Krieg führte und im Verrath unterging, oder Ludwig den vierzehnten, der auf die Halz eine Bande Tiger losließ, nur weil die Verwüstung des unschuldigen Landes politisch nothwendig erschien. Man rechnet es ihnen weniger an, da ihr Charakter in andern Richtungen zu bedeutend war, um im Allgemeinen so harten Tadel zu verdienen. Treulos und ohne Erbarmen nennt man Fürsten, deren Handlungen in ihrer innersten Quelle daraus entspringen, daß ihnen Treue und Barmherzigkeit fehlt, Krieg zu führen, wo er sich noch vermeiden ließe, Krieg anzufangen, wo er durch keine Nothwehr gerechtfertigt war, vielleicht ließe sich philosophisch darüber streiten, wie man dergleichen zu beurtheilen habe. So viel aber steht fest, daß alle Völker von je her stolz waren auf ihre siegreichen Könige, und daß niemals dabei die Frage war, aus welchen Gründen sie Krieg angingen.

Preußen hatte zu der Zeit, als Friedrich Schlessien besetzte, zwischen 2 und 3 Millionen Einwohner, die Einkünfte betragen 7½ Millionen. Die Armee war etwas über 83,000 Mann stark. Schulden hatte das Land nicht, wohl aber einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern. Die Besitzungen der Krone lagen jedoch zerstreut und der größere compacte Kern ohne sichere Grenzen. Von den Truppen waren 26,000 Mann fremde, angeworbene Leute. Preußen besaß weder Sachsen noch Schlessien, noch Posen, noch die Rheinlande. Oesterreich aber, das Friedrich angriff, besaß Schlessien, die niederländischen Provinzen und seinen Einfluß auf das Reich in anderer Weise als heute. Kur-Köln, Mainz, Trier, Baiern, alle mit bedeutenden Contingenten standen ihm zu Gebote; damals handelten die Fürsten mit

ihren Regimentern, wie Ochsentreiber mit ihren Heerden. *) Wäre Friedrich unter einer solchen Uebermacht, die er sich auf den Leib hegte, unterlegen, so hätte man von Unvernunft reden können. Aber er gewann seine Sache. „Preußen war, dies sind seine Worte, eine Art Hermaphrodit, mehr Kurfürtenthum als Königreich. Es war eine ruhmvolle Aufgabe, endlich zu entscheiden, was es von beiden sein sollte, und das Bewußtsein von dieser Nothwendigkeit eins von den Gefühlen, welche sicherlich dem Könige Kraft gaben zu der großen Aufgabe, die er sich selbst.“ *) Friedrich redet wie Caesar stets in der dritten Person von sich.

Er wollte die Zeichen der Mißachtung, welche sein Vater ruhiger hingenommen hatte, nicht länger ertragen. „Sie lehrten ihn, daß er seiner Person und besonders seiner Nation den nöthigen Respekt verschaffen müsse, daß die Wähigung eine Tugend sei, welche die Staatsmänner nicht zu weit treiben dürfen, denn die Verderbtheit aller Verhältnisse läßt dies nicht zu, und doch es schließlich, da nun ein Regierungswechsel eintrat, getraherer sei, Kraft statt Nachgiebigkeit zu zeigen.“ Am Ende seiner Kriege war Preußen nicht mehr ein verachteter Eindringling unter die Königreiche, sondern ein gefährlicher Genosse, ohne dessen Willen, was bereits zum Ueberdruß citirt worden ist, kein Schuß in Europa abgefeuert werden durfte.

War es möglich, diese Ansicht der Dinge so ganz außer Acht zu lassen, wenn Friedrich's Kriege gerecht beurtheilt werden sollten? Macaulay ignorirt sie völlig. Er hebt die einzelnen Eigenschaften des Königs scharf heraus, nirgends zeigt er den Punkt, in dem sie sich vereinigen, die Genesis, durch die sie gerechtfertigt werden. Er sagt, die Eigenschaften seines Vaters wären bei ihm wieder durchgebrochen. Es ließe sich das vielleicht durchführen, aber was will es bedeuten, bei einer so großen, so eigenthümlichen Individualität nur auf die einseitige fatalistische Erbschaft der Natur hinzuweisen, wenn die Ereignisse, welche sie formten und so formen mußten, deutlich vorhanden sind? Macaulay hat nur Augen für das Genrebaste in der Erscheinung des Mannes. Der einzige, beschmutzte, abgetragene Rock, der Schnupftabak, der Krüdstock, mit einem Worte das, was dem Publicum auf der Strafe auffällt, was man im Wachfigurencabinet sieht, schildert er sehr lebhaftig, vom Menschen aber schweigt er. Ich glaube am Ende, es geschah dies nicht nur aus bösem Willen. Für Macaulay sind überall, wo er Menschen schildert, ihre

Kleider ein großer Theil ihrer Seele. Er malt gern große pompöse Versammlungen wie Piesoe und Gallait. Er ist ein glänzender Advocat für oder gegen eine Persönlichkeit; seine Sätze haben Etwas vom Plaidoyer, das die Geschworenen bewegen soll, im Augenblicke Ja oder Nein zu sagen. Sein Essay über Friedrich den Großen ist gegen den großen König gerichtet. Keine falschere Taktik als demjenigen, gegen den man die Richter einnehmen will, nicht alle Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Im Gegenteil, es könnte ja sonst den Anschein haben, als verlangte man mehr als ein unbestochenes Urtheil. Ich glaube, hätte Macaulay von vornherein gerecht urtheilen wollen, so hätte er die Redensart „to do justice to the king“ niemals angewandt. So aber gebraucht er sie, und wenn man ihn bis zu Ende hat sprechen hören, ist man in der Stimmung, dem Angeklagten Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen und das „Schuldig“ auszusprechen. Unter die niedrigsten Mittel jedoch, ein solches Verdict zu erzwingen, gehört der Kunstgriff, daß er gleich zu Anfang eine der infamsten Anklagen gegen das sittliche Leben des Königs erwähnt, und so alle dessen Handlungen von vornherein nur als die Thätigkeit eines vom blinden Schicksal mit Erfolg gekrönten verwerflichen Charakters hinzustellen versucht. Es kann nicht meine Absicht sein, den König hier zu vertheidigen; ich versuche nur, die Taktik seines Anklägers ein wenig zu erläutern.

Er hat seine Sache geschickt genug angegriffen. Er hat das Ansehen eines berühmten Historikers für sich. Bei uns wirkt das vielleicht noch unumschränkter als in seinem Vaterlande. Jedoch dies allein war auch die Ursache, weshalb der Essay in unsern Augen Wichtigkeit hat, den sein Verfasser in einer Zeit schrieb, wo ihn bei uns Niemand beachtete, weil Niemand wußte, wer Macaulay sei. Jetzt sind seine Geschichte Englands und seine Essay's überall verbreitet.

Die Frage, ob es erlaubt sei, die Geschichte zum politischen Gebrauche den Umständen nach zu benutzen, liegt anders bei uns als in England. Wir betrachten die vergangenen Dinge aus einer gewissen philosophischen Einsamkeit, wir nehmen Partei, aber wir gehören keiner Partei an, wie die Gegenwart sie bildet. Uns kommt es darauf an, die Wahrheit auszusprechen, nicht aber irgend Jemand auf unsre Seite zu ziehen; es bleibt den Leuten selbst überlassen, wohin sie sich wenden wollen. In England jedoch sind von jeder die Vorrathskammern der Geschichte politisch ausgebeutet worden, und Macaulay hat es diesmal vielleicht ohne Arg gethan, selbst wenn er sich seiner Absichten bewußt war.

*) L'electeur de Cologne entretenait 8 à 12,000 hommes, dont il trafiquait comme un bouvier avec ses bestiaux. Hist. de m. temps. 1. 28.

Ein Andreë bleibt noch auszusprechen. Es ist natürlich, daß der Schriftsteller, der das Leben eines Mannes darstellt, sich für säbig hält, ihn zu begreifen. Indessen man kann sehr wohl den Werth einer vollendeten Persönlichkeit, deren Thaten man von früh an bis zur letzten Stunde vor sich hat, abwägen und das Resultat der Arbeit mittheilen, ohne deshalb diesem Manne gleich oder über ihm zu stehen. Unser Zeit erkennt keine mythischen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfnisse des menschlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeisterung, deren Gefühle eine ewige Leidenschaft lenkte. Solche Gestalten sind aus dem Gebiete der Geschichte verbannt, kaum daß man sie in dem der Poesie noch duldet. Mit derselben Gelassenheit, mit der wir die Epochen der Bildung uners Planeten beobachten, ziehen wir die Wurzeln der ältesten Völker aus dem märchenhaften Boden heraus, lösen die Erde aus den feinsten Fasern und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Nommen bläst den alten, grauen Rebel, der auf den Sümpfen des Liberusers ruhte, frisch bei Seite, und wir sehen die Stadt des Romulus so einfach entstehen, wie wir heute eine Caserne abstecken, ausgraben und aus den Fundamenten aufmauern sehen. Ob man vor zweitausend Jahren mauerte oder heute, es wird dieselbe Mühe und dasselbe Material gewesen sein, und ein vorweltlicher Elephant hungerte, fras und verbaute nach denselben Befehlen wie ein heutiger. Diese Art der Anschauung ist unrer Pentweise so gemäh, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist.

Für Politik und Geschichte wurde sie in England zuerst am freiesten ausgebildet. In London sitzt ein Parlament, in dem von Königen und Kaisern die Rede ist, wie ehemals im römischen Senate. Ein Parlamentsmitglied dankt sich einer von den Herren, die über Krieg und Frieden in der Welt gebieten, die andern Herren in Europa mögen danach ihre Entschlüsse fassen. Daher denn auch die Methode, sich gegen Jedermann auf Du und Du zu stellen. Macaulay behandelt Friedrich den Großen vollständig als seines Gleichen, und seine Schule ahmt ihm nach. Cäsar und Pompejus, deren Fehler und Tugenden bisher mit einem Schleier verdeckt waren, durch den sie einen ungewissen poetischen Schimmer erhielten, sind jetzt Leute wie unser einer, man holt sie an's Tageslicht, klopft ihnen den Staub aus der Loge, pust die verrosteten alten Waffen wieder glänzend und sagt ihnen ohne Umschweife im's Gesicht, wo sie sich gescheit und wo sie sich albern benom-

men haben. Friedrich wird heruntergemacht, als wären die Dinge gestern geschehen, und ein Correspondent berichtete nach London darüber an die Redaction seiner Zeitung.

Und wer will das verbieten? Wären sie nicht sterbliche Menschen wie wir? Aßen, tranken, dachten, handelten, bereuten wie wir? — Nur der einzige Unterschied, daß wir leben und sie nicht mehr. Die Jahre zwischen ihrer Zeit und der unfrigen sind ein Meer, über das keine Schiffe fahren. Das Leben eines gestorbenen Menschen entzieht sich dem Nachhabe, nach dem die Thaten der Lebenden gemessen werden. Der Mythus ist kein künstlicher Koth, der das Aussehen der Dinge interessant machen soll, sondern die echte Patina, die wir nicht zerstören können, ohne die Sache selbst zu zerstören, deren äußere Hülle sie nur zu sein scheint. Jeder gestorbene Mensch, und wenn er eben erst begraben wird, ist schon zu einer mythischen Person geworden; jedes Jahr, das nach seinem Tode verlossen ist, verstärkt den geheimnißvollen Glanz, der ihn umgibt. Was der Bildhauer im Momente thut, wenn er die Büste eines lebenden Menschen arbeitet, das vollbringt die Zeit langsam und allmähig an den Toten. Jemehr Zeit vergeht, um so allgemeiner werden die Züge des Bildnisses, das sie überliefert; je allgemeiner sie werden, desto schöner werden sie bei bedeutenden Menschen, während die der unbedeutenden Masse bald in Nichts verschwimmen. Man kann sagen, ein großer Mensch sauge allmähig die gesammten Vorzüge einer um ihn her verschwindenden und vergessenen Generation in seiner Person auf. Bei einem Sterne kann man durch ein Fernrohr erkennen, daß er ein kleiner leuchtender Kreis sei, und daß die Strahlen, die man mit dem bloßen Auge sieht, nur scheinbar sind; für die Menschen aber, deren Leben vergangen ist, gibt es solche Instrumente nicht. De mortuis nil nisi bene ist keine bloß gutmüthige Redensart, zu der ein allgemeines Mitleiden uns anregt. Jeder Mensch, sobald er todt ist, empfängt in Wahrheit einen Heiligenschein, und sein zerrissenes Dasein wird ein harmonisches Product vor unsern Augen. Was wir den Lebenden nie verzeihen, verzeihen wir den Toten. Ihre Fehler hören nicht auf Fehler zu sein, aber der Haß verstrummt, mit dem wir sie verfolgten. Sie treten unter einen höheren Schutz, den zu mißachten unmenschlich wäre.

Dennoch liegt es zu nahe, eine Partei, die man bekämpft, auch dadurch anzugreifen, daß man sie im Rückblick auf die Kämpfe der Völker mit einer ehemals dagewesenen identifizirt und nun auf diese symbolisch alle die Schläge fallen läßt, die man den lebendigen Gegnern zugebracht hat. Es ist ein politisches

Recht, das sich die Gegenwart der Vergangenheit gegenüber anmaßt, niemals aber wird es in Deutschland anerkannt werden. Die Wissenschaft kann bei uns kein Mittel zu Parteizwecken sein. Wir sind das einzige Volk, das den Ereignissen gegenüber den idealen Standpunkt festhält und festhalten kann; wir haben dadurch leiden müssen, aber wir können ihn nicht aufgeben, denn er entspricht unsrer Natur und ist unsrer einziger Rückhalt. Ohne ihn wären wir wirklich so schwach und ohnmächtig, wie man uns oft genug versucht hat, uns selber darzustellen. In Deutschland wird man niemals in der Geschichtsschreibung einen einseitig politischen Parteistandpunkt dulden, sondern die Thaten der Völker so erfassen und beschreiben, wie sich am reinsten in ihnen die göttliche Kraft der Menschheit offenbarte.

Selbst Macaulay kann in manchen Fällen nicht anders. Ich nehme unter seinen Essays einen heraus, der geschrieben ist, um dem Andenken eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den er nicht mit dem kalten Blicke des Historikers betrachtet, welcher die Angelegenheiten eines fremden Landes bespricht, sondern der sein Landsmann war, dessen Gestalt er so rein und strahlend hinstellen möchte, als nur immer möglich. Wie aber stellt er Byron dar? Er führt auch diesmal wieder eine große Summe einzelner Eigenschaften auf, zeigt ihn in allen nur denkbaren Positionen und bleibt in der That stets so unbesangenen, daß sich nirgends seine ruhige Betrachtung in Vorliebe verwandelt. Zuletzt aber sagt er: „Alles das sind Keuserlichkeiten; für uns ist er jetzt nur ein Dichter, jung, edel und unglücklich.“ So schreibt er frisch nach Byron's Tode und macht schon zu seinem Gunsten Anspruch auf die verflärende Absolutionskraft der Geschichte, die er bei dem großen Könige ganz vergessen zu haben scheint. Wir haben sie nicht vergessen.

Indessen wie Macaulay auch über Friedrich geschrieben hat, wir machen ihm keine Vorwürfe darüber; wäre er ein Deutscher, so würde er anders geschrieben haben. Hätte aber ein Deutscher so wie er geschrieben, so würde man ihm eine perfide künstliche Unwissenheit und Mangel an Nationalgefühl vorwerfen können. Macaulay hat nach augenblicklichem Gutsdanken einen fremden Fürsten zum Gegenstande eines politischen Pamphlets benutzt; uns würde es zum Vorwurfe gereichen, wenn wir aus einer solchen Schrift den Mann kennen lernten, dem Deutschland einen so gewaltigen Theil seiner Größe verdankt.

Volksagen der Schweiz.

Mitteltheil
von H. Runge.

Der Ritter von Grimmenstein.
Canton Bern.

Unweit von Burgdorf im Canton Bern liegt an der Straße nach Langenthal das Dorf Bonigen, der Sage nach einst ein kleines aber belebtes Städtchen, in dessen Umgegend man noch heute Reste von römischen Gebäuden findet. Nahe dabei erhebt sich ein steiler Hügel, auf welchem sich die Ruinen des alten Schlosses Grimmenstein befinden. Ursprünglich war es wahrscheinlich ein Strassencastrum der Römer; später wandelte es sich, wie viele andere, in eine Burg um. Seine Untermauern zeigen, daß es einst sehr fest war. Nachdem es von den Herren von Grimmenstein an die von Hornos übergegangen war, wurde es im Jahre 1383, als die Berner und Solothurner den Grafen von Kyburg betriegen, von den tapfern Städtlern belagert, eingenommen und zerstört.

Der letzte Ritter von Grimmenstein, welcher um das Jahr 1300 gelebt haben soll, war der leidenschaftlichste Jäger weit und breit. Selbst an Festtagen rastete er nicht. Eines Sonntags, als der Ritter wiederum auf die Jagd ausziehen wollte, trat seine Gattin an ihn heran und bat ihn dringend, dabei zu bleiben. Der Sturm tobe und wüthe so sehr und man müsse fürchten, daß die Geister des Waldes wach seien, sagte sie; auch sei sie letzte Nacht von einem fürchterlichen Traum gequält worden. Denn in demselben habe der Ritter einen großen, schönen Hirsch mit drei Jungen gejagt und dann plötzlich sie, seine Gattin, und seine drei Söhne erschossen. Der Ritter aber verachtete die Mahnung der geängsteten Frau. „Ehe ich heute raste,“ rief er laut aus, „gehe ich in Tod und Grab!“ Und mit diesen Worten ritt er von dannen; mit lautem Jubelruf folgten Jäger und Knappen.

Mehrere Stunden hatte der Herr von Grimmenstein gejagt und viel Wild war schon erlegt worden, aber noch immer fehlte der von ihm gewünschte Hirsch. Blödsinnig zog sich die Jagd auf eine lichte Stelle im Walde, welche mit schönem, blumigem Gras bedeckt war und auch klares, frisches Wasser bot; hier weidete eine große, schöne Hirschkuh mit drei Jungen. Sogleich griffen die Hunde an; aber die Hirsche flohen nicht, sondern die Hirschkuh stellte sich vor die Kleinen, sie schüßend und schirmend, und wehrte furchtbar stöhnend die Hunde ab. Dennoch waren die Weichen der Jungen bald zerfleischt und in

wenigen Minuten auch die Thierlein durch wohlgezielte Schüsse mit der Armbrust gefällt. Länger hielt die Hirschschuß Stand; aber auch sie fiel durch das Geschloß des unerbittlichen Ritters und ihr Blut röthete den Rasen.

Da stieg plötzlich aus der Erde ein Riese hervor, der Berg- und Waldgeist, welcher das unschuldige Wild beschützt. Hohnlachend rief er: „Nur gemacht, die Hirschlein sind schon gerächt!“ Und damit verschwand er und Hirschschuß und Junge mit ihm. Vor Schrecken erstarrt standen die Jäger. Endlich ermannte sich der Ritter und ritt zu seiner Burg zurück.

Jögern trat der Herr von Grimmenstein in das Gemach seiner Gemahlin; an der Seite ihrer drei Söhne lag sie da, todt und von Pfeilen durchbohrt. Der eigne Gatte hatte sie und seine hoffnungsvollen Kinder gemordet, freilich wider seinen Willen. Schweigend küßte er die theuern Leichen; dann stieß er sich das eigne Schwert in die Brust und sähnte so die Schuld des Jagdvergehens.

Zerfallen liegt nun Grimmenstein, die Burg des wilden Jägers. Bricht aber Krieg oder Pest über das Land herein, so steigt der Ritter aus seinem Grabe, dreimal stößt er kräftig in sein Horn und fährt dann brausend und tobend durch die Luft, indem er die schreienden Knappen und die heulenden Hunde mit lautem Hufschall ruft. Eine schöne Hirschschuß mit drei Jungen eilt flüchtig vor ihm her, und der Bauer wirft sich angstvoll mit dem Gesicht auf die Erde, wenn er sie herankommen sieht.

Die Kirche von Wyla.

Canton Zürich.

Vor vielen hundert Jahren gehörte das Dorf Wyla an der Töb zur Kirchengenossenschaft Turbenthal. Damals hausten auf dem Schlosse Breitenlandenbergr zwei Brüder, Nachkommen dieses alten und berühmten Geschlechts, von denen der ältere ein wilder, roher Gefelle, der andere ein frommer, mildthätiger Herr war. Als der Jüngere das rohe und unsittliche Treiben des Erstgebornen nicht mehr ertragen konnte, warnte er ihn mit ernstlichen Worten, verließ das Schloß und zog nach dem Schläschen Wyla, um dort in der Stille zu leben und den Untertanen Gutes zu thun. Oben auf dem schönen Hügel, an dessen Fuß die stattliche Wohnung stand, legte er sich ein hübsches Gärtchen an und ließ es mit einer Mauer umgeben.

Der ältere Bruder, der noch ferner auf der Stammburg hauste, hatte die wohlgemeinte Warnung des jüngern sehr übel aufgenommen; er zürnte auf den ledern und vorwitzigen Knaben, wie er ihn nannte, und suchte ihn auf jede mögliche Weise zu ärgern und zu ver-

lepen. Als dieser immer gleich ruhig blieb und dadurch die Meinung der Standesgenossen für sich gewann, erfaßte den ältern ein heftiger Haß und er schwur mit gräßlichen Worten blutige Rache. Ob er seinen schändlichen Entschluß wirklich ausgeführt, hat man niemals erfahren; die treuen Wylaner aber fanden eines Tages ihren guten Grundherrn ermordet und von einem Pfeil und mehreren Stichen durchbohrt in der Mitte eines dichten und entlegenen Gehölzes und schrieben die That dem ältern Herrn von Breitenlandenbergr zu, der ihre Meinung auch dadurch zu bestätigten schien, daß er niemals ernstliche Schritte that, um den Mörder zu ermitteln. Den Verstorbenen aber begruben sie trauernd in seinem Gärtchen auf dem Hügel.

Als das Testament des jüngern Herrn eröffnet wurde, fand sich, daß er die Erbauung einer eignen Kirche für Wyla auf der Höhe angeordnet und die dazu nöthigen Gelder angewiesen hatte. Die Wylaner glaubten, der Selige habe dabei die nahe Gekader-Höhe im Sinne gehabt und könne unmöglich sein Lieblingsplätzchen zu diesem Zweck bestimmt haben. Sie begannen deshalb gleich im folgenden Frühjahr auf jenem Hügel den Bau, indem sie Holz und Steine dorthin führten. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Wellenute von ihrer Arbeit daheim ausrubten, flogen Geister hernieder, erloschten die fertig gemauerten Balken und die behauenen Steine und trugen sie hinüber zum Grabe des edlen Breitenlandenbergr im Schloßgärtchen. Am folgenden Morgen glaubten die Wellenute, böse Buben hätten die Materialien verschleppt; als sie sie nach langem Suchen endlich fanden, führten sie sie auf die Gekader-Höhe zurück. Aber am folgenden Tage lagen Holz und Steine wieder im Gärtchen und eben so am dritten Morgen. Einige Bauern, welche die letzte Nacht auf dem Bauplatz gewacht hatten, sahen mit Erstaunen und Schrecken die Geister bei ihrer Arbeit und erzählten den Uebrigen das fessame Wunder, wie gleich nach Mitternacht nebelhafte Gestalten erschienen und Alles in kurzer Zeit durch die Luft fortgetragen hätten. Da errieth man denn leicht, daß der edle Stifter die Schloßhöhe zur Baustätte für die neue Kirche bestimmt hatte und errichtete über seinem Grabe das schöne Gotteshaus. Den mit der Mauer umzogenen Garten aber schuf man in einen Kirchhof um. Seitdem bildete Wyla mit seinen Weilern ein eignes Kirchspiel; im Lauf der Jahre aber nahm es an Bevölkerung dermaßen zu, daß man im Jahr 1706 eine Anzahl kleiner Ortschaften abtrennen und zur Kirche von Stenzenbergr schlagen mußte.



Zweite Abtheilung.

Ein blaues Wunder.

Von

Dr. Friedrich Schödlcr.

Es mögen jezt an die dreißig Jahre sein, daß ich auf der Rückreise aus der Schweiz zum ersten Male nach München kam. Ich war an einen alten Maler empfohlen, der lange in Rom sich aufgehalten und dort dem kunstliebenden bairischen Kronprinzen sich dienstfertig und nützlich erwiesen hatte. Dafür zog ihn dann der königliche Bauberr später nach München und mit warmer Begeisterung führte mich der Maler in alle vollendeten Kunstschöpfungen seines erhabenen Gönners ein — mit Feuer schilderte er die großartigen Unternehmungen, die im Entwurfe vorlagen und an welchen alle Kunstzweige in wetteifernder Verberrlichung sich beteiligen sollten.

„Betrachten Sie die edlen Gestalten dieser Cartons“ — rief er, als wir eines Tages in's Atelier eines der ersten Meister getreten waren — „und stellen Sie sich vor, daß Alles dies auf Goldgrund gemalt wird, auf echten, puren Goldgrund, junger Mann, — jeden Quadratsuß zu einem Ducaten. Wir wollten anfänglich mit Ultramarin grundiren — aber freilich, das geht denn doch nicht.“

„Ultramarin! Was ist das?“

„Ultramarin,“ fuhr der Maler fort, „ist das schönste, das reinste, das kostbarste Blau, das wir haben; es ist, als ob man in den tiefblauen Himmel Italiens hineinsähe, von dem sich Gebirg' und Wald, Ruine und Pflanz, Mensch und Thier alle Formen und Farben gleich reizend und harmonisch abheben.“

„Und warum nimmt man denn nicht diesen herrlichen Ultramarin als Grund?“ — fragte ich weiter.

„Liebes Kind, das geht nicht. Das ist viel zu theuer.“

„Was,“ rief ich, „zu theuer? Da hätte ja der Ultramarin einen größeren Werth als Gold?“

„Ja, so ist es,“ erwiderte der Maler.

„Wir könnten eher alle Dächer von ganz München vergolden als die Wände einer einzigen Kirche mit Ultramarin grundiren; ich glaube, daß so viel in der ganzen Welt gar nicht aufzutreiben ist.“

„Nun, da wäre ich doch begierig, einmal diese kostbare Farbe zu Gesicht zu bekommen!“

„Das sollen Sie, und zwar echten Ultramarin sollen Sie sehen, ganz echten, den ich schon vor zwanzig Jahren in Rom aus der besten Quelle gekauft habe. Kommen Sie nur nach Hause.“

Als wir in der Wohnung des Künstlers angekommen waren, schloß er die Thür eines kleinen Wandchranks auf, dem man ansah, daß er nur zur Bewahrung besonders werthvoller Gegenstände diene. Der Druck einer Feder öffnete eine verborgene Schublade, aus welcher der Maler eine kleine Schachtel herausnahm. Dieselbe enthielt ein Päckchen, eingewickelt in Papier, vielfach mit Fäden umwunden. Mit feierlichem Ernst löste der Besitzer die Knoten und nach Entfernung mehrerer Hüllen trat er an's Fenster, breitete das Lepte, den kostbaren Schatz einschließende Papier auseinander, stellte die Farbe in das rechte Licht, mich selbst an den rechten Platz und kreuzte dann still und erwartungsvoll die Arme.

In der That, es war ein wundervolles Blau; tief, innig und doch feurig und heiter. Es erinnerte mich an das Blau der Gentianen, der *acaulis* und *verna*, die aus dem Grün der Alpen wie liebe Kinderaugen zu uns aufbliden.

Mit Befriedigung beobachtete der Maler den Eindruck, welchen seine Farbe auf mich hervorbrachte.

„Und wozu verwenden Sie diese schöne Farbe?“ fragte ich.

„Verwenden“ — rief der Maler fast erschrocken. — „Liebster Freund, eine solche Farbe verwendet man nicht — wenigstens zu nichts Unbedeutendem. Ich habe noch Nichts gemalt, was eines solchen Opfers werth wäre; aber — fügte er mit weicher Stimme hinzu — ich werde einmal ein Bild malen, ich verbessere schon seit lange die Skizze, dafür habe ich meinen echten Ultramarin aufgespart, dazu soll er verwendet werden. Aber damit Sie sehen, daß er wirklich echt ist, so will ich Ihnen die Probe machen, so viel es mich auch kostet.“

Mit dem Zittern eines Heißbaldes, der einen Tropfen ausgeben muß, nahm er eine kleine Messerspiße voll der Farbe, brachte sie in ein Spitzgläschen, goß einige Tropfen Scheidewasser darüber und hielt mir das Gefäß unter die Nase.

„Hui tausend,“ rief ich, „das riecht ja wie saule Eier.“

„Ganz recht,“ rief der Maler triumphirend, „das ist das Wahre. Unverwundlich steht der Ultramarin in Licht, Luft und Feuchtigkeit, aber die Säuren kann er nicht ertragen; sie tödten ihn, seine Farbe erlischt und ein Leichengeruch verbreitet sich. Ja,“ — fuhr er fort, indem er mit Sorgfalt die Farbe wieder einwickelte, — „ja, mein junger Herr, Sie wollen Chemiker werden — erfinden Sie einen solchen Ultramarin und Sie sind ein Millionär.“

Chemiker bin ich geworden — aber kein Millionär; die Fabrication des Ultramarins aber brauchte ich nicht zu erfinden, denn dies war zu derselben Zeit bereits geschehen und die ersten Ausbeuter dieser Erfindung sind wirklich Millionäre geworden.

Nicht leicht wird man in den Schatzkammern reicher Fürsten oder in den Ausstellungen großer Juweliere einen edlen Stein finden, der nicht schon den Alten bekannt gewesen wäre — ja selbst in der künstlichen Behandlung dieses kostbaren Materials sind uns die Meister und Muster bereits im Alterthume gegeben.

Es gilt dieses ganz besonders von denjenigen Steinen, die nicht durch Glanz und starke Lichtbrechung sich hervorhoben, sondern durch ihre schöne Färbung und Zeichnung. Diese wurden vorzüglich zu kleinen plastischen Kunstwerken von höchster Vollendung verarbeitet und außer dem hellblauen Türkis, dem grünen Chrysoptas, dem zweifarbigen Onyx begegnet wir auch dem Lasurstein oder ar-

menischen Stein. Die Alten nannten ihn Sapphyrus, aber auch Cyanus, nach den blauen Kornblumen, denn ein schönes, lebendiges Blau, nicht zu hell und nicht zu dunkel, ist seine ausgezeichnetste Eigenschaft. Man hüte sich jedoch, dieses Mineral mit der Kupferlasur zu verwechseln, deren kraftvolles Blau merklich dunkler ist.

Die Seltenheit des Vorkommens erhöht den Werth des Lasursteins, denn obwohl er an verschiedenen Orten, in Italien, Sibirien, in der Bucharei, China, Tibet und Süd-America aufgefunden wird, so trifft man ihn doch meist nur in kleinen Stücken und Körnern, stumpfedic und rundlich, eingesprenzt an andern Gestein, vorzüglich vulcanischen Ursprungs. Auch die dem Lasurstein nahe verwandten Minerale, der Hauyn und der Rosin, die von minder brillanter Farbe sind und auch in Deutschland sich finden, treten besonders in Gesellschaft von Basalten und Laven auf und verrathen hierdurch, daß sie, gleich jenem, Kinder des Feuers sind.

Auch in den Arzneischatz ist der Lasurstein aufgenommen worden, in jener Zeit, wo man von so vielen Dingen eine ihren glänzenden Eigenschaften und ihrer Kostbarkeit entsprechende auffallende Wirkung auf den Organismus erwartete, wo man den Patienten Perlen und Edelsteine verschlucken ließ, wo man Pillen vergoldete und versilberte. Ich erinnere mich wohl, wie ich in einer alten Apotheke eine Büchse antraf, schwer angefüllt mit „Lapis lazuli,“ d. i. Lasurstein, und wie ich hocherfreut über den kostbaren Fund dieselbe öffnete und — lebhaft blau gefärbte Schlacken mich enttäuschten.

Die kleinen Stücke und Abfälle des Lasursteins wurden schon frühzeitig zur Darstellung einer herrlichen Malerfarbe verwendet, deren wohlthönender Name „Ultramarin“ schon et. das, wenn auch nicht Ueberirdisches, doch Uebermeerisches, Außerordentliches anzukündigen bestimmt erscheint. Aber billig müssen wir uns wundern über das ebenso umständliche als mühsame Verfahren, welches befolgt worden ist, um aus dem harten Lasurstein das zarte Ultramarin herzustellen. Wir erkennen hierin abermals ein Beispiel, wie eine beharrliche Praxis für gewisse Zwecke endlich Mittel und Wege findet, die theoretisch kaum auszufinden gewesen wären. Die Beschreibung dieses Verfahrens aus den älteren Werken, die wir nachfolgend mittheilen, ist in alle neueren übergegangen, welche über den Ultramarin sich verbreiten.

Der von fremdartigen Theilen, insbesondere von eingesprenztem Schwefelkies möglichst befreite Lasurstein wird schwach gegläht und in Essig abgelöst. Hierauf wird er fein gepulvert, durch Schlemmen oder durch

leichten Theile entfernt, die schwerer auf einer Porphyrplatte mit Weineßig höchst fein präparirt und mit einer Masse, die aus Terpentin, Harz und Mastix, welcher ein Zwölftel des Ganzen Weibtrauch und ebensoviel Leinöl zugefetzt ist, gemengt und unter Wasser so lange gemetet, als sich dieses noch blau färbt. Der so erhaltene Ultramarin wird nach Einigen noch mit Kalilauge digerirt und ausgewaschen. Derselbe stellt nun ein höchst zartes Pulver dar, von feuriger, azurblauer Farbe, er ist geschmacklos und ändert sich bei gewöhnlicher Temperatur durch Einfluß des Lichtes, der Luft nie; auch in gelinder Hitze wird seine Farbe nicht verändert, aber starke Glühhitze, sowie Säuren zerstören dieselbe. Ein Pfund Lasurstein gibt ungefähr zwanzig Loth Ultramarin, und da der Ankauf des rohen Materials kostbar ist, indem das Pfund zu 22 bis 26 Gulden stehen kann, so muß es nach dieser mühsamen Bereitung nicht befremden, daß die Unze mit 40 bis 50 Gulden bezahlt wurde.

Man sieht wohl ein, wель hohen Werth eine Farbe haben mußte, die sich unempfindlich verhält gegen Licht und Luft, diese langsam und stetig wir enden Zerstörer der bunten Farbenwelt. Und hierzu kam die hohe Schönheit dieses Blaus, welche auch jetzt noch die vollste Anerkennung findet, wie dies aus nachfolgendem Urtheile eines hebedenden Ultramarinfabrikanten hervorgeht, das wir wörtlich mittheilen.

„Das aus dem Lasurstein gewonnene Ultramarin,“ sagt derselbe, „durch eine unendlich mühsame Proceedur und geringe Ausbeute vertheuert, wurde gegen Gold aufgewogen, in welchem Preise es bis zur Stunde noch wenig gesunken ist. Das künstliche Ultramarin, obwohl um Vieles schöner als das natürliche, besitz doch nicht die Weichheit und Klarheit in seinen hellen Tönen, die jenes so sehr charakterisirt.“

Es scheint, als ob das Zustandekommen der künstlichen Nachbildung dieser Farbe an die Erfüllungen zweier Vorbedingungen geknüpft gewesen wäre, die jedoch gemeinsam in den Fortschritten der chemischen Wissenschaft wurzeln. Die eine bestand in der durch die vervollkommnete analytische Methode erlangten genaueren Kenntniß der Bestandtheile des Lasursteins — die andre aber darin, daß durch die vermehrte chemische Fabrication größere technische Feuerproceße von Männern geleitet wurden, welche Beobachtungsgabe mit chemischen Kenntnissen verbunden und dadurch im Stande waren, einigen dabei zufällig entstandenen Bildungen die richtige Deutung und erfolgreiche Anwendung zu geben.

Fassen wir die Geschichte der Ultramarin-

fabrication kurz zusammen, so sagt sie uns in wenig Worten: Deutschland hat die Darstellung des künstlichen Ultramarins auf wissenschaftlichem Wege selbständig gefunden und steht jetzt in Menge und Güte seiner Production an der Spitze dieses Industriezweiges; in Frankreich wurde gleichzeitig und wahrscheinlich selbständig, durch zufällige Beobachtung angeregt, das künstliche Ultramarin erzeugt und insofern dem deutschen Verdienste vorangeilt, als es dort sogleich zum Gegenstande einer gewinnreichen Fabrication gemacht wurde.

Nachahmungen des Ultramarins oder vielmehr des Lasursteins sind schon früher versucht worden, allein sie bestanden in der Anfertigung blauer Massstäße, die beim Zerreiben ein blaugefärbtes Pulver liefern und daher nur in Masse eine grobe Täuschung bewirken können. Ein derartiges Product war es, das in der erwähnten alten Apotheke sich vorfand. Im siebenzehnten Jahrhundert hielt man einen Gehalt an Kupfer für die Ursache der blauen Farbe des Lasursteins. Markgraf bewies jedoch 1758, daß dies nicht der Fall sei; spätere Analysen von Klapproth, Smelin, Bauquelin, Cl. Deformez und Varrentrapp stellten fest, daß Kieselerde, Thonerde, Natron und Schwefel die Hauptbestandtheile des Lasursteins sind, wozu noch kleine und wechselnde Mengen von Kalk, Eisen und Wasser hinzukommen, deren Vorhandensein sich jedoch als unwesentlich ergeben hat. Ueberträschen mußte es, daß in diesem Körper keine Spur von Kobalt und Kupfer sich vorfand, denen man sonst als den Blaufärbern des Mineralreiches so häufig begegnet. Da man nun aber gewohnt ist, überall, wo lebendige Farben an Mineralen sich zeigen, als färbenden Stoff ein schweres Metalloryd zu finden, so lag es nahe, den kleinen Gehalt an Eisen, der im Ultramarin sich vorfand, als dessen blaufärbendes Princip anzusehen, eine Ansicht, die erst in der neueren Zeit vollständig beseitigt worden ist.

Ehr. Smelin, Professor in Tübingen, dem wir viele werthvollen Arbeiten über die Constitution der Minerale und Felsarten verdanken, begnügte sich nicht mit der analytischen Zerlegung des Ultramarins, sondern es gelang demselben im Jahre 1827 auch die synthetische Regeneration desselben. Zu verwundern ist nur, daß er mit dieser schönen und wichtigen Entdeckung erst dann recht hervortrat, als im Jahre 1828 in Frankreich für dieselbe Entdeckung von der Akademie ein Preis an Guimet ertheilt wurde. Der Grund lag vielleicht theilweise darin, daß Smelin's künstliches Ultramarin zu wenig brillant, sein Verfahren dagegen zu umständlich gewesen-

sein soll, um große industrielle Vortheile zu versprechen.

Der praktische Entdeckungsweg beginnt mit der Beobachtung zufälliger Bildungen von ultramarinähnlichen Producten. Schon im Jahre 1787 machte Goethe bei seinem Aufenthalt in Palermo die Beobachtung, daß sich in den dortigen Kalköfen eine Art Glasfluß von hellblauer bis dunkelblauer Farbe bilde, der zu Schmudarbeiten verwendet werde. Wenn es jetzt auch keinem Zweifel unterliegt, daß diese blaugefärbte Masse kein Ultramarin gewesen sein kann, da dieser eine Schmelzung nicht erträgt, ohne seine Farbe zu verlieren, so erfreut es uns doch, auch hier dem Namen Goethe's auf dem Gebiete der Beobachtung wieder zu begegnen.

Folgenreicher waren die Beobachtungen der Gemisch gebildeten Techniker Lassaert und Kuhlmann in Frankreich, welche eine blaue Substanz theils in aus Sandstein gebauten Sodaoefen, theils in denjenigen Oefen vorfanden, die zum Glühen des Glaubersalzes dienen. Bauquelin, ein ausgezeichnete Analytiker, führte durch seine Untersuchungen den Beweis, daß diese blaugefärbten Producte in ihrer Zusammensetzung mit dem Lazurstein vollständig übereinstimmen.

Nun war der Anstoß gegeben; die Gesellschaft zur Beförderung der französischen Industrie gründete sofort einen Preis von 6000 Franken als Belohnung für den Entdecker eines praktischen Verfahrens zur Darstellung des künstlichen Ultramarins. Dies geschah im Jahre 1824; allein drei Jahre nacheinander wurde diese Preisaufgabe wiederholt gestellt, ohne gelöst zu werden, bis endlich im Jahre 1828 der Chemiker Guimet aus Toulouse der Akademie solche Proben eines von ihm gefertigten Ultramarins vorlegte, daß dieselbe ihm den Preis und die Ehre der Entdeckung zuerkannte.

Allein einen ungleich größeren Gewinn wußte Guimet aus seiner Entdeckung zu ziehen, indem er sofort die Fabrication dieses Productes betrieb und sein „extrafeines Ultramarin“ zu dem Preise von 140 Gulden das Pfund verkaufte, was immerhin noch acht bis neun Gulden für die Unze ausmacht. Aber dieser hohe Preis fiel sehr rasch, denn bereits im Jahre 1830 betrug er nur noch die Hälfte und im folgenden Jahre sank er etwa auf acht Gulden für's Pfund — ungefähr den hundertsten Theil vom Preise des echten Ultramarins. Nichtsdestoweniger erwarb sich Guimet, der frei von aller Concurrenz arbeitete, schnell ein Vermögen von Millionen.

Jetzt aber begannen die Deutschen sich zu regen. Die älteste Ultramarinfabrik in Deutschland wurde im Jahre 1834 von Levertus

in Wermelskirchen bei Bonn errichtet; dann waren es die rastlosen Bemühungen der Nürnberger Chemiker Engelhart, Leylauf und Heine, welche im Jahre 1838 zur Errichtung der berühmten Ultramarinfabrik in Nürnberg führten, die schon in den ersten Jahren ihres Bestehens ihre Besitzer zu Millionären machte und heute noch als das vorragendste Geschäft Deutschlands unter der Firma Zeltner und Heine fortbesteht. Die zahlreichen und bedeutenden seitdem noch hinzugekommenen Fabriken werden wir noch anzuführen Gelegenheit haben und bemerken nur, daß die vermehrte Concurrenz den Preis des Ultramarins in Deutschland jetzt durchschnittlich auf einen Gulden für's Pfund erniedrigt hat.

Was nun die Methode der Fabrication des Ultramarins betrifft, so hat dieselbe längst aufgehört, Geheimniß zu sein, ja es ist charakteristisch, daß wir grade in letzter Zeit hierüber sowohl als über die Zusammensetzung und Beurtheilung des Ultramarins von wissenschaftlich gebildeten und anerkannt tüchtigen Fabrikanten die dankenswertheften Mittheilungen erhalten haben.

Dieses schließt natürlich nicht aus, daß der Fabrikant immerhin gewisse Vortheile für sich zurückbehält, die nur auf dem Wege der praktischen Erfahrung erreicht werden; es gibt Fabricationen, in welchen man ohne diese Alles wissen — aber Nichts machen kann. Als Rohmaterial zur Ultramarinbereitung werden benutz: 1) ein weißer Porzellanthon, sogenannter Kaolin oder Pflanzthon, der in Deutschland hinreichend verbreitet ist. Ein geringer Eisengehalt ist demselben nicht nachtheilig. 2) wasserfreies schwefelsaures Natron (Glaubersalz). 3) wasserfreies kohlensaures Natron (calcirte Soda). 4) Schwefel. 5) Kohle oder Colophonium. In manchen Fällen, namentlich bei dem Ultramarin, welcher zum Bleichen der Papiere verwendet wird und daher alauflöslich sein muß, soll noch ein Zusatz von gemahlenem Kiesel kommen.

Eine vorläufige Arbeit von großer Wichtigkeit besteht darin, diese Stoffe in möglichst feines Pulver zu verwandeln und namentlich ist es der Thon, der durch Schlemmen, Glühen und nachheriges Mahlen die sorgfältigste Behandlung erfahren muß.

Die Gewichtsverhältnisse, in welchen die genannten Bestandtheile des Ultramarins verwendet werden, sind durch die Praxis gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß hierin in allen Fabriken Unterschiede und Schwankungen bestehen, die sich jedoch, wie aus der Analyse der fertigen Farbe hervorgeht, innerhalb gewisser Grenzen bewegen. Die wesentlichsten Unterschiede in der Mischung des Salzes findet man in dem gegenseitigen Verhältnisse von Soda, Glaubersalz und Schwefel. Da näm-

lich das Glaubersalz Schwefelsäure enthält, aus welcher beim Glühen der Masse mit Kohle Schwefel reducirt wird, so kann der Zusatz des letzteren vermindert oder ganz unterlassen werden, je nach der Menge des verwendeten Glaubersalzes. Dies berücksichtigend, sind die Unterschiede in den nachfolgenden Zahlenverhältnissen für die Gemenge nicht so auffallend, als sie auf den ersten Blick erscheinen.

	I.	II.	III.	IV.	V.
Vorzellanthon	100	100	100	100	100
Glaubersalz	100	—	41	40	200
Soda	—	100	41	60	—
Kohle	17	12	17	22	—
Schwefel	—	60	13	48	30
Celophonium	—	—	—	—	35

Nummer IV. ist nach französischer Angabe; Nummer V., der Veröffentlichung eines Praktikers entnommen, ergibt allerdings auffallende Differenzen mit den vorhergehenden Verhältnissen.

Nächst der feinen Pulverisirung wird die höchst innige Mengung der zu verwendenden Substanzen als besonders wichtig angesehen. Das Gemenge wird dann in Thongefäße, die zwanzig bis dreißig Pfund aufnehmen, eingetragen und darin etwas festgedrückt. Die Oeffnungen derselben werden bedeckt und mit Thon verstrichen. Die Form dieser Gefäße wird verschieden angegeben, Tiegel, Kapseln oder kugelförmige Gefäße werden benutzt. Somit wäre Alles vorgerichtet zu der nächsten Hauptoperation, zum Brennen oder Glühen des Ultramarins.

Zu diesem Zweck werden hundertundfünfzig bis zweihundert Füllungen in den Brennofen, der in seiner Construction einem kleinen Porzellanofen ähnlich ist, neben- und aufeinander gesetzt und sehr langsam zum dunkeln Rothglühen erhitzt und zweimal vierundzwanzig Stunden in dieser Temperatur unterhalten. Das Einhalten eines angemessenen Hitzegrades ist von der höchsten Wichtigkeit, indem hiervon der ganze Erfolg abhängt. War derselbe zu gering, so wird das Glaubersalz nicht reducirt und in Schwefelnatrium übergeführt, es bildet sich folglich kein Ultramarin; — war er zu hoch, so wird der bereits gebildete Ultramarin wieder zerstört, indem die Masse schmilzt. Es ist unstreitig diese Operation, bei welcher die Erfahrung und der praktische Blick des Fabrikanten die wichtigste Rolle spielt.

Nachdem der Ofen erkalte ist, werden die Gefäße herausgenommen und geöffnet. Ihr Inhalt besteht aus einer zusammengefinckerten, leicht zerreiblichen Masse von grünlicher Farbe.

Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn die Luft durchaus keinen Zutritt erhalten hatte; konnte die Luft einwirken, sei es durch die Porosität der Gefäße oder durch unvollkommenen Schluß derselben, so findet man eine Masse von blauer Farbe. Ja es kommt vor, daß die Gefäße eines und desselben Brandes je nach ihrem Standorte einen blau- oder grünesfarbten Inhalt zeigen und selbst die Masse eines Tiegels zeigt nicht selten alle Uebergänge aus Blau in Grün von seinem Rande bis zur Mitte.

Die gebrannte Masse wird fein gemahlen und mit Wasser ausgewaschen, das ihr lösliche Stoffe entzieht. Nach dem Trocknen erhält man ein zartes Pulver von mattgrauer Farbe, das sogenannte grüne Ultramarin. Obgleich dasselbe nicht brillant ist, so ist es doch in den Handel und Verbrauch übergegangen, da es für manche Zwecke dienlich ist, namentlich wegen seiner vollständiger Unschädlichkeit. Vielleicht gelingt es der fortgeschrittenen Vervollkommnung dieser Fabrication, ein lebhaftes Ultramarin zu erzeugen, das eine große Zukunft vor sich hätte. Die mehrfachen Nuancen, die sich im Handel unter dem Namen von grünem Ultramarin finden, sind theilweise durch Zusatz von andern Farben gehoben.

Für den Ultramarinsabritanten ist das grüne Ultramarin nur ein Zwischenproduct, welches durch weitere Behandlung in blaues Ultramarin umgewandelt wird. Dieses geschieht, indem das grüne Pulver bei schwacher, dunkler Rothglühhitze geröstet, d. i. dem Einflusse der Luft ausgesetzt wird, entweder auf flach überwölbten Herden, ähnlich den Padoisen oder Sodaöfen, in dünnen Schichten ausgebreitet wird oder in Cylindern von Eisen, die mit einem Luftploch und einer drehbaren Flügelwelle versehen sind, um die Masse in Bewegung zu setzen, so daß alle Theile derselben an die Luft gelangen.

Bei dieser Operation wird in den meisten Fabriken nochmals ein Zusatz von Schwefel gegeben von sechs bis neun Pfund auf hundert Pfund Masse. Sobald letztere rothglühend ist, trägt man einen Theil des Schwefels ein, der sich entzündet, und dieses sogenannte Abbrennen wird je nach Umständen mehrmals wiederholt, bis die gewünschte blaue Farbenstufe erreicht worden ist. Es nimmt hierdurch die Masse an Gewicht zu, allein bei dem nachfolgenden Auswaschen verliert sie im Ganzen mehr Gewicht, als jene Zunahme betragen hatte.

Auf dieses Auswaschen muß die äußerste Sorgfalt verwendet werden, damit durchaus weder schwefligsaures Natron noch Schwefelnatrium in dem Ultramarin zurückbleiben, da die kleinsten Spuren derselben hinreichen, der Farbe sehr fühlbare Fehler in jeder Hin-

sicht mitzutheilen. Diese äußern sich in einem unangenehmen Geruch der Farbe nach Schwefelwasserstoff, wenn sie einige Zeit in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt wurde; am nachtheilichsten darin, daß sie in Berührung mit Metallfarben, z. B. Bleiweiß, diesen eine grauliche oder schmutzige Farbe ertheilen, indem zugleich das Ultramarin selbst von seiner Reinheit verliert. Wie ungemein schwierig es ist, eine vollkommene Auswaschung zu erreichen, scheint daraus hervorzugehen, daß unter den zahlreichen Proben, die zur Pariser Ausstellung genommen waren, nur drei Ultramarine sich in dieser Hinsicht als ganz fehlerfrei erwiesen haben. Die Mängel des unvollkommen gewaschenen Ultramarins treten besonders beim Zeugdruck auf Metallbeizen hervor, sobald beim Anreiben derselben mit gekochtem Leinöl (Seccatil) für sich und mit Metallfarben.

Noch ist unser Product nicht ganz fertig, denn dem Auswaschen und Trocknen folgt ein nochmaliges Zerreiben oder Mahlen des Ultramarins und es wird versichert, daß auch hierin des Guten nicht leicht zu viel gethan werden könne, da Farbkraft und Farbkörper mit der weitergehenden feinen Zerkleinerung stets zunehmen.

Die Waare ist nun fertig, um in den Handel gebracht zu werden, und wir können jetzt die Fragen über den Preis, die Güte und den Verbrauch des Fabricats aufwerfen.

Vorläufig wollen wir hierbei hellere und wohlfeilere Sorten des Ultramarins ausschließen, die einfach durch Mischung derselben mit weißem Thon, sogenanntem Lenzin, dargestellt werden, ein Geschäft, das der eigentliche Ultramarinfabrikant gerne dem Consumenten überlassen würde. Es ist überhaupt Stil, alle in's Große gehende Industrie nicht zu verwirren durch unnöthige Vervielfältigung der Sorten und Namen — eine Ausbeutung, die dem Kleinhandel zu überlassen ist.

Was nun den Preis für eigentliches Ultramarin betrifft, so geht derselbe in Deutschland von zwei Drittel bis einen Gulden für's Zoltpfund, in Frankreich etwa 1½ Gulden für dasselbe Gewicht. Vergleicht man hiermit die Preise, welche wir früher für das echte Ultramarin angeführt haben, sowie diejenigen, die Guimet in den ersten Jahren seiner alfeinsten Ausbeutung machte, so finden wir, daß das Ultramarin jetzt eine der wohlfeilsten aller Farben geworden ist. In gewissem Grade fand der Fabrikant mit dem Herabgehen des Preises seinen Vortheil verknüpft, indem hierdurch der Verbrauch in ungeheuren Grade zunahm. Andererseits hat das Herabdrücken der Preise auch seine Nachteile für Producenten und Consumenten, und wir finden die Bemerkung Bückner's, eines ausgezeichneten Ultramarinfabrikanten, sehr bezeich-

nend, wenn er sagt: „Ist der Preis aber in eine den Produktionskosten fast gleiche Linie gekommen, dann drückt dies die möglichen Verbesserungen in der Fabrication und erschwert den Verbrauch durch minder gute Waare.“

Zur Bestätigung dessen wollen wir nur an zwei allbekannte Artikel erinnern, an die Seife und die Färbhölzer, die sich mit zunehmender Billigkeit stets verschlechterten.

Die Anlage einer Ultramarinfabrik ist daher heutzutage eine schwierigere Unternehmung geworden, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war, und alle Elemente des Betriebes, wie Brennmaterial, Wasserkraft und Arbeitslöhne, Preis und Transportkosten des Rohmaterials und des Fabricates bedürfen der sorgfältigsten Ermägung. Während früher die Fabrication sehr geeignet und lohnend war, im Kleinen anfangend und allmählig sich ausdehnend, ist jetzt nur bei schwinghaftem und in's Große gehendem Betriebe, der sogleich ein bedeutendes Capital in Anspruch nimmt, ein Vortheil zu erwarten, gegenüber den zahlreichen bereits bestehenden Fabriken.

Bei Besprechung des Preises ist jedoch die Güte des Ultramarins ein Gegenstand von äußerster Wichtigkeit für den Consumenten, und ein näheres Eingehen auf deren Beurtheilung um so nothwendiger, als es wenig Artikel gibt, die so leicht durch brillantes Aeußere so große Täuschungen über ihren wahren Werth hervorzurufen vermögen, als diese Farbe. Wir folgen hierin den Mittheilungen des Herrn Bückner, die um so schätzbarer sind, da derselbe selbst Fabrikant ist.

Das reine Ultramarin ist ein höchst zartes Pulver von blauer Farbe. Im Farbenton zeigen sich kleine Abstufungen, so daß man reinblaues, röthlichblaues und grünlichblaues Ultramarin unterscheidet und je nach Geschmack oder bestimmtem Zweck das eine dem andern vorzieht. Im specifischen Gewicht der Ultramarine zeigen sich auffallend große Unterschiede: je geringer dasselbe ist, um so vortheilhafter für die Waare.

In chemischer Beziehung ist das Ultramarin weder sauer noch basisch, sondern indifferent; es ist ganz unauflöslich in Wasser, Weingeist, Aether, Oelen und Zinnissen, es widersteht den Alkalien, dem Licht, der Luft, der Feuchtigkeit, sowie den verschiedenen Ausdünstungen bewohnter Räume. Dagegen wird es von stärkeren Säuren und Alaun unter Umwandlung in einen weißen Körper und Entwicklung von Schwefelwasserstoff zersetzt. Es trägt eine beträchtliche Hitze ohne Farbcänderung, allein in der Glühpipe schmilzt es und verliert seine Farbe.

Das Ultramarin ist giftfrei und durchaus unschädlich für den Organismus. Mit gelben Farben gemengt, bilden nur die zu diesem

Zweck erzeugten Ultramarine brauchbare grüne Farben.

Auf vorstehende Eigenschaften gründen sich nun eine Menge von Anwendungen desselben, als: zum Leinwandstrich, zum Oel- und Firnißstrich, zur Malerei, zum Blauen weißer Waaren, besonders der Papiere, zur Buntpapier- und Tapetenfabrication, zum Rattun-, Woll- und Jacconnetrud, zum lithographischen Druck, zu Siegellack und Oblaten u.

Aus dieser vielfältigen Anwendung läßt sich ein Schluß ziehen auf den außerordentlich großen und stets noch steigenden Verbrauch dieser Farbe. Während man den jährlichen Bedarf für Frankreich auf etwa 50,000 Etr. anschlägt, wird behauptet, daß in Deutschland allein die Consumption auf 200,000 Etr. sich steigern lasse. Das Kobaltblau, die sogenannte Smalte, ist durch das Ultramarin fast gänzlich verdrängt worden. Denn Ersteres ist ein durch Kobaltoryd blaugefärbter und feingemahlener Glasfluß, der mit Bindemitteln sich nicht gut vereinigt, in Flüssigkeiten sich nicht leicht schwimmend erhalten läßt und überhaupt nie ganz seine glasige Natur verleiht, was beim Blauen der Papiere und Zeuge sich nachtheilig erwirkt. Auch das Berliner Blau, das empfindlich ist gegen Licht, und mit den Alkalien sich nicht verträgt, ist in vielen seiner Anwendungen durch das Ultramarin ersetzt worden.

Die Ultramarine, welche jedoch in der Papierfabrication verwendet werden, sind das Product einer besondern Methode; sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen schon äußerlich durch einen violetten oder rothigen Ton, im Wesentlichen aber dadurch, daß sie längere Zeit in Berührung mit Alaun durch diesen keine Zersetzung erleiden. Der Consumant wird daher je nach seinem Zweck das Ultramarin auf verschiedene Eigenschaften zu prüfen haben.

Der Farbenreichtum oder die Farbenkraft läßt sich durchaus nicht durch Ansehen des Ultramarins an sich richtig beurtheilen. Zur Probe werden gleiche Gewichte verschiedener Sorten mit gleichen Mengen gemahlener weißen Thons (Venzin) innig vermengt und dann die Farbenstärke verglichen. Am besten geschieht dies, indem man eine Probe theilweise auf die andre legt und beide mit einer Messertlinge sanft glatt drückt. Es ist erstaunlich, welche Unterschiede sich hierbei herausstellen und es ist Thatsache, daß zwei Sorten Ultramarin, die gleiches Ansehen haben, allein durch den Unterschied ihrer Farbenkraft eine Werthdifferenz von 100 bis 200 Procent ergeben können.

Die Alaunfestigkeit, d. h. die Fähigkeit des Ultramarins, möglichst lange dem zerlegenden Einfluß einer kalten Alaunlösung

zu widerstehen, wird aus der Zeit beurtheilt, welche hinreicht, um gleiche Mengen der Proben, die mit gleich starker Alaunlösung vermischt sind, zu entfärben, wobei man Unterschiede von Minuten, Stunden und Tagen erhält.

Die Körperfeinheit, zugleich als Druckfähigkeit zu bezeichnen, da von ihr die Anwendbarkeit zum Zeug- und Steinruck bedingt ist, ergibt sich durch Untersuchung mit der Lupe und mit dem Nitrostop, sowie durch Einreiben auf glattem Papier und auf gut polirtem Messing, das dadurch keine Krise erhalten darf.

Nachdem wir das Ultramarin nach seiner geschichtlichen und praktischen Seite verfolgt haben, bleibe uns noch die Betrachtung seiner chemischen Zusammensetzung und Constitution übrig, welche neuerdings Gegenstand mehrfacher und sorgfältiger Untersuchung geworden ist.

Wir lassen vorausgehen die Analyse des Lasursteins und des aus ihm gewonnenen natürlichen Ultramarins.

	Zusurstein.	Ultramarin aus	
	Analysirt von Omelin.	Zusurstein.	Analysirt von
		Gl. Desormes	Bartracrap.
Kieselerde	49.0	35.8	45.5
Thonerde	11.0	34.8	31.67
Natron	8.0	28.2	9.09
Schwefel	Spur.	8.1	0.95
Schwefelsäure	2.0	—	5.89
Kalkerde	16.0	3.1	8.52
Talkerde	2.0	—	—
Eisenoxydul	4.0	—	0.86
Chlor	—	—	0.42
Wasser	Spur.	—	0.12
	92.0	100.0	98.02

Aus keiner dieser Zahlen läßt sich eine chemische Formel ableiten, welche für die Zusammensetzung des Lasursteins oder des natürlichen Ultramarins einen festen Anhaltspunkt abgäbe. Es läßt sich aus denselben nur erkennen, daß Kieselerde, Thonerde und Natron der Menge nach die Hauptbestandtheile sind, wozu noch eine gewisse Menge von Schwefel oder Schwefelsäure kommt, sowie ein bemerkenswerther Gehalt an Kalkerde, welcher in dem künstlichen Ultramarin nicht angetroffen wird und daher ebenso wie die übrigen in kleinen Mengen angetroffenen Stoffe, wie Eisen, Talkerde, Chlor und Wasser als unwesentliche Beimengung anzusehen ist.

Von künstlichen Ultramarinen besitzen wir jetzt eine Reihe von Analysen, von welchen jedoch nicht alle mit gleicher Rücksicht auf die chemische Constitution derselben ausgeführt worden sind, was sich aus der Art und Weise

Analyse von Wilkens.

	1.	2.	3.	4.	5.	Theorie 6.
Kieselerde	40.2	39.3	40.1	39.1	38.9	38.7
Theorie	26.6	26.4	25.8	26.7	25.8	26.3
Natron	19.8	21.5	20.6	21.8	21.2	21.2
Schwefel	13.8	12.6	13.2	12.8	13.9	13.2
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Es kann hier die Frage entstehen: Wo zu denn diese Analysen, Formeln und chemischen Streitigkeiten? Es genügt ja vollkommen, wenn wir ein schönes Blau haben und dasselbe vortheilhaft verkaufen.

Alein diese theoretischen Betrachtungen und Erörterungen haben eine große Bedeutung für die Praxis. Eine chemische Fabrication ist so lange als unvollkommen und in empirischer Weise betrieben anzusehen, als sie sich im Unklaren befindet über die chemische Constitution ihrer Producte; es wird in diesem Falle mehr probirt und hin und her getappt, als nach leitenden Principien gehandelt, die erst aus der Gewißheit der chemischen Zusammenfügung sich ergeben. Gerade weil in dieser Beziehung eine definitive Entscheidung noch nicht als begründet anzusehen ist, glauben wir, daß diese interessante Fabrication noch wesentlicher Modifikationen fähig ist. In der That hat dieselbe von den ersten Versuchen Smelin's an, der mit chemisch-reinen Substanzen arbeitete, bis zur Verdrängung der Soda durch Glaubersalz schon bedeutende Aenderungen erlitten. Erst wenn man einmal weiß, was im Ultramarin gebunden bleiben soll, wird man im Stande sein, solche Combinationen des Materials und der Behandlung zu treffen, daß Verluste durch Auswaschungen und Verflüchtigungen in die engsten Grenzen beschränkt werden.

Zum Schluß dieser Abhandlung über eine Farbe, welche geeignet ist, durch ihre Geschichte und universelle Verwendung ebenso die Theilnahme des Chemikers als des gesamten Publicums zu erregen, wollen wir dieselbe noch auf die letzten Ausstellungen der Industrie verfolgen, wo sie zum ersten Male in die große Welt des Verkehrs eingetreten ist.

Auf den Ausstellungen in den Krystallpalästen von London 1851, München 1854 und Paris 1855 war die Ultramarinfabrication glänzend vertreten. Wenn auch Guimet als dem ersten industriellen Urheber des Ultramarins in London und Paris der erste Preis ertheilt wurde, so erkennt doch der Ausspruch der Pariser Jury ausdrücklich die gleiche Verdienstlichkeit der Entdeckung von Smelin an.

Im Uebrigen erscheint auf allen Ausstellungen die deutsche Ultramarinfabrication hervorragend durch die Zahl ihrer Aussteller, durch Güte und Mannigfaltigkeit ihrer Producte, namentlich aber auch durch die Größe der von ihr erzeugten Quantitäten. Frankreich allein tritt neben demselben als Concurrent von Bedeutung auf; es ist jedoch gewiß ehrenvoll für erstere, wenn in dem Bericht der Pariser Jury wörtlich gesagt wird: „Eine große Anzahl von Fabriken entstand seitdem, sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, allein man muß zugeben, daß die jetzt in Frankreich übliche Methode den deutschen Fabriken entlehnt worden ist.“ Und weiter heißt es: „Wir glauben der Production nützlich zu werden, indem wir im Allgemeinen das in gut eingerichteten Fabriken übliche Verfahren belannt machen. Dasselbe ist deutschen Ursprungs.“ Es muß überdies hinzugefügt werden, daß in Frankreich diese Fabrication sich allgemeiner Begünstigung erfreut. Der Schutzzoll für das nach Frankreich eingeführte Ultramarin beträgt 116 Gulden für den Centner, während der Eingangszoll nach Deutschland nur fünf Gulden auf den Centner ausmacht.

Auf der Ausstellung in München waren natürlich nur deutsche Aussteller. Baiern hat übrigens seine besondere Ursache, der Fabrication dieser blauen Farbe dankbar zu sein und sie auszuzeichnen, denn erst seit Erfindung und Ausbreitung des künstlichen Ultramarins ist dieses Land im Stande, die Grenzen seines Umfangs auf eine ebenso freundliche als dauerhafte Weise in der blau-weißen Landesfarbe abzustechen. Auffallend erscheint es, daß gerade die bedeutendsten Ultramarinfabriken, die von Heine und Leytauf in Nürnberg, es verschmähten, an irgend einer dieser Ausstellungen sich zu betheiligen. Der Ultramarin-fabrication wurde auf der Pariser Ausstellung eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In der That waren dort nicht weniger als vierunddreißig Ultramarinfabriken durch ihre Producte vertreten. Die preisrichterliche Jury zeichnete jedoch davon nur die sechzehn besten durch eine genaue Prüfung aus und unter diesen zählte man zehn Fabriken aus Deutschland, fünf aus Frankreich und eine einzige aus Belgien.

Diese besseren Ultramarine wurden einer vergleichenden Prüfung unterworfen nach den Haupt Eigenschaften: 1. Farbkraft und Farbreichthum, 2. Feinheit der Farbe, 3. Widerstandsfähigkeit gegen Klauen, und es ist interessant zu sehen, wie die verschiedenen Fabriken in der hieraus hervorgegangenen Ausstellung für diese einzelnen Rubriken ihren Rang wechselten.

Wir lassen nun eine Uebersicht der auf den

großen Ausstellungen dieses Decenniums ertheilten Preise folgen:

I. Große Medaille.

London 1851: Guimet (Frankreich). Paris 1855: Guimet.

II. Preismedaille oder Ehrenmünze oder Medaille erster Classe.

London 1851: Büchner (Pfungstadt), Gabeman (Nürnberg), Levertus (Wermelskirchen), Köhr (Wiesbaden), Courtail, Zuber (Frankreich), Kury u. Schmeriahl (England). München 1854: Büchner, Gabeman, Fries (Seidelberg), Karcher (Kaiserlautern), Curtius (Duisburg), Breuninger (Kirchheim). Paris 1855: Büchner, Levertus, Fries, Chapuis u. Richter (Frankreich).

III. Medaille zweiter Classe.

Paris 1855: v. Blönnies (Darmstadt), Curtius und Köhr, Armat. de Viole (Frankreich).

Und gleich dem Zell kann die deutsche Ultramarinfabrication sich rühmen: „Ich habe manchen schönen Preis mir heimgebracht!“

Die Stadt Rhodus.

Von
Albert Berg.

Rhodus vom Meere gesehen bildet die anmuthigste Landschaft. Aus der blauen Fluth erhebt sich in beträchtlicher Ausdehnung eine malerische Burg mit stattlichen Thürmen und vorspringenden Außentürmen, die sich bei der Annäherung auf das wunderbarlichste durch einander verschieben; dazwischen ein buntes Gewirre, von Rasten, Segeln und Wimpeln; über den Ringmauern schlankle Palmen, schimmernde Roschen und Minarets und ein Chaos von Häusern, den Stadthügel hinanwachsend, auf dessen Spitze bis zum vergangenen Herbst die alte Conventualkirche von Sanct Johann und die Reste des Hochmeisterpalastes standen; zwischen üppigem frischen Grün die Vorstädte der Griechen und Franken, angelehnt an eine

lange Hügelreihe, die, nach Westen steil in's Meer abfallend, auf dem Ostabhange mit vielen verlassenem Landhäusern und dem Schutte der hellenischen Stadt bedeckt ist.

Nähert man sich von Westen, so begrenzen den südlichen Horizont die bedeutenden Formen des Berges Philereos, des alten Ophroma. An seinem Abhange lag Jalytes, das in homerischer Zeit und bis zur Gründung der Stadt Rhodus mit Lindos und Kamiros die Insel beherrschte. Man umschiffte eine sandige, mit vielen Windmühlen besetzte Landzunge, die allernördlichste Spitze der Insel und befindet sich vor den Einfahrten der beiden Häfen. Hier sesselte zunächst die drei Castelle den Blick, welche die Zugänge beherrschten: am westlichsten, das Schloß Sanct Nicolas, am Ende eines langen Rolo gelegen, der den kleineren, den alten Galeeren-Hafen, östlich begrenzt. Jenen Namen führte es wenigstens zu den Zeiten der Rhodiser, während es jetzt die Franken Sanct Eimo nennen. Der Rolo ist über dreihundert Schritte lang, auf Felsmassen ruhend, und aus großen antiken Quadern gebaut. Das Schloß, zu dessen Bau Philipp der Gute von Burgund zehntausend Goldthaler steuerte, ward von dem Hochmeister Raimund Jacosta 1464 vollendet. Auf der kleinen Felseninsel, welche es trägt, soll nach dem Zeugniß mittelalterlicher Schriftsteller vor dem sechzehnten Jahrhundert der Kolos gestanden haben. Der Ort ist, seiner Lage nach, der wahrscheinlichste in ganz Rhodus; leider aber beschreibt keiner der Schriftsteller des Alterthums, die ihn gesehen, seinen Standort. Daß er mit gespreizten Beinen über dem Eingange des Hafens gestanden habe, ist eine geschmacklose Erfindung aus dem sechzehnten Jahrhundert, die, wie alles Wunderliche, viel Beifall gefunden und sich vollkommen bei uns eingebürgert hat. Die alten Schriftsteller haben keine Sylbe davon; außerdem ist es bei der Breite der Hafenzugänge physische Unmöglichkeit, wenigstens für eine Statue von sieben Brachien Höhe.

Sanct Nicolas war 1480 bei der Belage-



Berg Philereos.

rung durch Misac oder Messih Pascha, *) den Feldherrn Mahmud des Eroberers, der Schauplay der blutigsten und glorreichsten Kämpfe der Rhodiser gegen die Türken. Von dem großen Pierre d'Aubuffon geführt, füllten sie die ungeheure Bresche mit ihren Leibern, und behaupteten trotz den beharrlich wiederholten Angriffen die Burg gegen eine

Mittelpunkt der Hafenseftigungen und der landschaftlichen Linien, ein herrliches Wahrzeichen der Stadt. Seinen jetzigen Namen soll er davon haben, daß schon die Saracenen hier ein Bollwerk zu bauen versuchten. In den Chroniken des Ordens kommt er unter verschiedenen Namen vor; als Torre di San Giorgio, del Trabuco, am häufigsten



Araberthurm.

bedeutende Uebermacht. Bei der zweiten Belagerung, durch Soliman, hat das Schloß wenig gelitten, und es ist anzunehmen, daß es noch jetzt ziemlich in dem Zustande ist, wie die Ritter es verlassen haben. In der Mitte steht ein Leuchthurm, türkischer Construction.

Nicht weit von der Stelle, wo der große Molo das Land berührt, tritt, den größeren Hafen beherrschend, der Araberturm mächtig in die Kluthen hinaus. Er ist das schönste und imposanteste Gebäude von Rhodus, der

aber als Torre del Naillaco, ist also wahrscheinlich von dem Großmeister Philibert de Naillac erbaut, welcher 1421 starb. Spätere französische Schriftsteller nennen ihn Donjon de Saint-Michel und de Saint-Ange, und schreiben seine Gründung dem Dieudonné de Gozon zu, dem Truchseeritter unsers großen Dichters. Schiller hat die Sage in allen Theilen genau so wiedergegeben, wie sie die Chroniken des Ordens mit vieler Ausführlichkeit erzählen und es ist sehr merkwürdig, daß Gozon eine historische Person ist: er bekleidete die Hochmeisterwürde von 1346 bis 1353.

*) Nach vielen Schriftstellern ein Renegat aus der Familie Paläologus.

Schon in den Annalen der Rhodiser ist der Araberthurm mit vieler Vorliebe geschildert, wie er „sein Haupt bis in die Wolken erhebt,“ und in der That sind die Dimensionen so gewaltig, daß man, den Stadthügel hinansteigend, sich erst auf dessen höchster Spitze in einem Niveau mit seiner Firtz befindet. Prächtig ist die Färbung, ein tief gefärbtes Goldbraun, hier und da in das Rötliche spielend, und die Wirkung bei hellem Sonnenschein gegen den blauen Himmel ist wahrhaft zauberisch.

schem Wetter schwierig zu passiren. Hier wimmelt es neben einigen größeren Kaufahrern von kleineren Fahrzeugen der benachbarten Inseln: Gaits, Mysticos, Bombarden u. s. w., lauter Schiffe von kleinstem Rumpf und einer unbändigen Last von Segeln, sehr gefährlich, aber sehr schnell und malerisch. Es gibt keinen bunteren Anblick, als dieser Hafen an einem griechischen Festtage bietet: jeder kleine Ort, jedes Kloster führt seine besondere Flagge. Hier war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Sammel-



Festungswerke am Molo.

Dem Araberthurm gegenüber liegt das dritte Fort, von den Franzosen zuweilen Saint Jean, in den Chroniken „la Torre del Molo bei Molini“ genannt; es ist architektonisch nicht bedeutend. Auf dem Molo, der es, den großen Hafen nach Osten begrenzend, mit dem Lande verbindet, stehen mehrere Windmühlen, deren es überhaupt in und um Rhodus eine Unzahl gibt. Sie werden schon in der früheren Geschichte des Ordens häufig erwähnt, und besonders die auf dem großen Molo, mit deren Einkünften milde Stiftungen dotirt wurden. Sie sind sehr roher Bauart, haben acht Flügel, und beleben die Landschaft, ohne sie zu verschönern. Die Zahl der Mühlenflügel wird noch vermehrt durch die Menge von Schöpfrädern, deren sich in jedem Garten befinden; und sind bei diesen die Flügel stets nach Nordwest gerichtet, aus welcher Himmelsgegend der Wind im Sommer beständig bläst.

Der größere Hafen bietet wenig Sicherheit und es geschieht nicht selten, daß Schiffe bei starken Oststürmen hier von den Anlern gerissen und auf die Felsen geschleudert werden. Der kleinere dagegen, der alte Galeerenhafen, ist nach dem Ausbruch der Seeleute „wie ein Zimmer,“ und wirklich regt sich hier selbst bei den stärksten Stürmen keine Welle. Leider ist er sehr leicht und kann nur Schiffe von geringem Tiefgange aufnehmen; die Einfahrt ist durch Riffe beengt und bei stürmi-

plaz der christlichen Piraten des östlichen Weltmeeres. Nicht nur die Rhodioten trieben dieses Metier unter Begünstigung des Ordens mit vieler Virtuosität, sondern auch spanische, provençalische und italienische Freibeuter fanden hier einen sichern Zufluchtsort und Stapelplatz für ihre Beute an Waaren und Menschen, da man der Sklaven zur Bemannung der Galeeren und zu den Festungsarbeiten immer sehr bedurfte. Nur wenn sich jene Herren, was nicht selten geschah, Angriffe auch auf christliche Fahrzeuge und Küsten erlaubten, wurden sie vom Orden verfolgt, und, einmal gefangen, gewöhnlich ohne Umstände gepfählt. — Noch jetzt legt manches Corsarenboot unter dem Vorwande des Handels in Rhodus an, um seine Gelegenheiten zu erspähen, und unter den malerischen Gestalten, welche das Ufer beleben, sind gar viele, denen man auf hoher See nicht ohne Gefahr begegnen würde.

Am südlichen Ende des Galeerenhafens, unter der Festungsmauer, liegt das „Konak,“ das Palais. Diesen pomphaften Namen führt ein Complex elender Gebäude, wo der Pascha des Archipelagus residirt. Die westliche Seite des von Norden nach Süden länglich gestreckten Hafens ist ein flacher Strand, wo Schiffe gebaut werden. Weiterhin, dem Schlosse Sanct Nicolas gegenüber, stehen einige halbverfallene Kuppelgebäude, Gräber vornehmer Türken, die bei der großen

Belagerung gefallen sind. Den Raum zwischen diesem Strande und der Westküste der Insel nimmt das Frankenquartier ein, von den Einheimischen Marassa genannt, und daran stoßen südlich die Vorstädte der Griechen, die Festung in weitem Bogen einschließend, und von ihr durch die Friedhöfe der Türken und Juden getrennt. Die antike Stadt, deren Spuren sich noch verfolgen lassen, reichte weit selbst über die jetzigen Vorstädte hinaus, und bedeckte einen Theil der Hügelreihe, an die sich das Frankenquartier lehnt.

Innerhalb der Festungsmauern ist keinem Christen zu wohnen gestattet, nur Juden und Türken haben dort Besiz. Die Stadttore werden bei Sonnenaufgang geöffnet und bei Sonnenuntergang geschlossen, und wehe dem Armen, der die Zeit versäumt. Will er nicht zum Spotte der Türken auf der StraÙe übernachten, so muß er sich zu Schiffe von einem hülfreichen Israeliten aus dem großen Hasen nach dem kleinen übersetzen lassen, was bei stürmischer See nicht ohne Gefahr, ja zuweilen unmöglich ist.

Auf dem schmalen Quai, der unmittelbar unter der Stadtmauer um den großen Hasen läuft, ist ein reges Leben, besonders an der Scala di Santa Catharina. Das Thor, welches den Namen dieser Heiligen trägt, ist eines der schönsten Bauwerke des Pierre d'Aubusson und trägt die Jahreszahl 1476. Nicht weit davon ragt, zugleich als Bollwerk dienend, die Kirche derselben Heiligen über die Mauer, ein einfaches Gebäude im Epitbogenstil und mit Ninnen getönt, im Jahre 1392 von dem Ordensadmiral Fra Domenico d'Allegna gegründet und dotirt. Neben dem Thore, wo an einem Steindamm die Schiffe ausgeladen werden, sind viele hölzerne Baraden an die Mauer gelehnt, Kaffeehäuser und kleine Kaufläden. Hier wimmelt es den ganzen Tag von bunten Gestalten. Griechische Maulthierreiber drängen sich mit ihren beladenen Thieren schreiend und scheltend durch die Menge, denn Wagen und Karren sind noch nicht erfunden. Albanesen, die ihr ganzes Vermögen in kostbaren Waffen und Kleidern an sich tragen, Gebirgobewohner aus Kleinasien, mit hohem Turban, kurzer Jade und Beinleidern und einem ungeheuern Schawl um den Leib, worin ein ganzes Arsenal von Dolchen, Pistolen und Messern steck, griechische Schiffer und Handwerker, gravitätische Türken, und

reiche Israeliten in kostbaren Stoffen drängen sich durcheinander. Waaren werden ausgerufen und versteigert, Getreidesorten geprüßt, Geschäfte abgeschlossen. Wenige Franken bemerkt man in dem Getümmel, und immer sind sie von einer Anzahl armer Hebräer umdrängt, welche hier das Geschäft der Fackine und Dollmetscher versehen. Sie bemühen sich, eine Art von Italienisch zu sprechen, das aber dem Spanischen weit ähnlicher klingt, und wirklich sind ihre Vorfahren, von der Inquisition aus Spanien vertrieben, von den Türken hier aufgenommen worden.

Die Festungswerke am Hasen sind vollständig in ihrem alten Zustande erhalten. Hier konnte nie ein Angriff stattfinden, ehe Sanct Nicolas genommen wurde; außerdem, daß die Einfahrt in den größeren Hasen durch eine starke eiserne Kette gesperrt war, hatten die Ritter auch die Nicolassburg mit der „Torre del Molo dei Molini“ durch eine Art schwimmenden Dammes aus starken Balken und Kabeltauen verbunden, der im Bereiche der Geschütze aller drei Castelle lag. Tritt man durch das Katharinenthor in die Stadt, so gelangt man zunächst in die Bazars. Links an der Stadtmauer steht ein Gebäude, welches die Tradition das Gerichtshaus nennt. Es ist schön verziert mit Wappenschmud und trägt auf dem Fensterkreuz die französische Lilie. Die Fenster sind bei den nicht kirchlichen Bauten in Rhodus durchgängig rechteckig, die Thüren meist Epitbogen, die Ornamentik ist einfach, meistens der Gothik des fünfzehnten Jahrhunderts angehörig, hier und da älter. Die ganze Bauart macht einen



Katharinenthor.

ernsten, aber nicht kirchlichen Eindruck; man fühlt sich lebhaft von dem Geiste des Muthens, für Glauben und Ehre kämpfenden Ritterthums angesprochen, welcher diese Werke hervorgehoben hat. Der Stuhl ist, trotz den meist kleinen Dimensionen, würdig und vornehm, aber weder kirchlich noch prächtig.



Wappen am Justizpalast.

Sehr einfach ist ein größeres Gebäude, das man zunächst erreicht, wenn man sich von dem Katharinenthor rechts nach der Kirche der Heiligen und der Strada Cavalieri wendet. In dieser Straße liegen die Priorien und Herbergen der verschiedenen Zungen und andere Gebäude von Bedeutung. Die meisten sind reich mit Wappenschildern verziert, und einige haben Zinnen und Thürmchen. Die Straße steigt in ziemlich grader Linie den Stadthügel hinan, auf dessen Spitze vor der Explosion des vorigen Herbstes zu beiden Seiten einer jetzt gänzlich verfallenen Loggia die Conventual-Kirche „San Giovanni del Colacchio“ und die Hochmeisterburg standen. Erstere soll nach den Zeichnungen des Arnolph von Florenz erbaut, und schon 1310 von dem Eroberer von Rhodus, Meister Fouques de Villaret gegründet worden sein. Sie war eingerichtet wie alte florentinische Basiliken und hatte einen schönen Blodenthurm, der die ganze Stadt weit überragte. Bei der Belagerung durch Soliman zertrümmerte ihn die Türken, so daß nur der untere, in Quadern gebaute Theil stehen blieb. Der Hochmeisterpalast war ein Complex von Gebäuden aus verschiedenen Zeiten; er lag am nördlichen Rande des Stadthügels, theils auf hohen Gemäulern erbaut, so daß sich seine Mauern an der Nordseite unmittelbar aus dem Festungsgraben zu schwindelnder Höhe erhoben.

Von San Giovanni aus zieht sich, mit

der nördlichen Stadtmauer und der Strada Cavalieri ungefähr parallel, eine starke Mauer quer durch die Stadt, deren nördlichen Theil, welchen die Ritter ausschließlich inne hatten, das eigentliche „Castello di Rodi.“ vollständig abschließend. Die „Piazza“ lag außerhalb dieser Citadelle, wahrscheinlich in der Nähe des Katharinenthores.

Ob der jetzige Ghetto dem alten entspricht, ist nicht zu entscheiden, da der Orden die Juden vor der letzten Belagerung aus Rhodus vertrieb. Daß sie ein besonderes Stadtviertel inne gehabt, unterliegt keinem Zweifel, da die „Muraglia degli Ebrei,“ wo 1480 die letzten großen Stürme stattfanden, in den Chroniken oft erwähnt wird.

Die Befestigungen von der Landseite sind sehr ansehnlich, namentlich die Gräben außerordentlich breit und tief. An einigen Stellen wurden die Mauern durch Soliman's Batterien in Schutt gelegt, aber der größte Theil der Werke steht noch so, wie sie die Ritter verlassen haben, und der Plan des Ganzen mag, wenn auch d'Aubusson Vieles „alla moderna“ umbauen ließ, aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, vielleicht aus früherer Zeit datiren.

Der Hochmeisterburg zunächst liegt die Porte d'Ambloyse, von dem Großmeister dieses Namens 1512 vollendet, wahrscheinlich die Porta di Sant' Antonio der Chroniken. Hier, d. h. vom Hochmeisterpalast an bis zu dem Thore des Heiligen Georg war der Pfosten der deutschen Zunge. Sie hatte zwar keinen der Hauptangriffe auszubalzen, war auch der Zahl nach im Verhältniß zu andern Zungen schwach vertreten, doch wird die Tapferkeit der deutschen Ordensbrüder, namentlich ihres Führers bei der letzten Belagerung, Bruder Christoph Waldener, in den Annalen des Ordens hoch gerühmt. Die Porta di San Giorgio, das nächste Thor nach Süden zu, ist jetzt vermauert, aber noch kenntlich an einem Relief von sehr roher Arbeit, den Kampf des Heiligen mit dem Truden darstellend. Darunter sind vier Wappenschilder, deren eines, das Wappen der Colonna mit der päpstlichen Tiara, vielleicht auf Martin den fünften deutet. Ein anderes in dieser Gegend gelegenes Thor, Sant' Atanasio, wurde schon von den Rittersn vermauert, die während der letzten Jahrzehnte ihres Besizes fortwährend gegen Verrath und Ueberrumpfung auf der Hut sein mußten.

Nun folgt das Thor von Rossino, jetzt gewöhnlich Porte S. Jean genannt, weil sich über dem Eingange eine Reliefdarstellung dieses Heiligen befindet. Unter diesem sind zwei Wappenschilder, wie sie auf vielen Bauten des Ordens vereint vorkommen: das eine mit dem einfachen graden Kreuz, das andere mit

einem Ankerkreuz. Dies ist vielleicht die ursprüngliche Form des Johannerkreuzes, weignstens läßt sich auf den Münzen des Ordens der allmähliche Uebergang der zurückgehenden Spitzen in die grade auslaufenden nachweisen. Wie es sich in Malta erhalten hat, und wie es noch jetzt als Ordenskreuz getragen wird, findet es sich auf keinem der rhodischen Bauwerke, doch soll damit nicht behauptet werden, daß die Ritter es nicht schon früh in dieser Form auf dem Mantel und am Halse getragen hätten. Neben dem Thore von Koskino steht noch eine der beiden Windmühlen, deren Geschöpfe den Türken bei ihren Operationen gegen den Spanischen Posten so viel Abbruch gethan haben. — Wo die Porta del Castello gewesen sei, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; wahrscheinlich führte sie aus dem unteren Theile der Citadelle nach dem Galeerenhafen, da wo jetzt ein kleines Thor scheinbar türkischer Bauart die Gegend des Konak mit dem Quai des großen Hafens verbindet.

Belagerungen und Erdbeben, das sind die beiden großen Calamitäten, von denen Rhodus im Laufe der Jahrhunderte immer wieder und wieder heimgesucht worden ist. Im Jahre 401 v. Chr. gegründet, hatte die junge Stadt nach kaum hundert Jahren die große Belagerung des Demetrius Poliorketes auszuhalten, die kriessgeschichtlich berühmteste des historischen Alterthums. Er konnte die Stadt nicht nehmen und aus dem Erlöse der zurückgelassenen Belagerungsmerkmale ließen die Rhodier den berühmten Kolos ihres Schutzgottes, des Helios fertigen. Sechshundfünfzig Jahre nach der Errichtung stürzte er bei einem Erdbeben zusammen, und wurde in Folge eines Orakelspruches nicht wieder aufgestellt. Die Bruchstücke, neunhundert Kamelladungen Erz, wurden nach der Eroberung durch die Saracenen 653 von deren Feldherrn Nauthias an einen Israeliten verkauft; so erzählt Paulus Diaconus.

Mithridat, der Griechenland und die Inseln des Archipelagus unterjocht hatte, scheiterte an der Eroberung von Rhodus. Cajus Cassius nahm die Stadt und führte einen Theil ihrer Schätze nach Rom; doch erhob sie sich bald zu neuem Glanz und erwarb sich von den Römern Freiheit und Vergrößerung ihres Länderbesitzes in Karien. Erst unter Vespasian wurde Rhodus römische Provinz. Die Schicksale der Insel nach der Theilung des Reiches sind in Dunkel gehüllt, doch ist gewiß, daß sie nach der Eroberung durch die Saracenen oft den Herrn gewechselt hat. Während der Kreuzzüge besaßen sie bald Latiner, bald die griechischen Kaiser. Ein Statthalter aus dem Hause Gualla mußte sich durch Herbeiführung von Türken und Saracenen unabhän-

gig zu machen, und als die Hospitaliter Rhodus 1309 unter Foulques de Villaret eroberten, hatten sie eine aus griechischen Christen und Moslems gemischte Bevölkerung zu bekämpfen, die, wie es scheint, Piraterie trieb und in sehr lockerem Rechtszustande lebte. Dunkeln Nachrichten zufolge wurden die Ritter bald nach der Einnahme durch Othman belagert.

Nun folgten die beiden glorieichen Jahrhunderte, in welchen der Orden, trotz der riesig wachsenden Macht der Türken im Norden und den Fortschritten der ägyptischen Sultane im Süden und Osten sich in seinem Besitze behauptend, den Blick der ganzen Christenheit auf sich zog. Die umliegenden Inseln, deren größte Kos, wurden mit Rhodus zugleich erobert, und in den Ruinen von Hallarnah ein festes Schloß gegründet, das, ein Zufluchtsort der Christensklaven in Kleinasien, von den Rittern bis zu ihrem Abzuge von Rhodus behauptet wurde. Bei allen orientalischen Kriegen waren sie mit bedeutender Macht theilhaftig; Smyrna ward besonders durch die Tapferkeit der Rhodiser genommen und bis zur Zerstörung durch Tamerlan behauptet. Eine glänzende Reihe ausgezeichneter Männer besaßte nacheinander die Hochmeisterwürde, und seine geringe Aufgabe war es, bei der republikanischen Verfassung des Ordens, bei der wachsenden Gleichgültigkeit der Fürsten des Occidents für die Glaubenskriege, bei der großen Entfernung der durch ganz Europa zerstreuten Cameraden, bei der Schwerfälligkeit der Transportmittel — da ja aller Kriegsbedarf und ein Theil des Munitionsvorrathes aus dem Occident herbeigeschafft werden mußte — immer den rechten Geist, die rechte Zucht zu erhalten, immer die nöthigen Hülfsmittel zur Bewahrung der Macht und Würde des Ordens zu finden. Seine Annalen sind voll von Klagen über die Eigenmächtigkeit der Päpste, welche die jetzten Pfänden willkürlich an ihre Günstlinge vergebend, die Kraft des Ordens lähmten, über die von den weltlichen Fürsten oft begünstigte Widerspänigkeit und Lässigkeit der belehnten Ordensbrüder in Zahlung der Responsionen und Auflagen, über die Fürsten selbst, welche die reichen Ländereien des Ordens widerrechtlich in Besitz nahmen, über Brutschucht und Laster unter den Rittern, und über die Eifersucht der Genuesen und Venetianer. Gegen seine beiden großen Feinde im Norden und Süden zugleich Krieg zu führen, waren die Rhodiser zu keiner Zeit mächtig genug; ihre Politik war, immer mit einem derselben in Frieden zu leben, sich den Rücken frei zu halten.

In der ersten Zeit ihres Besitzes hatten sie es vorzüglich mit den Saracenen, ihren

Erbsinden vom heiligen Lande her zu thun. Diese verwüsteten 1444 die Insel, belagerten vergeblich die Stadt vierzig Tage lang und mußten mit großem Verluste abziehen. 1460 brandschazten die Venetianer unter nichtigem Vorwande die Küsten, und schlossen sogar die Stadt ein, doch kam es noch zu rechter Zeit zum Bergleich.

1480 erschien Misach Pascha, Mahmud des Eroberers Großvezier, mit einer zahlreichen Flotte und großer Heeresmacht vor der Stadt. Er führte Geschütze von damals nie gesehener Größe bei sich und schoß bald mehrere bedeutende Breschen; doch konnte beim Sturm die Zahl der türkischen Streiter nichts ausrichten gegen die Tapferkeit der Ritter, welche ihrem großen Führer Pierre d'Aubusson mit Begeisterung in jede Gefahr folgten. — Das Jahr 1481 brachte eine Reihe schrecklicher Erdbeben.

Mehrere Male stieg das Meer plötzlich zehn Fuß über sein gewöhnliches Niveau, und wich dann um ebenso viel unter dasselbe, so daß Schiffe im Hasen versanken. Im März erfolgten die ersten Stöße, im December die letzten und stärksten, welche viele Gebäude umwarfen und Hunderte von Menschen verschütteten. D'Aubusson war groß im Frieden wie im Kriege: die Stadt erstand in kurzem neu und schöner aus dem Schutte, und als 1499 Rhodus von der Pest heimgesucht wurde, hatte er nochmals Gelegenheit, seine großen Eigenschaften zu zeigen. Er ward der Held seines Jahrhunderts, vom Papst durch den Cardinalschut, vom Kaiser Max durch wiederholte Gesandtschaften geehrt.

Im Juni 1522 erschien vor Rhodus die Flotte Sultan Soliman's, welcher er selbst bald nachfolgte. Die Anstrengungen des Hochmeisters Philippe Williers de l'Isle-Adam und seiner Ordensbrüder, die Hingebung und Tapferkeit der Bürger und der erworbenen Mannschaften werden als wahrhaft heroisch geschildert. Erst nach sechsmonatlicher Belagerung, nachdem an vielen Stellen nicht nur die Gräben gefüllt und die Mauern in Schutt gelegt, sondern auch die dahinter wiederholt aufgeworfenen Verschanzungen genommen waren, erst als es gänzlich an waffen- und arbeitsfähigen Männern, und, durch den Verrath eines portugiesischen Ritters an Munition mangelte, und alle Hoffnung auf Entsatz erloschen war, übergab De l'Isle die Stadt mit ehrenvoller Capitulation dem Sultan, der verzweifelte, sie mit Sturm zu nehmen. Die Ritter erhielten freien Abzug mit aller beweglichen Habe, ebenso Alle, die ihnen folgen wollten. Am ersten Januar 1523 verließ die Flotte, funfzig Segel stark, den Hasen.

Jetzt ist Rhodus in jeder Beziehung eine

Ruine. Die Ereignisse des Herbstes 1856 sind bekannt. Noch stehen einige schöne Bauwerke, doch scheint die Insel ein Herd für Erdbeben zu sein, und die stehen gebliebenen Bauten sind voller Risse. Die heillose Verwaltung der türkischen Behörden trägt dazu bei, die Insel auch physisch gänzlich zu Grunde zu richten. Die griechische Landbevölkerung wird durch übermäßige Steuern dazu gebracht, nur das Allernothwendigste anzubauen; die Gebirge, sonst mit den herrlichsten Cypressenwäldern bedeckt, werden planmäßig abgeholzt, so daß die Insel in den letzten Jahren schon Wassermangel gelitten hat. Auch der Handel, der in Rhodus früher einigen Wohlstand erhielt, liegt seit dem Anlegen der Dampfschiffe gänzlich darnieder. Hunderte von Häusern stehen leer und die Insel entvölkert sich in erschreckender Weise.

Durch

Südböhmen nach Oberösterreich.

Von Siegfried Rapper.

Die Straßenzüge. — Das Woldautal bei Prag. — Die Aula regia. — Das Jagdrevier der Könige von Böhmen. — Die Granitfelder bei Milin. — Die Schwargenbeuge und die Landwirtschaft. — Der Warischal Karl. — Panorama vom mittelhöhmischen Waldgebirge. — Aufsenfeld. — Bisel und die Goldwäscherei. — Die Budweiser Thalbene. — Schloß Frauenberg. — Budweis. — Die älteste deutsche Eisenbahn.

Zwei Straßenzüge stehen dem Reisenden zu Gebote, der von Prag aus sich nach Oberösterreich zu wenden beabsichtigt: der eine durch das südöstliche Böhmen, fast durchgehends in mehrere Meilen weiter Entfernung vom rechten Ufer der Woldau über die von Lussiten gegrübete Stadt Labor und an dem Vornis-Wittingauer Reichplateau vorüber, — der andere grade aufwärts durch die Mitte der Südhälfte des Landes, theils unmittelbar, theils in geringer Entfernung längs des linken Ufers des Stromes über Bisel und Wobnian. Für den innern Verkehr Böhmens und dessen Verbindung mit den anrainenden Gebieten der beiden Cefterreich und Baierns sind diese Linien, die sodann in Budweis zusammenstreffen, um von hier aus in der Linzer Poststraße und Budweis-Ömubner Eisenbahn über den Planst sich nach Oberösterreich fortzusetzen, von einer Wichtigkeit, die zum Theil selbst dann noch fortbestehen wird, wenn die böhmische Südbahn nicht nur erst concessionirt, sondern auch

zur Ausführung geziehen sein wird. Auf ihnen zumeist verfrachtet grade der fruchtbarste und industriellste Theil des südlichen Böhmen die Erzeugnisse seines Bodens, seiner bergmännischen Unternehmungen und seiner Fabriken, von denen einige, wie z. B. die von Strakonitz, ihre türkischen Fehs bis in die Levante und nach Afrika, die Schüttenhofener und Budweiser ihre Zündproducte bis nach America verschicken; — auf ihnen vertheilt sich die Ausbeute der zahlreichen und großen Teiche, dann das aus dem Salzammergute herübergebrachte Salz durch beinahe ganz Böhmen. Von geringerer Bedeutung dagegen ist der Verkehr der Reisenden auf ihnen, namentlich solcher, die bloß während der „Wandersaison“ und bloß um „Land und Leute“ zu schauen ausziehen, da sie etwas abseits von der großen Tour liegen und die südböhmische Thal- und Gebirgswelt es noch nicht verstanden hat, sich in die Mode zu bringen. Die letztere dieser beiden Linien nun, die sogenannte österreichisch-sächsische Straße ist es, welche wir, zum Theil aus dem eben angegebenen Grunde, auf unserm Ausfluge verfolgen. —

Prag liegt noch still, aus den Schornsteinen seiner Fabriken steigen nur erst die leichtgeträufelten Rauchwolken des sich vorbereitenden Tagewerkes auf, da wir es verlassen. Bald geht es frisch in den lautern, andauernd guten Wetter verheißenden Herbstmorgen hinaus. Zwei Meilen weit fast unmittelbar längs des Stromes zieht sich die Straße zuerst durch das nicht sehr breite Moldauthal, hier an den Häuserreihen einer rasch emporklühenden Industrievorstadt, dort an Acker- und Gärtengründen und weiterhin an den steilen Abhängen des geologisch interessanten Prager Kalkplateau vorüber, in welches sie zum Theil gesprengt ist. Auf den grünen Gehängen der Hügelkette, welche sie von Prag herauf begleitet, prägen zahlreiche Landhäuser, hier „Weingärten“ genannt, der Landschaft noch lange jenen belebten bunten Charakter auf, welcher der Nähe großer Städte eigen ist. Sie geben Zeugenschaft von der besonderen Fürsorge, mit welcher die Könige Böhmens einst bemüht gewesen, die Umgegend ihrer Residenz zu einem Weinlande umzugestalten. Von den Erfolgen dieser Bemühungen ist auf die Nachwelt freilich nicht viel mehr überkommen, als die Erinnerung in jener Bezeichnung und hier und da ein vereinzelter, an einer sonnigen Mauer emporrantender Weinstock. Desto lohnender dagegen hat sich der Abbau des trefflichen Kalles bewiesen. Von dem lebhaften Schwünge, mit welchem dieser betrieben wird, zeigen die schweren, dickschwarzen Rauchwolken, welche, emporgefliegen aus den vielen, mitunter in größtem Maßstabe ange-

legten Brennösen, jahraus jahrein hier den Horizont umziehen.

Bald haben wir Königsaal erreicht, das aus dichtem, morgenlichtübergossenem Baumgebüsch und das altersgraue Gemäuer der denkwürdigen Aula Regia wie einen wehmüthigen Gruß aus Böhmens schöner Königszeit entgegenzutreten läßt. An der Einmündung des ehemaligen Ries-, nunmehr Veraumflüschens in die Moldau in schattiger, hügelumragter Einsamkeit gelegen, begreifen wir recht wohl, wie dieser Ort das Wohlgefallen des ritterlichsten unter den Premysliden, Dtlar II., in so hohem Grade erregte, daß er am liebsten hierher sich flüchtete, um von seinem sturmbewegten Königsmalten kurze Zeit auszuruhen, und ihn, um die Gastlichkeit seines Wirthes, des Herrn Bischofs, nicht auf zu harte Proben zu stellen, von diesem endlich käuflich an sich brachte. Auch Wenzel II., sein Sohn, lebte hier zuweilen, und noch bewahrt die Chronik die Ausprüche des Entzückens, mit welchem dieser an schönen Sommerabenden vom Erker aus seine Vorliebe für die Gegend kundzugeben pflegte. Klein auch die Herren Neube hatten schon damals einen nicht minder empfänglichen Sinn für Naturschönheiten. Und so kam es denn, daß sie, als dieser König eines schönen Morgens mit ihnen die Moldau herauffuhr, um sie an deren Ufern nach eigenem Belieben eine Stelle erküren zu lassen, an welcher er ihnen, eingedenk eines Gelübdes, ein stattliches Kloster erbauen wollte, grade diese Stelle für die passendste fanden, bei ihrem Anblick in ein hellklautes Kallulajah ausbrachen und nach der Versicherung des Chronisten mit dem Liebe des Psalmisten: „Hier will ich meine Hütte bau'n!“ dem Könige ihren bescheidenen Wunsch zu verstehen gaben. So war das freundliche Königsschloß eine wohl ausgestattete Cistercienserabtei worden, und wenn der König auch immer noch fleißig hierher kam, so that er es doch nur, um die süßliche Liebe, mit der sein Herz an dem Orte hing, durch Gebet zu unterdrücken und schließlich da seine letzte Ruhestätte zu finden, nachdem er früher schon seine Kinder Jan und Jutta und das Herz seiner geliebten Schwester Agnes hier hatte bestatten lassen. Eine böhmische Königsgruft für alle kommende Zeiten, wie der fromme Wenzel sich es wohl gedacht, ist nun die Aula Regia freilich nicht geworden; dagegen schließen ihre Räume dormalen eine der bedeutendsten Zuderfabriken des Landes ein. Wir hatten einmal Gelegenheit, diese weitläufige, in die hohen Hallen und prächtigen Säle des alten Hauses eingebühte Anstalt in Augenschein zu nehmen; doch bekennen wir, daß die Bewunderung derselben unser Bedauern nicht zu unterdrücken vermocht, die

noch vorhandenen Angehenden klösterlicher Vorzeit vor dem Verkommen nicht sorgfältiger bewahrt zu sehen. Manches der tolosalen Frescogemälde ist bereits unrettbar verloren, Weniges vorläufig durch den glücklichen Zufall getroffen, das der Raum, den es zielt, nicht den zerstörenden Dämpfen des Sudes ausgesetzt, sondern — bloß ein Magazin ist.

Gleich außerhalb Königsaal verläßt die Straße das hier fast bis zur Schlucht sich verengende Moldbauthal, um, bald aufsteigend, bald wieder sich senkend, im Ganzen aber immer mehr gegen den höheren Süden emporstrebend, die Klüden des mittelböhmischen Waldgebirges zu erklimmen. Es ist das grobe, uralte Jagdrevier der Könige von Böhmen, durch welches sie sich nun meilenweit fortzieht. Der Umfang dieses Reviers war seiner Zeit ein so außerordentlicher, daß man mit Recht davon singen konnte:

„Vom Ausgang bis zum Niedergang
Jagt der König seinen Forst entlang.
Bis an den Rand kommt er doch nicht;
Von Witternacht bis Mittag schallt
Seiner Rüden Geheiß durch Kluff und Wald,
Bis an den Saum schallt es noch nicht!“

Es erstreckte sich nämlich westlich über den Kamm des Břdžgebirges bis über die Weste Břzgalj hinaus, in welcher auch die schöne Welscherin eine Zeitlang ihren bescheidenen Hof hielt, im Osten bis an die Molbaukschlucht und südlich bis gegen die waldbreiche Trebuschna bei Břibram. Auch die Forste um das noch viel entferntere Klingenberg zählten dazu. Hier war es denn, wo insbesondere König Wenzel, der deutsche Minnesänger, umgeben von seiner glänzenden und lebenslustigen Genossenschaft seine prunkenden Jagden abhielt; hier, wo er, der Sorgen der Herrschaft sich entschlagend, in der üppigen Einsamkeit waldbumschlossener Burgen seiner Liebesaventuren pflog; hier, wohin er sich später in Ueberdruß und Menschenscheu zurückzog und wo er endlich in einem der Lustschlösser sein Leben in dem Schooß der Waldeinsamkeit ausschauete, deren Freund er immer gewesen. Nun sind zwar die prächtigen Festen bis auf wenige ruinenhafte Ueberreste verschwunden, die Krone hat ihren Besitz unter Adel und Landvoß getheilt, und auf einzelnen Waldstrecken nur, gleichsam zum Angebenken, haftet noch, jedoch ohne daß je ein Gebrauch davon gemacht wird, das alte königliche Jagdrecht. Die einsamen königlichen Hegeereien, — wie mancher der vorkommenden Ortsnamen noch darauf hindeutet, — haben sich zu ländlichen Wohnstätten erweitert, der Ergaßhalt der Berge sich erschlossen und Hochöfen, Gießereien, Hammer- und Walzwerke zu deren Verarbeitung sich erhoben. Statt des Hüt-

horn's schallt die rührige Art durch die Stämme und statt der Wolfsjagen liegen in langen Klatterreihen die Scheiter aufgeschichtet, um auf Flößen und Karren zum Prager Holzmarkt geschafft zu werden. Auch der Fing durchzieht den Boden und auf den Wiesen klickt die Sense; allein die Waldeinsamkeit vergangener Jahrhunderte lagert bis zur Stunde auf der weiten schweigenden Landschaft und scheint sie nie mehr verlassen zu wollen. So weit das Auge reicht, schweift es über nichts als unabhessbares Nadel- und Laubholz, das sich bis an den Rand des Horizonts in dunkeln Wellen hügelau und hügelad zieht und nur in den Vertiefungen des Terrains breitet sich das lichtere Grün bebauter Gründe aus. Jene Verticasteren und Wohnstätten, als scheuten sie sich, die Einsamkeit zu unterbrechen, liegen weit abwärts hinter den düstern Waldspalieren, und nur nach Stundenlangen Zwischenräumen ist es dem Blicke vergönnt, eine Thurmspitze, ein verlassenes Kloster, ein unbedeutendes Häuflein Dächer aus dem eintönigen Waldesgrund emporzutauchen zu sehen. Auf den Wanderer, der diese Forste und Thäler durchzirt, macht nicht nur jenes „protestantische Dorf in der Einsamkeit,“ dessen die Leser aus einem der frühern dieser Hefte sich erinnern und das hier eine Stunde abwärts von der Straße liegt, freilich weniger poetisch in der Wirklichkeit als in der Erinnerung seines phantastischen Schilderers, sondern jedes einzelne der Dörfer für sich den Eindruck eines „verödeten Postens.“ Wenig bevölkert und arm-selig wie es, sind sie fast alle. Die mühevollen und unlohnende Bearbeitung des weiß spröden Bodens, Korbflachten, Holzfällern, Gruben- und Hochofenarbeit, Kohlenbrennen und etwas Fuhrwerk sind die kümmerlichen Erwerbsquellen ihrer Bewohner. Das Stroh-dach wiegt in ihnen noch lange vor, und so wie ihr Neukeres, so ist auch das Innere ihrer Gehöfte und Hütten ein sprechendes Zeichen des zurückgeliebenen Wohlstandes. Es ist ordentlich, als ob die verspätete Ansiedelung in diesen Revieren das Veräumnis längstvergangener waidmännischer Freudejahre nie wieder einzuholen vermöchte.

Oberhalb Milin erst sehen wir die Landschaft einen andern Charakter gewinnen. Der Wald tritt zurück und der Acker, ungeachtet der höheren Lage, gewinnt mehr Boden, wenn auch die Schwierigkeiten, die sich ihm hier bieten, stellenweise eben auch nicht gering sind. Ganze Strecken weit aus Wiesen- und Feldgrund sieht man hier den von der Molbau sich herauziehenden Granit theils in Spitzen, theils in erratic umhergeworfenen Blöden zu Tage ragen. Unausgesetzte Anstrengungen werden von dem Landvoße gemacht, dieser

lästigen, ebenso dem Pfluge wie der Sense verderblichen Hindernisse sich zu entledigen. Kleinere Blöde werden mit Menschen- und Thierkraft bei Seite geschafft, die Aeder damit umraint, die Wege gesäumt, Schluchten ausgefüllt; größere zu diesem Zwecke erst gesprengt. Es erinnerte uns dies stets lebhaft an das ähnliche Verfahren im Karst. Als wir das leztmal vorüberkamen, war eben eine Anzahl Steinmeße damit beschäftigt, auf mehreren solcher Stellen, die bisher nur als dürftige Hutweiden benutzt werden konnten, die Landleute in diesem ihrem Bemühen zu unterstützen. Sie sprengten diese Blöde und meißelten die brauchbareren Stücke zu Quadersteinen für den großen Teichbau zurecht, der zu montan-hydraulischen Zwecken bei dem nahen Pribramer Silberbergwerke seit Jahren geführt wird. Solcher Quadern, wie man uns sagte, wären bei 18,000 benöthigt. Die Landleute geben mit Vergnügen den lästigen Granit umsonst her, das Vergewert trägt die Kosten der Sprengung und Bearbeitung, und beiden Theilen ist genügt. Aber auch ihre Opfer haben diese Blöde bereits gefordert. Man erzählt uns von einem greisen Bauer, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seine Grundstücke von dem verhassten Felsen gründlich zu säubern, damit seine Söhne dereinst nicht wie er jährlich ein Duzend Pflugscharen daran zu Schande machten. Mit beispielloser Ausdauer war er diesem löblichen Werke von seinen Jugendjahren an obgelegen. Weder ein Arm- noch ein Schenkelbruch hatte ihn abzuhalten vermocht, es fortzusetzen. Alles schaffte er hübsch in eine Grube, die er gegraben und sobann mit Rasen und Keisig bedeckt hatte. Endlich hatte er die Genugthuung, den lezten großen Block auf seinen Karren zu laden, um ihn nach der Grube zu schaffen. Wagen und Rinder waren mit Bändern und Keisig geschmückt, Musik zog voran, jauchzende Bursche und Mägde folgten nach. Da trachtete der Wagen wie morscher Span zusammen, der Block rollte herunter und begrub den alten Bewältiger, der nur mehr als Leiche hervorgezogen ward. Die Leute sagten damals, es wäre ihm so geschehen, weil er des Guten für sich denn doch zu viel begehrt. Den lezten Stein wenigstens hätte er auf seinem Felde liegen lassen sollen. Ist dies die Moral des polykratischen Ringes im Dorfe? Oder spricht vielleicht nicht eher daraus eine traditionelle Scheu vor dem Geiste aus vordrchristlichen Jahrhunderten her? Thatsache allerdings ist, daß einer der größten Granitblöde bei Milin noch heutzutage Bozi kamen, das ist Gottes- oder Götterstein heißt. Möglich, daß er lange zuvor, ehe das ernerstinische Marienbild auf dem nahen Heiligenberge Wunder üble, zum Opferstein

Perun's oder der Ziva diene. Der verhängnißvolle Stein übrigens ist bis zur Stunde unberührt an der Stelle des Unglücks liegen geblieben.

Erfreulicher und entschiedener noch tritt uns die Pflüge des Bodens entgegen, sobald wir Schwarzenberg'sches Territorium betreten. Auch das Dorf nimmt hier meist einen größeren Maßstab, eine bessere Bauart und einen behäbigeren Charakter an. Man merkt es gleich, daß man sich in einem jener altgeschlichen Landstriche befindet, den der Pflug bereits länger als seit einem Jahrtausende durchsucht und der bereits unter den alten Geschlechtern der Bogen und Rosenberge zu den bestbestellten zählt. Aber auch der Familie der Schwarzenberge, die hier erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert begütert ist und deren Domänen in diesem Augenblick in einem Umfange von beinahe achtzig Quadratmeilen über den ganzen Süden des Landes sich verbreiten, kommt hier kein geringes Verdienst um die Cultur zu. Nicht nur Staatsmänner, Krieger und eiservolle Diener der Kirche sind nämlich von jeher aus dieser Familie hervorgegangen, sondern auch treffliche Landwirthe, die sich die Bewirthschaftung ihrer Ländereien selbstthätig angelegen sein ließen und durch ihren Vorgang auf den Landmann einen fördernden Einfluß ausübten. Die Schwarzenberg'schen Leich- und Forstanstalten gelten von jeher als Muster. Durch die lezttern, in Verbindung mit dem Privilegium der Holzschwemme aus der Moldau nach Prag und durch den Stubenbacher Canal und den Mühlfluß in die Donau, welches die ältere Majoratslinie dieser Familie besißt, sind die böhmerrwäldischen Forste der Consumtion eigentlich erst erschlossen worden. Zu einer Zeit, da die wissenschaftliche Pflüge der Oekonomie sich in Oesterreich auf nicht viel mehr als ein paar sterile Vorlesungen an den Universitäten und technischen Schulen beschränkten, unterhielten die Schwarzenberge bereits auf ihrer Tomäne Krummou eine landwirthschaftliche Akademie, die freilich wohl zunächst bestimmt war, tüchtige Wirthschaftsbeamte für die eigenen Besitzungen zu bilden, deren wohlthätiger Einfluß jedoch sich rasch auch in weiteren Kreisen fühlbar machte. Von nachhaltigeren Wirkungen noch verspricht die Ackerbauschule zu Rabin zu werden, welche seit dem Jahre 1850 an die Stelle jenes Instituts getreten und an welcher, um rationelle landwirthschaftliche Kenntnisse unter dem Landvolke desto erfolgreicher zu verbreiten, der populäre Unterricht in czechischer Sprache ertheilt wird, so daß diese Anstalt der deutschen zu Liebwerda gewissermaßen ergänzend zur Seite steht. Die Anzahl der Zöglinge derselben beließ sich im leztverfloffenen Jahre

etwa auf achtzig, von denen die meisten dem Bauernstande angehörten. Den Unterricht besorgten im Vereine mit dem bekannten Oekonomem Horstý zwei Lehrer und ein Verwalter. Sollen wir einen Wunsch aussprechen, dessen Verwirklichung auf gar keine Schwierigkeiten stößen, dessen Gemeinnutzen aber ein ganz unabsehbarer sein müßte, so wäre es der, daß Böhmen recht bald wenigstens in jedem seiner Kreise eine solche Anstalt besäße!

Der Stammstiz der jüngeren, durch den Marschall Karl Fürsten Schwarzenberg begründeten Majoratslinie liegt uns abseits auf unsrer Wanderung zur Linken, am malerischen Moldauufer. Aus dem uralten Schlosse Wortil, welches sich dort auf einem steilen Felsen hart über den Strom erhebt, lebte in seinen letzten Jahren der Ueberwinder Napoleon's, so wie dieser zu gleicher Zeit auf Sanct Helena, einsam, körperlich leidend und innerlich gebeugt, — wie man sagt, mancherlei Kränkung wegen, die ihm grade dorthier geworden, woher am wenigsten sie zu erwarten er sich wohl berechtigt fühlte. Halbe Tage lang konnte man ihn damals in einer schlichten, von einem Paar schnellfüßiger und langmähniger Pony's gezogenen Jagdspiritsche durch Felder und Wälder umherkutschiren sehen, im unscheinbaren Civilrock, ernst und schweigsam, bis er eines Tages mit seinen Pony's völlig abreiste, um nie mehr wiederzulehren. Es zog ihn, dort zu sterben, wo er gesiegt. Nur seine Waffen, sein Marschallstab, seine unzähligen Orden und das ausgearbeitete Fell seines Schlachtrosses ließ er zurück. Auch von einer prachtvollen Gruft erinnern wir uns gehört zu haben, die der Held noch bei Lebzeiten sich erbauen zu lassen beabsichtigte. Kunstreiche Pläne waren entworfen worden, über denen er Abende lang studirte; die schönsten Kunstwerke aus carrarischem Marmor herbeigeschafft, um sie, verpakt in den Kisten, wie sie ankommen, in irgend einer Ecke des Parkes bei Seite zu setzen und der Vergessenheit zu überantworten. Doch mögen wir diese Angaben nicht verbürgen. Auch die Wittve des Marschalls, die Fürstin Maria Anna, pflegte bis in die Tage ihres hohen Alters, in letzter Zeit von der Dichterin Betti Paoli begleitet, hier viel und gerne zu weilen.

Immer höher indeß sind wir gelommen, und von einem der Sättel des mittelböhmischen Gebirges, auf dem Scheidepunkte, wo die österreichisch-sächsische Straße ihre Zweige in das westliche Böhmen entsendet, bietet sich uns ein letzter Rundblick über das zurückgelegte Terrassenland. Meilenweit liegt es da vor uns mit dem hellgrünen Gefilden, einem endlosen Teppich gleich, auf

dessen lichterem Grunde sich die mannigfachen, dunkelbewaldeten Hügelwindungen und dazwischen die zerstreuten Ortshäufen mit dem weißen Gemäuer aus lieblichstem Tuffstein abzeichnen. Im Osten schweift der Blick bis weit über die Moldau und an die Laborer Gebirge. Wir wenden uns zur Weiterwanderung, — aus dem Biolett der Abendluft und glimmend im ersten Roth des Sonnenniedergangs überrascht uns das erstere Panorama des Böhmerwaldes. Zuerst die niederen Vorgebirge zu beiden Seiten des Poliner Thales, Wald und Flur noch deutlich unterscheidbar; dann wie in Schleiter gefüllt die Höhen um Weiterberg; hinter diesen sodann die grauen Umrisse der mächtigen Hauptkette mit dem weitübertragenden Kubani, und als vierte, fernste Schichte die kaum mehr ange deuteten Bogenlinien des bairischen Waldes. Weit im Nordwesten endlich vermag noch das bewaffnete Auge die Gipfel von Außengefild und Janengefild zu entdecken, die düsteren Quellenbüter der Moldau.

Außengefild, — eigentlich „Ruher dem Gefild!“ Wen, der zu diesem entlegensten und verborgensten Winkel des Böhmerwaldes auch noch nicht durchgebrungen, erweckt nicht schon der bloße Name die Ahnung traurigster Wettabgeschiedenheit und Dürftigkeit! Und doch, keine Einbildung vermag dem Bilde der Wirklichkeit hier auch nur annähernd gleichzukommen. Es sind nun bald volle zwanzig Jahre her, daß der Schreiber dieses an einem rauhen Tage um die Mitte August Gelegenheit hatte, in Gesellschaft eines im dortigen Lande heimischen Schulfreundes diese Gegend zu besuchen. Tags vorher war eben Schnee gefallen. In den Schluften, da bei dem scharfen und frostigen Windzuge die Hochsommersonne nicht mächtig genug gewesen, ihn zum Schmelzen zu bringen, lag er noch. Denn ordentlichen, jahreszeitgemäßen Schnee gibt es da bis Mitte Juni und schon der September bringt wieder frischen. Außerordentlichen Schnee, zur interessanten Abwechslung mit den flüchtigen Sommertagen, bringt ab und zu die Zwischenseit, so daß es eigentlich in keinem Monat im Jahr an solchem fehlt. Stundenweit, ohne daß wir eben sehr hoch gestiegen wären, führte uns der Weg über Klauß und Gstein, und nicht ein Spornweit Ackerfeld kam uns zu Gesichte. Nichts als Wald und weiter hinaus Urwald deckte ringsumher die Abhänge und schroffen Höhen und endlich nur mehr verkommenes Kieholz. Wer noch Urwald mitten im bevölkerlichsten Herzen Europa's sehen will, mag ihn im Böhmerwald auffuchen. Ganze Strecken sind da noch mit weit auseinanderstehenden Stämmen von vielhundertjährigem Alter bedekt. Morphe, vor undenklichen Zeiten von

Stürmen gebrochene oder vor Alter umgestülte Stämme lagern dazwischen, aus denen wiederum höherer und niedrigerer Nachwuchs in regellosen Gruppen sich erhebt, je nachdem er früher oder später in den Leichen der Vorgänger Wurzel geschlagen. Daß man diesen Urwald so gewähren läßt und die Stämme nicht fällt und zerklüftet, um sie zu verwerten und sodann Culturwald anzulegen, hat einfach seinen Grund darin, daß bei der Schwierigkeit der Bearbeitung und dem Mangel an Communicationen sich nicht einmal die Unkosten beden lassen würden. So lebt denn allerdings das schlaffe, weltabgeschlossene Völklein von „Aufengeseiß“ mitten in einem Holzüberfluß, den zu erschöpfen noch manches Aufengeseißer Geschlecht nicht im Stande sein wird, und hat allerdings die Genugthuung, seine riesigen Oefen jahraus jahrein nach Herzenslust heizen und seine dürftigen Hütten selbst mitten im August bis zur Badhize warm halten zu können. Allein darauf beschränken sich auch alle Genüsse des Lebens, die ihm beschieden sind. Was nützen alle Wälder der Welt, wenn kein Baum darunter ist, der auch nur einen kümmerlichen Apfel trägt? Was die mächtigsten Scheiter im Ofenloch, wenn selbst die bescheidensten Freunde der Armuth, die Kartoffel und der Hafer, keine Scholle finden, um zu gedeihen? „Ja, kochen und braten wollen wir den Herren schon soviel sie wollen,“ sprach eine alte Aufengeseißerin zu uns, als wir bei ihr wegen eines warmen Mittagbrotes anfragten; „wenn sie sich's nur mitgebracht haben, denn wir sein hier außer'm Geiß.“ Allen ihren Bedarf mußten die armen Leute damals kaufen und von weit her holen; auch nicht das Mindeste bot ihnen der spröde Boden. „O mein! nicht einmal ein geheptes Häselein verirrt sich da heraus, und nicht einmal 's liebe Federvieh mag da fortkommen!“ meinte damals das alte Weib weiter. Und wie es damals war, so ist es noch heute und wird es wohl noch lange sein, denn unter solchen Himmelsstrichen ändert sich nicht so leicht etwas. Und doch lieben diese Leute ihre armselige Heimath und mögen sie nicht verlassen. Der Ergiebigler durchstreift die Welt; der Böhmerwälder bleibt am liebsten zu Hause. Er spinnet, er webt, er macht Siebe, er geht in die Schwarzenbergischen Schläge auf Holzfällen, er erklimmt die steilsten Wände des Urwalds und sucht das älteste, festeste Knieholz auf, um daraus die trefflichen Resonanzböden zu schnitzen, die durch ganz Europa und selbst bis nach Amerika in die Wertstätten der Geigenmacher wandern; er müht sich in den Glashütten von Bergreichenstein, Unterreichenstein, Winterberg und Ballern, Graßgruben von Schwarzbach oder in einem

der Eisenwerke für geringen Wochenlohn ab; er fristet so sein Dasein von Tag zu Tag und von Hand zu Mund: — seine Natur aber ist mit der des Böhmerwaldes grade so Eins geworden, wie die des Aelplers mit seinen Alpen, und er kann ihrer nicht entbehren.

Wie das Terrain bis hieher sich stufenweise gehoben, so senkt es sich nun, nur jäher, über Pisek und Wobnian gegen die Buda-weiser Thalebene nieder.

Pisek ist eine der ältesten Städte Böhmens. Von den festen Mauern, die es in frühern Zeiten umgaben, steht noch heute ein großer Theil, und viele von den Häusern, namentlich an den Ufern der Wottawa, stammen noch aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Das Haus, in welchem wir selbst noch vor sieben Jahren einmal übernachteten, war seiner Zeit eine hussitische Kirche gewesen. Duster, spitzbogig und alterthümlich verrieth es in allen Ecken und Enden seine ehemalige Bestimmung. Das Schlafgemach, das wir inne hatten, ward uns als die Sacrifcei bezeichnet. Unheimlich genug sah es darin aus. Ihren Ursprung oder wenigstens den ihres Namens, der im Czechischen wörtlich „Sand“ bedeutet, leitet diese Stadt von der Goldwäscherei her, welche vor elfhundert Jahren bereits hier sehr schwunghaft betrieben worden sein soll. Der Sand der Wottawa habe damals soviel Gold geführt, daß drei Männer leicht im Stande gewesen seien, in einem Tage eine volle Mark desselben zu gewinnen. Goldgierige seien deshalb aus dem ganzen Lande herbeigeströmt und die Stadt wie ein Wunder aus der Erde gestiegen. Nach dem Sande, den man vorzugsweise bohaty pisek, den „reichen Sand“, nannte, legte man auch ihr den Namen bei. Die Verantwortlichkeit hinsichtlich der Ergiebigkeit jener Goldwäscherei müssen wir dem phantasierenden Chronisten Hajek überlassen, der darüber berichtet. Thatsache aber ist, daß an den Ufern der Wottawa sich noch heutzutage an verschiedenen Orten Ausgrabungen und Aufschüttungen finden, die sich unschwer als Seisen erkennen lassen. Auch bei Stratonitz und Schüttenhofen wurde erdziesenermahnen Gold aus diesem Flusse und bei Hussineß aus einem Nebenflusse desselben gewaschen. Zu Berg- und Unter-Reichenstein, in deren Nähe die Wottawa ihre Gewässer sammelt, wurde ehemals auch auf Gold gebaut, und verdanken beide Orte, ähnlich dem „reichen Sande“, diesem Umstande offenbar ihre Namen. Auf Aehnliches deutet der Name des Dörfchens „Goldberg“, in dessen Nähe jenes Nebenflüßchen entspringt. Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde an allen diesen Orten emsig auf Gold gearbeitet. Theils in

Folge der nachherigen religiösen und politischen Erschütterungen, gewiß aber noch mehr, weil das Erträgniß immer mehr aufhörte die Mühe zu lohnen, ließ man von damals an, einzelne Wiederversuche abgerechnet, davon ab. Interessant ist die hier und da unter dem Volke verbreitete Meinung, das Versiegen des Goldes sei nichts als eine Strafe des Himmels für die legerischen Verirrungen, die grade in dieser Gegend ihren Ursprung genommen, und werde man diese erst durch einen tausendjährigen frommen, das ist streng katholischen Lebenswandel abgehütet haben, so werde es sich, und dann um so reichlicher wieder erschließen. Vielleicht auch darin ist der Grund zu suchen, daß die hier heimische Sage ungeachtet der historischen Nachweisungen die Ehre der Landmannschaft des Magisters Johannes Hus abzulehnen bemüht ist. Nicht zu Husiney und nicht von ehrsamem Bürgerleuten sei dieser geboren, sondern ganz anderswo, und wo, das wisse eigentlich kein Mensch recht. So viel sei aber gewiß, daß ein der Böllerei ergebener Mönch sein Vater und eine liebedürftige Stallmagd seine Mutter gewesen sei. Wegen ihrer Verworfenheit und als die Folgen derselben sich nicht mehr leugnen ließen, vom Prior aus dem Kloster gepeitscht, in welchem sie bis dahin geblieben, habe sie Forbes im tiefsten Elend verlassen, sei lange Zeit in Feld und Wald umhergestrichen, bis sie ihren Wechselbalg irgendwo unter einem Hagebuttenstrauche in die Welt gesetzt. Und nun sei das Unglück fertig gewesen!

Immer tiefer indes haben wir uns gesenkt, immer näher rücken uns die böhmisch-sächsischen Gebirgszüge, bis wir mit dem frischen Morgen außerhalb Wodnians die oben erwähnte Thalebene betreten. Es ist einer der anmutigsten Landstriche Böhmens, den wir nun durchwandern. Feld, Wiese, Teich und Garten, Dörfer und Schlösser liegen in freundlicher Abwechslung um uns gebreitet und zeigen von Emsigkeit und Wohlstand. Im Westen und Süden, das Thal abgrenzend, erheben sich aus der grünen Fläche desselben die Abhänge des Blaßkof, des Scheidegebirges zwischen Böhmen und Oesterreich, zwischen Elbe und Donau. Im Osten mitten durch dasselbe nimmt die von unzähligen Schiffen und Flößen besahrene Moldau ihren nach Norden gelehrten Lauf und schließt sich jenseits des Stromes das höhere Plateau von Wittingau als dunkelwäldiger Hintergrund an, aus welchem in stundenweiter Ferne bereits die Thurnspitzen von Budweis in den Gesichtskreis treten. Einen überraschenden, angenehm fesselnden Ruhepunkt dem Auge, indem wir uns dieser Stadt nähern, bietet Schloß Frauenberg am rechten Ufer der Moldau. An der Stelle der alten Burg von

dem Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg erbaut und nach langjähriger Bauführung eben jetzt erst zur Vollendung gebrungen, zählt dieses Schloß sowohl was seine Lage und äußere Erscheinung, als den Reichthum seines Innern anbelangt zu den sehenswürdigsten in Böhmen. Im Style des Windsorhofes gehalten, zeugt es zugleich von dem Kunstsinne seines Erbauers, der darin dem Lande eine der hervorragendsten Neubauten gegeben. Die darin angelegten, jetzt schon sehr reichhaltigen, speciell auf Böhmen sich beziehenden Sammlungen werden diesem Schlosse überdies mit der Zeit auch eine namhafte Bedeutung für die vaterländische Wissenschaft sichern.

Zwei Städte haben von Alters her in dieser Thalebene um die größere Bedeutung gewetteifert: Krumau und Budweis. Der letztern aber blieb es vorbehalten, den Vorrang zu erringen. Den Grund dazu mag die municipale Selbstständigkeit dieser „königlichen Bergstadt“ gegenüber dem abhängigen Schutzverhältnisse gelegt haben, in welchem die andere bis auf die jüngste Zeit stand. Von erhebendem Einfluß war eine Reihe namhafter Privilegien, deren Budweis, das „allzeit getreue“ und unter allen Stürmen vorwaltend conservative, von den verschiedenen Königen und Kaisern sich zu erfreuen hatte; entscheidend jedoch die industrielle und commerciale Regsamkeit, durch welche seine Einwohner von jeher sich hervorthaten. Die Verwerthung des Holzreichthums der nahen böhmisch-sächsischen Schläge und der Weiterverleiß des aus Oesterreich herabgebrachten Salzes durch beinahe ganz Böhmen gaben hierzu frühzeitig den Anlaß. Hand in Hand mit beidem ging der Schiffbau, der heute noch nicht nur die ganze Moldau, sondern auch die Elbe mit Größern und kleinern Fahrzeugen versieht. So bedeutend war der Verkehr hier schon vor Jahrhunderten, daß bereits im sechzehnten die Regulirung der Moldau bis Prag für nöthig erachtet und auch ausgeführt wurde. Ganze Forstgenerationen von Brenn-, Bau- und auf die verschiedenste Weise verarbeitetem Holz sind seit der Zeit von Budweis elbeabwärts bis an die Nordsee spedit worden. Namentlich hat Hamburg nach seinem letzten großen Brande das Material zu dem größten Theil seiner neuen Dachstühle und zu den Parquetten seiner neuen glänzenden Etagen aus dieser Quelle bezogen. Auch den bemerkenswerthen Aufschwung, den Budweis in letzter Zeit genommen, verbannt es hauptsächlich dem Unternehmungsgeniste mehrerer seiner eigenen Bürger, unter denen wieder der Schiffmeister Adalbert Lonna, in diesem Augenblicke einer der hervorragendsten Industriellen Oesterreichs, um seine Vaterstadt sich das meiste Verdienst erworben. Der Sohn und gewerbliche Nachfolger

eines einfachen Schiffmeisters, hat dieser, übrigen selbst sehr schlichte und anspruchslose Mann durch die Umsassenheit und Vielseitigkeit seiner Unternehmungen dem industriellen Sinne seiner Mitbürger unstrittig ein vielfach erweitertes Feld eröffnet, auf welchem unternehmenden Nachstrebenden noch lange hinaus die lohnendsten Erfolge zu erwarten stehen. Sie werden eben nur seinem Vorgange zu folgen und die möglichste Ausbeutung des Holzreichthums als die durch die örtlichen Verhältnisse bedingte vorzugsweise Grundlage ihrer Industrie zu erkennen haben, welche außer Schiffbau, Brettsägen, der Fabrication von Barquetten, Zündhölzchen, Bleistiften und Holzschuhen, dann des Zimmerns von Eisenbahnsmellen, gewiss noch manche andere Formen anzunehmen geeignet ist. Wie wir Budweis jetzt finden, ist es nach Reichenberg die vollreichste und bestgebaute Stadt Böhmens, und in industrieller Hinsicht das für den Süden, was dieses für den Nordosten des Landes. An allgemeiner Wohlhabenheit dürfte es ihm leicht vorgehen, in der Entwicklung städtischen Gomsforts und jenes behäbigen Lebens, welches gewerblich emsigen Städten eigen ist, bald gleichstehen. Eine reiche Zukunft steht ihm bevor, wenn es erst einmal, wie dies bereits projectirt, in das große europäische Eisenbahnnetz mit aufgenommen ist. Vorläufig freilich muß ihm der Ruhm genügen, der ersten deutschen, wenn auch nur Pferde-Eisenbahn, im Vereine mit Linz die Entstehung und den Namen gegeben zu haben.

Betrachtungen ganz eigener Art sind es übrigens, die sich uns allenthalben aufdringen, während wir den Rest unsrer Wanderung in einem der bescheidenen Waggons dieser Bahn zurücklegen, deren Anlage und Führung, Einrichtung und Betriebsweise noch bis zur Stunde das Bild jenes anspruchslosen primitiven Experiments vergegenwärtigt, als welches sie vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert in's Dasein getreten. Kaum vier Jahrzehende sind es her, seit aus der einsamen Studirstube eines Wiener Professors der langgenährte, vieldurchdachte Gedanke zu dieser ersten Schienenbahn Deutschlands hervorgegangen. Nicht einmal die Schienen zwischen Stockton und Darlington waren damals noch gelegt, und die Erfindungen der Trevithick, Wentrinkopf und Stephenson regten kaum erst ihre embryonischen Glieder. Höchst bescheiden waren die Zwecke, die er bei seinem Plane vor Augen hatte: nichts von Norddeutschland und Süddeutschland, nichts von Nordsee und schwarzem Meer! Nur die Verringerung der Kosten, mit welchen die Millionen Centner Salz auf der beschwerlichen Bergstraße bis dahin aus dem Kammergut nach Böhmen befördert werden mußten. Noch bescheidener die Voranschläge,

die er zur Durchführung desselben entwarf, für die es ihm aber ebenso unsäglich schwer ward, die nöthigen Freunde als die nöthigen Mittel aufzubringen, so daß sein Sohn, der Erbe und rastlose Verfechter des Project's, müde des Kampfes gegen Vorurtheil, Unverständnis und Vertrauensmangel, sich endlich genöthigt sah, mit dem unvollendeten Werke zugleich das Vaterland aufzugeben, um die verjagte Anerkennung — in Rußland zu finden. Welch eine Welt von Fortschritten in der kurzen Spanne Zeit seit jenem Ringen und Kämpfen der beiden Erstnen und der Gegenwart! Welch eine unabsehbare Reihe seit täglich neuer und stets wieder überflügelter Errungenschaften der Technik zwischen diesen harmlosen, mit einer dünnen Eisenplatte beschlagenen hölzernen Schienen, die unter zahllosen Windungen und Krümmungen, Umwegen und Ausweichungen und dennoch überaus starken Steigungen und Senkungen durch die dichten Wälder des Kantsjo mit sichtlicher Anstrengung, Knechtlichkeit und Unsicherheit zur Höhe des böhmisch-österreichischen Scheidegebirges sich emporzarbeiten bemüht sind, — und den fast senkrechten Bahnen über den Semering und den Karst! Welch eine Kluft zwischen den dampfenden und pustenden Säulen, die einzeln oder zu zweien hinter einander vor die zwanzig bis fünfundschrzwanzig Centner schweren und mit vierzig bis fünfundschrzwanzig Centnern beladenen Waggons gespannt die steilen Klustwege von Gallneukirchen bis Leit hinansteigen, und den Goliathlocomotiven von Seraing, die mit Tausenden von Centnern wie im Spiele davonfliegen! Welch eine Umschwung von der Jaghaftigkeit jener Zeit, die sich nicht entschließen mochte, eine Million Gulden an ein Unternehmen zu wenden, dessen glänzender Gewinn sich in's kleinste berechnet vorlag und das ihr doch nur eine „überspannte Idee,“ ein „gemagtes Spiel,“ ein „höchst zweifelhafter Hazard“ schien, zu der haltenden Entschlossenheit, mit welcher seitdem, und namentlich in letzter Zeit, Millionen von Französischen und Italern Unternehmungen zuströmten, deren Erträgniß ungleich weniger gesichert scheinen dürfte, und zu der schwindehenden Tollkühnheit der Actienspeculation! Welch ein Abstand endlich zwischen den beschränkten Zwecken, wir möchten fast sagen Lebensanschauungen dieses schon mit fünfundschrzwanzig Jahren ergreiteten und abgelebten Großmütterchens der deutschen Bahnen und der welthistorischen Bedeutung des großen Schienennetzes, das mit seinen eisernen Spangen bald den ganzen Erdball umspannen haben wird, die Politik, die Cultur, die Geschichte, das ganze Leben ohne Schwertfisch und doch unaufhaltsam in neue Bahnen zwingend! Sollen wir an diese Betrachtungen

die Frage knüpfen, ob es nicht möglich, ja wahrscheinlich ist, daß nach abermals einem Vierteljahrhundert unsre Nachfolger auf die Bahnen von heute als auf einen „überwundenen Standpunkt der Entwicklung“ ebenso zurückschauen werden? Wir halten es immerhin für möglich, ja selbst für nicht unwahrscheinlich. Der Triumphzug der physikalischen Wissenschaften hat ja eigentlich kaum erst begonnen. Allein wir können und mögen eben über uns selbst nicht hinaus und mögen durch die noch schlummernden Siege der Zukunft uns die Freude an den bereits errungenen ebenso wenig verkürzen lassen, als es uns undankbar gegen den alten Gertner stimmt, daß wir auf seiner Bahn volle vierzehn Stunden, das ist den ganzen lieben Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend damit zubringen, um die Strecke von Budweis nach Linz, welche auf der Poststraße nicht einmal so viel Meilen beträgt, zurückzulegen, während ein guter Extrazug in derselben Zeit leicht von Wien bis Dresden fliegt.

Kurze Zeit nur noch wird diese denkwürdige Bahn bestehen. Wer daher sehen will, wie

nach vor fünfundsiebzig Jahren Eisenbahnen ausgesehen, mag sich spüten. Bereits (seit 1855) wird die andere Hälfte der Bahn, von Linz bis Gmunden, mit Dampf befahren. Von den 900 bis 1000 vierdeinigen Locomotiven, welche die Gesellschaft ehemals hielt, ist in Folge dessen mehr als die Hälfte außer Activität gesetzt und zehrt in verschiedenen Bauernställen das zwar weniger reichliche, aber auch weniger schweißtreibende Brot des Pfluges. Auch der für den Augenblick noch auf der Strecke von Budweis bis Linz thätige Rest wird bald ebenso glücklich sein. Denn schon ist das ganze Unternehmen an die Eigenthümer der Elisabethwestbahn abgetreten und dem mühe- und lummervollen Werke Gertner's auf dem Niellirungstische der modernen Rechenkunst das Schicksal gesiegelt. Das Andenken jedoch, das es hinterlassen wird, wird stets ein ehrenvolles bleiben, — selbst in der Erinnerung der Actionäre, denen es, das anspruchloseste Aschenbrödel unter den Eisenbahnen Europas, bis zur letzten Stunde eine Dividende getragen, für welche sie in einer zweiten Bahn nicht leicht einen Ersatz finden werden!

Fahrten und Ansichten

an den

Küsten des Golfes von Honduras.

Von Julius Fröbel.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu Balize schiffte ich mich am 28. März voriges Jahres mit meiner Familie an Bord eines hondurensischen Küsterehrens nach Omoa ein, dem einen der beiden Hafensplätze, welche der Staat Honduras an seiner Ostküste hat. Das Fahrzeug war der Schooner Omoa, dem Handlungshause Debrat zu Omoa gehörig, welches außer ihm noch den Schooner Centro-Amerita zwischen diesem Hafen und Balize laufen läßt. Zwei andre Schooner gehen zwischen denselben beiden Punkten hin und her, so daß durch vier kleine Fahrzeuge ein regelmäßiger Verkehr zwischen ihnen unterhalten wird. Capitäne und Mannschaften sind Caraiden oder Neger. Trotzdem ist die Fahrt eine ziemlich sichere. Der größte Theil der Entfernung, die in der Regel in anderthalb bis zwei Tagen zurückgelegt wird, führt durch ein ruhiges Wasser, von einer Reihe vorliegender Riffe und Coralleninseln gegen die hohe See geschützt, und im Uebrigen sollen, wie man zu Balize sprichwörtlich sagt, die Schooner ihren Weg nach Omoa und zurück von selbst finden. So muß es auch wohl sein, sonst wäre es unbegreiflich, wie

sie des Nachts es vermeiden, östlich auf die Riffe oder westlich auf die Küste zu laufen. Die Passage ist verhältnismäßig theuer. Man zahlt von alter Zeit her für die Perion fünfzehn Dollars und muß dabei für sein Lager und seine Verköstigung selbst sorgen. Was diese letztere betrifft, so forderten zwei junge Engländer von Balize, welche die Fahrt mit uns machten, uns mit vieler Artigkeit auf, mit ihnen gemeinsame Tafel zu halten, was einer Einladung, uns von ihnen bewirtheten zu lassen, gleichkam, da sie mit dem Besten, was an Speisen und Getränken in Balize aufgetrieben werden konnte, reichlich versehen waren. Sie waren im Begriffe, nach England zurückzukehren, und wollten vorher noch, wie wir, die Natur Schönheiten der Küste von Honduras sehen.

In der That ist eine Küstenfahrt in diesen in Europa wegen ihres Klimas verrufenen Gegenden in hohem Grade genussreich. Die See ist in der Regel glatt, die Luft immer lau und mild. Mit seltenen Ausnahmen sind Windstille das Schlimmste, über was der Seefahrer klagen kann, und da man die Küsten fast immer im Auge hat, denen es

nicht an großartiger Scenerie fehlt, ist der den Sinn dafür mit sich bringende Reisende angenehm beschäftigt. Wir brachten die Nacht unter Sternen, welche wie kleine Monde leuchteten, auf dem Verdeck zu. Nur ein leichter Lufthauch berührte die Segel, und wir befanden uns am nächsten Morgen noch in der Nähe von Balize. Als die Brise sich etwas hob und wir uns rascher bewegten, traten die Berge im südlichen Theile des britischen Territoriums auf interessante Weise hervor. Unter den nördlichen Vorhügeln höherer Gebirge unterstieben wir gute Bekannte von den Ufern der Lagune von Manati, einer den Geographen unbekanntem Oegend, die wir einige Wochen vorher besucht hatten. Etwa

bindung, die ich indessen nicht besucht habe. Beide sind in Balize so gut wie nicht bekannt.

Weiter südwärts, da wo an der Küste die beiden Caraimen-Dörfer North- und South-Stanncreel liegen, deren Hütten wir vom Schiffe aus deutlich sehen konnten, erhoben sich im Innern höhere Gebirge, und daß zeichneten sich in der Ferne die zackigen Umrisse der Cogcomb Mountains ab, welche an Kühnheit der Formen dem Gipfel des Pilatus gleichkommen. Otwärts von unserm Cours zog sich eine Kette niedriger Coralleninseln hin. Wie die nördlicheren Glieder dieser Kette untertauchten, hoben sich die südlicheren der Reihe nach aus dem Meere. Hier und da



Berge am Ufer der Lagune von Manati.

zwanzig Meilen südlich von Balize ist in dem Mangrovalde des Meeresufers eine enge, kaum bemerkbare Oeffnung. Man läuft ein und befindet sich in einem Salzwassercanale, durch welchen die Fluth ein- und ausgeht. Durch ein Mangrovidicht windet er sich einige Meilen weit landeinwärts, bis sich plötzlich die Scene wie durch ein Zaubervort öffnet, und ein ausgedehntes Binnengewässer, rundum von Urwald umgeben und mit einem Hintergrunde von bewaldeten Hügeln und Bergen, vor dem überraschten Blicke sich ausbreitet. Diese Hügel, welche einige merkwürdige Höhlen enthalten — die eine derselben einen natürlichen Tunnel darstellend, durch welchen ein für kleine Canoes schiffbarer Fluß läuft — sind niedrige, aber sehr steile und hochbewaldete Felsen von metamorphischem Kalkstein, welcher an einer Stelle, wo ich ihn näher untersuchen konnte, einen bunten Marmor bildete.

Durch einen engen Canal steht mit dieser Lagune eine zweite noch größere in Ver-

zeigte sich zwischen ihnen das Segel eines caraimischen Fischerbootes. Sie sind mit Bäumen besetzt, hauptsächlich Rhizophoren und Cocospalmen. Von Natur haben sie kein Trinkwasser, dringen aber eine solche Menge von Cocosnüssen hervor, daß dessen Mangel der Bewohnung kaum ein Hinderniß entgegenstellen würde, wenn demselben auch nicht durch Eisternen abgeholfen werden könnte, die sich durch reichliche Regengüsse immer füllen. Die Stadt Balize ist in ihrem Bedarf an süßem Wasser ganz an dieses Mittel gebunden, und wenn sie zuweilen an Wassermangel leidet, so ist der Grund kein anderer als der, daß die Eisternen unzureichend sind, denn die Menge des zu Zeiten fallenden Regens würde ausreichen, den Bedürfnissen der Bevölkerung selbst in einer darauf folgenden Zeit ungewöhnlicher Trockenheit zu genügen. Das Ende der erwähnten Inselkette wird durch die Zapobilla-Keys gebildet, wo die nach Omoa bestimmten Fahrzeuge, den Winkel des Meerdufens quer durchschneidend,

nach der Küste des Staates Honduras hinüberlaufen. Einen Theil der Gruppe sah ich undeutlich bei Dunkelheit der Nacht: kleine walbige Inselchen, welche bei Tage einen freundlichen Anblick gewähren müssen. Einwohner von Omoa machen zuweilen eine Lustpartie dahin, um einige Tage dem Genuße frischerer Luft und dem Vergnügen zu widmen, wobei der Fischfang den wesentlichsten Zeitvertreib bildet. Das Meer ist hier ganz ungläublich fischreich, und ein Fischzug, ähnlich dem berühmten des Apostels Petrus, ist hier ohne allen übernatürlichen Einfluß möglich.

Am Morgen des 30. bei Tagesanbruch lag die Küste von Omoa vor unserm Blicke. Ein hohes Gebirge, der Cerro de Guamel genannt, erhob sich dunkel in der Dämmerung und seine Formen entzogen sich allmählig dem grauen Schleier der Dünste, die ihn von der Nacht her umhingen. Conliffenförmig schiebt sich westwärts eine hohe Kette hinter der andern vor, bis die letzte in unbedeutlicher Form sich in der Richtung von Santo Tomas, der ehemaligen belgischen Colonie unglücklichen Andentens, verliert. Im Angesichte von Omoa bannte uns eine Windstille für mehrere Stunden an eine Stelle. Es ist dies an dieser Küste eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Als wir vier Wochen später Omoa wieder verließen, konnten wir am Ende des zweiten Tages den Hafen noch vor Augen sehen. Theils wechseln hier im Laufe von vierundzwanzig Stunden Land- und Seewinde, zwischen denen nothwendig kürzere Windstillen liegen müssen, theils läuft eine Zone häufiger Windstillen, der äußern Grenze der wechselnden Land- und Seewinde folgend, sofern diese nicht zufällig einer allgemeineren Luftströmung angehören, der Küste entlang.

Um zehn oder elf Uhr warfen wir Anker vor den Mauern des alten Castells, welches jetzt, trotz der Kanonen, mit denen es besetzt ist, und trotz der Schildwache neben dem Thürmchen auf der Mauer, keine andre Bedeutung hat als die, gleichzeitig ein Denkmal spanischer Macht und ihres Verfalls und ein memento mori für die Erben beider zu sein. Wenn man vor diesen Mauern steht und durch ihren Anblick in Gedanken in die Zeiten versetzt worden ist, als die Einwohner spanisch, amerikanischer Küstenstädte und die Mannschaften spanischer Silberkisten vor den Piraten und Flibustiern Westindiens zitterten, sieht man sich genöthigt, einen Vergleich mit der Gegenwart zu machen, in der sich jene abenteuerlichen Verhältnisse auf tragikomische Weise wiederholen. Als ich am ersten Tage meines Aufenthaltes zu Omoa den dortigen Zollhausdirector kennen lernte, fragte mich derselbe mit unverkennbarer Besorgnis nach dem Stand der Dinge in den Vereinigten Staaten in Bezug auf die gegen Central-Amerika gerichteten Flibustier-Unternehmungen. Meine Antworten konnten nicht sehr beruhigend sein. Als ich ihn nun meinerseits beiläufig im Gespräch nach der Stärke der Besatzung von Omoa fragte, erwiderte er mit Nachdruck und indem er mich mit durchbohrendem Blicke ansah: — „Herr! — die ganze Küste ist wohl bewacht und besetzt!“ — Offenbar hatte er in meiner arglosen Frage Ursache zu Verdacht gefunden und wollte durch seine Antwort von einem etwa beabsichtigten Handstreich abschrecken. Im Fortelagen, wie ich nachher hörte, zwanzig Mann. Später, nachdem ich durch längeren Aufenthalt im Orte Vertrauen erweckt, bat ich um Erlaubniß, dasselbe besuchen zu dürfen, und der Commandant ertheilte nicht nur dieselbe



Castell von Omoa.

bereitwillig, sondern kam auch auf die zuvor-
kommendste Weise in eigener Person, uns
abzuholen und die Merkwürdigkeiten des ach-
tunggebietenden Baues zu zeigen. Auf seine
Ausführung muß Spanien viele Millionen
verwendet haben. Von den Kanonen, welche
auf der den Hof umgebenden Plattform stehen,
wurden während unsrer Anwesenheit zur Feier
des Charfreitags einige abgefeuert, wobei es
vorlam, daß eine scharf geladen war. Zum
Müd war sie niedermwärts gerichtet und die
Kugel schlug auf der Savana zwischen dem
Castell und dem Städtchen in den Rasen.
Ein Jahr vorher, am gleichen Tage, waren
beim Laden eines Stückes mehrere Soldaten
theils ungelommen, theils verstümmelt wor-
den. Nicht ohne Grauen haben wir die ver-
schlossene Thür eines verfallenen Gewölbes,
in welchem, wie der Commandant uns sagte,
jetzt Schießpulver aufbewahrt werde. Dieser
Raum führt den Namen el carbon, — was
wörtlich „die Kohle,“ dem Sinne nach aber
wohl soviel heißt wie „das schwarze Loch.“
Er ist früher als ein Gefängniß benutzt wor-
den, und wer verurtheilt war, es zu be-
wohnen, war damit auch zum Tode verurtheilt.
Selten konnte ein Gesangener den Aufenthalt
einige Monate aushalten, indem schon nach
wenigen Wochen Wasserlucht einzutreten pflegte.

Noch ich habe dem Haden meiner Erzäh-
lung vorgegriffen. Während wir uns zum
Laden vorbereiteten, kam ein Nachen heran,
in welchem sich eine schwarze Schöne und ein
weißer Mann befanden. Beide stiegen zu
uns an Bord, und während die erstere, welche
sich Lucinde nannte, unserr Capitän umarmte,
redete uns der letztere, welcher uns unter
einander hatte deutsch sprechen hören, mit
der Vertraulichkeit eines alten Freundes an:
„So — sind Sie auch Deutsche? — Wollen
Sie Honduras besuchen? — Unser Omoa ist
ein ganz hübscher Ort, wo man sich ganz
gut amüsiren kann. Wir haben jeden Sonn-
abend einen Ball, den einer der Herren gibt.
Mich kostet er nichts, aber von den Herren
läßt es sich mancher zweihundert Dollars
kosten. Brantwein, Bier, Wein und Cham-
pagner gibt es vollaus und kostet Alles nichts.
Am Sonntage tanzen wir auch, da ist demo-
kratischer Ball, und am Montage und Dienstag
ist Regierball. Hübsche Mädels, soviel Sie
wollen!“ — In diesem Tone fuhr der Lands-
mann fort, seine für einen Ankommling schät-
baren Notizen mitzutheilen, indem er sich
namentlich über den letzten Punkt in Details
von ungläublicher Naivetät einließ. Wir ler-
nten ihn später als einen harmlosen und sehr
gefalligen Menschen kennen, der seines Berufs
ein Goldschmied ist und sich zu Omoa haupt-
sächlich dadurch nützlich macht, daß er „den
Mädels“ ihre beim Tanzen zerrissenen gol-

denen Ketten reparirt, wobei er dafür sorgt,
daß die Reparatur einen der nächsten Bälle
nicht überdauert. So führt er nach eigenem
Bekennniß ein Leben, welches er sich nicht
angenehmer wünschen kann. Wohnung, Essen,
Trinken und Tanzvergnügen verdankt er der
Gastfreundschaft der Herren***, und seine
übrigen Ausgaben bestreitet er ohne Mühe
aus dem Ertrage einer Beschäftigung, die
mehr in das Gebiet der Galanterie als der
Arbeit gehört. Und in der That, wenn es
wirklich den „travail attrayant“ der Jour-
rieristen irgendwo gibt, so ist es in Omoa,
und unser Landsmann daselbst hat sich des-
selben bemächtigt. In dem Hause, dessen
Gastfreundschaft er genießt, ist er als heiterer
Gesellschafter geschätzt. Zur Zeit unsrer An-
wesenheit lebten in diesem Hause auf die
nämliche Weise sechzehn bis achtzehn Fremde,
und die ausgebreitetste Gastfreundschaft hatte
nicht nur für eine reichliche Bewirthung, son-
dern auch für Zeitvertreib gesorgt. Als ich
einmal einen Besuch daselbst abstattete, fand
ich die Gäste des Hauses im Saale um das
Billard stehend oder in allen Positionen auf
Kuhbänken liegend, rauchend, trinkend, la-
schend, schwazend. Unserm Landsmanne wurde
zugerufen, für mich eine Flasche Bier zu öf-
nen. Er sprang auf, spielte im Vorbeigehen
auf einer im Saale stehenden großen Leier-
orgel einige Tacte einer Galoppade, kam mit
der Flasche, spielte im Vorbeigehen ein paar
Tacte weiter, öffnete und präsentirte das
schäumende Getränk. Haben deutsche Hand-
werksburthen sich wohl jemals ein Ideal
ausgedacht, welches nicht in Omoa realisirt
wäre? —

Das Zollhaus ist der erste Gegenstand, auf
welchen der Ankommende beim Landen kößt.
Es ist ein weites, auf Pfählen ruhendes
Dach aus Palmenblättern, unmittelbar unter
der Mauer des Castells und zwanzig Schritte
vom Meere. In seinem Schatten pflügen
sich ein Duzend Nichtsthuer und Nichtsthu-
erinnen, die sich, die Strandwache eingeschlo-
sen, zu den schläfrigen Tönen eines Accordeons
von den Anstrengungen ihres Berufs erholten.
Der Weg nach dem Städtchen, welches un-
gefähr eine Viertelmeile weit landeinwärts
liegt, führt von hier aus unter der Mauer
des Castells vorbei und über eine von Röhren,
Pferden und Maulthieren belebte Savane.
Der Blick auf den Ort und auf die dahinter
liegenden Berge, welche mit fast undurch-
dringlichem Walde bedeckt sind, ist in hohem
Grade anziehend. Ich lasse indessen den Leser
nach der bestehenden Elize selbst urtheilen,
so unvollkommen sie die Reize dieses tropi-
schen Dörchens auch wiedergibt.

Der Hügel links, an dessen Fuß mehrere
Quellen vortrefflichen Triukoassers hervor-

bringen, ist mit blühendem Gesträuche der *Poinciana pulcherrima* in einer gelben und einer scharlachrothen Varietät bedeckt. Man nennt diese Prachtblume hier Guacamayo, was ursprünglich der Name der großen rothen Papageien (*Aras*) ist. In Nicaragua, wo man den Vogel Lapa nennt, führt die Blume den Namen der indianischen Geliebten des Cortez — Malinche, was offenbar der aztekische Name der Pflanze ist. Auf der Höhe des Hügels steht eine Flaggenstange, an welcher die in See sichtbaren Schiffe signalisirt werden. Zu diesem Zwecke wird hier eine Wache unterhalten. Zur spanischen Zeit hat man den Versuch gemacht, diesem Posten seine Stelle auf dem Gipfel des Berges hinter

rinnt, eine willkommene Gelegenheit zum Baden. Es ist nicht leicht, aber sehr lohnend, ihm aufwärts in das Gebirge zu folgen. Ich habe es eine Strecke weit gethan. Einige Meilen weit führt ein Pfad bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses durch das Dickicht, und wenn man es nicht scheut, durch das Wasser zu waten, kann man ziemlich gut fortkommen. Höher oben aber bleibt nichts übrig, als den Weg im Flussbette selbst zu nehmen, denn der Wald auf beiden Seiten ist fast undurchdringlich. Naturscenen von einer unübertrefflichen Schönheit lohnen indessen die Mühe. Hell wie Krystall rinnt oder stürzt das Wasser über abgesciffene Blöde von Onix, Olim-



Omoa, vom Strande aus gesehen.

dem Dorfe anzuweisen; der Versuch soll aber, wie man erzählt, wegen der vielen Jaguars aufgegeben worden sein, von denen mehrere Soldaten angegriffen und zerrissen wurden. Jetzt würde etwas Aehnliches kaum mehr zu befürchten sein, obwohl noch vor nicht langer Zeit eins dieser Raubthiere bis in die Straßen von Omoa gekommen ist. Im Hause des Herrn Drotot sah ich einen jungen Jaguar, welcher am Striche gehalten wurde und in vertrauter Freundschaft mit einem Schweine lebte, — ein Verhältniß, welches indessen wohl mit dem zunehmenden Alter des Raubthieres eine Störung erleiden wird. Zwischen den Bergen rechts im Hintergrunde des Ortes kommt ein kleiner Fluß hervor, welcher auf dessen Westseite (zur Rechten der vorstehenden Ansicht) nach dem Meere herabfließt. An der Mündung, wo dieses Fläckchen tief ist, muß man sich vor Alligatoren hüten. Weiter oben aber gewählet sein klares und süßes Wasser, welches über ein Bett von bunten Steinen

merschiefer, Hornblendschiefer und andern ähnlichen Gesteinen im Schatten prachtvoller Bäume von den mannigfaltigsten Formen. Die Uferbänke werden allmählig feil und bilden den unmittelbaren Fuß der Bergseiten. Die Felsen sind mit dem zartesten Moos und mit den tierischen Webeln einer Mannigfaltigkeit von Farrenkräutern und Lycopodiaceen bedeckt. Wer diese laue Kühlung genossen, dieses Rauhen des Wassers gehört, auf dessen Oberfläche das Spiel des durch Palmenblätter fallenden Lichtes flimmert, — diese Gruppierungen gewaltiger Laubmassen, diese Garnitur der Stämme mit Schlingpflanzen und riesenhaften Parasiten gesehen, in dieses Dunkel der tiefsten Schatten geblickt, — der wird eingestehen müssen, daß seine malende Phantasie auch in ihrem poetischsten Momente ihm keine mit solchen Reizen begabte Wildniß hat vorgezaubert können. Und in einer absoluten Wildniß befindet man sich hier in der That, so wenige Meilen mau auch von Omoa

entfernt ist. Wer einen Jaguar, einen Tapir oder eine Boaſchlange ſehen will, braucht nicht viel weiter zu gehen, um gelegentlich ſeine Neugierde zu befriedigen, obſchon die Jagd hier durch die Dichte des Unterholzes nicht nur ſehr erſchwert, ſondern auch in der Regel unergiebig gemacht wird. Von den zahlloſen wilden Thieren, welche der Wald birgt, bekommt man ſelten eins zu ſehen. Man hört, wo man auch geht, hundert ſeltſame Stimmen, ohne die Geſchöpfe zu Geſicht bekommen zu können, von denen ſie ausgehen. Iſt es ein vierfüßiges Thier, ein Vogel, ein Reptil? — ſelbſt dies iſt oft nicht zu enträtheln. In den Gehäusen und am Saume des Waldes um Omoa habe ich vier Wochen lang jeden Morgen und Abend das Geſchrei des *Chachalaca*, eines Faſans, gehört, der mit dem Hausſuhn *Baltarde* erzeugt; es iſt mir aber nicht gelungen, den Vogel zu ſehen, obſchon er, nach dem Ruſe zu ſchließen, oft nur wenige Schritte von mir entfernt ſein konnte. Die erwähnten Wiſchlänge ſind als Kampfhähne hoch geſchätzt, indem ſie, obſchon etwas kleiner, doch an Muth, Leidenschaft und Gewandtheit es dem Hausſahn von reiner Race weit zuvorthun. Auf der Savane, welche ſich zwiſchen dem Dorfe und dem Meeresſtrande ausbreitet, und, indem ſie ſich öſtwärts zwiſchen Wald und Gehäus der mannigfaltigſten Art verzweigt, den Anblick eines reizenden Parles gewährt, hat der Jäger zu gewiſſen Zeiten noch am erſten eine Beute zu erwarten. Die Nordwinde bringen Schaaren von Schnepfen, Strandläufern und Enten, zuweilen auch einzelne Gänſe mit ſich über den Meerbuſen, welche hier an der Küſte ſich ermüdet niederlaſſen.

Ich weiß nicht, wie weit die Wanderungen amerikaniſcher Zugvögel den Ornithologen belannt ſind. Einem jungen Deutſchen zu Balize, Herrn Julius Levy, der ein fleißiger Sammler und Beobachter iſt, verdanke ich die Notiz, daß ſich an der Küſte des britiſchen Honduras im Winter vorzugsweiſe Vögel der Vereinigten Staaten finden, während die größere Zahl der eigentlich tropiſchen Vögel — die Papageien, Tulsans u. ſ. w. — verſchwunden ſind. Diefes Verhältniß ſcheint ſich auch auf Honduras auszudehnen, während ich nicht glaube, daß es auch auf Nicaragua ſeine Anwendung findet, es müſte denn in ſehr eingeſchränktem Maße ſein. Ich habe in Nicaragua Vögel geſehen, die jenes Land mit den Vereinigten Staaten gemein hat, ich habe ſie aber zu allen Zeiten des Jahres geſehen. Bis dorthin reicht aber auch der Einfluß der nordamerikaniſchen Nordſtürme nicht, welche zur weſentlichen Charakteriſtik der Länder am merikaniſchen Meerbuſen gehören, über Jucatan hinweg und bis an die Küſte von

Honduras reichen und dem Naturcharakter dieſer letzteren Gegenden ein außertropiſches Element beiſetzen. Ich habe während meines Aufenthalts an der Küſte von Omoa nur wenige Papageien geſehen. Dies war im April. Zu andern Jahreszeiten ſollen ſie in großen Schaaren vorhanden ſein. Wahrſcheinlich gehen ſie, ſo lange die Zeit der Nordſtürme dauert, über die Küſtengebirge in's Innere.

Als Ein- und Ausfuhrhafen des Staates Honduras wird Omoa in Kurzem den Reiz ſeiner Bedeutung verlieren. Schon längſt iſt der Ort nur noch ein ſchwacher Schatten von dem, was er zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft war, und ſeit man den Bau einer Eiſenbahn durch Honduras erwartet, deren öſtlicher Terminus nicht Omoa, ſondern *Buerto Caballos* werden ſoll, haben manche Einwohner es bereits aufgegeben, ihre Häuſer repariren zu laſſen, da ſie im Voraus die Nöthigung erkennen und den Entſchluß gefaßt haben, dahin überzuſiedeln. Wäre der kleine Ort nicht ganz aus hölzernen Häuſern erbaut, ſo würde das Erdbeben im Auguſt 1856 demſelben bereits ein vorzeitiges Ende gemacht haben. Ein Amerikaner hat davon in einem amerikaniſchen Magazine eine auf den Geſchmack und das Unterhaltungsbedürfniß ſeines Publicums berechnete Beſchreibung publicirt. Was aber auch der Werth jener Beſchreibung ſein mag, ſoviel iſt gewiß, daß die mehrere Wochen lang ſortdauernden Stöße eine aus gewöhnlichen Steinhäuſern erbaute Stadt vollſtändig in einen Schutthauſen verwandelt haben würden.

Um die jetzige mercantile Bedeutung von Omoa zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß der Staat Honduras an ſeiner Oſtſeite zwei Ausgange- und Eingangshäfen hat, nämlich Omoa und Truxillo. Der letzte Hafenort vermittelt den auswärtigen Handel des nordöſtlichen Theiles des Staates — der Departemente *Noro, Olancho* und *Leguicalpa*, während Omoa den Verkehr des übrigen Theiles der Nordabdachung des Staates beherrſcht. Der Gesamtbetrag der in beiden Hafenplätzen gemachten Geſchäfte iſt aber nicht von großem Belang. Europäiſche Manufacturwaaren für den Bedarf einer ſchwachen und noch ſehr rohen Bevölkerung bilden die Maſſe der Einfuhr, und ihr Werth wird hauptſächlich durch Nimmessen in Rindshäuten, Rehfellen, Saſaparilla und rohem Silber gedeckt. Ein weſentlicher Theil dieſes Handels geht über Balize, doch kommt, was Omoa betrifft, jeden Monat ein Fahrzeug von New-York und alle zwei Monate eins von Boston dahin. Ein ſpaniſcher Schooner, die *Semproniana*, macht eine regelmäßige Tour von Havana nach Truxillo,

Omoa und Njabal (am Golfo Dulce, Guatemala), sowie, die nämlichen Zwischenpunkte berührend, zurück. Von Zeit zu Zeit endlich besuchten ausnahmsweise die Herren Tebrot, welche das bedeutendste Handlungshaus an der Küste von Honduras ausmachen, ein Fahrzeug direct nach den Vereinigten Staaten oder nach Curacao, wo die Familie ursprünglich herkommt und noch ihre Verbindungen hat. Genauere statistische Details über den Handel von Omoa bin ich nicht im Stande mitzutheilen.

Wie sich diese aber auch darstellen möchten, dieser Handel wird in wenigen Jahren ganz auf Puerto Caballos übergegangen sein, es sei denn, daß der jetzt wirklich in Angriff genommene Bau der hondurensischen Eisenbahn wieder in's Stoden gerathen sollte.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Omoa schien die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens noch in weite Ferne gerückt; die Beschäftigung von Puerto Caballos, zur Bildung eines Urtheils über die wahrscheinliche Zukunft dieses Küstenpunktes als östlichen Anlaufes der Bahn, war inbess'en einer meiner Hauptzwecke bei dem Besuche dieser Küste, und so wurde denn eine Excursion dahin beschlossen. Die Entfernung ist nicht groß und kann sowohl zu Land als zu Wasser in wenigen Stunden zurückgelegt werden. Wir wählten die letzte Art, und am frühen Morgen des 2. April lief ein Canot mit einer kleinen Gesellschaft, die sich für die Partie vereinigt hatte, aus dem Hafen von Omoa und in ostnordöstlicher Richtung an der Küste hin.

Der Anblick auf diese bleibt im Wesentlichen dem bei Omoa gleich. Der Wald reicht bis an den Strand, welcher auf dem größten Theile der Strecke, wie bei Omoa, einen schmalen Sandstreifen hat, an einer Stelle jedoch einen steilen Abbruch von rother Farbe bildet. Im Hintergrunde zeigt sich die Reihe bewaldeter Berge in der Richtung der Küste fort. Aus diesen Bergen kommen einige kleine Flüßchen herab: der Julian, Cieneguita und Marques. Die Mündung des letztern hängt mit dem Ausgange der Laguna de Puerto Caballos zusammen. An der Mündung dieser Flüßchen, sowie um den Ausgang der Lagune, haben kleine caribische Bevölkerungen ihre Dörfer erbaut. Wir stiegen zu Julian an's Land und lehrten im Hause des „Generales“ ein, wie die Cariben ihren Orts- oder Gemeindevorsteher zu nennen pflegen. Vor der Thür lagen, am Hause befestigt, mehrere schwere Ketten, an welche der „General“ Verbredner schlichen läßt, und ein aus zwei auf einander gelegten gewaltigen Holzblöcken mit Ausschnitten auf der Berührungsläche bestehender Apparat

zeigte die Strenge caribischer Criminaljustiz in noch deutlicherem Lichte. Die Ausschnitte nämlich, wie der Leser errathen kann, sind bestimmt, die Arme, die Beine und den Hals des Sträflings aufzunehmen und festzuhalten. Ein mit den Sitten der Cariben genau vertrauter Mann behauptet, daß dieses in vieler Beziehung merkwürdige Volk, welches in der Entwicklung der Länder am Golfe von Honduras eine wichtige Rolle spielt und noch weiter spielen wird, den Umgang seiner Frauen mit Männern einer andern Race auf die grausamste Weise mit dem Tode bestrafe. Die Schuldige, versichert dieser Berichterstatter, werde langsam zu Tode gepeitscht. Was man auch von der Grausamkeit einer solchen Strafe denken mag, man muß gestehen, daß sich in dem darin ausgesprochenen Entschlusse, eine nationale Selbständigkeit zu erhalten, die Energie und der politische Geist des Volkes in auffallender Weise an den Tag legt.

Unter den verschiedenen Racen, welche den Staat Honduras mit den anstehenden Gegenden von Mosquitia bewohnen, sind die Cariben unbestreitbar die energischste und die, welche die meiste Zukunft hat. Als dieses Volk im Jahr 1796 von der westindischen Insel St. Vincent nach Nootan verpflanzt wurde, bestand es aus nicht viel mehr als fünftausend Köpfen. Die Spanier luden dasselbe ein, sich auf der Küste von Trujillo niederzulassen, von wo es sich seitdem ostwärts und westwärts ausbreitet und zugleich auf eine merkwürdige Weise vermehrt hat. In einer Statistik der für den Bau der Honduras-Eisenbahn disponibeln einheimischen Arbeitskräfte, welche ich dem Consul der Vereinigten Staaten zu Omoa, Herrn Augustus Jollin, verdanke, sind, nach eigener Angabe ihrer Ortsvorsteher oder „Generäle“, die Cariben mit 4230 Arbeitern ersten Ranges (prime hands) ausgeführt. In den Holzschlägereien des britischen Territoriums, sowie des Staates Honduras und der anstehenden Theile von Guatemala, Yucatan und Mosquitia, sind sie die geschäftigsten und gradezu unentbehrlichen Arbeiter, und wäre es nicht ihr Gebrauch, sich immer nur für einen Theil des Jahres zu verbinden, so würde kein Grund sein, weshalb sie nicht auch ausgezeichnete Feldarbeiter für den erfolgreichen Betrieb großer Plantagen abgeben sollten. Freilich ist im letzten Jahre der Arbeitslohn in den Mahagoniwäldern sehr in die Höhe gegangen, und der Bau der Honduras-Eisenbahn wird die Arbeitspreise in diesen Gegenden noch höher steigern. Haben die caribischen Holzhaller in früheren Jahren monatlich acht bis zehn Dollars, neuerdings zehn bis achtzehn Dollars erhalten, so hat eine plötzlich eingetretene Nothfrage nach Mahagoniholz im letzten Jahre die

Löhne auf zwanzig bis dreißig Dollars hinaufgetrieben. Dies sind indessen bis auf einen gewissen Grad vorübergehende Zustände, die sich mit allgemeineren Verhältnissen in's Gleiche setzen werden, sowie diese Gegenden sich dem allgemeinen Verkehr öffnen. Die Art, wie caraimische Arbeiter gemiethet werden, ist die folgende: Es wird mit einem dazu geeigneten Manne unter ihnen ein Vertrag gemacht, nach welchem er so oder so viel Leute zu stellen und auf die Zeit des Vertrags zu dirigiren hat. Mit diesem „Capitän“ hat es der Arbeitgeber allein zu thun, und jener ist ihm für das gute Betragen der so gemietheten Mannschaft verantwortlich. Für die Mahagoniwerte wird das Corps auf acht bis zehn Monate gemiethet. Die Zahlung geschieht zur Hälfte in Geld, zur Hälfte in Waaren, welche letzteren mit sehr hohen Preisen ange setzt werden. Auf vier Monate muß vorausgezahlt werden, wobei, wenn die anerkannte strenge Ehrlichkeit dieser Menschen ja einmal unzulänglich sein sollte, der Capitän ein arbeitsfähiges Mitglied seines Corps wieder zur Stelle schaffen würde, so daß bei der Vorausbezahlung kaum irgend eine Gefahr des Verlustes ist. Mit einem jeden der Arbeiter wird eine Rechnung geführt, in welcher jede Verschämniß, sei sie verschuldet oder unver schuldet, ihm zur Last geschrieben wird. Ein gewisses Quantum Arbeit bildet die Norm für ein Tagewerk; jede Mehrleistung wird besonders bezahlet, jede Minderleistung in Abzug gebracht. Außer der angegebenen Bezahlung müssen diesen Arbeitern die Lebensmittel geliefert werden, welche hauptsächlich in Mehl und Speck bestehen, zu denen in der Regel noch Plantanen oder Jams kommen, wo diese zu haben sind. Ist der Termin, auf welchen diese Leute gemiethet wurden, abgelaufen, so liefern sie, mit dem Tage und der Stunde, ihre Werkzeuge ab, und es ist, falls man ihrer weiter bedürfen sollte, sehr schwer, sie zu einer Verlängerung des Miethvertrages zu bewegen. Höchstens wird man diesen Zweck erreichen können, indem man sie nach Hause gehen läßt und von Neuem auf kürzere Zeit in Dienst nimmt. In der Brauchbarkeit für harte Arbeit, namentlich Holzhauen, Urbarmachung von Waldland, Straßen- und Brückenbau u. s. w., sind, wie schon gesagt, die Caraimen jeder andern in Centralamerika wohnenden Race vorzuziehen. Ihnen am nächsten in ihren Leistungen stehen die hier gebornen Neger, welche man Creol-Neger zu nennen pflegt. Man rechnet, daß sich zu Balize und Omoa 1500 kräftige Männer und gute Arbeiter dieser Race austreiben lassen. Von geringerer Kraft und schwächeren Leistungen sind die Indianer und Halbianer von Ducatan, welche neben

dem Spanischen die Mayasprache reden. Als Holzhauer an der Küste von Balize sollen sich 2000 Männer dieses Volkes aufhalten. Zu diesen rechnet man noch 1900 Eingeborne von Honduras, auf die man als auf brauchbare Leute für harte Arbeit zählen kann, und die gesammte Arbeitskraft dieser Gegenden wird endlich durch 300 sogenannte Mosquito-Indianer, welche richtiger Jambos genannt werden, voll gemacht. Diese leisten im Durchschnitt am wenigsten. Nach dieser Statistik, welche 1856 im Interesse der Honduras-Eisenbahn-Compagnie ausgenommen worden ist, belief sich demnach die Gesamtzahl disponibler männlicher Arbeiter an den Küsten des Golfes von Honduras auf 9930 Köpfe.

Ich lehre nach dieser statistischen Abschweifung zu dem Caraimendorfe Tulian an der Mündung des gleichnamigen Flusses zurück. Die Häuser, sorgfältig aus einem Holzgerüste mit Lehm beschlag erbaut, mit Palmenblättern gedeckt und sehr reinlich gehalten, liegen im Schatten eines Waldhörens von Cocospalmen, so daß sie vom Meere aus kaum sichtbar sind. Die Bewohner hatten eine Strede weit von ihrem Dorfe in's Innere bedeutende Pflanzungen von Bananen, Bataten, Jams, Manbiocca (Yucca), Zuckerröhre u. s. w. unterhalten, bis das in der Gegend frei umherlaufende Vieh von Omoa den Weg nach diesen Pflanzungen gefunden hatte und dieselben theilweise zerstörte. Dies hat einen Theil der Bewohner von Tulian veranlaßt, nach Puerto Caballos auszuwandern und wird wahrscheinlich den gänzlichen Abbruch der Niederlassung zu Tulian zur Folge haben.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine in der Beurtheilung der Culturverhältnisse von Honduras, wie anderer centralamerikanischer Länder, wichtige Erläuterung geben, nämlich die, daß in diesen Gegenden die Viehzucht, im Großen genommen, den Landbau ausschließt. Soll das Vieh nicht die Felder verheeren, so müssen diese eingeeget werden, eine Arbeit, die man zu unbequem und kostspielig findet. Man braucht das Ausrüstungsmittel, die Felder oiele Meilen weit von den Ortschaften und den als Viehweide dienenden Savannen, am Abhange der Gebirge und oft mitten im Walde anzulegen, wo das Vieh nicht hinkommt; allein dieses Mittel ist nicht immer hinreichend. Bei einer eben auf Landbau gegründeten Niederlassung in diesem Lande wird daher die Nothwendigkeit, jede Pflanzung sorgfältig und auf eine für das Vieh un durchdringliche Weise einzulegen, in Rechnung zu bringen sein. Anfielder, welche sich die Nähe gegeben haben, dieses zu thun, haben an verschiedenen Orten mit großem Vortheile Vegetabilien angebaut. Man hat mir von

einem Deutschen erzählt, welcher ursprünglich der belgischen Colonie zu Santo Tomas angehört, sich aber bei Omoa niedergelassen und mit Gartendau beschäftigt hat. Durch den Verkauf seiner Gemüse soll derselbe in wenigen Jahren mehrere tausend Dollars erworben und diese in barem Gelde mit aus dem Lande genommen haben. Gegenwärtig wird Omoa fast ausschließlich durch die Caraiben mit Vegetabilien versehen. Jeden Morgen in der Frühe sieht man die Canots dieses thätigen Volkes mit Cocosnüssen, Plantanen, Yams, Mandioccasärfle und Mandioccabrot (Cajaba), aber auch mit Fischen und ebdaren Muscheln am Strande landen, und die Einwohner von Omoa hinabströmen, um sich

und beide mit ausgezeichnete Muskelfraft begabt. Die Weiber waren starkknodig und von plumpem, männlichem Gesichtsausdruck, sodas ihr sehr zurückhaltendes Benehmen, welches so sehr mit der Coquetterie der Negerinnen contrastirt, eine überflüssige Pruderie zu sein schien, an die sie sich vielleicht durch die vorhin erwähnte strenge Sittenjustiz gewöhnt haben mögen. Das Volk lebt, obschon man sagt, das es sich zum Katholicismus bekennt, in Polygamie. Der Mann muß aber einer jeden seiner Frauen ein besonderes Haus bauen und einen besonderen Garten einrichten, dessen Ertrag ihr abgefordertes Eigenthum ist.

Wir gingen von Tulian bis Ciene-



Ansicht der Lagune von Puerto Caballos.

ihre tägliche Nahrung zu kaufen, in der sie demnach ganz von den Caraiben abhängig sind.

Bekanntlich gibt es zweierlei Caraiben, welche als die schwarzen und gelben unterschieden werden. Sie leben jetzt vermischt und werden sich endlich ganz verschmelzen. Ursprünglich, auf St. Vincent, bildeten sie zwei von einander getrennte und feindliche Stämme, die jedoch die nämliche Sprache redeten. Man hat die sogenannten schwarzen Caraiben durch die Annahme erklärt, das ein Sclavenschiff an der Küste der Insel gescheitert sei und die auf demselben befindlichen Neger sich mit einem Theile der ursprünglichen Bevölkerung vermischt haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Annahme richtig. Zu Tulian sahen wir Menschen beider Carairacen. Die Männer der schwarzen Race schienen mir den höheren Wuchs und die bessere Haltung zu haben, welche grad war wie die eines Garbefeldaten; aber auch die der braunen Race sind gut gebaut,

guita zu Fuße am Strande hin, während uns unser Canot in geringer Entfernung von der Küste im Meere folgte. Cienequita, wo ebenfalls ein kleiner Fluß mündet, unterscheidet sich wenig von Tulian. Wir schifften uns hier wieder ein und waren bald an der Mündung des Marquez, durch die wir in die Lagune von Puerto Caballos einliefen.

Wird, woran jetzt kaum zu zweifeln ist, die projectirte Eisenbahn durch Honduras ausgeführt, so wird die Stelle, an welcher wir uns nun befinden — die Bai und die Lagune von Puerto Caballos — in Kurzem im Weltverkehr und in der Culturgeschichte Americas eine große Bedeutung erlangen. Auf der Ostküste von Honduras gibt es keinen Punkt, der ihr diese Bedeutung streitig machen könnte, und schwerlich hat die ganze Küste von America einen schöneren, sichereren und bequemen Hafen als den, in welchen sich die Lagune von Puerto Caballos durch geringe Arbeit und Kosten verwandeln läßt. Die Hauptbedingung

dazu ist der Durchstich eines an seiner schmalsten Stelle fünfzig Schritte breiten niedrigen Landstreifens, zu beiden Seiten, im Meere wie in der Lagune, mit Untergrund von hinreichender Tiefe. Die Lagune ist ein Oval, welches zum längsten Durchmesser ungefähr drei, zum kürzesten anderthalb englische Meilen hat. Jetzt ist sie rund umher von Urwald umschlossen, mit Ausnahme der Stelle, wo der Durchstich zu machen sein wird. Die bestehende Zeichnung ist eine Ansicht dieses schmalen Landstreifens von der Lagune aus in der Richtung gegen das Meer und die Gebirge der südwestlich laufenden Küste genommen. Ein auf der schmalsten Stelle des Landstreifens stehendes Häuschen wird von einem Elsassler, Namens Fischer, mit seiner Familie bewohnt. Seit einigen Jahren lebt dieser Mann mit den Seinigen hier, von der ganzen übrigen Welt abge sondert, von der Jagd, dem Fischfange und dem Ertrage seiner Cocosbäume. An einem dieser letzteren zählte ich über vierhundert vollwüchsige und halb wüchsige Nüsse, und nirgends habe ich die Flüssigkeit der Cocosnuss wohlschmeckender und erquickender gefunden. Nicht der Einsamkeit hat Herr Fischer, der ein gebildeter und mit mancherlei nützlichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, durch die Insekten, besonders die Sandfliegen, zu leiden gehabt. Noch fast zwei Monate nach meinem Besuche zu Puerto Caballos konnte ich die Stiche, welche ich dort empfing, auf der Haut erkennen. Die feste Ueberzeugung, daß der Punkt, auf welchem er sich niedergelassen, einmal eine wichtige culturhistorische Rolle spielen werde, hat aber den Mann in Entbehrungen und Beschwerden aufrecht erhalten. Es war in der That für mich rührend, ihn sagen zu hören, daß er, wenn er auch das Resultat nicht erleben sollte, doch mit dem Troste sterben würde, an einer Stelle begraben zu werden, wo einst eine Weltstadt ihre Paläste erhebt, wo er aber die erste Wohnung eines civilisirten Menschen erbaut und die ersten Cocospalmen gepflanzt. Interessirt sich der Leser für einen solchen Mann, so kann ich hinzufügen, daß, während ich dieses schreibe, ein Corps von Ingenieuren an dieser Stelle arbeitet und vielleicht unter den Cocospalmen des Herrn Fischer seine Zelte aufgeschlagen hat.

Durch die Reinigung und den Anbau des Landes an der Bai und um die Lagune werden die lästigen Insekten verschwinden, und es sind hier in der That alle Bedingungen zur Entstehung einer großen und reichen Seestadt gegeben. Diese Bedingungen liegen, neben der Wichtigkeit des Punktes für den zukünftigen Weltverkehr, in dem großen Naturreichthume des Staates Honduras, seiner Naturschönheit und seinem unübertrefflichen

Klima. Und indem ich dieses rühme, spreche ich keineswegs nur von dem des Innern, wo der Ansiedler sich beliebig die ihm zugedachte Höhe über dem Meere mit den entsprechenden Temperaturverhältnissen wählen kann, sondern ich schließe Puerto Caballos selbst ein, wo die Temperatur durch die herrschende Seebriese zu einer angenehmen Milde gemäßigt und die Luft rein und gesund erhalten wird. Herr Fischer sprach sich über die Gesundheit des von ihm bewohnten Punktes auf eine durchaus vortheilhafte Weise aus. Das gleiche Urtheil haben Männer, welche Jahre lang sich in den Mahagonischlagereien am Uluaflusse aufgehalten, über diese Gegend abgegeben. Minder günstig möchte vielleicht das Klima der großen Ebene von Sula sein, erstlich weil sie sich tief in das Innere erstreckt, wohin der Seewind schon von den Bäumen wegen nicht bringen kann, und zweitens weil an der Küste stellenweise Hügel vorliegen, welche in noch höherem Grade als diese den Luftzug abschneiden. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Ebene hier durchweg bis an das Meer reicht. Vestlich von der Mündung des Ulua, bei Puerto Sal, erheben sich steile Felsenhügel aus dem Meere und schließen das innere Land ab, in welches sich ein Labyrinth von Lagunen erstreckt.

Die Philosophie und der Empirismus.

Wer in unsrer Zeit mit philosophischen Gedanken vor ein größeres Publicum tritt, darf sich nicht schmeicheln, durch den Titel so viel Leser an sich zu loden, als dies etwa einer angeländigten Uebersicht über die Electricitätslehre oder das Zellenleben der Pflanzen u. s. w. so gleich gelingen würde. Man hört es ja bis zum Ueberdruße verkünden, daß die Gegenwart von praktischen Interessen bewegt, und was ihr von theoretischen Neigungen etwa geblieben, überwiegend durch die Naturwissenschaft gefesselt sei. Und in der That, der fast fünfzigjährigen Periode einer außerordentlichen philosophischen Aufregung und Productivität folgte in den letzten Decennien, wie es schien, nur eine Epigonenphilosophie und in dem wissenschaftlich gebildeten Publicum Abneigung und Mißtrauen gegen abstracte philosophische Untersuchungen, Sehnsucht nach dem Anschaulich-Concreten in allen Gebieten des Lebens. Wer sich die

Gründe dieses geistigen Temperaturwechsels ruhig überlegt, wird auch das baldige Umschlagen der Witterung mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus berechnen können. In der Entwicklung der geistigen Lebensmächte tritt nicht mit fatalistischer Nothwendigkeit die eine vor der andern abwechselnd zurück; es fehlt auch einer Nation nicht an Kraft, um aus ihrem innern Reichthume Verschiedenes zugleich zur Gestalt und Blüthe zu bringen, vielmehr wo ein Lebensgebiet eine Zeitlang zu verkümmern scheint, liegt die Schuld an der falschen Richtung derer, die es zu pflegen hatten. Da muß dann zunächst eine Kritik des ganzen Geistes eintreten, der praktische sittliche Sinn, die Forschungen der einzelnen empirischen Wissenschaften lehnen sich auf gegen die verkehrte, unfruchtbare Wendung der Gedanken, bis durch die ganze Bewegung mit erregt innerhalb der Philosophie selbst neue, zur umfassenden Kritik der bisherigen Gedankenmassen, und zu höherenbildungen befähigte Kräfte auftreten. Läuschen uns nicht alle Anzeichen, so stehen wir jetzt an einem solchen Wendepunkte, und damit zugleich an einem Wendepunkte der Interessen der Gebildeten. Denn die empirischen Wissenschaften — deren Bedeutung wir übrigens nicht minder anerkennen, als irgend einer unsrer Leser — haben ebenfalls eine Schuld auf sich geladen. Viele ihrer Vertreter haben die Hypothesen, welche die berechtigten Grundlagen ihrer Arbeiten im Gebiete der sinnlichen Erscheinung sind, die Lehre von den Atomen und ihren mechanischen Gesetzen, zu einem erklärenden Princip der wahren Wirklichkeit und des geistigen Lebens zu machen versucht; sie haben die sinnliche Anschauung nicht bloß als die ihren Zwecken gemäße, sondern als die alleinige Methode der Forschung proclamirt. Damit sind sie aus dem Kreise ihrer Wissenschaft, innerhalb dessen manchem von ihnen alle Anerkennung gebührt, herausgetreten, und haben vor den Augen des Psychologen, des Metaphysikers und endlich eines Jeden, der im Reiche des Geistes nicht allzuunbewandert ist, eine seltsame Dürftigkeit der Gedanken, eine nicht geringe Unkenntniß selbst der geistigen Thatfachen des Bewußtseins, das zu erklären sie unternahmen, offenbart. Dieser Umstand muß, mehr als alle Streitschriften es vermögen, der öffentlichen Meinung den Beweis liefern, daß der Empirismus und sein natürliches Kind, der Materialismus, Erscheinungen sind, deren weite Verbreitung in unsrer Nation überhaupt gar nicht möglich wäre, wäre nicht die Theilnahme an der Erforschung des innern Geisteslebens, der kritische Sinn, das wachsame Achthaben auf die Begriffe, ihre Entstehung und Berechtigung, mit einem Worte die phi-

losophische Bildung in einem nicht geringen Theile des wissenschaftlichen Publicums außerordentlich herabgelommen.

Aber was heißt philosophische Bildung? Was ist überhaupt die Philosophie? Ist sie eine einzelne Wissenschaft für besondere Objecte, etwa die Seele, Gott, das Jenseits, die übersinnlichen Dinge? Behauptet sie, ihren Jüngern eigenthümliche Organe des Erkennens zu verleihen oder im Gegensatz zur Erfahrung eine Welt aprioristischer Ideen zu besitzen? Das sind ja die Vorwürfe ihrer Gegner, der Freunde der Anschaulichkeit, und gestehen wir es nur, diese Anklagen haben durch die Irrthümer einer neueren philosophischen Richtung einen Schein des Rechtes gewonnen. Die Hegelsche Schule wurde in ihrer Blüthezeit nicht müde, die empirischen Wissenschaften gegenüber ihrem reinen Denken herabzusetzen. Die Art ihrer Dialektik erschien wie ein höheres Vermögen, wie eine schwarze Kunst, und ihre Inhaber wie Zauberer, versehen mit Einem Haupt Schlüssel zu jeglicher Wahrheitspforte, oder wie Priester sacramentaler Geheimnisse. Aber solche vorübergehende Irrung ist nicht die Philosophie, und Anklagen, die doch nur jener gelten, gegen diese zu richten, ist ein Zeichen von Unkenntniß. Es gibt nur Ein menschliches Denken, an dem Jeder Theil hat, der Mensch heißt, und alle Verschiedenheiten desselben sind nicht etwa eine mythische Stufenreihe, innerhalb welcher man durch das Ausgehen Eines absoluten Gedankens, vom Irrthum zur Wahrheit empor geschwemmt wird, sondern sind nur allmählig werdende Unterschiede der Bildung. Je umfassender der Umfang der Vorstellungen eines Menschen ist, je reicher die Gedankenmassen der verschiedensten Gebiete des Fortschens sich in ihm nicht bloß ablagern, sondern mit einander in klare Beziehung setzen, an einander sich reiben und sichten und so die Fragen nach dem Zusammenhang der Begriffe und ihrem Verhältnis zur Welt des Realen überhaupt erwecken, desto philosophischer ist sein Denken. Man hat zum Lob und zum Tadel das deutsche Volk das Volk der Universalität genannt, und die praktischen Leute der Fremde geben ihm den zweideutigen Ehrentitel einer philosophischen Nation. Diese beiden Namen hängen aufs Engste zusammen. Verdienen wir den einen, hat wirklich unsre Literatur und Geschichte uns die Fähigkeit bezeugt, mehr als ein andres Volk uns zu versetzen in die Geisteskapelle aller Nationen, hingebender und objectiver sie uns anzuzeigen und zu einem Pantheon des Wissens um uns zu sammeln, so wird auch, mag es uns freuen oder ärgern, die Fortführung der philosophischen Gedankenbewegung unser Beruf oder unsre Plage bleiben.

Allein diese Definition, daß die Philosophie der universale Zug des Geistes, die allgemeine Wissenschaft sei, ist selbst noch ziemlich allgemein. Suchen wir sie durch einige Blide auf die empirischen Wissenschaften unserm Verständniß näher zu führen. Jede specielle Wissenschaft geht von Grundbegriffen aus, deren Richtigkeit und Bedeutung sie nicht weiter untersucht, deren Beziehung zu einander und zur Realität zu ergründen nicht in ihrem Verus liegt. Die Astronomie sucht die Gesetze der Bewegung der Gestirne, aber den Begriff der Bewegung zerlegt sie nur in seine Bestandtheile, Raum und Zeit, ohne zu fragen, aus welchen Elementen wiederum diese Formen entstehen, welcher Werth ihnen zukommt. Die Physik, die Chemie, die Physiologie bedürfen zu ihren Forschungen der Hypothese von den Atomen, aber der handgreifliche Widerspruch zwischen den unendlich kleinen, untheilbaren Größen geht sie nichts an. Sie sehen die einzelnen bewegten Gestalten als erfüllt mit Materien, und diese wiederum als wirksam durch Kräfte einer verschiedenartigen Anziehung und Abstoßung. Aber die Physik untersucht nicht den Begriff der Kraft, sie gebraucht ihn als nothwendiges Hülfsmittel, sie fragt nicht, wie es nun wohl stehe mit diesen durch ihren Widerstand gegen einander, durch ihre Wirkung auf unsern Körper, durch ihre bunte sinnliche Erscheinung so fest und real scheinenden materiellen Substanzen; ob sie nicht zunächst ein Schein unsers Bewußtseins sein könnten, ja müßten, und wie dieser Schein entstehe. Sie hat gar keinen Verus, so zu fragen, weil sie keinen Verus hat, zurückzugehen auf die Elemente aller körperlichen, beweglichen Erscheinung, auf die einfachen Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit, und das Verhältniß derselben zu unserm Bewußtsein. Die Physik befreit uns von dem Wahne, als lebten die Farben und Töne den Dingen, wie fertige Eigenschaften an, ihre Theorien von Aether- und Schallwellen machen uns mit den mathematisch bestimmaren Bewegungsverhältnissen bekannt, welche die äußeren Bedingungen unsrer Empfindungen sind. Die Physiologie erklärt uns den Apparat, der die Affectionen des Auges, des Ohrs bis zum Orte des Bewußtseins leitet. Aber der Begriff der Wechselwirkung zwischen mehreren Seienden, der all diesen Processen zu Grunde liegt, das allgemeine Verhältniß unsrer Empfindungen und Vorstellungen und weiter endlich, unsers Erkennens überhaupt zu dem was wir objectiv nennen, diese Fragen liegen außerhalb der Sphäre jener Wissenschaften. Kurz jede einzelne Forschung operirt mit allgemeinen Begriffen, spricht von Wesen und Erscheinung, von Gesetz und Wahrheit,

von Ursache und Wirkung, von Zweck und Wirklichkeit, — sind diese Begriffe a priori da? und sind sie so richtig, wie sie da sind? hat Gott sie uns als eine zu allen Zeiten gültige Münze auf dem Wege des Denkens mitgegeben? Welch ein Unterschied ist zwischen dem Element, woraus Thales alle Dinge machte und den Elementen unsrer Naturwissenschaft, zwischen den ewigen himmlischen Wesen des Aristoteles und den Planeten und Fixsternen der heutigen Astronomie? Zeigen die Vorstellungen, die man z. B. vom Sein, Causalität und ihrem Verhältniß zum Zweck, von Raum und Zeit u. s. w. im Laufe der Jahrhunderte hatte, nicht eine ebenso große Wandelbarkeit? Und wenn der einfache Blic in die Geschichte unsers Denkens dies Jedem beweisen kann, was ist thörichter, als sich jenen allgemeinen Begriffen blindlings anzuvertrauen, wie der zufällige Zustand unsrer Bildung, der kritische Gebrauch von Seiten der empirischen Wissenschaften sie uns eben angewöhnt hat? Muß es nicht auch eine mechanische Zerlegungskunst unsrer geistigen Mittel, eine Chemie der Begriffe geben? — Allein dieser letztere Vergleich scheint unangemessen, der Physik sind ihre Fragen äußerlich durch die Dinge gegeben, hier aber werden sie erst innerlich durch unsre Reflexion erzeugt. Die Physik ferner will nicht die Gegenstände ändern, sondern ihre Wirkungsweise begreifen, hier aber sollen die Gegenstände selbst richtig gemacht, kritisch geändert werden. Beide Einwände sind falsch. Keine Frage steht draußen angeschrieben, sondern erst der Geist wirft sie auf, sobald er das Bedürfniß fühlt, seine Anschauungen in erklärenden Zusammenhang zu bringen, und immerfort berichtigt die Physik ihr Object, d. h. sie erzeugt, was sie bisher Inhalt und Wirksamkeit der Dinge nannte, durch andre und richtigere Vorstellungen. Nur Ein Unterschied bleibt, die Objecte der Physik sind zwar auch Erscheinungen in unserm Bewußtsein, aber sie sind einzelne Erscheinungen, Inhalte des sinnlichen Bewußtseins, die deshalb von dem Auge und Ohr gesucht, von dem Experiment provocirt werden können; die Objecte, um die es sich hier handelt, sind zwar auch gegeben, aber als Inhalte eines gesteigerten Geistesprocesses, nämlich des die allgemeinen Begriffe bildenden Denkens. Sie sind gleichsam eine zweite Potenz der Erscheinungen des Bewußtseins; wir können sie nur innerlich sammeln und mit einander in Verührung bringen. Durch solche Verührung rufen wir die kritische Zerlegung der Begriffe hervor, aus der sich die innerlich zum Grunde liegende, aber noch unenthüllte Wahrheit des Geistes ergibt. Tiefe Kritik, das Geschäft der Metaphysik, ist die eigentliche Substanz der Philosophie, und die

übrigen Wissenschaften, die Psychologie, die Ethik u. s. w. gehören ihr theils nur nach ihrem Zusammenhange mit der Metaphysik und nicht ausschließlich, theils nur darum an, weil der Philosoph, am meisten geübt, mit den unsichtbaren Wesenheiten der Begriffe zu operiren, auch zur innerlichen Beobachtung der Thatfachen des Bewußtseins und zur Construction der ethischen Verhältnisse den meisten Beruf hat. — Alles Forschen ist Fragen, ein Suchen der Erklärung zu der Erscheinung. Die Philosophie ist nichts als ein Fragen, wo andre Wissenschaften ihrer engeren Zwecke wegen aufhören zu fragen. Wie die Optik innerhalb der sinnlichen Anschauung uns lehrt, das scheinbare Bild der die Strahlen zerstreunden oder sammelnden Spiegel von dem wirklichen Bilde und seinem Orte zu unterscheiden, so ist sie die Kunst, die optischen Täuschungen des innern geistigen Auges, das scheinbare Sein und Geschehen von dem wahren Sein und Geschehen zu sondern. Sie ist ein allgemeines Suchen, Anhalten, Zweifeln, nicht um des Zweifels, sondern um der Wahrheit willen, ein Aufwühlen der Grundlagen all' unsrer Erfahrung, um die dauerhaftesten Grundlagen zu bauen, die tiefste Aufregung des Bewußtseins, die innerste Kritik des Geistes an den Massen seiner traditionellen Gebilde.

Wenn irgend Etwas richtig ist an dieser Definition der Philosophie, so müssen die Anlagen ihrer Gegner nothwendig falsch sein. Diese werfen ihr die Pflüge von Vorurtheilen und Phantasien vor, deren Fortschaffung doch vielmehr sie allein zur Aufgabe hat und allein gründlich besorgen kann. Wir nannten sie mit voller Absicht nur die allgemeine kritische Operation des Geistes; wir wollten damit sagen, daß es eine Thorheit ist, sie der Erfahrung so gegenüber zu stellen, als wäre sie, abgesehen von dem ganzen Begriffsmaterial, das diese ihr bietet, noch ein productives, Ideen aus Nichts erschaffendes Vermögen. Sie kann in der That für sich selbst gar Nichts produciren, sondern nur die Ströme der äußern und innern Erfahrungen in Ein Bett zusammenleiten, und durch die bewußte Erfassung der geistigen Mittel, die allen Erfahrungsoperationen zu Grunde liegen, eine höhere Einsicht gewinnen, die dann freilich wieder den Blick zu vorurtheilsloser Auffassung der Thatfachen schärft.

Wir glauben nicht, daß irgend ein Mann von wissenschaftlichem Sinn die Nothwendigkeit einer solchen, die einzelnen Erfahrungen in Einer Weltansicht abschließenden Wissenschaft bestreiten wird. Aber gegen jede wirkliche Ausführung derselben hat man sogleich einen doppelten Einwand bereit. — Die menschliche Erkenntniß ist beschränkt, wir müssen

endlich bei gewissen empirisch gegebenen Thatfachen, bei Hoffnungen und Wünschen stehen bleiben. Ueber den letzten Gründen unsers Wissens liegt, wie über dem Wesen der Dinge, ein unergründliches Dunkel. Dies ist die Entgegnung des gewöhnlichen Bewußtseins, mit der es seine Apathie gegen philosophische Untersuchungen hinreichend gerechtfertigt glaubt. Es betrachtet dieselben wie willkürliche Constructions, die je nach der individuellen Neigung so oder anders ausfallen können und, wie die Geschichte der Systeme lehre, ja auch stets anders ausfallen seien. In dies oberflächliche Gerede, das über den äußern Schein der Verschiedenheit den innern Zusammenhang und den eminenten Fortschritt in der Gedankenbildung nicht erkennt, stimmt Niemand aus vollerer Seele ein, als der Empiriker, zumal wenn ihm die reale Bedeutung seiner sogenannten allergewisserten Thatfachen und Begriffe zum Wanken gebracht wird. Die bedeutendste Stütze finden aber jene Reflexionen an dem Gefühle menschlicher Schranke, das jedem ersten Gemüthe tief einwohnt, und durch die Abhängigkeit und das Geheimniß unsers Lebensganges täglich befestigt wird. Es weist dem Menschen wohl das Streben zur Wahrheit als seinen edlen Beruf zu, aber zugleich das Wohnen in einem nur sparsam erhellten Dunkel als sein irdisches Geschick. Es wird ebenso abgestoßen von dem Philosophen, der ihm mit leichtfertiger Dialektik das Wesen Gottes herkonstruirt, wie von dem Naturforscher, der ihm dereinst im chemischen Laboratorium Affen und Menschen zu componiren verheißt; aber es gibt sich hier leider zu voreilig zur Stütze von Reflexionen her, die ganz willkürlich zusammengelesen und ohne wissenschaftlichen Werth und Halt sind. Wir würden diese populäre sogenannte kritische Parteilosigkeit hier nicht so weitläufig zur Sprache bringen, machte sie sich nicht in dem gegenwärtigen Kampfe der Meinungen breit, und erfürte sie nicht von sonst strengen und wissenschaftlichen Blättern eine unverdiente Anerkennung. Eine Kritik, die zum Voraus, etwa durch äußerliche Vergleichung der Resultate einzelner Systeme, dem menschlichen Wissen seine Grenzen stecken will, ist das kritischste Unternehmen. Es stammt her aus dem wunderlichen Irrthum der kantischen Schule, die vor aller realen Untersuchung das gesammte menschliche Erkennen als Object auf die eine Seite, sich selbst aber als untersuchendes Subject auf die andere stellte, und nun, man begreift nicht, mit welchen Mitteln und noch welchen Gesetzen, gleich im Eingange festsetzen wollte, wie weit man es mit ihm bringen könne. Natürlich waren jene Gesetze der Beurtheilung nur allerhand grund-

lose Sagen und Vorurtheile, aber dem populären Bewußtsein fällt die Einsicht merkwürdig schwer, daß der Mensch sich unmöglich an seinem eigenen Schöpf aus dem Wasser ziehen könne. Es macht tiefen Versuch immer von Neuem, statt seine Bewegung nach der Natur und den Gesetzen des Elementes einzurichten, und dadurch den Kopf aufrecht zu erhalten. Während der Denker im Strome der Begriffe arbeitet, bildet es sich ein, auf dem Festlande der Wahrheit zu stehen, und hier von höherem Standpunkte aus über die Wunderlichkeit seiner Anstrengungen zu Gericht zu sitzen. Aber der Mensch kann nur mit seinen Begriffen und nach ihnen das Ziel erstreben, das sie ihm selber stecken, die Wahrheit und das wahrhaft Seiende. Indem er mit diesem bestimmten Zweck die Begriffe entwickelt, zeigt es sich, daß der eine den andern als seine Ergänzung fordert. Nur das z. B. kann sein, was eine Qualität hat, und ein jedes sich von dem andern nur unterscheiden, und wiederum mit ihm in Beziehung stehen durch verschiedene Verbindungen und Nähe gleicher Qualität. So entsteht ein vernünftiger Zusammenhang der Begriffe. Aber auch die irrthümliche Auffassung eines einzelnen Begriffs schwindet, sobald man nur den Inhalt des Irrthums vollkommen ausdenkt, oder sich die Frage vorlegt, welches ist die ursprüngliche Gestalt des Begriffs, die eigentliche Abstraction der Erfahrung, und welches nur seine trübe Verallgemeinerung? Auf jene Weise zeigt z. B. die gewöhnliche Vorstellung der Causalität, als eines Uebergehens oder Sich Mittheilens der Dinge unter einander, ihre eigene Absurdität; auf dem andern Wege wird es klar, daß der Raum, die Zeit nur die zusammengeronnenen Massen einfacherer Formen sind. Vielleicht daß auf diesem Wege der wirklichen Untersuchung jenes Gefühl unsrer Schranke mehr befriedigt, das menschliche Erkennen enger begrenzt wird, als durch alle jene obigen unparteiischen Ansichten. Jedenfalls ist nur so ein Urtheil überhaupt möglich.

Alein wie nothwendig auch eine solche Untersuchung unsers gesammten Denkens sei, unser gegenwärtiger wissenschaftlicher Zustand scheint sie doch gradezu unmöglich zu machen. Plato, der Alles umfaßte, was es an mathematischen, historischen u. s. w. Kenntnissen zu seiner Zeit gab, Aristoteles, der zugleich nach dem Sinne der antiken Welt der größte Naturforscher war, sie hatten es leicht, das gesammte menschliche Wissen in einen Brennpunkt zu sammeln. Jetzt aber ist das Material desselben in eine solche Vielheit auseinandergegangen und zu solchen Massen angewachsen, daß die Theilung der Arbeit Verbindung jeder eindringenden Untersuchung ge-

worden ist. Wem nun die Totalität, welche die Philosophie erstrebt, wie der Auszug eines Compendiums, oder die Sammlung alles Wissenswürdig in einem Universal-Lexicon erscheint, der mag es billig als Gründlichkeit rühmen, daß er sich an einen einzigen lebendig sprudelnden Quell des Wissens gesetzt hat. Er mag den Philosophen wie einen wissenschaftlichen Landstreicher, wie eine eigene Art Industriemitter betrachten, welcher die Mühe specieller Forschungen scheuend, an unsolide Köpfe Allgemeinheiten verhandelt. Es ist dasselbe Urtheil, das der Bauer über den Geologen oder Botaniker fällt, der seine Felder und Wälder durchstreift. Solch ein Verdacht ist seiner Solidität nicht überzulassen. Das Richtige ist aber, daß jenes wachsende Gewicht der Einzelmassen die Arbeit der Metaphysik zunächst durchaus nicht bedrückt und vermehrt. Wir nannten sie die allgemeine Kritik des Geistes, aber sie ist als solche eine einzelne Wissenschaft, grade wie das Haupt ein einzelnes Glied des Körpers und doch das Haupt ist. Wären die Entdeckungen über die Polarisation des Lichts, über die Verbindung des Magnetismus mit der Electricität, wären die Theorien von den Zellen, als den Grundlagen vitaler Erscheinungen irgend welche Factoren, durch welche die Aufgaben der Metaphysik multiplicirt, ihre Gesichtspunkte wesentlich verrückt würden, so wäre es allerdings eine Thorheit, überhaupt noch von ihr als selbständiger Wissenschaft zu reden. Ihre weitere Pflege müßte sistirt werden, bis die Bewegung der Naturwissenschaft zur Ruhe gekommen, d. h. nach aller Wahrscheinlichkeit bis zum Ende aller Dinge. Aber die Untersuchung, wie die Wechselwirkung der Dinge, wie überhaupt eine Veränderung des einen Wesens durch das andere zu denken sei, mehrt und vergrößert sich nicht, wie viel unbekante Causalverhältnisse wir auch auffinden. Sie wird auch nicht gelöst durch irgend ein Phänomen und sein ausgefundenes Gesetz, denn niemals zeigen die Urjachen dem beobachtenden Auge die Wege ihres Wirkens, auch nicht die nackte Wirkung oder Veränderung selbst, sondern nur den Schein solcher Wirkung, der sich in umgewandelten Aggregatzuständen, in veränderter Bewegung, Farbe u. d. darstellt. Die Frage, ob die Ursachen zusammengeführt werden durch einen objectiven Grund, durch den Zweck, oder ob sie zusammenkommen, weil es einmal so ist, und weil eine jede einmal eine solche Beschaffenheit hat, wird nicht aufgehoben durch den Sieg der neueren mechanischen Naturerklärung, durch den Nachweis der Physiologie, daß die organischen Geseze an die allgemeinen Naturgeseze gebunden, daß der Blutumlauf hydrostatisch geregelt, das Auge eine Lupe, der Proceß des

Athmens ein complicirter Mechanismus sei. Nicht nur die Antwort auf jene Frage, sondern schon die scharfe, zu dem Dilemma einer vernunftlosen oder vernünftigen Weltanschauung nöthigende Aufstellung derselben geht weit hinaus über die Untersuchung dieser einzelnen organischen Vorgänge. Ob der Raum wirklich wie Oleanos die Welt mit unendlichen Armen umschlinge, die Zeit wirklich wie Saturn ihre Kinder erzeuge und tödte, oder ob das Hier und Dort, das Vorher und Nachher nur Beziehungen unsers zusammenschaffenden Bewusstseins, nur Eitelkeiten sein können, wodurch wir verschiedene Arten realer Verhältnisse für uns unterscheiden, dies sind Fragen, die durch alle Fortschritte der mathematischen Construction weder erschwert noch beantwortet werden. Vielmehr sammeln sich alle diese Probleme an Einem wissenschaftlichen Orte, wo der Geist sich der allgemeinen Formen seines Denkens bewußt wird, wo er die Bedingungen überlegt, unter denen er allein einen Inhalt seines Bewusstseins als wahrhaft real sehen kann.

Diese Selbstständigkeit der philosophischen Grundwissenschaft ist freilich keine absolute; auf welches Maß sie zu beschränken sei, wollen wir uns weiter unten deutlich machen, nachdem wir zuvor den obersten Grundzug des Empirismus zurückgewiesen haben. Nach unsrer Auffassung hat die Empirie ihr Recht nur im Gebiete der Erscheinungen. Der einzelne sinnliche Inhalt der erscheinenden Dinge, die Veränderung, welche der Erfolg ihres Zusammenkommens ist, kann nur durch Beobachtung, Analogie und glückliche Combination gefunden werden. Sind nun die Dinge auf diese Art bestimmt und gesetzmäßig auf einander bezogen, so zeigt doch eine geringe Uebersetzung, daß wir auch so sie nur als Erscheinungen in unsrem Bewußtsein haben, daß ihr ganzer Inhalt in den Medien und Formen unsrer geistigen Auffassung ausgeprägt ist. Die Wahrheit des Geformten muß aber abhängen von der Richtigkeit der verwendeten Formen, und von ihrer Fähigkeit, den realen Gehalt des Dinges objectiv zu bezeichnen. Folglich bringt es alle Empirie nur bis zu Scheinen, und erst die Wissenschaft, welche die Begriffe und Formen der Subjectivität untersucht, kann ausmachen, wie weit diese Scheine nur subjectiv, wie weit sie Ausdrücke realer Thatsachen seien. Mit andern Worten — die innern Gesetze unsers Denkens entscheiden über die wahrhaften Thatsachen, aber nicht die sogenannten Thatsachen über die Gesetzmäßigkeit unsers Denkens. Dieses Letztere ist nun grade der Satz, wodurch die Empirie zur höchsten Instanz der Wahrheit, zum Systeme des Empirismus erhoben wird. Er ist das

Schibboleth, mit dem dieser gegen alles Denken zu Felde zieht, welches über das erscheinende Factum hinausgeht. Am liebsten beschränkt der Empirist den Begriff der Thatsache auf die sinnliche Anschauung der Objecte, auf Auge und Ohr. Die innere Welt, die Welt der Vorstellungen und Begriffe, der ästhetischen, ethischen u. s. w. Ideen, die uns niemals zu Gesicht kommt und die, gleichgültig, ob jene wahr oder irrtümlich sind, ebensogut eine Fülle gegebener, der Erklärung bedürftiger Thatsachen darbietet, — tritt bei ihm völlig zurück, oder rinnt in ein paar düstige Ausdrücke, wie Bewußtsein, Fähigkeit der Abstraction u. zusammen. Daß auch jene äußeren Thatsachen so lange vollkommen todt, unbewußte Eindrücke bleiben, bis ihr einzelner sinnlicher Empfindungsgehalt in allgemeine Begriffe umgewandelt, für die Form menschlicher Rede befähigt ist, also bis sie nicht mehr bloß sinnliche sind, wird ebenfalls nicht hinreichend überlegt. Das gewöhnliche Bewußtsein ergänzt nun diese fehlenden Uebersetzungen nicht, vielmehr theilt es ganz die Neigung des Empiristen, das Denken wie ein willkürliches Phantastiren, die sinnliche Thatsache aber wie den Lehrmeister anzusehen, bei dem der Geist in die Schule gehen, etwas Reelles lernen, und sich an Zucht und Ordnung gewöhnen müsse. — Aber was wollen wir denn mit dieser Polemik? Müssen wir denn nicht in der That jedes Verhältniß, das dem sorgfältig wiederholten Experimente sich hält, jeden bestimmten Erfolg, der sich aus einer bestimmten Combination von Bedingungen erlabt, anerkennen als Etwas, das wir nicht willkürlich gemacht haben und willkürlich ändern können, also als eine gegebene Thatsache, der sich Nichts abbreden läßt, der wir uns unterwerfen müssen? Wir wollen den Irrthum einzelner philosophischen Richtungen nicht bemänteln. Die Hegel'sche Schule beging allerdings den doppelten Fehler, rein empirische Facta als metaphysische Nothwendigkeiten zu construiren, und andre ihr unbecommene geringschätzig zu ignoriren. Es mag auch noch jetzt einzelne Philosophen geben, die sich nicht scheuen, die Resultate richtiger Beobachtung in den Schmelzriegel der Dialektik zu werfen, bis sie sie nach ihren Dogmen verdrückt haben. Aber wenn es schon falsch genug wäre, den Werth des großen Denkers, von dem dieser Irrthum ausging, nach solchen extremen Verirrungen zu beurtheilen, so denken wir, ist es billig, das gesunde Urtheil einer wissenschaftlichen Menschenseite nicht nach einzelnen pathologischen Erscheinungen zu messen.

Denn keinem lieblich besonnenen Denker fällt es ein, die Thatsache einer richtigen Beobachtung zu leugnen. Södet z. B. die klare Verbindung der Vorstellungen in Fieberzuständen auf, betäubt

die Lähmung der Nerven des Rückenmarks und Willen der Herrschaft über die Bewegung des Beines, ließe sich ein Parallelismus nachweisen zwischen der Masse, der Structur, der Mischung des Gehirns und der seelischen Regsamkeit, so wäre es eine tendenziöse Thorbheit, solche Facta in Abrede zu stellen. In der wissenschaftlichen Polemik gegen den Materialismus ist dies auch nirgends geschehen, man hat nur die willkürliche Auswahl und die Aufzählung selbst unsicherer Beobachtungen gerügt, und darauf hingewiesen, wie die dürftigen Resultate, welche die Psychologie über den Zusammenhang des Leiblichen und Geistigen bisher festgelegt hat, nicht weiter führen, als zu dem Schlusse, dem Niemand widerspricht, daß nämlich die leiblichen Verhältnisse als Reize die geistige Entwicklung bedingen. Man hat nur darauf hingewiesen, daß der Materialismus nicht ein wissenschaftliches Resultat, sondern die Tendenz ist, aus einem vorausgesetzten Princip die Erscheinungen zu erklären. Indes es gehört nicht zu unsrer Aufgabe, diese gegen einzelne Gedankenprünge und Fehlschlüsse sich richtende Polemik hier aufzunehmen oder fortzusetzen; auch ist es nicht die specielle Frage über das Verhältniß von Leib und Seele, die uns hier interessiert, sondern wir haben das allgemeine Verhältniß zwischen Geist und Thatsache, zwischen Bewußtsein und Object zu betrachten, wir haben zu fragen: Was ist der Inhalt jeder sogenannten äußerlich gegebenen Thatsache, um den bereits ange deuteten principuellen Irrthum des Empirismus aufzudecken. Jener Inhalt kann nun ein dreifacher sein; theils sind es sinnliche Qualitäten, die wir als Eigenschaften eines Dinges angeben, z. B. eine Farbe und ihre Veränderungen, theils mathematische Bestimmungen, eine bestimmte Gestalt, bestimmte Maße der Bewegung, der Anziehung und Abstoßung, in Zahlen ausdrückbare Verhältnisse zu andern Dingen; endlich sind es solche allgemeine Begriffe, die, wie Materie und Kraft, Ursache und Wirkung, dem Dinge eine Innerlichkeit verleihen, und sein Verhältniß im Proceß des Werdens festsetzen sollen. Aber alle drei Classen von Inhaltsbestimmungen sind zunächst die subjectiven Inhalte unsers Bewußtseins, was sie noch weiter seien, inwiefern z. B. unsre Empfindung des Rothens ein reales Prädicat des Dinges oder ein Ausdruck der Bewegungen materieller Theile sei, inwiefern die ausgebreitete Figur dem Dinge wirklich anhafte, die Form der Entferrnung und Annäherung, die Kraft der Abstoßung und Anziehung als reale Beilage seinem Wesen zukomme, inwiefern die Worte: Ursache, Wirkung, Proceß, Materie sein reales Sein und dessen Verhältnisse kund geben können — dar-

über gibt es von Seiten der naturwissenschaftlichen Untersuchung gar keine Entscheidung. Mit einem Worte, die gegebene Thatsache hat als unwillkürliches Phänomen ein Recht gegenüber der willkürlichen Phantasie, aber sie hat vorläufig noch keines im Reiche der Wahrheit; sie bleibt ein Phänomen, weil sie aus lauter Bewußtseinsacten, also aus zeitigen Elementen besteht, deren richtige Bildung erst untersucht werden muß. Es fällt uns nicht ein, der Physik das Recht und das Bedürfnis streitig zu machen, sich allgemeiner Begriffe und Hypothesen zu bedienen; aber wir wollen die Oberflächlichkeit rügen, in welcher der Empirismus befangen ist, wenn er jemals glaubt, auf dem Boden der reinen Thatsache zu stehen, wenn er in Folge dieses Glaubens der Thatsache die Aufgabe zuweist, dem Geiste die Wahrheit zu sagen, statt sich bei diesem nach der Wahrheit der Thatsache zu erkundigen. Er zeige uns doch den Ort, wo der Geist, das Bewußtsein aufhört, und dennoch das Object noch da ist, und sich in seiner Natur verkündigt! Er zeige die Thatsächlichkeit, die so naht und rein, wie sie an sich ist, in unsern Vorstellungen gleichsam hineinspränge! Gibt es denn irgend einen Inhalt, der, indem er empfunden wird, nicht unsre Empfindung, indem er räumlich angeschaut wird, nicht unser Bild, indem er gedacht wird, nicht unser Gedanke wäre? Sagt uns denn das Ding, daß es ist, daß es eine Gestalt, ein Körper oder sogar eine Substanz ist? Das Ding kann uns Nichts sagen, Nichts beweisen, das Ding ist selbst unsrer Begriff, aber ein unbekanntes X, das wir als reines An sich niemals kennen, weil sein An sich eben niemals für uns zu sein vermag, kann uns auf unbekannte Weise so reizen, daß wir grade diesen sinnlichen Schein haben, und an ihn den Gedanken der Objectivität anheften. Wir können uns irren, aber das Ding sagt es uns nicht und widerlegt uns nicht, sondern die andere Empfindung, die in uns aufsteigt und bleibt, die andere zusammensassende Form, in der wir sie räumlich gestalten, veranlaßt uns zu dem Urtheil, daß wir nicht den Inhalt in unserm Bewußtsein haben, den wir zu haben glaubten. Wir können die Existenz außer uns, die wir dem Inhalte im Gedanken verliehen, zurücknehmen, aber die Instanz, deren Urtheil wir dabei unwillkürlich vollstrecken, ist nicht die Sache außer uns, denn wie mächtig sie auch sei, für uns, für unsrer Bewußtsein ist sie absolut Nichts, weil absolut nicht vorhanden; sondern der Geist schreibt uns nach seinen Gesetzen die Bedingungen vor, die ein bestimmter Inhalt erfüllen muß, um von uns als real bezeichnet zu werden. Doch wir brechen hier ab; wir können unserm Leser nicht zumuthen, uns hier in metaphysische Untersuchungen zu folgen. So

weit dieser Ort es gestattet, sind hinreichend die Gründe angegeben, weshalb das Princip des Empirismus, seine Erhebung der Phänomene über die Gesetze des Geistes, dem sie erscheinen, eine oberflächliche Ansicht ist.

Abermals also: die allgemeine philosophische Kritik der Begriffe thut uns Noth, wollen wir von Wissen und Wahrheit überhaupt reden können. Noch ein Blick auf den Materialismus bezeuge uns jenes Bedürfnis. Wir nannten ihn oben eine dogmatische Voraussetzung. Solche Dogmen sind innerhalb der Wissenschaft nichts Außergewöhnliches. Noch vor etlichen Jahrzehnten grassirten die Lebenskräfte, die Hypostasen der organischen Formen, als besondere, die physikalischen Gesetze umstoßende Mächte. Die reine Wahrheit ist nur das Ziel der Wissenschaft, und auf dem Wege dahin hat sie ihre Krankheiten, wie der leibliche und der sittliche Mensch sie auch hat. Wer aber bewandert ist in den Gedanken, die wir soeben angeregt haben, dem ist das Dogma des Materialismus nicht eben so erklärbar, wie andere dogmatische Principien auch, sondern ein wunderbares, ja fast undegreifliches psychologisches Phänomen. Wenn das gewöhnliche Bewußtsein die Welt in zwei Hälften theilt, eine geistige und eine körperliche, und beide als Wahrheit festhält, so ist das degreiflich. Wir denken, fühlen und wollen, und das sind äußerlich nicht sichtbare Vorgänge; aber wir müssen auch Hand und Fuß rühren, um unsern Willen durchzusetzen, und Hunger und Durst, Frost und Hitze, der Schmerz des Stoßes, Krankheit und Elend sind sehr gründliche Widerlegungen eines subjectiven Idealismus und befestigen das Bewußtsein täglich in der Gewißheit einer breiten und festen körperlichen Realität. Wenn die Philosophie sich hergibt zu einer abstracten Hypothese dieser Gegensätze unserer täglichen Erfahrung, wenn sie aus Einer materiellen und Einer geistigen Substanz, aus Denken und Ausdehnung die Dinge gemacht sein läßt; so ist dieser Uebergang psychologisch ebenfalls nicht schwer zu begreifen. Wenn endlich Systeme diesen Dualismus zu überwinden trachten, und von einer einzigen Substanz reden, die sich in diese beiden Hälften ertheilt, so sieht man wenigstens, welches Bedürfnis sie treibt, mögen sie auch mit dem mystischen, dunkeln Begriffe der Einheit vielleicht nichts weiter erreichen, als einen Ausdruck des Bedürfnisses, des ungelösten Problems. — Alle diese Ansichten, auch die populärsten, erinnern sich doch des idealen Quells, von dem überhaupt alle Ansichten ausgehen, des denkenden Subjects, sie reserviren wenigstens der innern Welt einen eignen Platz neben der äußern. Der Materialist aber stellt eine Welt an sich auf, d. h. ein System von Gedanken, Urtheilen,

Schlüssen, und alle diese geistigen Operationen sollen doch nur beweisen, daß der Geist nichts Selbständiges ist, sondern ein zufälliges Accidens an einem ganz Anderen, Fremden. Er kommt nie aus dem Idealen, aus seinem Bewußtsein heraus, was er den Dingen anheftet, ist seine Empfindung, wie er sie anschaut, ist seine Anschauung, wie er sie vorstellt, nennt und begreift, sind seine Vorstellungen und Begriffe, ja daß sie sind und existiren, ist erst sein Schluß, — und doch wirft er diese ganze Habe als ein beiläufiges Product hin an ein unsagbares Etwas, das ihm entflieht, sobald er es fassen will, das ihn sofort sich verwandelt in sein geistiges Eigenthum, wenn er des Fremden Eigenthum und Wesen definiren will. Wollte er es mit Händen greifen und uns vorzeigen, was er für den Inhalt der Welt hält, er würde doch selbst Nichts haben, und uns nichts geben können, als Vorstellungen. Aber er verlehrt dieses Verhältniß, dessen Jedermann inne werden muß, der irgend Licht geben will auf sein Sehen und Hören, auf die Vorgänge seines Bewußtseins. Das richtige Gefühl, daß er es nicht willkürlich ändern kann, wenn dieser Tisch ihm schwarz und nicht weiß, viereckig und nicht rund, jener Mensch gehend und nicht sitzend, erscheint, dieser Unterschied seiner freien Phantasie und seines durch ein Fremdes gebundenen Vorstellens genügt ihm, um nun sofort diese Massen der Vorstellungen ohne Kritik, ohne innere Wachsamkeit nach außen zu werfen. Nun dreiten sich die Dinge wirklich aus, und rund und viereckig u. s. w. sind ihre realen — man weiß nicht wem, man weiß nicht wie — anhaftenden Prädicate, nun verdichten sich die Materien und Kräfte zu Thatfachen einer unzweifelhaften Objectivität, nun hängt der Ton an der geschwungenen Saite, und der Glanz und die Farbe an dem vibrirenden Aether. So weit geht das Bewußtsein jedes philosophisch ungebildeten, reflexionslosen Menschen mit den Materialisten. Aber der Materialist geht weiter; er ist zwar kritillos wie jener, aber darin zeigt er sich wissenschaftlich, daß er consequent ist in seiner Kritillosigkeit. Er hält nicht an, er halbirt nicht, er wirft auch sein Selbst weg und macht es zum Product eines entgegengesetzten Wesens, das sein Gedanke erzeugt, das seine naive Anschauung erst mit solcher Gewißheit umkleidet hat; — wahrlich die Zustände eines Träumenden geben dem Psychologen weniger zu rathen auf, als diese selbstmörderische Ansicht, die mit Bewußtsein das Bewußtsein dem Geiste entnimmt, und an ein Fremdes entleert, für das sie keine Zeugen hat, als eben das geistige Bewußtsein.

Vielleicht haben diese Gedanken dazu beigetragen, den Leser zu überzeugen, daß aus

den optischen Täuschungen des sinnlichen Bewußtseins nur eine gesteigerte innere Reflexion, eine bewußte Erkenntnis der Mittel unsers Geistes erlöse. Vielleicht hält er mit uns fest, daß alle Phänomene, Gesetze und erklärenden Hypothesen der empirischen Wissenschaften für die Metaphysik nur Rohmaterial sein können, nur Gewebe — auf Anlaß der Wirklichkeit, die erst noch gesucht werden soll — von unsrer Subjectivität zusammengewoben, Gewebe, deren Fäden vielleicht nach alten Vorurtheilen, ohne Wahrheit und Kunst gesponnen, von denen viele vielleicht ihrer Natur nach zu lustig und dünn sind, um die Wirklichkeit in ihrem Reperk zu fangen. Die Physik hat jetzt an den Strahlen des Lichts, die sich in den Körpern brechen, ein Mittel gefunden, die innere Anordnung derselben, die Bewegung ihrer Theile zu erforschen. Vielleicht, daß sie dereinst in diese inneren Systeme der Körper so tief und so klar eindringt, wie sie längst die unermesslichen Räume des Sonnensystems und die Bahnen der Planeten bestimmt hat. Aber das Größte, das sie findet, wird sie nie anders ausdrücken können, als in Gesetzen der Bewegung und in Verhältnissen räumlicher Theile zu einander, und so wird sie ihre Schätze immer wieder jener höchsten Kritik überliefern müssen, die der Geist an ihnen, als an seinem Eigenthum vollzieht.

Jedoch nur diese bleibende Selbständigkeit der Aufgabe der philosophischen Grundwissenschaft, diese Richtung ihrer Gedanken auf ein eigenthümliches Ziel wollten wir behaupten. Wir wollten nur andeuten versuchen, daß alle sinnliche Erscheinung nur die Eine Seite der Offenbarung des Geistes ist. Wer aber die Fundamente derselben untersuchen will, muß diese Offenbarungen kennen. Es fällt uns nicht ein, die isolirte Selbständigkeit, die der Wissenschaft nach ihrem Zweck zukommt, auch auf die Personen zu übertragen, die an ihr arbeiten. Niemand kann der Philosophie die Augen zudrücken vor den beobachtenden Wissenschaften, und abgesehen von der übrigen Bewegung des Geistes sein Geschick treiben. Nur aus der Fülle der Erfahrung heraus erwachsen ihm seine Aufgaben. Noch mehr, ob die Grundzüge eines philosophischen Systems etwas Besseres sind, als Hypothesen, ob sie von höherem und allgemeinerem Werthe sind, als die, mit denen eine einzelne Wissenschaft ausreicht, müssen sie dadurch beweisen, daß sie sich mit den Grundlagen einer jeden fruchtbar zu verbinden, daß sie den ganzen theoretischen Geist zu befriedigen wissen. Und nicht bloß den theoretischen Geist; der Mensch hat nicht nur zu beobachten und zu denken, er hat auch zu handeln, es gibt auch eine Wissenschaft,

die den Werth und die Würde seiner That misst. So bewegt sich die wissenschaftliche Forschung als ein in sich zusammenhängender Proceß ihrem unendlichen Ziele zu, in ihren innern Gegensätzen und in der Beziehung zum ganzen lebendigen Menschen fließen ihr die Quellen ihrer Läuterung, im Kampf und Streit, in den Niederlagen der einzelnen Richtungen, feiert der ganze Geist seine Siege. Als vor einem halben Jahrhundert eine trübe Naturphilosophie die Natur mit Lebensträften wie mit Gespenstern bevölkerte, da war es am meisten der Widerspruch der Physik, und der ruhige Fortschritt ihrer Entdeckungen mechanischer Gesetze, wodurch jene übergreifenden Geister verbannt wurden. Als dann ein gewaltiger energischer Geist den Inhalt der Welt und den Werth der Person auf die Bestimmung reducirte, allgemeine logische Kategorien darzustellen oder zu wissen, da erhob sich der sittliche Geist gegen diese Entleerung des Lebens, und alle specielle Forschung auf dem Gebiete der Geschichte und am meisten der Natur protestirte gegen die Fesseln einer oft genug sophistischen, und fast immer unfruchtbaren Construction. Diese negative Wirkung besonders werden die empirischen Wissenschaften auf jedes neuere metaphysische System ausüben, sie werden den Philosophen lehren, sich auf sein eigenthümliches Gebiet zu beschränken. Empirische Facta, z. B. die Kepler'schen Gesetze, mit einigen abstracten Sätzen als metaphysische Nothwendigkeiten deduciren, Wesen und Bedeutung des äinischen, indischen, israelitischen Geisteslebens durch ein paar logische Kategorien erschöpfen zu wollen, hieße die Nähe und den Fleiß der empirischen Forschung verspotten. Allein daß solche Uebergriffe sich augenblicklich wiederholen, steht laum zu fürchten, wohl aber, daß trübe Geister sich der naturwissenschaftlichen Hypothesen immer mehr bemächtigen, immer mehr sie erweitern über die Sphäre ihrer Bedeutung, und so uns mit einer neuen, aber leibensweg's poetischen Mythologie umringen, wenn das Bewußtsein der wissenschaftlich Gebildeten sich nicht ermannt, und auf die Untersuchungen seine Aufmerksamkeit richtet, die solche mythologischen Gestalten zu zerlegen verstehen. Und in dieser Arbeit wird die Metaphysik am meisten von der Wissenschaft unterlützt, die in ihrem Fundamente von ihr abhängig, wie alle andern, dennoch mehr, denn alle, zu ihr ein geschwisterlich vertrautes Verhältniß hat, wir meinen die Psychologie. Bietet die Metaphysik den Canon für den Werth und die richtige Bildung, für die Wahrheit unsrer Begriffe, so macht jene uns die Entstehung unsrer Gedanken-Complexe begreiflich durch Rückgang auf die einfacheren Elemente und auf die Gesetze ihrer Bewegung. Die

Psychologie hat ihren Vorzug, die Welt der Wahrheit und des Geistes der allgemeinen Bildung leichter zugänglich machen zu können, als die Metaphysik, in neuerer Zeit vortreflich benutzt. Wir verweisen unsre Leser hier z. B. auf die ausgezeichneten psychologischen Monographien von Dr. Lazarus (Leben der Seele. 2 Bände). Durch die Solidität und den Ernst solcher Arbeiten, wird in Verbindung mit den wiedererlebenden ethischen Untersuchungen das Rüstzeug ganz besonders ausgebildet und gemehrt werden, wodurch die Idealität des menschlichen Daseins vor der schalen Verknüpfung niedrigerer Theorien wissenschaftlich vertheidigt werden kann.

Denn freilich, es bedarf der Vertheidigung, und wir haben keinen Grund, schon zu thun mit dem Zustande unsrer heutigen wissenschaftlichen Bildung. Zwar war den Stand derselben nach den Entdeckungen in einzelnen Gebieten mist, oder die praktischen Folgen, jene Eisenbahn- und Telegraphenneze, jene ganze Ummwälzung des Verkehrs in erster Linie in Anschlag bringt, mag mit eifriger Bewunderung von der lichten Höhe der Gegenwart herabsehen auf die Finsternisse früherer Zeiten. Aber man kann die eminente Bedeutung solcher Entdeckungen als Mittel höherer, idealer Culturzwecke sehr wohl begreifen, und dennoch den Gesamtzustand unsrer wissenschaftlichen Bildung geringer achten, als er etwa zur Zeit Kant's und Fichte's war. Es fehlt uns die Seele des wissenschaftlichen Lebens, es fehlt uns das, was der studirenden Jugend den Schwung und die Reinheit der Begeisterung, den einzelnen Forschern die Höhe der Betrachtung, die wahre wissenschaftliche Weihe gibt, der Sinn für das Ganze, das Suchen nach dem Zusammenhange und der tiefen Grundlage alles Wissens. Es ist eine Zerbröckelung der Forschung und eine Einseitigkeit der Interessen eingetreten, daß der Geist der Wissenschaft schier zu ersticken droht vor dem riesigen Wachstume der Glieder seines Leibes. Man blide auf die Mehrzahl unsrer Universitäten, um solches Urtheil nicht willkürlich zu finden. Theologen und Juristen, Mediciner, Philologen gehen neben einander hin, die Einen bekümmern sich nicht um die Andern; ein Jeder ist beschäftigt mit der Einlernung seines Berufs. Was sie bindet und zusammenhält, weshalb sie Glieder Einer Gemeinschaft sind, das wissen die Meisten nicht, das interessiert sie auch nicht. So war es nicht zu der Zeit, als Fichte's lähne Rede den Geist der ganzen studirenden Jugend hob, als Mediciner und Theologen neben einander zu den Füßen des Königsberger Weisen saßen. Man wußte damals weit weniger, und vielleicht doch weit mehr. Wer

den Kopf eines nach jegigem Mus eingelesenen Theologen vergleichen könnte, es ist die Frage, ob er unter ihren theoretischen Gedanken noch eine Spur von Aehnlichkeit fände. Daher denn das wissenschaftliche Verhältniß der Natur über der Lüge zu beschuldigen. (Nicht die gemeinsame Sphäre des praktischen Lebens, seiner Triebe, Schmerzen und Pflichten diese Gegensätze aus, wahrlich das gegenwärtige Verhältniß der Wissenschaften würde es nicht hindern, daß die Geister, die sie gebildet, einander anskauten, wie räthselhafte Geschöpfe verschiedener Welten. Man rede doch nicht von einem glücklichen Zustande der Wissenschaft, wo eine solche Confusion ihr Resultat ist. Man mißbrauche doch nicht das edle Wort deutscher Gründlichkeit, um eine geistesarme Beschränkung auf sein Stück Ackerfeld, und die armselige Sorge für einen möglichst raschen Ertrag zu beschönigen. Solche Solidität mag Sandhausen gelehrter Kenntnisse, zahllos wie die Dünen am Meere, aufhäufen, das wahrhafte Wissen aber, der lebendige Einfluß derselben auf Charakter und Sinn und jede Regung des Geistes und der Kraft erstirbt auf der öden Fläche solcher nüchternen, sporadischen Betriebsamkeit.

Es scheint unter den wissenschaftlichen Kräften der letzten Decennien nur eine geringe Zahl in die große kritische Bewegung sich eingeweiht zu haben, die von Kant begonnen, von Herbart am besonnensten, obwohl keineswegs ohne atomistische Einseitigkeit sorggeführt ist. Es scheinen nur sehr Wenige Etwas zu wissen von den Entdeckungen, die vorzugsweise auf Anregung Herbart's im Gebiete des Bewußtseins gemacht sind, und von den Voraussetzungen, welche die Qualität seiner innern Thätigkeiten uns über das Wesen des Geistes zu machen nöthigt. Zeugen von jener Unkenntniß der kritischen Leistungen der neuen Philosophie sind die pantheistischen Popularisirungen des Hegel'schen Systems, jene Theorien der immanenten Weltseele, jene Verkennungen der logischen Idee in die breite Realität des Raumes und der Zeit, deren sich der strenge, diese sinnliche Wirklichkeit tief herabsehende Geist des Meisters geschämt haben würde. Zeuge ist die unmonierliche Art, wie mit düster glimmenden Riesensämen in das Reich des geistigen Lebens hineingebracht wird. Man meint allen Ernstes, Etwas gelang zu haben, wenn man das Bewußtsein eine Function des Gehirns nennt, die Vorstellungen als elektrische Erscheinungen begräbt, oder die Empfindung als Product der Schwingungen fest, die ihre äußerlich wahrnehmbaren Bedingungen sind. Man meint die unräumliche Einheit des Geistes allen Ernstes

erklären zu können durch eine räumliche, theilbare Unterlage mehrerer Atome und ihrer Wechselwirkung. Trotz Herbart und aller psychologischen Untersuchung gilt es für eine Kleinigkeit, daß die sogenannten wirklichen Prädicat der Dinge als räumliche Bilder auf der Jahrstraße der Nerven in den Raum der Seele wandern. Trotz aller metaphysischen Kritik des Causalbegriffs wird der absurde Gedanke einer realen Mittheilung der Dinge aneinander, des Ueberganges eines unsagbaren Etwas von dem Einen zum Andern ohne logische Bewußensregung hingenommen. Mit einem Worte, die langjährige Apathie des wissenschaftlichen Publicums gegen philosophische Untersuchungen hat ihre Früchte getragen, und die Nachwirkung einer tühnen, aber willkürlichen Speculation, die allenthalben die Kritik des reflectirenden Verstandes als ärmlich verhöht, und darum allenthalben in Gefahr stand, in radicale pantheistische Bosheit umzuschlagen, hat keine besseren gebracht. Wir sind in die kritiklose Sphäre des sinnlichen Bewußtseins gekommen. Mehr als es je seit drei Vierteln eines Jahrhunderts geschah, bewegen wir uns jetzt in dieser Region der sogenannten sichern und vorurtheilsfreien Anschauung. Das äußerlich Wahrnehmbare gilt als das rechte Feld der Realität, und die sinnliche Gewißheit als die einzige Methode und die Grenze des Denkens. Selbst Schriften, die einen wunderbaren Glauben an die Thaten zukünftiger Speculation offenbaren, haben doch, wie die anonyme „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten“ von philosophischer Kritik so trübe Vorstellungen, daß sie den tröstlichen Schluß, „nach den Begriffen unsrer Vernunft kann Gott nicht existiren,“ auf die naive Prämisse bauen: „Wir kennen nur räumlich zeitliches Sein.“ Aber freilich die Welt der Realität, die von Plato an bis Nichte jeder tiefere Denker auflöste, sie gilt jetzt wieder, und zum Zeichen, wie sie gilt, werden wir mit Systemen des Sensualismus beglückt, die unter platonischen Citaten uns das Bewußtsein als Resultat einer Kreisdrehung verdeutlichen. So hat der Geist sich selber vergessen, aus der Einen Hälfte seines Sinnes und Thuns, aus dieser äußern Welt, dem Symbol seines Wesens und dem Zeugen seines Reichthums, sucht er die Erklärung seines Innern, das ihm aus höheren Ideen und Zwecken aufgehen sollte. Man will sich von Vorurtheilen und von traditionellen, unermessbaren Sätzen befreien, und glaubt dies nicht besser zu erreichen als durch Aufhebung aller übersinnlichen Positionen; aber es gibt

auch eine innere Welt thatächlicher Wirklichkeit, die ihre Räthsel keiner andern Beobachtung aufthut, als wieder der innern; und diese Welt der Subjectivität, wenn sie zum Bewußtsein kommt, daß alle Realität ihr Schluß ist, wird vielleicht keine andern Positionen neben sich dulden können als solche, die ihres Wesens und ihrer Bedeutung sind.

Die Zukunft unsrer wissenschaftlichen Entwicklung hat es zu entscheiden, welcher Richtung die Herrschaft zufallen wird. Sollten die Propheten der sinnlichen Anschauung unter uns den Sieg gewinnen, so wird allerdings die Welt des Jenseits und die heilige Bedeutung des Lebens sicher verschüttet werden von dem Staube des Diesseits, so sicher, als es neben der Wahrheit dieses sinnlichen Diesseits keine Wahrheit des Jenseits mehr geben kann. Ob dann die gründliche Befreiung von aller Idealität den praktischen Sinn entzweien wird, den bisher die speculatione und religiöse Phantasie unterdrückt haben sollen, das steht dahin. Vielleicht werden die Fremden nicht kommen, um ihn bei uns zu suchen; aber sicher werden sie nicht mehr kommen, um aus der Tiefe deutschen Geistes und deutschen Gemüthes zu schöpfen. Doch an solchen Ausgängen im Ernst zu glauben, fällt uns nicht ein. Nur wie lange diese Periode der Veräußerlichung des Geistigen, Innerlichen in fast allen Gebieten des Lebens vorherrschen wird, wird von dem Grade der Theilnahme abhängen, welche das wissenschaftliche Publicum der philosophischen Kritik zollt. So lange dieselbe so vereinzelt bleibt, wird es unter den Männern der Wissenschaft eine doppelte Bildungsstufe des Bewußtseins geben. Fragt man den gemeinen Mann, woher das Licht leuchtet, das Feuer im Ofen brennt und wärmt, der Stein vom Dache fällt, so ist er über die Thorheit solcher Fragen verwundert, diese complicirten Vorgänge verstehen sich ihm als einfache Thatfachen seiner Erfahrung von selbst. So verstehen sich auch Raum, Zeit, Bewegung und alle Kategorien, in denen wir denken, als letzte Thatfachen von selbst — für den nämlich, dem die gemohnten Züge seines empirischen Denkens so stark und objectiv geworden sind, wie dem gemeinen Manne seine Erfahrungen. Diesen kann nur die Physik oon seinem Irrthume überzeugen, jenen nur die Wissenschaft, welche ihn in die innere Welt der Subjectivität einführt. Und wer von unsrem Lesern einen Führer in diese Welt begehen sollte, dem nennen wir Einen, und zwar den reichsten und bedeutendsten Denker unsrer Zeit — Locke, Nachfolger von Leibniz.



Dritte Abtheilung.

Die Galanteriemaler Frankreichs.

Von
Richard Fischer.

Die Kunstkritik und Kunstgeschichtsschreibung hat vor Allem das logische Element, die genetische Entwicklung der Erscheinungen aufzufassen und darzustellen. Das innere, ideelle Element, welches sich, je nach dem Geiste der Zeitalter, in bestimmten Charakteren und Richtungen eine äußere Gestaltung schafft, in der Architektur, der Plastik, der Malerei, steht in dem innigsten, natürlichsten organischen Zusammenhange mit allen übrigen Erscheinungen und Lebensbedingungen der Völker, so daß die Kunst nichts aufzuweisen hat, was nicht als ein Erzeugniß dieser Lebensbedingungen und Verhältnisse zu betrachten und zu erklären wäre. Die Kunst ist somit der Ausdruck der herrschenden Ideen und Anschauungen des jedesmaligen Zeitgeistes und Geschmacks, und bildet daher einen Maßstab für die Cultur der Nationen. Dieses logische Element, dieser Nachweis der Gründe aus dem gesammten materiellen, socialen und politischen Leben ist bei Weitem noch nicht genügend in der Kunstgeschichtsschreibung berücksichtigt worden. Namentlich gilt dies von der Geschichte der Malerei.

Zwei Momente sind es nun vor Allem, welche wir bei der kritischen Behandlung unsers Stoffes hervorheben müssen, nämlich der Nationalcharakter und der Zeitgeschmack. Wir haben die Hauptvertreter der Gruppe von Künstlern Frankreichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, namentlich unter der Re-

gierung Louis XV., Galanteriemaler genannt. Drei Gründe berechtigen uns dazu, erstlich der Nationalcharakter selbst, zweitens die Sujets und drittens die Erfassung und Behandlung derselben. Betrachten wir diese drei Gründe genauer, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet.

Keine Nation der Erde besitzt diejenigen angeborenen Eigenschaften, Reigungen, Charakterzüge, welche das Wesen der Galanterie ausmachen, in so hohem Grade, als die Franzosen. Die Galanterie besteht aber keineswegs in der bloßen Höflichkeit und Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht, eine Höflichkeit, Artigkeit, Zuvoorkommenheit, die oft sehr prosaisch, langweilig und strobern sein kann, Galanterie ist vielmehr die instinctive, poetische Verehrung des schönen Geschlechts; ist der ritterliche Enthusiasmus, sich für dasselbe aufzuopfern; ist die sinnlich-ästhetische Begeisterung, welche ein schönes und liebenswürdiges Weib erweckt, eine Begeisterung, die, fern von jeder prüden Sentimentalität und ascetisch-platonischen Refignation, nur in dem gegenseitigen Vollgenusse der Liebe ihren Quell, wie ihre Befriedigung findet; ist endlich jenes unwillkürliche sociale und humane Bedürfniß, sich des Umganges mit dem schönen Geschlechte zu erfreuen, eben ob seiner Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit. Sind dies mehr und im Wesentlichen die inneren Charakterzüge der Galanterie, so werden sich die äußeren vorzugsweise als Feinheit des Benehmens, als gefällige und gefällsüchtige Zuvoorkommenheit, als Gewandtheit, Anstand, Geschmack, Grazie, nicht ohne theatralischen Schwung und pathetische Emphase, kenntlich machen. Auf Eines ist jedoch hier noch besonders hinzuweisen, daß es nämlich ohne galante Weiber auch keine galanten

Männer, und daß es Galanterie überhaupt nur da geben kann, wo sie in der bezeichneten Weise angeboren ist, also etwas Genuines und Geniales hat. Es ist somit klar und fest, daß die Galanterie nur da in Kunst und Literatur wahr und lebendig dargestellt und geschildert werden kann, wo sie die Unmittelbarkeit des Lebens und die Directheit der Anschauung selber darbietet. Dies gilt principiell wie historisch von allen Kunstblüthen, Kunstcharakteren und Kunstströmungen im Großen und Allgemeinen. Galanterie und Galanteriemalerei konnte es also nur in Frankreich geben, weil die Franzosen einzig und allein das Zeug dazu haben, und die Galanteriemalerei konnte nur in ihrer Art und Weise auftreten, weil die Galanterie selbst in der genannten Periode diese Form annahm. — Die Kunst erscheint uns stets und überall als ein poetisches Spiegelbild des praktischen Lebens, wie überhaupt die Phantasie des Künstlers, wenn sie auch naturgemäß ihre Nahrung zunächst der Wirklichkeit entnimmt, eine dichtende ist. Wie zu den Zeiten Franz I. und Heinrich's IV., so gab es auch unter Louis XV. „verts galants“ und wird es in Frankreich allezeit geben.

Wir sagen, die Kunst ist im Allgemeinen ein poetisches Spiegelbild des praktischen Lebens, und die Kunstströmung einzelner Zeitalter die Repräsentation ihres besondern Charakters, mag nun die Kritik diese Kunstströmung nach Inhalt und Form als Wüste oder als Verfall betrachten und beurtheilen. Die Galanteriemalerei unter Louis XV., sowie überhaupt während der ersten und mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, also von 1700 an bis 1770, charakterisirt uns also das Leben der höhern Stände Frankreichs und des Hofes in der genannten Periode. Wie dieses Leben selbst der Ausdruck der extravagantesten Manier ist, so tritt uns auch logisch nothwendig die Kunst selbst als durchaus maniert entgegen. Manier also, das ist der Hauptcharakterzug der gesammten derzeitigen Galanteriemalerei. Den Sujets nach bietet sie uns im Allgemeinen Haus- und Gesellschaftsformen, sowie Minnespiele der verschiedensten Art, in denen der Liebreiz des Weibes die Hauptrolle spielt.

Da die Franzosen ein höchst kunstsinnes und kunstliebendes Volk sind, so konnte es auch nicht fehlen, daß selbst in dieser Periode des Verfalls der Kunst und Literatur, und namentlich der Entartung der höhern Stände, diese Galanteriemalerei allgemein geschätzt und von Vielen geübt wurde. Dafür sprechen nicht allein die Massen derartiger Gemälde aus den genannten Jahrzehnten, sondern auch die Tausende von Kupferstichen, welche derartige Scenen schildern.

Die Kunstkritik und die Kunstgeschichte hat es natürlich nicht mit den Massen dieser mittleren und niederen Persönlichkeiten und Erscheinungen zu thun, sondern beschränkt sich vorzugsweise auf die Hauptrepräsentanten dieser Kunstströmungen, in welchen Hauptvertretern der Sinn und Charakter dieser Kunstströmungen sich am eigenthümlichsten und glänzendsten bewährt.

Die Hauptrepräsentanten aber dieser Galanteriemalerei sind: Watteau, Lancret, Pater und Boucher. Nachdem wir nun das Wesen der Galanterie und der Galanteriemalerei überhaupt geschildert haben, gehen wir nun zur Kritik und Charakteristik dieser einzelnen Künstler über.

Es ist wahr, daß, indem wir dieses Gebiet betreten, wir nach allen Richtungen hin Manier, Verfall, Auflösung erblicken, die zunächst in dem Losgehen von der Natur und ihren Gesetzen ihren Grund finden, allein wir dürfen auch nicht verkennen, man muß eben durch tiefere Studien an Ort und Stelle in dieses Fach eingeweiht sein, daß aus aller dieser Manier, wie sie sich namentlich in der Literatur und Kunst documentirt, ein gewisser Zug von Genialität hervorleuchtet. Es versteht sich ganz von selbst, daß wir hierbei, wie es ja doch bei Allem der Fall ist, nur das Vorzüglichste und Geistreichste in's Auge fassen, und an diesem Vorzüglichsten und Geistreichsten hat selbst diese Galanteriemalerei keinen Mangel. Wir beurtheilen die Zeitalter und ihre Erscheinungen, welcher Art dieselben auch sein mögen, nicht nach der Fluth des Niederen und Mittelmäßigen, sondern nach dem Abhub des Besten und Wichtigsten, in dem sich der Geist und Charakter der Zeitalter concentrirt. Allein Geist und Charakter beweisen die Franzosen zu allen Zeiten, und selbst in ihren Verirrungen und Ausschweifungen, zu denen sie bald ihr ritterlicher Romanticismus, bald ihre feurige Phantasie und Sinnlichkeit hinreißt, werden wir stets entweder eine gewisse Inspiration höherer Ideen oder eine poetische Genialität entdecken und anerkennen haben. Dies ist denn auch bei den genannten vier Künstlern der Fall, so daß wir sie, trotz aller ihrer Manier, im Hinblick auf ihre besten und werthvollsten Werke, vermöge des Reichthums ihrer Phantasie, des Schwunges ihrer Laune, der Leichtigkeit und Gewandtheit ihrer Productivität, sowie auch des Eifrit und der Gefälligkeit ihres Colorits und Vortrages den interessantesten Erscheinungen im Fache des Genre, namentlich des Conversations-Genre, beizuzählen haben.

Antoine Watteau, 1684 — 1721, ein Enkelsohn des Rubens, steht an der Spitze der Galanterie- und Conversationsmaler Frankreichs, welche wir im Allgemeinen mit den

Vertretern seiner zahlreichen Memoirliteratur vergleichen können. Watteau, kaum zum Jüngling herangereift, kam zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Paris, als man der frömmelnden Entsaugung und der beichtväterlichen Strenge Louis' XIV. bereits satt und müde war. Man sehnte sich nach Abwechslung, nach Genuss, nach Poesie, welche dem Leben neuen Reiz verleihen sollten. An die Stelle der Kirche trat die Bühne, namentlich kam die Oper bedeutend in Aufnahme. Allein das Opernhaus erlangte des künstlerischen Schmuckes, welchen der Fortschritt und Geschmack der Zeit erforderte. Da ließ man aus Valenciennes einen in Holland bereits berühmten Decorationsmaler nach Paris kommen, welcher unsern Watteau, einen angewandten, talentvollen, lernbegierigen Knaben, mit sich brachte. Für alle Malerei und Poesie begeistert, trat der arme Antoine zunächst in eine Manufactur ein, in welcher er für geringen Lohn allerlei Heiligenbildchen zu malen hatte. Es währte nicht lange, so entsaltete sich, selbst bei dieser geringen und sehr mechanischen Beschäftigung, sein künstlerisches Talent. Sein Arbeitgeber hatte ihm anfangs den besondern Auftrag erteilt, nur den heiligen Nicolaus zu malen. Allein dieser Heiligenfabrication war unser lebenslustiger, geistreicher Jüngling bald herzlich überdrüssig. Da er nach Sitte und Gebrauch von seinem Lehr- und Protzern nicht loskommen konnte, so machte er sich heimlich aus dem Staube, alle Heiligen zum Teufel wünschend, für die ihn Natur und Beruf nun einmal nicht gemacht hatten. Er meldete sich darauf bei dem Maler Gillot, welcher ihn mit Vergnügen als Schüler in sein Atelier aufnahm und ihn mit Wort und That in die Elemente der Kunst und Malerei einführte. Allein ihre Temperamente, Charaktere und Neigungen waren so gleichmäßig und übereinstimmend, daß ihnen ihr Zusammenleben langweilig wurde und sie sich deshalb, nach mehrfachen Ueberwürfnissen, von einander trennten. Watteau ward darauf in dem Opernhause beschäftigt, für welches er eine Reihe von Decorationen ausführte. Durch diese Arbeiten gewann er mehr und mehr einflußreiche Bekanntschaften, so daß er, vollkommen für seine Zeit geschaffen, mit den verschiedenartigsten und vielfachsten Aufträgen betraut wurde. Bald waren es Plafonds und Thürstüde für Säle und Zimmer, welche er auszuführen, bald Thüren für Wagen und Tragstühle, welche er zu verzieren hatte; hier verlangten die Herzoginnen und Marquissinnen mit Liebesgöttern und Schächerinnen geschmückte Fächer, dort wurde er mit Maskenscenen, Hoffeten, Concerten, Liebesabenteuern und dergleichen für die Gemäldesammlungen der Reichen und

Vornehmen beauftragt, Alles Schilderungen der damaligen Art und Sitte, von einem gewissen poetischen Zauber umflossen und nicht ohne erotische Ausgelassenheit, wie es nun einmal die Galanterie der Zeit mit sich brachte. Sehen wir doch, indem wir die Gemälde Watteau's betrachten, die Regenschicht vor uns ausleben mit der Ueppigkeit und dem Glanze ihrer Hoffete, mit den seidenrauschenden, an silbernen Cascaden und marmorglänzenden Statuen im Schatten der Laubbäcker luftwandelnden, oder auf welchem Rasenteppiche an göttergeschmückten Bassins von Versailles conversirenden und concertirenden liebreizenden Damen, welche auf die flüsternde Stimme galanter Cavalierre lauschen. Diese ansprechenden, oftmals umfang- und figurenreichen Scenen sind mit der Grazie, Gewandtheit und Besälligkeit behandelt, welche das Wesen der Galanterie theilweise ausmacht, also auch erfordert. Daß der Künstler sich wesentliche Veränderungen im Costüme erlaubt hat, ist eine poetische Lizenz, welche ihm die Kritik um so eher nachsehen darf, als es sich hierbei um ganz einfache Luft-, Liebes- und Festscenen handelt, nur in dem allgemeinen historischen Charakter der französischen galanten Welt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Wie also im Allgemeinen in Beziehung auf die Sujets und deren mannigfachen Motive der Phantasie des Künstlers, diesem nothwendigen Elemente aller Kunst, welches in unserm profaischen materiellen Zeitalter allzusehr in den Hintergrund tritt, der nöthige und erlaubte Spielraum zu gönnen ist, so wollen wir sie auch im Besonderen hinsichtlich der Freiheit nicht anklagen, mit welcher sie die galante Welt costümirte. So theatralisch und mösternartig dieses Costüm auch hier und da erscheint, so trägt es doch im Wesentlichen den bestimmten Charakter der Zeit, der Nation, des Hofes, so daß wir auf den ersten Blick in die üppigen Blüthentage der Regenschicht vor Louis XV. versetzt werden. War doch damals das ganze Leben der galanten, vornehmen Welt von Paris eine Art von Maserade und Bühnenspiel, bei dem die raffiniertesten Gaukler das meiste Glück machten.

Watteau, den wir als einen Feuilletonisten der Malerei betrachten können, mit seinem gewandten, hitreren, glänzenden Binsel, führt uns vornehmlich ein in das bunte, schimmernde Reich Cotterens mit seiner behaglichen Ruhe, mit seiner sorglosen Pust, mit seiner triumphirenden Liebe. Wohin wir blicken, auf seine Fächer, auf seine Bilder, auf seine Plafonds, überall eröffnen sich unheimlichere Perspectives, überall erblicken wir glückliche Menschen, die, von des Lebens Mühe und Plage nicht deßhalb, sich nur dem Ge-

nusse weihen. In seinen „amusements champêtres,“ seinen „fêtes vénitiennes“ u. s. w. scheinen die olympischen Götter herabgestiegen zu sein und die Gewänder der Sterblichen angelegt, namentlich aber die tyrrische Göttin ihren ganzen Liebeszauber in tausend sonnigen Strahlen über die Natur und Menschenwelt ausgegossen zu haben. All' diese Bilder einer heiteren Phantasie und einer lebensfrohen Vergangenheit, fern von jeder trankhaften Tendenziosität der Gegenwart, können wir als Erklärungen und Beläge des Sprichwortes betrachten: „Leben, wie die Götter in Frankreich.“

Dieses Maskenhafte und Theatralische, diese Freudhaftigkeit, welche noch heute bei allen Festen in Frankreich in so strahlendem, überragendem Glanze erscheint, diese Pierrot's, Scaramouches und Columbinen, diese Cytheren, Nymphen und Amoretten sind Gestalten und Elemente, welche er vorzugsweise von der Bühne auf seine Leinwand übertrug. Die Aufnahme dieser Typen des italienischen Theaters, Arlequins in seiner Prolait, Pierrot's in seinem weißleinen Kittel, Pantalon's in seinem schwarzen Doctormantel, Columbinens in ihrem rosenfarbenen Mitterleide, waren für Watteau keineswegs bloß Gebilde zufälliger Laune, sondern, wie es in der Dichtung und auf der Bühne selbst der Fall ist, bestimmte Repräsentationen der verschiedenen Menschenalter und Charaktere, der Jugend mit ihrer Romantik und Flatterhaftigkeit, des Alters mit seiner Grämlichkeit und Strausucht, der Tölpelhaftigkeit, die von dem Einen geprellt, von dem Andern gezüchtigt wird, der Schlaubeit, die Allen ein Schnippen schlägt und in den Armen der Liebe den Sieg davonträgt.

Sehen wir nun darauf, wie dies Alles erscheint und gemacht ist, was für die Kunstkritik die Hauptsache ist, obgleich die reiche Phantasie und die schöpferische Thätigkeit an und für sich schon hohe Anerkennung verdient, so erweist sich Watteau nicht allein als ein sehr geübter und gewandter Zeichner voller Aplomb, vorzugsweise dazu geworden dadurch, daß er Alles, was ihm irgendetwas auffiel, sogleich in sein Skizzenbuch aufnahm, sondern auch als ein geistreicher Colorist, dem es vor Allem auf lieblichen Wohlklang, auf phantastischen Reiz der Farbe ankam. Nicht Wahrheit wollte er erreichen, sondern nur Wahrscheinlichkeit, nicht Schönheit war sein Ideal, weder moralische, noch physische, noch künstlerische, sondern nur Liebreiz, Wohlgefallen und Behagen. Vom Idealismus, Spiritualismus, Realismus gleich weit entfernt, gefiel er sich vornehmlich in einer gewissen poetischen Phantastik, nicht ohne theatralischen Pathos, in einer ästhetischen Sinnlichkeit, die, dem Epi-

curäismus huldigend, Alles fern hielt, was den Genus an und für sich stören konnte. Er producirt Alles leicht und leichtfertig wie seine Zeit, aber auch mit der chevaleresken Eleganz, welche sie charakterisirt. Will man seine eigenthümliche Größe kennen lernen, so muß man ihn besonders in seinen Handzeichnungen studiren. In diesen sowohl als auch in seinen Gemälden entfaltete er eine Sicherheit der Hand, eine Gefälligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen, eine Gewandtheit des Arrangements, eine Abrundung der Composition, welche die höchste Anerkennung verdienen würden, wenn sie nicht im Solde der Manier ständen. Diese böse, zum Theil über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit, geschweige der Wahrheit selber hinausvordringende Manier ist es, welche ihm vor dem Forum der Kritik so wesentlich schadet.

Er sehnte sich nach Italien. Bevor er dahin abreisen wollte, stellte er zwei seiner bedeutendsten Gemälde im Louvre aus, und zwar in einem Saale, welcher den Akademikern zum Durchgange diente. Als Lasosse in den Sitzungsaal ging, blieb er vor den Gemälden stehen und sagte zu dem grade gegenwärtigen Künstler: „Ei, mein Verehrter, was wollen Sie in Italien? — Sie wissen davon mehr als wir. Sie müssen nicht den Weg über die Alpen, sondern in die Akademie einschlagen.“ — Ermutigt durch diese Zu- und Fürsprache eines einflussreichen Mitgliedes der Akademie, bewarb er sich um die Aufnahme in dieselbe und ward akademischer Bürger unter dem neuen, sehr bezeichnenden Titel „peintre des fêtes galantes!“

War er schon vorher in Ruf, so wuchs nun dieser von Tage zu Tage. Eine Bestellung drängte die andre. Crozat, de Julienne, de la Roque und andre berühmte Kunstkenner und Kunstsammler suchten seine Gemälde und bezahlten sie mit bedeutenden Summen. Einer der besten und wichtigsten Freunde und Verehrer Watteau's war jedoch Gersaint, ein berühmter Kunsthändler und selbst Kunstschriftsteller, namentlich den Kunstgelehrten bekannt durch seine räsonnirenden Verzeichnisse, welche noch heute sehr geschätzt sind wegen ihrer interessanten Einzelangaben, das Leben und die Werke der Künstler betreffend. Wie Gersaint für Watteau und seine Werte enthusiastisch war und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sie an sich zu bringen, so wehrte auch Watteau seinem enthusiastischen Freunde und Verehrer sein ganzes Herz und Talent.

Eine trankhafte Anruhe, die Folge eines Brustleidens, trieb ihn von seiner Staffelei weg und drückte ihm den Wanderstab in die Hand. Er ging nach England, nahm jedoch keinen langen Aufenthalt daselbst, weil ihm

das Klima nicht zusagte. Seine Stimmung ward immer düsterer und mürrischer, kaum daß dem „peintre des fetes galantes“ noch ein Lächeln abzugewinnen war. Er zog sich nach Nogent-sur-Marne zu de Julienne zurück und arbeitete daselbst mit Fleiß und Ausdauer, soweit es seine körperliche Schwäche und Lodesahnung gestattete. Sein letztes Bild war eine Scene aus Molière's „malade imaginaire,“ und zwar wie derselbe in Gegenwart der medicinischen Facultät beerdigt wird. — Schon im siebenunddreißigsten Jahre nahm der Tod dem epicuräischen Künstler den Pinsel aus der Hand.

Da wir ihn, so weit es der Zweck dieser Blätter gestattet, schon im Vorbergehenden vom Standpunkte der Kunstkritik aus betrachtet haben, gehen wir nun zu dem zweiten der Galanteriemaler Frankreichs über, zu Lancret.

Nicolaus Lancret (1690—1743) war ein Schüler des Vorgenannten, der schon des großen Vortheils genoss, der Gründer dieses galanten Genre und der Chef der ganzen Gruppe und Schule von Künstlern zu sein, welche sich dieser Galanteriemalerei, im engsten Bunde mit dem Zeitgeschmack selbst, widmeten, einer Kunstrichtung, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Classicismus David's, dem Product der auslebenden Antike, dem Siege der Revolution und Republik, welche die erhabene Tradition der Römer und Hellenen, einen Brutus und Cassius, einen Themistokles und Epaminondas in's Leben rief, vollständig verschlungen wurde. Der eitelpunktelnde Hofstaat der Bourbons und die leichtfertige vornehme Salonwelt des Adels, die puffsüchtigen, abenteuernden Marquisen und die verliebten, galanten Abbés verschwanden wie Spreu vor dem Sturme der Revolution.

Watteau war unter Louis XIV. ein Phänomen, allein Lancret, nicht mit der Poesie und dem Esprit seines Lehrers begabt, erschien unter der Regimentschaft schon als ein Nachahmer. Erfaßte und stellte der Erstere, Watteau, die Natur und Menschenwelt mehr in dem Zauberspiegel seiner Phantasie und der Bühne dar, so gibt uns der Andre, Lancret, die Physiognomie seiner Zeit in scharfen, getreuen Zügen und ist somit ungleich mehr Realist als sein Vorgänger. Es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Künstlern, der von dem Geschichtsschreibern der Malerei, die meist leider viel zu wenig Kritiker sind und viel zu viel von vorgefaßten Meinungen ausgehen, oftmals ganz übersehen wird. Während also Watteau mit seinen galanten, theatralischen Menschen und seinen galanten, theatralischen Landschaften sich mehr auf dem Gebiete der Poesie

und der Wahrscheinlichkeit bewegt, hält sich Lancret mehr an die Prosa und die geschichtliche Wahrheit. Die Arlequins, Pantalons, Scaramouches, Mezzetinos u. s. w. verschwanden von der Leinwand Lancret's, und die galante Welt, wie sie steht und geht, tritt an ihre Stelle. Seine Galanteriemalerei können wir somit, um eine Parallele mit dem Theater zu ziehen, als das Vaudeville des Genre betrachten. Wenn er nun auch ein Profaisst und kein Poet ist, so ist er doch jedenfalls ein eleganter Profaisst. Bildet aber irgend Etwas ein nothwendiges Moment der Galanterie Frankreichs, wie wir sie oben als Basis unserer Abhandlung auseinandergesetzt haben, so ist es die Eleganz, d. h. der höhere, noble Stil und Geschmack in Wort und That, in Geist und Sitte.

Sein Ideal, d. h. der Höhepunkt seiner künstlerischen Bestrebungen in Geist und Wert, ist das Ideal der Salons. Er steht also, wie die meisten Künstler, ganz innerhalb seiner Zeit und seiner Nation, die Sitten und Charaktere beider schildernd. Seine Phantasie erhebt sich im Allgemeinen nicht über die privilegierten Convenienzen der Gesellschaft und über die Raffinements der Mode. Seine Gestalten sind Leute von Distinction, welche den Stempel der Exklusivität an sich tragen, seine Scenen sind Schilderungen der Truden und Vergnügungen der höheren Stände, unter denen er sich bewegte, selbst seine landschaftlichen Hintergründe sind meist jene Heden, Lauben und Luhgebüsch, welche uns die Gartenkunst le Notre's als „cabinets de verdure“ überliefert hat. Bald sind es Gruppen, in süßem Liebesgestülter versunken, die er uns vorführt, bald schlingt er uns in die feierlichen Schwingungen der Menuet, hier lauschen elegante Damen und Cavaliere den schmelzenden Tönen der Musik, dort werfen wir einen verstoßenen Blick in das reizende Poudoir einer noch reizenderen Schönen, die mit ihrem Leber beschäftigt ist. Ueberall sehen wir in Tracht und Sitte die damalige vornehme, elegante und galante Welt vor uns. Die Gemälde Lancret's sind daher nicht allein für den Kunstkenner, den Kunstsammler, den Künstler, sondern auch für den Geschichtsschreiber von großer Wichtigkeit, indem sie uns ein getreues, lebendiges Bild geben von dem Charakter der Zeit und der Gesellschaft bis in die Details der Moden und des Mobiliars. Watteau war über die glänzenden Erfolge Lancret's, seines ehemaligen Zögling's, so neidisch und aufgebracht, daß er jede Verbindung mit ihm aufgab.

Was den Schloß-, Haus- und Zimmereinrichtungen in Frankreich damals und selbst heute noch ein so großes künstlerisches und historisches Interesse verleiht, ist die voll-

ständige Harmonie aller Gegenstände, bis auf die kleinsten Bronzen und Holzschneidereien, in denen noch jetzt die Franzosen eine so hohe Kunstfertigkeit beweisen vor allen übrigen Völkern. Es war nicht eine bunte, zusammengewürfelte Masse von Möbeln, Ornamenten und Gegenständen der Kunst und Kunstindustrie, wie meist in Deutschland, eine Masse, in welcher der Mangel aller Kunstbildung und alles Geschmacks der Besizer und Sammler sich auf das Grellste offenbart, sondern es bildete, je nach dem Stile der Zeit, ein streng gegliedertes harmonisches Ganzes von den Plafonds bis zu den Teppichen, von den Marmorkaminen bis zu den Bronceleuchtern. Ein solches Familienhotel wurde im Mittelalter so gut wie unter Louis XV. in einem Kunststriele gebaut und eingerichtet. Es liegt auf der Hand, welche großen Vortheile, namentlich bei dem feinen Kunstsinne und Geschmack des gemalten, geruchfüchtigen, prachtliebenden Volkes Frankreichs, für die Künstler und Industriellen aller Art in Menge daraus erwachsen.

Auch für diese Art künstlerischer Ornamentik zeigte Lancret ein großes Talent. Nachdem er bereits Mehreres in diesem Genre, also Plafonds, Thürstüde u. s. w. ausgeführt hatte, erhielt er von de Boulogne, „intendant des ordres du roi,“ den Auftrag, einen ganzen Saal mit seinen Salanteriemalereien zu schmücken, welche Aufgabe er auf das Glänzendste löste. Der König befahl ihn darauf nach Versailles und ließ ihn mehrere Gemächer mit Gemälden dieser Art verzieren, von denen wir namentlich die in dem Speisesaale und in der Apollogalerie hervorheben.

Wie die französische Nation im Allgemeinen sich durch eine lebhafteste Phantasie und eine reiche Erfindungsgabe auszeichnet, so auch im Besondern ihre Künstlerwelt. Auch Lancret besaß diese glücklichen Gaben der Natur in hohem Grade. Nicht allein, daß er die näher bezeichneten Gesellschaftsscenen zu Hunderten mit Leichtigkeit ausführte, auch das Fach der Allegorie behandelte er mit gleicher Fertigkeit. „Die Elemente,“ „die Jahreszeiten,“ „die Welttheile,“ „die Tageszeiten,“ „die zwölf Monate,“ „die fünf Sinne“ u. s. w. wurden mehrmals und stets anders dargestellt. Dabei war er außerordentlich fleißig und arbeitsam. Er liebte die Arbeit, weil sie ihm leicht wurde und schnell von Statten ging. Er wiederholte sich niemals, stets suchte er denselben Gegenständen eine neue geistreiche Wendung zu geben in gefälliger Vortrage. So eng er sich auch als ausübender Künstler an Watteau angeschlossen, so zog er stets, und weit mehr als dieser, die Wirklichkeit zu Rathe. Wo er stand und ging, überall, auf den Straßen und Promenaden, in den Salons und Theatern

studirte er das Wesen, die Haltung, den Charakter, das Costüm der Menschen, nahm Alles in seinen leicht empfänglichen Geist auf und übertrug es rasch mit ebenso sicherer und gewandter Hand auf seine Leinwand. Vielen seiner Gestalten sieht daher der Kenner so gleich das Modellistische an, denn Hunderte dienten ihm zu Modellen, ohne daß sie auch nur eine Ahnung davon hatten. Sein Hauptaugenmerk war besonders auf die Eigenthümlichkeiten der Damen gerichtet. Wie die eine ihre hauchdünne Seidenrobe aufstraffte, die andre mit ihrem Hücher coquettierte, die dritte die netten Füßchen setzte, die vierte mit ihrem Anbeter sponfirte, wurde in dem Garten der Tuilerien oder in den „eisenernen Zelbern“ auf das Sorgfältigste mit scharfem Blicke beobachtet. Diese Triebkraft und Emsigkeit war so groß, daß er oftmals seine Freunde und Gesellschaften sofort verließ und nach Hause eilte, um den ersten Eindruck in seiner vollen Frische mit seinem Griffel und Pinsel zu fixiren.

Er beobachtete und studirte also die Wirklichkeit sehr genau und gewissenhaft. Wenn wir den Mangel an Natürlichkeit auf seinen Gemälden beklagen, so hat dies eben nur darin seinen Grund, daß diese Wirklichkeit mehr oder weniger unnatürlich war. Er selbst hält auf Natur, indem er sagt: „Wenn ihr die Natur allzusehr verläßt, so werdet ihr falsch und manierirt.“ Ein so manierirter Künstler wie er, der sich ebenfals für natürlich hielt, verwechselt offenbar hierbei die Begriffe: Natur und Wirklichkeit. Er ist real und darum ist er nicht natürlich, weil eben dieser Realität seiner Zeit und Gesellschaft die Natur abging und sich Alles in den gleichnerischen Schein und Schimmer der Manier hüllte. Wie also bereits bemerkt, nicht seine individuelle Manier machte ihn manierirt, sondern die allgemeine Manier seiner Zeit und Nation. So war es mit Watteau, seinem Lehrer, so ist es mit Lancret, seinem Schüler. Sie waren jedoch nicht allein manierirt, weil sie als Menschen ihrer manierirten Zeit und Gesellschaft angehörten, sondern sie waren vor Allem als Künstler manierirt, weil sie ebenso die große Tradition der Kunst von Hellas und Italien, als die allgemeinen ästhetischen Principien verfeugneten. Für die Künstlerwelt gibt es nur drei Mittel, sich vor Manier zu bewahren, nämlich erstens das strenge Festhalten an der Natur an sich, also durchaus unabhängig von aller Zeit und Mode; zweitens das volle, lebendige Bewußtsein des Kunstschönen, wie es vornehmlich in der Antike verherrlicht sich offenbart, und drittens der Anschluß an die erhaltene Tradition großer Meister und Schulen.

Lancret war schon im jüngeren Mannesalter so geschätzt, daß er mit neunundzwanzig Jahren, ebenfalls mit dem Titel „peintre des s^{es}tes galantes,“ in die Akademie aufgenommen wurde und im Jahre 1735 den Kathötel empfing. Eins seiner Aufnahmebilder, die zu seinen vorzüglichsten gehören, stellt eine galante Gesellschaft im Freien vor, trefflich gestochen von dem berühmten Kupferstecher Jacques-Philippe Lebas. Als ein besonderes Zeichen der Achtung, in welcher Lancret bei dem Kunstpublicum und bei der Akademie stand, ist anzuführen, daß sie Lebas mit dem Stiche dieses Bildes beauftragte, ein Stich, welcher als Kunstwerk höher zu schätzen ist, als das Original selber. Lancret's Ruf wuchs durch dieses Blatt Lebas' in weiteren Kreisen über die Grenzen Frankreichs hinaus.

Wie uns seine Gemälde beweisen, war Lancret ein seiner Weltmann, ein beliebter Günstling in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré, der in die feinsten Convenienzen und Raffinements der vornehmen Stände eingeweiht war. Dabei war er ein außerordentlicher Verehrer des Theaters, der keine Vorstellung in der „Comédie française“ veräußerte. Dieser Liebhaberei haben wir eins seiner besten Bilder zu verdanken, nämlich das Finales aus dem „Glorieux“ von Destouches.

Der Marquis von Beringhen, Großstallmeister Louis' XV., beauftragte unsern Künstler, den Saal des Schlosses von Jouy zu malen, und stellte als Aufgabe „die vier Elemente.“ Als Mann von Geist hielt sich Lancret von jeder kalten und frostigen Allegorie hierbei fern. Bedurfte doch das freie, üppige Zeitalter Louis' XV. nicht erst derartiger Symbole. „Das Wasser“ stellte somit eine heitere, üppige Badescene vor, „das Feuer“ ward repräsentirt durch eine trauliche, galante Gesellschaft und Conversation am hellleuchtenden Kamine, „die Erde“ erschien als ein Fest auf Acker und Feld, „die Luft“ war eine schaukelnde Marquise, deren weitfaltige Satinrobe von dem Winde in die Höhe getrieben wurde, so daß man die schönen Formen der schönen Dame ahnen konnte.

Geistreich, gefällig, erfinderisch gleich Watteau, war er jedoch in seiner Farbe und in seinem Vortrage lässler und strenger. Ein äußerst gewandter Zeichner, verstand er auch trefflich zu gruppiren und zu arrangiren und legte in Allem eine genaue, detaillirte Kenntniß seines speciellen Kunstfaches an den Tag.

War Watteau poetisch, selbst bis zu dem Heroischen sich ausschwingend, Lancret realistisch, sich streng an die Form und Convenienz der eleganten Welt seiner Zeit haltend, so ist Vater, der dritte der Helden, so zu

sagen, unter den Galanterie- und Conversationmalern der Mann des Volkes, der sich vorzugsweise in der Schilderung der schlichten, derben, vulgären Scenen der niederen Classen gefällt.

Jean-Baptiste Vater (1695 — 1736) war ebenfalls wie Watteau in Valenciennes geboren. Sein Leben hat nichts von Bedeutung aufzuweisen. Fern der eleganten, vornehmen Welt des Faubourg St. Germain, ohne hochstehende, einflußreiche Freunde und Gönner, verbrachte er größtentheils seine Zeit in seinem schmutzigen Atelier in eifriger Arbeit vor seiner Staffelei. Sein Vater, ein gewöhnlicher Holzbildhauer, welcher Watteau kannte, sandte seinen Sohn, der viel Sinn und Talent für die Malerei bewies, nach Paris zu diesem bereits namhaften Künstler mit der Bitte, sich des Anabens anzunehmen. Allein Watteau benahm sich hoch und zufriedend, finster und mürrisch, so daß der Knabe ihn bald mit thranendem Auge verließ.

Allein und nur auf sich angewiesen in der wühlenden Weltstadt, lernte Vater sehr bald den Kummer der Nahrungsjorgen kennen. Das Bild des Elendes stellte sich seinem Geiste in voller Schredniß dar, weil es ihn rings umgab. Um sich aus dieser Noth einigermaßen herauszuarbeiten, war er ohne Unterlaß bis zur Erschöpfung thätig. Eine innere Stimme rief ihm beständig zu: „Arbeite, arbeite, daß du nicht verhungerst.“ — Hatte dies einestheils eine gewisse Liebergeschlagenheit und Gebrochenheit seines ganzen Wesens und Charakters zur Folge, so trieb es ihn andertheils, eine Menge unbedeutender Bildchen zu malen, nur um Brot zu verdienen. Worin er sich später besonders auszeichnete, waren die zufälligen, wipigen Bouffonnerien des komischen Romans, der zur Zeit sehr beliebt war. Da dies etwas Neues auf dem Gebiete der Genremalerei war, so gewann er dadurch einen Namen. Erschien auch hier seine Galanterie und Erotik derben und komischer als auf den Gemälden Watteau's und Lancret's, so zeigte sie doch viel Talent für Auffassung und Charakterisierung, und gewann vornehmlich Freunde durch den Humor und die Naivetät, die sich darin ausdrückten. Welche Laune und Satire zeigt sich z. B. in seiner „Ankunft einer Schauspielertruppe in Mans,“ eine Laune und Satire, eines Scarron würdig. Hätte er in allen diesen Scenen des komischen Genre, welche wir selbst einem Hogarth zur Seite stellen können, mehr Fleiß auf die Composition, die Zeichnung, das Colorit, die Technik verwendet, verwenden können und verwenden wollen, so würde ihr Kunstwerth ein sehr bedeutender sein, so aber beschränkt sich dieser vornehmlich auf den Reichthum der Motive, auf die

Schärfe der Charakteristik, auf den Geist der Erfindung und auf die handliche Fertigkeit und Gewandtheit der Ausführung. Da er jedoch mehr aus Interesse, als wie der Ehre und der Kunst selber wegen arbeitete, so führte ihn diese Leichtigkeit leider zur höchsten Leichtfertigkeit hinsichtlich der Form. Dabei wurde er stets von dem Gedanken gequält, wie es in der Zukunft, im Alter mit ihm werden sollte, ein peinigerender Gedanke, der höchst nachtheilig auf seine Kunstübung einwirkte. Mehr Fabrikant als Künstler, und von einem heißen Verlangen nach Geld getrieben, arbeitete er ohne Unterlaß von früh bis in die Nacht, gönnte sich kein Vergnügen und keine Erholung, und erschöpfte dadurch seine Lebenskraft so, daß er, der so rastlos für seine alten Tage arbeitete, so ängstlich für sie darbt, in der Blüthe seiner Jahre dahin starb. Diese mönchische Zurückgezogenheit von aller Welt und Natur hatte den bedauerlichen Mangel von Modellstudien zur Folge, ohne die nun einmal kein Künstler etwas Bedeutenes zu leisten vermag. Diese Manier der damaligen Zeit und Kunst im Allgemeinen, diese Vernachlässigung der Naturstudien im Besonderen gab seinen Figuren etwas Stereotypes, das nur durch ein gewisses Hell-dunkel und den Schmelz der Farbe gemildert wurde.

Von David an bis etwa vor einem Jahrzehnt war der Werth der Galanteriemaler tief gesunken, jetzt, wo man vorurtheilslos richtet, ist derselbe wieder hoch gestiegen, so daß man derartige Malereien von Bedeutung, die man zu Anfang unsers Jahrhunderts für wenige Francs haben konnte, nun mit Hunderten bezahlt.

Wesentlich verschieden von den drei genannten Galanterie- und Conversationmalern ist viertens und leztens Boucher.

François Boucher (1704—1770), ein Pariser Kind, machte seine ersten Studien bei Vanloo und Lemoine, seine eigentlichen Lehrer aber waren seine Maitresses und die Damen der Oper. In Boucher, entschieden einem bedeutenden Talente, offenbart sich die sinnliche Heppigkeit unter Louis XV. am deutlichsten und tritt uns die Coquetterie in ihrer rückichtslosen Blöße bis zur Triviolität entgegen, ganz wie in der belletristischen Litteratur eines Dorat und Crebillon. Er machte auf Natur gar keinen Anspruch mehr, sondern erklärte geradezu, daß sie ebenso der malerischen Harmonie als des verführerischen Reizes ermangele. An die Stelle der Natur in Kunst und Leben war der Roman und das Raffinement getreten. Unter den französischen Schriftstellern damaliger Zeit gab es eigentlich nur zwei, welche natürlich waren, Rousseau und Diderot. Dieser geißelte

denn auch Boucher am stärksten für seine zügellose Manier, sowie überhaupt die ganze damalige Kunst. „Die Verderbnis des Geschmacks, der Farbe, des Charakters, des Ausdrucks, der Zeichnung,“ sagt Diderot, „ist der Verderbnis der Sitten gefolgt. — Was soll Dieser (Boucher) auf seiner Leinwand darstellen? Nur das, was er in seiner Imagination hat. Und was kann ein Mensch in seinem Kopfe haben, der sein Leben unter den Dinnen der niedrigsten Classe verbringt?“ — Gerade als diese schwere und gerechte Anklageschrift Diderot's gegen Boucher erschien, ward dieser zum „premier peintre du roi“ ernannt, womit Louis XV. in Kunst- und Geschmacksachen sich selbst sein eigenes Urtheil fällte.

Als Madame de Pompadour auf den Thron Frankreichs stieg, erklärte sie sich zur Gönnerin Boucher's. Eine Frau von Geist und an der Spitze der Regierung, setzte sie auch einen Ruhm darin, als Beschützerin der Künste geehrt zu werden, ja sogar als Künstlerin zu gelten, denn ihre schöne zarte weiße Hand führte mehrere Radirungen mit Geist und Geschick aus. Auf einigen Porträts erblicken wir sie von allerlei Kunst- und Malerapparaten umgeben im Dienste Apollo's und der Mufen. Boucher selbst hat sie sechsmal so dargestellt, bald kostbar, bald einfach gekleidet, blättern in einem Portefeuille mit Kupferstichen. Einige dieser lebensgroßen Bildnisse machen dem Künstler alle Ehre und erheben sich sogar zu der Bedeutung und zu dem Werthe eines Rigaud, von dem das Louvre so viele treffliche und gediegene Arbeiten aufweist.

Den Sujets nach bestehen die zahlreichen Malereien Boucher's meist in Pastoralen, Nymphen, Liebeszenen, galanten Abenteuern, erotischen Humoresken und Charakteristiken aller Art, die er für Louis XV., Frau von Pompadour, den hohen Adel, sowie für eine Menge reicher Kunstsammler und Liebhaber ausführte. Im Liebesgenre war er, als gründlicher Kenner und Praktiker, unerschöpflich. Wenn auch die Kritik die Art und die Absicht der Darstellung des Radten scharf zu rügen hat, so muß sie doch auch dem Geist, der erfinderiichen Laune, der geübten Hand, mit der alle diese erotischen Humoresken behandelt und dargestellt sind, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Kupferstichladen von Paris wimmeln von dergleichen Kupferblättern, in denen sich mancher geschickte Grabstichel verewigt hat. Götter- und Menschenwelt majorum und minorum gentium huldigen auf Boucher's Gemälden in mehr oder weniger unschuldigen, poetischen, graciösen Szenen, bald auf lustigem Wolken throne, bald im prunkenden Boudoir, bald im trau-

lichen Waldesschatten der einen affgekehrten Göttin, Venus. Sehr viele dieser Darstellungen sind übrigens nichts weiter als das Spiel heiterer Laune, seiner Caprice und drohlicher Komik, sowie überhaupt Verherrlichungen weiblicher Reize, z. B. in seinen schlafenden und badenden Mädchen, seinen Nymphen, Grazien u. s. w. Auch malte er andre Fest- und Lust-, z. B. Jagdszenen, unter denen sich die im Louvre besonders auszeichnet.

Seine Gemälde waren so beliebt und wurden so bezahlt, daß Voucher oft an fünfzig Tausend Francs jährlich einnahm, die er ebenso leicht und schnell für seine Feste wieder ausgab, bei denen die Marquis und Abbés als Bacchanten, die Tänzerinnen der Oper und sonstige Courtisänen als Grazien und Musen erschienen. Wie er Meister war in der Decorationsmalerei für Säle und Zimmer, malte er doch oftmals an einem Morgen ohne alle Vorstudien ein ganzes Dupend von Götter- und Hirtenscenen in die Wandfelder oberhalb der Thüren, sogenannte „dessus de porte,“ so zeichnete er sich auch als Miniaturmaler aus, der in einem kaum thalergroßen Medaillon ein wahres Pretiosum seiner Kunst schuf.

Eines Abends, es war die Zeit, als der Einfluß der Frau von Pompadour im Erlöschen war, wandte sie sich mit einem besondern Anliegen an Voucher. Der König langweilte sich. Er würdigte die Schönheiten, die ihm seine Favoritin täglich zuführte, kaum eines Blickes. Dies war für sie höchst gefährlich. Man mußte etwas Neues erfinden, um den blasirten König zu reizen. Dazu wurde Voucher herufen. Frau von Pompadour hatte nämlich die Idee, ein magisches Boudoir von ihm ausführen zu lassen, ausschließlich der Venus und ihren Freuden geweiht. Wer vermochte das besser als er. Er componirte auf der Stelle ein erotisches Gedicht in einer Reihe von Gemälden, welche den Beifall seiner Gönnern empfangen. Aller übrige Luxus ward aufgewandt, um dieses magische Boudoir der Venus in dem Hotel der Frau von Pompadour zu einem wahren Zaubertempel umzuschaffen. In wie weit dieser Zaubertempel der Venus seinen Zweck erfüllte und welche Feste in demselben gefeiert wurden, dies zu schildern, gehört nicht hierher. — Als Maurepas den neuen König, Louis XVI., in das „hôtel de l' Arsenal,“ welches Frau von Pompadour bewohnt hatte, bald nach seinem Regierungsantritte führte und ihm dieses Boudoir öffnete, ertheilte der König den Befehl, diese üppigen Malereien sogleich zu entfernen. Maurepas verkaufte sie glänzend auf seine Rechnung. In Folge der Revolution und der mit ihr verbundenen Emigration wanderten diese Tafeln nach Deutschland. Nach mehreren Jahr-

zehnten kamen jedoch dieselben wieder nach Frankreich zurück. Sie befinden sich gegenwärtig in dem Besitze des Lord Hertford und gehören zu den vollendetsten Arbeiten Voucher's.

Auch für Madame Dubarry war er beschäftigt, welche von ihm mehrere Zimmer in dem königlichen Schlosse Marly und in ihrem eigenen Schlosse Louveciennes, das heutige Luciennes, mit Wandgemälden in Oel auf Holz schmücken ließ. Er stand überhaupt hier als Künstler, dort als Freund, mit allen Maitresses und Courtisänen des Königs und des Hofes in Verbindung, und verdante und opferte ihnen Massen von Gold.

Welche außerordentliche Productivität und Routine er besaß, beweist ferner, daß, obgleich er ganze Säle und Zimmer für die Schloßer der Großen und die Häuser der Reichen zu malen hatte, er immer noch Zeit gewann, verschiedene nette Figuren und Statuetten für die berühmte Porzellan-Manufactur in Sèvres, sowie für Kamine, Consolen und Stuhlhühen zu modelliren und außerdem noch mit gewandtem und geistreichem Grabstichel allerlei Blätter auszuführen. Diese Vielseitigkeit und Productivität ist jedenfalls bei aller seiner Manier ein höchst anerkanntes werthes Zeugniß seiner Künstlerkraft.

Obgleich berühmter als die ganze Academie, weigerte sie sich doch längere Zeit, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Endlich wurde er gewählt und später, nach dem Ableben Vanloo's, zum premier peintre du roi ernannt.

Die Göttin, deren Verherrlichung er sein ganzes Leben gewidmet hatte, stand auch in seinen lezten Augenblicken noch ihm vor Augen. Voucher starb, den Pinsel in der Hand, vor seinem angefangenen Bilde: „Die Toilette der Venus.“ — Als er sich dem Tode nahe fühlte, er war längere Zeit leidend gewesen, sagte er einem eintretenden Schüler, er solle sich gleich entfernen und die Thür schließen. Als dieser nach einer Stunde wieder eintrat, lag der entseelte Meister hingestreckt vor seiner Staffelei.

Ohne weiter in die Geschichte der französischen Malerei einzugehen, führen wir schließlich nur noch an, daß zu seinen bedeutenderen Zeit- und Kunstgenossen Lagrenée, Doyen, Taraval, Casanova, Callat, Subée, Ménageot, Fragonard u. A. gehören, und daß die Regeneration der Kunst, was das Genre anbetrifft, durch Greuze (1725—1805), was die Historie anbelangt, durch Vien, im Besondern aber durch David (1748—1825) in's Werk gesetzt wurde. Koch ehe diese Regeneration und Revolution in der Kunst erfolgte, ja sogar noch bei Voucher's Lebzeiten traten Kritiker auf, wie Watetet, welche den Bannstrahl gegen ihn schleuderten.

Nach dem, was wir über die ganze französische Galanteriemalerei damaliger Zeit gesagt haben, können wir unser Urtheil über *Boucher*, ihren letzten Helden, kurz zusammenfassen, da sich durch die ganze Gruppe dieser Künstler ein Grundzug und Grundton, nämlich der der Maniertheit, hindurchzieht bei aller ihrer individuellen Verschiedenheit. Also nur noch einige kritische Worte über ihn, den Hauptvertreter des „*fouillis*“, eines Ausdrucks, der, wie die Sache selbst, ein Product jener Zeit ist.

Müssen wir also auch bekennen, daß sich *Boucher* in hohem Grade ebenso gegen das Kunstschöne als gegen das Naturwahre verständigt hat, was weniger seine persönliche Schuld, als die allgemeine seiner Zeit war, so haben wir doch der Leichtigkeit seiner Productivität, dem Reichthume seiner Erfindung, der Schärfe seiner Beobachtungsgabe, der Jovialität seiner Laune, der Lebendigkeit seiner Schilderung, dem Geschmade seines Arrangements unsre Achtung zu zollen, wenn wir auch zu bedauern haben, daß er diese reichen Gaben der Natur nicht auf würdigere Weise verwendete. Größe des Stils dürfen wir ebensowenig bei seinen Vorwürfen als bei der Behandlung derselben suchen, Alles, Stoff, Motiv, Form, Farbe, erscheint uns vielmehr in jenem rothigen Schimmer der Kunst, die sich damit begnügt, nur den Sinnen zu gefallen und flüchtig, aber mit Geist und Feuer, ihre Bilder hinzuworfen. In dieser Kunst, augenblicklich etwas Gefälliges, Grazioses sogar, zu erfinden und ohne alle Vorbereitung auf die Leinwand hinzuzubauern, war *Boucher* groß. Seine sorglichen und reichen Modelstudien in der Jugend kamen ihm dabei trefflich zu Statten. Er ist durchaus eine Originalität, wenn auch eine corruptirte, allein sie wird ihm immer eine hervorragende Stelle in der Kunstgeschichte Frankreichs sichern.

So weit nun auch alle diese Galanteriemaler von den Idealen der Kunst entfernt, so tief sie in die Manier ihres Jahrhunderts versunken, so decorativ die meisten ihrer Gemälde sind, sie werden immer ein höchst beachtenswerthes Zeugniß für die den Franzosen angeborene Eleganz, Grazie und Genialität bleiben, die selbst aus den Verirrungen ihrer Kunst hervorleuchtet. In historischer Beziehung aber bieten sie einen reichen Stoff zu den interessantesten Charakterbildern und sind glänzende Documente der Kunst- und Geschmacksrichtung, die wir in Summa mit „*Rococo*“ bezeichnen. Bedenken wir, in welchem traurigen Zustande sich die Künste in allen übrigen Ländern Europas befanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, so bilden die genannten

Künstler noch immer Lichtpunkte in dem Dunkel, welches damals auf der Kunstwelt lagerte.

Um übrigens diese Künstler, zu ihrer Zeit über Gebühr verehrt, nun über Gebühr mißachtet, richtig zu beurtheilen, ist es durchaus erforderlich, daß man sie nach ihrer verschiedenen Kunstthätigkeit in ihrem eigenen Heimathlande kennen lerne.

Ein Bild des Correggio.

Die Berliner Bilder-Galerie bewahrt einzelne Wunder des Pinsels, zu welchen in erster Reihe das dornengekrönte Antlitz Christi von Correggio, gewöhnlich das Schweisstück der heiligen *Beronica* genannt, gezählt werden muß. Das Bild ist auf Seide gemalt und enthält keine Zuthat, kein Beiwerk außer dem Haupt des Erlösers, das in ein Tuch gleichsam eingewebt scheint. Die heilige Legende erzählt nämlich, daß *Beronica*, eine der Frauen, die mit Maria am Kreuz des Heilands standen, als er verschieden war, von so furchtbarem Schmerz über den Ausdruck des Leidens ergriffen wurde, der sich in dem göttlichen Antlitz zeigte, daß sie dasselbe mit ihrem Schweisstück verhäulte. Als sie es wieder aufhob, war das Gesicht darin abgedrückt mit all seinen Jügen. Welche Sage, welche Fabel konnte dem Maler einen poetischeren Vorwurf bieten? Diese Legende war wie für ein Gemälde geschaffen, keine andre Kunst hätte sie auszubenten vermocht. Man sieht an dem Werk, wie seine ganze Seele sich mit heiligen Gefühlen waffnete, um den wunderbaren Stoff ganz zu bewältigen. Und er hat ihn bewältigt. Stundenlang kann man vor diesem Christuskopf stehen. Er ist wie ein Magnet, der das Auge immer näher, näher zieht. Den Beschauer durchmarkt jene Erschütterung, welche, wie Schiller sagt, „den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.“ — Der Hochselige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen liebte dies Bild so, daß er es auf Reisen immer in einem Kasten mit sich führte, um sich jeden Augenblick daran erbauen zu können. Auch gab er es, wenn er in der Residenz weilte, nie dem öffentlichen Anblick preis, sondern behielt es in seiner Hauscapelle. Jetzt aber ist es sichtbar für Jedermann, und was gewiß dazu beitragen wird, ihm in kurzem allgemeinste Popularität zu erwerben, ist, daß soeben ein prachtvoll ausgeführter Stich davon erschienen, der an den Schaufenstern der Berliner Kunsthandlungen hängt und die Schritte aller Vorübergehenden fesselt, welche Augen haben, zu sehen.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

— 3 —

Goethe's Leben und Schriften, von G. H. Lewes. Uebersetzt von Dr. Julius Freese. Erster und zweiter Band. Berlin, bei Franz Dunder.

Wenn je eine Anerkennung für eine fremde, eine ausländische Leistung verdient gewesen, ist sie es in dem vorliegenden Falle. Die deutsche Uebersetzung, welche dem Erscheinen des Originals rasch gefolgt, und die unabweisbarst allwärts, wo man die Schönheit und das Verdienst zu würdigen versteht, die günstigste Aufnahme finden wird, mag dem Verfasser als die Anerkennung gelten, auf welche er so gerechte Ansprüche sich erworben hat. Unre Literatur über Goethe ist wahrlich nicht unfre Achilleesferse, die besten und tüchtigsten Kräfte, die Stärksten und die feinstinnigsten Geister haben zu jener Region ihre Contingente gestellt, wir können mit Stolz auf die Untersuchungen von Viehoff, Dünker, Rosenfranz, Schaefer, mit Genauigkeit auf eine Phalax von Namen zweiten Ranges hinweisen, die sich an dem Altmeister ihre Spuren verdient haben: wie groß auch und ansehnlich, wie werthvoll und gediegen zum Theil jene Literatur über Goethe sein mag, unter dem Wertvollen und Gediegenen wird einen der ersten Plätze die Schrift von Lewes einnehmen. Das literarische Product hat eine doppelte, eine geistige, um es so zu bezeichnen, und eine sittliche Natur. Nur wo sich beide in Harmonie vereinigt finden, entsteht das relativ fertige, das relativ vollkommene Erzeugniß. Der geistigen Natur des literarischen Productes wird der Autor Rechnung tragen und Genüge leisten, wenn er das Object, welches er behandelt, vollständig und nach jeder Richtung hin beherrscht, wenn er das nöthige Material geistig durchdrungen hat und mit der Herrschaft über die Materie die künstlerische Gestaltungsraft der Form vereinigt. Um aber auch bei dem literarischen Product die sittliche Natur in die Erscheinung treten zu lassen, genügen bloße

Sachkenntniß und Formgewandtheit keineswegs. Der sittlichen Natur der Production wird Rechnung getragen und Genüge geleistet durch den innern Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte, durch seine aufrichtige und ganze Hingabe an dasselbe, durch seine unmittelbare Reizung und Ueberzeugung von der Bedeutung der Sache. Eben diese Verschmelzung und Harmonie der geistigen und sittlichen Natur ist es, welche das Erzeugniß von Lewes zu einem relativ fertigen, einem relativ vollkommenen machen. Lewes kennt Goethe's Werke, Goethe's Leben, die Commentare und Erläuterungen, die Kritiken des deutschen Dichtersfürken, wie nur irgend Jemand, jedes noch so minutiöse Detail ist ihm gegenwärtig, überall ist er zu Hause. Mit dieser vollkommenen Sachkenntniß und Ueberhöhung des stofflichen Materials verbindet er eine nicht minder vollkommene Kunst der Darstellung. Gleichzeitig zieht sich aber auch als rother Faden durch jedes einzelne Capitel Das, was wir den innigen und intimen Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte nannten; man süßt es jeder Zeile durch, wie der Verfasser sein Herz und seine Seele, seine volle Kraft und sein ganzes Leben diesem Gegenstande hingegeben. Man begreift, daß bei einem solchen Hingab, bei einem so energischen Fleiß, bei einem so unzweifelhaften Geschick und bei einer so energischen Hingabe ein bedeutungsvolles Resultat sich herausstellen mußte.

Ohne daß man grade den Vorwurf einer ungleichmäßigen Behandlungsweise der einzelnen Abschnitte erheben könnte, daß doch Lewes bei manchen Erzeugnissen sowohl des Goethe'schen Genies als bei manchen Epochen aus der Lebensgeschichte des Dichters mit sichtbarer Vorliebe verweilt. Die Bemerkung soll um so weniger einen Tadel enthalten, als diese Vorliebe, diese Ausföhrlichkeit, wie gleich hinzugefügt werden muß, sich grade da einstellt, wo sich wirklich Neues durch eine neue Untersuchung gewinnen lieg. Die Gründlichkeit zum Beispiel, mit welcher Lewes sich über die Zustände verbreitet, wie sie in Weimar zur Zeit befanden, als Goethe dorthin übersiedelte, füßt in der That

eine Fülle aus. Welche Celebritäten und Berühmtheiten dort ihren Sitz aufgeschlagen hatten, das ist uns Allen hinreichend bekannt, wir können uns Alle mit Hilfe der bereits vorhandenen Goethe-Literatur ein ziemlich richtiges und deutliches Bild von der Herzoginmutter Amalia, von Karl August, von der Herzogin Louise machen, von dem Fräulein Göbhausen, von Corona Schröter, der Gräfin Werder, der Frau von Stein, von Wieland, Ginfiedel, Bertuch, Musaeus, Sedentzow, Knebel, Herder u. s. w.: darin aber hat Lewes durchaus Recht, wenn er sich beschwert, daß in den vorhandenen Quellen der Charakter des Orts und der Zeit fast gar nicht berücksichtigt sei; daß sowohl Aufschlüsse über die Topographie, über die architektonische Pflanzsonomie des damaligen Weimar, als über seine gesellschaftlichen Zustände, über die Sitten und das häusliche Leben dieser vielbesprochenen Periode fehlen. Lewes macht den Versuch, dem Mangel abzuwehren. Was den ersten Punkt, die Beschreibung der Stadt, des Parks und der nächsten Umgebung anlangt, so zeichnet sich dieselbe durch eine wunderbare Klarheit und Anschaulichkeit aus; weniger gelungen scheint uns der zweite Theil der Aufgabe gelöst zu sein. Der Verfasser entwirft ein Phantasiebild, in dem für wesentliche Züge die Berechtigung fehlt.

Mit dem nämlichen Gefühl freundlicher Genugthuung, welches uns bei der Lectüre des ersten Bandes von dem angezeigten Werke erfüllte, haben wir den zweiten Theil gelesen. Lewes trägt mit seiner Arbeit eine Schuld seines Vaterlandes an das unsre ab. Das Beste und Beste, was über Englands nationalen Dichter, über Shakespeare, gesagt worden, haben Deutsche gesagt; das gediegenste und werthvollste Buch über den deutschen Dichterberes verdanken wir jetzt einem Engländer. Das Urtheil ist nicht rhetorische Recensentenüberbel; das Urtheil entspringt der strengsten kritischen Gerechtigkeit. Gewiß haben wir ein Recht, auf unser Goethe-Literatur stolz zu sein. Viele und tüchtige Geister haben seit Decennien dem Altmeister durch Schriften über ihn den schuldigen Dank abzutragen gesucht; in der Weise, wie der Trieb von Lewes dargebracht wird, ist vor ihm die Steuer kaum besser bezahlt worden. Die beiden Bände sind ein barmanisches Ganzes, ein plastisches Kunstwerk. Composition wie Darstellung erquicken durch vollendete Schönheit. Die einzelnen Kapitel greifen in einander und süßen sich wie Angeln. Lange Jahre hat der Verfasser mit dem achtungswürdigen Fleiße Goethe kundigt, Schriftstücke und Documente, Mittheilungen von Zeitgenossen und Traditionen über seinen Helden gesammelt, lange Jahre mit rüstigem Forscherfleiß das umfassende und weltgeschichtliche Material zusammengetragen, geordnet, gelehrt; mit einer Vollendung, welche an die ersten Muster des classischen Alterthums erinnert, wurde alsdann der Stoff zusammengefaßt, verteilt, gruppiert. Man muß es unentschieden lassen, ob Lewes größer und stärker in seinem Sammel- und Forscherfleiß gewesen oder ob der meisterrhabsten, der müttergültigen Kunst seiner Darstellung die Palme gebührt. Summa inquit! Ueberall leitet ihn bei seiner Aufgabe ein und allein der Trieb nach Wahrheit, kein Parteidienst führt ihn irre, keine

persönliche Begehung, keine literarische Coteriesstellung beeinträchtigt sein Urtheil. Wo die Dinge gegen den Helden sprachen, werden sie weber geleugnet, noch geht der Biograph leicht über sie hinweg. „Der Mann ist zu groß und zu gut,“ sagt der Autor, „um unsre Liebe einzubüßen, weil er in einigen Punkten unsern Tadel auf sich zieht.“

Der zweite Band, der sich in die drei Bücher: „Kunstakademie,“ „Freundschaft mit Schiller“ und „Sonnenuntergang“ zerlegt, beginnt mit dem Jahre 1779, mit Goethe's Uebergang vom Jüngling zum Manne. Die äußern biographischen Momente treten durchweg, obwohl ausreichend berücksichtigt, in dem ganzen Bante gegen die Analysen und Kritiken der einzelnen Werke mehr zurück, eine Methode, der man bestimmen muß. Nehmen doch im Leben eines Heerführers seine Feldzüge notwendigerweise viel Platz weg. Auch damit kann man sich einverstanden erklären, daß die naturwissenschaftlichen Schriften mit einer Ausführlichkeit behandelt worden, die für den ersten Anblick unverständnismäßig scheinen mag: die Naturwissenschaft fällt einen großen Theil von Goethe's Leben aus, dann aber auch fehlt es selbst in Deutschland nicht an einer vollständigen Besprechung seiner Bestrebungen und Urfolge auf diesem Gebiet. Die Analysen und Kritiken, welche Lewes über verschiedene dichterische Productionen Goethe's gibt, können häufig in sehr wesentlichen Stücken nicht mit den Beurtheilungen deutscher Kritiker überein. Man wird in diesem charakteristischen Unterschiede nicht einen Mangel, sondern ein Verdienst und einen Vorzug erkennen, selbst dann, wenn das eigene individuelle Urtheil des Lesers in einem Grade von dem Urtheil des Autors abweicht, daß eine ausgleichende Verständigung der gegenüberstehenden Meinungen und Ansichten nicht möglich. Die Bibel ist nicht das einzige Buch, deren Interpretation und Commentar unendlich und ewig. Als ein solches Urtheil, mit dem wir uns durchaus nicht zu befreunden vermocht, bezeichnen wir die Kritik des Tasso im neunten Abschnitt des ersten Buches. Lewes drängt sein Urtheil über das Drama in den Satz zusammen: „Tasso ist eine Reihe tadelloser Verse.“ Eine Reihe tadelloser Verse können Laufende und aber Laufende schreiben. Adelt aber immerhin die gesammte Production von diesen Laufenden und aber Laufenden, ihre ganze Habe und Hinterlassenschaft zusammen, und setzt zu, ob einer Adressenlexempel auch eine Summe ergeben wird, die dem Wertbegriff des Tasso auch nur im Entferntesten nicht gleich, bloß nahe käme.

Auch das kann unsre lebhafteste und aufrichtigste Anerkennung für Lewes nicht verringern, daß wir bei ihm mitunter über ein äußeres Lebensverhältniß des Dichters in einer Auffassung entschieden finden, gegen die wir als eine einseitige Zweifel und Bedenken erheben. Als ein solcher Punkt sei z. B. die Darstellung von dem Abbruch des Verhältnisses mit Frau von Stein bezeichnet. Lewes spricht es einmal selbst aus, daß Goethe zwei Dingen nie widerstreben konnte, dem Weine und den Weiberbränen. Richtiger wäre es vielleicht gewesen, statt Weiberbränen, Weiberlächeln zu schreiben. Wenigstens haben

die Thränen, die zu Sesehelm geweint wurden, es nicht verhindern können, daß Goethe das Lächeln anderer Weiberlippen schon fand, ebensoviele als die Thränen der Frau von Stein ihn ablieten, sich durch das Lächeln von Christiane Vulpius rühren zu lassen. Wir gehören nicht zu den moralischen Rigoristen, deren schaufelbutiges Puritanertum sich vor jeder Dantlung pharisäisch bekreuzt, für welche die Norm in dem Ratschismus nicht vorgezeichnet, an das Verhältnis aber zwischen Goethe und der Vulpius können selbst die wärmsten Verehrer des Dichters nicht ohne Schmerz denken. „Die Nation,“ sagt Schärer, „hat ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, Nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet als diese Spalte.“ Wir stehen nicht auf der Seite von Lemes, wenn dieser Goethe's jähen Abbruch der Beziehungen mit Frau von Stein, sobald er die Bekanntschaft mit Christiane Vulpius gemacht hatte, von der Selte entschuldiget, Goethe habe der Frau von Stein seine Freundschaft angetragen, die letztere aber, in ihrer Eigenliebe verletzt, sei unverföhllich gewesen. Nach Lemes war es für Frau von Stein nicht genug, daß er sie so viele Jahre mit seltener Hingebung geliebt hatte, nicht genug, daß er ihrem Sohne mehr gewesen als sein eigener Vater, nicht genug, daß er auch jetzt, wo der unvermeidliche Wechsel eingetreten war, noch immer zärtliche Neigung für sie hegte, in dankbarer Erinnerung an Das, was sie ihm gewesen, — er hatte aufgehört, sie zu lieben, dies Eine löschte die ganze Vergangenheit aus. Ein reines, edles Herz verläßt nie, daß es geliebt und in der Liebe glücklich gewesen, ein großes Herz ist dankbar in seiner Erinnerung. Das Herz der Frau von Stein hatte nur ein Gedächtniß für seine Wunden. Ich glaube, Lemes ist zu dieser Auffassung gelangt, weil das Material, nach welchem der Bruch zwischen Frau von Stein und Goethe beurtheilt werden muß, durchaus einseitig ist, da die Briefe der Dame alle vernichtet sind; vielleicht auch, daß Lemes in dieser Partie abhängig ist von Ad. Stahr, der bekanntlich für die Vulpius mit besonderer Theilnehmung in die Schranken getreten. Mich dünkt, die Briefe, welche Goethe während des Bruches an die Frau von Stein schrieb und die Lemes mittheilt, hätten ihn zu einer andern Darstellung veranlassen können. Der Uebersetzer, dem wir bei dieser Gelegenheit für seine Mühe an Fleiß und Sorgfalt unsern Dank sagen, bemerkt in einer Note, es bliebe und Nichts übrig, als über diese Briefe den Kopf zu schützen. Wie schlecht stimmt es zu seiner sonst ausgesprochenen Leidenschaft für Christiane, accentuirt Freie, wenn er sie gegen die Stein „das arme Geschöpf“ nennt, und von den Empfindungen spricht, die er ihr „gönne!“ Wie wenig treu und männlich erscheint er, wenn er die Hülfe der Freundin in Anspruch nimmt, um „das Verhältnis nicht ausarten“ zu lassen! Und wenn er gar die Unreuehlichkeit der Stein auf diätetische Rücksichten zurückführt, und beinahe Versöhnung zu hoffen scheint, falls „sie nur den

Kaffe aufgibt,“ so ist, fügen wir hinzu, eine solche höhrende Ironie weder dessen würdig, von dem sie — dies ihre einzige Entschuldigung — in einem Moment leidenschaftlicher Erregung ausging, noch der in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Frau. Der trübe Schatten, der auf diese Correspondenz fällt, läßt sich so wenig in Abrede stellen, wie der jähe Forttritt von Seesen nicht entschuldigt werden kann.

Die Kunst der Darstellung von Lemes feiert ihren vollsten Triumph in dem Schlafcapitel, welches unter der Aufschrift: „Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,“ die letzten Lebensstage Goethe's erzählt. Aufzeichnungen des Romanbilders William Thackeray, der sich damals in Weimar aufhielt, liegen der Stizze größtentheils zu Grunde.

Woll wir nicht langsam und zurückhaltend im Anerkennen der Vorsüge und Schönheiten gewesen sind, welche die Arbeit von Lemes zahlreich enthält, weil wir fern von jeder nationalen Uebersicht oder Empfindel dem Verdienst des fremden Autors volle Rechnung getragen, wird es uns um so eher gestattet sein, schließlich einen Vorwurf gegen den Verfasser zu erheben, ohne daß man dagegen den unabweisbaren Hinweis geltend macht, wir wären zu dem Tadel durch nationale Rücksichten bestimmt worden. Lemes thut sich — in den Augen deutscher Leser wenigstens — selber entscheidenden Abbruch, indem er wiederholt die Präntien nicht unrentlich durchschimmern läßt, er sei der einzige infallible Goetheinterpret, so richtig und gang wie von ihm sei Goethe in Deutschland nie verstanden und gewürdigt worden. Diese Selbüberhebung verdient eine strenge Rüge, um so mehr als sich nicht verhehlen läßt, daß, mit aller Hochachtung für die Leistung von Lemes sei es ausgesprochen, der tiefere geistige Gehalt, das was bei Goethe ewig und gottgegeben, das was bei unserm Dichter specifisch deutsch gedacht und deutsch empfunden, von dem Engländer nicht selten leicht und obenbin abgethan ist, vielleicht aus dem Grunde, weil es von ihm nicht begriffen wurde. Es sind uns Kritiken zu Gesicht gekommen, welche dieses Moment gar berde und bitter urgiren; wir können die theilweise Berechtigung dieser Kritik nicht in Abrede stellen. Th. 2.

Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder von Julius Rodenberg. Hannover, Carl Rümpfer.

Wenn man gegenwärtig ursprüngliche nationale Eigenthümlichkeiten in ihrer tieferen Bedeutung kennen lernen will, so muß man abseits von den großen, angetretenen Heerstrassen seinen Weg nehmen, muß verborgene, abgelegene Strecken aufsuchen, wo die Alles gleichmachende Faust unserer Tage den portischen Dutt des Volkslebens noch nicht ganz vernichtet und die charakteristischen Züge der einzelnen Stämme noch nicht völlig vermischt hat. Wie der erste Mann sich aus dem Gewirre des vollerkwachten Daseins zu den Quellen seines Lebens, zu seiner Heimath gezogen fühlt, und Jeder jetzt einmal in traulichen Stunden auf die Erzählung der Väterzeit

aus den Tagen unster Vorfahren lauscht, so auch und mehr noch über die Künden von den nahesten unbewußten Reizungen aus der frühesten Kindheit des Menschengeschlechtes stets ihre Gewalt über das Gemüth des empfindlichen Forschers und regen namentlich dichterische Naturen zur verklärten Wiedergabe an. Das vorliegende Buch hat im Stoff und in der trefflichen Behandlung einen doppelten Werth. Der Stoff beruht einertheils auf Beobachtungen, die der Verfasser in Wales gesammelt hat, jenem Lande, wo das Christenthum die heidnischen Anschauungen nicht ganz zu verdrängen vermochte und sich noch jetzt viele Gebräuche und Ueberlieferungen finden, die ihren Ursprung aus dem heidnischen Cultus unweifelhaft verrathen, und es enthält somit einen bedeutenden Schatz von culturhistorischen Nachrichten; andertheils aber gibt es auch manche treffliche Skizze aus dem dortigen Volksleben der Gegenwart, die in ihrer Eigentümlichkeit jeden Leser fesseln werden. Rodenberg hat es nicht versucht, einen trocknen Bericht über die äußeren Zustände des Landes und seiner Bewohner zu geben, dazu hätte sich auch seine ganze Natur nicht geeignet, aber er hatte Augen für die charakteristischen Gestalten, und Verständnis für die alten Märchen, Sagen und Lieder des Volkes, und was er in diesen Richtungen bietet, schon eigentümlich und wertvoll an sich, wird es noch mehr durch die richtige Behandlung und die sinnige Anordnung, die er getroffen. Wir gewinnen einen tiefen Blick in das Watten der heiligen Mächte im Volksleben, in seinen Glauben und Aberglauben, seine Liebe, seinen Haß. Besonders zu rühmen ist die Eintheilung des Buches, die den Leser in lebendiger Abwechslung zu den Quellen der Volksepöe führt; von tiefgehender Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Capitel: „Eine Mythologie des Todes“ und „Zur walisischen Poesie und Musik.“

Als eine besondere Auszeichnung für den Verfasser und eine gewichtige Anerkennung seines Werthes darf wohl die ehrenvolle Aufnahme betrachtet werden, welche dasselbe in England bereits gefunden hat. Bentley's Miscellany enthält im Januarhefte einen eingehenden und durchaus rühmenden Artikel über den „Herbst in Wales;“ auch ist ein englischer Publisther bereits mit der Ausgabe einer Uebersetzung beschäftigt.

Dichter eine Geschichte von eigener Erfindung, Mirjam, die Tochter eines alten, ehrwürdigen Jurengereiften, wird von Philitippus geliebt, welcher der Sache des Christenthums ergeben ist; und ihr Bruder Judah, ein fanatischer Jüngling, ist der Anführer und Held der belagerten Juden. Die Ausführung dieser Verhältnisse ist nicht besonders gelungen — es mangelt den Charakteren an individuellem Gepräge, der Handlung an Spannung, der Haltung des Ganzen zu sehr an jener straffen Energie, die wir von einer „wischen“ Dichtung verlangen müßten. Die lyrischen Schönheiten überwiegen, und sie zu entfalten hat der Stoff denn auch vielfältig Gelegenheit. So ist die Schilderung des Römerlagers von anschaulicher Bewegung und Kraft; so hat uns der Dichter das bänatische Walten Mirjam's in einem trefflichen Miniaturbild gezeichnet; so entfaltet das Gemäthe des Tempelbrannes eine Gluth der Leidenschaft, eine Fülle und Pracht der Farben, der etwas Imposantes, ja Majestätisches nicht abzusprechen ist.

Wir möchten unserm jungen Dichter rathen, für folgende Arbeiten sich Stoffe zu wählen, die sowohl ihm, als auch uns näher liegen. Wir verweisen ihn in dieser Hinsicht auf die Geschichte des deutschen Reiches und besonders der deutschen Städte, deren Helten nicht nur den vollsten Bau und die schärferen Züge des deutschen Mittelalters überbauet, sondern insbesondere noch ein Herz haben, das dem unsern verwandter schlägt, und welchem das Interesse der Leser schon entgegenkommen würde, während es für die Helten in der classischen Toza und dem morgenländischen Leibrock erst erweckt werden muß.

1. Johannes-Album. Dichtung und Prosa in Originalbeiträgen verschiedener Verfasser, herausgegeben von Friedrich Müller, Bürgermeister zu Chemnitz. Chemnitz, Starke'sche Buchhandlung.
2. Album lyrischer Originalien. Aus Deutschland, Oesterreich, dem Elb- und der Schweiz. Herausgegeben von Friedrich Djer. Mit einem Titelbild nach Schnorr von Carolsfeld, und einer Musikbeilage von Speyer. Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung.

Diese beiden Bücher haben das mit einander gemein, daß das Beste an ihnen ihr guter Zweck ist. Der Ertrag des Johannes-Albums ist zu einem Capellenbaufond für das unter des Königs von Sachsen Protection stehende Johannenum zu Chemnitz; der Ertrag des Djer'schen Albums ist zum Besten der im Hauenstein-Tunnel Verunfallten bestimmt. Wir wünschen also beiden aus vollem Herzen den Erfolg, den die milde Absicht verdient, die sie geschaffen hat. Wir müssen aber sogleich auch um Entschuldigung dafür bitten, daß in diesem Falle die Ansichten des Kritikers mit den Ansichten des Menschenfreundes nicht ganz und unbedingt zusammengehen.

Das Johannes-Album erregt schon durch

Jerusalem. Epische Dichtung von Adolph Stern. Leipzig. Heinrich Hübner.

Adolph Stern hat uns immer durch die Wahl seiner Stoffe Achtung und Theilnahme eingefloßt. Man sieht es seinen Dichtungen an, daß der Dichter seine Studien mit Ernst und Fleiß gemacht hat. — Den Stoff dieser seiner neuesten Schöpfung bildet der Untergang des jüdischen Reiches, die Eroberung Jerusalems durch Titus, die Zerstörung des Tempels. Den widerstreitenden Elementen des Römerthums und des Judenthums ist als verjöhnendes das Christenthum beigelegt, das, wie ein neuer Tag über den verwilderten Römercoberten und den von Blut und Brand besetzten Tempelruinen aufsteht. Auf diesem historischen Hintergrund zeichnet der

jeinen äußern Umfang einiges Bedenken gegen sich. Es hat etwas Unwahrscheinliches, daß ein zwischen 700 bis 800 Seiten starker Groß-Octav-Band eine Reihe von Beiträgen bräute, die nicht nur als milde, sondern auch durchweg als gute Gaben zu betrachten wären. Und in der That findet sich im Johannes-Album manches höchst Mittelmäßige, nicht bloß in deutscher, sondern auch in lateinischer, griechischer, englischer, wendischer, böhmischer, schwedischer und ungarischer Sprache; und wir bedauern es ausdrücklich, daß es die Mittelmäßigkeit auch hier — wie ja im Leben so oft — dem wahrhaft Guten und Schönen so sauer macht, sich zur Geltung zu bringen. Zum Schönsten und Besten dieses Albums, ja zu den glänzendsten Perlen deutscher Poesie, überhaupt rechnen wir das Gedicht „Im Schlitten“ von Anastasius Grün, ein Gedicht, so unendlich reizend, daß es — und dies ist ein hebes Lob! — an sich allein schon hinreichen würde, das ganze Johannes-Album über Wasser zu halten. Allein es reiht sich diesem Grün'schen Gedicht noch manches andere wertvolle an. Ernst Moritz Arndt singt dem König von Sachsen ein offenes, ehrliches Lied; Emanuel Geibel feiert mit unerschöpflichem Gefühlszauber den Gegensatz von „Deutsch und Fremd“; Alexander Kaufmann, Justinus Kerner, Leopold Schefer, Feodor Wehl haben Beiträge zugesievert, die der Namen ihrer Verfasser werth sind; wojaen und sowohl Hermann Lingg als auch Otto Roquette etwas zu tief in den Papierkorb gegriffen zu haben scheinen. Aus dem Gebiete der Romane und Balladen machen wir auf die altfährlichen und bretonischen von Julius Rodenberg, und die der neuern Geschichte nachgedichteten von Adolph Stern aufmerksam.

Auch in dem zweiten Theile des Johannes-Albums, der für Prosa-Beiträge bestimmt ist, begegnen wir vielen hochgeachteten Namen, wie G. W. Carus, Fortlage, Jacob Grimm (ein Spruch des alten Freidank), Heinrich König, der in die liebliche Schilderung eines „Abend am Rhein“ die Erzählung von einer höchst abenteuerlichen Seefahrt geschildert zu verweben weiß, G. Rerich, F. v. Raumer, Barnabas van Ense; die Beiträge der beiden erlauchten Damen Aмалиe Alexandra, Prinzessin und Herzogin von Bayern, und Aмалиe, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg lesen sich angenehm und werden durch die Lebensstellung ihrer Verfasserinnen doppelt interessant. —

In Dier's „Album lyrischer Originallien“ treffen wir zum größeren Theil wieder auf die Poeten des Johannes-Albums. Es zeichnet sich gegen dieses dadurch aus, daß es im Guten wie im Schlechten mehr Maß hält. Das Normale und schließlich Gute kommt in Dier's Album mehr zu seinem Rechte. Von hervorragender Bedeutung erschien uns nur Friedrich Hebbel's „Zauberwald“, ein Gedicht, in welchem die praktische Sinnengluth dieses ge-

nialen Dichters durch jenes prophetische, geistvolle Ahnen geträumt wird, das alle Schöpfungen Hebbel's wie ihr eigener Hauch durchweht. Das Titelbild, nach Schorn von Carolsfeld, ist ein vortrefflicher Guber'scher Holzschnitt; und die Composition eines Dier'schen Textes von Wilhelm Speyer zeichnet sich durch den Wohlklang und die Einfachheit ihrer Melodie sehr aus. —

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne unser Bedenken gegen Sammlungen, wie die besprochenen, noch einmal auszurücken. Das deutsche Volk hat seine Dichter im Allgemeinen nicht so gestellt, daß sie für „milde“ Zwecke dichten könnten; was sie in solchen Fällen zu senden pflegen, ist denn auch in der Regel Abfall, woran aber nach zwei Seiten hin Schaden erwächst: die Würde der Dichtkunst wird verletzt und der gute Zweck wird nicht vollständig erreicht. Außerdem machen Rücksichten und Verhältnisse solche Unternehmungen nur zu leicht zum Tummelplatz der Dilettanten; und wenn es etwas gibt, auf dessen Herabhaltung man endlich einmal mit aller Energie dringen müßte, so ist es eben der Dilettantismus. Denn er ist es hauptsächlich, der bei der gegenwärtigen Uebersproduction auf allen Gebieten der Kunst, — zum Schaden für Kunst und Künstler — der Anerkennung des wahrhaft Guten und Besseren überall im Wege steht! —

Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora. Von B. Auerwald und C. A. Rothmäyler. Leipzig. Hermann Mendelsohn.

Unter den Naturwissenschaften ist die Botanik wohl am besten geeignet, in allen Kreisen geübt und ausgebreitet zu werden, denn wie die Blüten des Frühlings jedes empfängliche Gemüth vorzugsweise anziehen und zur Betrachtung der Natur auffordern, so ist die Kenntniß der Organismen in der Pflanzenwelt für Alle vom höchsten Interesse, und es findet sich somit grade hier der äußere Reiz mit dem belebenden Gegenstande innig verbunden. Das vorliegende Werk hat sich die Aufgabe gestellt, in sapienter Weise zum Studium der Botanik zu geleiten und anregend zu einem ersten Blicke in die wunderbare Werkstatt der Natur aufzufordern. Die einzelnen Abtheilungen beschäffigen sich mit bestimmten heimathlichen Pflanzenarten und geben in der Beschreibung derselben mit der allergewissensbaftesten Sorgfalt zu Werke, so daß an die Betrachtung der unscheinbarsten und unbedachtesten Gewächse stets eine reiche Fülle von Belehrung sich knüpft. Dabei ist die Art der Behandlung höchst anziehend und klar; die in großer Anzahl beigegebenen Illustrationen verdienen das unbedingteste Lob einer eben so richtigen wie künstlerisch freien Nachbildung und die ganze Ausstattung kann als eine sehr würdige und, trotz des billigen Preises, brillante bezeichnet werden.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Das Schraubenschiff.

Von
Dr. Schellen.

Es war im September 1837, als bei unrubiger See und stürmischem Wetter ein Dampfschiff von neuer Construction sich in die See hinauswagte und die Fahrt von Blackwell über Dover und Faltone nach Gute gegen Wind und Wellen glücklich zurücklegte, obgleich es für eine Seefahrt gar nicht gebaut worden war. Vom Lande sahen zahlreiche Beobachter dem rublgen und sichern Gange des Schiffes zu. Wohl wirkelte von Zeit zu Zeit sein Schornstein nach alter Weise schwarze Rauchwolken empor, aber von den treibenden Schaufelrädern war nichts zu sehen. Karaffen waren nicht vorhanden und der ganze Körper des Schiffes zeigte äußerlich nur zwei lange, glatte Seitenwände, die durch keinerlei Vorsprünge unterbrochen waren. Wie von unsichtbarer Kraft getrieben, schoß das Fahrzeug gleich einer Schlange, die geräuschlos durch die hohen Gräser schleicht, rublg durch die Wogen. Wenn andre Schiffe ihre Spur im Wasser durch eine mehr oder minder tiefe Furche bezeichnen, welche sie hinter sich lassen, so wühlte das neue Fahrzeug einen langen und tiefen Wassertranz auf, der einem dicken Seile vergleichbar sich in fortwährender Bewegung um seine Achse wälzte und in spiralförmigen Windungen als lange Wasserwelle erst in weiter Ferne sich verlor.

Das Fahrzeug, Infant Royal genannt, war das erste Schraubendoot. Der Engländer Smith, dem bereits unter dem 21. Mai 1836 ein Patent auf den neuen Motor erteilt worden war, hatte es gebaut; es war nur ein kleines Boot, 31 Fuß lang, von sechs Tonnen Tragfähigkeit, und seine Dampfmaschine, die zur Umdrehung der Schraube bestimmt war,

hatte nur sechs Pferdekraft. Aber obgleich die Probefahrten vollkommen gelungen waren, so erweckte das neue Entstehen der Fortbewegung doch so wenig Vertrauen in die Tauglichkeit desselben, daß sein Erbauer nur mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten dahin gelangen konnte, daß die englische Admiralität im März 1838 seine Gründung prüfen ließ.

Es hatte sich inzwischen unter dem Namen „Gesellschaft für die Fortbewegung mittelst Dampf“ ein Verein von unternehmenden englischen Industriellen gebildet, welcher ganz nach dem Smith'schen System ein neues und größeres Schiff bauen ließ, das den Namen „Archimedes“ erhielt. Das Schiff hatte eine Tragfähigkeit von 240 Tonnen (1 Tonne = 2000 Pfund) und besaß zur Umdrehung der Schraube eine Dampfmaschine von 60 Pferdekraften; zugleich erhielt der Marinecapitän Cba-vell von der Admiralität den Auftrag, die Leistungen des neuen Fahrzeuges zu prüfen. Die Probefahrten des Archimedes fielen wider Erwarten glücklich aus. Die Admiralität hatte nämlich als Bedingung gestellt, das Schiff müsse in der Stunde 4 bis 5 Knoten (4 bis 5 englische Meilen, $\frac{4}{3}$ englische Meilen = 1 preussische Meile) zurücklegen, wenn der neue Motor als bewährt anerkannt werden sollte; bei der Fahrt legte es aber nämlich 10 Knoten zurück und erreichte eine Geschwindigkeit, welche bei den Dampfmaschinen mehr als eine mittlere angenommen wird.

Die erste dieser Fahrten, welche im Juni 1840 von Dover nach Galais gemacht wurde, ward in kürzerer Zeit vollbracht, als dieses bis dahin durch ein Dampfschiff geschehen war. Cba-velo brauchte es nach einiger Abänderung in der Construction der Schraube zu einer Reise von Portsmouth bis Oporto, einer Entfernung von 800 englischen Meilen, kaum siebzig Stunden. Aber vor Allem glänzend war die Fahrt, welche kurz darauf der Archimedes bei einer Umfischung von ganz England zurücklegte. An allen

Stationen, wo das Schiff anlegte, fanden sich die ausgezeichnetesten Ingenieure und Mechaniker der Umgegend ein, um die neue Erfindung kennen zu lernen und die Leistung des Schraubenschiffes mit eigenen Augen zu beurtheilen; es fiel mit einem Male der Fehler des Geheimnisses, und vor der allgemeinen Anschauung des neuen Propellers und dessen Leistungsfähigkeit mußten alle Vorurtheile schwinden, welche sich bis dahin gegen die neue Triebkraft erhoben hatten. — Die Rundreise des Archimedes um England wurde daher nicht bloß ein wahrer Triumphzug des Erfinders, sondern sie bezeichnet auch den Anfang einer neuen Aera in der Dampfschiffahrt.

Bel allen neuen Erfindungen von einiger Wichtigkeit, wenn sie erst im Großen zur Ausführung gekommen sind und ihr praktischer Werth durch Erprobung festgesetzt ist, pflegt es zu geschehen, daß sehr bald von verschiedenen Seiten her Ansprüche auf die Ehre der Erfindung erhoben werden und Prioritätsstreitigkeiten beginnen, welche nur selten zu einem entscheidenden Abschlusse kommen. So ist es auch mit dem Schraubenschiffe gegangen; noch gegenwärtig streiten sich Franzosen, Engländer und Amerikaner um die Ehre dieser Erfindung, und in der That reichen die Berichte, die Schraube als Mittel zur Fortbewegung von Schiffen oder zum Betrieb von Mühlen zu benutzen, bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinauf.

Der Franzose Du Ruet schlug im Jahre 1791 einen Apparat zur Fortbewegung von Schiffen vor, bei welchem eine Schraube mit ihren beiden Enden zwischen zwei verankerte Boote eingesetzt werden sollte. Die Boote sollten einen Winkel mit einander einschließen, um dazwischen eine kräftige Strömung des Wassers zu erhalten. Indem das Wasser gegen die ziemlich breiten Rindungen der Schraube drückte, würde es diese wie der Wind die Windmühlensflügel umdrehen. Auf der Achse der Schraube sollte eine Seiltrommel befestigt, um die Trommel ein Seil geschlungen und dieses an einem höher gelegenen festen Punkte des Flusses angebanden werden. Durch die Bewegung der Schraube und der Trommel sollte sich das Seil aufwinden und dadurch das Fahrzeug mit dem, was daran gehängt ist, stromaufwärts bewegt werden. Im Jahre 1818 konnte man noch zwei Modelle dieses Systems in dem Pariser Conservatoire des arts et métiers sehen.

Einen Schritt weiter that Daniel Bernoulli, der 1762 von der französischen Academie einen Preis für eine Abhandlung erhielt, in welcher er vorschlug, unter dem Vordertheil eines Schiffes nach der Länge desselben eine Achse mit schief gestellten Flügeln oder Schaufeln anzustellen, diese rund zu drehen und dadurch das Schiff fortzubewegen.

Nach Dreyer geht der französische Mathematiker Babinet in seiner Abhandlung „Theorie der Archimedes'schen Schraube“ (Paris, 1768) auf das fragliche Problem ein. Er sagt sehr treffend wörtlich: „Das Ruder ist das Werkzeug, dessen man sich bedient, um den Kahn im Wasser fortzubewegen. Dasselbe ist eigentlich nichts Anderes als ein langer Hebel, dessen eines Ende abgeflacht ist und das durch seinen

Druck analog wirkt wie ein Keil, der in's Holz getrieben wird. Der Unterstützungspunkt des Hebels ist der auf dem Kahn befestigte Ruderspflock, die bewegende Kraft der Rudernde und der Widerstandspunkt das Wasser. Es ist auffallend, daß noch Niemand darauf verfallen ist, die höchst unvollkommene Gestalt des Ruders zu verbessern; denn nicht allein daß die Bewegung des Kahns immer eine rückwärts ist, so muß auch der Rudernde einen großen Theil seiner Kraft und seiner Zeit verwenden, das Ruder nach jedem Stöße aus dem Wasser zu heben und wieder zurückzubewegen. Um diesem Uebelstande abzuwehren, sollte man das Ruder durch ein Instrument ersetzen, das so möglich eine gleichmäßige und kontinuierliche Bewegung gestattet, und ich sollte glauben, daß die Perrophone (die Umkehrung eines Schraubensfadens um einen Kylinder) diese Bedingungen vollständig erfüllen dürfte. Man könnte zwei solche Perrophone, einen zu jeder Seite des Kahns, oder auch nur eine am Vordertheil anbringen. Dieselbe müßte ganz unter Wasser liegen oder auch nur bis an die Achse unter Wasser eintauchen; ihr Durchmesser würde sich nach den Dimensionen des Kahns und die Steigung der Schraube nach der Geschwindigkeit richten, mit welcher man rudern will.“ — Wie wir später sehen werden, liegt in diesen Sätzen das Princip des Schraubenschiffes, wie es gegenwärtig in Anwendung kommt, vollständig begründet.

Seit dem Jahre 1820 mehrte sich die Zahl derjenigen Techniker, welche bald wirkliche Schrauben, bald Kähnen mit schief oder spiralförmig gestellten Flügeln zur Fortbewegung von Schiffen anzuwenden versuchten; in England, Frankreich und Amerika wurden seit dieser Zeit fast alljährlich Versuche angestellt, um mit schraubenähnlichen Vorrichtungen Schiffe fortzubewegen, Modelle mannigfacher Art wurden ausgeführt, den Behörden wurden Vorschläge gemacht und Patente nachgesucht; aber es kam nicht zu einer praktischen Ausführung im Großen.

Unter der großen Zahl dieser Erfinder verdient einer besonderen Erwähnung zunächst der französische Geniecapitän Delisle, der schon 1823 seiner Regierung Vorschläge machte, um durch einen neuen Mechanismus Seeschiffe fortzubewegen. Der im Jahre 1836 in England unter dem Namen „Transversal-Propeller“ von Erleson patentirte Motor war im Wesentlichen nichts Anderes als die schraubenflügelartige Vorrichtung von Delisle.

Der Schiffbauer Sawrage nahm 1832 ein Patent auf eine Schraubenvorrichtung, welche dazu bestimmt war, die Räder der Dampfschiffe zu ersetzen. Er hatte eine große Anzahl von Versuchen mit dem neuen Motor angestellt, die keineswegs ungünstig ausgefallen waren; gleichwohl scheiterte die Ausführung des neuen Systems im Großen an dem Berichte einer Commission unter dem Vorsetze eines Admirals, welche ihm am 11. Juli 1832 eröffnete, daß die Anwendung seiner Schraube im Großen sich nicht bewähren könne. Und doch hat sie sich vollständig bewährt, denn der Motor von Sawrage stimmt mit der von Smith in dem Archimedes angewandten Schraube fast ganz überein.

Zwischen dem Patente von Sauvage und der ersten Fahrt eines größeren Schraubenschiffes in Frankreich verfloßen gleichwohl beinahe elf Jahre, denn erst im Jahre 1843 baute Romain in Havre auf Rechnung des Staats die *Soolette* Napoleon und verfab dieselbe mit einer Schraube nach dem Modelle des Engländers Smith. Der Erfolg war auch hier so günstig, daß die bisherigen Leistungen selbst der besseren Raddampfer übertroffen wurden, der Napoleon legte nämlich nämlich 10 bis 11 Knoten zurück. Am Bord dieses neuen Fahrzeuges befanden sich bei den Probefahrten der General-Director der Posten, der Seepfärs, Ingenieure und andre Beamten von hervorragender Stellung; ein Mann aber war nicht auf dem Napoleon, ein Mann war zu dieser Triumphfahrt nicht eingeladen worden, einen Mann nannten die Journale nicht; dieser Mann war Friedrich Sauvage, der dreizehn Jahre arbeitete, zwei Jahre, um seine Schraube zu finden und elf Jahre, um gegen Unglauben, Neid und Böswilligkeit anzukämpfen. „Ich wußte,“ erzählt Alphonse Karr in seinen *Quêtes*, „daß Sauvage wegen einer kleinen Schuld im Gefängniß von Havre saß. Ich besuchte ihn. Er hatte sich in seiner Zelle so gut er konnte eingerichtet. Seit Sauvage im Gefängniß ist, spielt er Violine. Aus den zerreißenden Saiten macht er allerlei geistreiche Maschinen. Auf seinem Fenstergestimpe fand ich ein Bassin aus einem Stück Zink, in diesem Bassin schwamm ein Fahrzeug, welches er mit seinem Messer konstruirt hatte. — Aber unter all' den reichen Männern, die stolz waren, den Engländern diese französische Erfindung (?) zu zeigen, war nicht Einer, welcher Sauvage die Summe anbot, um ihn in Freiheit zu setzen. Der Marineminister, der König von Frankreich ließen ihn seit Monaten im Gefängniß!“

Einige Tage später druckte das *Siècle* den Artikel der *Quêtes* ab, und nach wenigen Tagen war ein Theil der Schuld bezahlt, für das Uebrige hatte der Gläubiger eine Frist eingeräumt, und der Präsident der königlichen Aufmunterungs-Commission von Abbéville stellte sich Herrn Sauvage zu Diensten. Ein englisches Journal schlug, entrüstet über Frankreichs Undankbarkeit, eine englische Subscription vor, die aber von Sauvage selbst abgelehnt wurde. Erst später erhielt er eine Pension von 2500 Frs. Nach einem kummervollen Leben ist derselbe jüngst im Irrenhause gestorben!

Fast gleichzeitig mit Smith, dem Erbauer des Infants Royal und des Archimedes und unabhängig von diesen konstruirte Ericson eine elegantbäumliche Art von Schraubenschraube; aber sowohl die Einrichtung derselben, als auch die Vage, wo er sie anbringen wollte, fanden nicht den Beifall der englischen Admiralität. Ericson verließ daher England, ging nach Amerika und baute daselbst den Schraubendampfer *François* Dagen; obgleich sein System sich nicht so vortbeilhaft erwies als das Smith'sche, so wurden in Amerika doch mehrere Schiffe von ziemlicher Größe danach ausgeführt.

Diese Mittheilungen, die keineswegs er-

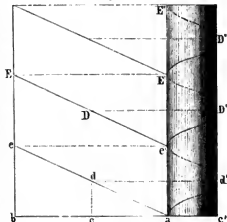
schöpfend sind, genügen, um zu zeigen, daß jedem der oben genannten drei Länder ein Antheil an der Ehre der neuen Erfindung zukommt. Wenn trotzdem der Engländer Smith vorzugsweise als der Erfinder des Schraubenschiffes anzusehen zu werden pflegt, so ist das in dem Sinne zu nehmen, daß er es war, der in seinen Versuchen, die Schraube zur Fortbewegung der Schiffe anzuwenden, mit einer seltenen Beharrlichkeit und Ausdauer verfuhr, daß er es war, der bei der Umschiffung Englands den Beweis von der Vortrefflichkeit des neuen Systems öffentlich darlegte, und daß in Folge eines günstigen Umstandes der neue Motor alsbald Gelegenheit erhielt, seine Ueberlegenheit über die Raddampfer an einem Schiffe von den bedeutendsten Dimensionen nachzuweisen.

Wir unterbrechen hier den Faden der geschichtlichen Entwicklung, welche die Schraubenschiffahrt durchgemacht hat, um zunächst in die Grörterungen über die Art und Weise, wie die Schraube konstruirt ist und zur Fortbewegung der Schiffe wirksam wird, näher einzugehen.

Eine Schraubenlinie entsteht dadurch, daß eine schiefe Ebene aob (Fig. 1) so um einen Cylinder aufgewickelt wird, daß die Basis ab derselben sich genau an die Umfangslinie des Cylinders anschließt. — Es sei aob ein rechtwinkliges Stück Papier, dessen Basis ab genau gleich dem Umfang des daneben stehenden Cylinders ist. Wird nun dieses Dreieck, in welchem ao eine schiefe Ebene darstellt, so um den Cylinder herumgelegt, daß sich die Basis ab überall an die Umfangslinie ac' des Cylinders anschließt, so bildet die schiefe Ebene ao auf dem Cylinder oder der Spindel eine schräg ansteigende krumme Linie $ad'o$, welche Schraubenlinie genannt wird. Es ist also nicht jede auf einem Cylinder verzeichnete ansteigende Linie eine Schraubenlinie, sondern nur diejenigen von ihnen erhalten diesen Namen, welche, wenn man den Cylinder in eine Ebene abwickelt, eine gerade Linie von der oben angegebenen Beschaffenheit bilden.

Schneidet man den Cylinder der Fig. 1 längs

Fig. 1.



der Seite aE auf und wickelt ihn nach links in die Ebene des Papiers ab, so erzeugt die Schraubenlinie $a'd'o'$ wieder die gerade Linie $a'de$, indem sich ein Punkt der Schraubenlinie nach dem andern zu der gerade aufsteigenden Linie $a'de$ in die Ebene des Papiers niederlegt.

Der Mittelpunkt d der schiefen Ebene liegt auf dem Cylinderrand der Basis an gerechnet in einer Höhe ed' gleich der Höhe ed , und er entsteht, wenn die halbe Basis ac sich um den halben Cylinderrandumfang aufgewickelt hat; die Strecke ad' ist also die halbe Schraubenlinie; ebenso ist die Höhe ed' gleich der Höhe be und diese Strecke heißt daher auch die ganze Schraubenhöhe oder die Ganghöhe, weil man die volle Länge $a'd'o'$ der Schraubenlinie auch einen Schraubengang nennt.

Hiernach ist klar, daß man auf demselben Cylinderrand unendlich viele Schraubengänge bilden kann von großer und von kleiner Ganghöhe, je nachdem man in dem erzeugenden Dreieck abe die Höhe be groß oder klein wählt. Stellt man mehrere schiefe Ebenen $aeb, a'eb, u. s. w.$ von gleicher Höhe, wie die Figur zeigt, auf einander, und zwar so, daß die Basis ea' der zweiten da anfängt, wo die erste schiefe Ebene ae endigt, so entstehen natürlich durch die Aufwicklung dieses Systems um den Cylinderrand ebenso viele völlig gleiche Schraubenlinien als schiefe Ebenen vorhanden waren, welche einzeln genau an einander anschließen und in ihrer Gesamtheit eine einzige continuirlich ansteigende Schraubenlinie $a'd'e'd'e'd'e'$ von mehreren Gängen bilden.

Läßt man zwischen der Windung einer Schraubenlinie eine andre von derselben Steigung auf dem cylindrischen Kern sich entlang ziehen, so unterscheiden sich diese beiden Schraubenlinien offenbar nur darin, daß sie nicht gleichzeitig anfangen; man hat dann eine Schraube mit zwei nebeneinandergehenden Gängen oder eine doppelgängige Schraube; ebenso gibt es drei- und mehrgängige Schrauben, von denen die letzteren jedoch in der Praxis wenig Anwendung finden. Die Fig. 2 zeigt eine doppelgängige Schraube, in der die Gänge um eine Viertelumdrehung von einander getrennt sind. Legt man an einer Schraubenlinie entlang einen hervorragenden Körper, z. B. eine dickere Schnur, so entsteht ein Schraubengewinde, von welchem es hinlänglich bekannt ist, daß es bald eine dreieckige Form hat, wie bei den scharfen Holzschrauben, bald vier-eckig, bald rund ist. Schneidet man dagegen längs einer Schraubenlinie in den Cylinderrand eine Vertiefung ein, so wird zwar auch dieser hohle Gang ein Gewinde genannt, die Schraube selbst heißt dann aber eine Schraubennutter.

Die Anwendung der Schraube in dem ge-

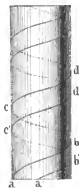
wöhnlichen Leben ist so allgemein bekannt, daß es eines näheren Eingehens hierin nicht bedarf; wir erinnern daher nur vorübergehend daran, daß mit Ausnahme des Falles, wo eine Schraube in ein geganztes Rad eingreift, wie bei der Schraube ohne Ende, stets Schraubenspindel und Schraubenmutter vereint wirken; dabei ist bald die Spindel fest und die Mutter beweglich, bald umgekehrt die Mutter fest und die Spindel drehbar. Zuweilen scheint die Mutter zu fehlen, wie in den Fällen, wo eine Schraube zur Befestigung eines Gegenstandes in Holz u. s. w. eingeschraubt werden soll; beim Beginn des Einschraubens fehlt hier die Mutter allerdings, allein schon beim ersten Drehen und dem ersten Fortschreiten der Spindel in dem festen Holz entsteht die Schraubenmutter; nach dem ersten Rundzuge der Spindel ist der erste Gang der Mutter eingeschnitten worden, der dann als Halt und Führung bei dem Einschneiden der folgenden Gänge dient.

Dreht sich eine Schraubenspindel in der festen Mutter einmal rund, so schreitet die Spindel genau um die Höhe eines Schraubenganges vorwärts oder rückwärts, je nach der Richtung, in welcher dieselbe gedreht wird. Ein Korkzieher, wie jede andre Schraube, die etwa sechs Windungen hat, muß sechsmal rundgedreht werden, damit sie um ihre ganze Länge fortgeschoben werde; je größer also die Ganghöhe ae' (Fig. 1) einer Schraube ist, um so größer ist bei jedesmaligem Runddrehen ihr Fortschreiten in der festen Mutter.

Legt man längs der Schraubenlinie res (Fig. 3), welche die Hälfte eines ganzen Ganges bildet, und im Vergleich zu der Schraubenlinie der Fig. 1 eine sehr große Ganghöhe hat, eine breite Fläche $abede$, so entsteht eine Schraube, die, wenn sie in einer ähnlichen festen Mutter in der Richtung des Pfeiles p rundgedreht wird, ebenfalls um den ganzen Betrag ihrer Ganghöhe nach der Richtung ihrer Achse ww fortgeschritten. Beträgt die Ganghöhe, die in der Fig. 3 dargestellt so groß ist als die Linie $ra's$, zehn Fuß, so rückt die ganze Achse ww mit Allem, was daran befestigt ist, bei einer einmaligen Umdrehung in einer festen Mutter, um zehn Fuß vorwärts, und würde demnach, wenn sie fest in einer festen Mutter bliebe und in der Minute achtzig Mal rundgedreht würde, in dieser Zeit um achtundert Fuß fortgeschritten.

Nach dieser kurzen Abkürzung in das Gebiet der Mechanik kehren wir zu der Schiffahrt zurück und knüpfen den abgebrochenen Faden zunächst wieder an das Smith'sche Dampfschiff Archimedes an. — Das Schiff war von gewöhnlicher Bauart und besaß eine Dampfmaschine von sechzig Pferdekraften. Anstatt aber die Kraft dieser Maschine zur Umdrehung zweier Schaufelräder zu verwenden, benutzte er sie zur Umdrehung einer einzigen Spindel oder Welle, an welcher sich nach Art der in Fig. 3 abgebildeten Schraube sich ein sehr breiter und flacher Schraubengang befand; die Höhe des Ganges, also in Fig. 3 fast die Länge ae , betrug $7\frac{1}{2}$ Fuß, der Durchmesser bd der Schraube $6\frac{1}{2}$ Fuß, so daß die Gänge br , sd eine Breite von $3\frac{1}{2}$ Fuß besaßen. Als zufällig das Schiff mit der Schraube

Fig. 2.



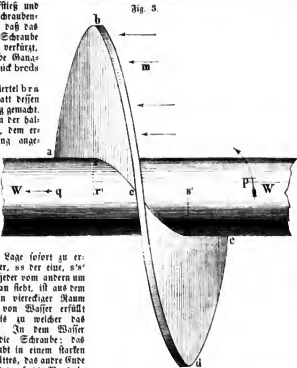
an einer solchen Stelle aufließ und dabei die eine Hälfte des Schraubenganges einbüßte, fand sich, daß das Schiff rascher ging; die Schraube wurde daher um die Hälfte verkürzt, so daß sie nur noch die halbe Ganghöhe besaß und auf das Stützholz (Fig. 3) beschränkt wurde.

Während so die zwei Viertel bra und so abgewislen, wurde statt dessen die Schraube doppeltänzig gemacht, indem in einem Abstände von der halben Umdrehung ein zweiter, dem ersteren ganz gleicher Halbgang angebracht wurde.

Die Schraube lag im sogenannten tothen Holze (dead wood) vor dem Steuerruder unter Wasser, wo die nach letzterem hin sich immer mehr verengenden Querschnitte des Schiffes nach unten zu flach und fast geradlinig auslaufen.

Aus der Fig. 4 ist diese Lage sofort zu erkennen; r ist das Steuerruder, ss der eine, s's' der andre Schraubengang, jeder vom andern um 180 Grade entfernt. Wie man sieht, ist aus dem Hinterteil des Schiffes ein viereckiger Raum ausgehauen, der ganz von Wasser erfüllt ist; pp ist die Linie, bis zu welcher das Schiff mündend eintritt. In dem Wasser dieses Ausschnittes liegt die Schraube; das eine Ende ihrer Spindel ruht in einem starken Lager des viereckigen Ausschnittes, das andre Ende w' w' geht bei w' wasserdicht durch die Wand in das Innere des Schiffes hinein, wo es in passender Weise mit der in der Mitte des Schiffskörpers befindlichen Dampfmaschine in Verbindung steht. Diese Maschine hat in ähnlicher Weise, wie sie bei dem Dampfer die Schaufelräder dreht, bei dem Schraubenschiffe die Aufgabe, die Welle w' w' und damit die Schraube ss' selbst in sehr schnelle Umdrehung zu versetzen. Aus Gründen, die wir sogleich näher auszuführen haben, rückt durch diese Umdrehung die Schraube und Alles, was mit ihr fest verbunden ist, also das ganze Schiff, je nach der Richtung der Drehung vorwärts oder rückwärts.

Im Wesentlichen hat man seitdem diese Einrichtung der Schraubenschiffe beibehalten und ist hiernach klar, daß das Schraubenschiff so gut



wie das Räderschiff eine Dampfmaschine erfordert, daß bei jenem die seitlich liegenden Schaufelräder sammt Radkästen weglassen, daß die Schraube stets ganz unter Wasser liegt und ihre Welle immer parallel zu der Mittellinie des Schiffes oder dem Kiel sich befindet.

Um nun die Wirkung der Schraube und die Art und Weise, wie ihre Drehung die Fortbewegung des Schiffes hervorbringt, zu verstehen, erinnern wir zunächst wieder daran, daß eine jede Schraube, welche sich in einer festen Mutter dreht, oder welche man in einen festen Gegenstand, Holz, eintribt, bei jedem vollen Umgange um die Höhe ihres Ganges fortbewegt wird. Würde daher eine Schiffschraube von acht Fuß Ganghöhe so gedreht, daß sie sich in einen festen Körper einbohren könnte, so würde sie bei jeder Drehung um acht Fuß vorwärts geben und dabei das fest mit ihr verbundene Schiff durch dieselbe Strecke fortziehen. Da die Reibung mit der Breite der Gänge zunimmt, so würde man, um die Reibung in dem als fest fingierten Körper möglichst zu vermindern, einer solchen Schiffschraube nur ganz schmale Gänge, aber um die Geschwindigkeit des Schiffes zu vergrößern, eine große Ganghöhe geben.

— Aber die Schiffschrauben dre-

Fig. 4.



hen sich in der Wirklichkeit nicht in einem festen Körper, sondern in dem beweglichen Wasser. Nun gibt zwar allerdings das Wasser dem Drucke etwas nach, es weicht aus und läßt sich bei Seite schieben; aber diese Verschiebbarkeit seiner Theilchen ist keineswegs so bedeutend, als man auf den ersten Blick glauben möchte, sie hat ihre Grenze und es setzt jede Flüssigkeit einem Drucke, der sie bei Seite schieben will, einen Widerstand, eine Art von fester, widerstehender Fläche entgegen.

Man fühlt den hohen Grad dieses Widerstandes sofort, wenn man es versucht, eine nur einigermaßen breite Fläche, etwa einen Quadratsfuß, in einer Richtung, die gegen diese Fläche senkrecht ist, im Wasser rasch fortzubewegen, oder wenn man mit der flachen Hand schnell auf das Wasser schlägt. Wer beim Baden von der Höhe herab in's Wasser springt und dabei die Ungeschicklichkeit begeht, mit dem flachen Körper auf das Wasser zu stoßen, wird aus dem empfindlichen Schmerze, den ihm der Fall verursacht, die Ueberzeugung gewinnen, daß das Wasser dem Druck einer größeren Fläche keineswegs leicht ausweicht, sondern ganz nach Art eines festen Körpers einen sehr bemerkbaren Widerstand leistet.

Es ist der Widerstand der Flüssigkeiten, welcher sich der Fortbewegung der Schiffe entgegenstemmt. Nicht die größere oder geringere Belastung eines Schiffes an sich ist es, welche von der Kraft der Dampfmaschine überwunden werden muß, um es von der Stelle zu bringen; das Schiff schwimmt ja mit voller Belastung im Wasser, das Wasser trägt also dessen Gewicht vollständig und es würde sich das schwerbeladene Fahrzeug durch den Druck eines Fingers fortbewegen lassen, wenn nicht das Wasser und selbst die Luft Widerstand leistete und nicht an den Wänden Reibung entstände. Je größer die Fläche des Schiffes ist, welche das Wasser trennen und bei Seite schieben muß, je größer also der Tiefgang desselben ist, desto mehr Kraft muß auch angewendet werden, um den Widerstand und die Reibung des Wassers zu überwinden; auch wächst dieser Widerstand sehr beträchtlich mit der Geschwindigkeit des Schiffes, so daß oft die kolossalen Kräfteanstrengungen von 1000pferdesträftigen Maschinen erforderlich sind, um bei großer Geschwindigkeit den Wasserwiderstand zu bewältigen.

Aber wie der Widerstand es ist, der sich der Schifffahrt so feindlich und hinderlich entgegenstellt, so ist er es auch wieder, der die Fortbewegung der Schiffe überhaupt möglich macht. Das einfachste Mittel zu dieser Fortbewegung bietet das Ruder, dessen Stützpunkt nicht, wie es auf den ersten Blick erscheint, in dem auf dem Rabe befindlichen Ploche, sondern im Wasser liegt. Indem man die breite Fläche des Ruders in das Wasser einsetzt und an dem andern Ende desselben mit der Hand einen Druck ausübt, bleibt das flache Ende wegen des Widerstandes der Flüssigkeit beluabe fest im Wasser stehen, während der vorwärts gedrückt Theil, die Ruderfänge, den mittelst des Ploches daran befestigten Kahn mit sich fortzieht. — Nicht anders ist es bei den Schaufelrädern der Fall; indem auch hier die Schaufelflächen auf das Wasser

schlagen und dieses bei der Umdrehung des Rades aus der Stelle drängen müssen, finden sie, so lange sie durch das Wasser sich bewegen, darin einen sehr bedeutenden Widerstand und gewinnen hierdurch einen theilweise festen Stützpunkt, gegen den die Rade sich anstemmen und dadurch sich und das Schiff fortziehen kann.

Dierdurch ist wohl klar, daß das Wasser sich in allen Fällen gegen die Versuche, es von der Stelle zu verdrängen, sträubt, nicht leicht ausweicht und je nach der Größe und besonders nach der Geschwindigkeit der sich bewegenden Fläche einen mehr oder weniger großen Widerstand darbietet.

Wird daher eine Schraube mit einem breiten Gange rasch im Wasser rungetrieben, so verhält sie sich nahezu so, als ob sie in einen festen Gegenstand sich einbohrte und würde demgemäß bei jeder Umdrehung um eine gewisse Ganghöhe von der Stelle rücken, wenn das Wasser gar nicht ausweicht. Wird die Schraube der Fig. 3 im Wasser schnell in der Richtung des Pfeiles p um die Achse WW rungetrieben, so sucht ihre breite Fläche brcsd das Wasser fortzuziehen, rücken und auf die Seite zu drängen; aber das Wasser kann nicht so schnell ausweichen und leistet einen großen Widerstand; es muß daher die Schraube sich mit ihrer breiten Fläche nothwendig gegen das Wasser anstemmen, als ob es daselbst eine feste Mutter hätte, sich nach der Richtung des Pfeiles q fortzuziehen und, wenn sie wie in Fig. 4 in einem Schiff befestigt ist, dieses mit sich fortziehen, sobald nur der Widerstand des Wassers gegen die Schraubenfläche größer ist, als der gegen den Schiffskörper.

Man sieht hieraus, daß man, um den Widerstand des Wassers gegen die Schraube möglichst groß zu erhalten, man denselben vor Allem eine breite Fläche oder, wie man sich auszudrücken pflegt, einen großen Durchmesser geben muß. Bei einer solchen Einrichtung erzielt man unter Anwendung einer großen Geschwindigkeit, die man der Schraube gibt, leicht einen Widerstand des Wassers gegen die Schraube, welcher selbst denjenigen Widerstand weit übertrifft, den auch der größte Schiffskörper von demselben zu erleiden hat.

Das Wasser dient also im wahren Sinne des Wortes der Schiffschraube als widerstehende, theilweise feste Mutter; je nach der Richtung der Drehung schraubt sie sich darin hinein oder heraus und treibt das daran befestigte Schiff vorwärts oder rückwärts. Zwar steht bei dieser Drehung das Wasser nicht vollkommen fest, sondern es weicht etwas nach der entgegen-gesetzten Richtung zurück; daraus folgt aber nur, daß die Schraube bei einem jedesmaligen Umdrehen nicht ganz um den vollen Betrag ihrer Ganghöhe fortgehen kann, sondern nur soviel weniger, als das Wasser in der entgegen-gesetzten Richtung zurückweicht. Gesezt, die Höhe eines Schraubenganges wäre 12 Fuß, die Zahl der Umdrehungen in der Minute wäre 150, und das Wasser weiche bei jeder Drehung um 2 Fuß zurück, so würde die Schraube bei einem Umlaufe immer noch um 10 Fuß, also in der Minute um 150 mal 10 oder 1500 Fuß sich von der Stelle bewegen und bei hinreichend großer Kraft das damit verbundene Schiff mit

derselben Geschwindigkeit von $3\frac{1}{4}$ deutschen Meilen in der Stunde forttreiben.

Zu der Verdrängung und der Bewegung einer Wassermenge ist aber Kraft erforderlich; die Schraube theilt daher mit dem Ruder und dem Schaufelrad den Nachtheil, daß sie auf eine zu der Fortbewegung des Schiffes nicht beitragen- de Weise Wassermassen verdrängt und bewegt und einen nicht unbedeutenden Theil der Maschinenkraft hierzu verwendet, denselben also nutzlos vergeudet. Könnte man die Schraube, das Ruder oder das Schaufelrad sich gegen Körper stützen lassen, welche auf dem Flußbette fest sind und die dem Druck nicht nachweichen, so würden diese sich nicht verdrängen lassen und nicht Bewegung annehmen, daher auch nichts von derselben Arbeitsleistung verlieren, welche von der treibenden Kraft, der Muskelkraft oder dem Dampfe, entwickelt wird. Es träte dann ganz dasselbe ein, was bei der Fortbewegung eines Fußes durch die Locomotive geschieht. Die Räder einer Locomotive wirken ganz genauso, wie die Schaufelräder eines Dampfschiffes; aber, anstatt daß sie sich gegen Theile stützen, welche wie das Wasser ausweichen, stützen sie sich gegen die auf dem Erdboden befestigten Schienen, welche selbst keine rückgängige Bewegung annehmen können. Bei den Dampfschiffen muß daher auch die von der Dampfmaschine zu entwickelnde Leistung in jedem Falle beträchtlich größer genommen werden, als es durch den bloßen Widerstand und der Reibung des Wassers verlangt wird.

Für die Construction der Schiffschraube ergeben sich aus diesen Erörterungen drei Bedingungen: sie muß erstens einen großen Durchmesser, also eine breite Gangfläche haben, damit sie einen großen Widerstand und eine mög-

lich feste Stütze im Wasser erhalte; zweitens muß die Höhe ihres Ganges angemessen groß sein, damit sie bei jeder Drehung um eine angemessene Strecke vorwärts oder rückwärts gehe; und drittens muß ihre Geschwindigkeit oder die Anzahl ihrer Umdrehungen in einer bestimmten Zeit, etwa in der Minute, möglichst groß sein, weil hiervon in Verbindung mit der Größe der Ganghöhe die Geschwindigkeit des Schiffes abhängt.

Geben wir nun wieder zu der geschichtlichen Entwicklung der Schrauben-Construction über, so ist zunächst hervorzuheben, daß auch bei dem zweiten Schiffe von Smith, dem Archimedes, Fig. 4, die vordringende Schraube noch zu lang gefunden wurde; daß von der Schraubenfläche verdrängte Wasser wird nämlich cylinderartig mit der Schraube herumgeschleudert und demselben auf Kosten der von der Dampfmaschine entwickelten Kraft in unnützer Weise zu viel Bewegung mitgetheilt, der Verlust an Kraft war also zu bedeutend. Man kam sofort darauf, die Schraube noch mehr zu verkürzen, und fand, daß vier Viertelswindungen noch wirksamer waren, als die beiden Halben des Archimedes. Dabei rückte man die vier Viertelswindungen, die nun das Aussehen von Flügeln annahmen, ganz nahe zusammen, gab ihnen eine verkürzte Stellung zu der Achse und verkürzte dadurch die Schraubenspindel um einen beträchtlichen Theil der Länge.

In dieser Form von vier Flügeln wurde die Schraube nach dem Modelle von Hunt in dem Riesenschraubendampfer Great Britain angewandt. In der Fig. 5 ist diese Schraube, die als solche kaum noch erkannt wird und ganz die Form der nach einer und derselben Richtung gebogenen Flügel erhalten hat, in der vorderen Ansicht ab-

Fig. 5.

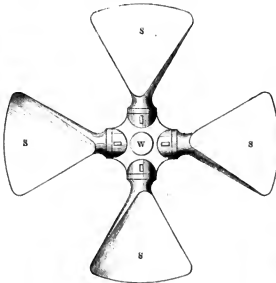
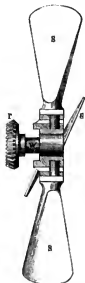
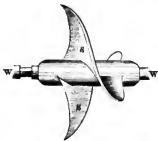


Fig. 6.



gebildet; 8888 sind die vier nach derselben Richtung gebogenen Flügel, die auf der gemeinschaftlichen Welle w befestigt sind. Die Fig. 6 zeigt dieselbe Schraube in der seitlichen Ansicht. Die Schraube hat einen Durchmesser von sechzehn Fuß bei einer Länge von vier Fuß und macht achtzig Umdrehungen in der Minute; sie ist ganz wie in Fig. 4 in einen Ausschnitt des Schiffes am Hinterteil vor dem Steueruder eingesetzt. Das Schiff hat eine Länge von 320 Fuß, eine Tragfähigkeit von 3200 Tonnen und eine Dampfmaschine von 1000 Pferdekraften.

Fig. 7.



Bei einer solchen flügelartigen Einrichtung der Schraube muß man das, was man durch das Zusammenrücken der Flügel an Ganghöhe verliert, durch Vergrößerung des Durchmessers wieder auszugleichen suchen, weshalb man den Flügeln eine hinreichend große Fläche und also eine beträchtliche Widerstandskraft im Wasser gibt. Der Durchmesser solcher Schrauben wird aus diesem Grunde nur wenig kleiner genommen als der Tiefgang des Schiffes ist, so daß ihre obere Kante nur noch ein bis zwei Fuß vom Wasser bedeckt, ihre untere Kante aber noch hinreichend durch den darunter weggehenden Kiel vor Beschädigung beim Aufstoßen geschützt ist.

Die Fabriken dieses Riesen dampfers nach Amerika lieferten in jeder Beziehung für den Schraubenpropeller so günstige Resultate, daß seitdem die mannigfaltigsten Versuche angestellt wurden, die vortheilhaftesten Formen und die geeignetsten Dimensionen für denselben zu ermitteln. Wir führen aus der großen Zahl dieser im Großen angestellten Versuche nur Einiges an.

Kennnte gab der Schraube nach mannigfaltigen Abänderungen die Fisch-

schwanzform, welche in Fig. 7 abgebildet ist; sie hat den Namen des Keilpropellers erhalten und ist, wie die vorigen Schrauben, am Hinterteil des Schiffes angebracht.

Der Transversalpropeller von David Napier (Fig. 8) liegt nur zum Theil unter Wasser und besteht aus zwei hintereinander gestellten Rädern, welche am Hinterteil des Schiffes aufgestellt sind. Die Achsen w, w' derselben liegen ansehnlich des Wassers; die Schaufeln n, n' sind nach derselben Richtung gebogen und in schräger Stellung auf dem Radkrange befestigt; sie arbeiten derart, daß eine jede Schaufel des einen Rades zwischen zwei des andern Rades thätig ist. Ein mit diesem Rotor versehenes eisernes Schiff legte in der Stunde ein englische Meilen zurück.

In Frankreich wurden im Jahre 1843 die ersten umfassenden Versuche mit dem Schraubenmotor an dem Dampfschiffe „Napoleon“ angestellt. Es ist bereits in dem Vorigen dieses von Normand zu Havre gebauten Schiffes gedacht worden. Die erste von dem Engländer Barns gelieferte Schraube lieferte nur wenig befriedigende Resultate; als man jedoch derselben die dreiflügelige Form erteilte, von welcher in Fig. 9 in ob ein Flügel abgebildet ist (die andern zwei Flügel liegen in demselben Cylindrumfang um 120 Grad von der ersten und von einander entfernt), erhielt das Schiff bei 120 Umdrehungen der Schraube in der Minute unter der bloßen Einwirkung der Schraube eine mitt-

Fig. 8.

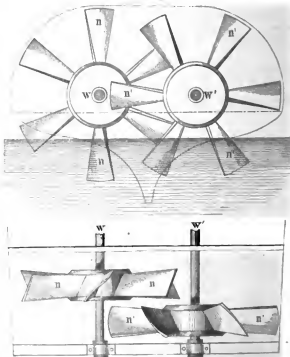
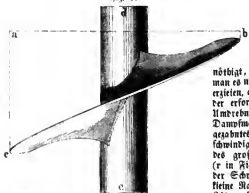


Fig. 9.



lere Geschwindigkeit von zehn englischen Meilen in der Stunde. Der Durchmesser ab dieser Schraube betrug vier Fuß, die Höhe ac zwei Fuß. Die Resultate, welche bei den verschiedensten Fabriken und unter den mannigfaltigsten Einwirkungen von Wind und Strömung mit dem Napoleon erzielt wurden, waren so überaus günzlich, daß seitdem auch in Frankreich dem neuen Motor die Zukunft gesichert war.

Es ist bereits hervorgehoben worden, daß die Schrauben in der Minute eine große Zahl von Umdrehungen erhalten müssen, wenn sie dem Schiffe eine Geschwindigkeit geben sollen, welche der Geschwindigkeit der Raddampfer gleichkommt. Die Schraubenträder laufen in der Minute höchstens zwanzig Mal um, und sie können diese Bewegung sehr leicht direct durch die Schiffsmaschine erhalten, wenn die Kolbenstange mittelst eines beweglichen Zwischenstückes, des Pleuels, unmittelbar auf die Kurbel der Radachse wirkt. Die Schraube soll aber in der Minute hundert bis hundertundfünfzig Umläufe machen, und um ihr eine so große Geschwindigkeit beizubringen, muß entweder das Kolbenpiel der Dampfmaschine ungleich schneller sein,

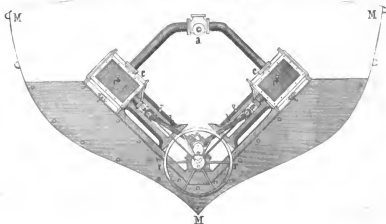
als es bei den Raddampfern der Fall ist, oder es muß die langsamere Bewegung der Kurbelwelle durch Räderwerke oder Kettenseiben auf die Schraubenwelle übertragen und vergrößert werden.

In der ersten Zeit war man genöthigt, zu dem lezten Mittel zu greifen, weil man es nicht verstand, ein so rasches Kolbenspiel zu erzielen, als erforderlich war, um der Schraube mit der erforderlichen Kraft die nöthige Anzahl von Umdrehungen zu geben. Man verwendete daher die Dampfmaschine zunächst dazu, um ein größeres gezahntes Rad in eine mäßige Umdrehungsgeschwindigkeit zu versetzen und ließ die Zähne des großen Rades in ein kleineres Zahnrad (r in Fig. 6) eingreifen, welches auf der Welle der Schraube befestigt war. Hatte z. B. das kleine Rad zwanzig, das große aber hundert Zähne, so mußte jenes und mit ihr die Schraube fünf Mal umlaufen, während sich das große Rad nur einmal umdrehte. Auf diese Weise konnte zwar die langsame Bewegung der Maschinen-Kurbelwelle eine große Geschwindigkeit der Schraubenwelle hervorrufen, aber es ging einestheils durch die bedeutenden, mit dieser Kraftübertragung verbundenen Reibungen ein erheblicher Theil der Maschinenkraft nutzlos verloren, und andertheils war der große, durch die ineinandergreifenden Radzähne sich fortplanzende Druck nicht selten Veranlassung zu einer Beschädigung der Zähne und einer Störung des Betriebes. Die Bewegung der Maschinenwelle mittelst Ketten und Seiben auf die Schraubenwelle zu übertragen, verursachte dagegen wieder Schwierigkeiten anderer Art.

So ging man dann alsbald dazu über, Maschinen zu construiren, welche bei einem kleinen Kolbenhub eine große Geschwindigkeit im Kolbenspiel entwickeln, und gab den Dampfzylindern eine wagerechte oder eine solche geneigte Stellung zu einander, daß die Kolbenstangen direct die Kurbel der Schraubenwelle zur Umdrehung bringen konnten.

Die Fig. 10 erläutert die letztere und zeigt

Fig. 10.



häufig vorkommende Art und Weise, die Kolben direct auf die Schraubenwelle wirken zu lassen. MMM ist der Querschnitt des Schiffes, ee sind die beiden gegeneinander geneigten Dampfzylinder, denen durch das Rohr a der Dampf zugeführt wird und deren Kolbenstangen b, b unmittelbar an der Kurbel der Welle e wirken; rr ist ein Schwungrad zur Herstellung einer möglichst gleichmäßigen Umdrehung.

Da die Dampfmaschine meist in der Mitte des Schiffes angebracht ist, die Schraube aber im Hintertheil derselben unmittelbar vor dem Steueruder liegt, so geht von der Kurbel der Maschinenwelle e eine lange und starke Achse (Transmission) durch den unteren Schiffsraum parallel zum Kiel bis zur Schraube, wo sie durch die Schiffswand wasserdicht hindurchgeht und in dem für die Schraube bestimmten Querschnitt des Schiffes an der Schraube festgezapft wird. — Häufig wendet man auch statt der festliegenden Dampfzylinder oszillirende an, deren Kolben dann ebenfalls direct die Kurbel der Schraubenwelle antreiben und runderdrehen.

Für Kriegsschiffe und große Segelfahrer ist es nöthig, daß die Schraube zusätzlich sei und in kurzer Zeit ohne viele Mühe aus dem Wasser herausgenommen werden könne. Bei eingetretenen Beschädigungen der Schraube ist man zu einer Herausnahme derselben aus dem Wasser gezwungen; andrerseits aber machen stürmische Winde es oft sehr wünschenswerth, daß die Schraube nicht bloß außer Betrieb gesetzt, sondern auch aus dem Wasser entfernt werden könne. In solchen Fällen kann nämlich das Schiff mit vollen Segeln fahren und die Dampfkraft ersparen; eine Vereiniigung beider Triebkräfte aber ist nicht immer vortheilhaft und die Anwesenheit der Schraube im Wasser sogar nachtheilig, so oft der Wind das Schiff bedeutend schneller treiben will als die Schraube es vermag, weil diese dann mit ihren nach vorne gerichteten breiten Flächen einen großen Widerstand leistet und ein Hinderniß für die Fortbewegung wird.

Der Mechanismus zur Herausnahme der Schraube ist im Ganzen einfach; er besteht darin, daß die Schraube mit ihrer Welle in einem besonders starken Rahmen auf festen Lagern liegt, dieser Rahmen aber sich in das am Hintertheil des Schiffes vor dem Steuer befindliche feste Rahmengerüste (vgl. Fig. 4) auf und ab schieben läßt. Die Verbindung der so beweglichen Schraubenwelle mit der von der Dampfmaschine kommenden festen Triebwelle läßt sich auf mannigfache Weise leicht bewerkstelligen und leicht wieder lösen. Ist letzteres geschehen, so kann man den beweglichen Rahmen sammt der darin liegenden Schraube mit Winden oder andern mechanischen Vorrichtungen aus dem Wasser herausheben und etwa nöthig gewordene Reparaturen auf dem Schiffe vornehmen.

Die Vortheile, welche die Anwendung der Schraube im Vergleich zu den Schaufelrädern darbietet, sind so erhelllich, daß im vorigen Jahre von hundertunddreißig in England neu gebauten eisernen Dampfern achtundneunzig mit Schrauben und nur zweieinunddreißig mit Rädern versehen wurden. Während bei den Raddampfern die Schiffe eine für ihre Bewegung nachtheilige Gestalt erhalten müssen und die Karfassen

sowohl als auch insbesondere die durch Einschlagen und Ausstehen der Schaufeln entstehenden Stöße beträchtliche Widerstände erzeugen, dabei ein lästiges Getöse erregen und dem ganzen Schiff eine oft höchst unangenehme gitternde Bewegung mittheilen, erhält das Schrauben Schiff einestheils in Folge des Bestands der Räder und der Karfassen eine Form, welche dem Wasser am wenigsten Widerstand darbietet und eine leichte Fahrt durch enge Gewässer, sowie ein gefahrloses Einlaufen in enge Häfen gestattet, andertheils aber ist seine Bewegung wegen der Continuirlichkeit in der Schraubendrehung ruhig, sanft und fast frei von Erschütterungen.

Bei dem Raddampfer tauchen die Schaufeln, welche zur Ausbringung ihrer größten Leistungsfähigkeit stets bis zu einer sich immer gleich bleibenden Tiefe untertauchen müssen, je nachdem die Ladung größer oder geringer ist, mehr oder weniger tief ein und verlieren dadurch in beiden Fällen an Effect. Ganz besonders macht sich dieser Uebelstand bei längeren Seefahrten fühlbar, wo die schnelle Abnahme des sehr bedeutenden Kohlenvorraths eine Verminderung des Gewichtes und ein weniger tiefes Eintauchen der Schaufeln im Wasser zur Folge hat. Bei der Schraube kommen diese Ungleichheiten in der Wirkung des Rotors nicht vor, weil sie stets ganz im Wasser liegt und daher immer mit gleichbleibender Kraft arbeitet. Weit größer noch sind die Uebelstände, welche bei der Anwendung der Schaufelräder aus dem Umstände erwachsen, daß, so wie sich das Schiff durch Wind oder Wellen um einigermassen umlegt, die beiden Räder ungleich tief eintauchen, die Schaufeln beider Räder an Kraft verlieren und ungleich arbeiten, und das Schiff sich bestrebt, die vorgeschriebene Route zu verlassen; werden nun gar die Schwankungen des Schiffes so stark, daß die Schaufeln des einen Rades das Wasser kaum berühren, während die des andern beinahe ganz untertauchen, so ist der Effect beider Räder fast Null und das Schiff geht nicht von der Stelle. Die Wirkung eines Schaufelrades beruht nämlich auf dem Unterschied der Widerstände, welche die beiden Hälften des Rades im Wasser und in der Luft finden; sie verschwindet vollständig, wenn die beiden Hälften gleichzeitig in demselben Medium (Luft oder Wasser) sich befinden und dadurch die beiden Widerstände gleich groß werden.

Alle diese Ungleichheiten, welche den Seefahrten äußerst hinderlich sind, kommen bei dem Schraubenpropeller nicht vor; da sie immer und selbst bei den stärksten Wellenbewegungen ganz unter Wasser liegt, so arbeitet sie stets mit derselben Intensität zur Fortbewegung des Schiffes und vollendet also selbst unter der Voraussetzung, daß ihre Geschwindigkeit im ruhigen Wasser die des Raddampfers nicht übertrifft, eine Reise über den Ocean in kürzerer Zeit als der letztere.

Nicht minder wesentlich sind die Vortheile, welche sich bei der Anwendung der Schraube bezüglich der Auffstellung und der Placirung der Dampfmaschine ergeben. Bei allen Raddampfern nämlich liegen die Triebwellen sehr hoch über oder nahe unter dem Verdeck und fast immer wird das letztere durch den Maschinen-

raum durchbrochen. Dabei bieten die Radfläken dem Winde und den Wellen ihre breiten Flächen dar, um sehr große Widerstände gegen die Fortbewegung zu erzeugen, und das Verdeck ist in zwei Theile getheilt, die fast keine Verbindung mit einander haben. Bei Kriegsschiffen ist dieser Umstand von ganz besonderem Nachtheile, denn er hindert sowohl die ununterbrochene Aufstellung von Deckgeschützen längs der ganzen Länge des Schiffes, als er auch das Manöuvriren sehr erschwert. Dazu kommt, daß beim Segeln die dann stützenden Räder einen sehr großen Widerstand erregen und der Fahrt hinderlich sind.

Die Schraubenschiffe dagegen sind vortreffliche Segler und die Schraube kann, sollte sie bei sehr starkem Winde viel Widerstand leisten, leicht aus dem Wasser herausgezogen werden. Ihre Bauart ist höchst vortheilhaft, das Verdeck, ganz ununterbrochen und frei, kann nach der ganzen Länge mit Geschützen besetzt werden, wie es andererseits für den Personen- und Gütertransport die größte Bequemlichkeit darbietet; endlich kommt, weil die Schraube nebst ihrer Welle tief unter Wasser liegt, auch die Triebwelle der Dampfmaschine tief unten im Schiffe zu liegen, hierdurch wird auch die Dampfmaschine und das ganze Maschinengerüste selbst einfacher und leichter, ihre Verlegung in den unteren Raum des Schiffes vermehrt außerdem die Stabilität desselben, welche man sonst durch Ballast erreichen muß. Uebrigens wegt die Schraube mit ihrer Welle, zumal beide im Wasser ungefähr $\frac{2}{3}$ ihres Gewichtes verlieren, weit weniger als die beiden Schaufelräder mit ihren Radwellen und ist weniger kostspielig als diese.

Während ferner bei den Radampfern nicht bloß die Räder, sondern auch die hoch gelegenen Maschinenteile fortwährend den feindlichen Augen ausgesetzt sind und daher in Kriegesfällen sehr leicht beschädigt werden, ist die stets unter dem Wassersegel befindliche Schraube und ihre tief liegende Maschine der Wirkung feindlicher Geschütze fast gänzlich entzogen und daher nur sehr selten Beschädigungen ausgesetzt; dazu kommt, was ebenfalls in Seetreffen und bei Seemannsvern von der größten Wichtigkeit ist, daß die Radampfer, weil ihre Schaufelräder immer gleich schnell umlaufen, nur in großen Bögen wechten können, die Schraubenschiffe dagegen die Wendungen in sehr engen Bögen gestalten und in wenigen Minuten vollbringen.

Bei diesen überwiegen großen Vortheilen, welche die Schraube gewährt, ist indessen nicht zu übersehen, daß sie gegen die Radampfer auch wieder ihre Nachteile hat. Zunächst erfordert die Schraube einen größeren Tiefgang des Schiffes, weil dieser mindestens ihrem Durchmesser gleichkommen, also 8 bis 16 Fuß betragen muß, während nach Umständen die Raderschiffe nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang zu haben brauchen, um fahren zu können. Für die kleineren Flüsse, sowie für die Canäle sind daher die Schraubenschiffe nur selten anwendbar. Da ferner die Schraubenfläche oder die Fläche der Flügel sich in schiefer Richtung gegen das Wasser klüft, so ist ihre Wirkung eine zweifache; die eine dieser Wirkungen erfolgt in der Richtung des Riels und bringt das Schiff je nach der Richtung der Drehung vorwärts oder rückwärts;

die andre Wirkung geschieht in einer seitlichen Richtung, welche also für die Fortbewegung des Schiffes verloren geht und einen Theil der Maschinenkraft nutzlos verbrant. Um daher mit einer Schraube denselben Effect zu erzielen, den die Räder gewähren, bei welchen die bewegende Kraft nur nach einer und zwar der Richtung des Riels thätig ist, muß die Schraubenschraube von größerer Stärke genommen werden; man erreicht daher auch mit Maschinen von gleicher Stärke bei den Schaufelrädern eine etwas größere Geschwindigkeit als bei der Schraube. Dieses ist der Grund, warum die Schraubenschiffe, welche fast in jeder andern Hinsicht den Vorzug vor den Radampfern haben, da, wo es allein auf Geschwindigkeit ankommt, von diesen besiegt werden, weshalb bei denjenigen Schiffen, welche zu schnellen Lebersfahrten und für den Dienstleistungen bestimmt sind, gegenwärtig in der Regel noch Radampfer angewendet werden.

Wir dürfen diese Abhandlung über das Schraubenschiff nicht schließen, ohne über das Riesenschiff, welches soeben im Bau vollendet worden und vom Stapel gelassen ist, noch einige Notizen hinzugefügt zu haben. Dieses Schiff ist der Great Eastern,*) auch Leviathan genannt, gebaut von der Ost-Dampfschiffahrtsgesellschaft, um zunächst einige Fahrten nach Portland, dem atlantischen Anzugs- und Kanalspunkte der canadischen Grand Trunk-Eisenbahn im Staate Maine, später aber die Fahrten nach Australien und Indien um das Cap der guten Hoffnung zu machen. Es übertrifft sowohl durch seine kolossalen Dimensionen, durch die Masse des dazu verwendeten Materials als durch die Stärke der Betriebsmaschinen, als auch durch die Pracht, den Luxus und die Eleganz der Innern Ausrüstung, sowie durch die Beschaffung aller nur erdenklichen Bequemlichkeiten Alles, was bis jetzt in der Schiffbaukunst geleistet worden ist. Das Schiff hat einen Gehalt von über 20,000 Tonnen oder 840,000 Cubikfuß; sein Rumpf ist ganz aus Eisenplatten zusammengesetzt, welche am Boden 1 Zoll, sonst meist $\frac{3}{4}$ Zoll stark sind und ein Gesamtgewicht von 10,000 Tonnen ausmachen. Seine Länge beträgt 680 Fuß, die Breite 83 Fuß und die Höhe vom Kiel bis zum Verdeck 58 Fuß. Unterhalb der Wasserlinie besteht der Rumpf aus doppelten Wänden von $\frac{3}{4}$ zölligen Platten, die einen Zwischenraum von 2 Fuß 10 Zoll zwischen sich lassen und in angemessenen Abständen zur gegenseitigen Verstärkung durch Querplatten mit einander verbunden sind.

Die Motoren des Great Eastern sind Schaufelräder und eine Schraube, von denen jeder durch besondere Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt wird. Das Schiff hat zehn Dampfessel mit fünf Schornsteinen; vier Kessel liefern den Dampf für die Rädermaschinen und sechs Kessel dienen für die Bewegung der Schraube; die Kessel haben zusammen 112 Feuerungen und die zusammengehörigen können mit einander verbunden oder auch von einander abgefeuert werden.

Die Schaufelräder haben 58 Fuß im

*) Wir verweisen auf unser über das Riesenschiff bereits gemachten Mittheilungen in den Nummern 1 u. 2 der Monatshefte. Die Redaction.

Durchmesser und werden durch vier oszillirende Dampfzylinder von 18 Fuß Länge und 6 $\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser rundgedreht; der Kolbenhub ist 14 Fuß; jeder Cylinder wiegt 28 Tonnen. Diese Maschinen haben einen Effect von 1000 Pferdekraften.

Die Schraube, aus vier Flügeln bestehend und wie immer am Hinterteil des Schiffes ganz unter Wasser liegend, hat einen Durchmesser von 24 Fuß und wird ebenfalls durch vier noch härtere Maschinen angetrieben. Jeder Cylinder hat 7 Fuß im Durchmesser und 4 Fuß Kolbenhub; die Leistung derselben beträgt zusammen 1600 Pferdekraften.

Eine Combination der beiden Räder und der Schraube entwickelt eine Kraft von 3000 Pferden.

Außer diesen aus acht einzelnen Dampfzylindern bestehenden Betriebsmaschinen hat das Schiff noch sechs andre Dampfmaschinen; von diesen dienen zwei als Hülfsmaschinen zum Umdrehen der Schraube, wenn das Schiff mit Rädern allein fährt und ein Stillstand der Schraube wegen des Widerstandes der dritten Flügel im Wasser der Fahrt hinderlich sein würde; zwei andre Hochdruckmaschinen, jede von zehn Pferdekraften, setzen die Pumpen in Bewegung, heben die Segel, die Anker u. s. w. und verrichten die sonst noch erforderlichen mechanischen Arbeiten; endlich dienen die beiden letzten Dienstmaschinen, jede von zwanzig Pferdekraften, dazu, die verschiedenen Kessel zu speisen.

Außer zwanzig großen Booten, welche der Great Captain auf Deck führt, hat derselbe noch zwei kleine Schraubendampfer von 100 Fuß Länge bei sich, welche zu beiden Seiten des Schiffes hinter den Radkassen in Ketten aufgehängt sind und durch die vorstehend genannten zwei Hochdruckdampfmaschinen gehoben und gesenkt werden können. Sie dienen zur Einschiffung und Landung von Passagieren und Gepäck.

Das Kleinschiff ist zu 4000 Passagieren eingerichtet, und zwar 800 erster Klasse, 2000 zweiter und 1200 dritter Klasse; die Besetzung des Schiffes besteht aus etwa 400 Mann. Zur Erleuchtung der einzelnen Schiffsräume befindet sich eine Gasfabrik an Bord; außerdem aber hat das Schiff Apparate zur Beleuchtung des Berdecks mit elektrischem Koblenlicht. Die Entfernung der mittleren Schiffszeit, wo der Capitän zwischen den Radkassen seinen Platz hat, von den Endpunkten des Schiffes ist so groß, daß selbst bei Anwendung des Sprachrohrs seine Stimme kraftlos verhallen würde; es erstreckt sich daher vollständige elektrische Telegraphen-Leitungen von dem mittleren Theile des Schiffes aus nach beiden Enden, sowie in die Maschinenräume und zu denjenigen Stellen, wohin die Befehle des Capitäns gelangen müssen.

Die Geschwindigkeit des Schiffes wird bei der combinirten Triebkraft von Schraube und Rad 4 $\frac{1}{2}$ deutsche Meilen in der Stunde betragen und soll bei jedem Einflusse von Wetter und Wind auf dieser Höhe erhalten werden, so daß eine Reise von England nach Nordamerika in sechs bis sieben Tagen zurückgelegt werden kann, also nicht einmal halb so viel Zeit in Anspruch nimmt, als es bisher unter Anwendung der gewöhnlichen Dampfschiffe der Fall war.

Freiheit und Verantwortlichkeit.

Von

August Lammerz.

Seit einigen Jahren bekanntlich wirkt das ziemlich einhellige Urtheil der wirthschaftlichen Tageschriftsteller der Leitern des Hamburger Freihandelsvereins vor, daß sie von der hohen Warte, aus welcher sie früher gemissermaßen für das ganze der Befreiung bedürftige Deutschland Woche standen, freiwillig und ohne Noth herabgetreten seien, um ihre durch Uebung gekämbte Kraft in dem kleinen östlichen Kriege gegen den Stader Zoll und die Hamburger Aejde und Lohrsperre zu verzeiteln. Sei es aus was immer für Gründen, genug, die Angegriffenen haben sich öffentlich kaum gegen diese Vorwurf verteidigt. Aber wenn sie etwa meinten, für ihre feste Anhänglichkeit an die Freihandelsache hinlänglich bekannt zu sein, um keiner Abwehr selbst gegen so ernste Angriffe zu bedürfen, so haben sie jedenfalls schlecht vorbereitet, was aus dieser Treue in der schweren Stunde der Noth werden würde. Als im verwichenen Herbst die Krämpfe der amerikanischen Vertrauensstörung von England aus auch Deutschland, und härter als irgend einen andern Platz Hamburg ergriffen, ist die dortige Freihandelspartei, als ein Ganzes genommen, auf der untrüglichen Wage der Grundsätze gemogen und zu leicht befunden worden.

Sie hat, zwar nicht als Freihandelspartei, aber doch als einflußreichster Bestandteil der Commerzdeputation, der Börse, und vielleicht auch der Größtesten Bürgerschaft ihre Macht im Staate gemißbraucht, um den unwiderstehlichen Schild der Staatsgewalt zwischen Kaufleute, die falsch gerichtet, leichtsinnig vertraut, halbbrecherlich gewagt hatten, und die natürliche Folge dieser Irrthümer zu drängen. Die augenblickliche Geschäftsnoth hat sie dadurch verschärft und unnöthiger Weise verlängert; die Strafe von den Schuldigen auf Unschuldige hingewälzt. Aber was schlimmer ist, sie ist von Grundsätzen abgesehen, welche so fest stehen sollten wie die Heiligkeit der zehn Gebote, weil ihr Bruch die besten Bürgschaften hinwegnimmt, daß Lollkühnheit, Leichtsinns und grobe Bedenungsfehler aus dem Großhandel immer mehr verschwinden.

Losgelöst von dem verwirrenden Dunst der Einzelheiten sind die vielversprochenen Vorgänge in Hamburg kurz vor Weihnachten 1857 uns schwer zu begreifen. Auf der einen Seite hat man mehr oder minder allgemein in der besonnenen Vorsicht beim Wechselverkehre nachgelassen. Hamburg hat keine Creditpapiere als Zahlungsmittel im Gebrauch; sobald daher eine ungemene Steigerung des Handels seit dem Pariser Frieden von 1856 mehr Zahlungsmittel erbeischte, verfiel man dort zunächst auf Benutzung des Wechsels als eines solchen, was dann seinerseits wieder die Ursache mancher Geschäfte wurde, die nicht abzuschließen gewesen wären, hätten sie mit edlem Metall oder Banknoten ausgeglichen werden müssen. Alle Reime von Gefahr, die im Wechsel stecken, sind bei

dieser Gelegenheit in Hamburg und seinen nordischen Hinterländern zu üppiger Entwicklung ausgeschlagen. Es hat sich ein für allemal ergeben, daß Banknoten nicht bedeutlicher sind als Wechsel; oder vielmehr, daß überhaupt nicht in dem zünftigen Mittel des Vertrauensmißbrauches, sondern in diesem selbst das Uebel und die Gefahr steckt. Man ließ sich hinreißen von dem allgemeinen Fieber der Erwerbssucht; man traute Unternehmungen, die nicht an und für sich, die nur in dem herrschenden Hoffnungsrauschel eine Grundlage des Erfolges besaßen; man setzte seine Unterschrift auf Wechsel, ohne der Fähigkeit, sie beim Verfall einzulösen, gewiß zu sein, zumal wenn man nicht zu eigener Zahlung zeichnete, sondern nur um das Papier umlaufrfähiger zu machen, nach dem Sprichwort „eine Hand wäscht die andere.“ Der zweifache Mangel an Deffentlichkeit, daß weder die Bank ihre Silberbestände, noch das Stempelamt die Zahl und Summe der gestempelten Wechsel je bekannt macht, steigerte diese Stimmung zur äußersten Gefahr, denn er verhinderte, daß das bald vorhandene und rasch wachsende Mißverhältnis zwischen Sollen und Können bei Zeiten zur Besonnenheit ermahnte.

Auf der andern Seite traf mit dem allgemeinen Vertrauensmißbrauch gar unheilvoll ein Irrthum gewisser großer Häuser, die von ihren Freunden gern für Ecksteine der Hamburger Börse ausgegeben werden, hinsichtlich der Entwicklung der Preise zusammen. Gleichwohl aus was für Ursachen, bauten sie auch nach dem fürchterlichen Ausbruch der Krankheit in New York und London blind auf dochbleibende oder gar auf höhersteigende Preise. Deshalb kauften sie über ihre eigenen Kräfte auf und sperrten so lange als irgend möglich ein. Ihre Berichte wunderten sich allwöchentlich von Neuem, daß die Käufer noch immer nicht williger wurden; ohne in Betracht zu ziehen, daß recht und links an den wetteifernden Marktplätzen grade die Verkäufer es waren, welche von den stehenden Sätzen immer bereitwilliger nachließen. Wie viel Auffer, Del und Fischbein auch über Hamburg seinen Weg zum letzten Verbraucher nehmen mag, so sollte Hamburg einmal die empfindliche Erfahrung machen, daß sich anderswo auch handeln lasse.

Dieser falsche Weg ließ sich inehr verfolgen, so lange mit neuen Wechseln die säuligen zu bezahlen waren; so lange Vertrauen herrschte. Aber nun kam der Sturz über die See herüber, der alle morschen und saulen Zustände von Grund auf erschütterte sollte. Das übertriebene Vertrauen schwand und schlug ellend in ebenso ungemessenes Mißtrauen um. Jeder, der aus irgend einem Grunde später säulige Zahlungverbindlichkeiten ausstehen hatte, zog nach besten Kräften das an sich, was auf alle Fälle wirklich zahlbar war: baares Geld; oder was in Hamburg dasselbe ist, Gutbahnen an den Silberbaren der alten Bank. Deswegen konnten diejenigen, die sich für die ungestörte Fortsetzung ihrer Waareneinfuhrung auf ihr bisher so allgemeines Vertrauen verlassen hatten, für fernere Wechsel bald keine Nehmer mehr finden. Und da sie für die Einlösung der eben säuligen Wechsel nichts als diese neuen Wechsel oder die aufgekauften Waaren hatten, so war für sie der Tag der äußersten Verlegenheit erschienen. In diesem verzweifelten

Augenblick verlangten und erhielten sie Hülfe vom Staat. Die gesetzliche Allmacht wurde angewandt, welche Senat und Bürgerchaft innehaben, um sie von der Nothwendigkeit zu befreien, eine verlorene Speculation fallen zu lassen, und je nach dem Erlöse der aufgesetzten Waarenmassen entweder ihr Vermögen ihren Gläubigern abzutreten, oder doch anstatt erträumten Gewinns einen Verlust in's Buch zu schreiben. Sie setzten also gleichsam mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung die verlorene Speculation fort. Sie schoben das einzige Heilverfahren hinaus, das der örtlichen Noth ein Ende machen konnte: Unterwerfung unter die Gebote des Marktes; Scheidung dessen, was unaltbar, von dem, was sich aus eignen Kräften noch halten mochte.

Für die Beurtheilung dieser Art, den Staat zum Regent in wirthschaftlichen Krankheiten zu kempfen, ist es ziemlich einzeln, zu wissen, ob die Staatskasse schließlich zu kurz, oder aber wieder zu ihrem Vortritt kommen wird. Soviel ist gewiß, daß sie die Stellung verleiht, dem kaufmännischen Vertrauen des Auslandes auf Hamburg einen schwereren Stoß als die Störung selbst gegeben, und die Verantwortung für grobe Irrthümer von den Schuldigen auf zahlreiche Unschuldige abgewälzt hat. Die Verzögerung der Heilung jedoch wird nicht in's Unendliche auslaufen, und für die Wiederherstellung des Hamburger Credits zu sorgen, mag denen überlassen bleiben, die ihn vor der Hand beschädigt haben. Allein was noch lange unersichtlich nachwieken und der Zukunft das übelste Beispiel geben wird, das ist die Ausdehnung der persönlichen Verantwortlichkeit durch die Gewalt, eine Vermischung in die natürlichen Verbindungen der Freiheit von Staatswegen ist unser Gedächtnis nach schlimmer als eine Vermischung in die Freiheit selbst. Wenn einem Einzelnen oder einer bevorzugten Gruppe von Einzelnen von den Folgen seiner unabhängigen Selbstbestimmung lediglich die guten gegönnt, die bösen aber alldah auf Andere übertragen werden, so wird das Gemeinwesen rasch die bittersten Früchte zu kosten bekommen. Der Erfolg dieser höchst ungeselligen Uebung des Gnadentretens — wenn ein solches Recht überhaupt besteht — kann nur gleich demjenigen einer Prinsenerziehung sein, in welcher ein Feigkelknabe als Sündenbock für die schlechten Streiche des hochgeborenen Jünglings mitspielt. Unter diesem gedankenlosen Verbarren kann die Freiheit nur die schädlichen Kräfte im Menschen zu voller Entwicklung bringen; denn das, was am sichersten den Irrthum verbessert und den bösen Trieb bändigt, die Erfahrung der nothwendigen Verbindungen, wird für den Thäter aufgehoben, um ohne einen Schatten von Recht auf Untheilnahme abgelenkt zu werden. Zu der Entseffnung der schlimmen Begierden in den Vätern geleist sich so das trüden und aufreigende Geübel ungerechter Bestrafung in den Kindern. Wahrhaftig Grund genug, daß der Staat der gleichen nicht thue, dessen beiläufig und unbedenkteste Aufgabe grade die Aufsechterhaltung der Gerechtigkeit ist.

Auch wird jede folgende wirthschaftliche Krankheit durch die Vermischung des Staats in die augenblicklich wüthende unvermeidlich verschlimmert. Sobald der große Speculant sich für die

lehten Nothfälle auf den Staat verlassen zu können wüßte, wird er noch lechthünniger als sonst zu Werke gehen und selbst von irrigen Berechnungen der Entwicklung der Preise nicht zu rechter Zeit zurückkommen. In seiner eignen Kraft, den Markt zu beherrschen und den Preis zu lenken, zählt er nun ja noch die gesammte Kraft des Staats hinzu, über die er vermöge seiner Würde als „Königlicher der Börse“ verfügt, eine Kraft, die im gemeinen Leben schlechthin für unerschöpflich gehalten zu werden pflegt. Welch eine Förderung des Reichthums, des Hochmuths, und jeder eiteln Einbildung! Wüßte jener Bagebals, daß er in den Augenbildern der Betrügniß sogar wie in denen des Glücks lediglich für sich selber einzustehen hat, daß für ihn der Bankrott sogar am Ausgang schlechter Speculationen steht wie für jeden Andern, so würde er sich sorgfältiger hüten, schlecht zu speculiren. Der Handel würde durchweg solider sein; und träte doch einmal eine krankhafte Vertrauensucht mit bigigem Ausgang ein, so würde sie mindestens rasch vorübergehen und nur die innerlich kranken Constitutionen aus der Mitte der gesunden scheiden.

Was aber hindert denn, daß im Geiste selbst des vorwegnehmsten Geschäftsmannes die unwillkürlichen Gebote des Marktes auf der einen und die klaren Forderungen der Gerechtigkeit auf der andern Seite niemals noch so vorübergehend verdundelt werden können? Der Mangel rechtzeitiger Einwirkung. Wäre der Kaufmann schon in der Schule gelehrt worden, im Tausch der Menschen Naturgesetze walten zu lassen anstatt des scheinbaren Spieles von Zufall und Willkür, so würde er selbst in den weltlichen Augenbildern der Noth nicht an die ebenso unmögliche wie unrechtmäßige Rettung durch den Staat denken. Er würde sich einfach einem Schicksal unterwerfen, das nicht als die notwendige Wirkung seiner Irthümer ist. Er geschieht es auch unter gewöhnlichen Umständen überall; in Hamburg nicht anders als in Berlin, Braunschweig und Königsberg. Schon hieraus sollte man entnehmen, wie wenig es im Rechte oder irgend einer wahren Nützlichkeit begründet ist, wenn für Zeiten allgemeiner Erkrankung Ausnahmerechte geordert und gegeben werden. Aus der Sache sind sie nicht als rechtmäßig darzustellen. Sie lassen sich nur eben als verlangt und bewilligt erklären, weil Hamburg nach dem landläufigen Ausdruck „ein handelstreibender Staat“ ist. Indessen dieser landläufige Ausdruck entbehrt jeglichen Gehalts von Wahrheit. Es gibt so wenig handelstreibende Staaten als es rechtsprechende Schiffe gibt. Ein Schiff kann einmal, namentlich wenn es See- räubern gehört, seine eigene Gerichtsbarkeit besitzen; ein Staat kann zeitweiligen Handel treiben, wenn bei seiner Entstehung aus der mittelalterlichen Gesellschaft etwas Eigenes in der Gestalt von Bergwerken oder Salinen an ihm hängen geblieben ist. Aber ihrer Idee nach leisten Staaten Sicherheit und befördern Schiffe den Verkehr auf dem Wasser. Auch in Hamburg und Bremen treibt der Staat keinen Handel, wie er in Hannover bei Lübeck deselben keinen Ackerbau treibt; und es ist nur die leider noch so verbreitete Verwechslung des Begriffs Staat mit dem allesumfassenden Begriff Gesellschaft,

was Manche verführt, dem Staat eine Eigenschaft beizulegen, die nur einer Mehrheit seiner Mitglieder zukommt. Man scheidet im öffentlichen Bewußtsein diese beiden Begriffe, und die Mitglieder der mündig gesprochenen Gesellschaft werden ausdören, bei jedem außerordentlichen Unglücksfälle den Staat um Hüfe anzurufen. Man entferne auf der einen Seite den Aberglauben, daß der Staat eine Art niedrer Versicherung mit Trost für jeden Unfall sei, man erleichtere auf der andern die Erklärung der wirtschaftlichen Störungen — mit einem Wort: man mache die Wirtschaftslehre zu einem Stück des öffentlichen Unterrichts, so werden in der Verkehrswelt Krankheiten weniger häufig eintreten und ungleich vernünftiger behandelt werden. Denn die Wirtschaftslehre setzt nicht bloß an das Ende aller ihrer Gedankenreihen die große Forderung der Freiheit; sie hat zur Voraussetzung dieser Entwicklung auch jene vollkommene Verantwortlichkeit des Einzelwens für seine Handlungen, ohne die in der Mensch Seele kein Aussteigen vom Irrthum zur Wahrheit ist.

Der Pariser Credit Mobilier. Von Adolph Wagner.

Es ist noch nicht an der Zeit, über die „Allgemeine Gesellschaft des Credit Mobilier“ zu Paris und über das mit ihr beginnende moderne Mobilcreditwesen überhaupt ein endgültiges Urtheil zu fällen. Das theoretische System, welches diesen Instituten zu Grunde liegt, muß erst in die Praxis eingerührt sein und Erfahrungen vorliegen, wie es sich erprobt hat. Dagegen kann unabhängig von einander die Theorie an sich und die bisherige Praxis der Pariser Gesellschaft einer Erörterung unterzogen werden, wie dies im Folgenden freilich nur in den äußersten Umrissen und mit Hervorhebung des Wichtigsten geschehen soll. Zur Bildung eines Urtheils mehr noch über die zu verwirklichende Theorie, als über die bisherigen Leistungen der Gesellschaft befähigen neben den Statuten der letztern ganz besonders die Vereire'schen Verwaltungsratsberichte, in welchen das System näher entwickelt wird. Die Wissenschaft hat sich mit demselben nach dem Statuten der letztern ganz besonders die Vereire'schen Verwaltungsratsberichte, in welchen das System näher entwickelt wird. Die Wissenschaft hat sich mit demselben nach dem

Der Pariser Credit Mobilier ist eine am achtzehnten November 1852 durch präsidirtes Decret Louis Napoleons autorisirte Actiengesellschaft, welche unter Mitwirkung einer Anzahl bedeutender französischer und ausländischer Capitalisten von den Herren Fould und Fould-Oppenheim und den Gebrüdern Emil und Isaac Pereire gebildet

worden war. Die beiden letzteren, Männer von unbestritten außerordentlichen Fähigkeiten, gehörten früher der bekannten socialistischen Schule St. Simon's an, und in Zeitschriften dieser Partei finden sich schon vor dreißig Jahren Aufsätze von Emil Perreire selbst und von Crfantin, in welchen der Kern des Systems entwickelt wurde, welches jetzt unter bonapartistischer Regie theoretisch genauer ausgeführt und praktisch verwirklicht werden sollte. Der Zweck der Gesellschaft, so heißt es im Gange zu den Statuten, ist, die Entwicklung der Industrie der öffentlichen Arbeiten zu befördern, dies soll aber mittelst eines neuen und eigenthümlichen Verfahrens geschehen. Die besonderen Wertpapiere der einzelnen industriellen Unternehmungen sollen nämlich in einen gemeinsamen Fond verschmolzen, d. h. von der Gesellschaft des Credit Mobilier erworben werden, welche für einen der für alle diese Erwerbungen verwendeten Summe gleichkommen den Betrag ihre eigenen einträglichen Obligationen ausgeben darf. Verdeutlicht man sich diesen Geschäftskreis, indem man ihn mit dem einer gewöhnlichen Bank vergleicht, so soll sich der Credit Mobilier die ihm nothwendigen Gelder durch Ausgabe von Obligationen oder Ausnahme von Darlehen verschaffen und damit Staats- und industrielle Wertpapiere der verschiedensten Art erwerben, während eine Bank die Capitalien, worüber sie durch Rotenemission und Depositenempfang die Verfügung zu erlangen weis, zur Wechselkontirung oder Beleihung von Fändern verwendet. Die Noten und Depositen sind daher außer durch einen Baarfond von dem Wechselportefeuille und dem Lombardbestande, also lauter kurzfristigen Forderungen gedeckt, die Obligationen des Credit Mobilier dagegen nur durch einen gleichen Betrag der verschiedensten Wertpapiere, welche nicht zu kündigen, nicht bald fällig sind, zum Theil wechselnden Ertrag geben und daher beständig im Course schwanken. Die Grundidee des Credit Mobilier besteht nun eben in der Umwandlung und Vertauschung aller solcher Werthurkunden mit Obligationen der Gesellschaft, welche einen festen Ertrag geben. Dieser wird aus den Zinsen und Dividenden jener verschiedenartigen Papiere bezahlt, und aus der Differenz der Gesamtsumme der eingenommenen Zinsen gegen die für die Obligationen ausgegebenen besteht der Gewinn des Credit Mobilier, welcher somit als eine Art Versicherungsgesellschaft dient und die verschiedenen Chancen der von ihm erworbenen Papiere zur Ausgleichung bringt. Nun ist zwar dem Pariser Institut in Hinsicht der Obligationen eine Grenze gesetzt. Diese, welche nicht auf weniger als 45 Tage Verzinszeit, noch auf Sicht lauten, also nicht Banntoten sein dürfen, sollen in ihrem Gesamtbetrage das Zehnfache des 60 Millionen Franken (16 Mill. Thaler) betragenden Grundcapitals der Gesellschaft, also die Summe von 600 Millionen nicht überschreiten, wonach der Credit Mobilier nur für höchstens diesen Betrag Eigentümer von Actiengesellschaften werden könnte. Inessen ist das System an sich heilsam, und gelingt seine Ausführung,

so würden und könnten jene Grenzen unbeschränkt ausgedehnt werden. Der Credit Mobilier würde dann allmählig Herr aller Actiengesellschaften werden, die noch bestehenden Privatgesellschaften durch sein socialistisches Monopol erdrücken oder zu Actienunternehmungen umgestalten und in sich aufnehmen, und gewönne so schließlich die Herrschaft über die gesammte Arbeitsthatigkeit der Bevölkerung, welche dann nur noch aus einer Oligarchie unverantwortlicher Leiter der Gesellschaft, einer müßigen Menge Obligationeneinhaber und einer gänzlich abhängigen Arbeitermasse bestehen würde. Freilich würde, wie Forcade, welcher auch zu den ebenangeführten Resultaten gelangt, richtig bemerkt, eine solche Gesellschaft ein Un Ding, ein Staat im Staate sein, und müste daher von dem letztern in sich einverleibt worden sein, lange ehe sie die besprochene Entwicklung gewonnen hätte, und ein socialistischer Traum wäre Wahrheit geworden. Ja, auch wenn man zu diesen äußersten Konsequenzen des Systems nicht einmal gelangt, daß die Principien der weitgehendsten, unerbitterten Centralisation im Systeme der Mobilcreditinstitute adoptirt sind, ist ganz unangenehm. Diese stehen im schärfsten Gegensatz zu einer auf Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit gegründeten Volkswirtschaft, ein Beschränkungs-system, wenn nicht des Staats, so der Gesellschaft, und nothwendig wieder des Staats über die letztere entwickelt sich, gegen das viele Anhänger der Credit Mobiliers sonst beständig Front machen, welches aber hier auf einmal gutgeheissen wird. Was gegen den Betrieb von Werben durch den Staat einzuwenden ist, läßt sich mit noch größerem Zug und Recht gegen die centralisirende Geschäftsthatigkeit der Creditanstalten sagen, zumal wenn sie die einzelnen industriellen Unternehmungen ganz auf eigene Rechnung betreiben, und nicht einmal wieder besondere Gesellschaften dafür gründen müssen. Letzteres ist dem französischen, erstere bei einigen deutschen Creditinstituten der Fall, hat aber ebensfalls seine Vertheidiger gefunden.

Inessen auch innerhalb der von seinen Statuten gezogenen Grenzen würde der Pariser Credit Mobilier eine so mächtige Actiengesellschaft werden, daß daraus für die gesammte Wirtschaft Störungen entstünden und ein gefährliches Monopol mittelst des Privilegs der annehmen Gesellschaft oder der beschränkten Haftbarkeit der Actionäre erlangt würde. Die Centralisirung der Actienunternehmungen auf eine einzige Gesellschaft mittelst des Systems einer unbeschränkten oder einer nur bis zu einem gewissen Betrage gestatteten Obligationenemission ist deshalb in keiner Weise ein wünschenswerthes Resultat.

Inessen die Ausführbarkeit des Systems in seinen Anfängen, geschweige bis zu seinen letzten Konsequenzen steht denn auch noch sehr dahin. Die Obligationen des Credit Mobilier sollen feste und dürfen nicht zu hohe Zinsen tragen. Die Höhe derselben richtet sich nach dem Ertrage der von der Gesellschaft erworbenen Wertpapiere, diese muß aber auch für sich selbst einen Gewinn ziehen aus diesen Ein-

gängen. Bei der Emission, welche 1855 beabsichtigt wurde, aber durch Dazwischenkunft der Regierung unterblieb, sollten die Obligationen $5\frac{1}{2}$ Procent tragen, und das möchte das zu gewöhnliche Maximum sein. Die notwendige Entschädigung für einen stabilen, niedrigen Zins liegt nun in der Sicherheit dieses Ertrages. Allein das ist der schwächste Punkt des Vereire'schen Systems der auf andre Effecten und Actien basirten und nur noch durch ein hinzukommendes kleines Gesellschafts-capital garantirten Obligationen. Es ist leicht zu zeigen, wie diese bei Weitem nicht die Sicherheit der Eisenbahnpriorität's Obligationen bieten, nach deren Muster Vereire die seinen bildete. In Frankreich wird das Anlagecapital der Bahnen zu zwei Fünftel durch Prioritäten aufgebracht, für welche die übrigen drei Fünftel, das Actien-capital, garantiren. Das kleine Capital des Credit Mobilier verschminkt gegen die enorme Summe von 600 Millionen Obligationen beinahe völlig, eine Baissé der erworbenen Papiere von zehn Procent würde es absorbiren, selbst eifrige Anhänger des Systems, wie der Russe Legodorski, halten es daher für viel zu klein. Auch die Bestimmung der Statuten, wonach die Obligationen immer zu ihrem ganzen Betrage durch Effecten, Actien und Obligationen in Händen der Gesellschaft gedeckt sein müssen, ist unnütz, weil unausführbar bei jeder allgemeinen Baissé über zehn Procent. Nach dem Vereire'schen Plane soll zwar die Rückzahlung der Obligationen mit der Tilgung der Wertpapiere, welche die Gesellschaft besitzt, parallel gehen, das nähere Verfahren wird nicht angegeben; das aber nicht doch einmal in kritischen Zeiten, wenn die Erträge nicht genügend eingehen, ein Theil der erworbenen Papiere mit Verlust realisiert werden muß, um auch nur die Zinsen der Obligationen zahlen zu können, kann Niemand unbedingt ableugnen. Die Folge von dem Allen wäre ohne Zweifel eine starke Baissé der Obligationen. Auch den gewöhnlichen Einlagen von Geldern als Deposit bei einer Bank stehen diese nach, denn bei ziemlich demselben Zinsertrage bleibet dies Capital weit verfügbarer und die Anlage bietet größere Sicherheit. Die Behauptung der Gegner des Instituts ist daher auch nicht übertrieben, daß diese Obligationen mit allen Nachtheilen der Papiere von ungewissem und wechselndem Ertrage leinen von deren Vortheilen verbanden, namentlich nicht die Aussicht auf steigenden Gewinn, und ebenso richtig ist das Resultat, zu welchem englische Kritiker gelangen, daß diese Obligationenausgabe allen Mißbräuchen unterworfen und Einwürfen angesetzt sei, welche gegen uneinlösbares Papiergeld zu erheben sind. Das Wesagte bezieht sich zunächst auf Obligationen mit langer Verfallzeit, worauf es in dem Plane hauptsächlich abgesehen ist. Außerdem sollten auch Obligationen mit einer Verfallzeit von fünfundsiebzig Tagen bis ein Jahr nach Datum emittirt werden, welche in kleinen Abschnitten als zinstragende Banknoten an Geldes Statt und als „tragbare Sparbücher“ dienen sollten. Diese Idee, so viel Versüßendes sie hat, weshalb sie denn auch im letzten December in

Hamburg mehrfach auftauchte, ist indessen unpraktisch, wofür uns den näheren Nachweis zu liefern, hier zu weit führen würde. Uebrigens ist das Project der Obligationenausgabe, wenn auch bisher noch verjagt, doch keineswegs aufgegeben. Ob auch im Falle des Gelingen's für die Actien eine genügende Dividende herauskäme, bleibt außerdem noch zu beantworten.

Trotzdem ist der Credit Mobilier seinem eigentlichen Zwecke, die Industrie der öffentlichen Arbeiten zu befördern, auch so nachgekommen. Seine Statuten gestatten ihm auch eine Reihe der gewöhnlichen, mehr in das Gebiet der eigentlichen Banken fallenden Geschäfte. So darf er bis zum doppelten Betrage des Actien-capital's Summen in Contocorrent annehmen. In den letzten Jahren verfügte er über einen Saldo von 100 Millionen Franken. Die Verpflichtungen gegen die Deponenten dieser Gelder zwingen ihn, diese Capitalien auf bestimmte, kurze Termine anzulegen. Vorzüglich hat er sie zu Reportgeschäften an der Börse verwendet, wodurch die Speculation mit überreizt und in Folge seines Einflusses als Reporteur aus den Differenzen der Course ansehnlichen Gewinn zu ziehen gewußt. Außerdem aber hat er sich im ausgedehntesten Maße an industriellen Unternehmungen und bei Subscriptionen auf Anleihen betheiliget. Es ist leicht ersichtlich, daß sein relativ kleines Capital von solchen Verbindungen bald absorbiert wurde und zur Reflexion kam. Die empfangenen Depositionen konnte er, ohne leichtsinnig zu sein, nicht ebenso benutzen, obgleich er es in letzter Zeit dennoch mit einem Theile dieser Gelder gethan hat. So blieb für ihn und bleibt für jede Creditanstalt nur ein doppelter Weg offen, wenn Banknotenemission, Umfang noch größerer Depositensummen uab, wie hier, Obligationenausgabe nicht freistand. Entweder muß der Credit Mobilier einstweilen seine Thätigkeit auf das bloße Report- und Belegnungsgeschäft beschränken und die Ertragsfähigkeit der von ihm begründeten oder unterstützten Gesellschaften abwarten. In diesem Falle konnte er den Ruf eines soliden und, wenn auch in kleineren Verhältnissen, nützlichen Unternehmens erwerben, schwerlich aber einen großen Gewinn, eine Verzinsung abwerfen, wie sie immerhin bei dem bedeutenden Risiko, welches eine solche Gesellschaft bei ihren Unternehmungen zu laufen hat, verlangt werden muß, wenn anders die Capitalisten Creditactien kaufen sollen. Mehrere deutsche Gesellschaften haben diesen Weg eingeschlagen, aber auch unverhältnißmäßig geringe Dividenden gegeben. Im andern Falle bageten mußte der Credit Mobilier sein Capital vermehren, aber auch dies würde nur vorübergehend geholfen, es bald wieder festgelagert haben, und der Gewinn der einzelnen Actie war dadurch nicht zu vergrößern; oder aber er mußte die erworbenen Papiere immer wieder mit möglichstem Gewinne zu realisiren suchen und sich von Neuem an Unternehmungen theiligen. Bei kühnem Wagn war hier in einer Zeit, in welcher eine speculative Tendenz herrschte, viel zu gewinnen. Das Institut wird dadurch Speculant im eminentesten Wortsinne, kann dabei aber auch seinen Hauptpunkt

finden und muß immer wieder und wieder an neue Schöpfungen gehen und die alten ihrem Geschehe überlassen. Diesen Weg hat der französische Credit Mobilier bis Ende 1856 unter der genialen und überaus kühnen Leitung der Pereire's eingeschlagen, und hat dabei unerhörtes Glück gehabt und enorme Gewinne gemacht, die deutschen Nachbilder sind dem überbeinhinischen Muster, allerdings mit viel weniger Glück und Geschick, auf dieser Bahn gefolgt. So betheiligte sich der Pariser Credit Mobilier mit kolossalen Beträgen an den Anleihen des Staates während des orientalischen Krieges, beförderte den Ausbau des französischen Bahnnetzes welcher sehr zurückgeblieben war und nun von der kaiserlichen Regierung mit größter Energie betrieben wurde, durch Uebernahme und Unterbringung von Actien und Obligationen der verschiedenen Gesellschaften, verhalf zur Fusion mehrerer Bahnen, sowie der Pariser Omnibus- und der Gascompagnien, gründete die Gesellschaft der Immobilien der Rue Rivoli, die Seegesellschaft, dehnte seine Thätigkeit auch über Frankreichs Grenzen aus, kaufte die österreichischen Staatsbahnen in Böhmen, Mähren und Ungarn, gründete Eisenbahncompagnien in der Schweiz und schuf verschiedene Actienunternehmungen in Spanien.

Indessen eine solche vielseitige und von günstigstem Erfolge gekrönte Thätigkeit war nur so lange möglich, als das Publicum die immer neuen Actiemissionen nehmen mochte und der Credit Mobilier daher leicht ein Agio realisiren konnte. Diese Zeit aber hörte mit dem Spätommer 1856 auf, als die überreizte Speculation in eine Geldflenne und Krisis umschlug, woran das Creditmobilierwesen einen guten Theil der Schuld hatte. Herr Pereire hat durch Betheiligung seines Instituts an den Unternehmungen, wie er selbst sagt, nur einen beschränkten Einfluß auf die letzteren ausüben wollen, in Folge davon konnte er bisher leicht den Gewinn abschöpfen. Die hierzu notwendige speculative Tendenz im Publicum scheint jetzt und von da an bis zum heutigen Tage, die Anstalt konnte trotz ihrer geschickten Leitung keine solche Gewinne wie früher mehr machen. Sie und ihre deutschen Schwestern liegen daher seitdem in ihrer Hauptbranche brach, und müssen sich mit dem kleinen Ertrage ihrer anderweitigen Geschäfte begnügen. Die Folge davon war, daß die hohen Course der Creditactien außerordentlich gesunken sind und im Augenblicke alle diese Institute grade keine guten Aussichten haben. Wenn in Zukunft die Speculation sich wieder entwickelt, so werden sie und besonders der Pariser Credit Mobilier, wosern ihm seine jetzige Leitung bleibt, möglicher Weise wieder feste Jahre nach den mageren zählen, aber durch die in ihrer Organisation liegende Ueberstärkung und Ueberstärkung des Marktes mit immer neuen Wertpapieren werden sie auch über kurz oder lang wieder Krisen mit berauf beschwören und selbst unter deren Wirkungen leiden. Unter allen Umständen kann der überaus ungewisse, schwankende Ertrag der Creditactien, auch wenn in einer Reihe von Jahren

die niedrigen durch hohe Gewinne compensirt werden sollten, nicht abgeändert werden, für eine solide Capitalanlage namentlich des den Börsen fernstehenden Publicums passen diese Actien daher durchaus nicht.

Werfen wir nur noch einen Blick auf die finanziellen Ergebnisse des Pariser Instituts. Auf ein Stammcapital von 60 Mill. Franken war der Reinertrag 1853 3,594,000, 1854 7,825,000, 1855 28,082,000, 1856 15,247,000 Franken, auf die Actie im Nominalwerth von 500 Franken betrug die Dividende inclusive fünf Procent Zinsen 1853 40 Fr. 25 Cent., 1854 59 Fr., 1855 203 Fr. 70 Cent., 1856 115 Fr., also in den beiden letzten Jahren resp. 40,25 und 23 Procent. Die Actien waren zeitweilig 1856 auf nahezu 2000 Fr. gestiegen, die Aussichten für die Dividende von 1857 sind nach Allem, was man hört und nach dem Dargelegten erwarten kann, schlecht und der Cours der Actien ist auf 7—800 Fr. gesunken. Sie stehen also immerhin noch bedeutend über Bari, dessen sich keine einzige Creditanstalt Deutschlands und des übrigen Europas rühmen kann. Wir besitzen dergleichen Institute zu Wien, Leipzig, Darmstadt, Dessau, Meiningen, Coburg, Nürnberg und außerdem Commanditgesellschaften mit dem nämlichen Geschäftskreise zu Berlin, Magdeburg, Breslau. Die Ergebnisse für das Jahr 1856, welchem die meisten ihre Entstehung verdanken, waren bei keiner einzigen so glänzend, wie bei dem französischen Credit Mobilier, die Leipziger z. B. ertrug nur 5, die Meiningen 7, die Darmstädter 15, die Dessauer 17 1/2 Procent, die letztere am meisten, und doch stehen gegenwärtig ihre Actien am tiefsten, etwa 40 für 100.

Das Resultat unserer Betrachtungen besteht in Folgendem. Die Ausföhrung der Pereire'schen Grundidee, einer socialistischen, müssen wir als durchaus nicht wünschenswerth bezeichnen, zum Glück wird sie, beschränkt oder unbeschränkt zu vermirklichen gesucht, auf Schwierigkeiten stoßen, welche schwerlich wegzuräumen sind. Auch der Hauptsache nach auf ihr eigenes Capital beschränkt können die Credit Mobiliers demungeachtet aber mächtig die Speculation antregen und unterstützen. Versuchen sie solide und legen ihr Capital fest, so ertragen sie indessen nicht die Verzinsung, welche von ihnen erwartet werden muß, um volkwirtschaftlich ersprießlich genannt zu werden. Realisiren sie die übernommenen Papiere immer von Neuem, so können sie in Speculationszeiten eine dem Risiko, welches sie übernehmen, entsprechende Dividende abwerfen, um später in kritischen Perioden und Geldflennen um so mehr zu verlieren und hier nur einen kleinen Gewinn zu geben. Zugleich aber übertreiben sie in günstigen Zeiten durch ihre Thätigkeit die Speculation noch mehr als es bei den bestehenden Zuständen ohnehin schon im civilisirten Europa geschieht, verursachen dadurch um so schwerere Rückschläge und lassen jedenfalls ihre etwaigen nützlichen Dienste durch dies Alles sich mehr als theuer bezahlen.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Das Telegraphen-Plateau im nordatlantischen Ocean.

In den Jahren 1856 und 1857 haben Messungen der Meeres Tiefe längs der ganzen Linie, die man für den transatlantischen Telegraphen ausserlehen hat, durch amerikanischer und englische Schiffe stattgefunden. Auf amerikanischer Seite hat Lieutenant Perryman, auf englischer Lieutenant Danman die Arbeiten geleitet. Die Linie läuft von der irischen Küste in ziemlich gerader westlicher Richtung bis nahe an den 29. Längengrad (westlich von Greenwich), wendet sich von dort mehr gegen Süden und erreicht die Ostküste von Neufundland. Die Länge dieser Linie beträgt etwa 42 Längengrade. Petermann hat die Profile, die sich aus vier Angaben der Barometer ergeben, in einer interessanten Karte zusammengestellt. Eine Vergleichung der einzelnen Seitenansichten der Wassertiefe zeigt die Unübereinstimmung, an welcher Sondirungen großer Tiefen noch immer leiden. Die beiden ersten Profile Perryman's stimmen so ziemlich überein, aber zwischen ihnen und den beiden andern Profilen und zwischen diesen beiden selbst sind die Abweichungen sehr bedeutend. Der berühmte Hydrograph Lieutenant Maury gibt den englischen Sondirungen den Vortzug, ebgleich er das Vorhandensein der in Danman's Profil bemerklichen Unregelmäßigkeiten des Bodens in der Mitte zwischen Irland und Neufundland bezeugt.

Danman's Messungen haben die auffallende Erscheinung einer unterseeischen Bodenerhebung nachgewiesen, die in großer Ausdehnung in den atlantischen Ocean hinaustritt. Dieses Tafelland wird zu beiden Seiten von tiefen Einschnitten begleitet. Maury erklärt dasselbe zum Theil für eine unterseeische Fortsetzung von Grönland, zum Theil für ein Product mehrerer zusammentreffender Strömungen. Zwei derselben kommen vom Nordpol, die eine aus dem Raum zwischen Island und Grönland, die zweite aus der Davisstraße, und stoßen auf diesem Plateau auf den Golfstrom, der sie durchkreuzt. Bei diesem Begegnen wird die Erde, welche die drei

Ströme mit sich bringen, abgelagert, und Kies, Erde und Steine, von den Eisbergen hergetragen, vermehren die Masse.

Die Farbe des Meerwassers.

Die Matrosen haben für die Verschiedenheit in der Farbe des Meerwassers eine einfache Erklärung. In der Nähe der Küsten ist das Wasser, dessen Oberfläche der Grund in ziemlich nahe folgt, grün, draußen über den unermesslichen Tiefen ist es blau. Die Wissenschaft nennt andre Gründe. Jetzt hat ein Chemiker Erythimus Plesse nachgewiesen, daß im Meerwasser viel Kupfer enthalten ist. In einigen Meeren, wo eine Ammoniakverbindung des Kupfers vorhanden ist, entsteht dadurch eine satte blaue Farbe, während die grüne Farbe anderer Meere von einer Chlorverbindung desselben Metalls herrührt. Eine Versäuerung seiner Entdeckung erhielt Plesse, als er an der Seite des Dampfschiffes, das die Verbindung zwischen Warschau und Gorkisa unterhält, einen Saß mit eisernen Nägeln und Erzablen anhängen ließ. Als das Schiff einige Meilen gemacht hatte, fand man auf dem Eisen viel Kupfer niedergeschlagen.

Englische Entdeckungen und Bestimmungen in der Süsee.

Nordwestlich von den Sandwichinseln liegen mehrere kleine Inseln, die nur zum Theil in der Admiraltitätskarte eingetragen sind. Andere, die Bunt entdeckt haben will und benannt hat, sind, wie Capitän Paty aus einer Entdeckungsfahrt gefunden hat, in falschen Positionen angegeben, wenn sie überhaupt existiren. Auf der Rayson-Insel ist vor Paty ein Mensch gewesen. Die Insel ist ein Atoll, ein Korallenring um einen Salzwassersee in der Mitte. Gräbt man dicht bei demselben in den Boden, so erbält man süßes Wasser in reichlicher Menge. Der Boden ist mit Gras bekleidet, Bäume gibt es außer einem Duzend niedriger Palmen nicht. Unzweifelhaft ist diese Insel mit Tieren bedacht. Auf und vor dem Ufer wimmelt es von Fischen, Schildkröten und Robben. Das ganze

Innere ist mit Vögeln, deren Zahl Patz auf 800,000 schätzt, im wahren Sinne des Wortes bedeckt. Alle diese Thiere legen bei dem Anblick von Menschen keine Ehen an den Tag. Die Robben und Schildkröten bewegen sich nicht von der Stelle, wenn Matrosen auf sie zuschritten, und auf die Vögel hätte man treten können, ehe sie aufflogen. Auf der Westseite finden die Schiffe, die etwa anlegen möchten, um das vorhandene Guanoflager auszubehnten, einen guten Ankergrund. Die ganze Gruppe ist wichtig, da sie sowohl den Ballfischfängern als den Schiffen, die zwischen Nordamerika und Ozeanien fahren, Zufluchtort, Trinkwasser und Erfrischungen darbietet.

Für eine andre Straße, für die von dem indischen Festlande und insbesondere von Ceylon nach Westaustralien segelnden Schiffe, haben die Cocos- oder Keeling-Inseln einen bedeutenden Werth. Diese Koralleninseln liegen zwischen 11° 49' und 12° 12' 30" nördlicher Breite und zwischen 96° 49' 20" und 96° 56' 20" östlicher Länge von Greenwich. Sie haben mehrere geräumige, gegen Stürme geschützte Häfen, viele Cocospalmen, frisches Wasser und eine schwache malaisische Bevölkerung von etwa 120 Adyen, unter der zwei oder drei europäische Familien wohnen. Die englische Regierung will sie als Kohlenstation benutzen und hat sie durch Capitän Fremantle in Besitz nehmen lassen.

Palliser's Forschungsreise im britischen Nordamerika.

Zwischen den Quellenflüssen des Mississippi und zwischen dem nördlichen Zweige des Saskatchewan und dem 49. Breitengrade liegt ein Gebiet von 112,000 englischen Quadratmeilen, das so gut wie unbekannt ist. Für die englische Regierung ist eine genaue Kenntniss dieser Länderstücke unentbehrlich, wenn die Herstellung einer Heberlandstraße vom St. Lorenz bis zu der Küste, welche der Bancouver-Insel gegenüber liegt, nicht ein frommer Wunsch bleiben soll. Dieses Bedürfnis hat zu einer Expedition geführt, an deren Spitze Palliser steht, einer der Nimrod, deren Bärenjagden mit einer wissenschaftlichen Erkundung der Wälder, Gebirge und Grassteppen in Verbindung stehen. Seine Gefährten sind Lieutenant Blakiston, dem die astronomischen und völkischen Beobachtungen übertragen worden sind, der Botaniker Bourgeon und der Geolog und Zoolog Dr. Hector. Die Regierung hat den Reisenden einen Aufschuß von 5000 Pfd. Sterl. gegeben und ihnen die drei Aufgaben gestellt, die Wasserscheide zwischen dem Becken des Missouri und des Saskatchewan nebst dem Laufe des südlichen Zweiges des letztgenannten Flusses zu untersuchen, die Felsengebirge zu erkunden und den südlichsten Paß, der auf britischem Gebiet zum stillen Meer führt, zu ermitteln, endlich die Naturzüge des Gebietes zu studiren und Karten zu zeichnen.

Am 11. Juni 1857 erreichte Palliser den obern See, der nach mit Wasser schwimmenden Eises bedeckt war. Er fuhr dann den Weissen-Fischfluß hinauf und besuchte die Kalabakas-Hähe. Sie sind 171 englische Fuß hoch, und obgleich die herabstürzende Wassermasse mit jener

des Niagara nicht verglichen werden kann, ist der Ausblick doch ein weit schönerer. Auf allen Seiten sieht man Wildbäche und Berge mit Fischen bewachsen. Auf der Höhe, von der der Fluß sich herabwirft, lag barter, gleichartig aufgebürmter Schnee. Am Red River sand man Indianer, welche die Regierung dort angeseht und mit allem Nöthigen versehen hat, die aber dennoch mitten in der fruchtbarsten Gegend fast verhungern, weil sie nicht arbeiten. Die Weiterreise führte über Pembina, einen erdärmlichen Ort der Linien, in dessen Nähe ein in die Erde getriebener Pfosten die Grenze bezeichnet, nach Fort Carlton-Hause, wo überwintert werden sollte.

Der Vulture.

Die sich magnetische Linien über den Erdkreis ziehen, so gibt es auch bestimmte vulcanische Linien. Für Italien hat sie Abich in seinem Atlas sehr richtig angegeben. Vom Bezug geht die Hauptlinie aus und führt zum Vulture. Dieser Berg erhebt sich mit einem bedeutenden Umfange (von dreißig italienischen Meilen) inselartig mitten in den Apenninen und wird von drei Flüssen umströmt. Er ist ein erloschener Vulcan und der Centralpunkt der Erdbeben, welche von Zeit zu Zeit Galabrien heimsuchen. Die fürchterlichsten derselben waren die vom 27. März 1638 und vom 4. Februar 1783. Das erste hat Vater Richner, das zweite Gourbillon beschrieben. Die bestigsten Erdbeben dieses Jahrhunderts waren die vom 14. September 1851 und vom 16. December 1857. In dem ersteren Jahre wurden Neßi, Beneola, der Geburtsort des Horaz, Bari und Rionero zerstört, 1857 litten Montemuro und Potenza am meisten. Potenza liegt dem Vulture am nächsten, und hier retteten sich viele Menschen, da dem Erdbeben ein warnendes unterirdisches Donnergetöse voranging. Während der graulichen Naturscene pekete und tobte es in den Eingeweiden des Berges so furchtbar, daß man erwartete, es werde sich ein Krater öffnen.

Die Ainos.

Am dem Ostrande des nördlichen Asiens ist ein Völkchen verbreitet, den alle Reisenden, die mit ihm in Berührung kamen, als einzig, gutmüthig, bereitwillig und bescheiden schildern. „Wenn sie Hirten wären und Heerden besäßen,“ sagt Larokow von ihnen, „so würde ich mir keine andre Vorstellung von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen machen können.“ Diese Ainos sind ein räthselhaftes Volk, und mancher Forscher ist den Spuren, welche sie auf dem asiatischen Festlande hinterlassen haben, ohne Erfolg nachgegangen. Auch von Siebold beschätigt sich in der jüngst erschienenen lebentigen Abtheilung seines Nippon (328 Folioseiten und 30 Tafeln) mit ihnen. Wie er vermutet, sind sie in vorgeschichtlicher Zeit am Amur, den er den Strom der Uroböcker des nordöstlichen Asiens nennt, abwärts gegangen und haben sich über die nahe vor dem Festlande liegenden Inseln verbreitet. Auf ihre jetzigen Wohnsitze sind sie durch andre Völker beschränkt worden, im Norden durch die ihnen folgenden Kamtschadalen, im Norden und Nordwesten durch die später er-

scheinenden Koriaten und Lungasen, die in ihren Nachkommen aus Krato noch zu erkennen sind, im Süden durch die ersten japanischen Erbkaiser. Von der übrigen Welt abgeschlossen, sind sie im Fortschreiten ihrer geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung gehemmt worden. Zu schwach und willenlos, um die bösen Gesetze, welche jedem unentwickelten Volkstamm durch die Kulturvölker zugebracht werden, zurückzuweisen, werden sie bald gleich ihren Nachbarn, den Kamtschadalen, entmerzt und ensittlicht zu Grunde geben.

Die Novara-Expedition.

Ueber Suez und Triest empfangen wir folgende Mittheilung unseres geehrten Mitarbeiters des Herrn Dr. R. Scherger, die wir in Erwartung längerer Berichte unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

Cap der guten Hoffnung, d. 25. Octbr. 1857.

Am 5. October kamen wir aus Rio de Janeiro am Cap der guten Hoffnung an; da im September und October die Tablebai, an deren Ufer Capstadt gelegen, nicht so sicher sein soll als Simonsbai (Kälsebai), so zogen wir vor, in letzterer zu ankern. Ich fuhr bereits am nächsten Tage nach der um 4 Stunden (25 Meilen) entfernten Capstadt und bin erst vorgestern wieder hierher zurückgekehrt, indem wir nur günstigeren Wind abwarten, um unsre Reise nach den Inseln St. Paul und Amsterdam fortzusetzen. Der seit gestern herrschende Südostwind hat es indeß unmöglich gemacht, auszulaulen. Ich habe die ganze Zeit meines Aufenthalts in der Capstadt zu Ausflügen und zur Sammlung statistischer und ethnographischer Notizen benutzt und bin ungemein zufrieden mit meiner Ausbeute. Fast scheint es mir unmöglich, das Material zu bemächtigen. Die bezügliche Aufnahme, die mir und den andern Mitgliedern der wissenschaftlichen Expedition in allen Kreisen, namentlich aber von Seiten Ihrer Excellenz des Herrn Gouverneurs Sir George Stro, zu Theil wurde, hat wesentlich beigetragen, unsern Aufenthalt in der Capstadt nutzbringend zu machen und unsre wissenschaftlichen Sammlungen mit vielen seltenen Gegenständen zu schmücken und zu bereichern. So habe ich z. B. für unsre Bibliothek mindestens 50 Werke, Pamphlete und Broschüren, zum Geschenk erhalten, die überall schätzenswerthe Bebelte sein werden, wo die Kürze unsers Aufenthaltes in der Kenntniß der hiesigen Verhältnisse und Zustände eine Lücke gelassen. Es sind mehre Vocabulore und Grammatiken südafrikanischer Sprachen darunter, welche wohl schwerlich in Europa schon bekannt sind. — Ich möchte Ihnen so gerne schon heute einige ausführlichere Berichte über unsern hiesigen Aufenthalt sowohl wie über die wissenschaftlichen Resultate unsrer Anwesenheit in der Hauptstadt des brasilianischen Kaiserreichs machen und sofort mit den versprochenen Mittheilungen „Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers“ beginnen, aber ich bin es

leider nicht im Stande. Da ich Ihnen aber nun einmal kein Ganzes schicken kann, so müssen Sie schon mit einigen Causerien vorlieb nehmen, die Sie von Ihrer Leser wenigstens im Stand sehen, über die Bewegungen der Expedition au fait zu bleiben. So dürfte es gewiß von Interesse sein, Einiges über die Art und Weise zu vernehmen, wie sich die einzelnen Mitglieder der Expedition bemühten, ihren hiesigen Aufenthalt möglichst im Interesse ihrer Mission zu benutzen und inwiefern ihnen dies gelungen. Es war anfänglich die Absicht des Geologen der Expedition, die Algoabal, jenen classischen Boden für paläontologische Forschungen, zu besuchen. Die Entfernung von der Capstadt beträgt ungefähr 400 Meilen. Leider war der Dampfer, welcher monatlich einmal nach Port Elisabeth geht und den Verkehr zwischen der Capstadt und der Algoabal unterhält, gerade einen Tag früher dahin abgegangen, als wir in Simonsbai eintrafen. Es besteht zwar auch eine Postverbindung zu Land, und zwar geht die Kassepost regelmäßig dreimal von der Capstadt nach dem Innern ab. Allein man schilderte uns diese Art der Beförderung als unzuverlässig und nichts weniger als geeignet, um den Reisenden bei der Ankunft am Ort seiner Bestimmung noch zu irgend einer Arbeit tauglich zu machen. Der Postwagen ist eine kleine, offene, zweirädrige, mit zwei Pferden bespannte Karre, auf welcher ein Passagier neben dem Kutscher und zwei rückwärts Platz finden, wenn sie nicht allzu dickleibig sind und auf Bequemlichkeit Verzicht leisten. Da die Pferde jede Stunde gewechselt werden, so geht es immer im Galopp, so daß man 10—12 engl. Meilen per Stunde zurücklegt. Auch für den Kutscher ist diese Art des Reisens weniger beschwerlich, weil er immer noch einer gewissen Zeit durch einen andern ersetzt wird; aber der Reisende bleibt immer derselbe, bis er am Ort seiner Bestimmung anlangt, und dieser ist es, der dabei am meisten durch die Unbequemlichkeit und Schnelligkeit der Beförderung zu leiden hat. Man erzählt uns von einem fremden Consul, der einmal in der Postkarre von Capstadt nach Grabamétown fuhr (circa 600 engl. Meilen), und dabeiselt in einem solchen Zustande ankam, daß er vom Bagen geboben werden und vierzehn Tage lang nachher im Bett anbringen mußte. Diese Postverbindung wird daher nur in äußerster Noth von Personen benutzt und dient hauptsächlich nur zur schleunigen Beförderung von Briefen und Paketen und als solche erfüllt dieselbe vollkommen ihren Zweck und ist sogar eine höchst schätzenswerthe Einrichtung. Da nun unter derartigen Umständen an einen Besuch der Algoabal und ihrer Petrefactenschatze leider nicht zu denken war, so wurde ein Ausflugs nach näher gelegenen, mit weniger Schwierigkeit zugänglichen Punkten beschloffen und mit einigen Beobachtern ein Plan entworfen, um in möglichst kurzer Zeit möglichst viel und zugleich möglichst viel Interessantes zu sehen. Dr. Schletterer, Herr Seeleny (der Maler der Expedition) und ich verließen am 7. October die Capstadt und besuchten zuerst Stellenbosch, eine der ältesten aber auch hübschesten Ansehlungen der Capcolonie. Hier traf es sich zugleich, daß wir einem großen

Vollfeste beizumohnen Gelegenheit fanden, indem sich grade am Tage unsrer Anwesenheit die Freiwilligen (volunteers) der Umgehung zu einer großen Reuee versammelt hatten. Um dem Kriege mit den Raffern an der Grenze der Capcolonie schleunigst ein Ende zu machen, wurden alle regulären Truppen nach dem Raffernland geschickt und die Bürger der Colonie beschloffen, ein freiwilliges Corps zu bilden und in ihren betreffenden Bezirken persönlich für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen. Es war ein herrliches, ergreifendes Schauspiel und der Eindruck war ganz verschieden von dem, welchen gewöhnliche Militärparaden machen. — Von Stellenbosch fuhren wir über Paarl nach dem Dorfe Wellington, am Ausgange eines reizenden Thales gelegen, um am nächsten Tage die Reise über Baine's Kloof (Schlund), einem der großartigsten Gebirgspässe der Capcolonie fortzusetzen. Es ist kaum zu bezweifeln, welchen Comfort man hier bereits in den kleinften Anstaltungen findet. Wellington z. B. zählt kaum 500 Einwohner und hat bereits mehrere Kirchen, einen Arzt, eine Apotheke, eine Bank und vortreffliche Gebäulichkeiten. Die Straßen sind alle breit ausgelegt, mit Bäumen bepflanzt, die Häuser nettlich, gierlich weiß ausgefrischen und tragen äußerlich wie tuerlich die Spuren europäischer Civilisation an sich. Baine's Kloof hat viel Aehnlichkeit mit den österreichischen Kunnschtrassen, welche über den Semmering und den Brenner führen, und die beabs. des Ueberganges vorgenommenen Bauten würden selbst in Europa Interesse erregen. Von Baine's Kloof gelangt man in sechs Stunden nach Worcester, eine herrliche Anstaltung, rings eingeschlossen von hohen Gebirgen und sichtbar im Aufschwung begriffen. Ein Missionair der rheinischen Brüdergemeinde, Herr Dr. Giffeln erwieß uns daselbst viel Freundlichkeiten. Am nächsten Tage — es war der vierte unsrer Reise — besuchten wir die wenige Meilen von Worcester entfernte heiße Quelle von Brandvaal, das Wasser der Capcolonie, wenigstens in Bezug auf die ähnliche Beschaffenheit der Ihermen. Das Wasser hat eine Temperatur von 61° Celsius und ist sehr klar, hat aber weder einen eigenthümlichen Geschmack noch zeigt es in der Analyse irgend eine besondere Eigenschaft. Das Badehaus ist in einem ziemlich schlechten Zustande; gleichwohl soll das Bad vom September bis März (dem Sommer des Caps) gegen rheumatische Leiden, chronische Nabel, Scrophel, Hautausschläge und Rothlauf von den Bewohnern der Umgehung ziemlich häufig besucht werden. Die Vegetation in der Nähe der Quelle ist ungemein reich. Ein wunderliches Schauspiel bot ein in der Nähe der heißen Quelle gepflanzter Apfelbaum (rose-apple), dessen Zweige auf der einen Seite kaum noch mit ihrem grünen Blättergewande bedeckt waren, während die vom heißen Dampf der Quelle besuchten bereits im Blütenstand prangten! — Der Eigenthümer der Quelle behauptete, der Baum trüge auf der einen Hälfte eine, auf der andern Hälfte zwei Ernten jährlich. Von Brandvaal gelangten wir erst am nächsten Tage nach Gnadenthal, einer Pottentotten-Anstaltung unter der Leitung währlicher Brüder.

Ich habe über diese interessante Gemeinde, welche den Beweis liefert, auf welche Civilisationsstufe selbst eine so verkommene Menschenrace wie die Pottentotten durch die Hingebung menschenfreundlicher Missionäre gehoben werden kann, höchst wertvolle Notizen gesammelt, und will meinen Ausflug nach der Herrbutergemeinde zu Gnadenthal zu einem besondern Capitel in meinen künftigen Reisebriefen an Ihre Monatshefte machen. Für heute ist mir nicht möglich, mehr als des bloßen Besuches daselbst Erwähnung zu thun. Von Gnadenthal, von wo wir auch eine zahlreiche naturhistorische Ausbeute mitbrachten, reisten wir nach den warmen Quellen von Galedon, mitten im Schafjuchtdistrict und in einer äußerst romantischen Gegend gelegen. Die Quellen sind Stabthürmen, die sich im Sommer (September bis März) eines zahlreichen Besuches erfreuen. An der Quelle hat das Wasser 47, im Badehaus 600—800 Schritt davon 40—41° Celsius. Von Galedon kommt man über den grandiosen Sir Lowry's Raft, der zugleich eine prachtvolle Aussicht auf die Rosenthal und das reizende Sir Lowry's Thal bietet, nach Sommeret West, einer neueren Anstaltung, aber gleichfalls voll alteuropäischer Comforts. Ein Oesterreicher, Namens Dr. Graff, ist daselbst Arzt. Zwei Stunden von Sommeret West ist Zandvliet die Besingung eines Herrn Lawrence Gleece, des Abkömmlings einer der ältesten und angesehensten Familien des Landes, bei dem wir auf specielle Einladung die Nacht zubrachten, um am nächsten Morgen ein in der Nähe seines Pachtgutes befindliches Mausoleum eines mastavischen Propbeten Eisd Joseph zu besuchen. Alle Jahre zur Erntzeit wahlhatten Tausende hier anlässiger Malapen (welche zur Zeit der holländischen Herrschaft aus Batavia als Sclaven hier eingeführt wurden) nach diesem Propbetengrabe, obgleich nur dessen kleiner Finger daselbst begraben liegt. Die übrigen Körperteile wurden bald nach dessen Tode, vor ungefähr hundertfünfzig Jahren, nach Malacca gebracht. Herr Selleny hat von dem Grabmale sowohl wie von der Umgehung einige recht hübsche Skizzen angefertigt und durch die Güte des Herrn Gouverneurs Sir George Stuy ist es mir auch gelungen, über den Propbeten selbst einige Daten aus dem Munde zweier malavischer Priester zu erhalten, welche eigens zu diesem Behufe vom Peltzgeiante eentnommen worden waren. Auch in anderer Beziehung war dieser Besuch interessant. Ich fand hier den Wachstreich (myrica cordifolia) wild wachsend und ungeheure Sandflächen, die sogenannten Downs, bedecken. Aus den reifen Beeren dieses nützlichen Strauches wird im Herbst vortreffliches Wachs gewonnen, was fast den ganzen Bedarf der Bewohner der Umgehung an Kerzen deckt. Ich werde in einem spätern Aufsatze darauf zurückkommen, wels' wichtiger Industrieartikel durch die Cultur des Wachstreichs (wax berry) an verschiedenen Küstenpunkten Deutschlands und Oesterreichs gewonnen werden könnte. Von Zandvliet gelangten wir in vier Stunden wieder nach der Capstadt zurück, beladen mit naturwissenschaftlichen Schätzen aller Art, und zahlreiche wichtige Aufzeichnungen so-

wohl als viele Skizzen von der Hand unseres vortrefflichen Malers als Resultate des achtstägigen Aufstuges mit uns zurückbringen. Die beiden Zoologen hatten sich gleich dem Kunstgärtner in einer andern Gegend in der Nähe der Hauptstadt niederlassen, wo sie bei einem Württemberger Namens Rathfelder die zuvorkommendste Aufnahme fanden, und schienen gleichfalls mit der gewonnenen Ausbeute höchst befriedigt. Nicht minder war dies mit dem gleichzeitig als Botaniker der Expedition fungirenden Schiffsarzte Dr. Schwarz der Fall, welcher nicht nur in botanischer, sondern auch in anatomisch-medizinischer Beziehung bedeutenswerthe Resultate erzielte. Eine wertvolle Sammlung anatomischer Präparate ging bereits von hier nach Oesterreich ab, und eine weitere folgt von Madras.

Skizzen aus New York.

Von J. Schöp.

An einem der vergangenen Sonntage machte ich einen Ausflug, dessen Schilderung wohl eine nicht interesslose Skizze aus den hiesigen Zuständen liefern mag. Der Zweck desselben war der Besuch der Armen- und Straf-Colonien, welche die Stadt New York auf den in dem East River gelegenen Randall's und Blackwell's Islands errichtet hat. Die Veranlassung war eine Höflichkeitserzeigung von Seiten eines der Mitglieder der Verwaltungsbehörde gegen den Verwaltungsrath der hiesigen deutschen Gesellschaft, der in Folge einer innern Revolution Amt und Würde verloren hatte. Unsem Freunde, Mitglied des gestürzten Collegiums, verdanke ich die Theilnahme an dieser Abschiedsexursion. Die einfache Erzählung derselben wird ohne Zweifel dazu beitragen, über die statistischen Angaben die Localfärbung zu werfen, ohne die eine Schilderung von Wohlthätigkeits- und Strafanstalten des republikanischen Americas nichts sehr wesentlich Verschiedenes von dem erhalten würde, was sich in allen civilisirten Ländern findet.

Als Platz unserd Rendezvous war das am East River gelegene Wellens-Hospital, ebenfalls eine städtische Anstalt, bestimmt. Sicher verdient dieser Punkt den vielerfachenden Namen, denn bei der Errichtung des Gebäudes im Jahre 1811 boten das gegenüber liegende Long Island und das in der Ferne die schöne Krümmung des Flusses schließende Blackwell's Island, noch reich an üppigen Baumgruppen, dem Auge malerische Ausichten dar. Jetzt ragt auf dem letztern die schweren Mauern der Strafbäuser und auf jenem die nicht weniger düstern Massen zahlreicher Fabrikgebäude empor. Nur der Fluß ist geblieben, was er war, breit, tief, fast meerblau, und reger noch ist das Leben auf seinen Wogen. Das Gebäude, welches jetzt als Krankenhaus benutzt wird, war in seiner ersten Bestimmung eine Strafanstalt und ein Armenhaus. Es ist dreieckförmig fünfzig Fuß lang, fünfzig tief und drei Stockwerk hoch, und hat zwei hervortretende Flügel. Aus granem

Bruchstein errichtet, bietet es außer seiner Aufsenhaftigkeit nichts architektonisch Bemerkenswerthes dar. Im Jahre 1848 wurde es nach Entfernung der Sträßlinge und Armen ausschließlich seiner jetzigen Bestimmung gewidmet. Die Anzahl der im Jahre 1856 dorelbst behandelten Kranken belief sich nach dem officiellen Berichte auf 6392, von denen am Schlusse des Jahres 602 in demselben zurückblieben. In der Gesammtzahl dieser an städtische Kosten gezahlten Armen waren die vertheilten Nationalitäten in folgender Weise repräsentirt. Geborne Amerikaner waren darunter 808, Irländer 3958, Deutsche 316, Engländer 202, Schwedländer 78, Franzosen 38. Das Verhältniß der Deutschen zu den Irländern darf nicht übersehen werden. Es beweist, daß bei ungefähr gleichem Betrage der von beiden Nationen hier Angeordneten und Einwandernden die Ersteren nur einen kleinen Bruchtheil der Letzteren in der Armenliste bilden. Wir werden es ebenso finden, wenn wir die Statistik des Verbrechens überblicken.

Die Verwaltung und die ärztliche Behandlung hat in dieser Anstalt im Laufe von zwanzig Jahren sich stets gebessert. Im Anfang betrug die Sterblichkeit jährlich im Durchschnitt 20 pCt., fiel allmählig auf 16 und 13 pCt. herunter und betrug im vergangenen Jahre nur noch 10 pCt. Zweckmäßige Einrichtung, Reinlichkeit und Geräumigkeit der Zimmer fallen jedem Besucher sogleich auf.

Was die Sorge für Reinlichkeit betrifft, so findet man dafür schon bei dem Eintritt in das Gebäude einen die amerikanischen Sitten charakterisirenden Beweis. „Die Herren Studenten sind ersucht, nicht auf die Treppen zu steigen“ — ruft in großen Buchstaben eine Warnungsschrift den tabakrauchenden Jüngern Aesculaps zu.

Wir waten nur Deutsche und statt zu lachen, rauchten wir das edle Kraut. Die Cigarre aber hat hier fast überall Eintritt. Es schmückte uns daher auch selbst nicht der Dornwächter ein, der mit echt vaterländisch officieller Höflichkeit uns anhrurte: „Was wollt Ihr?“ — aber recht dienfertig öffnete, als wir antworteten: „Den Gouverneur S.“ — „The Governor.“ Ein Titel ist ein magisches Wort diesseits wie jenseits des atlantischen Ozeans; an Titeln aber und an Sucht nach denselben lehr das republikanische Amerika dem monarchischen Europa nicht nach. Wer keinen hat, der heißt doch wenigstens Capitän und avancirt auf Reisen von Station zu Station; mit jedem drink an der Bar ein Grad: Major, Colonel, General. Doch der Titel, den wir als Befehl ansprachen, gebührte dem freundlichen Manne, der zum Besuche der städtischen Anstalten uns Rendezvous gegeben hatte.

Die ganze Verwaltung der Armen- und Strafanstalten von New York ist in den Händen von zehn aus directer Volkswahl hervorgehener Beamten, welche die Ten Governors genannt werden. Sie sind auf fünf Jahre gewählt und treten nach der Reihenfolge ihrer Ernennung aus. Stirbt ein Mitglied dieser Behörde, oder legt es vor Ablauf seiner Zeit das ihm übertragene Amt nieder, so wird dessen Colleague für die noch laufende Periode von dem Colleague bestimmt und es gilt bei dieser Wahl der Grund-

faß, den zu Ernennenden aus der politischen Partei zu nehmen, welcher der Vorgänger angedörte, damit das numerische Gleichgewicht nicht für oder gegen eine der zwei Fractionen des Verwaltungsrathes vernichtet werde. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Wahl dieser Behörde ebenfalls ein Werk der politischen Parteien ist, so wenig deren Amt mit der Politik zu thun hat. Einer der Ten Governors zu sein, ist ein Ehrenamt, und die Uebertragung dieser Würde ist die Belohnung, mit der die politischen Parteien die besondere Thätigkeit jüngerer Mitglieder anerkennen oder sich selbst in schon bedeutenderen Führern ehren wollen. Anerkennenswerth ist es besonders mit Rücksicht auf die Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit des hiesigen Parteigeriebes, daß bei der Wahl dieser Verwaltungsbehörde der Grundsatz der gleichen Vertretung der beiden Fractionen auch bei der Volksabstimmung leitend ist. Besonders ehrenvoll ist es übrigens für das Collegium der Ten Governors, mitten in den hiesigen Zuständen der Corruption und Veruntreuung öffentlicher Gelder allgemein den Ruf der Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit zu haben, obgleich jährlich etwa eine Million Dollars aus der Staatscasse durch seine Hände gehen.

Obgleich es für einen Wintertag noch früh war, hatten wir doch nicht lange auf unsern gefälligen Governator zu warten. Hatte er Ludwig's XIV. Wort: „L'exactitude est la politesse des rois“ als republikanischer Governor sich zum Wahlspruch genommen? Doch nein. Die Etiquette hatte dabei nichts gethan. Auch man mag sich nicht mit europäischer Gewichtigkeit und Amtsaberglaube unsern Governor von Alter und Würde schwer belastet majestätisch-felerlich einerschreitend. Die Glatze im Mund, ein recht tho devil may caro fröhliches Lächeln über dem frisch jugentlichen Gesichte, eilte der republikanische Pflezwater der Armen, Waisen und Gefangenen auf uns zu.

„Den Drink nehmen wir in Randal's Island, jezt fort in das Boot“ — war das muntere Commando, und wir schiffen uns ein.

Sechs stämmige Burschen, in grauen Jacken und Hosen, erwärmt durch einen vom Governor gezeichneten Drink trieben rasch den Saß River hinauf. Es waren Sträflinge — der bessern Classe — „Vertrauensmänner,“ wie uns der Governor auf Deutsch sagte (er stammt von deutschen Eltern her). Das Vertrauen aber wurde noch durch einen schließlichen Revolver erhöht, den der Beamte am Steueruder mit sich führte.

Unser Fahrt ging nach dem am entferntesten liegenden Randal's Island. Es enthält daselbe eine Anstalt für die Pflege und Erziehung armer Kinder vom zartesten Alter bis etwa zum fünfzehnten Jahre. Die Colonie zählt jezt ungefähr 1200, von denen etwa 850 Knaben sind. Auch hier fanden wir wieder allein die irändische Bevölkerung in unverhältnißmäßiger Uebersahl zu der aller andern Rationalitäten. Von der Gesamtzahl beträgt dieselbe regelmäßig 60 bis 70 Procent.

Unser erster Besuch brachte uns in die Turnanstalt der Knaben, die sich auf ein durch Pfeifen

gegebenes Signal sämmtlich einfinden und in sechs langen Reihen unter dem Commando eines der Irtzen, der das Amt und den Titel eines Captains hat, aufstellten. Eine traurigere, abschreckendere Ausstellung verkrüppelter, im Keim angegriffener Menschennaturen kann man sich nicht denken. Das Gesicht, die Farbe, die Verbrennen der Eltern und die moralische und physische Verwahrlosung ihrer Erzeugnisse lagen in gränlich deutlicher Schrift auf den Gesichtern, in dem ganzen Habitus dieser Jungen. Selbst die humanste Theilnahme kann sich eines Anstuzes von Schauer und — so hart auch das Wort ist — von Ekel nicht erwehren. Nur der Gedanke, daß diese unglückliche Jugend nicht das eigene Verbrechen, sondern die Mängel der Gesellschaft büßt, kann sympathisirende Trauer in das aus Abstoßen zurückbehende Herz bringen. Auf Befehl des Lehrers erhoben die achtundert schritten Knabenstimmen einen religiösen Gesang, eingeschuit, ausdruckslos, monoton. Ob der Geist dabei dachte, das Herz süßte, konnte man auf den Gesichtern der Unglücklichen nicht lesen. An Pflege und Sorge für Unterricht läßt es die Verwaltung nicht mangeln, auch zeigt sich in den schon Erwachsenen eine offensbare Verehrung des physischen Zustandes. Neben dem gewöhnlichen Schulunterricht ist für die Erziehung eines Handwerks Sorge getragen. Mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre werden die Jungen in irgend einem Geschäfte untergebracht oder, was jezt besonders häufig geschieht, nach dem Willen zu Vätern gesandt. Die Rabrunn, welche den Kindern gegeben wird, ist reichlich und gut. Das Brot, das wir kosteten, würde an seinem bürgerlichen Tische in Deutschland verschmäht werden. Trotz aller Freundlichkeit und gemüthlichen Aufmunterung, mit denen der Governor die größeren und als Captains zu den intelligentesten gehörigen Knaben zu Antworten zu bringen suchte, gelang es ihm kaum, einige Worte aus denselben herauszubringen. Als er sie beim Weggehen fragte: „Seid ihr mit Allem zufrieden?“ da erscholl ein offener einzelschultes einstimmiges: „Yes Sir!“ und zum Abschied ein gleich disciplinirtes: „Good bye Sir!“ — Die Ketten dieser Knaben gaben übrigens deren Ansehen nichts Umfahrendes; es fehlte an Reinlichkeit, obgleich es Sonntag war. In den Schlafzimmern dagegen, sowie in dem Speisesaal fanden wir eine bewundernswürdige Ordnung und Reinlichkeit. Die Betten sind gut, aber ein Nachtheil ist offenbar, daß je zwei darin zusammenschlafen. Der Speisesaal war noch von den Weihnachtsstagen her festlich mit Tannenreisern und sonstigem Immergrün, nebst manchen Danksprüchen und Glückwünschen geziert.

Aus der Abtheilung der Knaben kamen wir durch das Irrenhaus der Kinder in die Mädchenanstalt. Der Anblick von etwa zwanzig bis dreißig jugendlichen Irren hatte etwas ganz eigenthümlich Beträübendes. Besonders schmerzlich war es, ein lieblich aussehendes Mädchen von etwa drei Jahren zu beobachten, das mit fröhlich glänzenden Augen und sanft lächelndem Gesichte hin und her lies und tänzelte. Abschreckend dagegen kauerete in einem Lehnstuhl die zusammen-geschrampte, abgemagerte, gelblich-bleiche Ge-

Kalt — ein halblebendes Gerippe — eines Mädchens, neunzehn Jahre alt und schon siebenzehn Jahre in dieser Anstalt.

In dem geräumigen Lehrsaale der größeren Mädchen hofften wir einen erfreulichen Anblick zu finden. Täuschung! Unter den 200 bis 300 Mädchengehörten kaum fünf oder sechs, derenzüge das Auge erfreuen konnten. Angug und Benehmen aber waren vollkommen ansprechend und trotz der Spuren von Krankheit und allgemeinem physischem Gend auf den Gesichtern der Mädchen war der Gesamteindruck im Vergleich mit dem, welchen die Knaben machten, ein günstiger.

In demselben Gebäude fanden wir eine Classe kleiner Knaben, die unter der Leitung einer jungen, schönen und intelligent aussehenden Lehrerin besser und froher zu gedeihen schienen.

Wir folgten unserm freundlichen Führer zu dem willkommenen Drink und der Cigarre, — die beide zur amerikanischen Hospitalität gehören.

Von Randall's Island, der Colonie des jugendlichen Gend, brachte uns dann das Boot nach Blackwell's Island, wo Armut, Krankheit und Verbrechen der Erwachsenen resistiren.

Die verschiedenen Gebäude sind alle je nach ihrer Bestimmung zweckmäßig, doch ohne irgend einen Anspruch auf architektonische Schönheit, errichtet. Ordnung und die bewundernswürdigste Reinlichkeit herrschen überall. Gänge, Treppen, Zimmer, Säle, Kirchen — kurz jeder Theil der großen Gebäulichkeiten würde der Reinlichkeitsmanie der Holländer Ehre machen.

In dem Armenhause befanden sich im Jahre 1856 3359 Personen. Auch hier wieder sieben nicht weniger als 2212, während von Engländern 156 und von Deutschen nur 148 sich da befanden. Unter unsern armen Landkenten befand sich ein Bailer, dessen Gerächtniß so dre geworden ist, daß er auf Alles, selbst auf die Frage nach seinem Geburtsort und seinem Alter antwortete: „Jo! Dös steht Alles in dem Buach!“ — Geschwägiger war ein alter Franzose, von dem wir die ganze Geschichte de la grande armée hätten hören können. „Avoir fait la guerre sous le grand homme et venir mourir ici!“ — Zu klagen hatte er allerdings über Nichts; — seine Abschiedsbitte war: Un peu de tabac pour la pipe d'un vieux de la vieille!

In dem Hospital auf Blackwell's Island ergab sich seit 1853 eine fast ununterbrochene Verminderung der neu aufgenommenen Kranken. Die Zahl derselben war in jenem Jahre 3136, während sie im Jahre 1856 nur 1733 betrug. Dagegen gibt die Tabelle der hospitalischen Kranken das schauerliche Resultat einer stetigen Progreßion. Im Jahre 1854 gehörten von der Gesamtzahl der Kranken 37 $\frac{1}{10}$ Procent dieser speziellen Classe an; im Jahr 1855 stieg sie auf 57 $\frac{1}{10}$ und stand 1856 auf 73 $\frac{1}{10}$. Diese Ziffern enthalten eine schreckliche Enthüllung der Zustände von New York. Das anglo-amerikanische System des laissez faire hat auf

diesem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens nirgends mehr als hier den Beweis seiner schauerlichen Unvernunft geliefert. In dem Hospital nimmt auch wieder Irland mit 76 $\frac{1}{10}$ Procent den ersten Rang ein; auf die übrigen englischen Landesheile kommen 14 $\frac{1}{10}$, auf Deutschland 7 $\frac{1}{10}$ und auf alle andern europäischen Staaten 1 $\frac{1}{10}$ Procent.

Der Besuch des weiblichen Irrenhauses lieferte uns Nichts von besonderem Interesse. Der beitere und melancholische Wahnwitz in seinen verschiedenen Formen gewährt hier wie in allen derartigen Anstalten dieselben Erscheinungen. Das Local ist geräumig; Licht und Luft dringen frei ein; ein breiter, großer Gang bietet den Kranken einen stets offenen Spazierplatz, indem deren Zimmer nicht verschlossen sind. In den komischen Charakteren, wenn dies Wort bei einem so traurigen Gegenstande gesagt werden kann, gehört eine Wahnwitzige, welche sich für die Frau von James Buchanan hält und mit drei schönen weißen Kagen, ihren Ministern, die Geschicke der Union berathet und den Besuchern ihre Politik und Pläne entwickelt.

Nach dem Mittagessahl blieb uns noch die Besichtigung des Gefängnisses. Es befanden sich in demselben nur vor dem Vollzeigerichte oder sonst für geringere Vergehen Verurtheilte. Die Anzahl derselben betrug im Jahre 1856 4011. Die Amerikaner stehen hier mit in erster Linie; es sind deren 551, worunter 126 schwarze sich befinden. Krankheit und Armut senden also zu den städtischen Anstalten nur eine Minderheit, Vergehen und Verbrechen aber eine Mehrheit von Amerikanern. Vor den Amerikanern noch kamen aber als Bewohner des Gefängnisses die Irländer mit 366. Der Deutschen waren es nur 177 und darunter nur sechs Frauen.

Die Zellen der Gefangenen sind klein und eng und auf dem schmalen Bette müssen je zwei Platz finden. Des Tags sind sie aber stets an der Arbeit oder außerhalb der Schlafzellen. Unter den mehreren Hunderten der männlichen Sträflinge erblickten wir kaum einige, welche über zwanzig bis dreißig Jahre alt sein konnten, ein trauriger Beweis für die Barbarei, welche unter der jungen Generation der niederen Classen von New York herrscht.

Das Einmarschiren der Sträflingcolonnen in die Schlafzellen war die letzte Scene dieses Tages. Nicht an einander gedrängt, einer an den andern so gepreßt, daß kaum ein Vorsetzen des Fußes möglich ist, schieden sie sich mehr als daß sie gehen nach dem innern Gang des Gefängnisses; je einer von den zwei Schlafgefächten trägt einen Eimer in der Hand. An den Zellen angekommen, verschwinden sie rasch hinein und schlagen hinter sich die schwere eiserne Thür raschelnd zu. Der Schließer sichert das mächtige Schloß. — Die Abendglocke läutet; Schweigen und Dunkel lagern sich auf die Steinmassen des Gebäudes. Es wird unheimlich. Erfreulich begrüßte uns das alanzende Abendroth, das golden auf dem Flusse lag, auf dem wir zurückfahren nach der Metropolis.

Verzeichniß der Mitarbeiter
am
dritten Bande
der
Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Andost, Ernst, in Braunschweig, 376. 467. — Becker, August, in München, 231. — Berg, Albert, in Berlin, 626. — Berg haus, August, in Potsdam, 464. — Bodensiedt, Friedrich, in München, 595. — Bölsche, Karl, in Köln, 255. — Brooke, J. W., in Washington, 30. 224. 271. — Corvinus, Jakob, in Wolfenbüttel, 117. — Dippel, F., in Itar, 557. — Fischer, Richard, in Breslau, 660. — Förster, Ernst, in München, 62. 185. 299. 425. — Foglar, L., in Wien, 577. — Fraas, K., in München, 97. 388. 561. — Friedländer, L., in Königsberg, 539. — Fröbel, Julius, in Frankfurt a. M., 640. — Fuhrrott, Karl, in Bonn, 406. — Glaser, Adolf, in Braunschweig, 84. 310. — Gottlieb, J., in Graß, 216. 319. 449. — Grimm, Herman, in Berlin, 604. — Grube, A. W., in Hard, 154. — Gaffler, Ernst, in Göttingen, 500. — Hartmann, Moriz, in Paris, 73. 495. — Hebbel, Friedrich, in Wien, 1. 465. — Kapper, Siegfried, in Dobris, 244. 632. — Knorr, Ernst, in Washington, 30. 271. — Lammers, August, in Hannover, 210. 686. — Lichterfeld, F., in Berlin, 397. — Rädler, J. G., in Dorpat, 417. — Rügge, Th., in Berlin, 3. 130. — Müller, J., in Freiburg, 149. — Müller, Wolfgang, von Königswinter, in Köln, 353. — Neumann, F., in Wien, 535. — Neumann, K., in München, 482. — Röggerath, Jakob, in Bonn, 159. 508. — Pröhle, Heinrich, in Berlin, 193. — Rodenberg, Julius, in Hannover, 432. 549. — Runge, G., in Zürich, 387. 615. — Scherzer, Karl, in Wien, 694. — Schefffel, Joseph Victor, in Donaueschingen, 22. — Schellen, in Düsseldorf, 324. 675. — Schödlcr, F., in Mainz, 289. 617. — Schütz, F., in New York, 346. 570. — Schmidt, Heinrich, in Berlin, 235. — Steger, Fr., in Meissen, 165. 511. — Uhde, A., in Braunschweig, 261. — Varrentrapp, Franz, in Braunschweig, 446. 537. — Vogel jun., A. in München, 59. 267. — Wagner, Adolph, in Göttingen, 329. 455. 688. — Zehender, F., in Schaffhausen, 145.

Inhalt des dritten Bandes.

Erste Abtheilung.

Novellen, Kulturbilder, Charakteristiken u.

- Erigeamme, von Friedrich Hebbel, **1 455.**
Eigaa, die Ceterin, von Th. Mögge, **2 120.**
Berlome Pöden. I. Das protestantische Dorf in der Einsamkeit, 17. II. Ein deutsches Dorf auf slavischem Boden, 19. III. Das catalanische Dorf in Norceffe, 20.
Kuglivo, eine alte Geschichte, von J. S. Schöffel, **21.**
Der Student von Wittenberg, von Jacob Gerlach, **117.**
Aus dem Jugenleben J. v. Müller's, v. J. Fechner, **146.**
Das Gbristkathlein bädt, von August Becker, **231.**
Das Dümmendorf, ein Straubledern von Ernst. Emitt, **235.**
Karn-Tjörke, von Siegfried Rapper, **244.**
Carl Friedrich Wauß, von Carl Völcker, **255.**
Der Jauderer Berlin, von Wolfgang Müller von Königsminter, **252.**
Eine Nacht, Noctte von Ernst Knebel, **276. 467.**
Vufflagen der Schmelz, mitgetheilt von G. Knage. Das Jnietfchällein. — Der goldne Wages, 387. — Der Ritter von Meimundenstein, 416. — Die Kirche von Hyla, **416.**
Kengriedische Stügen von Dr. Hees, **285.**
Die Sängerin, Melodrama in vier Aufzügen, aus dem Griechischen von Prof. Neumann, **452.**
Barce, von Reich Hartmann, **493.**
Die Märtyrer der Phantasia, von Ludwig Jögler, **577.**
Die Stellung der Heanen im Orient und Occident, von Friedrich Vederskiöld, **595.**
Gedanken über Napoleon's Genay, Frederic the Great, von Herman Grimm, **504.**

Zweite Abtheilung.

Naturwissenschaftliches, geographische
Charakterbilder, Reiseberichte u.

- Die neuen Mineralquellen: und Vöder-Untersuchungen am Rhein, **27.**
Die Küstenfahrt in Japan. Reise des Kongbuets der Vereinigten Staaten Corrette Vincennes, von Simoda nach Hakodate. Originalbericht von John Meerer Brooks und Ernst Auer, **30. 371.**
Von Nagasaki nach Durango, von W. v. **1. 47.**
Von dem Einflusse des Lichtes und der Luft auf den Lebensproceß der Fische, von Prof. Dr. A. Vogel, **59.**
Die praktische Anwendung des galvanischen Stromes, von Prof. Dr. J. Müller, **169.**
Die Cocospalme (*Cocos nucifera* L.), von A. B. Grub, **184.**
Der Emarage, von Dr. Jacob Röggerath, **195.**
Der Canal von Suez, von H. Stege, **165.**
Warum bei den Pflanzungen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst, **183.**
Wein und Urzeugung des Föhrenrauchs, von A. Hilde, **251.**
Vom Blute, von Prof. Dr. A. Vogel jun., **267.**
Die 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, von Dr. J. Schöpler, **289.**
Gallifornien, v. Fr. Viskerfeld. I. Ausdehnung u. Geschichte Galliforniens bis zum Eintritt Ober- oder Neu-Galliforniens in den nordamerikanischen Staatenverband, **327.**
Die Nierensteine am Helbrerge im Odenwalde, von Dr. Carl Bahrodt, **406.**

Ein Erdbeben in Honduras. Nach dem Schrecken eines Winters, **409.**

- Die Pflanzenpaare, von Prof. J. S. Müller, **417.**
Zwedgesehe und Schönheit in der Natur, von Ernst Haller, **500.**
Der Topfstein, von Dr. Jacob Röggerath, **508.**
Ostindien, von Fr. Steger, **511.**
Die Gemitter der gemäßigten Zone, von Fr. Neumann, **525.**
Aluminium oder Isoerdebleich, von J. Sarrastray, **527.**
Ein blauer Wander, von Dr. Fr. Schöpler, **517.**
Die Stadt Hordus, von Alder Weg, **626.**
Turch Südböhmen nach Oesterreich, von E. Kapper, **632.**
Kahiten und Knäthles an den Küsten des Helles von Honduras, von Julius Fröde, **640.**
Die Philosophie und der Empirismus, **649.**

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur,
Musik, Theater.

- Das neue Museum in Dresden, von Ernst Fröde, **51. 165. 299. 425.**
Vortrag, von Reich Hartmann, **73.**
Abgedruckte Briefe aus Herr's Nachlaß, zusammengestellt von Dr. A. Blaser, **84.**
Aus Klein's Nachlaß, von G. Fröde, **182.**
Eine Theaterkritik der Karolin, von Dr. A. Blaser, **310.**
Die Theater in Pombon, von Dr. Julius Neuberger, **422.**
Schicksale antiker Ruadmerie im Mittelalter und der neuern Zeit, von J. Friedländer, **422.**
Zur Geschichte der französischen Tanzkunst, **546.**
Vortrag's letzte Fieber, von Julius Neuberger, **549.**
Die Galanteriemaler Frankreichs, von Richard Fischer, **640.**
Ein Bild des Georgie, **669.**

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

- Friedemann Bach, Roman von A. G. Strachvogel, **80.**
Geschichte und heutige Gestalt der Kemter in England, von Dr. A. Weich, **21.**
Sagilische Literaturbericht, **22. 315.**
Mittheilungen aus Julius Verdes' geographischer Nachlaß, von Dr. A. Petermann, **96.**
Nidum der Grimmerungen, von E. Kapper, **96.**
Pierre's Universalerregion, **26.**
Tagebuch einer Reise vom Nißissirji nach des Küsten der Südsee, von Paulin Röhlhansen, **209.**
Ostindien, von Philipp van Böden, **204.**
Dramas aus u. nach dem Spanischen, v. F. Braunfeld, **295.**
Das Leben der Erde, von Dr. W. Sagarin, **306.**
Geschichte und *Lancia* passare, von Robert Waltmüller, **306.**
Das Hans Reichthild, **306.**
Ludwig Hildand, von Gustav Fiedler, **306.**
Erzählungen von Robert Keller, **206.**
Populäre Aufsätze aus dem Nierdeime, von A. Fehde, **311.**
L'empire des Tsars, von Schnipser, **312.**
Das Buch der Pflanzenwelt, von Dr. Carl Müller, **318.**
Jahrbuch deutscher Volkswirtschaft auf 1858, **318.**
Hilfsstoffe von Vorder-Indien, **318.**
Gnaud Tempelrey's Aljämmeira, **318.**
Aus dem Darge, von G. Fröde, **318.**

Literarische Notiz, 318.
 Kriegerische und friedliche Träumereien, von H., 440.
 Deutsche Geschichte für das deutsche Volk, von A. N. Mayer, 441.
 Gedichte von Friedrich Hebel, 442.
 Lieder der Minnesinger, von Karl Elmrod, 444.
 Vier Jahre Memelen. Portraits und Griebnisse von G. Schmidt-Weissenfeld, 448.
 Alman für Deutschlands Lächler, 448.
 Kurze Anzeigen, 448.
 Ein Frühling, von Jacob Gerwinus, 452.
 Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami, von Charles J. Andersson. Aus dem Schwed. von Dr. G. Vogt, 453.
 Ulrich von Hutten, von D. F. Strauß, 454.
 Luth-Ramels, das Papageienbuch. Aus dem Türkischen übersetzt von G. Kelen, 456.
 Gedichte von Karl Gottfried Müller von Keimern, 456.
 Goethe's Leben und Schriften, von G. F. Wewel, übersetzt von Dr. J. Brede, 470.
 Ein Herbst in Wales, von Julius Rodenberg, 471.
 Jerusalem, epische Dichtungen von Adolph Stern, 473.
 Johannes-Alman, herausgegeben von Fr. Müller, 473.
 Alman israelischer Originalien, herausg. von Fr. Oser, 473.
 Botanische Unterhaltungen, von H. Kuerswald und G. H. Rossmäyler, 474.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit.

Die neuesten Bewegungen in der theoretischen Landwirtschaft, von Dr. Braas, 97.
 Ueber Zunahme des Welches und der Circulationsmittel in Europa, 104.
 Allgemeines Rückbild auf die letztverflohenen Wochen, 207, 220.

Der Handwerker auf der Zeitenscheide, v. H. Kammer, 210.
 Die Industrie und die Atmosphäre, von Prof. Gottlieb, 210, 212, 440.
 Der gegenwärtige Betrieb des elektro-magnetischen Uhren, von Dr. Schellen, 324.
 Das deutsche Bankwesen, von Adolph Wagner, 329.
 Ueber die Austerlegung des Kriegsmaterials bei den Engländern, von F. Barrentrapp, 446.
 Die Bank von England und die Preussische Gesetzgebung, von Adolph Wagner, 453.
 Zur Zuragedewissercorrection, 452.
 Die Kautschukerei in Jartahale, von Dippel, 457.
 Die Natur in der Wirtschaft — Erfindung und Ertrag, von Dr. Braas, 461.
 Das Schraubenloos, von Dr. Schellen, 475.
 Freiheit und Verantwortung, von H. Kammer, 486.
 Der Pariser Credit Mobilier, von Adolph Wagner, 498.

Sechste Abtheilung.

Reiseberichte aus der Fern e.

Die ostasiatischen Verhältnisse n. l. w., 106, 219, 341, 458, 465, 692.
 Die Novara-Expedition, von Dr. Carl Scherzer, 108, 694.
 Aus Griechenland, 109.
 Skizzen aus New York, 109, 221, 248, 370, 696.
 Berggräber und Gewässer in Californien, 112.
 Die Verheigung des Origaba und Poyocotrent, 114, 468.
 Die wissenschaftl. Reisen auf Befehl des Königs Max, 221.
 Ueber die verunglückte atlantische Telegraphen-Lanzierung, von R. Broock, 224.
 Skizzen aus Constantinopel, 225, 480.
 Perisiamische Zustände, 243.
 Skizzen aus Wien, 250.
 Die Maria-Theresa-Jubel, von H. Berghaus, 464.
 Skizzen aus Paris, 474.

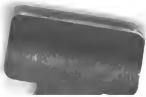
Namen- und Sachregister zum dritten Bande.

Maschinenerei, die, im Jartahale, von Dippel, 457.
 Alman für Deutschlands Lächler, 445.
 Alman israelischer Originalien, von Fr. Oser, 473.
 Aluminium, oder Bismuthmetall, v. F. Barrentrapp, 447.
 Andersson, Charles J., Reisen in Südwest-Afrika, 453.
 Anzeigen, kurze, 448.
 Kuerswald und Rossmäyler, botanische Unterhaltungen, 474.
 Bank, die, von England und die Preussische Gesetzgebung, von Adolph Wagner, 455.
 Bankwesen, das deutsche, von Adolph Wagner, 329.
 Barre, von R. Hartmann, 425.
 Brauer, von R. Hartmann, 73.
 Brauer's letzte Lieter, von Julius Rodenberg, 348.
 Bewegungen, neue, in der theoretischen Landwirtschaft, von Dr. Braas, 97.
 Bunt, vom, von Prof. A. Vogel jun., 267.
 Christliche Zustände, 243.
 Brachvogel, Friedrichmann Fsch, 82.
 Braunfeld, Ludw., Dramen aus dem Spanischen, 205.
 Californien, von Fr. Richterfeld, 297.
 Christliche Welt, von August Beyer, 221.
 Geographische, die, von A. W. Straube, 124.

Constantinopel, Skizzen aus, 229, 460.
 Coraggio, ein Bild des, 462.
 Gerwinus, Jacob, ein Frühling, 452.
 Credit Mobilier, der Pariser, von Adolph Wagner, 498.
 Dorf, das estonische, in Narissa, 26.
 Dorf, das vortekantische, in der Amiensfeld, 11.
 Dorf, ein deutsches, auf slavischem Boden, 18.
 Dünendorf, das, von Heinrich Smidt, 225.
 Elektro-magnetische Uhren, von Dr. Schellen, 324.
 Englische Literaturbericht, 22, 215.
 Epigramme, von Fr. Hebel, 1, 443.
 Erbsen in Bontanus, 409.
 Fabriken und Käufler an den Küsten des Golfs von Honduras, von Julius Fröbel, 440.
 Frauen im Orient und Central, Stellung der, von Friedrich Wolpert, 455.
 Freiheit und Verantwortung, von August Kammer, 486.
 Galanteriemaler Frankreichs, die, von Richard Richter, 660.
 Galvanischer Strom, praktische Anwendung desselben, von Prof. Müller, 142.

- Haack, Carl Friedrich, von Carl Schöde, 256.
 Hemmter, die, der gemäßigten Zone, v. Fr. Remmann, 535.
 Helm, aus seinem Leben, von G. Pröhle, 193.
 Hemst. Geschichte der Kemter in England, 21.
 Holzröhre in Gallien, 112.
 Griechenland, aus, 109.
- H**
 Handwerker, der, auf der Jellenkette, von A. Sammers, 210.
 Hebel, Fr., Gedichte, 442.
 Heller, Robert, Erzählungen, 206.
 Höhenrauch, Weien und Wirkung des, von N. Ulbr., 261.
 Högabo, eine alte Geschichte, von J. B. Schöffel, 22.
- J**
 Japan, eine Küstenfahrt in, von Ernst Rantz, 30, 271.
 Industrie und Aemlichkeit, v. Prof. Gottlieb, 216, 219, 442.
 Jodarmes-Album, herausgegeben von Fr. Müller, 673.
 Juragewässer correction, 457.
- K**
 Kapper, Album der Erinnerungen, 96, 219.
 Kara Tjerbie, von G. Kapper, 244.
 Kirche, die, von Wola, von G. Kunge, 418.
 Kriegsmaterial, über dessen Anfertigung bei den Engländern, von F. Barrentrupp, 446.
 Kuria-Muria-Anien, von A. Berghaus, 464.
- L**
 Lazarus, Dr. M., das Leben der Gesele, 206.
 Lebensereignis der Fische, Einfluß des Lichtes und der Luft auf denselben, von Prof. A. Vogel, 59.
 Leber, populäre Aufsätze, 211.
 Leimer, G. W. Ritter von, Gedichte, 556.
 Lenz, Goethe's Leben und Schriften, übersetzt von Dreese, 679.
 Liebert, G. Ludw. Hsland, 206.
 Literarische Notiz, 218.
- M**
 Maximilian's Essay Frederic the Great, von Herrn. Grimm, 504.
 Märtyrer, die, der Pflanzzeit, Novelle von Ludwig Roglar, 677.
 Mayer, K. K., deutsche Geschichte, 441.
 Mazarin, von, nach Turango, von G. v. T., 47.
 Merin, der Zaneder, v. Ed. Müller v. Königsminter, 263.
 Mineralien, die neuen, am Rhein, 27.
 Mödern, Phyllis von, C. K. 204.
 Mörders, Waldwin, Tagebuch, 203.
 Müller, Johann v., aus dessen Jugendleben, v. F. Heubner, 145.
 Müller, Karl, das Buch der Pflanzzeit, 218.
 Museum, das neue, in Dresden, von Ernst Förster, 62, 186, 222, 425.
- N**
 Nacht, eine, von Ernst Ambold, 276, 467.
 Nahr, die, in der Wirtschaft, von Dr. Hrnab, 561.
 Nächstes aus der Fern, 106, 219, 241, 459, 566, 622.
 Neugriechische Skizzen von Dr. Hrnab, 268.
 New Herf, Skizzen, 109, 227, 246, 470, 506.
 Novara-Expedition, die, 108, 624.
- O**
 Oändien, von Fr. Steger, 511.
- P**
 Paris, Skizzen, 174.
 Petrmann, geographische Mittheilungen, 96.
 Pflanzenregel, warum er nach oben wächst u. f. w., 183.
 Philofofie, die, und der Empirismus, 442.
 Peter, Universal-Lexikon, 26.
 Planelupare, die, von Prof. J. G. Müller, 417.
 Poreatretel, die Befreiung des, von Baron von Müller und J. Laverrier, 114, 168.
 Pröhle, aus dem Gorge, 218.
- R**
 Reisen, wissenschaftliche, auf Befehl des Königs Mar, 221.
 Reliefkarte von Ober-Juden, 218.
 Rhdus, die Stadt, von Albert Berg, 626.
 Riesenküle, die, am Heißeberge im Crenwaite, von Dr. Karl Rukhton, 406.
 Ritter, der, von Grimmesstein, von G. Kunge, 618.
 Roderus, Julius, ein Herbst in Wales, 672.
 Roßbild, das Haus, 206.
 Rüdild auf die letzten Wochen, 267, 329.
- S**
 Sängerin, die, kirchliches Melodrama von Remmann, 462.
 Schicksale antiker Kunstwerke, von F. Friedländer, 539.
 Schmidt-Beisenfeld, G., Remoten und Erlebnis, 443.
 Schmitz, Temples des Tsars, 213.
 Schraubenschiff, das, von Dr. Schellen, 675.
 Signa, die Seteria, Novelle von Ed. Högge, 2, 120.
 Simrod, Karl, Lieber der Minnefinger, 444.
 Smaragd, der, von Dr. J. Höggerath, 129.
 Stern, Adolf, Jerusalem, 673.
 Strauß, D. H., Ulrich von Hullen, 554.
 Student von Wittenberg, der, von Jacob Gorenz, 111.
 Südböden, durch, nach Oberösterreich, v. G. Kapper, 422.
 Suey, der Canal von, von Fr. Steger, 165.
- T**
 Tanzkunst, zur Geschichte der französischen, 646.
 Telegraphen-Anlage, die verunglückte, von J. W. Brech, 224.
 Tempel, G. K. 218.
 Theater, die, in London, von Julius Rodenberg, 432.
 Theaterkritik, eine, der Kaiserin, von Dr. K. G. 218.
 Toyftein, der, von Dr. J. Höggerath, 406.
 Trümmerlein, kriegerische und friedliche, von F. 440.
 Tuti-Named, das Paragatenduch, 456.
- U**
 Ungebrachte Briefe aus Ober's Reich, zusammengestellt von Dr. M. Glaser, 64.
- V**
 Verlorne Vögel, 17.
 Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, von Dr. F. Schödlcr, 229.
 Volkswagen der Schweiz, von G. Kunge, 287, 615.
- W**
 Waltmüller, Robert, Gedichte, 206.
 Wien, Skizzen, 260.
 Wunder, ein blaues, von Dr. F. Schödlcr, 617.
- Z**
 Zunahme des Geldes in Guroon, 104.
 Zwerggehe und Schönheit in der Natur, von Ernst Hsland, 500.

THE  BOUND TO PLEASE
Heckman Bindery
 411C 67
N. MANCHESTER



Produced by Creative

3 0000 093 482 192